

[redacted]





Zeitung

für die

Elegante Welt.



Siebenunddreißigster Jahrgang.

Januar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1837.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein=interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In= und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik= und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1¼ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober=Post= und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober=Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof=Postamts=Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs=Comptoir in Berlin.
Die — — Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz=Postamts=Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober=Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober=Postamts=Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt=Postamts=Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn= und Taxische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober=Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Cassel.

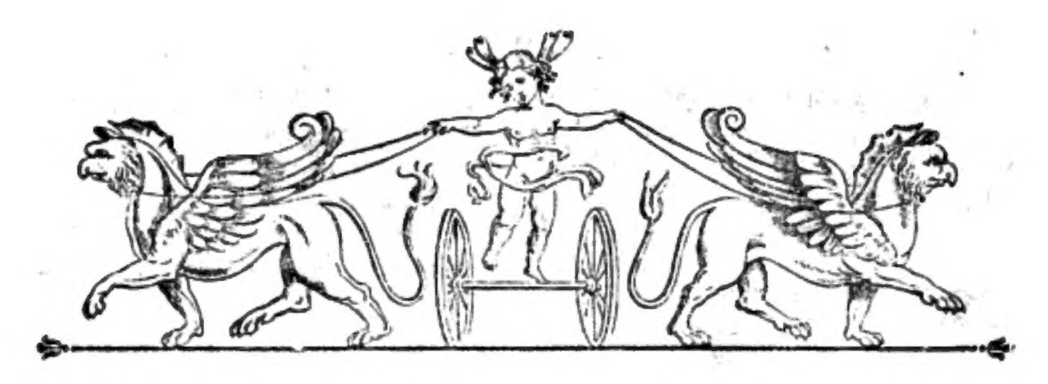
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 1. — den 2. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Charakteristik Goethe's *).

Von Stephan Schütze.

1.

So viel und so mancherlei auch schon über Goethe mündlich und schriftlich ist verbreitet worden, so bleibt es doch noch immer sehr zweifelhaft, ob das Publicum jemals von ihm eine vollständige und richtige Vorstellung erhalten werde. Das Wahre über ihn, das sowohl im Einzelnen als Allgemeinen hervortritt, kommt nicht zur reinen und allgemeinen Ansprache, weil es selten unvermischt erscheint, d. h. ohne zugleich auch Falsches, Halbwahres, Einseitiges, Unzusammenhängendes zu liefern. Kaum ist von diesem oder jenem eine treffende Zeichnung entworfen, so kommen wieder Andere, die, statt sie auszuführen, sie aufs neue verwischen und ins Formlose, Ungemessene, Uebertriebene hinaus verziehen. Wenn die Beschränkteren die Grenze zu enge messen, nicht alles gewahr werden und anerkennen, vieles mißverstehen und mißdeuten, so glauben dagegen Andere, daß sie von einem großen Geiste nicht zu viel sagen, nicht edel und hoch genug denken, nicht erhaben und glänzend genug sprechen könnten. Letzteres ist oft deshalb der Fall, weil die Deutschen am meisten den Vorwurf eines zu niedrigen Standpunctes fürchten, niemals aber besorgen, daß sie auch wohl zu hoch und bis in jene Region sich versteigen möchten, wo mit einem himmlischen Schwindel — Schwärmerei, Träumerei und das Irrereden sie befällt. Bei den Deutschen wird aller Unsinn verziehen, wenn er nur geistreich klingt. Auch die Urtheile über Goethe sind davon nicht frei geblieben, und gewiß wird gleich einem Jeden hier eine Menge Tolles, Ueberschwängliches, Gesuchtes, Unnatürliches und Aberwitziges einfallen, womit hier und da über ihn ist geschwindelt und gefabelt worden. Dies hat vorzüglich seine Schriften getroffen, ist aber auch für seine Persönlichkeit nicht ohne Folgen geblieben, indem man das, was man dort zu sehen glaubte, mit auf diese hinüberwälzte. Um so mehr ist es nun von Wichtigkeit, diese richtig aufzufassen, denn wer Goethe'n im Leben recht erkannt hat, wird ihn auch in seinen Schriften wieder finden, und in der Vielseitigkeit, worin andere zerstreut zehn verschiedene Menschen gewahren, wird ihm ein Gesammtbild begegnen, das keinen andern ihm vor die Seele stellt, als Goethe'n, wie er lebt und denkt. Und es gibt gewiß für Forscher und Philosophen kein besseres Mittel, im Anschauen seines Geistes bei gesunden Sinnen zu bleiben, als ihn im Leben zu betrachten. Weil aber dieses nicht, wie bei einem Helden, durch wirkliches Handeln sich immer

*) Dieser Aufsatz ist schon im März 1835 geschrieben, aber durch besondere Umstände bis jetzt zurückgehalten, jedoch nicht verändert worden. Unterdeß sind Eckermann's „Gespräche mit Goethe" erschienen, die also, der Zeit nach, mit diesem Aufsatze außer Berührung stehen, und die allerdings wohl viel zur Erlangung eines wahrhaften Charakterbildes von Goethe beitragen können, indem sie meiner Ueberzeugung nach so treu aufgefaßt und wieder erzählt sind, als es unter den gegebenen Verhältnissen nur möglich war. Sch.

äußern kann, so haben wir um so mehr auf die kleinern Züge und Vorfälle zu achten, worin seine Eigenthümlichkeit hervorspringt. Hiermit ist auch das Publicum einverstanden, und die Menschen haben niemals anders gedacht: an einem großen Manne interessirt auch das geringste, und kein Spott darüber hat noch je diese Neigung vertilgen können, die bei der Betrachtung eines Geistes ohne seinen Zusammenhang mit dem Körperlichen sich nicht beruhigt, und Boden und Ursprung verlangt, aus demselben Grunde, aus welchem der Mensch Gespenster fürchtet. Wo einmal ein geistiges Wesen sich zu solchen Offenbarungen der Natur ausgelebt hat, da will man auch alles wissen, was es irdisch und menschlich umgibt, und was die Erscheinung für uns faßlich macht.

Gehen wir aber nun daran, Goethe'n als Person und Charakter genau kennen zu lernen, so stellen sich uns eine Menge Schwierigkeiten entgegen. Wer kann, wer wird ihn ganz treu schildern? die nahe, oder die entfernt Stehenden? Bei beiden ist Gefahr der Täuschung und Gefahr für die Aufrichtigkeit. Wenn man auch eine richtige Beobachtung und eine wahre Beziehung des Einzelnen auf das Ganze, so wie eine Unterscheidung des Charakteristischen vom Unwesentlichen voraussetzt, was alles schon sehr viel sagen will, so kann doch der Nahestehende, selbst ohne es zu wissen, leicht etwas von seiner Freiheit in der Auffassung einbüßen: die Erscheinung kann ihn überwältigen, so daß er keinen abgeschlossenen Gesammteindruck erhält, womit sie zugleich als ein Werk des Schicksals der Welt sichtbar werden muß. Einzelnes kann ihn blenden, ja die Liebe, die Verehrung kann ihn ganz und gar mit sich fortreißen, so daß er die Sprache der Begeisterung redet und entweder vor Entzückung in Parteieifer verfällt, oder aus Freundschaft, Anhänglichkeit, Dankbarkeit es selbst für seine Pflicht hält, auch die kleinsten Flecken an der hohen Erscheinung zu tilgen, keine Beschuldigung gegen sie aufkommen zu lassen, Fehler und Schwächen vor der Welt zu verhüllen, und nicht sowohl für eine richtige Erkenntniß, als für die höchste Schätzung und glänzendste Erhebung des Gegenstandes zu sorgen. Auch wenn er dabei noch seine eigene Gewissenhaftigkeit verwahrt, und sie vor der lodernden Flamme sichert, so eifert er doch vielleicht nur für seinen Glauben, während er für die Wahrheit zu streiten meint; er genügt seinem Herzen, aber nicht den Anforderungen einer allgemeinern Wißbegierde, nicht den Erwartungen seiner Zeit. — Sodann kann noch besonders eine tägliche Nähe die Folge haben, daß der Hörende, Lernende, Mitgenießende sich ganz in den Geist des Meisters hineinlebt, so daß er die Welt nun mit keinen andern Augen ansieht, als mit den seinigen, und wenn er seine eigene Meinung zu sagen glaubt, nur aus dem Vorrathe des Reichen mittheilt. Hier ist kein freier Standpunct außerhalb des Gegenstandes, also auch keine unbefangene Anschauung desselben, keine Beurtheilung, keine Begränzung mehr, keine Erkennung des Wirklichen im Verhältniß zum mannichfach Denkbaren möglich. Herrliche Ueberlieferungen können hier allerdings noch zu gewinnen sein, aber wir werden sie vielleicht mehr wegen der Unschuld als wegen der hellen Beleuchtung zu schätzen haben, und das Erzählte zwei Mal betrachten müssen, erst mit den Augen des Erzählers, dann prüfend mit unsern eigenen, wobei unsere Anwendung auf den Gegenstand doch immer unvollkommen bleibt, weil wir nur von dem Gegebenen ausgehen können. — Endlich ist noch der Fall eines engern Verhältnisses in Erwägung zu ziehen, wenn sich dasselbe zuweilen durch Mißbilligung und Mißlaune trübt. Ein täglicher Umgang nämlich mit der Person einer heroischen Kraft wird nicht immer mit ihr zu genießen, sondern öfters auch von ihr zu leiden haben, und der Duldende, so ruhig er auch die Abweichungen vom Gewohnten tragen mag, wird dann doch oftmals durch sein eigenes Gefühl vermocht, anderer Meinung zu sein, Maßregeln, wenigstens innerlich, zu verwerfen, und Aeußerungen zu tadeln. Unter der seltenen Fülle der Gaben ruht ein mächtiger Drang, der auch als herrschender Wille hervortritt, und dieser, sein hohes Ziel verfolgend, streift nicht immer leise an den Rechten anderer hin. Jupiter steht nicht immer in seinem Glanze da, Unmuth befällt ihn, er runzelt die Stirn, der Himmel bewölkt sich, der Donner erschüttert die Erde und der Blitz trifft nur gar zu gern die nächsten Gegenstände. Ein anderes Mal hüllt er sich in seine Nebelschleier und hält Rath mit der eigenen Klugheit, die noch mit hohen Absichten irdische Berechnung verbindet; aber weil alles Geheimnißvolle reizt, schärft der nahe Beobachter seine Blicke, den Ursprung jener Wahrheit zu belauschen, die auch den Vortheil des Scheins nicht verschmäht. Und so muß es denn wohl geschehen, daß er Manches gewahr wird, was sich der Welt verbirgt. Indeß wird Jemand, der in der Nähe eines großen Mannes so vielerlei Erfahrungen durchlebt hat, die nicht immer sanft ihn berührten, die nicht alle zu seiner Zufriedenheit ausfielen, ja die ihn wohl mitunter zu einem stillen Gegner machten, wird ein solcher, nachdem er an seiner Seite bis an sein Ende in folgsam schweigender Treue ausgeharrt hat, nach seinem Tode wohl geneigt sein, auf-

richtig alles zu erzählen, was er an ihm zu bewundern und zu tadeln gefunden? Müßte er lobend nicht fürchten, mit manchem frühern Gefühle, mit mancher erinnerlichen Aufwallung in seiner Brust in Widerspruch zu gerathen, oder tadelnd etwas von der Ehre einzubüßen, die er für so lange bewährte Treue sich bei der Welt gesichert hat? —

Wohl möglich, daß auch eine Entfernung in der Zeit dazu gehört, um eine genaue Schilderung von Goethe zu liefern, aber ein treues vollständisches Bild muß viele einzelne lebendige Züge enthalten — woher diese nehmen, wenn sie nicht in der nächsten Gegenwart aufgefaßt und gesammelt werden? Später lassen sie sich nicht nachholen; sie sind unwiederbringlich verloren, wenn sie nicht von Augenzeugen, von mitlebenden Zeitgenossen aufgezeichnet werden, so wie man schon beklagen muß, von dem göttergleichen Schiller, in seiner unmittelbaren Berührung mit der Welt nicht noch mehrere Seiten aufgefaßt, von seinen kräftigen Aeußerungen im Leben so wenig zu wissen. — Aber vielleicht ist über Goethe mehr von denen zu erwarten, die weniger eng mit ihm verbunden, ihm weniger verpflichtet waren. — Wir wollen sehen! — Goethe vereinigte alles in sich, was nicht nur die Wißbegierde und Schaulust, sondern auch die Eitelkeit der Menschen reizen konnte, seine Nähe zu suchen, um sich in den Strahlen seiner Hoheit zu sonnen, und sich selbst für die Welt in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Größe des Geistes, persönliche Würde, Reichthum und weltliches Ansehen verband sich mit der Anmuth eines gastlichen Empfanges, mit der Billigkeit einer allseitigen Anerkennung, vor welcher Jeder gern die Schätze seines Wissens aufthat, und zu der Sicherheit eines ruhigen Selbstgefühls gesellte sich zugleich die Neigung und Klugheit, kein Opfer des Lobes und der Verehrung, das ihm dargebracht wurde, unfreundlich oder befremdet zurückzuweisen, was schon allein im Stande war, Tausenden, sie mochten zu urtheilen fähig sein oder nicht, die Zunge zu lösen und die Bemerkungen über ihn ansehnlich zu vermehren. Also strömten von allen Seiten die verschiedensten Menschen herbei, man wollte ihn wenigstens einmal im Leben gesehen und gesprochen haben, und mancher, der sich eine Verwandtschaft mit ihm zutraute, fühlte das Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit bei ihm eine Herzstärkung, eine Bestätigung seines eigenen Werthes und eine erneuerte Beglaubigung für die Welt zu holen. Selbst wer mit ihm nicht eben in freundliche Berührung kam, oder in nicht sehr harmonischem Verhältnisse zu ihm stand, hütete sich wohl, etwas davon zu verrathen; öffentlich hieß es immer, man habe seines wohlwollenden Einflusses sich erfreut. Und ob nun gleich Goethe — besonders in früherer Zeit — mit offenen Aeußerungen eben nicht sehr freigebig, im Urtheilen oft rücksichtlich und bequem, und zu ausführlichern ästhetischen Gesprächen nicht immer leicht zu verleiten war, ob es gleich dabei, theils aus Schonung gegen Menschen von so verschiedener Fassungskraft, Neigung und Gesinnung, theils aus eigener Verwahrung gegen sie nicht ohne alle Verstellung und Verleugnung abgehen konnte, so berief sich doch jeder, der ihn gesprochen oder ein Buch geschrieben und ihm dargebracht hatte, auf einen Ausspruch von Goethe. Man kann sich also denken, wie viele und wie mancherlei Aussagen, Nachrichten und Versicherungen sich über den Meister in alle vier Winde verbreiten mußten, was er alles sollte gesagt, gemeint, behauptet, vertheidigt, lieb gewonnen und in sein Herz geschlossen haben; die verschiedensten Neigungen, Gesinnungen, Grundsätze wurden ihm zugeschrieben und zu Grundeigenschaften seines Wesens gemacht. Indem jeder ihn sich zueignete und die wunderlichsten Widersprüche sich begegneten, ward er nach allen Seiten gedehnt, zerstückelt und zerrissen, oder mit einer Menge von unverträglichen Prädikaten bis zur Unkenntlichkeit überschüttet, so daß aus dem reichen Vorrathe von Beschreibungen und Schilderungen nur Verworrenheit, kein selbstständiges Bild hervorgehen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Löwen, den 27. December 1836.

[Die Eisenbahnbauten in Belgien.]

Von allen Unternehmungen zur Beförderung des Handels und der Industrie in dem jungen Königreiche Belgien dürfte wohl die vom Staate bewerkstelligte Anlegung von Eisenbahnen zur Verbindung der größern Städte im Lande selbst, und vorzüglich die von Antwerpen nach der preußischen Gränze als Handelsstraße mit Deutschland projectirte und theilweise schon zur Ausführung gebrachte Eisenbahn als besonders wichtig und zweckdienlich hervorgehoben werden können. In der Ueberzeugung, daß Ihnen die Details dieser Bahn und insbesondere einige auf großartige Weise überwundene und noch zu überwindende Terrainschwierigkeiten nicht bekannt sind, die aber doch vielfach und um so mehr Interesse erregen möchten, als Leipzig ein eigenes Streben für die Anlegung gleicher Transport- und Communicationsmittel an den Tag gelegt hat, beeile ich mich, Ihnen eine allgemeine Uebersicht der ganzen Bahn, mit genauer Berührung der wichtigsten Details zu geben. Diese Bahn, welche das Mittel zur Realisirung fester Verträge mit Deutschland und einer politischen Anschließung an dasselbe werden soll, wird in Antwerpen unmittelbar bei dem neuen Entrepot, welches, nach Einäscherung des alten an der Schelde durch den General Chassé, dicht an dem zweiten Bassin des Hafens in dreifach größerem und wahrhaft kolossalem Verhältniß erbaut ist, ihren Anfang nehmen. Die Bahnstrecke von Mecheln nach Ant-

werpen, wie Ihnen bekannt seit dem Frühjahre d. J. eröffnet, bildet von letzterer Stadt aus die erste Station der Bahn nach der preußischen Gränze, und geht jetzt nur bis Bürgerhout, was einige Minuten von den Befestigungswerken derselben entfernt ist, bis wohin sich der Personentransport jedoch für immer nur erstrecken wird, von wo aus dann höchst elegante Omnibus, Chaisen und Cabriolette die ankommenden Reisenden in jeden Theil der Stadt bringen, und eben so zu jeder Abfahrt der Maschine wieder abholen und bis zum Abfahrtspuncte befördern. Das Stück der Bahn von Bürgerhout bis zum Entrepot ist ungefähr 10 Minuten zu Fuß, rein für den Waarentransport bestimmt, und wird jetzt gefertigt. Die Bahn von Mecheln nach Löwen, welche die zweite Station der Bahn nach Deutschland bildet, ist in voller Arbeit, sie überschreitet einmal die Dyle auf einer massiven Brücke von einem Bogen, die über ein für den Fluß neugegrabenes Bett auf dem rechten Ufer seines natürlichen Laufes erbaut ist, welches Bett in kurzem nach vollendeter Verkittung der Wasserseiten der Brücke dem Flusse geöffnet werden wird. Außerdem passirt sie bei Löwen einen beinahe dreißig Fuß hohen und fast eine Stunde langen Damm, dessen Aufschüttung über eine sehr tiefliegende und weiche Wiese auf der rechten Seite des löwener Canals bedeutende Schwierigkeiten verursacht. Die dritte Station, von Löwen nach Tirlemont, ist eine von denjenigen, welche auf einer Strecke von nicht ganz 4 Lieues eine Menge von bedeutenden Terrainschwierigkeiten darbietet, die jedoch durch Genie und Silber auf eclatante Weise gehoben sind. Unmittelbar von dem Abfahrtspuncte dieser Station geht die Bahn bis zu der rehabilitirten Prämonstratenser-Abtei Park in einem mehrere zwanzig Fuß tiefen künstlichen Hohlweg, eine Strecke von ungefähr einer halben Stunde zu Fuß, fort, auf deren Mitte die nach Deutschland führende Chaussée liegt, unter welcher die Bahn durch einen kleinen Tunnel, etwa 60 Fuß lang, fortläuft. Bei Park nun liegen aneinander vier sehr große, zur Abtei gehörige Fischteiche, deren letzten die Bahn auf einem 22 bis 25 Fuß hohen Damm durchschneidet, nachdem sie vorher einen Aquaduct desjenigen Flusses passirt hat, der genannte vier Teiche bewässert. Das Terrain ist von hier an nun immer hügelig, mit sehr tief liegenden Wiesen durchschnitten, daher läuft die Bahn abwechselnd auf hohen Dämmen und durch tiefe Hohlwege fort, bis zu dem Dorfe Kontig, wo ein großartiges Werk sich dem Auge des Beschauers darstellt. Das Niveau der Bahn traf hier auf einen Hügel, dessen Umgebung auf keine Weise möglich war, man sah daher kein anderes Mittel, als einen Tunnel hindurch zu führen, welches Werk vor nicht ganz zwei Jahren begonnen wurde, seit kurzem bis zum Durchgange zu Fuß vollendet ist, und seinem Erbauer neben großer Ehre auch einen großen Namen machen wird. Erlauben Sie mir, Ihnen über dieses interessante Werk einige nähere Details seiner Construction zu geben, da es auf dem nördlichen Continent vielleicht das Erste dieser Art sein dürfte. Die ganze Länge dieses unterirdischen Bauwerks beträgt 930 Metres *), mithin beinahe 3000 F. preuß. Seine Wölbung oder Decke liegt 25 Metres unter der Plattform des Hügels, die Höhe des Tunnels selbst ist 22 Fuß, mithin liegt das Niveau der Bahn etwas über hundert Fuß unter der Oberfläche des Terrains. Er ist 4 Metres 30 Centimetres breit, aus Backsteinen nach dem neuen englischen System, eiförmig an den Enden etwas eingedrückt gebaut, und sein innerer Raum durch Verschmierung mit Cement luft- und wasserdicht gemacht, so daß die 3 Fuß dicken Mauern, auf diese Weise gegen derartige Zerstörungen gesichert, Jahrhunderten trotzen können. Seine Sohle trägt eine Bahn, die, wie alle belgischen Eisenbahnen, auf 3zölligen Bohlen von der hier im Lande so allgemeinen, und wie die Kiefer in den sandigen Theilen Preußens so höchst nützlichen Schwarzpappel liegt, an deren einer Seite sich eine gemauerte, 2 Fuß tiefe, mit dem gehörigen Falle versehene Rinne befindet, um das in dieser Tiefe aus dem Grunde hervordrängende Wasser abzuleiten, damit es nicht hinderlich werde und zerstörend auf das Gemäuer wirke. Zur Erleuchtung der Schnellfahrt durch diesen unterirdischen Wegführer werden auf geeigneten Distanzen in besonders dazu gemauerten Nischen sehr geschmackvolle Gaslaternen angebracht, die ihre Nahrung aus einer außerhalb des Tunnels angelegten Bereitungsanstalt erhalten. Außerdem befinden sich noch kleine einem Schilderhause ähnliche Vertiefungen in den Wänden, in welche die mit der Reinigung der Bahn, Erhaltung der Beleuchtung ꝛc. beauftragten Warter bei Ankunft der Maschine treten können. Zur Erhaltung guter Luft und Bewerkstelligung eines fortwährenden Luftzuges, durch welche die bei Durchfahrt der Maschine von derselben ausgehauchten bedeutenden Dampfwolken entfernt werden sollen, sind auf gleichmäßigen Distanzen, man kann sagen Schornsteine angelegt, welche aus der Tiefe zu Tage gehen, und der Form der norddeutschen Dorfziehbrunnen nicht unähnlich, nur von größerem Maßstabe sind. An den beiden Ausläufen dieses Tunnels sind Stationshäuser für Wächter angelegt, die bei Ankunft der Maschinen durch gewisse Signale die freie oder gehinderte Durchfahrt bezeichnen, und hierdurch auch, da der Tunnel nur eine Bahn hat, das mögliche Zusammentreffen zweier von entgegengesetzten Richtungen kommender Maschinen in demselben vermeiden. —

(Der Beschluß folgt.)

*) Ein Metre = 3 Fuß 2 Zoll preußisch.

Notizen.

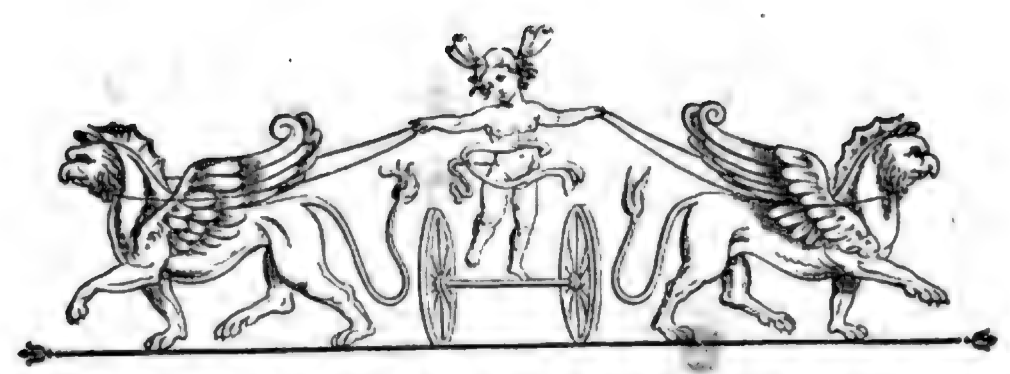
[Marmier über Chamisso.]

Unter dem Titel: „Ein Besuch bei einem Dichter" gibt X. Marmier, der junge interessante Germanomane, der einige Zeit in Berlin lebte und viele deutsche Gedichte übersetzt hat, in der Revue de Paris vom 11. December eine Schilderung vom grauen Sänger Adalbert von Chamisso. Seine Extase über das literarische Leben in Berlin geht so weit, daß er sagt, der Thiergarten sei mit eben so viel Po ten als Vögeln bevölkert. Von der berliner Mittwochsgesellschaft ist er auch ganz hingerissen. Schade, daß das Echauffement einiges Lächeln abnöthigt.

[Napoleomanie.]

Die Franzosen glauben überall Napoleon's Züge zu sehen, sie lassen sich gern durch oberflächlichen Anschein täuschen. Kaum hat ein querköpfiger Prinz in Straßburg mit Napoleon's grüner Uniform und kleinem Hute coquettirt, so will man in der Ecole de Medecine zu Paris an einem jungen Mediciner, Pietri aus Corsica, der seine Doctor-Thesen zu vertheidigen hat, eine Aehnlichkeit mit dem Kaiser entdecken. Einer der Examinatoren kann sich nicht enthalten, ihn zu fragen, ob er mit der Familie des Kaisers verwandt sei. Hr. Pietri muß das verneinen, benutzt aber diesen Umstand und läßt Erinnerungen an den großen Helden der Weltgeschichte in seine medicinische Dissertation einfließen, so daß er stürmischen Beifall erntet.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 2. — den 3. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Charakteristik Goethe's.

(Fortsetzung.)

Zu dem allem kam noch ein zweites, nicht minder großes Uebel, welches darin bestand, daß man auch fleißig aus sich selbst in Goethe'n hinübertrug, und bald vorsätzlich, bald unbewußt die eigenen Meinungen den seinigen beimischte, die eigenen Gedanken bei den seinigen unterbrachte und bei Gelegenheit einer Aeußerung von ihm die stillgehegten Lieblinge seines Busens mit vom Stapel laufen ließ. Nicht eben das schlimmste, aber doch das glänzendste Beispiel davon gibt uns das Buch von Falk über Goethe.

Zu den ersten Gaben eines Historikers gehört die Enthaltsamkeit seiner selbst, und wenn man sich bei der Erscheinung dieses Buches die Frage aufwarf, ob Falk wohl im Stande sei, etwas Vernommenes ganz treu zu überliefern, so mußte jeder, der ihn persönlich im Leben kannte, dies bezweifeln, weil ihm jene Enthaltsamkeit fehlte. Mit beweglicher Phantasie, mit großem Geschick in witziger Zusammenstellung und besonders mit unendlicher Beredsamkeit immer etwas Merkwürdiges behandelnd, trug er beständig seine eigenen Ideen mit sich herum, die er, je nachdem diese oder jene bei ihm die Woche hatte, gern Jedermann mittheilte, und mit welchen er jeden Freund, der ihm begegnete, wo möglich auf einige Stunden fest hielt. Trotz mancher sophistischen Uebertreibung hörte man ihn, abgesehen von der Zeit, mit Vergnügen, weil er immer geistreich sprach. Und so finden wir ihn auch in dem Buche wieder, das nicht allein mit der Wahrheit, die es enthält, sondern auch mit der Einkleidung, die er ihr gegeben, viel Liebe und Glauben beim Publicum sich erworben hat. Aber ist es eine reine, treue Ueberlieferung? — Keinesweges! Falk hat die Aeußerungen von Goethe so verarbeitet, daß sich der Inhalt oft zur Ausführung verhält, wie die Textesworte zu einer Predigt. Von den Scenen, wo man selbst zugegen war, kann man auf die übrigen schließen. So legt Falk in der, wo Goethe über die Schlegel zürnt — sie fiel bei der Hofräthin Schopenhauer vor — ihm zehn Mal mehr Worte in den Mund, als er wirklich gesprochen hat, und Worte zum Theil, die seinen Lippen ganz fremd waren. — In einer andern Stelle, worin er Goethe'n als deutschen Patrioten heraufführt, hat er mit vielen Worten sehr stark aufgetragen. So läßt er ihn unter anderm sagen: wenn er mit dem Herzoge durch die deutschen Provinzen wandere, würden die Leute sprechen: da geht der alte Goethe! — Nimmermehr hat Goethe solche Worte in den Mund genommen. Alle Erinnerungen an Alter und Sterblichkeit vermied er, und er that sehr wohl daran. Noch in den spätern Jahren wurden deshalb in den Festgedichten auch die leisesten Anspielungen darauf, und wenn sie das schönste Bild gaben, von seinen Freunden niemals für erlaubt gehalten. Und schon 1806, wo Goethe noch gar nicht alt war, sollte er so gesprochen haben? — Wer mag nun in der Unterredung über Unsterblichkeit und in der über Na-

turstudien, womit sich damals Falk selbst beschäftigte, das Wahre vom Falschen sondern! Nicht nur falsche Meinungen, sondern auch falsche Eigenschaften können leicht aus solchen Schilderungen hergeleitet werden. Und stellt nicht selbst die Sprache schon den Menschen dar? Mit Bestimmtheit kann man oft sagen: dies Wort sieht dem Manne nicht ähnlich! Mit leisem Ohr hört man hier Falk's pomphaftere Worte heraus, während die einfachern von Goethe nur schwach hindurchklingen.

Steht es nun so mit dieser inhaltreichen, ausgezeichneten Schrift, wie mag es mit der Charakterwahrheit in vielen einzelnen abgerissenen Berichten und Bemerkungen über Goethe aussehen, die den Deutschen überkommen oder noch zu erwarten sind!

Wer von Goethe'n ein treues Bild liefern will, muß ihn als eine große Erscheinung in der Zeit überhaupt betrachten, wie er aus der Ferne angeschaut wird. Mit einem idealisirten Gesichte, und wenn die Freundschaft es noch so schön machte, würde er bald ins Allgemeine verschwimmen und vor der Nachwelt nicht so sprechend da stehen, wie wir ihn im Leben gekannt haben. Starke Züge müssen es sein, von den Grundeigenschaften seines Wesens herausgenommen. Nur diese können einen Totaleindruck hervorbringen. Das Aeußerste, das Auffallendste, wie es bei einer so kräftigen, obendrein vom Glücke so begünstigten Natur der Welt gegenüber nothwendig vorkommen mußte, ist hier gerade für das Willkommenste zu achten. Was gewinnt man auch, wenn man alle Unebenheiten ausgleichen will? Der böse Leumund wird um so schärfer wachen und mit anstößigen Anekdoten daneben gehen, welche nur die Schadenfreude unterhalten.

Eine rechte Schilderung muß Lob und Tadel gar nicht kennen, sondern die Eigenschaften so aus dem Grunde herausführen, daß Lob und Tadel darin aufgehen. Dieselbe Kraft, die heute durch Wunder entzückt, kann morgen eine ganze Welt verletzen. Am Ende ist es doch die mächtig waltende Natur, die unter der Hand des Schicksals den Menschen so oder anders werden und erscheinen läßt. Man muß Gott die Ehre geben; für den Menschen bleibt das Wenigste. Gerade wie Goethe zwischen innerm Drange und äußerm Glück artete, mit allen Eigenheiten bis zum äußersten hinauf — so muß er auch vor der Welt dargestellt werden, und so wird er auch, weder Götter- noch Götzenbild, erst recht in seiner ganzen Größe als eine wahre Merkwürdigkeit in die entfernteren Zeiten, die man Ewigkeit nennt, hineinleuchten.

2.

Goethe als Freund.

Wenn man es mit dem Begriffe der Freundschaft streng nimmt, so daß man darunter eine enge Verbrüderung, ein mit, in und für einander Leben, eine gleiche Zuneigung der Herzen mit der Bereitwilligkeit, sich für einander aufzuopfern, ein inneres stilles Besitznehmen von einander bis zum Gefühle der Unzertrennlichkeit versteht, so scheint es eben nicht, daß man dies auf Goethe anwenden könne, und daß er eine so innige und vertraute Verbindung jemals unterhalten, oder auch nur gewünscht und geliebt habe. Dem steht entgegen: seine Größe, das Gefühl derselben, sein ruhiges Auffassen der Dinge mit möglichster Entfernung aller Schwärmerei, seine Allseitigkeit, welche Freiheit bedingt, einer Versetzung in verschiedene Ansichten bedarf, die von allem etwas nimmt, sich alles anzueignen trachtet, sich Personen wie Gegenstände dienstbar macht, und so — mit dem herrschenden Blicke des Geistes — sich, wo möglich, die ganze Welt unterwirft. Für diesen Geist war jede Freundschaft zu enge, zu ausschließend, jede glühende Forderung eines Andern zu unbequem, wo nicht gar ein Eingriff in seine Rechte. Auf einer solchen Höhe, wo Niemand sich mit ihm ausglich, mußte denn auch bei seinem klaren Selbstbewußtsein ein gewisser Egoismus schon von selbst entstehen, wenn man nicht lieber sagen will, daß dieser als eine Absonderung und stille Selbstbewahrung die herrschende Anschauungsweise unmittelbar schon begleitete. Doch ist Egoismus, auch im weitern Sinne, (im engern wird er mit Beziehung auf Andere ein Vorwurf) für Goethe lange nicht der rechte Ausdruck. Goethe war nicht egoistischer, sondern monarchischer Natur, zum Theil so geboren, zum Theil so geworden. Alles ruhig beherrschend und den gewaltsamen Eindrücken der Dinge sich entziehend, fühlte er sich allein, gesichert und als ein reicher Besitzer, der eben so gern austheilt als einsammelt, immer, ohne sein eigenes Selbst zu gefährden, für welches gute Freunde wohl sehr wünschenswerth blieben, aber ein ausschließlicher mitherrschender Freund nie Bedürfniß war. Verehrung, Theilnehmung, Anregung, Beförderung seiner Zwecke, Dienstleistung, Hülfe eines jeden nach seiner Art wußte er mit weiser Benutzung in allen freundschaftlichen Verhältnissen zu seinem innern Gesammtleben zu verwenden, ohne mit einer Umarmung sein ganzes Gewicht den Schultern eines Einzigen anzuvertrauen. Er selbst setzte die Freundschaft in gemeinsame Wirksamkeit, und bezog sich dabei auf sein Verhältniß zu Schiller, worin dem Aufmerksamen, der sich

einen Begriff von ihrer Freundschaft machen will, bei aller Annäherung der Zwischenraum nicht entgehen darf, der für den Respect gelassen und gelegentlich zur Sicherung der Gerechtsamen gebraucht wurde. Indem sie gegenseitige Belehrung suchten, war es eigentlich nützliche Anregung, was sie wirklich erlangten, denn beider Naturen und Geistesrichtungen waren — wie unter andern auch eine Verwandte Schiller's ausdrücklich bemerkt — zu verschieden, als daß sie viel von einander hätten annehmen oder wesentlichen Einfluß auf einander gewinnen können. Schiller dringt immer auf Idee, und Goethe verhält sich dagegen ablehnend. Schiller bewundert an ihm die Ausführung im Einzelnen, das Lebendige, Natürliche, ohne es selbst erreichen zu können oder auch nur zu wollen. So mit einander beschäftigt, mußten sie allerdings zu einer Gemeinschaft gelangen, die mit warmem Antheil des Herzens für eine Geistesfreundschaft gelten kann, die aber den Begriff einer Freundschaft überhaupt noch nicht erfüllt.

Eben so wird man denselben auch nicht ganz streng anpassen wollen, wenn man von der erhabenen Freundschaft seines Fürsten spricht (die aus einem heitern Jugendleben hervorging), da hier noch weltliche Rücksichten in Betrachtung kommen, die Goethe nicht leicht aus den Augen setzte. Schon bewundernswerth genug, daß Geist und Talent bei der Bedeutung des äußern Unterschiedes sich gegenseitig bis zu diesem Vertrauen berührten! Auch bei mancher Störung und Entfernung durch Zeit und Umstände blieb nicht sowohl das lyrisch-poetische, als das plastische, zum Theil realistische Princip immer eine wirksam durchherrschende Harmonie, die dem frühern Bündnisse wohl nachhaltende Dauer geben konnte, wobei Goethe doch vor allem seine poetische Freiheit zu sichern wußte. —

Der biederherzige Knebel bewahrte ihm seine Freundschaft von den frühern fröhlichen Stunden her bis in sein spätestes Alter, war aber in den Aeußerungen über ihn sehr freimüthig, tadelte z. B. seine große Empfänglichkeit für das Lob, so auch, daß er um sich her die Natur zu sehr walten lasse, und auf die moralische Kraft des Menschen zu wenig Werth lege, in seiner Gegenwart indeß ging der Freundschaft etwas sichtlich der Respect vorher, wie ihn des Freundes Würde gewohnt war. Eben so benahm sich der deutsch gesinnte Einsiedel gegen ihn, der sich sehr ereifern konnte, wenn es ein Urtheil über ihn galt, übrigens aber in der Verehrung ihm treu blieb.

Enger mit ihm verbunden lebte Heinrich Meyer, der Kunstmeyer genannt. Ihn hatte er zum Beistande in der plastischen Kunst aus Italien mitgebracht, und er brauchte ihn um so nöthiger, da seine eigene Neigung, wie es schien, von Jugend auf dieser Kunst noch mehr als der Poesie zugewendet war, ohne daß er sie auch praktisch in seine Gewalt bekommen konnte. Bei Goethe hörte man weit mehr von Malerei und Bildern als von poetischen Werken sprechen, und Meyer bewährte sich als ein so bescheidener Lehrer, daß wenn Beide, in eine Person verschmolzen, mit öffentlichen Belehrungen auftraten, man fast immer Goethe's Stimme zu vernehmen glaubte. Da er auch Empfänglichkeit für die Poesie zeigte, so nahm ihn Goethe nicht selten auch hier zu seinem Begleiter, nur daß sich alsdann der Fall der Anbequemung umkehrte, und Meyer einer andern Meinung zu sein sich nicht leicht erkühnte. Treuer, anhänglicher, verschwiegener, geduldiger konnte in seinen Angelegenheiten sich wohl kein mitwirkender Freund beweisen, als Meyer, der drollig mit seinem Schweizerdialekt, den er nie verlernte, und mit seinen humoristischen Einfällen, die oft sehr wohlthätig die Ruhe seiner Sanftmüthigkeit unterbrachen, in Goethe's Umgebung zu den merkwürdigsten Erscheinungen gehörte. Aber je folgsamer er war, um so auffallender mußte es die Herrschergewohnheit seines Gönners und Freundes verrathen, wenn er einmal die Geduld verlor, wie dies z. B. bei folgendem Vorfalle sich ereignete. Goethe, der bei vielerlei Arbeit sich oft ums Theater nicht viel bekümmern konnte, hatte es geschehen lassen, daß man zu einem fürstlichen Geburtstage den Schutzgeist von Kotzebue wählte. Aber wie er hinterdrein hörte, daß der Hof über diese Wahl Unzufriedenheit geäußert habe, wollte er beweisen, daß das Stück doch nicht ohne bedeutenden Werth sei; er nahm es selbst vor und machte einige Aenderungen daran, womit es dann aufs neue in die Scene gesetzt wurde. Zu den Proben nun mußte Meyer an seiner Seite sitzen und sein Urtheil bekräftigen. Allein das Meiste blieb doch immer von Kotzebue, und der Schaden ließ sich nicht so leicht verbessern. Das brachte denn Meyer'n endlich in einen solchen Unmuth, daß er in Absicht seiner duldsamen Verschwiegenheit gegen seinen Herrn und Meister gleichsam bundbrüchig wurde, indem er seinen peinlichen Zustand kräftig gegen mich in den Worten aussprach: „Es ist doch die schw... Noth zu kriegen, wenn man etwas loben muß, wovon man weiß, daß er es selbst nicht loben kann.“ — So geschah es denn wohl zuweilen, daß in ihm die Dienstfertigkeit des Schweizers mit seiner Ehrlichkeit in Kampf gerieth, und er durch einen humoristischen Ausbruch seines Gefühls sich wieder in das Gleichgewicht setzte. —

(D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Löwen. (Beschluß.)

[Die Eisenbahn von Antwerpen bis zur preuß. Grenze.]

Daß die Kosten dieses Werkes viele hunderttausend Franken übersteigen, ist leicht denkbar, und wird um so mehr erhellen, wenn man beachtet, daß mehrere hundert Arbeiter fast zwei Jahre lang täglich unter Aufsicht eines an Ort und Stelle wohnenden Geometers arbeiteten, daß die von den beiden Endpunkten nach der Mitte zu arbeitenden Mineure täglich 4 Franken, mithin etwas mehr als einen Thaler preußisch erhielten, daß auf der Mitte der Tunnellänge eine Dampfmaschine von 12 Pferdekraft Tag und Nacht arbeitete, welche den mehrfachen Zweck hatte, die von den in der Tiefe arbeitenden Mineuren abgelöste Erde zu Tage zu fördern, das nöthige Baumaterial hinunter zu schaffen, und das den Arbeitern hinderliche Grundwasser auszupumpen; wenn man weiter bedenkt, daß eine eigne Schmiede und mechanische Werkstatt zur Instandhaltung der Werkzeuge und Maschinerien etablirt ist, daß außer der Dampfmaschine auf andern Punkten zur Aushebung des Grundwassers noch Pumpen und Druckwerke Tag und Nacht arbeiteten, daß mehrere Millionen roher Ziegel, ohne die an den Ausläufen verwendeten gehauenen Steine, gebraucht, und viele tausend Hectolitre Kalk, ohne den erforderlichen Cement, consumirt wurden. Nachdem die Bahn dieses herrliche Werk durchlaufen hat, geht sie in grader Linie auf Tirlemont zu, was drei Viertelstunden zu Fuß vom Tunnel entfernt ist, und wird, daselbst angekommen, auf einen Viaduct, der auf hohen Arkaden ruht, über einige Häuser fortgeführt. Diese so eben beschriebene Station bietet daher dem Reisenden die größte Abwechselung dar, indem sie ihn durch künstliche Hohlwege, auf hohen Dämmen über große Wasser, durch unterirdische mit Gas erleuchtete Räume, und auf Wegen die über bewohnten Häusern schweben, in einer halben Stunde fortführt. Von Tirlemont über St. Trond nach Lüttich, oder vielmehr bis auf eine kleine Strecke vor Lüttich, möchten nur allgemeine Hindernisse vorkommen, so daß keine erheblichen Schwierigkeiten entstehen können. Um jedoch über die Maas nach Lüttich zu kommen, bieten sich die bedeutendsten Schwierigkeiten dar, die nach allen Berechnungen, Combinationen und Operationen nur durch Anlegung einer schiefen Fläche überwunden werden können, welche Anlegung selbst eine der schwierigsten mathematischen Aufgaben ist und daher die Eröffnung der ganzen Bahn von Antwerpen bis Lüttich bis Ende des nächsten Sommers verzögert. Die Strecke von Lüttich bis zur preußischen Grenze, eine Länge von circa 6 Lieues, bietet Anfangs weniger Schwierigkeiten dar, bis die Bahn die sehr bedeutenden Höhenzüge der Ardennen berührt, welche dort auf der Grenze zwischen Belgien und Preußen liegen. Hier befindet sich auf belgischer Seite ein Berg, dessen Länge und Höhe jede Idee von Abtragung oder Durchführung eines Tunnels scheitern macht; es hat daher der sinnende Geist zur Besiegung dieses unumgehbaren Hindernisses eine höchst grandiose Idee entwickelt, deren Ausführung alles überwindet. Es wird nämlich auf dem Rücken dieses Berges ein sehr starker massiver Thurm erbaut, in welchen eine Dampfmaschine von 100 Pferdekraft und darüber placirt wird; diese Maschine zieht an einer ungeheuren Kette die am Fuß des Berges angekommene Maschine mit ihrem Zug von Berlinen, Diligencen, Chairbanks, Waggons ꝛc. hinauf, und läßt sie auf der andern Seite wieder langsam hinunter. — So wird denn in 1½ Jahren die belgische Eisenbahn von Antwerpen bis zur preußischen Grenze vollendet sein, und wenn es gleich noch unentschieden ist, ob das preußische Gouvernement oder Privatassociationen dieselbe bis Cöln fortsetzen werden, so liegt es doch zu tief im eigenen Interesse Preußens, dies sobald möglich zu bewerkstelligen, was man hier auch allgemein erwartet. — Besteht nun die Bahn von Antwerpen bis Cöln erst einmal, so wird man diese Reise von 29 Meilen in 10 Stunden machen, und diese Schnelligkeit des Transportes wird außer dem reellen Nutzen, den die Bahn darbietet, noch viele zum Comfort des Lebens angenehme Dinge herbeiführen. Man wird alle möglichen Seefische, Austern, Hummer, Kruvetten, Moulen und alle sonstigen eßbaren Produkte des Meeres eben so frisch in Cöln wie in Antwerpen essen. — Noch mehr! wenn die Dampfschifffahrt von Basel nach Straßburg erst eingerichtet, und die von Straßburg nach Mannheim schon bestehende, durch Erbauung ganz flacher Schiffe, ohne Unterbrechung Statt haben wird, so macht man die Reise von Basel nach London in nicht ganz 5 Tagen, wobei man alle Nächte in den bequemsten Gasthäusern und die letzte Nacht auf einem englischen oder belgischen höchst elegant und bequem eingerichteten Dampfschiff übernachtet. Welche Lockspeise für die so viel reisenden Engländer, einen Weg von beinahe anderthalb hundert Meilen in 5 Tagen mit Dampf zu machen, und dabei den viel besuchten romantischen Rhein fast seiner ganzen Länge nach zu passiren. Freilich möchte ein solcher Flug hinsichtlich der Schnelligkeit, der jüngsten Luftreise des Herrn Green ꝛc. noch lange nicht nahe kommen, dennoch aber immer sicherer zu dem vorgesteckten Ziele führen. K. A.

Notizen.

[Dampfschifffahrt.]

Das französische Dampfboot der Leonidas ist neulich von Konstantinopel nach neuntägiger Fahrt in Toulon eingelaufen. Es hat trotz dem sehr schlechten Wetter 582 Seemeilen, von denen 20 auf den Grad gehen, in neun Tagen zurückgelegt, während sonst die Fahrt von Marseille nach Konstantinopel, 590 Seemeilen, die man nun also auch in neun Tagen zurücklegen kann, mindestens einen Monat, häufig 40 Tage dauerte.

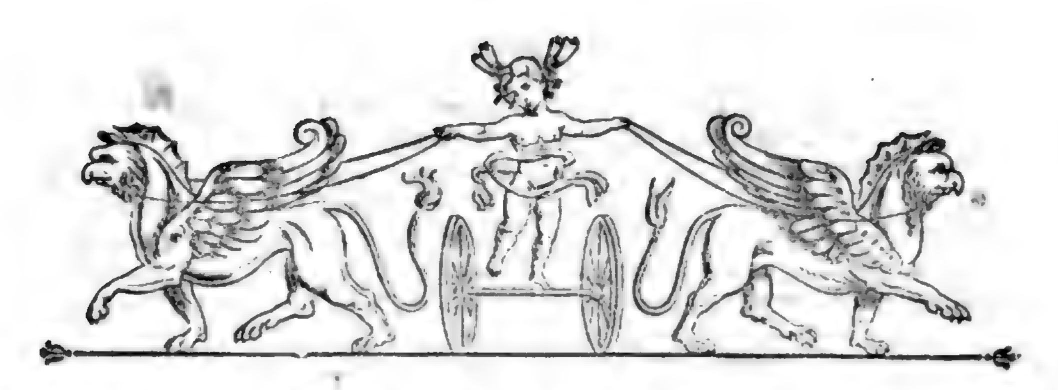
[Cosmar's Theater-Almanach.]

Der berliner Theater-Almanach, dessen erster Jahrgang die interessante Pièce von C. Blum, die Novize, brachte, liefert für 1837 sieben kleine meist nach dem Französischen gearbeitete Lustspiele, zwei von Cosmar, der Wundertrank (la fiole de Cagliostro) und Vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, andere von Albini, Genée, Stawinsky ꝛc. Die routinière Thätigkeit dieser Männer für die Bedürfnisse der Bühne nach ihrem dermaligen Bestande ist bekannt genug; in die Literatur gehören diese Sächelchen nicht, sie müssen auf den Brettern von jungem, hübschem, flinkem Volk gespielt werden, dann machen sie sich, und man vergißt über einer angenehmen Schauspielerin auch wohl ein sonst haltungsloses Stück Arbeit.

[Auber's neueste Oper.]

Auber's neue Oper, „die Botschafterin", spielt in Berlin. Die Heldin des Stückes ist die schöne Henriette, eine Sängerin aus München. Ein Gesandter liebt sie und macht ihr einen ehrlichen Heirathsantrag. Allein als die Sache zum Klappen kömmt, verzichten beide auf das Glück ehelichen Lebens, der Diplomat bleibt Heirathsdiplomat, die Schauspielerin bleibt im Leben wie auf der Bühne Schauspielerin. Im letzten Acte des Stückes wird auf der Bühne das Innere des berliner Theaters dargestellt. Der Text dieser dreiactigen komischen Oper ist von Scribe und Saint-Georges.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 3. — den 5. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Drei Besuche bei Voltaire.

Voltaire war unstreitig einer der merkwürdigsten und einflußreichsten Männer seines Jahrhunderts. Als solcher wurde er auf seinem Landsitze zu Ferney viel besucht, und es haben sich manche interessante Nachrichten von solchen Besuchen erhalten.

Der Engländer Charles Burney, Verfasser einer Geschichte der Musik und mehrerer Compositionen, kam auf seiner musikalischen Reise im Sommer 1770 nach Genf in die Nähe Voltaire's, und hätte ihn gern gesehen. Allein er war ohne alle Empfehlungsschreiben, weil er zur Zeit seiner Abreise von London und Paris noch nicht daran gedacht hatte, nach Genf zu gehen. Als ein ganz Fremder sich Voltaire zu nähern, schien ihm mit Recht gewagt, denn einige Engländer, die kurz vorher ohne gültige Adresse zu ihm gegangen waren, hatten nicht die beste Aufnahme gefunden. Er fragte sie nämlich, was ihnen beliebte, und auf ihre Antwort, sie wünschten nur einen so außerordentlichen Mann zu sehen, erwiederte er: „Gut, meine Herren, so sehen Sie mich jetzt — hielten Sie mich für ein wildes Thier oder für ein Ungeheuer, das nur dazu diente, zur Schau gestellt und begafft zu werden?" Hierdurch abgeschreckt, wollte sich Burney darauf beschränken, den Wohnsitz Voltaire's zu sehen und fuhr allein dahin. Wir lassen ihn nun selber reden.

Sein Landgut liegt drei oder vier englische Meilen von Genf, aber nah am See. Ich nahte mich ihm mit Ehrfurcht und einer sehr sorgfältigen Neugierde. Ich erkundigte mich, wo ich zuerst sein Gebiet beträte, ich hatte auch einen recht gesprächigen Postillon, der mir auf meine Fragen sehr genügend zu antworten wußte. Das Landgut ist sehr groß und er hat artige Bauernhäuser darauf angelegt. Zum Beweise, daß er Seigneur ist, hat er auf der Seite von Genf einen vierseitigen Galgen errichten lassen. Einer von seinen Meierhöfen, oder vielmehr Manufacturgebäuden (denn er legte auf seinem Gebiete eine Manufactur an), war so schön, daß ich sein Schloß zu sehen glaubte. Wir fuhren durch eine reizende Gegend voll Kornfelder und Weinberge nach Ferney; der genfer See und die Gebirge von Gex, der Schweiz und Savoyen lagen vor uns. Nah am Schlosse links steht eine niedliche Capelle mit der Inschrift:

DEO
EREXIT
VOLTAIRE
MDCCLXI.

Als Grund, warum er diese Inschrift gewählt habe, gab Voltaire an, es sei einmal Zeit, Gott eine Kirche zu weihen, nachdem man den Heiligen so viele geweiht habe.

Ich ließ fragen, ob einem Fremden erlaubt sei, das Landhaus und die Gärten zu besehen, und erhielt bejahende Antwort. Ein Bedienter kam bald darauf und führte mich in das Cabinet, wo sein Herr eben geschrieben hatte, was

Niemanden gezeigt wird, wenn er zu Hause ist, ich erhielt aber die Erlaubniß, weil er spazieren gegangen war. Von da ging ich in die Bibliothek, welche nicht besonders groß, aber ausgesucht ist. Ich fand hier eine marmorne Statue, ihn selbst in Lebensgröße vorstellend und an ein Fenster gelehnt stehend. In einem andern Zimmer waren noch viele Merkwürdigkeiten, ein Brustbild von ihm, welches etwa vor zwei Jahren gemalt war, die Bildnisse seiner Mutter, seiner Nichte der Mademoiselle Denis, seines Bruders Herrn Dupuis, der Familie Calas u. a. m. Das ganze Gebäude ist niedlich, nicht sehr groß und ohne gesuchte Verzierungen. Ich hätte oben bemerken sollen, daß zwischen der Capelle und dem Wohnhause, gleich neben der erstern, ein Theater ist, welches er vor mehrern Jahren bauen ließ, und auf welchem von seinen Freunden einige seiner Trauerspiele vorgestellt wurden. Jetzt wird es blos als Behältniß von Holz und altem Hausrath gebraucht, indem seit vier Jahren nicht mehr darin gespielt worden ist.

Der Bediente sagte mir, sein Herr sei 78 Jahr alt *), aber noch ganz munter. Er arbeitet, sagte er, täglich zehn Stunden, schreibt beständig ohne Brille, und geht oft, blos von einem Diener begleitet, eine oder gar zwei Lieues. Und sehen Sie, da unten ist er.

Er besuchte seine Arbeiter. Mein Herz schlug bei dem Anblicke eines so außerordentlichen Mannes. Er kam eben aus dem Garten und ging quer über den Hof vor seinem Hause. Da er meine Kutsche und mich im Begriff einzusteigen sah, winkte er den Bedienten, der mein Führer gewesen war, zu sich, um, wie ich glaube, nach meiner Person zu fragen. Nachdem sie ein paar Worte mit einander geredet hatten, näherte er sich dem Orte, wo ich unbeweglich stand; ich suchte seine Person, wenn er von mir weg sah, so viel als möglich zu betrachten; allein als ich ihn auf mich zugehen sah, fühlte ich mich von einer unwiderstehlichen Macht zu ihm hingezogen, und ohne zu wissen, was ich that, ging ich ihm auf die Hälfte des Weges entgegen. Es ist schwer zu begreifen, wie ein Mensch in einer Gestalt, die beinahe nur aus Haut und Knochen besteht, wie Herr von Voltaire, leben könne. Er klagte über sein abgelebtes Alter und meinte, ich wäre vielleicht neugierig, einen Menschen zu sehen, der am Rande des Grabes stände. Doch sind seine Augen und sein ganzes Gesicht noch immer voll Feuer, und so hager er war, so konnte man sich doch keine lebhafteren Züge denken. Er fragte nach Neuigkeiten aus England und bemerkte, daß die poetischen Zänkereien den politischen Platz gemacht hätten, aber er glaubte, daß der Parteigeist in der Poesie so nöthig sei, als in der Politik. Die Streitigkeiten der Schriftsteller, sagte er, sind den Wissenschaften vortheilhaft, wie in einem Freistaate die Zänkereien der Großen und das Geschrei des geringern Volks zur Freiheit nothwendig sind. Wenn die Kritiker ruhig sind, ist das nicht sowohl ein Beweis von der Vollkommenheit und dem richtigen Geschmacke der Zeiten, als von ihrer Dummheit. Er fragte mich, welche Dichter wir jetzt hätten, und ich nannte Mason und Gray. Sie schreiben aber nur wenig, erwiederte er, und es scheint, die Engländer haben keinen mehr, der es Dryden, Pope und Swift zuvorthäte. Ich sagte ihm, es sei vielleicht einer von den Nachtheilen der kritischen Monatsschriften, daß sie oft das bescheidene Genie zum Stillschweigen brächten, während unverschämte Dummköpfe hartnäckig und fühllos die Geißel der Kritik verlachten; Gray sowohl als Mason wären von mechanischen Kunstrichtern in den Zeitungen auf eine unanständige Weise mitgenommen worden, und wie ich glaubte, möchte Bescheidenheit und Liebe zur Ruhe bei diesen Männern das Uebergewicht über ihre Ruhmbegierde gewonnen haben. Während dieser Unterhaltung waren wir den Gebäuden näher gekommen, die er an dem Wege zu seinem Schlosse errichten ließ. Dies, sagte er, darauf hinweisend, sind die unschuldigsten und vielleicht die nützlichsten von allen meinen Werken. Ich erwiederte, man habe von ihm andere, die weit allgemeinerer Brauchbarkeit und unsterblicher wären, als diese. Er war so gefällig, mir verschiedene Bauernhäuser, die er angelegt hatte, und die Pläne von einigen andern zu zeigen. Hierauf empfahl ich mich, aus Furcht, seine Geschäfte zu unterbrechen, denn ich wollte ungern der Welt etwas so Kostbares rauben, als ihr die wenigen übrigen Augenblicke dieses großen und universellen Genies sein müssen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Voltaire, geboren 1694, war damals noch nicht 77 Jahr alt

Zur Charakteristik Goethe's.

(Beschluß.)

Am meisten ist neuerdings Goethe's Freundschaft mit Zelter zur Sprache gekommen, worüber ein langer Briefwechsel als Zeugniß vor uns liegt. Sie beruhte ebenfalls auf gemeinsamer Wirksamkeit, und wenn gleich Zelter'n davon das meiste zufiel, so gehörte er doch nicht ganz zu den dienenden Freunden, deren Goethe viele hatte. Die nächste Berührung war, daß Goethe Lieder dichtete und Zelter sie in Musik setzte. Daran knüpfte sich dann, daß Goethe sich von ihm über Leben und Kunst in Berlin

Bericht erstatten, und besonders seine Ansichten darüber sich mittheilen ließ. Er hatte in ihm einen kräftigen, tüchtigen Menschen kennen gelernt, und Goethe hielt auf das Urtheil eines Naturmenschen überhaupt sehr viel, ja, man kann sagen, mitunter zu viel, wobei sich noch überdies, wenn es auch treffend war, sehr leicht eine Täuschung einschlich, indem Personen in seiner Umgebung schon seine Grundsätze kannten und unwillkürlich in ihrem Urtheile sich darnach richteten, sich auch täglich darnach bildeten, so daß Goethe nicht selten nur sich selbst wieder zu hören bekam. Wie Zelter sich allmälig in ihn hineinlebte, sehen wir ganz deutlich an seinen Briefen, selbst mitunter an seinem Styl, doch blieb ihm bei der angeborenen Stärke seines Charakters immer noch Eigenthümlichkeit genug, um Vieles auch auf seine Weise von der Welt abzuspiegeln. — Was nun die Freundschaft zwischen Beiden betrifft, so kann man sie ebenfalls nicht zu der echt vollkommenen rechnen, besonders wegen der Ungleichheit des Gefühls. Bei Goethe ist viel persönliches Wohlwollen, mit einer besonnenen, wenn nicht gar vornehmen Haltung; bei Zelter Liebe, Verehrung, Begeisterung. Wenn jener als Freund zu kalt, zu gemessen erscheint, so tritt dieser dagegen zu warm, zu ungestüm auf. Es gehörte in der That schon ein großer Anlauf dazu, wenn einer als Freund wirklich von Goethe Besitz nehmen wollte. Zelter hatte dazu das Herz und das Selbstvertrauen. Wunsch und Einbildungskraft kamen dem Glauben zu Hülfe, so daß er sich endlich in seiner Seele auf das innigste mit ihm verbunden fühlte, und ohne ihn nicht länger leben mochte. Er war nicht mehr der Freund, er war der schwärmerisch Liebende. Doch auf dem Wege bis zu diesem Ziele scheint der irdische Mensch auch einigen Antheil an den Fortschritten gehabt zu haben, denn auffallend sind in seinen Briefen die vielen Schmeicheleien, die er ihm sagt, und man fragt sich dabei: kann und wird wohl ein Freund einen andern so ins Gesicht loben, und wenn er es thut, muß man da nicht voraussetzen, er wisse, daß jener es gern habe? Das macht die Freundschaft etwas unlauter, und man hat in Weimar wohl nicht unrecht, wenn man sagt: Zelter habe sich an Goethe'n angerankt. Die Anreden sowohl als einzelne Stellen sind in dieser Hinsicht merkwürdig. So lesen wir unter andern: mein göttlicher Freund, mein unsterblicher Freund, mein angebeteter Freund! mein Allerschönster, mein Allersüßester! doch auch zuletzt: Komm doch, lieber Junge, nur einmal vor meinem Tode nach Berlin, worauf Goethe mit: „mein werthester Freund" und: „mein theuerster Freund" antwortet. Ueber den Elpenor schreibt Zelter: „Sie haben an diesem Torso ein unsterbliches Werk geboren; die Nachwelt wird es nicht glauben, daß die Sonne unserer Tage ein solches Werk hat hervorgehen sehen." Ferner: „Sie sind also gar nicht in Teplitz gewesen? — Wehe! wehe! und doch möchte ich lachen: Unter uns gesagt, halb Berlin ist diesen Sommer nach Böhmen gelaufen, um sich — in Ihrem Anschauen zu baden." — „Und nun lebe wohl, mein süßgeliebtes freundliches Herz, zu dem die Heiden beten, ohne es zu wissen." — „In Frankfurt am Main habe ich zuerst und allein das Haus auf dem Hirschgraben gesucht, wo mein Heiland geboren ist." — „Guter Mann, Du bist bescheidener, als Gott will (!), und ich beneide Dich darum, daß Du auch damit uns über den Haufen rennst, indem Du uns etwas willst sein lassen." — „Der Divan ist jetzt meine Bibel, in deren Anbetung ich täglich mehr versinke." — „Verzeih! wenn ich jetzt an Dich denke, ist mein Herz wie ein frischer Honig, ich könnte es auf Brot essen." — „Ich soll Dich nicht überraschen? Gott bewahre! Hinter'm Ofen wollte ich liegen, wenn ich nur alle Woche eine Stunde Dein liebes Antlitz sehen könnte."

Auch in persönlicher Gegenwart ließ Zelter es nicht an solchen Aeußerungen fehlen. So hörte ich ihn einmal bei Goethe sagen, indem er, zu mir gewandt, von einem Dritten mißbilligend sprach: „Ja, vom Genie lasse ich mir alles gefallen, das Genie kann mich mit Füßen treten!" wovon sich die Anwendung auf Goethe von selbst machte. Mir fiel dabei Zacharias Werner ein, der einmal versicherte, er wolle sich gern von Goethe'n durchprügeln lassen, um nur zu sehen, wie er sich dabei geberde. Ich war stillschweigend anderer Meinung, und habe es überhaupt, bei aller Verehrung gegen große Geister, nie bis zu dieser schmerzhaften Unterwerfung bringen können. Alles zusammengenommen wird die Freundschaft mit einer solchen Größe, zumal, wenn diese zugleich eine geistige und weltliche Größe ist, wohl immer ein verdächtiges Ansehen behalten, und namentlich bei Goethe möchte — in einem weitern Sinne — für gegenseitige Freundschaft das Sprichwort wohl seine Bestätigung finden: Der Monarch hat keinen Freund!

Correspondenz.

Aus Kassel, im December 1836.

[Beiträge zu den Bildern aus Kassel.]

In Lewald's Europa las man Bilder aus Kassel. Sonderbarer Einfall! In der That, ich traute kaum meinen Sinnen, als ich vor einiger Zeit die zweite Lieferung des vierten

Bandes der „Europa" — zu Gesicht bekam?... nein, das nun eben nicht, dies war ein Ding der Unmöglichkeit, aber sie doch vorlesen hörte, vorlesen auf dem hiesigen Museum vor einer staunenden, in tiefes, nur durch Gelächter unterbrochenes Schweigen versunkenen Menge. Ich habe mehrere Jahre lang in Kassel gewohnt, dann bin ich wieder draußen gewesen, und nun bin ich abermals in Kassel; aber kasseler Bilder, sogar Bilder aus Kassel? nein, ich gestehe, wenn auch nicht gern, doch offen, dergleichen habe ich immer zu den logischen Unmöglichkeiten gerechnet. Höchstens, dachte ich, fällt's einmal Jemanden ein, kasseler Rahmen zu schreiben oder Rahmen ohne Bilder, wie Heinrich Scheffer aus Marburg „Bilder ohne Rahmen" geschrieben hat. Da hätte man doch gleich das Beschränkte, Begrenzte, das Hohle, Leere, die Ansicht auf Nichts gehabt; aber Bilder.... In Wahrheit! ich kann den Kasselanern nicht ganz Unrecht geben, wenn sie behaupten, daß der Herr Verfasser sich seine Bilder größtentheils nur eingebildet habe; denn Vorbilder gibt's in Kassel nun einmal nicht, und darum sind auch offenbar keine Nachbildungen möglich.

Ohne Zweifel gehen zwar Diejenigen zu weit, welche den Verfasser mit einem Hohlspiegel vergleichen, der die Gegenstände vergrößert und verunstaltet zugleich darstelle, wenn er sich nicht in der richtigen Brennweite zu ihnen befinde; denn hohl ist er nicht, ach nein! er ist voll, voll von warmen, milden, lebensreichen Bildern; aber ein Spiegel, ein treuer Spiegel ist er nun gerade auch nicht, denn so sieht wenigstens Kassel nicht aus, wie er es darstellt.

Man könnte zwar gegen mich den Aerger der Leute und beziehungsweise das Mährchen vom Basilisken, der sein Bild im Spiegel sah ꝛc., geltend machen. Allein dies Argument ist nur scheinbar, denn eigentlich geplatzt ist doch noch Niemand, und wenn ja hier und da mal Einer mit abweisenden Gegenbemerkungen hervorplatzte, so geschah dies offenbar nur in der Uebereilung oder doch wenigstens nur aus Eifer für die Sache der Wahrheit.

Darum bedarf's denn auch weiter keiner Rechtfertigung, wenn ich's unternehme, dem Herrn Verfasser der mehrgedachten Bilder hier noch einige nachträgliche, zurechtweisende Rippenstöße beizubringen, sintemalen wir — wenigstens dem Auslande gegenuber — daran liegt, daß man von dem jungen Manne nicht hinters Licht geführt werde, denn er selber hat bereits seinen Lohn dahin. Gräßliche Vergeltung! ewig waltende Nemesis! mußte er doch seinen Namen in der Didaskalia und im „kasseler Beobachter" lesen, in den löschpapiernen Blättern „für Geist und Herz"! —

Aber, wird man fragen, wozu denn noch Widerlegung? wozu noch der weitern Plagen für den armen Märtyrer? Ist's nicht genug, daß schon vier Aufsätze gegen ihn geschrieben und Gott weiß, wie viel Absätze über ihn zerstampft sind? Speit nicht der kasseler Correspondent im frankfurter Conversations-Blatte und in der Theater-Chronik Feuer und Flammen, nicht der kasseler Beobachter Schlamm und Wasser? Soll denn die Welt mit Gewalt in diesem Jahre noch untergehen? Bedenken Sie doch! Nach Dr. Olbers wird die Erde einmal durch Wasser vernichtet werden; wenn Sie aber die Bilder angreifen oder wohl gar deren Feinden noch wohlmeinende Liebkosungen beibringen, dann gibt's wieder Gegenbemerkungen und Gott weiß was sonst noch, und gerechter Himmel! wenn die Pfauen schreien und die Schafe springen und stoßen, dann droht ja Wind und Regen, sagt eine alte Bauernregel.

Doch mit Vergunst, meine Leser, das ist zwar alles wahr und gut; allein jene Herrn lassen dem jungen Federhelden offenbar noch zu viel Schmeicheleien und Gerechtigkeit widerfahren; darum will ich mich denn mitleidig finden lassen und ihren, zum Theil recht schwachen Angriffen noch so gleichsam den rechten Nachdruck verleihen. Und vor dem Ende der Welt brauchen Sie sich um deswillen auch nicht zu ängstigen. Wenigstens hält man in Kassel auf Olbers' Ansicht nicht viel; hier tritt man leicht zu der Meinung Büffon's über, daß nämlich die Erde ein Mal erfrieren werde.

Jeder vorsichtige Kämpfer sieht sich zunächst seinen Feind erst an, ehe er mit gezückter Wehr auf ihn eingeht. Fassen wir daher auch den unsrigen erst etwas näher ins Auge, nicht blos, um, wie der Herr ** im Beobachter, seine Licht- und Glanzpunkte, sondern auch, um seine schwache, um seine Schattenseite zu erspähen. Wenigstens können wir dann, wie einst die Griechen im Schatten fechten. Vielleicht ists auch Manchem unsrer Leser nicht unangenehm, den jungen Bilderstürmer etwas näher kennen zu lernen, der die Kasselaner so sehr in Affect gebracht hat.

Es ist eine lange, hagere Figur, dem Anschein nach 25, dem Kirchenbuche nach aber erst 22 Jahre alt. Die Gliedmaßen sind ihm so beweglich, wie die Gedanken, aber seine Haltung ist nicht so sicher, sein Gang nicht so fest, wie der Schritt seiner Perioden. Im Gegentheil, wenn er geht, hat man noch mehr Angst wegen seines Fortkommens, als wenn er schreibt; aber wenn er spricht, da meint man, es könne ihm kein Ziel unerreichbar bleiben: so blendet, so besticht er, so weiß er sich zu wenden, so Alles zu erfassen und zu benutzen. Seine Gesichtsbildung ist einnehmend, lebendig, ausdrucksvoll, aber ohne Festigkeit und eigenthümlichen Charakter; seine Stimme tief und wohltönend, sein Haar braun und immer wohl geglättet und parfümirt. Auf den leichtaufgeworfenen Lippen ruht übermüthiger Spott, in den Mundwinkeln höhnende Ironie, doch mehr aus Vorsatz als von Natur. In Gesellschaft ist er heiter, oft voll toller, ins Possenhafte überspringender Laune, jedoch immer unter der Voraussetzung, daß man gehörige Notiz von ihm nimmt. Seine Kleidung ist stets gewählt, meist schwarz und überhaupt nach englischem Zuschnitt (er hört dies gern, weil er eine Zeit lang Hauptlehrer in einer Erziehungsanstalt für junge beefsteaks war). Wenn er unangenehm werden oder die Leute bange machen will, nimmt er eine kleine Lorgnette vor; sonst aber sieht man große, klare Augen in tiefen Höhlen, gleichsam als hätten sie sich versteckt vor einer frühen Leidenschaft, und in diesen Augen, in diesen schönen, sinnigen und sinnlichen Augen, da liegt der eigentliche Inhalt des jungen Mannes, da sieht man die flammende, tändelnde Liebe seiner Sonette, die leise Wehmuth, die warme Fülle seiner Bilder des Herbstes.

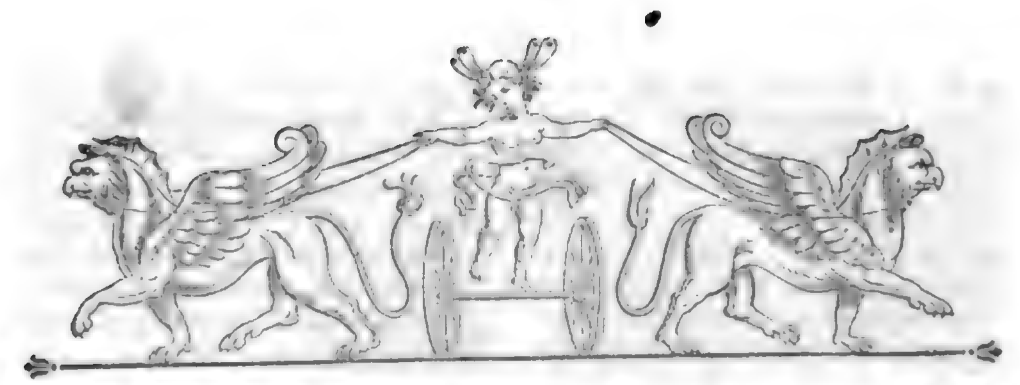
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Das berliner Conversationsblatt.]

Vom berliner Conversationsblatt, unter Hermann Marggraff's Leitung, liegt eine Probenummer für den Jahrgang 1837 vor uns. Wir finden darin einen interessanten biographischen Artikel „Wezel, der Sonderling von Sondershausen", wahrscheinlich von Marggraff's Feder, und einen Aufsatz von Franz Horn über Lessing's letzte Lebensjahre, in der gemüthseligen Manier dieses Autors, die besonders einem Frauenpublicum zusagt. Eine Correspondenz aus Leipzig eifert gegen den versteckten unglücklichen Scribenten in der Mitternachtzeitung; ein Schlußartikel des Probeblattes versetzt Samilasso in die berliner Weihnachtsausstellungen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 4. — den 6. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Drei Besuche bei Voltaire.

(Beschluß.)

Einige Monate später wurde Voltaire von zwei Schweden, einem jungen Freiherrn von Rudbek und seinem Führer Biörnståhl besucht. Diese wissenschaftlichen Reisenden hatten zu Paris so viel von Voltaire's Unzugänglichkeit gehört, daß sie darauf gefaßt waren, vielleicht den Weg zu ihm vergebens zu machen. Doch gebrauchten sie die Vorsicht, sich ein Empfehlungsschreiben an Voltaire von d'Alembert zu verschaffen, und es fügte sich überdies noch, daß d'Alembert bei ihrer Ankunft zu Genf gerade zum Besuche bei Voltaire war. Biörnståhl erzählt nun in seinem elften Briefe an Giörwell: Ich reiste den 3. October (1770) nach Fernen, in der Hoffnung, dort zugleich Herrn d'Alembert zu treffen, aber zu allem Unglück war er bei meiner Ankunft mit Madame Denys, Herrn von Voltaire's Schwestertochter, ausgefahren. Gleichwohl ging ich in das Schloß und ließ mich bei Herrn von Voltaire melden. Er ließ mir sagen, er wäre krank, und ließ mir Erfrischungen in der Hitze, insbesondere Sirop de Capillaire anbieten, der hier sehr gebräuchlich ist. Ich ließ ihm durch den Bedienten zurücksagen: Alle Süßigkeiten würden mir sehr herbe sein, wenn ich nicht die Ehre hätte, ihn selbst zu sehen; sein Anblick würde mir angenehmer als die besten Gerichte sein. Er nahm diese Freiheit wohl auf und schickte seinen Secretair, Herrn Vannière, uns Gesellschaft zu leisten; ich übergab ihm Herrn d'Alembert's Brief, den er in die Hände des Herrn von Voltaire lieferte. Endlich kam Herr von Voltaire in den Saal und bat um Entschuldigung, daß er mich so lange habe warten lassen, er habe das Fieber u. s. w. Ich bat ihn gleichfalls um Vergebung, daß ich so dreist gewesen, ihn zu stören; mein Verlangen nach der Ehre, ihn, der einen so hohen Rang in der gelehrten Welt einnehme, zu sehen, sei so groß gewesen u. dergl. Er erwiederte meine Höflichkeiten mit Gegenhöflichkeiten, und fragte mich nach einiger Zeit, ob ich mit ihm im Garten spazieren wolle. Unter dem Spazieren redeten wir von allerhand, von König Karl XII., vom Czar Peter, vom russischen Kriege, von Ihrer Majestät der Königin von Schweden; er sagte: Elle m'honore de sa protection. Ich machte die Anwendung auf die Ansprüche, die reisende Schweden machen könnten, Herrn von Voltaire zu sehen; wie wenige dieses Glück gehabt hatten, und wie sehr ich Herrn d'Alembert dafür verpflichtet sei. Er erwiederte: Herr d'Alembert ist ein großer Mann, aber ich bin nicht mehr als ein Schatten. Herr Rudbek, der immer in meiner Gesellschaft war, erwiederte darauf: Ce n'apartient qu' aux grands hommes, d'apprecier leurs semblables. Herr von Voltaire sagte ihm hierüber viel Höfliches, in Ausdrücken, die mich so genau angingen, daß ich's hier übergehen muß. Herr Rudbek recitirte einige Verse aus der Henriade, dies gefiel Herrn von Voltaire unglaublich wohl, er sagte zuletzt: Vous serez une ressource pour Votre patrie. Ich rühmte den

guten Geschmack, der in seinem Garten und Schlosse herrschte, er sagte: C'est ma petite retraite. Er freute sich unglaublich über die Siege der Russen; die Kaiserin von Rußland schreibt ihm mit eigener Hand lange Briefe, und das recht oft, fast jede Woche. Er hatte noch neulich einen sehr gnädigen Brief von ihr bekommen, worin sie sagt, daß sie kein Vergnügen am Kriege findet, doch will sie, da sie einmal angegriffen ist, das Kriegsglück so weit treiben, als sie kann u. s. f. Es wird ihr ein Vergnügen sein, wenn ihre Art zu regieren den Beifall der Philosophen, besonders eines so großen, als Herr von Voltaire, erhält. Wir redeten lange zusammen von verschiedenen Materien. Er, der vorher Fieber haben wollte, vergaß sich jezt so, daß er zwei bis drei Stunden mit uns im Garten spazieren ging. Als es gegen Abend anfing, kühl zu werden, bat ich ihn, seiner Gesundheit zu schonen und hineinzugehen. —

Voltaire zeigte nun den Reisenden seine Zimmer, seine Studirstube und Bibliothek. Diese bestand aus 6, bis 7000 Bänden, und war am vollständigsten in der Theologie und Geschichte. Er schrieb sich in Biörnståhl's Stammbuch auf derselben Seite, wo d'Alembert sich eingezeichnet hatte. Auf des Reisenden Bitte, ihn auf der Rückreise aus Italien wieder besuchen zu dürfen, erwiederte er: Très volontiers, mais je ne serai plus.

Die Reisenden besahen auch die Kirche bei dem Schlosse. Sie war klein, aber schön, auf dem Altare stand ein kleines Crucifix, neben diesem auch auf dem Altare das Bild des Erlösers von Bronze in Lebensgröße, die offene Seite zeigend. Der Schutzpatron des Kirchspiels aber war in einem Winkel an die Thür gestellt. Auswärts in der Kirchmauer hatte Voltaire sein Grab in Gestalt einer zugespitzten Säule mauern lassen, dem Schlosse so gegenüber, daß er es erblickte, wenn er aus der Thür desselben trat. Bekanntlich hat er aber nicht dort, sondern zu Paris die letzte Wohnstätte gefunden.

Auch sahen die Reisenden die neuen Gebäude, welche Voltaire für die ausgewanderten Genfer hatte errichten lassen, es waren ungefähr 40 schöne und große Häuser. In einem derselben arbeiteten, wie man ihnen sagte, an hundert Uhrmacher. Man war beschäftigt, ein recht schönes Haus für Voltaire's Secretair, Vannière, zu bauen. Für eine neue Stadt, wie man es wohl bezeichnete, konnte indeß das Ganze doch noch nicht gelten.

Sie sind vielleicht begierig zu wissen, fährt Biörnståhl fort, wie Voltaire aussieht. Alle sagen, er ist häßlich. Aber ich sage, er ist etwas lang, sehr schmal, mager und ziemlich bleich, hat eine hohe Stirn mit vielen und großen Runzeln, große schwarze Augen, einen großen und ziemlich breiten Mund, eine große Nase, ein großes Kinn, und was wäre nicht groß an ihm? Er sieht satyrisch aus; wenn er lacht, zieht er seinen breiten Mund zusammen, sieht alsdann gut aus und gleicht einem gewissen Geistlichen in Schweden, den ich nicht nennen darf, weil diesem ehrwürdigen Manne nicht mehr damit gedient sein möchte, dem Herrn von Voltaire, als diesem, einem Geistlichen zu gleichen. Er geht etwas krumm, macht aber lange Schritte. Er hat ein gutes Gesicht, braucht niemals Brillen, ob er gleich gegenwärtig im 77sten Jahre ist. Er ist geboren den 20. Februar 1694. Ich verwunderte mich, daß er mit einer so leichten Hand, so gut und zwar ohne Brille schrieb. Er arbeitet und schreibt beständig, oft ganze Nächte. Wenn er im Bette liegt und ihm etwas einfällt, so klingelt er dem Secretair, in welcher Stunde der Nacht es sein mag, und er muß schreiben, was Herr von Voltaire dictirt. Der Secretair schläft oben auf der Bibliothek und muß beständig zur Hand sein. Seine meiste Beschäftigung besteht im Reinschreiben. Herr von Voltaire ist in Gesellschaft ganz angenehm, überaus höflich, ein vollendeter Hofmann; aber wenn ihm ein Einfall kommt, er sei bei Tische oder in Gesellschaft, so geht er auf der Stelle in sein Cabinet und schreibt ihn nieder; dann kehrt er ganz belebt zurück. Zuweilen, wie man mir sagte, ist er nicht so guter Laune. Er spielt oft Schach, besonders mit dem Exjesuiten Pater Adam, der bei ihm wohnt und die Aufsicht über seine gesammten Güter hat. Er stellte ihn einmal seinen Freunden vor mit den Worten: Voilà le père Adam, mais ce n'est pas le premier homme du monde. Herr von Voltaire hat, außer Ferney und dem Kirchspiele gleiches Namens noch ein anderes Schloß nicht weit von hier, Tournay genannt; er ist also Seigneur de Ferney et Tournay; unter letzteres gehören ebenfalls einige Dörfer in den Kirchspielen Brigny und Chamboisy. Von allen diesen Gütern zieht er jährlich etwa 10,000 Livres Einkünfte, außerdem hat er noch ausstehende Gelder, so daß er in Allem ungefähr 50,000 Livres jährlich Einkünfte hat. Alles wird seine Schwestertochter, Madame Denys, erben. Sie ist ein artiges Frauenzimmer, von vielem Witz, Witwe*), und etwas bei Jahren. Wir begegneten ihr zugleich mit Herrn d'Alembert auf unserer Rückreise; sie ersuchte uns,

*) Burney, der sie Mademoiselle nennt, war offenbar im Irrthum.

umzukehren und ihre Bewirthung anzunehmen, allein ich verbat es und versicherte ihr, daß ich nie so wohl empfangen worden sei, als von ihrem Oheim. — —

Dieser Besuch endigte also zu großer Befriedigung beiderseits. Anders und schlimmer ging es bei einem dritten Besuche, von dem wir noch kürzlich berichten wollen. Claudius Gay, ein gelehrter Quäker aus Philadelphia, durchreiste Europa in den Jahren 1776 bis 1778, und erwarb sich zu Genf durch Sanftheit des Charakters, gesunden Verstand und Anstand des Benehmens besondere Achtung. Auch Voltaire wünschte ihn zu sehen, Gay aber wollte anfangs jede Berührung mit ihm vermeiden, und nur auf vieles Zureden nahm er endlich eine Einladung zu einem Mittagsessen an. Zuerst ließ sich Alles gut an, denn Voltaire hatte seinen Freunden versprechen müssen, nichts vorzubringen, was dem Quäker mißfallen könnte, und das Aeußere des Gastes beschäftigte seine Aufmerksamkeit eine Zeit lang. Doch er konnte seine Natur nicht verleugnen und die Mäßigkeit des Quäkers reizte ihn zu den ersten Spöttereien, die jener sehr kaltblütig aufnahm. Das Gespräch kam auf die ersten Menschen und Patriarchen, Voltaire machte Ausfälle, Gay widerlegte sie ruhig und hielt sich immer nur an die Sache selbst. Diese Ruhe brachte Voltaire'n außer Fassung, er vergaß sein Versprechen so ganz, daß der Quäker aufstand und gelassen sagte: **Ami Voltaire, peut-être un jour entendras-tu mieux ces choses là; en attendant trouve bon, que je te quitte.** Mit kurzen Abschiedsworten verließ er, trotz aller Bitten der Mitgäste, das Schloß, und wandelte, immer gleich ruhig, zu Fuß nach Genf zurück, während Voltaire, aufs heftigste erschüttert über diese Wendung der Sache, sich auf sein Zimmer zurückzog.

Dieser Demüthigung folgte eine andere; Kaiser Joseph kam auf seiner Reise in die Nähe Voltaire's, und man erwartete allgemein, daß er ihn besuchen würde; selbst Friedrich der Zweite hatte ihm schon zu diesem Besuche Glück gewünscht. Aber der Kaiser ging ihm vorüber und suchte dagegen einen Antagonisten Voltaire's, Haller zu Bern, auf seinem Krankenbette auf, den er ehrenvoll auszeichnete. Man hat, wohl nicht ohne Grund, behauptet, daß dieser Umstand Voltaire's Tod herbeigeführt habe. Sein Ehrgeiz fühlte sich zu sehr gekränkt, und er konnte dem Gedanken nicht mehr widerstehen, Paris zu besuchen, wo ihn die größten Huldigungen erwarteten. Er fand sie auch wirklich, wurde aber, nach seinem eigenen Geständniß, durch das Uebermaß derselben erdrückt.

R. —

Correspondenz.

Aus Kassel, (Fortsetzung.)

[Der kasseler Bildermann.]

So, freundliche Leserin, sieht der Mann aus, der die Bilder aus Kassel geschrieben: wenn es nämlich der ist, welchen die Leute allgemein dafür halten, der unter dem Namen Franciscus, später und eigentlich Franz Dingelstedt bekannte Dichter und Novellist. So kam er vor einigen Monaten hierher. Aus einem lebendigen, fröhlichen Treiben, aus den Armen der Freundschaft und Liebe, voll brennender Begierde, genannt und bekannt zu werden, voll schrankenloser, unvergleichlicher Eitelkeit: so kam er und wurde versuchsweise Gymnasiallehrergehülfe oder hülfsweise ein Versuch zum Gymnasiallehrer.

Kein Wunder, wenn's ihm nicht behaglich wurde, wenn er den Mund etwas voll und mitunter kein Blatt davor nahm, wenn er dem ästhetischen Babylon ein Messias werden, wenn er Alles niederwerfen, Alles umschaffen, Alles allein sein wollte! Kein Wunder aber auch, wenn man dies hier und da etwas übel vermerkte, wenn die Leute vom alten régime unruhig wurden und für ihr Ansehen, ihr Leben, ihren guten Leumund fürchteten! — Doch erfolgte noch kein Ausbruch. Man lächelte, lobte, zuckte die Achseln, sprach von guter Einbildungskraft, tadelte auch wohl, kurzum man machte möglichst gute Miene zum bösen Spiel, und wenn's ja Einer vor Angst oder im heiligen Drange nicht mehr aushalten konnte, so suchte er Erleichterung und lieferte sinnvolle Träume 2c. in den Beobachter.

Da erschienen die Bilder. — Blühend, wie sie sind, persönlich, beißend, und dabei, wie sich von selbst versteht, so unwahr als möglich, mußten sie natürlich die wunderbarsten Wirkungen hervorbringen, und in der That (im Auslande wird man's kaum glauben, aber dafür war es auch in Kassel und über Kassel) sprach man volle sechs Wochen lang von Nichts, als von den Bildern in der Europa. Lächeln, Naserümpfen, Bedauern, Verhöhnen, Schadenfreude .... kurzum, die wunderlichsten Regungen wurden lebendig, und hätte nicht der Herr Verfasser die Leutseligkeit gehabt mit seinem Exemplar hier und da noch auszuhelfen, die Leute und resp. Bedienten hätten sich um die zwei übrigen, welche sonst hierherkommen, wohl mehr als ein Mal die Hälse gebrochen. Seit Anno dreißig war so ein Leben nicht gewesen.

Allgemein aber stimmt man darin überein, daß der Aufsatz zwar recht hübsch geschrieben, daß Herr Dingelstedt aber ein anmaßender, unbesonnener junger Mann und dabei gar kein ordentlicher Patriot sei, und daß es ihm ganz gesund wäre, wenn ihm der Kopf ein Mal derb gewaschen würde.

Und das mit Recht!

Wer heißt ihn denn, so ohne Weiteres mit der Thür ins Haus fallen, als hätte er ein Bret vor dem Kopfe? Die Kasselaner, namentlich die sogenannten höhern Stände, lieben das nicht. Da muß man hübsch leise auftreten, Katzenbuckel machen, schleichen, schmeicheln, schwänzeln; sonst wird man in Ewigkeit ihre Gunst nicht erlangen. Die Kasselaner lassen kein Bretspiel mit sich aufführen. Höchstens ein Whist oder dergleichen anderes schweigsames Spiel ist ihnen convenable, und auch da darf man's nicht immer merken lassen, daß man die Hände mit im Spiel hat, sondern muß hübsch bescheiden sein, muß Andere gewinnen lassen und nicht selbst immer gewinnen wollen: kurzum man muß so viel als möglich kleinbeigeben. Namentlich dies. Denn sonst können die Leute nicht concurriren, und das will und wünscht doch Jeder, und am Ende ist man auch ohnehin nicht einmal in bedeutendem Nachtheile, wenn man unterliegt, da der Sieg ja doch nicht hoch anzuschlagen sein würde.

Vor allen Dingen muß man nicht immer anspielen oder gar stechen wollen: das sind höchst unangenehme Eigenschaften. Die Leute zählen die Stiche zwar recht gern

und sind auch oft im innersten Herzen darüber erfreut; allein sie nehmen sie nicht gern an, das überläßt man, wie billig, dem Gegenmanne. Daneben muß man Niemanden in die Karten sehen (oder doch höchstens nur dem Feinde), muß Niemanden Zeichen geben, Keinem auf den Fuß treten u. dgl. m. Das sind alles Dinge, die sich für einen redlichen Spieler nicht ziemen. Darum hat man auch den kasseler Beobachter so gern, eben weil er Nichts beobachtet. — Stechende Bilder liebt man nicht; das sind ja keine Gegenstände der Kunst. Aber gestochene, getroffene ... ja, das ist was Anders: dabei läßt sich doch Etwas denken, die gewähren doch Vergnügen, denn man kennt die Leute wieder, die da portraitirt sind. Darum duldet man auch die Blätter für Geist und Herz, eben weil sie nur Stichblätter sind, keine stechende.

Dies Alles, Herr Dingelstedt, hätten Sie erst reiflich überlegen sollen, ehe Sie Ihre Bilder vor den Augen der Welt aushingen. Nicht etwa weil sie nicht getroffen oder weil Stiche darin wären (vor dergleichen Kleinigkeiten hat uns die Natur Schutz verliehen); sondern weil sie für Kassel unübertrefflich sind, weil Ihr Urtheil dabei bestochen und weil Sie selbst am meisten darin hervorstechen. Dachten Sie nicht an den Saphir'schen Ausspruch: Hätte ich Geld, ich wäre längst verheirathet, hätte ich Witz, ich läge längst in Ketten und Banden? — Geld haben Sie nun zwar nicht und verheirathet sind Sie auch nicht, aber Witz ..... Nun ja, Sie gebrauchen ihn, um Geld und Weiber zu gewinnen, allein auf Unkosten Anderer, und das ist nicht recht, junger Mann, nicht klug. Alterius positio non semper alterius sublatio! Bilder sind der Unbilden Anfang! —

Oder dachten Sie etwa unerkannt zu bleiben, weil man Ihren Namen unter den Bildern vermißt? Wir glauben dies nicht; auch wäre es eben so unmöglich gewesen, als daß der indische König Kambles unentdeckt geblieben, der bekanntlich — man sollte es in unsern aufgeklärten Zeiten kaum glauben — eine solche Zuneigung zu seiner Ehehälfte hatte, daß er sie vor lauter Liebe mit Haut und Haaren auffraß. Aber am andern Morgen stand ihm, horribile dictu! die Hand der Liebsten aus dem Halse und verrieth ihn. Voilà, tout comme chez nous.

Indessen kann's nicht schaden; wenigstens werden Sie wegen des Witzes ohne Zweifel gewitzigt werden, ungefähr wie Clemens IV. ein gutes Gedächtniß erhielt, nachdem er einen derben Schlag vor den Kopf bekommen. Selbst wer es sonst gut mit Ihnen meint, kann hier nicht ruhig bleiben, ja dieser gerade am allerwenigsten; denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Und da ich Sie nun nicht einmal lieb habe, sondern schon deshalb recht böse auf Sie bin, weil ich mich in Ihren Bildern gar nicht getroffen fühle: so wird man es gewiß recht natürlich finden, wenn ich mich zum Ritter der guten Stadt Kassel gegen Sie aufwerfe.

Ich kann zwar nicht, wie der Hofrath Murhard (in der Vorrede zu seinem Commentar der kurhessischen Verfassungs-Urkunde) von mir rühmen, daß ich mich in einer Lage befände, worin ich in der vollkommensten Unabhängigkeit von äußern Verhältnissen die Feder zu führen vermöchte, im Gegentheile führen meist die Verhältnisse meine Feder und diese führt wieder mich; auch stehe ich nicht, wie jener, in der Mitte bei dem Kampfe der Parteien und noch weniger über den Parteien, sondern vielmehr unter ihnen, in sofern es mir nämlich ganz einerlei ist, ob sie alle über mich herfallen oder nicht; allein das ist auch im Grunde höchst gleichgültig. Ich schreibe für die gute Sache und nebenbei für meine Subsistenz, eines weitern Berufes, einer weitern Befähigung bedarf's dazu nicht. (D. F. f.)

Notizen.

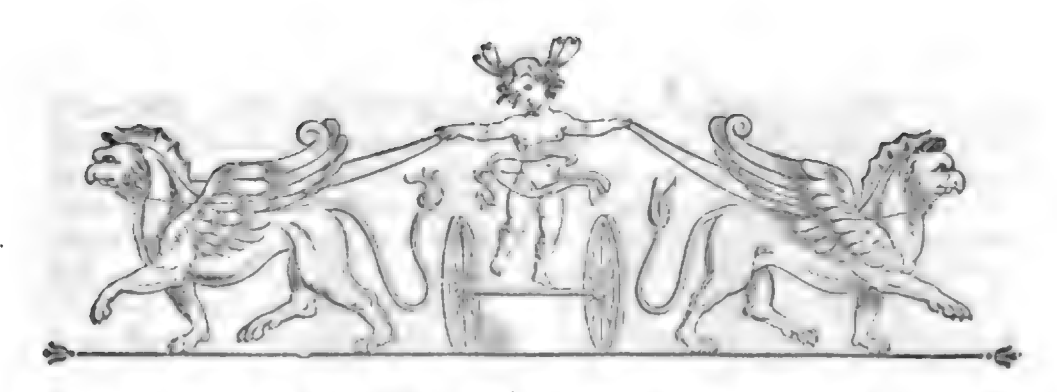
[Bibliothek des Neuesten aus England.]

Das Wunder'sche Verlags-Magazin in Leipzig unternimmt eine Bibliothek der neuesten englischen Novellen, Erzählungen und Gedichte in englischem Text, wovon das erste Heft, Preis ½ Thlr., auf schönem Papier mit vortrefflichen Typen, bereits erschienen ist. Es giebt eine Auswahl aus den neuesten englischen Taschenbüchern, aus Forget me not für 1837 eine Erzählung an alchemist's fortunes von Miß Lawrance, der uns in Deutschland bisher unbekannt gebliebenen Verfasserin von „London in alter Zeit," und eine andere Novelle „Annie Deer, a tale of the middle classes", von dem durch seinen Zigeuner, Richelieu u. a. auch uns vortheilhaft bekannten Romandichter James. Von Robert Talbot, einem jüngern Sohn des Herzogs von Shrewsbury, erhalten wir ein Gedicht: „Death in masquerade", frei nach dem Deutschen des Langbein. Robert Talbot gehört zu den vielen Uebersetzern des Goethe'schen Faust; seine Uebersetzung ist in Versen, sehr wörtlich, fast zu streng deutsch und mit Nichtachtung des englischen Idioms, wie bei uns die Voß übersetzten. Wie aber the honourable Robert Talbot von Goethe auf Langbein, vom Pferd auf den Esel kam, ist unbegreiflich, wenigstens zu bedauern, da es doch Besseres von unserer Literatur zu übersetzen gibt. Die andern kleinen Beiträge des vorliegenden Heftes sind von ziemlich unbekannten Autoren. Von Mr. Abdy finden wir eine Serenade, die der Uhland'schen nachgebildet zu sein scheint. Aus dem Athenäum von 1836 lesen wir a sea-ballad, andere Gedichte sind aus dem book of beauty für 1837. Aus Friendship's offering für 1837 ist der prosaische Beitrag von einem Edward Cox. Wir wünschten, daß die fortgesetzten Hefte des Library sich nicht auf die englischen Taschenbücher beschränkten, deren literarischer Werth nicht sehr hoch steht. So ein Keepsake kostet zwei Guineen, 14 Thlr., die Stahlstiche und der Einband mag auch so viel werth sein, allein zu dem literarischen Gehalt steuern meist nur londoner Fashionables, jüngere müßige Söhne vornehmer Männer, bei. Nur der Jahrgang 1829 des Keepsake war vortrefflich, zu ihm hatten sich Walter Scott, Macquintosh und andere bedeutende Literaten vereinigt. — Noch müssen wir in dem ersten Hefte eines Gedichtes von Haynes Bayly gedenken aus den Flowers of loveliness für 1837. Bayly ist gegenwärtig in England der beliebteste Liederdichter.

[Stephan Schütze.]

Hofrath Schütze in Weimar deprecirt gegen die Autorschaft einiger humoristischen Gedichte, die in einem diesjährigen Almanach unter seinem Namen erschienen sind. Eben so wenig ist er der Verf. der Novelle im berliner Taschenkalender. Da sich so manches bald halb verdeckt, bald offenbar unter Stephan Schütze's Namen in die Literatur gedrängt hat, so thäte es schon deshalb noth, der verehrte Mann veranstaltete eine Sammlung seiner Schriften. Sein unsichtbarer Prinz ist einer der besten deutschen Romane, er erschien zu einer Zeit, wo man auf literarische Dinge wenig Acht nahm, deshalb blieb er weniger bekannt. Eben so seine abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Karlsbad, voll naivem Witz und sanftem Humor. An seinen Lustspielen könnte man vielleicht lernen, warum Deutschland kein komisches Theater duldet. Seine Theorie des Komischen ist voller interessanter Züge, die für die Gegenwart von besonderem Werth sein dürften.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 5. — den 7. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wilhelm Zabern.

Unter diesem Titel mit dem unscheinbaren Beisatze: „eine Autobiographie, enthaltend bisher unbekannte Nachrichten aus Christian des Zweiten Zeit," hat der geistvolle Däne J. C. Hauch, Professor an der Ritterakademie zu Soröe auf der Insel Seeland, einen Roman geschrieben, den wir als einen deutschen begrüßen müssen. Wir können dies angeblich aus dem Dänischen von W. C. Christiani übersetzte Buch eben so sehr als ein zur deutschen Literatur gehöriges hinnehmen, wie die Schriften von Steffens und Stuhr, wie denn auch von Hauch bereits zwei Dramen als von ihm selbst deutsch verfaßt erschienen sind *). Es bleibe dahingestellt, ob der angebliche Uebersetzer an dem Romane mehr Verdienst habe, als was an Steffens' Schriften von Seiten einer weiblichen Hand, mich dünkt von seiner Gattin, in Bezug auf Diction und logischen Verband geschehen, eine Nachhülfe, deren sich Oehlenschläger's Dichtungen fast durchgängig, Stuhr's Schriften aber leider gar nicht zu erfreuen, obschon diese letztern einer solchen noch bei weitem mehr bedürftig wären, um in ihnen zu unterscheiden, was absolute Confusion und nur relative, sprachlich verschuldete, zu nennen sein möchte.

Wir haben es hier mit einem Romane zu thun, den wir der deutschen Literatur in jeder Beziehung als eine Zierde zusprechen müssen. Das Werk ist weit mehr Product poetischer Erfindung als geschichtlicher Combination, und gehört somit der ästhetischen Kritik anheim; die Geschichte weiß nichts von einem Wilhelm Zabern, der in Kopenhagen Christian's des Zweiten Geheimschreiber gewesen wäre. Nächst dem Helden des Romans ist dieser dänische König der hervortretenste männliche Charakter im ganzen Zeitgemälde. Ein Tyrann im grandiosesten Sinne des Wortes, ein Autokrat mit allem Glanze und aller Furchtbarkeit des skandinavischen Heroenthums, steht König Christian auf der Schwelle einer alten und neuen Zeit. In Dänemark machen ihn seine Siege über die vaterländischen Feinde und sein Kampf gegen Adel und Geistlichkeit zum Abgott des Pöbels, während in Schweden mit Gustav Wasa ein demokratisches Königthum im Stillen gegen ihn heranwächst. Diese politischen Widersprüche einer gewaltsam durchbrechenden Uebergangsepoche werden durch die Hinneigung zum gereinigten Christenthum, mit welcher gleichwohl der Hang zum alten Mysticismus astrologischer Speculation sich verbrüdert, in ihren Conflicten noch gesteigert. Die Elemente des alten Lebens, mittelalterliche Mystik und despotisches Heroenthum, feiern ihre letzten Triumphe, obschon ihre Kraft sich an der rüstigen Heiterkeit eines neuen religiösen und socialen Lebens bricht. König Christian repräsentirt diesen Geist der alten Zeit, er ist gleichsam der letzte alte Balladenkönig des Skandinaventhums, mit aller Zauberei und allen Schrecken der heroischen

*) Die Belagerung Maestrichts und Tiberius. Ueber das letztere ausgezeichnete Drama sprechen wir nächstens.

Romantik des Nordens bekleidet, auch als zusammenstürzende Ruine noch groß. Frau Sigbrit, die astrologische Ate des Königs, in der sich der Dämon des Wuchers personificirt, ist nebst ihrer Tochter, der Geliebten Christian's, ebenfalls historisch, nicht minder einige andere Figuren, welche die Seitenwände des historischen Romans abzeichnen. Gustav Wasa's Mutter und Schwester, welche in Brüssel und Kopenhagen für die Losreißung Schwedens im geheimen wirken, greifen schon mehr in das stille Privatleben des Romanhelden über, in welchem sich für die dichterische Erfindung ein Feld öffnet. Eine andere Gestalt, Faaborg, ein Wüstling der dänischen Hauptstadt, Spieler, Spion, Aventürier und Knecht der königlichen Tyrannei, der in Zabern's Lebensverhältnisse mannichfach einwirkt, möchte schon um der modernen Färbung willen, in der sein Bild gehalten ist, der Historie sich ganz entheben. Wie Nachtvögel um ein Licht, flattern alle diese Gestalten in verschiedenen Kreislinien um ein weibliches Wesen, das in seinen wunderbaren Reizen Kraft genug hat, um eine Welt in Verwirrung zu erhalten. Das ist Dyveke, die Tochter der räthselhaften Sigbrit, die Geliebte des Königs, die Helena, die unwissentlich ein Königreich in Zwietracht stürzt, bis sie vor den Gräueln der Verwüstung erbebt und freiwillig endet. Wir müssen diesen Roman, trotz der ungeschminkten Naivetät, mit der er sich als Lebensbeschreibung eines harmlosen stillen Menschen hinstellt, vortrefflich angelegt und meisterlich durchgeführt nennen.

Wilhelm Zabern ist der Sohn eines aus Lübeck nach Bergen gewanderten reichen Kaufmanns. Der erste Abschnitt gibt die Geschichte seiner Kindheit in Norwegen. Er gehört zu den blauäugigen Menschen, die, weil sie aus dem Blauen herausschauen, auch gewissermaßen ins Blaue hineingucken, harmlos, ziellos, aber voll unerschütterlicher Treue des Gemüths, der man sich in allen Strudeln des Weltlaufs fahrlos hingibt, in der bewährten Zuversicht, an der stillen Tiefe ihrer ungetrübten Seele einen ewigen Halt zu behaupten. Dieser Charakter findet seinen Gegenpol in Dyveke, dem schönen flatterhaften Wesen, das noch halb Kind, halb Mädchen vor dem Jüngling in Bergen erscheint, und ein für allemal ohne Wissen und Wollen die weitern Kreise seines Lebens bestimmt. Er findet Gegenliebe in ihr, so weit ihr leichtbeflügeltes Naturell dies zuläßt, denn sie scheint mehr ein glänzendes Phänomen, das hin und her flatternd die Sehnsucht reizt, aber in ewiger Unruhe den Händen des treuesten Verlangens seine schlanke, glatte Gestalt doch immer wieder entzieht. Die Ausprägung dieses Charakters in den beiden ersten Abschnitten des Romans ist vortrefflich. Prinz Christian, der bald darauf den Thron besteigt, erscheint in Bergen. Seine Neigung zu Dyveke hat deren Entfernung nach Kopenhagen zur Folge. Dort beginnt nun die Herrschaft ihrer Mutter, der Frau Sigbrit, wie sie, der Geschichte nach, dem Adel und der Geistlichkeit zum Trotze ihre Macht über das ganze Königreich ausübt. Der König, in Dyveke's Armen, ist zugleich ganz in den Händen der Sigbrit, den Despoten der nordischen Reiche regieren die Reize eines schwerbewachten Mädchens und die ökonomischen Grillen einer astrologiesüchtigen alten Frau. Wilhelm Zabern gibt sein Ziel verloren, und doch lockt ihn ein dunkler Drang nach Kopenhagen. Ein planloses Leben behagt ihm, das Geräusch der Residenz umschwirrt die Stille seiner innern Seele. Allerlei Händel gehen spurlos an ihm vorüber, richtungslos wie er ist, führt ihn nur der Zufall in den Dienst des Königs und der Frau Sigbrit. An seiner unbestechlichen Gemüthsruhe scheitern die Pläne der Parteien, bis Dyveke sich ihm in einem Zustande innerer Zerrüttung zeigt, bei der die alte Jugendliebe neu erwacht. Sie ist nicht mehr das flatterhafte Wesen, sie ist leidend, und so übt sie auf den scheinbar gegen ihre Reize gewaffneten Freund eine neue Gewalt, für die er keinen Widerstand weiß. Ihretwegen ist Christian Tyrann, Geistlichkeit und Adel bluten um ihretwillen, das Bewußtsein ihrer verderblichen Gewalt macht sie demüthig, nicht minder der Anblick der rechtmäßigen Gemahlin des Königs, die das Schicksal, vor einer Buhlerin erniedrigt zu sein, mit der Würde eines angebornen Adels zu tragen weiß. Sie verachtet sich, und so gewinnt das leidende, gramgebleichte Weib, auf deren Wangen die Rosen der üppigsten Jugendlust erloschen sind, eine Macht über Zabern, die sie zu üben sich nicht mehr für fähig und für würdig hielt. Er bietet ihr Herz und Hand, sie fliehen, aber ihre Flucht wird vereitelt. Die Wogen des aufgeregten Lebens umschlingen von allen Seiten die bedrohten Gemüther, Dyveke nimmt Gift und erfüllt die astrologische Deutung ihres Schicksals. Die letzte Scene zwischen den Liebenden, die Erscheinung des Königs bei ihrer Leiche, die Gestalt der nachtwandelnden Sigbrit, sind vortrefflich gehalten, von ergreifender Einfachheit und einer durchdringenden Gewalt, wie sie sich sonst nur bei der nachhaltigen Wirkung eines Selbsterlebnisses bekundet. Dasselbe Thema wäre unter den Händen französischer Novellisten dämonisirt, in der



Behandlung der meisten deutschen Romandichter sentimental verschlammt. Mit den simplen, naturkräftigen Pinselzügen des nordischen Darstellers steht es wie eine Tragödie da, die der Schöpfer in aller Unschuld der Seele hingibt. In der Manier liegt das Geheimniß solcher dichterischen Wirkungen: zugegeben, daß diese echte Manier nichts anders ist, als eine unmittelbare, ungesuchte Handhabung, die in der reinen Urkraft eines gesunden Geistes ihre Quelle hat.

Mit Dyveke's Tod ist das eigentliche Schauspiel zu Ende; aber wo die Tragödie abschließt, bleibt es dem Romane noch gestattet, die aus dem Umsturz übriggebliebene Welt zu organisiren. Hierin liegt eine Eigenthümlichkeit, die sich diese Dichtungsgattung vorbehalten darf, obschon nicht zu läugnen, daß in vorliegendem Falle der dritte Abschnitt des Romans in seinen poetischen Interessen schwächer ausläuft. Christian ist übrig geblieben in seiner verworrenen Welt, die auch der Tod der Geliebten nicht zu lichten vermag. Der König hält die Todte für ein Opfer der Verfolgung, das Gefühl der Rache verwildert sein Gemüth, und der Roman gibt ein historisches Gemälde jener Zustände, die ich oben in der Kürze andeutete. Wir sehen Zabern in die Verwirrung der Verhältnisse geschleudert, sein zwiefaches Kerkerleben wird sehr anziehend geschildert, aber die erfinderische Romantik läuft der Historie doch schließlich den Rang ab, wir sehen ihn zwei Mal befreit und an seiner Seite als Preis und Lohn der Lebensschicksale Gustav Wasa's Schwester, zu der sich schon im Vorspiele des ganzen Schauspiels seine Neigung ankündigte. Mit ihr, die er, selbst vom Tode bedroht, wunderbar errettete, kehrt er nach Bergen in die Stille des Privatlebens zurück. Nach einigen Jahren erscheint der gestürzte Christian an seinem Heerde. Mit dieser trefflichen Contrastirung schließt sich das autobiographische Gemälde ab, auf das wir eines Längern hinweisen mußten, um mit ihm eine Richtung zu bezeichnen, nach der hin dem deutschen historischen Romane eine glückliche Gestaltung bevorsteht. K.

Lieder von J. L. Klein.

Liebeszwang.

Eine Kaiserin, erzählt man,
Hielt sich kleine liebe Fische,
Und daß keiner ihr entwische,
— Was man liebt, ei nun, das quält man —

Ließ sie, denk', ein goldnes Kettchen
Ihnen an die Hälschen schlingen
Und daran ein Silberglöckchen,
Das sie stets verrathe, klingen.

Und doch kamen, wenn sie nickte,
Zu ihr hin die Fischchen gern,
Blinkten lustig Stern bei Stern,
Keins, das nicht verliebt aufblickte.

Und so meine Herzgedanken
Fesselst du mit goldnen Ketten.
Dennoch wollt' ich Alles wetten,
Daß sie's dir, du Böse, danken.

Baum der Liebe.

In den östlichen Gebieten,
Nah' dem schönen Trebizend,
Steht ein Bäumchen, das soll bieten
Süße wundersame Blüthen.

Und die Bienchen, ihrer Weise,
Saugen dran bei Sonn' und Mond,
Singen sich dazu hübsch leise,
Bildend ihre goldne Speise:

Wer vom Honig nun, dem süßen,
Spricht man in dem Morgenland,
Nur ein wenig will genießen,
Muß mit dem Verstande büßen. —

Wem das Bäumchen, wem die Blüthen
Gleichen, ist mir wohl bekannt,
Der auch, der vor süßem Wüthen
Nicht gewußt sein Herz zu hüten.

Correspondenz.

Aus Kassel. (Fortsetzung.)

[Ehrenrettung Kassels.]

Um nun auf das Einzelne überzugehen, so muß ich zunächst einige grobe Schnitzer, wenn auch nicht gegen die Erfahrung, doch wenigstens gegen die Wissenschaft, gegen Geographie, Statistik rc. wider Sie geltend machen. Gleich in den ersten Zeilen Ihrer Bilder behaupten sie nämlich: „Kein Leben als in der Erinnerung; kein Licht als eine ferne Abendröthe" rc. — Aber, zum Henker! womit wollen Sie denn das beweisen? wo denken Sie denn hin? — Findet man nicht mitunter auch Leben im Abendvereine, in der Euterpe, in den Kasernen, ja sogar in der Union? Steht nicht in Stein's geographischem Lexikon sub voce „Kassel" mit dürren Worten: die Stadt ist durchgängig bei Nacht beleuchtet? Und was soll man von einem Lehrer der Naturgeschichte denken, der noch die Raben über dem Friedrichsplatze schwärmen läßt, wenn's schon Nacht geworden? Was endlich von der legalen Denkungsweise eines Staatsbürgers, der über Mangel an nächtlichem Lärm klagt? —

Man sieht, junger Mann, Sie kennen Kassel noch nicht, Sie kennen es eben so wenig als andere Residenzen.

An Spectakel fehlt's wahrhaftig nicht, und wenn Bouterweck, wie Sie behaupten, von einem „Tempel des Schweigens" gefaselt hat, so beruht dies, wie Herr Schlegel sich ausdrücken würde, offenbar auf einem historischen Wahnsinne; wenigstens kann man nicht annehmen, das der Mann bei solchen Behauptungen jemals in eine honette Theegesellschaft gekommen ist. Und an Schwärmen fehlt's auch nicht, nur muß man es den Raben nicht immer aufhalsen; und an Licht fehlt's am allerwenigsten; denn in Kassel ist's hell und leer, trotz irgendwo. Ueber Mangel an Erleuchtung kann man hier doch wahrlich nicht klagen; wenigstens würden einem dies die jungen Theologen gewaltig übel nehmen, denen der heilige Geist mehr als ein Mal erschienen ist, und sei's auch nur in Gestalt einer

wohldotirten Pfarrstelle. — Nein, nein, an Erleuchtung fehlt's nicht. Und liegt ja noch hier und da eine ordinäre Seele in den Banden der Finsterniß, so ist dies lediglich das Werk des leidigen Satans, der überall umhergeht, wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge — den Vollendeten zum stetigen Aerger, den Gläubigen aber zur Warnung vor den Fallstricken der ewigen Verdammniß. — Müßte ich einmal ex officio illuminiren, so fiele mir wirklich nicht ein, wie jener Spießbürger die Worte in die Nacht hineinzubrennen:

Erleuchten will ich nach Gebet,
Denn die Erleuchtung thut uns noth!

Dergleichen wäre für Kassel nicht angewandt, da ist schon Jeder nach seiner Weise, wenn auch nicht gerade erleuchtet, doch wenigstens inspirirt, inficirt, illuminirt, bornirt u. s. w.

Was Herr Dingelstedt sodann über das Jahr dreißig sagt, ist meisten Theils unwahr, im Uebrigen aber oberflächlich und verdreht. „Guten Abend, ihr Bürger" hat man hier niemals gesagt, auch den Hut dabei nicht „tiefer in die Stirne gedrückt", sondern immer hübsch abgenommen, wie es feinen und wohlgebildeten Leuten geziemt. Und wenn es geschehen ....! Das Jahr dreißig hat Herr Dingelstedt nicht erlebt, nicht erkannt, nicht in seiner tiefen, welthistorischen Bedeutung erfaßt. Darüber soll er schweigen. Für Politik hat er keinen Blick, kein Wissen. — Selbst der „äußere Spectakel" war nicht blos ein solcher, wenigstens das nicht, was Herr D. dafür ausgeben möchte; auch darin lag Wesen und Inhalt. Wollte er aber die komische, die humoristische Seite hervorkehren, da hätte er ganz anders verfahren müssen, da hätte er lieber die Geschichte erzählen sollen, wie ein patriotischer Eckensteher sich einer hohen Militairperson gegenüber stellte, ihr die Hand auf die Schultern legte und prophetisch ausrief: „Herr General, Se können uns alle abmucksen lassen, aber de Coltur, de schlachten Se doch nit!" Oder wie einige Soldaten einen wohlbeleibten Bürger auf dem Friedrichsplatze anredeten: „Mein Herr, im Namen des Gesetzes, gehen Sie auseinander!" —

Mit Recht werden daher die Bilder in dieser Beziehung getadelt. Nur hätte der Herr Recensent ꝛc. im kasseler Beobachter (Nr. 127.) etwas derber und im Ganzen auch einiger Maßen vorsichtiger verfahren sollen. Denn blos von unpatriotischen Aeußerungen zu reden und diese dem Gewissen anheim zu geben, klingt etwas schulmeisterhaft und ist zu gleicher Zeit auch mißlich, namentlich in unsern Tagen, wo man Gewissensbisse höchstens nur noch für Nervenschwäche hält, und durch gelegentliche Reue und mit der Gnade des Himmels demnächst Alles wieder gut machen kann. Wenn einem bei solchen Gelegenheiten zufälliger Weise die Gründe ausgehen, dann muß man entweder recht grob oder recht hochmüthig werden, tertium non datur. Der Mittelweg taugt hier nicht.

Nur ein Mal hat sich aber Herr ** zu einer solchen Großartigkeit erhoben, da nämlich, wo er dem Publicum plötzlich die Finte schlägt und das eine für zu delicat, das andere für zu erregt erklärt, als daß darüber zu reden. Allein bald darauf wird er wieder kleinmüthig und kleinlich zugleich, gleichsam als wollte er Herrn Dingelstedt nach Art der Chinesen schmeicheln, die bekanntlich ihre Flatterieen nur schriftlich darbringen, und zwar in desto kleinern Zeichen, je höher der Mann steht, an den sie gerichtet sind. — Nein, eine solche Nachsicht, eine solche Ehre verdient der Bilderkrämer nicht! —

Ist's denn nicht eine Impertinenz sonder gleichen, alte, ehrwürdige, zum Theil längst vergessene Personen und Geschichten wieder hervorzusuchen und zu bespötteln? Fehlen wir denn nicht Alle mannichfaltig? Und ist es etwa so ein Ruhm oder auch nur eine Kunst, die allerharmlosesten, unschuldigsten, ja man kann sagen liebenswürdigsten Schwächen und Eigenschaften in eben so viele Lächerlichkeiten zu verdrehen? Was sollen z. B. die Sticheleien auf den „Boten aus Kassel"? — Ich meines Theils erinnere mich der Zeit noch mit stillem Vergnügen, wo ich keinen andern Glauben hatte, als den meiner Großmutter, und keine andere Politik, als die des kasseler Boten; wo ich die Nacht zuvor nicht schlafen konnte, wenn ein neues Blatt ankommen mußte, und wo ich die End-Witze nur um deswillen nicht leiden mochte, weil dann der Witz sammt den Neuigkeiten zu Ende war. Und dabei die rührende einfache Weise der Erzählung! Nie werde ich's vergessen, wie z. B. nach dem Ableben des Allerhöchstseligen Kurfürsten, Wilhelms I., die letzten Augenblicke desselben, die Leichenfeierlichkeiten ꝛc. so schön erzählt wurden, und wie ich dies Alles vorlesen hörte in einer einfachen Dorfschenke, und wie den treuherzigen Bauern dabei die hellen Thränen über die Wangen liefen. Und da kommt nun der zweiundzwanzigjährige Autor und will uns unsere Träume, unsere Erinnerungen bespötteln?! —

Es ist wahr, die heutige Literatur ist persönlich, individuell geworden, wie nie; es ist gleichsam Modeton, überall zu charakterisiren, porträtiren, persifliren. Aber ist's denn durchaus nothwendig, in alle modernen Unarten miteinzustimmen? — Und wenn Laube oder Gutzkow Charakteristiken liefern, so nehmen sie doch wenigstens berühmte oder berüchtigte Männer; aber unbekannte, verschollene Namen ...; damit muß man die Leute nicht incommodiren.

Schade daher, Jammerschade! daß Herr ** den jungen Uebelthäter nicht besser getroffen, ja daß er mitunter sogar in der Hitze des Angriffs sich die ärgerlichsten Blößen gegen ihn gegeben hat. In der That, wir müßten ernstlich für den Doppelstern fürchten, wenn wir glauben möchten, daß es Herr D. der Mühe werth halten könnte, sich unangenehm gegen die Dioskuren zu betragen. Was würde er da zu den sonderbaren Vergleichen, zu der merkwürdigen Schreibart sagen? Uns ist dies zwar einerlei; wir sehen nur auf den Geist, die Tendenz des Werkes; allein Jeder ist auch nicht so duldsam, und Andere könnten daher leicht zu andern Bemerkungen und Voraussetzungen sich veranlaßt finden. Namentlich haben wir Nichts dagegen, wenn sich Herr ** oder Madame ** (wenn sich etwa gar ein Frauenzimmer zu der schalkhaften Sünde hätte verleiten lassen) in Betreff der Gutmüthigkeit mit einem Hühnerhunde vergleicht, auch dagegen nicht, wenn er — offenbar in der Uebereilung — sein Publicum mit Schuften in Verbindung bringt, auch dagegen nicht, wenn er am Ende wünscht, von Herrn D. bei Gelegenheit der Theaterbegießung nicht mitbegossen zu werden, denn Niemand läuft gern wie ein begossener Hund davon; allein den Vergleich, daß Herr ** weniger Galle habe als eine Taube, den wünschten doch (offen gestanden) auch wir sogar hinweg. Denn Galle gehört wesentlich zur Verdauung, und unverdaute Sachen zieren auch nicht einmal den Beobachter.

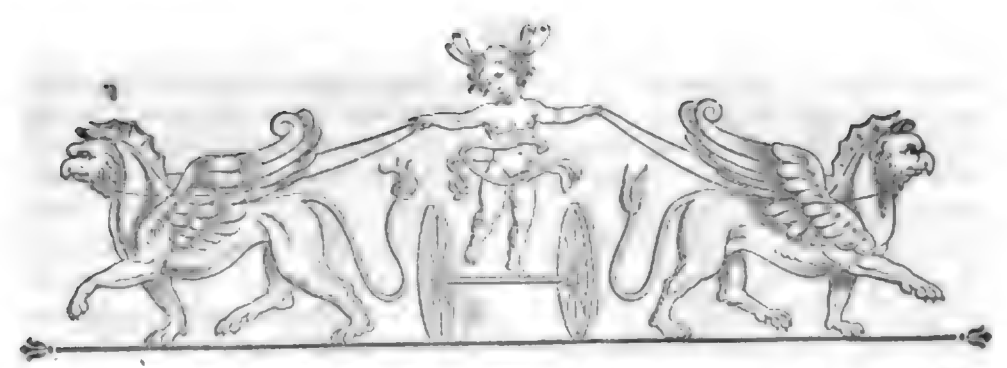
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Folleniuss.]

Dr. Follen, den wir neulich als den Verfasser der Transatlantischen Skizzen, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären ꝛc. bezeichneten, gibt jetzt in Boston ein englisch geschriebenes, in Heften erscheinendes Werk über „Staat und Kirche" heraus.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 6. — den 9. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mundt über die Kunst der deutschen Prosa.

Die Literatur eines Volkes ist nur so lange lebendig und in Fortbildung begriffen, als dessen Sprache productiv ist, denn die Sprache des Volkes ist nichts als die äußere Erscheinung seines Geistes; mit dem Stillstande der Sprachentwickelung müßte zuvor der Geist selber mit seiner ganzen Gestalt, mit allen seinen Herzensschlägen eingesargt und begraben sein. Ein Hinblick auf die rhythmische Poesie und auf die Prosa unserer Zeit dürfte uns da das meiste inwohnende Leben aufweisen, wo sich die größte Fortbildung der Form, der Sprache, bethätigt. Täuschen wir uns nicht über die unabsehbare Menge lyrischer Productionen, die sich auf dem Meere der leichtzerfahrenden Gegenwart auf- und abschaukeln. Es gibt heut zu Tage im Grunde nur zwei große, wirklich neue Richtungen der rhythmischen Poesie. Sie bezeichnen sich mit den Namen Heine und Rückert. Wie erfreulich auch die Lieder der schwäbischen Dichterschule das pulsirende Leben des deutschen poetischen Blutes in Athem halten, sie bewegen sich in Kreisen, die an dem Umschwunge allgemeinerer Constellationen weniger Theil haben; Gesinnung, Gehalt und Form, wo nicht zurückgeblieben hinter dem Geiste der Zeit, sind doch nicht ganz aufgegangen in seine Weben, Lebensschmerzen und Freuden. In Chamisso sind künstliche, in Deutschland bisher wenig geübte Maße vortrefflich in Bewegung gesetzt, aber eine neue Wendung hat die rhythmische Poesie in ihm nicht erlebt. In Anastasius Grün verkündet sich ein gewaltiger Flügelschlag, der sich aus österreichischen Elementen wie aus mythischer Verhüllung Raum brach, um mit keckem Drange sich an den Sinn des Jahrhunderts hinaufzuschwingen. In ihm ist ein großartiges Werden, dem sich erst noch die größte Perspective erschließen wird. Sonst aber sind in letzter Vergangenheit und Gegenwart nur Heine und Rückert Vertreter einer neuen rhythmischen Poesie, wie sie die Zeit vor ihnen nicht gekannt. In ihnen ist eine Quelle des Genies, die ihre Strahlen und Fluthen auch über ihre Diction ergießt, beide sind in der Handhabung der Sprache gleich sehr neu. Hier wären also zwei Brunnen der Ursprünglichkeit, aus denen sich das Leben der Lyrik verjüngen müßte. Und doch drängen sich hier Bedenklichkeiten auf, die dem ungehemmten Fortstrom der Productivität Gränzen zu setzen im Stande sind. Heine's rhythmische Poesie hat eine unbezweifelte Hinneigung zur witzig pointirten Prosa; mithin ist an dieser Neubelebung der lyrischen Muse eine Endschaft sichtbar, die sich in den Versen seiner Nachahmer ganz unzweideutig aufzeigt. Sprache, Versmaß und Gefühl laufen hier auf eine Dünnigkeit hinaus, für die noch der geographische Umstand hinzukommt, daß sich Heine's Liederpoesie wie der Rhein im Sande, im märkischen Sande, verliert. In Rückert dagegen bekundet sich ein innerlich neuentfesselter Urquell, der an Fülle der Gefühle, an durchdringender Innigkeit des Gedankens wie an Neuheit der Diction in den Literaturen aller Zeiten und

Völker seinesgleichen sucht. Am Busen des Orients trank er sich die neue Milch des Lebens, daher die Kindlichkeit und die liebliche Keuschheit seiner Muse bei aller Gedankenschwere seiner Weltanschauung, daher der phantastische Uebermuth, die Bilderfülle, die Spielerei mit Inhalt und Form, die in Rückert eine nie dagewesene Virtuosität zur Erscheinung gebracht hat. Sein neuestes Gedicht, das leipziger musikalische Album einleitend, ist das auserlesenste Cabinetstück sprachlicher Meisterschaft, die hier den Rhythmus, den Reimwechsel und die Wagnisse des keckesten Wortbaues in einem geistreichen Spiele zu allen Regenbogenfarben der Sprache verbraucht hat. Je mehr hier nach Form und Wendung des Inhalts ein Aeußerstes gegeben ist, um so weniger kann in diesem Gebiete für Andere ein Raum des Bleibens sein, und sich für die Allgemeinwerdung dieses poetischen Styls eine Aussicht eröffnen, da die ganze Art und Weise von Rückert's Dichtung als Ertrag seiner orientalischen Studien zu sehr die ihm persönlich angehörige Färbung zur Schau trägt.

Für den Anbau der Prosa liegt gegenwärtig ein durchaus weiteres Feld eröffnet, wie denn auch schon Heine's Prosa eine reichere Mannichfaltigkeit, selbst eine üppigere Fülle poetischer Schattirungen entfaltet hat als sein Versrhythmus. Wer von den Jetztlebenden sich in den Conflict der Zeitideen versetzt sieht, bedarf durchaus der Prosa, deren biegsame Arme in die verschlungensten Höhlungen einer halb versteckten, halb offenbaren Zeitentwickelung hineingreifen. Was in der Kritik, in Reisebildern, im Felde der socialen Novelle geschehen ist und geschieht, ist aus dem drängenden Bedürfniß der Gegenwart hervorgegangen, der die Ertase der rhythmischen Poesie nicht mehr aufzuhelfen vermag. Will sich das innere Gedankenleben, wie es in unserm Jahrzehend begonnen, mit der äußern Welt in Einklang und Wechselwirkung setzen, so erscheint die Prosa durchaus als die Sprache der Zeit. Dadurch sind wir nicht in offenbaren Nachtheil gegen andere Epochen der Literatur gestellt, da sich vielmehr alle Töne und musikalischen Zauber, mit dem die rhythmische Poesie zu wirken vermag, in dem Gebiete der Prosa als eingebürgert bethätigen. Es gibt eine epigrammatische Prosa, deren Geißel noch alle Tage in Thätigkeit geräth, eine Prosa, die mit elegischen Zungen zu reden weiß, eine didaktische, gegen die das Lehrgedicht philiströs erscheint, an erotischer Prosa fehlt es keineswegs, den Schlaggedanken, die die Prosa zu Tage fördert, gebricht es nicht an tragischer Erschütterung in ihrer Wirkung. Dazu kommt, daß bei dem Ineinandergreifen aller geistigen Functionen auch die geselligen Elemente des heutigen Lebens sich im literarischen Terrain Raum verschaffen, und diese allumspannende Uebermacht, vor der weder die Geheimnisse der Cabinette noch das gewärmte Plätzchen hinter dem Ofen ganz gesichert bleiben können, der Literatur nur auf dem Felde der Prosa möglich wird. Wir suchen die Poesie nicht mehr in entzückten Erholungsstunden, die, vom Leben und der Wirklichkeit losgerissen, eine Ergänzung für diese bieten, sondern, wenn es noch eine moderne Poesie gibt, so besteht sie in der Durchdringung der gesammten Erscheinungswelt und ihrer Ausgleichung mit der Speculation des für sich selbstthätigen dichterischen Gedankens.

Bei diesem Zustande der Dinge that es recht noth, eine Geschichte der deutschen Prosa zu schreiben, um an ihrem Entstehen vom Anfange her und an ihrer Weiterentwickelung die Gesichtsbildung der literarischen Gegenwart begründet zu sehen. Eine solche finden wir in Mundt's Kunst der deutschen Prosa. (Berlin, Veit u. Comp. 1837.) Es ist das Resultat vieljähriger Studien, mit all der graziösen Feinheit in Darstellung und Behandlung des Themas ausgestattet, die eine Abhandlung über die Kunst der Prosa selbst zu einem Kunstwerke macht. Wir finden hier alle Elemente, welche in ästhetischer, historischer und gesellschaftlicher Hinsicht den Sprachschatz der deutschen Rede im Laufe der Zeiten gestaltend oder hemmend hervorriefen, von ihren Anfängen bis zur nächsten Gegenwart beleuchtet. Die ersten Abschnitte nehmen das Verhältniß zwischen Entwickelung des Geistes und Entfaltung der Sprache mit besonderm Bezuge auf unsere volksthümlichen Eigenheiten zum Gegenstande. Der Kindheitszustand des Volkes mit seiner Hinneigung zur rhythmischen Poesie wird den reicheren Bedürfnissen der Spätzeiten und ihrer Befriedigung in der Entfaltung der Prosa gegenübergestellt. Die Betrachtung der deutschen Prosa führt auf die Nachtheile ihrer gelehrten und wissenschaftlichen Entstehung und auf den Mangel gesellschaftlicher Anlässe, die der französischen Diction zum Unterschied gegen die unsrige einen so schnellen Vorsprung gestatteten. Der Ciceronische Schematismus und sein nachtheiliger Einfluß auf die deutsche Schreibart wird streng charakterisirt; zugleich auch der Tacitische Styl in seiner Eigenthümlichkeit jenem gegenüber aufgestellt. Die Beleuchtung der deutschen Conversationsprosa führt auf die Geschichte der deutschen Höflichkeitssprache und auf den gesellschaftlichen Gebrauch der Anredeformen, die sich mit Du, Ihr, Er und Sie, dem jeweiligen Charakter der Zeitstimmungen gemäß, nüancirten. Was wir hier von den vielfachen Untersuchungen über Satzbildung und Gestaltung

der prosaischen Diction noch besonders als schlagfertig und an Hinblicken auf unsere Zeit fruchtbar hervorheben müssen, bezieht sich auf des Verfassers Aeußerungen über den beliebten Büffon'schen Satz: le style c'est l'homme. Allerdings ist die Person des Schreibenden der Werkmeister seines Styls, wie umgekehrt der Styl das Abgepräge der Individualität. Allein so völlig der regellosen Freiheit des Subjects preisgegeben, wird der Styl, als Product der Willkür des Einzelnen, in jene Abnormen und Gestaltlosigkeiten hineingerathen, welche z. B. die Jean-paul'schen Ueberschwänglichkeiten hervorriefen. Auch der Inhalt der Sache ist der Meister des Styls, wie schon in Goethe, trotz aller Freigebung des persönlichen Behagens, dies Anschmiegen an den Charakter der Sache sich ergab, wonach der Styl als das Product des jedesmaligen Stoffes sich gestaltet.

Die Untersuchung wendet sich nun zur Geschichte der Diction und beginnt mit den Einflüssen der Bibel und der Canzlei, als der beiden hauptsächlichsten Lebensquellen deutscher Sprache und Darstellung. Auf die latinisirenden Wendungen, die der Sprache in dem carolingisch-fränkischen Zeitalter eingeprägt wurden, folgte der schwäbische Sprachfrühling in Minnesang. Mit der Entwickelung der städtischen und bürgerlichen Epoche regt sich wie in den Zuständen so in der Sprache das Zeitalter der Prosa. Der Einfluß der Mystiker auf die Bildung der Prosa ist von besonderer Wichtigkeit, und wir erhalten eine Charakteristik Johann Tauler's und seiner Sprache und Wortschöpfungen. Eben so werden die Chronikenschreiber vorgeführt und aus allen als Belege Proben ihrer Prosa mitgetheilt. Luther als Gesetzgeber und Reformator der neuhochdeutschen Gesammtsprache ist sodann das nächste gewichtvolle und größte Ereigniß in der Geschichte der deutschen Diction. Die Reformation machte die Vereinigung der deutschen Mundarten zu einer geschichtlichen Thatsache; zugleich erscheinen Poesie und Prosa in der Bibelübersetzung einträchtig versöhnt zu gemeinsamem Wirken. Das siebzehnte Jahrhundert macht rückgängige Bewegungen, Leibnitz schildert die Sprachverwirrung seiner Zeit, in der er selbst befangen war. Mit der Wolf'schen Philosophie und den schlesischen Dichterschulen fallen Prosa und Poesie auseinander und die Gottsched'sche Correctheitsepoche systematisirt diese Trennung, bis Klopstock, das Genie der Sprache, erscheint und mit ihm das neu aufquellende Leben der deutschen Diction beginnt. Lessing wird sodann als Genie der deutschen Prosa vortrefflich charakterisirt und der Werther als Denkmal hingestellt für die nun wieder erwachte Verschmelzung von Poesie und Prosa. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Kassel. (Fortsetzung.)

[Ehrenrettung Kassels gegen den Bildermann in der Europa.]

Eben so die Zusammenstellung der Literaten mit den Alleebäumen, gegen die Herr D. anrenne, und nun gar die Verweisung dabei auf das Mährchen mit den Windmühlen .... nein, nein, das ist doch nicht in Ordnung! Wenn auch die kasseler Schriftsteller zuweilen nicht viel Rücksichten verdienen und meinetwegen zum Theil den Windmühlen gleichen, insofern sie nämlich vor jedem Winde sich drehen, oder das Wasser, statt aus dem Lande hinaus, hineinmahlen, oder statt Mehl wenigstens Staub und Dunst in die Welt hineinwindbeuteln: so muß man doch nicht jeden Ungeweihten dergleichen wissen lassen. Das ist Verrath am Handwerke. Hackt doch nicht einmal eine Krähe der andern die Augen aus!

Indessen sind das kleine Uebereilungen, die im Ganzen den Angriffen des Herrn **, wenigstens den guten Absichten desselben keinen Eintrag thun, und sind nur die Vorsätze gut, so sieht man von den schlechten Nachsätzen schon einigermaßen ab. —

Daß es hier übrigens keine solche Unzahl von Literaten gibt, als Herr D. dem Auslande weismachen möchte, darin sind wir mit dem Beobachter vollkommen einverstanden. Namentlich kann man's den hiesigen Referendaren oder Aerzten wahrhaftig nicht nachsagen, daß sie sich übermäßig mit der Schriftstellerei befaßten: wenigstens schreien sie, wie Herr D. fabelt, kein „hört, ihr Herren!" in die Welt hinaus, das wäre schon gegen den feinen Ton, wider die guten Sitten: dafür sagen sie lieber, „lebt, ihr Herren!" oder „denkt, ihr Herren!" oder irgend eine andere Anmuthigkeit dieser Art.

Eben so übertrieben ist die Behauptung, daß in Kassel jede freiere Thätigkeit stocke, daß man nach Impulsen von Außen schmachte, daß die Kritik geflissentlich unterdrückt werde rc. rc. Das sind alles Angaben, an denen zwar viel Wahres, aber auch eben so viel Falsches ist, und wenn sich auch im Staatshandbuche kein ordentlicher Hofpoet, kein besoldeter Kritiker, kein allzeitfertiger Theaterdichter aufgeführt findet: so spricht das mehr wider als für den Herrn Gegner, indem ja eben hierin die augenfälligste Emancipation von aller Handwerksmäßigkeit sich darlegt. An Thätigkeiten fehlt's hier wirklich nicht, auch nicht an freien Thätigkeiten oder wenigstens an Thätigkeiten im Freien; an Impulsen auch nicht — difficile est satiram non scribere! — und die Kritik .... nun ja, den Schauspielern selbst ist freilich das Kritisiren untersagt; allein das mit Recht, denn die sind ja größtentheils unter aller Kritik. Im Uebrigen aber ist unseres Wissens kein Geschäftsbann in dieser Beziehung ausgesprochen, wenn man nicht etwa die levis nota hierher rechnen will, welche die Herren in Betreff der öffentlichen Meinung sich selbst zuziehen. Allein warum geben sie der Sache keine edlere, durchaus unparteiische Gestalt? — Und wäre die Kritik wirklich verboten, was würde es am Ende schaden? Wären dergleichen Maßregeln nicht eben so sehr zu entschuldigen, als wenn man Vorkehrungen gegen die Cholera oder wider Mord und Todtschlag trifft? Weiß denn Herr D. nicht, daß Batteux vor Gram starb über eine schlechte Kritik seines Elementarbuches, und daß Dr. Hawkesworth wegen einer dito sich sogar eigenhändig ums Leben brachte?

Er könnte uns freilich einwenden, daß die Zeit vorüber sei, wo selbst ein Newton seine Optik nicht drucken lassen wollte, aus Angst vor einer schlechten Recension; daß unsere starke Generation über dergleichen Schwachheiten hinaus sei und des zur Urkunde gleichsam als Wahlspruch vor der Stirn trage: Was wir heute geklext, das lassen wir morgen schon drucken rc.; allein das ändert doch im Ganzen die Sache nicht. Ein Mörder oder Bandit, dessen Waffe einmal auf der dicken Haut seines unschuldigen Schlachtopfers abpralle, ist

darum noch immer gefährlich und selbst strafbar, wenn auch in minderem Grade.

Ueber Theilnahme an den edlern Leistungen der Kunst fehlt's aber in Kassel nicht. Das beweisen die neuetablirten Kunstausstellungen, das die 10,000 Thlr., welche die Landstände für das Theater bewilligten und hoffentlich abermals bewilligen werden, das endlich die Statuen in der Aue und die Wärme, womit man sie betrachtet. Wir haben wirklich mehr als ein Mal gesehen, daß man sie mit wahren *Kennerblicken* bewunderte, namentlich die vordere am Eingange nach dem Bassin. — Und ist denn das Theater nicht immer gefüllt? ist man nicht schon wochenlang nach einer zweiten Sängerin ausgeritten? bestrebt sich nicht der Adel, den ersten Rang allein auszufüllen? Nein, nein, Herr D., da thun Sie den Kasselanern Unrecht, und dem Adel insbesondere! Diesem werfen Sie vor, daß kein allgemeiner Geist unter ihm herrsche, daß ihm Geschmack an geselligen Genüssen *spiritueller* Natur fehle 2c. Allein dazu haben wir ja eben den Adel, daß nicht überall ein *gemeiner* Geist obwalte, und Geschmack an spirituellen Genüssen ...., den können wir nun vollends in Kassel nicht vermissen. Hier offenbart sich nur wieder Ihre Unkunde in der Statistik. Wird doch allein im Grundetat der Stadt Kassel für das Jahr 1836 die Einnahme an indirecten Abgaben für Branntwein (einschließlich Liqueur und Spiritus), Rum, Bier 2c. auf 21,473 Thlr. 19 gGr. 9 Hl. berechnet, des Weins nicht einmal zu gedenken.

Selbst an wahren Mäcenen fehlt's in Kassel nicht; nur haben diese hier zu Lande nicht immer dieselben Passionen, wie der alte römische Ur-Mäcen, der bekanntlich nicht blos die Dichter liebte, sondern auch (nach Plinius, und wie der Kanzler Duprat unter Franz I) das Eselsfleisch.

Und dann sagt ja auch Herr D. selbst so schön: „Hüllt euch in euer Bewußtsein, geht zurück in die eigene Welt und hinab in die eigene Tiefe; da zeitigt eure Blüthen und schafft in verborgener, dem Auge des Ungeweihten entzogener Werkstatt, nicht Geburten eines müßigen oder trüben Augenblicks, nicht Reflexe und Stadtneuigkeiten, sondern Größeres, Festeres, das auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen darf." — Warum vergißt er die Anwendung auf sich selbst?

Die Leistungen in der Musik, im Gesange, werden nun vollends nicht gehörig gewürdigt. Nicht der einzelnen Talente im Orchester, nicht Bochmann's, nicht der Wiegand'schen Singakademie, nicht einmal des heil. Cäcilien-Vereins geschieht Erwähnung. Was soll man davon denken, dazu sagen? Daß Spohr mehr übergangen als gewürdigt ist, finden wir nicht so tadelnswerth als der Correspondent des Frankfurter Conversationsblattes. Der redet selbst und auf allen Bühnen in den weichsten, süßesten Tönen für sich, und das Schönste, was sich über ihn sagen läßt, hat schon Heinrich Laube im ersten Bande der Reisenovellen über ihn gesagt.

Eben so schlecht kommen die Dichter weg. Hessen hat mehr als *einen* Dichter erzeugt, hat mit mehr als einem Sänger die Welt beglückt. — Das zu leugnen, Herr D., war malitiös und unrichtig zugleich! Wir wollen nicht auf ältere Zeiten zurückgehen, aber wo bleiben Sie denn (außer sich selbst) mit den Namen Schulz, Pfeiffer 2c., mit dem Namen Löffel? — Sie wollten aber Einen (der beiläufig gesagt, nicht Emil, sondern Ernst Koch heißt) auf Unkosten Anderer hervorheben, und das eben ist es, was gerechten Tadel und Unwillen verdient. Und diesen Einen, den hätten die Kasselaner nicht verstanden? Du lieber Gott! das ist nun mal wieder eine von Ihren zahllosen Unrichtigkeiten. Den verkannten die Kasselaner wahrlich nicht, der mochte sich sehen lassen, wo er wollte, man verstand seine Gedanken schon von Ferne.

Daß die übrigen Literaten so kurz abgefertigt werden, wissen wir Herrn D. Dank. Die Namen Pfeiffer und Bickel hätte er gar nicht erwähnen sollen. Was die geschrieben haben, sind *wissenschaftliche* Werke, die ihren Ruhm nicht erst durch die Europa zu erlangen brauchen; darüber hat die Journalistik nichts zu reden. Dagegen mag er unsertwegen über die Andern sprechen, mag sie loben, tadeln — ganz nach Belieben —; allein warum sind denn nicht auch hier wenigstens einige der Hauptleistungen unserer Schriftsteller hervorgehoben, z. B. in der juristischen Hermeneutik, in der höhern Astronomie? 2c.

In der Vertheidigung des „Beobachters" geht Herr D. zu weit. Wir haben gegen den *Herausgeber* nichts und möchten dem kleinen harmlosen Manne nicht wehthun; aber das *Blatt*, das *Blatt*, sagt der Templer, das Blatt sagen wir nochmals, das ist eine Schande Kurhessens. Was soll man im Auslande denken, wenn es in Kassel keinen bessern *Beobachter*, nicht mehr *Geist* und *Herz* gibt! Das Ding ist noch keine sieben Jahre alt, wären es siebzig, ich hätte längst beim Gericht darauf angetragen, es in seiner geistigen Abwesenheit für bürgerlich todt zu erklären. — Solchen Schreckbildern muß man das Wort nicht reden, nicht in Bildern aus Kassel, wo keineswegs blos das Anklang und Unterstützung findet (wie Herr Dingelstedt meint), „*wobei Etwas herauskommt*," sondern auch, wo Etwas *hineinkommt*.

Dem Dr. Lobe geschieht ebenfalls zu viel. Der Mann hat sich in Verdrießlichkeiten hineingeschrieben, das ist wahr; allein er ist darum nichts desto weniger für Kassel ein Mann von großem Belang, von unverkennbarem Verdienst. Nicht etwa deshalb, weil in Siam ein *dicker Mann* so viel bedeutet, als ein *verdienstlicher* Mann; sondern z. B. um deswillen, weil er mancher Anmaßung, wenn auch mitunter etwas leidenschaftlich, entgegentritt, und weil er in Gesellschaften durch seine unerschöpfliche Laune schon zahllose Unverdaulichkeiten verhütet hat. Man muß Lobe nicht blos aus seinen Correspondenzartikeln kennen lernen, sondern auch aus dem Leben und namentlich in Gesellschaften. Da ist sein Element, da ist er unermüdet thätig, da geht ihm der Humor nie aus, da wird sein Witz — nicht blos angebracht — nein, auch geboren. — (D. B. f.)

Notizen.

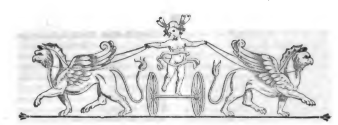
[Dr. Strauß.]

In Tübingen bei Osiander wird die Sammlung von Antikritiken erscheinen, welche Dr. Strauß, der Verfasser des Lebens Jesu, zur Musterung seiner verschiednen Gegner herauszugeben im Begriff ist. Osiander hat durch das Gebot von 10 Louisd'or per Bogen die andern buchhändlerischen Mitbewerber zurückgedrängt.

[Götzinger's deutsche Sprache und ihre Literatur.]

Von diesem vortrefflichen Werke (Stuttgart, Hoffmann) liegt der erste Band vor uns, der die Lautlehre enthält. Die Einleitung gibt eine Menge sorgfältig erlesener Gedichte und Prosastücke in jeder ober- und niederdeutschen Mundart. Auch die schweizerischen Dialecte sind mit Belegen erläutert und in ihrer Charakteristik sehr scharf aufgefaßt. Alle unsere Winkel-Provinzialismen sind hier in Zusammenhang gebracht zum Bereich des deutschen Sprachschatzes. Sehr interessant ist auch der Artikel über die ästhetische Geltung der Laute; er zeigt die größte Vertrautheit mit der geheimen Musik der Sprache. Der Verf. ist Lehrer der deutschen Sprache in Schaffhausen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 7. — den 10. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marie Antoinette von Frankreich mit ihren Freundinnen und Freunden.

Es sind jetzt ziemlich sechzig Jahre verflossen, seit die Königin Marie Antoinette von Frankreich von ihren Feinden auf das Empörendste getadelt und von ihren Freunden auf das Ausschweifendste gelobt worden ist. Konnte nun auch den Denkwürdigkeiten der Frau Campan, dieser unerschütterlich treuen Dienerin ihrer unglücklichen Königin, nichts Erhebliches entgegengestellt werden, und sind durch besonnene deutsche Geschichtschreiber, wie durch K. A. Menzel und den General von Schütz, gründliche, unparteiische Urtheile ausgesprochen worden, so fällt doch noch immer der Charakter der Königin bei Vielen einer so unbilligen Beurtheilung anheim, je weniger die Verhältnisse und die Personen einer furstlichen Umgebung allseitig erwogen worden sind. Wer am lautesten schreit, findet gewiß gläubige Zuhörer, und wenn nun gar ein Mann von politischer Bedeutung, wie der ehemalige nordamericanische Präsident Thomas Jefferson, ausspricht, daß Frankreich ohne eine solche Königin nie eine Revolution gehabt haben würde, so kann es wohl nicht befremden, wenn Viele ihm diese Worte nachbeten. Zu einer genauen Kritik dieser Worte ist hier nicht der Ort. Aber fur den größern Lesekreis, dem, wie schon Homer gesagt hat, stets die neueste Kunde auch am angenehmsten klingt, ist neuerdings in zwei Schriften wieder der Königin Marie Antoinette Erwähnung geschehen, die denn sofort in Auszügen und Uebersetzungen verbreitet sind und leicht manche Urtheile umgestimmt haben können. Wir meinen die Denkwürdigkeiten der Gräfin von Adhemar und den neuesten Band der pariser Nächte *). Das erstere Buch ist nicht in böser Absicht gegen die Königin geschrieben worden, trägt aber die offenbarsten Spuren von jener Fabrikarbeit an sich, wie sie jetzt aus den pariser Lesecabinets hervorzugehen pflegt, und hätte aus diesem Grunde nicht so schnell einen deutschen Uebersetzer finden sollen; das andere verdankt seinen Ursprung jener traurigen Mischung von Medisance und Frivolität (man gestatte uns die französischen Ausdrücke), welche jetzt in Paris an der Tagesordnung ist und so leicht nichts Heiliges oder Ehrwürdiges verschont.

Wir hören nun zwar, daß die letztere Schrift ihrer Unsittlichkeit wegen in manchen Ländern verboten ist. Ein solches Gift weiß sich aber doch auf allerlei Weise einzuschleichen und die Gemüther zu bethören. Daher dürfte es sowohl um der offenbaren Lügen in den pariser Nächten willen, als wegen des ungeschickten Lobes in den Adhemar'schen Denkwürdigkeiten gerade jetzt nicht unpassend sein, den Charakter der Königin Marie Antoinette noch einmal von der Seite zu prüfen, wo er für das größere Publicum gewöhnlich den meisten Reiz hat, nämlich von der Seite ihres Privatlebens.

*) Souvenirs sur Marie Antoinette, archiduchesse d'Autriche, reine de France et sur la cour de Versailles, par Madame la Comtesse d'Adhémar, dame du palais. IV Vols. Paris. 1836. — Soirées de Paris. Vol. VII. Paris. 1836.

In dem blühenden Alter von funfzehn Jahren, als heitere, fröhliche Jungfrau betrat Marie Antoinette im Mai 1770 den französischen Boden. Mit überströmenden Thränen entließ sie auf der Rheininsel bei Kehl ihren bisherigen Hofstaat und trat, um sich als Dauphine von Frankreich umzukleiden, in den dazu erbauten Pavillon, den man, wie Goethe als Augenzeuge erzählt, mit Tapeten ausgeschmückt hatte, welche die Figuren Jason's, der Medea und Kreusa, also das Bild der unglücklichsten Heirath, die sich im Andenken der Nachwelt erhalten hat, darstellten. Zur Linken eines Thrones sah man die von Freunden und verzweifelnden Dienern umringte Braut mit dem grausamsten Tode ringen. Auf der andern Seite entsetzte sich Jason vor Schrecken beim Anblicke seiner gemordeten Kinder, während die Furie auf ihrem Drachenwagen durch die Lüfte zog. Hinter dem rothen Sammet des goldgestickten Thronrückens ringelte sich rechter Hand der weiße Schweif jenes Zauberstiers hervor, indessen die feuerspeiende Bestie selbst und der sie bekämpfende Jason von jener kostbaren Draperie ganz bedeckt waren *). Aber ungeschreckt hierdurch setzte die junge Fürstin ihren Weg nach Versailles fort, Feste und Lustbarkeiten bezeichneten denselben, viele Menschen drängten sich um den Wagen, um die eben so schöne und vornehme als heitere und imposante Miene der jungen Prinzessin zu schauen. In Versailles empfing sie Ludwig XV und der Dauphin, der erstere war ganz bezaubert von dem Liebreiz ihrer Erscheinung, und in den ersten Wochen ihrer Ehe war nur eine Stimme am Hofe über ihre Schönheit und Anmuth. Darin stimmen aber auch alle, die sie gekannt haben, Männer sowohl als Frauen, überein, selbst ihr bitterer Feind, der Abbé Soulanie, mußte sie eine Figure angélique nennen **). Marie Antoinette war nicht regelmäßig schön, Nase und Mund schienen nicht zu der übrigen Form des Gesichts zu passen, namentlich war der Mund entschieden unangenehm gestaltet. Dagegen malte sich in ihren Augen jeder Seelenzustand, man konnte Wohlwollen oder Widerwillen nicht deutlicher ausgedrückt sehen als in den ihrigen. Haut und Teint waren von unvergleichlicher Weiße, Weiche und Feinheit, schönere Arme und Hände konnte man nicht leicht finden. Dabei besaß sie große Annehmlichkeit in der Haltung, eine außerordentliche Anmuth im Grüßen, einen bald edlen und festen, bald weichen und schwebenden Gang, mit einem Worte, eine seltene Eleganz und Grazie.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Goethe: Aus meinem Leben. II. Th. S. 359.
**) Mémoires. T. II. p. 63.

Mundt über die Kunst der deutschen Prosa.

(Beschluß.)

Die dritte Abtheilung setzt die literarischen Gattungen der Prosa auseinander und entwickelt das Verhältniß der Prosa zur Weltbildung und den gesellschaftlichen Bedürfnissen. Wieland, Thümmel, Goethe, Fürst Pückler werden hier parallelisirt als Vertreter der weltmännischen Elemente der Literatur. Wir entheben der Darstellung dieser für die Gesellschaftsbildung der Deutschen wichtigen Einflüsse folgende Stelle:

„Der Einfluß Wieland's und Thümmel's auf einen gewissen weltmännischen Atticismus der deutschen Darstellung ist in unserer Literatur zuerst zu nennen. Das französische Element, das sonst nur immer eine Trennung unserer Sprache und Culturzustände bewirkt hatte, erhielt seine erste productive Verarbeitung in der deutschen Bildung durch Wieland, der, nachdem er eine ziemlich schwerfällige und moralisch correcte Jugendperiode seiner Schriftstellerei überstanden, plötzlich den Weg der Grazien und der freieren spielenden Weltweisheit betrat. Wieland schrieb freilich meistens eine schlechte, weitschweifige und schwerverdauliche Prosa, die nicht einmal rein von französischen Wörtern war, aber sein stylistisches Verdienst ist hier nicht sowohl gemeint, als vielmehr der freibeweglichere Charakter und Schwung, den die deutsche Darstellung überhaupt durch ihn gewann. Viel höher und origineller steht Thümmel da, dies wahrhafte Lebensgenie, dessen farbenstrotzender Pinsel sinnliche Lebendigkeit, gesellige Anmuth und einen feindurchbildeten Weltton in die Darstellung brachte. Thümmel's Prosa hat meisterhafte Züge, voll poetischer Leidenschaft behält die Diction doch ihr harmonisches Maß, und die Sprache schafft oft die treffendsten Bezeichnungen und Wendungen für neue Verhältnisse. Natur- und Reiseanschauungen fließen mit frischen Farben in seinen Styl über. Durch diese beiden Schriftsteller lernte die deutsche Sprache vieles sagen, was ihr sonst fremd gewesen war, auch das Leichtfertige und Frivole, nicht in Fischart's Manier, sondern mit dem feinen lächelnden Anstande des Weltmannes. Diese Art des gebildeten Cynismus, wie sie in Thümmel sich äußerte, trat zum ersten Male in deutscher Sprache auf, in einem modernen Gewande sind wir ihm neuerdings wieder in der Gestalt des Verfassers der Briefe eines Verstorbenen begegnet. Fürst Pückler läßt sich in vieler Hinsicht mit Thümmel vergleichen, obwohl der Verstorbene ein höher entwickelter

Typus des Reisenden im mittäglichen Frankreich ist, sowohl was die breitere Grundlage der Zeitbeziehungen, als der Gesellschaftsverhältnisse betrifft. Der vornehme Cynismus des Verstorbenen redet die Sprache einer bestimmten speciellen Sphäre, die sich darin abdrückt, die Sprache der exclusiven Gesellschaft, wie sie in ihrer bevorzugten Nonchalance sorglos und doch mit einer gewissen gemessenen Haltung sich geberdet. Als Prosaist ist Thümmel vorzuziehen, er hat eine gewähltere Sprache, poetische Kraft der Schilderungen, feine Motive und Melodie des Styls, aber Pückler zeigt eine größere Individualität in seiner im Einzelnen vernachlässigten Schreibart. An Unschuld und Durchtriebenheit, Ironie und Zartgefühl hält sich der Genius beider Schriftsteller vielleicht die Wagschaale, aber Pückler stellt charakteristischer und an bestimmten Gesellschaftszuständen dar, was Thümmel allgemeiner in den Regionen der Phantasie verschweben läßt. Der Weltmann in Thümmel ist mehr Dichter als in Pückler, der Roué in Pückler ist auf geistvollerem Raisonnement gegründet als in Thümmel. Zwischen beiden Charakteren liegt die gesellschaftliche Bildung und Gesinnung, welche *Goethe's* Schreibart nach dieser Seite hin repräsentirt, mitteninne auf einer leise bewachten Gränzlinie. Thümmel und Pückler bewahren den Anstand in ihren Ausdrucksformen oder corrigiren seine innere Verletzung durch die äußere Grazie. Goethe behandelt das Zweideutige, wenigstens in seinen Romanen, lieber in Andeutungen mit unnachahmlicher Geschicklichkeit, als daß er seine Phantasie in Einzelausführungen glänzen ließe. Thümmel will oft glänzen, Pückler durch stimulirende Mittel reizen, Goethe will gefallen. Jene möchten die gesellschaftlichen Rücksichten eben so gern durchbrechen im nämlichen Moment, wo sie ihnen schmeicheln, Goethe sucht sich immer in einen lösenden Einklang damit zu setzen und das Widerstrebende an den Normen seiner Individualität auszugleichen. Das Normale in Goethe's Styl und Gesittung gibt ihm eine größere Gleichförmigkeit, und haucht seiner Prosa zuweilen etwas von seiner Canzlei über, wo die andern regelloser mit ihren Sätzen umherschweifen. Goethe's Naturell kehrt in der Geselligkeit am meisten das Behagliche und Behäbige heraus, und schafft sich auf diesem Grunde auch manche charakteristische Sprachformen, die ihm eigenthümlich sind. Das Wort *behäbig* selbst, die häufige Verbindung der Adjective mit *gar*, Formen wie *hüben* und *drüben* und viele ähnliche, die eine bequeme Beschaulichkeit ausdrücken, sind durch ihn beliebt geworden. Auch fremde Wörter verschmäht Goethe in seiner Diction nicht, wo sie ihm in das gesellschaftliche Behagen des leichten Redeflusses hineinpassen. Die gesellschaftliche Schreibart der Deutschen leidet überall an Sprachmengerei, und wird, aller absichtlichen Mühe ungeachtet, viele ihr nöthigen Bezeichnungen sobald nicht darüber hinausbringen. Thümmel hat es in der Reinheit des geselligen Styls am weitesten gebracht, und wo er französische Ausdrücke einstreut, thut er es weniger aus Angewohnheit und Bequemlichkeit als im Fluge des Uebermuths, der nach den piquantesten Bezeichnungen hascht. Pückler dagegen überläßt sich in aller Naivetät dem Extreme der Sprachmischung, die zuweilen barbarisch aussieht, doch verräth er auch oft einen feinen Takt dabei, daß er gerade die zweideutigen Partieen vorzugsweise mit französischen Wörtern färbt, und dadurch gefälliger und anständiger über das Anstößige wegleitet."

So finden wir in dieser Schrift die Stylarten der deutschen Prosa an den einzelnen Hauptpersönlichkeiten wie an den Stimmungen und Zuständen einer jeden Literaturperiode beleuchtet, und zwar in einem Styl, der recht eigentlich als ein *beleuchtender* bezeichnet werden kann. Es ist der Styl der forschenden, tiefsinnenden Gemüthlichkeit, unter deren sanftem, warmbewahrtem Strome die Charakterfestigkeit der Ansicht und Gesinnung sich als Sache der mildesten Humanität hingibt. Bei Betrachtung der literarischen Gattungen der Prosa wird über Roman und Novelle und über die Stylarten beider viel Treffendes gesagt, Tieck's und Jean Paul's Prosa aus dem Naturell dieser Dichter charakterisirt und auch manches neuern Autors Diction an seinem Gehalte gemessen. Diese wechselseitige Beschauungsart, den Styl am Autor und den Autor am Styl zur Beleuchtung zu bringen, geht durch die ganze Untersuchung Mundt's. Die Würdigung mancher schon beseitigten Autorschaft, deren Einfluß auf Fortbildung der Diction von stillerem Gewichte war, gereicht dem Verf. zum besondern Verdienst. Mit einer Darlegung des Verhältnisses der Prosa zur deutschen Wissenschaft, namentlich zur Geschichtschreibung und Philosophie schließt das Buch. Hier werden, außer den systematischen Denkern und ihrer Redeweise, Görres, Schleiermacher, die beiden Humboldt, Johannes v. Müller, Abbt, Ranke, Leo, Varnhagen v. Ense, jeder in seiner Persönlichkeit und auf dem ihm eigenen Gebiete, als Männer der deutschen Rede betrachtet. Unter den Prosaisten der Politik findet sich in Deutschland als besonders hervorstechend nur Friedrich von Genz, der die Prosa der Cabinette auf eine künstlerische Höhe erhob.

K.

Correspondenz.

Aus Kassel. (Beschluß.)

[Der Ankläger wird ein Defensor.]

Daß dagegen über das literarische Wirken der Schulmänner Nichts gesagt ist, können wir mit dem kasseler Correspondenten nicht so sehr tadeln. Die haben sich schon selber hinreichend bedacht. Man vergleiche z. B. nur die wunderbaren Schicksale, Thaten, Werke und Meinungen der sämmtlichen Gymnasiallehrer, wie solche in dem Einladungsprogramm zu den öffentlichen Prüfungen rc. Kassel. 1836. S. 29 fgg. mit der unverkennbarsten Gründlichkeit, mit unglaublicher Bescheidenheit, zum sonderbaren Frommen der Jugend und zu baßer Ergötzlichkeit des Publicums ans Licht erzählt sind.

Damit es indeß nicht den Anschein gewinne, als lobten wir Herrn D. nur deshalb, weil er Manches nicht gethan, so wollen wir nunmehr auch auf einige seiner gelungensten Ausführungen aufmerksam machen. Und da steht denn die Schilderung der Cattenburg oben an. Wo er malt, wo er Empfundenes, Angeschautes wiedergibt, wo er den wehmüthigen Gedanken, den warmen elegischen Regungen Worte leiht: da ist er unübertrefflich. Doch wozu der Behauptungen? Wir fordern Jeden auf, einmal selbst nach dem schönen Kassel zu kommen und zu sehen, ob sich über die Cattenburg, die Felsenkeller, die Aue rc. etwas Schöneres sagen läßt. Nur hätte er in Betreff der letztern vom Schnupfen schweigen sollen. Das ist wieder so ein boshafter Stich auf die Philister. Es ist wahr, Manche warnen vor dem langen und späten Aufenthalte in der Aue; allein dagegen gibts auch wiederum Andere, die wahrlich lange genug darin bleiben, und noch mehr darin riskiren, als den Schnupfen zu bekommen. —

Uebrigens ist man heut zu Tage in der Gestattung des Besuchs der Aue sehr liberal. In der Verordnung vom 30. Juni 1786 wird nur Adligen, Standespersonen, Militair und reputirlichen Bürgersleuten das Fahren und Spazierengehen unbedingt gestattet, dagegen sollen gemeine Soldaten und geringere Bürgersleute in der mittlern Allee bleiben, und „liederliches Gesindel“ rc. soll sogar ganz zurückgewiesen werden. Indessen hält man jetzt auf diese Unterscheidungen nicht viel mehr: man findet sie inhuman und zum Theil auch widersprechend in sich selbst.

Auch darin hat Herr D. Recht, daß er Diejenigen böse Menschen nennt, welche an dem neuerbauten Ständehause viel auszusetzen hätten. Denn ein edleres, großartigeres, zweckmäßigeres Gartenhaus gibt's doch wirklich um ganz Kassel nicht, und wenn Manche von Aehnlichkeiten mit einem frankfurter Postwagen rc. reden: so sind das offenbar Dummheiten, die sich nur bedauern, nicht widerlegen lassen. —

Und daß er den Erfinder einmal nach dessen italienischer Liebhaberei benennt ... ist denn das so etwas Entsetzliches, wie man dies hier zu glauben scheint? Wir unsers Theils halten es wenigstens mit den Juristen, welche bekanntlich den Grundsatz aufstellen „nomina sunt mutabilia“ und haben daher auch niemals Anstand genommen, in unsern Adressen rc. immer Docteur en médecine oder Charles u. s. w. zu sagen, wenn Jemand vier Wochen in Paris oder drei Monate in America gewesen war. Auch darin können wir keine so bösartige Stichelei finden, wie man häufig glaubt, daß auf die Beleuchtung des Stände-Saals von oben hingedeutet wird. In Bildern, wie sie Herr D. nun einmal schrieb, war dies völlig unerläßlich, und wie soll denn auch außerdem Licht hineinkommen, da man unten die Fenster verschmäht hat, und die Thüren sogar zu klein ausgefallen sind? — Nur zuweilen wird eine leuchtende Helle den Saal durchzucken, wenn es gilt, den Funken des Prometheus in der todten Masse zu wecken, oder wenn ein einfacher Wagen vorfährt, und rasche, energische Schritte auf die Ministerbank eilen; denn der Blitz flammt und schreckt nicht blos, er leuchtet auch, er reinigt auch die Luft von verderblichen Dünsten. —

Dagegen läßt Herr D. den Kunstgärten offenbar zu wenig Gerechtigkeit widerfahren, und eine der sinnvollsten, stillsten Umgebungen von Kassel ist sogar ganz vergessen, nämlich Schönfeld, der gewöhnliche Sommeraufenthaltsort der Kurfürstin. — Warum hat er hierbei überhaupt nicht den geistreichen Aufsatz „die Spaziergänge Kassels“ (36 an der Zahl) im Beobachter, Jahr 1836. Nr. 69. u. 70., berücksichtigt? Auch die sehr erschöpfende Abhandlung in Nr. 71. fgg. desselben Blatts über die 12 Arten von kasseler Vergnügungen hätte Erwähnung finden sollen. Dergleichen Uebergehungen verrathen literarische Unkunde und führen zu so oberflächlichen und unwahren Bemerkungen, wie sie Herr D. liefert. Nicht einmal des neuerfundenen Rosenfestes ist gedacht. — Die Kunstgärten um Kassel sind für Privatanlagen aber in der That sehenswerth, und mit dem Todttreten der Schönheiten bei jedem Schritte ist's auch so gefährlich nicht, wie es nach den Bildern den Anschein haben möchte. Es ist wahr, die Wege sind mitunter etwas schmal, allein man ist in Kassel nun einmal compendiös, und wer braucht denn auch immer die Gliedmaßen so um sich herum zu werfen, wie ein umgekehrter Telegraph? —

Und damit schließe ich denn diese flüchtigen Bemerken zu den Bildern aus Kassel. Mögen sie dieselben ergänzen, berichtigen, erläutern! mehr habe ich damit nicht gewollt. Geschähe nur der Stadt und ihrer Umgebungen, nicht auch der Bewohner darin Erwähnung, ich hätte wahrlich kein Wort darüber verloren; denn jene sind meisterhaft geschildert, und die Stadt an sich ist zu schön, als daß man etwas Unangenehmes darüber sagen könnte. Da aber Kassel zufälliger Weise auch bewohnt ist, und Herr D. dies nicht übersehen hat, so konnte ich unmöglich diese Zurechtweisungen unterlassen; denn ich habe die Kasselaner zu lieb, als daß ich irgend eine Ungerechtigkeit gegen sie zu dulden vermöchte.

Kassel ist meine Vaterstadt nicht. Ich habe hier keine Heimath, nirgends habe ich eine, kein Herz gehört mir, kein Auge hat mir süß und freundlich gelacht: aber ich habe sie doch lieb, sehr lieb, Kassel und die Heimath und die schönen glänzenden Augen in beiden. Auch Hessen ist mein Vaterland kaum. Nur an ein Stückchen Erde knüpfen mich die Träume meiner Jugend, und darum kann ich's nicht lassen, nicht vergessen; darum könnte ich mein Herzblut geben für das Wohl des theuren Landes.

Wenn man dies liest, bin ich wohl nicht mehr hier. Es zieht mich wieder fort, es wird mir zu eng. Wie die Zugvögel jagt mich der Winter von hinnen. Von Nord nach Süd, von Süd nach Nord: so treibt mich eine ewige Sehnsucht; aber ach! ich finde wie jene nach der langen Fahrt keine Ruhe. Sie haben eine doppelte Heimath, ich habe keine. —

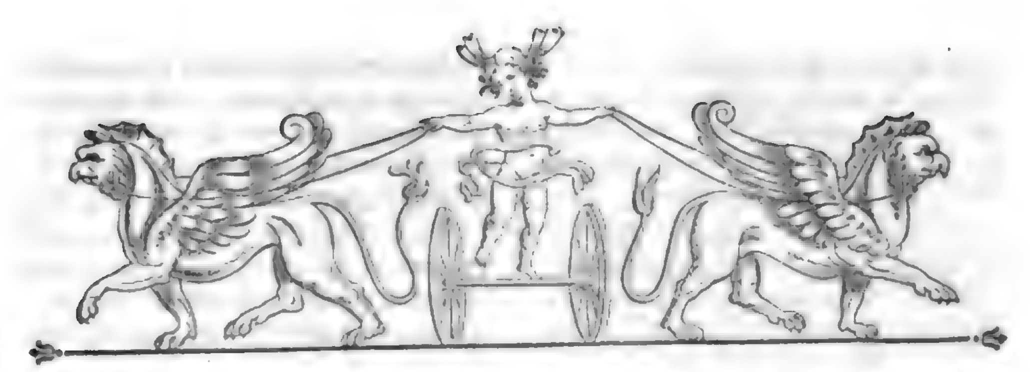
In der That, edle Männer, schöne Frauen, ich habe euch lieb, sehr lieb; darum eben diese Zeilen und diesen Gruß und mein Lebewohl zugleich! — C. Fried.

Notiz.

[Mademoiselle Taglioni.]

Die Taglioni ist für die Monate Mai, Juni und Juli bei dem Drurylanetheater in London engagirt und erhält dafür 6000 Pfd. Sterl., 42,000 Thlr.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 8. — den 12. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marie Antoinette von Frankreich mit ihren Freundinnen und Freunden.

(Fortsetzung.)

Es war ganz natürlich, und besonders in einem Lande wie Frankreich gar nicht anders zu erwarten, als daß sich viele zu der jungen Fürstin drängten und auf sie Einfluß zu gewinnen suchten, da sich überdies auch voraussehen ließ, es werde die Liebenswürdigkeit einer solchen Gemahlin auf den künftigen König nicht ohne mächtige Einwirkung bleiben. In den ersten Monaten fand Marie Antoinette Rath und Hülfe, wo sie deren bedurfte, bei dem ihrer Mutter Marie Theresia und der Verbindung mit Oesterreich aufrichtig zugethanen Minister Choiseul. Als dieser aber schon im November des Jahres, wo sie nach Frankreich gekommen war, aus dem Ministerium ausscheiden mußte, sah sie sich rath- und freundlos an einem Hofe, wo man fast allgemein es ungern sah, daß der Dauphin mit ihr vermählt war, wo selbst die drei Tanten des Königs offenbar ihre Mißbilligung darüber an den Tag legten, und Alles, was zur Partei der du Barry, Ludwig's XV. letzter Maitresse, gehörte, ihr offenbar übel wollte. Als Oberhofmeisterin hatte man ihr die Gräfin von Noailles gegeben, aus einer der ältesten Familien des Landes, eine Dame, die manche gute Eigenschaften besaß und der Dauphine wohl da rathen konnte, wo es auf Bewahrung der Etiquette ankam, sonst aber die mütterliche Freundin, deren jene so sehr bedurft hätte, sie überall vermissen ließ, ja sogar bald gegen sie eingenommen wurde, als die junge Fürstin den Hang verrieth, die Vorschriften der drückend steifen Etiquette am Hofe zu Versailles zu umgehen. Ihr Gemahl war auffallend kalt und gleichgültig gegen sie, er mied ihren nähern Umgang, so daß viele glauben mußten, ihn peinige und drücke sein eheliches Verhältniß. Die große Zahl der adeligen und hoffähigen Frauen aber hatte für Marie Antoinette gar nichts Anziehendes, da sie nur die Maske der Convenienz, Verschmitztheit, List, eine zierliche, geschmeidige Sprache und feine gewandte Intriguen als die letzten und einzigen Tugenden ansahen. Denn seit dem Tode Ludwig's XIV. waren die Töchter des hohen Adels in Unwissenheit und Aberglauben auferzogen und ihr Kopf mit ascetischen Grundsätzen überladen, die ihre Beichtväter ihnen einpfropften, bis sie in einem zarten, noch unausgebildeten Alter in eine Welt eintraten, wo die uneingeschränkteste Vergnügungssucht, die Sinnlichkeit und die zügelloseste Ausschweifung zur Tagesordnung gehörte, wo Alles erlaubt war, wenn es nur kein öffentliches Aufsehen erregte. Daß die junge Fürstin diesen Lebensansichten nicht huldigte, gereicht ihrer Erziehung und ihrem Charakter zur Ehre, aber dafür zog sie sich auch schon früh Haß und Verläumdung zu, was ein wirksameres Gift gegen die Tugenden und den guten Namen der Königin war als die rohen Angriffe und gemeinen Schmähungen, mit denen sie in spätern Jahren von den pariser Fisch- und Hökerweibern überhäuft ward.

In dieser Verlassenheit fand die junge Fürstin fast ihren einzigen Umgang bei dem ihr verwandten Brüderpaar, den Grafen von Provence und von Artois, den Brüdern ihres Gemahls, und bei deren jungen Gemahlinnen, von denen Josephine Luise von Provence achtzehn Jahr, Marie Therese von Artois siebzehn Jahr alt war. Die Gleichheit des Alters veranlaßte allerhand gesellige Vergnügungen, namentlich theatralische Belustigungen, die aber sehr geheimnißvoll betrieben werden mußten, damit weder der König noch seine ältlichen Töchter etwas davon merkten. Die Scenerie war dabei sehr einfach, denn ein einziger Schrank verdeckte Alles, wenn man das geringste Geräusch hörte oder fremden Besuch erwarten mußte. In solchen Fällen nahm die ganze Gesellschaft sogleich andere Spiele und Beschäftigungen vor, um jeden Verdacht von sich abzuwenden. Aber obgleich die junge Dauphine sich hier stets höchst liebenswürdig zeigte, blieb ihr Gemahl, der allein den Zuschauer machte, in den ersten Jahren ihrer Ehe kalt und ungerührt durch so viele Reize.

Aus einer so drückenden Lage und aus der ganzen Langweiligkeit des altfranzösischen Hoflebens, wie es sich unter dem funfzehnten Ludwig ausgebildet hatte, sah sich die junge Königin durch den Tod dieses Monarchen am 10. Mai 1774 befreit. Die Nation erwartete Großes von dem ernsten und rechtlichen jungen Fürsten, die Königin hoffte nun selbstständiger handeln und nicht mehr das Urtheil jener Herzoginnen und Gräfinnen fürchten zu dürfen, die ihre unschuldige Jugend am Hofe des Herzogs Regenten verlebt hatten. Eine Einmischung in die Regierungsangelegenheiten war ihr damals wohl ganz fremd, auch wohl nicht einmal im Bereiche ihrer Wünsche, indem sie, wie Besanval ausführlich erzählt*), nicht dazu vermocht werden konnte, in entscheidender Weise einen Einfluß auf die Besetzung von Ministerstellen gleich nach der Krönung des Königs auszuüben. Sie vertrug sich leicht mit dem Premier-Minister Maurepas, und dieser bewies sich dafür gefällig, indem er sogleich und in Gegenwart der Monarchin, Regierungsangelegenheiten verhandelte. Wie dringend Besanval und andere Rathgeber der Königin auch immer empfohlen hatten, diese wichtigen Momente zu benutzen und ihre Herrschaft über ihren Gemahl zu begründen, so waren doch alle diese Ermahnungen fruchtlos. In jener Zeit vermochte die liebenswürdige Frau noch nicht, sich für ernstere Dinge zu interessiren, vielmehr erfüllten Zerstreuungen, Vergnügungen und die Sehnsucht, in der Gesellschaft der Personen ihres vertrauten Cirkels zu leben, ihre ganze Seele, und entzogen ihre Aufmerksamkeit den Angelegenheiten des Staates. Freilich hatte die junge Fürstin in den vier Jahren ihres Aufenthaltes in Frankreich und in dem Binnenleben des französischen Hofes keine Gelegenheit gehabt, sich mit den innern Angelegenheiten des Landes, dem Rechtszustande, den Handels- und Fabrikverhältnissen einigermaßen bekannt zu machen, und bei der Geheimnißthuerei und Verschlossenheit, die im achtzehnten Jahrhunderte das Prinzip der meisten Regierungen war, würde ihr ein fortgesetztes Eingreifen und entschiedenes Mithandeln sehr oft fast unmöglich gewesen sein. Kurz, die Jugend, die Macht, die Sehnsucht nach Ungebundenheit, machte nach jahrelanger Einsamkeit ihre Rechte auf Marie Antoinette geltend, sie suchte und fand Freundinnen, denen sich nachher auch Männer anschlossen, und durch welche um sie ein Kreis gebildet wurde, in welchem die Fürstin unstreitig ihre glücklichsten Stunden in Frankreich gelebt hat, der aber dafür auch das Ziel des Neides und der Verläumdung des übrigen Hofes geworden ist.

*) Mémoires T. II. p. 105—124.

In diesem Kreise war die älteste und vielleicht auch treueste Freundin der Königin die Prinzessin Marie Luise Therese von Lamballe, eine blühende Gestalt von zwanzig Jahren, die zuerst bei den Schlittenfahrten der Königin erschien, ganz in Pelzwerk eingehüllt; es war der Frühling in der Umkleidung von Marder und Hermelin. Höchst unglücklich verheirathet und von ihrem Gemahl getrennt, schloß sie sich um so enger an die Königin an, die sie zur Oberaufseherin (Surintendante) des königlichen Hauses ernannte, und sich durch ihre Schönheit, Sanftmuth und die sich stets gleiche, heitere Stimmung so sehr angezogen fühlte, daß lange Jahre hindurch zwischen Beiden ein sehr inniges Verhältniß Statt fand, selbst nachdem in Folge mannichfaltiger Hofcabalen, für welche die Prinzessin Lamballe weder Sinn noch Geschick hatte, das engere Beisammenleben aufgehört hatte. In ihrem Lobe vereinigen sich alle Stimmen, nur nicht die der Gräfin von Genlis*). Sie schildert die Prinzessin als eine sehr unbedeutende, affectirte Dame, und beklagt es, daß eine solche Frau hätte können von der Königin zu ihrer ersten Freundin gewählt werden. Hätte das gottselige Gemüth der Frau Gouverneur-Gouvernante (wie sie der Baron Grimm nennt) aber doch wenigstens bei sich überlegt, ob sie, der es nicht schwer ward, in der Politik mehr als einmal die Farbe zu wechseln, vor einem Blutgerichte, wie das am 2. September 1792 war, eine solche Treue gegen ihre Gebieterin hätte bewahren kön-

*) Denkwürdigkeiten II. 211. Uebers.

nen, wie sie die Prinzessin an den Tag legte. Vergleicht man übrigens beide Charaktere, so ist wohl begreiflich, was die Genlis selbst gesteht, daß sie nicht die Ehre gehabt habe, von der Prinzessin Lamballe geliebt zu werden.

Noch höher als die Prinzessin Lamballe stand Jahre lang in der Gunst der Königin eine Frau, die mit ihrer erhabenen Gebieterin das Loos getheilt hat, der Zielpunct der ungerechtesten Schmähungen und Verleumdungen zu werden. Wir meinen das Fräulein Gabriele Jolante von Polastron, die vermählte Gräfin Jules v. Polignac. In einem Alter von fünfundzwanzig Jahren erschien sie am Hofe zu Versailles und fesselte Männer sowohl als Frauen durch ihre angenehmen und heitern Mienen, die Lieblichkeit ihrer Stimme, die Sanftmuth ihres Blickes und andere liebenswürdige Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Nur der bittere Haß des Abbé Soulavie hat ihr später nachgesagt, daß sie Meisterin in der Kunst gewesen sei, mit Gefühlen zu spielen, und wie ein unschuldiges junges Mädchen zu erröthen, während sie nur darauf ausgegangen sei, sich und ihre Familie zu bereichern und die Phantasie der Königin mit unreinen Bildern zu erfüllen*), nur der im Stillen noch fortwuchernde Haß konnte in Schmähschriften vor sechs Jahren behaupten, daß Frau von Polignac zugleich die Huldigungen des Grafen Artois empfangen habe, und daß der im Julius 1830 gestürzte Ministerfürst Polignac eigentlich ihr und des Grafen (des nachmaligen Königs Karl X.) Sohn gewesen sei. In solchen Dingen weiß man nicht, ob man sich mehr über die Schlechtigkeit oder über die Abgeschmacktheit französischer Libellisten wundern soll. In jener Zeit aber, von der wir hier sprechen, gewann die Gräfin täglich so sehr in der Liebe und Vertraulichkeit der Königin daß sie ihr nach dem Abgange der Prinzessin von Rohan-Guéméné die Stelle einer Erzieherin der Kinder von Frankreich, nicht ohne Widerspruch der bevorrechteten Familien am Hofe, verlieh, und sie dadurch auf das Engste an ihre Person fesselte. Die Gräfin widerstrebte lange, ihr Geschmack am Ruhigen und Einfachen, ihr Wunsch, allen Hofintriguen und Cabalen fern zu bleiben, ihre Verlegenheit, eine große und drückende Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, alles dies erschwerte ihr den Entschluß, die königliche Gnade anzunehmen. Aber der Monarchin Huld und Freundlichkeit (vielleicht auch die Zuredungen mancher Männer) siegten endlich über ihre Unentschlossenheit, und die Königin, die wohl wußte, welches Opfer die Gräfin ihr bringe, hat dafür auch diesen Beweis von Ergebenheit für den größten angesehen, den ihre Freundin ihr zu bringen im Stande war*).

*) Mémoires T. VI. p. 27—31.

Hierdurch war der Gräfin Polignac Macht und Einfluß am Hofe zu Versailles entschieden. Um sie und an sie drängten sich von jetzt an alle, welche zu der Königin durch redliche Anhänglichkeit und aufrichtige Verehrung sich hingezogen fühlten, oder die durch dieselbe ehrgeizige Absichten zu erreichen trachteten. So bildete sich die Polignac'sche Coterie, der so viel Schlimmes nachgeredet worden ist, und durch sie der vertrautere Gesellschaftskreis Marie Antoinette's. Unter den Frauen nahm der Gräfin Schwägerin, Diana von Polignac, eine der ersten Stellen ein, ein herrschsüchtiges Weib, deren Anmaßungen und Zudringlichkeiten für die Familie in der öffentlichen Meinung sehr nachtheilig wirkten. Außer ihr gehörten zu jenem Kreise die Prinzessinnen von Chimay und von Tarent, die Herzogin von Fitz-James, die Frauen von Tourzel, von Andlau, von Chalons, sämmtlich schöne und liebenswürdige Damen, deren Sittlichkeit in keiner Weise von dem Hauche der Verläumdung getrübt worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Zustand der Politik und der Salons.]

Natur, Politik, Religion und gesellschaftliche Gebräuche scheinen diesen Winter gewaltige Reformen zu erleiden. Es schneit und friert in Africa wie in Petersburg, es unwettert in Neapel wie nie in früheren Zeiten, unterdeß die Cholera heftig fortwüthet, und es regnet und ist so warm in Paris, daß man eine allgemeine Ueberschwemmung oder Sündfluth befürchtet. Diesen Morgen steht ein großer Theil der Vorstadt St. Antoine unter Wasser, das hydraulische Gebäude, welches an der Brücke der Cité uns mit Seinegetränk versieht, stößt wehmüthige Seufzer aus, und alle Keller und Magazine der Weinhändler in der Umgegend sind dermaßen voll Wasser, daß nach der Berechnung eines Mäklers wenigstens hunderttausend Tonnen die Taufe vor der Zeit erhielten. Alle diese Unglücke aber sind nur kleine Saisonübel, die nicht im Geringsten mit den weltbewegenden in Concurrenz treten, die der Telegraph stückweise aus Toulon und Bayonne meldet.

Aus Bayonne erfahren wir, daß der Karlismus in der Halbinsel sein Netz mit geheimnißvoller Allmacht um die Hauptstadt zusammenzieht, viel neues Geld und viel neue Streiter und viel neue moralische Gewalt erbeutete, und aus Toulon, wer hätte es geahnt, daß die französische Armee eine zweite Retirade über die Beresina angetreten, eine Retirade über die Beresina am Fuße des Atlas, umgeben von karthagischen und römischen und maurischen Ruinen.

Die Söhne des großen Feldherrn sahen sich gezwungen, vor dem Halbmond die Flucht zu ergreifen, drei Mal stürmten sie die Mauern von Constantine, welches eine Festung ist nach der Beschreibung des Marschalls Clausel wie das heilige Jerusalem der Apokalypse, gelegen auf einem diamantenen Fel-

*) Mémoires de Mad. Campan. ch. 9. 269—271.

sen und umgeben von drei goldenen Mauern und drei ehernen Thoren, drei Mal wurden sie unter dem Geschrei „Allah Kerim" zurückgeworfen. Der Prophet stand mit der rothen Fahne auf den Wällen und sandte seine Beten aus mit Hagelschauer und Schneeflocken, Hungersnoth und Pestilenz.

Es fragt sich, was nach der unprovisirten Schlappe geschehen wird, denn offenbar bekommen die Muselmänner in den Raubstaaten, die sich von Gott selbst unterstützt wähnen, einen gewaltigen Muth nach dem Sieg und werden mehr als je entschlossen, die Ungläubigen, diese Christen, diese Franzosen, diese Verdammten, über das Meer zurück in ihr Vaterland zu jagen. Die ganze Colonie steht auf dem Spiel und Frankreichs Waffenehre und Eitelkeit mit

Vorläufig ist es possierlich, hier zu sehen, wie sich die Parteien untereinander ob der Angelegenheit in die Haare gerathen und jeder Journalist und jeder Deputirte und jeder Officier seinen Schooßhund streicht. Die Anbeter des militairischen Ruhms klagen den lieben Herr Gott an, die Männer der Opposition das Ministerium, welches sie, wie gewöhnlich, gern aus dem Wege schaffen möchten, folglich intolerabel finden. „Ce n'est pas le marechal, sagt der Constitutionel, qui a perdu la bataille et nos braves, c'est monsieur Guizot." Und der Courrier Français, und das Journal de Commerce und andere Organe der Gewürzkrämer, Tambourmajors und Jesuitenriecher: das geringste Verbrechen, dessen sie das Cabinet anklagen, ist Hochverrath an der Nation, Pflicht- und Ehrvergessenheit, weswegen sie bei Eröffnung der Kammern zufolge Paragraphs der Karte in Anklagestand versetzt werden müssen.

Fürwahr, wenn es noch etwas Dummes in der heutigen politischen Welt gibt, so ist es die systematische, auf Actien begründete, erbliche, legitime Opposition, die nichts Gutes und nichts Nützliches in ihrem Gegner anerkennt und ihn sogar für die Erdbeben in Africa und die schlechte Taktik eines alten Napoleon'schen Generals verantwortlich macht.

Diesen Morgen wollen die Journale die heterogensten Dinge von der Welt: das Eine Krieg in Spanien, Intervention mit funfzigtausend Mann, das Andere Ueberschwemmung der africanischen Küste mit Musketiren und französischen Kukuken. Viele wollen nicht das Eine und nicht das Andere und rathen, Spanien seinem Schicksale zu überlassen, was gescheidt wäre, und Algier auch, was nicht gescheidt wäre. Die Colonisirung Nordafricas ist eine Wohlthat für die Welt und muß großen Gewinn bringen dem Staate, der die Arbeit thut — das Land erobert.

Unterdeß solchergestalt die Politik plötzlich wieder von ihrem Schlachtfeld aufstand und den Kaffeehäusern, der Börse und den Journalen neues Leben gab, wurde die Tageschronik ihrerseits nicht minder durch eclatante Erscheinungen bereichert. Ein genialer Baron machte einen Angriff auf die Bank, und weil er dem Kassirer nicht eine Million stehlen konnte, so erschoß er sich; eine Dame von Stande etablirte ein Institut für die Jugend; die Fürstin Lieven und die Gräfin von Flahault eröffneten politische Salons mit Diplomaten und Intriguants, und Green, der kolossale Aeronaut, versprach seine 127ste Aufsteigung mit zehn Personen, wozu ganz Paris eingeladen werden.

Weiter: Die Karlisten haben ihre Trauer zu Ehren Karl's X. abgekürzt und die Wiedereröffnung ihrer Salons in die letzte Zeit des Karnevals verlegt, Liszt und Berlioz geben im Conservatoire ein elegantes fashionables Concert, Victor Hugo supplicirt die Pairie und Scribe schreibt, seit lange zum ersten Mal, einen Roman, der den Titel führt: „Une histoire de l'Opera." Es sind auch die „Opera omnia" des Genius „George Sand" mit Modificationen zum Vortheil der Moral angekündigt, welche, wie man sagt, der ehrenfeste Buchhändler verlangte, und mehrere neue Werke über Spanien.

Es wird viel gesprochen von einem Briefe des Don Karlos an den König Ludwig Philipp, und Karlisten und Administrative sind der Meinung, wenn der Infant in Madrid sei, werde er zunächst einen Gesandten in die Tuilerien schicken und Freundschaft schließen mit dem legitim gewordenen und von ihm für legitim erkannten Throne der Juliustage. Die Männer der Vorstadt St. Germain behaupten freilich das Gegentheil, obschon nicht zu leugnen ist, daß Annäherung zwischen ihnen und denen der Regierung Statt findet. So wie die Sachen stehen, hat das Ministerium Guizot Stütze in den Legitimisten, weil diese sich besser befinden unter einem Regime der Aristokratie, als unter einem andern. Guizot gehört zu denen, die die Ueberzeugung haben, daß Europa nur die Wahl hat zwischen Royalismus par long oder Demokratie und Partei- und Bürgerkrieg, er sucht aber wahrscheinlich vergeblich die Vorurtheile der großen Welt zu bereden und zu beschwören, so lange der Herzog von Bordeaux nicht selbst beredet worden und — abgedankt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z e n.

[John M. Kemble.]

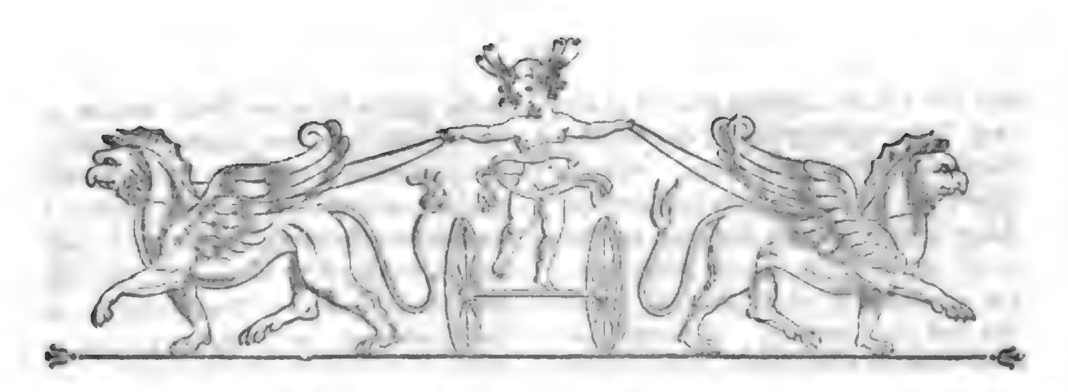
Der Engländer John M. Kemble, der in Heidelberg und unter Jacob Grimm in Göttingen sich viel mit deutschen und angelsächsischen Alterthümern beschäftigte, hat jetzt den Ertrag seiner Studien und zwar in deutscher Sprache in seinem Versuch über die Stammtafeln der Westsachsen veröffentlicht. Kemble ist ein Sohn des berühmten Mimen gleiches Namens und ein Schwiegersohn des unlängst verstorbenen Hofraths Amadeus Wendt. An dem eleganten Deutsch seines Werkes hat jedenfalls seine Gattin Theil. Seine Untersuchungen über die alten vorchristlichen Genealogien der angelsächsischen Könige sollen übrigens dahinauslaufen, daß diese vorchristlichen Ueberlieferungen nicht viel werth seien und die beglaubigte Geschichte der Angelsachsen erst mit ihrer Bekehrung zum Christenthum beginne.

[Alexander Fischer.]

Unter den Shakspeare-Uebersetzern, die zu der bei O. Wigand erscheinenden Sedez-Uebertragung des britischen Dichters mitwirken, müssen wir auf Alexander Fischer und seine Leistungen aufmerksam machen. Von ihm sind vier Stücke erschienen, Viel Lärm um nichts, die beiden Veroneser, der Kaufmann und der Sommernachtstraum. Die Uebersetzung der ersten drei trägt hier und da noch Spuren von Flüchtigkeit oder Aengstlichkeit an sich, obgleich im Ganzen das Streben nach Worttreue mit dem Bemühen, den Wohllaut nicht aufzuheben, sichtbar ist. Völlig frei von Mängeln aller Art, ist Fischer's Uebertragung des Sommernachtstraumes. Schlegel erlaubte sich öfters, um das Original der deutschen Empfindung näher zu rücken, Freiheiten, die oft in eine bloße Paraphrase ausarteten, ohne daß die mährchenhafte Zartheit und die tiefsinnige Spielerei des Originals dadurch gerettet wurde. Dies ist Hrn. Fischer an mehreren Stellen sehr gelungen. Seine Worttreue geht dabei so weit, daß er selbst die Beibehaltung des männlichen Reimes, wo er sich im Text findet, mit sprachgewandter Feinheit gewagt und mit Glück durchgeführt hat.

3.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 9. — den 13. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marie Antoinette von Frankreich mit ihren Freundinnen und Freunden.

(Fortsetzung.)

Die tugendhafte Schwester Ludwig's XVI., die Prinzessin Elisabeth, fand sich nur höchst selten in diesen Gesellschaftskreisen ein, aber sie lebte unausgesetzt mit ihrer königlichen Schwägerin in dem besten Vernehmen, und blieb ihr bis zu ihrem Tode mit unerschütterlicher Anhänglichkeit zugethan. Einem sittenlosen, verschwenderischen, intriguanten Weibe aber würde Elisabeth diese Anhänglichkeit nicht so lange Jahre hindurch bewahrt haben. Es liegt hierin, so wie auch darin, daß Ludwig's XVI. strenge Tugend es nie für nöthig gefunden hat, seine Gemahlin zur Einstellung jener geselligen Unterhaltungen zu veranlassen, für unbefangene Beobachter ein starker Beweis, daß von jenen Kreisen die Ausschweifungen und gesellschaftlichen Verirrungen aus der Zeit des Herzogs Regenten entfernt geblieben sind, und daß nur der Parteihaß und die Verfolgungswuth die unschuldige Marie Antoinette mit dem Namen einer Messaline belegen durfte.

Unter den Männern, denen die Königin den Zutritt zu ihrem engen Gesellschaftskreise gestattet hatte, steht der Graf von Ségur oben an, ein gewandter Geschäftsmann und geistreicher Geschichtschreiber, der zugleich damit die Leichtigkeit und Anmuth eines Mannes von der besten Gesellschaft verband. Noch häufiger als er lebte in jenen Cirkeln der Baron von Besenval, ein Mann von vorgerücktem Alter, aber im Besitze der ganzen altfranzösischen Galanterie und ein großer Verehrer der Königin. Sein Ehrgeiz ging allerdings dahin, auf sie einen fast ausschließlichen Einfluß zu üben, aber er hat dies Streben mehr während seines Lebens als in seinen Memoiren zu verbergen gewußt, aus denen allerdings eine redliche Anhänglichkeit an die Person der Monarchin, aber auch sein Haschen nach Kleinlichkeiten und seine Vorliebe für die Sphäre des intriguenvollen Hoflebens überall hervorleuchtet. Für große, umfassendere Interessen zeigte er wenig Empfänglichkeit, daher ist auch sein politischer Einfluß auf die Königin nie bedeutend gewesen, und seine Klagen, daß er nicht immer sie habe für diese oder jene Idee gewinnen können, sind oft nur ein Lobspruch auf den richtigen Verstand der Fürstin. Der schwedische Graf Axel Fersen, derselbe, der in der Nacht vom 20. auf den 21. Junius als Kutscher verkleidet mit Gefahr seines eigenen Lebens die Flucht der königlichen Familie aus Paris nach Varennes unterstützte, und dasselbe Leben am 20. Junius 1820 der blinden Wuth des Pöbels in Stockholm zum Opfer bringen mußte, ward auch in der nähern Umgebung der Königin sehr gern gesehen, eben so Arthur Dillon und die Grafen von Adhemar und von Vaudreuil, denen man einen großen Einfluß auf die Herzogin von Polignac zuschrieb. Alle waren Männer von vieler Liebenswürdigkeit im Umgange, mehr oder weniger geistreich, aber der Monarchin treu ergeben. Ein vertrauteres Verhältniß,

das aber durchaus rein und edel geblieben sei, soll sie mit dem Herzoge von Coigny vereinigt haben. Dem Erzähler*) ist allerdings nicht unbedingt zu trauen, indeß gewinnt seine Aussage an Wahrscheinlichkeit durch eine erst vor wenigen Jahren bekannt gewordene Aeußerung der Madame Campan, die bekanntlich der Königin nichts Böses nachredet und in geheimnißvoller Weise versichert, daß die Fürstin nur eine stets reine und treue, aber unglückliche Liebe während ihrer Ehe mit Ludwig XVI. gehabt habe**). Eine Zeit lang waren auch der Graf von Tilly (derselbe, der neuerdings in Varnhagen von Ense's trefflicher Galerie von Zeitgenossen geschildert worden ist) und der Herzog von Lauzan in den Cirkeln der Königin einheimisch. Den letztern verwies aber eine freche Ueberschätzung seines Verhältnisses zur Monarchin (auf die wir noch zurückkommen werden) aus denselben, und der erstere, der früher Page der Königin gewesen war, seine stadtkundige Verhöhnung alles Anstandes und aller edlen Sitte. Er schied ohne Groll von ihr, aber das verkehrte Gutmeinen, das er in seinen Denkwürdigkeiten an den Tag legt, ist wenigstens eben so schlimm, als die ärgsten Schmähungen der Parteimänner. Marie Antoinette'n ist nicht leicht Schlimmeres zugefügt worden, als durch die Art, wie der Graf ihre Vertheidigung führt und nebenbei zu verstehen gibt, daß sie auf seine schaamlosen Buhlerinnen eifersüchtig gewesen sei. Der Graf von Artois endlich befand sich auch gern in der heitern Umgebung seiner anmuthigen Schwägerin, doch stimmen alle glaubwürdigen Nachrichten darin überein, daß dies Verhältniß niemals die Schranken einer geschwisterlichen Vertraulichkeit, wie sie wohl unter nahen Verwandten Statt findet, überschritten habe. Die Verläumdungen, welche auch in dieser Beziehung die **Soirées de Paris** enthalten, finden ihre beste Widerlegung in Marie Antoinettens ehelicher Liebe und Zärtlichkeit, die aber von jener Erbitterung, mit welcher der Name Karl's X. in der letzten Zeit seines Königthums in Frankreich verfolgt und allen Schändlichkeiten Preis gegeben wurde, nicht anerkannt worden ist. Dagegen hat der Herzog von Orleans nie einen Antheil an den vertrauten Cirkeln der Königin genommen: seine Annäherung an dieselbe beschränkt sich nur auf seine Anwesenheit an dem Morgen, als die Königin den Einfall hatte, die Sonne auf den Höhen von Marly aufgehen zu sehen, und dies in Begleitung einer großen Gesellschaft that. Auch war es unmöglich, daß Marie Antoinette in ihren Cirkeln Behagen an einem Manne finden konnte, der mit einer durchaus verworfenen Gesinnung einen so großen Hang zur Ungebundenheit in der Wahl seiner Umgebungen verband. Man vergleiche nur die Theegesellschaften und Kränzchen im Palais-Royal, wo der Herzog den Rock auszog, in der Weste und weißen Beinkleidern, mit einer baumwollenen Mütze auf dem Kopfe, unter seinen Gästen saß*), mit der Feinheit und gesellschaftlichen Anmuth des Polignac'schen Cirkels, wo die Stunden, nach Segur's Aussage (der hier gewiß als urtheilsfähiger Richter gelten kann), wie Minuten vergingen.

Um nun aber die Eigenthümlichkeit jenes Kreises von Freunden und Freundinnen der Königin besser zu begreifen, bedarf es eines Rückblickes auf das Hofleben zu Versailles. Hier war bereits neben dem ältern Geschlechte, welches mit Ludwig XV. aufgewachsen und unter dem Einflusse einer durch Ausschweifungen aller Art verpesteten Hofluft ergraut war, gegen das Ende der Regierung dieses Königs eine neue Generation emporgewachsen, welche, ohne gerade den Sitten, den Vorurtheilen und Schwächen der Väter ganz zu entsagen, doch einer neuen Welt der Ideen huldigte, und von einer andern unbestimmten Zukunft träumte. In der Mitte dieser beiden Geschlechter stand Ludwig XVI., als er den Thron bestieg. Er wollte Einfachheit, Häuslichkeit, Sparsamkeit und Beschränkungen in Leben und Sitten seines Hofstaates, er betrachtete aber zugleich die kostbare, pomphafte und doch so kleinliche Etiquette, welche glänzende Feste vorschrieb, und ihn und seine Gemahlin mit lästiger Zudringlichkeit bis in ihre innersten Gemächer verfolgte, als eine Sitte, der man treu bleiben müsse, da er sie für eine der Grundsäulen des Thrones hielt, auf dem Ludwig XIV. gesessen hatte, und den er selbst unerschüttert seinem Nachfolger hinterlassen wollte. Indem er hierdurch auf die Seite des ältern Adels trat, weil er in ihm die Sitten und den Willen seiner Väter ehrte, gefiel er sich aber nichts desto weniger in den freiern und einfachern Kreisen seiner jüngern Zeitgenossen, weil ihre Art und ihr Sinn seinem menschenfreundlichen Herzen und seinen volksbeglückenden Absichten im hohen Grade zusagte. Um aber diese verschiedenartigen Elemente zu vereinigen, bedurfte es eines

*) Graf Tilly in seinen Denkwürdigkeiten. II. 224.

) Wir entnehmen diese Notiz aus den Causeries d'Ecouen im Feuilleton des Journal des débats, wo es heißt: **la reine n'eut jamais qu'un attachement pur, profond, unique, bien malheureux et toujours inaltérable; c'est un secret qu'on a cru pénétrer, qu'on ne sait point et qui doit mourir avec moi.

*) So schildert ihn ein Augenzeuge, der pariser Bürger Harmand in seinen **Anecdotes relatives à quelques personnes et à plusieurs événements remarquables de la révolution française. Paris, 1820.**

Mannes von größerer Entschlossenheit und festerer Willenskraft, als Ludwig XVI. war.

An diesen Hof, der die auffallende Erscheinung darbot, daß sich die Etiquette in einen freiern Gesellschaftston umzubilden begann, und daß der jüngere Adel eine freiere, oft sogar ausgelassen übermüthige Haltung angenommen hatte, war nun Marie Antoinette gekommen. Die Gesetze und Formen der Etiquette waren ihr von Wien her nicht fremd, aber es waren feierliche und würdevolle Einrichtungen, wie sie sich dort bis auf die neueste Zeit (man denke nur an die Königskrönung in Prag) erhalten haben, man hatte sie nicht, wie in Versailles und Madrid, zum bloßen Spiele der Eitelkeit und des Stolzes herabgewürdigt, und das Zufällige mit einer Wichtigkeit behandelt, als sei es das Höchste auf der Erde. Mußte nun die junge, funfzehnjährige Fürstin gleich bei ihrem ersten Eintritte in das Schloß zu Versailles durch die ganze Steifheit einer verbildeten Etiquette, die sich in der Kleidung und äußern Haltung der Damen aussprach, dann durch die lächerlichen Ansprüche, von denen sie gleich in den ersten Tagen ihrer Ankunft Zeugin war, und auf der andern Seite durch die verjährte Unsittlichkeit in des alten Königs Umgebung auf das Unangenehmste berührt, verwirrt, ja erschreckt werden, so ist es nicht schwer, zu erklären, daß sie sich gern zu denjenigen wendete, die ihr natürlicher und freier zu sein schienen. Wir haben gesehen, daß diese Gesellschaft sich in den ersten Jahren fast nur auf die jungen Mitglieder der Familie beschränkte, aber auch hier konnte es nicht anders sein, als daß die alten Moden und der abgelebte Stolz des bejahrten Adels das Stichblatt des jugendlichen Witzes wurden. Als aber Ludwig XVI. im Jahre 1774 zur Regierung gelangt war, und die Gemahlin, welche immer mehr im Vertrauen ihres Gemahls stieg, seine Sinnesart kennen lernte, da mochte sie wohl im jugendlichen Muthe glauben, daß eine Lossagung von den alten Formen ihm sogar nicht unlieb sein dürfte, und daß ihr Gemahl schweigend manches billigen würde, was er vermöge seiner Stellung als Monarch von Frankreich und Bewahrer großväterlicher Grundsätze nicht selbst thun wollte. Um so besser aber müsse es ihr anstehen, eine freiere und vernünftigere Lebensweise am Hofe befördern zu helfen. Daß Marie Antoinette hierin oft geirrt hat, beweist die Geschichte ihres Lebens auf eine beklagenswerthe Weise. „Es war eine Unklugheit,“ sagt selbst ihr großer Verehrer Graf Segur*), „daß die Königin zu sehr ihrem Herzen folgte. Das französische Volk hört, trotz des Leichtsinns, den man ihm vorwirft, und vielleicht aus eben diesem Leichtsinne, bald auf, die Obrigkeit, die es beherrscht, zu achten, so wie dieselbe nicht eine gewisse äußere Würde beobachtet. Es verlangt ernsthafte Herablassung (bonté serieuse), die es im Zaume hält und verhindert, in Vertraulichkeit zu verfallen.“ Doch wir wollen jetzt davon sprechen, was die Königin wirklich gethan hat.

*) Mémoires et Souvenirs I. 40. 41.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Oper und Journalistik.]

Im Stadthause werden seit einiger Zeit mancherlei wissenschaftliche und artistische Versammlungen gehalten. Sogar über Musik declamiren darin die Deutschen und über das Verhältniß der Sprachen zu einander. Hr. Venedey hat im Morgenblatt einen, blos zu langen Aufsatz darüber drucken lassen und sich das Verdienst eines tüchtigen Lexikographen erworben. Interessanter wäre aber ohne Zweifel eine Rabener'sche Satyre in Form eines Wörterbuchs, oder ein gutes deutsch-französisches Wörterbuch selbst. Ich lese, daß ein Publicist, Namens Herschel, der für den edlen Merkur von Schwaben schreibt, das Vaterland damit zu versehen denkt und daß der Prospectus bereits erschien. Eine Parallele der beiden Literaturen kann später folgen, nur, hoffe ich, keine Menzel'sche, die würde zu nachtheilig ausfallen für die Franzosen.

Der originelle Ehescheidungsproceß des Herrn Malibran, lebend, mit Madame Malibran, selig, hat, wie ich höre, seine Endschaft erreicht und den letzten vorgeblichen Gatten Beriot, der die Ueberreste der Sängerin aus Manchester reclamirte, sehr in Verlegenheit gesetzt, indem er zu Gunsten des Spaniers oder Americaners entschieden wurde. Madame Malibran starb, wie sie lebte, als Malibran und wird, wo sie starb, begraben bleiben, dafern es besagter Herr Malibran nicht anders verfügt.

Noch etwas von den musikalischen Frauen. Sie haben sich gegen die Componisten verschworen und auf eine eclatante Weise den Fall der Dem. Bertin zu rächen versprochen. Wie? das sollen Sie gleich hören. Sobald Auber wieder eine Oper vom Stapel läßt, und dies soll ehestens in der Opéra musique geschehen, occupiren dreihundert weibliche Antiklateurs die Logen und blasen auf extrafeinen Flageolets ihren Aerger aus. Warum hat auch der Verfasser der Stummen gegen das Genie der Schönen conspirirt, er, der so viel Ruhm besitzt. Da ist doch Meyerbeer viel galanter, und applaudirt, daß es alle Leute sehen und sagt wie ein höflicher Mann, als man am Ende doch zischt: „Il faut attendre, peut-être après la dixième représentation le public appréciera les beautés de la partition.“ O du schlauer Jesuit von Recensent, als ob du nicht gewußt hättest, daß die Esmeralda es nie zu einer zehnten Vorstellung bringen könne.

In der Opéra comique haben sich „le mauvais oeil“ und der Postillon von Lonjumeau gehalten. Der Letztere läßt alle Abende seine Peitsche knallen, daß es eine Lust ist, auch in den Concerten der rue St. Honoré, wo das Publicum aus Esprit das Knallen da capo verlangt. Die Glocken der Hugenotten und die Orgel Robert des Teufels machen nebst besagter Peitsche wesentliche Bestandtheile eines großen modernen Orchesters aus. Ihr Effect ist freilich sehr verschieden und ihre Anwendung noch verschiedener.

Meyerbeer gedenkt im neuen Jahre mit seiner komischen Oper ins Feld zu rücken und sich damit ein neues Terrain zu

ebnen. Vor der Hand verspricht die Bühne der Börse noch vier oder fünf Neuigkeiten und zwei weibliche mit — Straußwalzern.

Die letzte Hälfte des Decembers ist eben so reich an Politik als an Narrheit, weil der Fasching begonnen hat. Talleyrand ist mit der Herzogin von Dino wieder angekommen und die Kammern werden eröffnet und das Oppositionsgeschütz geladen. Die Journale wachsen wie Pilze aus der Erde und wetteifern mit faden und ephemeren Mittheilungen, dergestalt, daß sich sogar die Publicisten wundern, wie es noch Actionäre und Capitalisten gibt, die die Speculation auf Kartoffeln und dicke Bohnen der in nichtsbedeutenden Tagesgedanken aufopfern.

Die Zeitung „le monde“ hat kaum begonnen und sich durch ihre Arroganz wie ihre Seichtheit lächerlich gemacht, so bietet man eine andere: „l'Europe“, ähnlich der von Girardin begründeten „Presse“, welche glänzende Geschäfte macht und den Franzosen zum ersten Mal wieder belletristische und artistische Artikel von bekannten Schriftstellern als politische Fabricate bietet, und endlich noch ein drittes Blatt: „la mode“, das eben mit dem schönsten Papier und den Lilien des alten Frankreichs ausgegeben worden.

Le monde ist ohne Farbe und ohne Geist und verspricht frühzeitigen Tod, l'Europe hat dieselbe Aussicht wie die Presse, weil es von denselben Publicisten geschrieben wird und eben so monarchisch und populair zu werden verspricht, und la mode, protegirt von der Herzogin von Berry und Chateaubriand, erfreut sich bereits einer großen Anzahl alter Leser und Royalisten, der spirituellen Redacteuren Walsh und Nettement und, ich muß es wohl sagen, des Mode gewordnen Princips.

Auf diese Weise rückt der Royalismus unter mancherlei Formen mit einer tüchtigen Phalanx ins Feld. Aber er hat zwei Seiten, eine legitimistische, ältere, und eine philippistische, jüngere. Die Anhänger der letztern Ligue sind in wahrer Verlegenheit. Denn factisch wünschen und wollen sie die Restauration und das alte Königthum und factisch auch sind sie gezwungen, die Umwälzung der drei Tage anzuerkennen, denen sie ihre Existenz verdanken.

Das Publicum hat unterdeß und während der sechsjährigen Debatten und Theorien seine Ohren allen Meinungen ohne Ausnahme geöffnet, und es ist ihm völlig gleichgültig, wer regiert und wie regiert wird, vorausgesetzt, daß man seine Fonds nicht zu sehr in Anspruch nimmt. Auch die grassesten Revolutionäre sagten kein Wort, als kürzlich der König seinen Entschluß bekannt machte, Versailles wieder in Flor zu bringen und einen Theil des Jahres den Ludwig XIV. zu spielen. „Das wird den Versaillern sehr gut gefallen“, bemerkten sie, „und den Parisern keinen großen Schaden bringen.“

Sie werden gelesen haben, daß das Nationalmuseum in dem Hauptschlosse der bourbonischen Residenz dem Publicum zu Neujahr geöffnet werden soll: eine ganze Geschichte Frankreichs in Gemälden und Bronze und Marmor, wenn ich der Schilderung Janin's glauben kann, der des Königs Commentator bei der Entwerfung des Inhaltsverzeichnisses war und deswegen heftig von der frommen Quotidienne angelassen wurde. Janin findet die ganze Anlage paradiesisch, und sie ist es ohne Zweifel, da alle Kunstschätze des Königreiches, die auf das Reich Bezug haben, darin begriffen werden, die Quotidienne nennt sie eine Karikatur und Blasphemie, denn der Hof habe die alten dynastischen Heiligthümer mit den modernen und revolutionairen zusammengestellt. Nun, ich werde ja wohl eine Reise mit den neuerfundenen Residenzomnibus antreten müssen, um die Schöpfung mit eignen Augen zu betrachten. Die karlistischen Blätter ereifern sich schon lange ohne besondern Anlaß, aus dem simplen Grunde, weil Niemand so legitimistisch und bourbonisch ist wie der gegenwärtige König. Was kann denn er dafür, daß im Jahre 1814 die heilige Allianz mangels des Dauphins Ludwig XVII. die Familie Orleans überging und den Onkel des Sohnes Ludwig's XVI. auf den Thron hob!

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

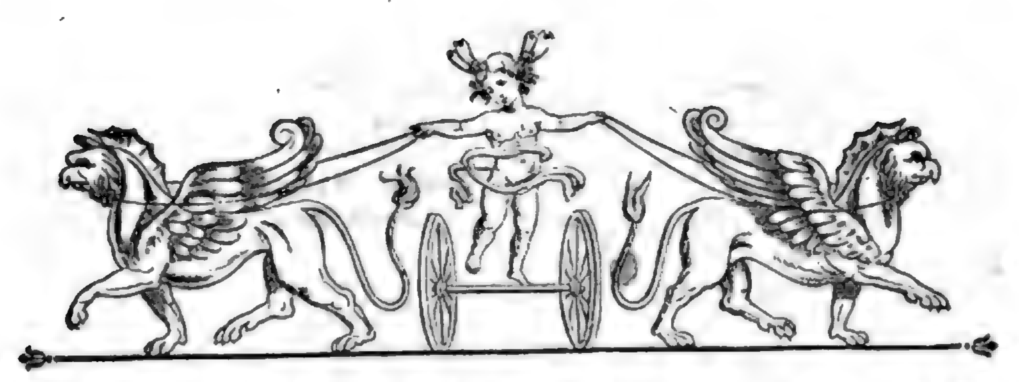
[Die französischen Journale.]

Seit der Stempeltaxe von 5 Cent. und der hohen Caution, die jede Redaction zu leisten hat, haben die großen pariser Tageblätter sämmtlich in Folge eines Uebereinkommens ihr Abonnement auf 80 Fr. festgesetzt. Der speculative Emile de Girardin dagegen, den man in Paris den Cagliostro der Presse nennt, hat den Preis seiner Monatschrift, Journal des connaissances utiles (4 Franken), nicht erhöht und findet bei den 30,000 Abonnenten seine Rechnung. Zugleich hat er auch ein wohlfeiles Tageblatt gestiftet, la Presse, das nur 40 Fr. jährlich kostet. Ihm folgten Andere und die Journale le Siècle, la Loi, le Journal général und ein anderes, das mit Unterstützung deutscher Actionärs und unter Redaction eines Deutschen, des Dr. Pistor, erscheinen soll, haben denselben Weg eingeschlagen, um sich ein Publicum zu verschaffen. La Presse soll in den drei ersten Monaten ihres Erscheinens bereits 5000 Abnehmer haben. Jener Girardin ist derselbe, der Carrel im Duell erschoß. Er ist als Charakter eben so unbedeutend, als sein Blatt, la Presse, in politischer Hinsicht flau und nüchtern. Guizot hat sich durch die Unterstützung, die er diesem Journalisten neuerdings angedeihen ließ, sehr blamirt. Dies Umsichgreifen der wohlfeilen Blätter ist der Wirkung des französischen Journalismus so lange nachtheilig, als sie in den Händen bloßer Geldschneider und charakterloser Menschen sind.

[Das berliner musikalische Album.]

Zu dem in Leipzig kürzlich erschienenen und von Fr. Rückert poetisch eingeleiteten musikalischen Album hat die Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin einen Nebenbuhler ins Feld gestellt, der den Vergleich wohl aushalten kann, und in jeder Hinsicht, auch in seinem Aeußern, eine brillante Erscheinung der heutigen Industrie ist. Dies berliner Album enthält Original-Compositionen von Banck, Bellini, Curschmann, Carl Eckert, Field, Madame Hensel, Jähns, Loewe, Mendelssohn-Bartholdy, Dem. Puget, Reissiger, Rossini, Spontini und Taubert, und ist von dem überall anzutreffenden Fr. Förster mit recht zierlichen Stanzen poetisch eingeführt. Besonders angesprochen haben uns die Lieder von Wilh. Taubert, die zu lieblichen Dichtungen äußerst graciöse Melodien geliefert haben. Die Ausstattung zeigt eine für Deutschland ungewöhnliche Eleganz, und auch die lithographischen Vignetten, die mehrere einzelne Compositionen zieren, sind meist von namhaften Künstlern angefertigt. Nur bei dem schöngestochenen Titelbild Spontini's haben wir uns gewundert, nicht etwa über die Verehrung, die ihm damit gezollt wird, sondern über seine Unterschrift als Compositeur dramatique ordinaire de S. M. le Roi de France, durch welche letztere Bezeichnung Spontini dem gegenwärtigen Zustand der Dinge in Frankreich seine Anerkennung zu verweigern scheint! 45.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 10. — den 14. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein moderner Abraham a Sancta Clara.

Hiermit meinen wir Dr. Mises, dessen Schutzmittel für die Cholera so eben in einer zweiten Auflage (Leipzig, bei Voß) erschienen ist. Der Anflug von Sterne'schem Humor, den die gemüthliche Komik des Autors gewinnt, hindert nicht, ihm jene Bezeichnung zu geben, denn er eifert, indem er die Cholera in Schutz nimmt gegen die vielfach erhobenen Vorwürfe, mit vollen Backen gegen die arge Welt, die eines solchen Godegiesels, wie die Cholera war und ist, recht sehr bedarf. Vortrefflich persifirt er das Geschrei über die angeblich umsichgreifende Uebervölkerung, die faule Klage über Brotlosigkeit, die ewig gefräßige Hyäne der vielköpfigen Unzufriedenheit und andere Ungeheuer und Thorheiten der Zeit. „Unstreitig," sagt er unter anderm, „ist die Form, unter welcher die Cholera erscheint, Brechen und Purgiren, sehr unwesentlich, und von ihr blos zur symbolischen Bezeichnung dessen, was sie eigentlich mit ihrem Erscheinen sagen will, gewählt worden. Es ist merkwürdig, die Menschen über Brotlosigkeit klagen zu hören, während über die Hälfte derselben an den mittelbaren oder unmittelbaren Folgen der Magenüberladung stirbt. Freilich Brotlosigkeit heißt jetzt nicht sowohl kein Brot haben, als blos Brot haben; da doch der Mensch nicht blos von Brot allein lebt, vielmehr dies blos als Wagen dient, um Fleisch und Fett in den Magen einzufahren. Das Brot für sich bewirkt ja weiter nichts als Sattwerden, was gerade das Verdrießlichste bei dem ganzen Essen ist, indem alle Kunst vielmehr darin besteht, es so einzurichten, daß es dazu möglichst spät oder gar nicht kommt, weshalb auch alle Nahrungsmittel, die den Menschen leicht satt machen, wie Klöße, Mehlsuppe, kaum als Wort, geschweige als Substanz in den Mund eines Gebildeten kommen. Allein trotz aller Vorsicht weiß man sich vor dem Sattwerden nicht zu schützen; ja es gibt Leute, die hundert Thaler darum geben würden, um einmal recht ordentlich hungrig zu werden, und die es trotz aller Raffinerie nie dazu bringen. Allerdings brauchten sie blos eine Mahlzeit darum zu geben, die noch dazu einem armen Schlucker, der an der entgegengesetzten Calamität leidet, recht wohl bekommen würde; allein durch Nichtsessen hungrig werden, kann jeder Bettler; das wahre Problem ist, den Hunger wieder durch das Essen selbst hervorzubringen. Statt daher weniger zu essen, ißt man mehr, nämlich neben Braten und Pudding noch Sardellen, Gewürz und Sauce, oder auch man trinkt jetzt, um hungrig zu werden, und ißt, um durstig zu werden, und bringt es so durch ein geschicktes Wechselspiel von beiden oft recht weit in beiden, wobei die Zunge wie ein Pendel hin und her schwingt, die Maschine immer in gleichförmigem Gange zu erhalten. Gewiß, nichts würde dem Menschen lieber sein, als daß sein Magen die umgekehrte Eigenschaft von der Witwe Oelkrüglein hätte, und da es nicht der Fall ist, so behandelt er ihn wenigstens, als ob es der Fall wäre, und wollte man das,

was zu viel gegessen wird, gegen einander wiegen, so könnte sich die Erde von dem Ueberflusse recht gut noch einen Hund halten. Es ist wahr, man hält der Mäßigkeit große Lobreden, und es werden wenige Regierungen sein, die nicht wirksame Maßregeln träfen, ihren Unterthanen dieselbe anzugewöhnen. Auch wird man überall, wo Leute auf öffentliche Kosten gespeist werden, das Princip der Mäßigkeit auf lobenswerthe Weise befolgt und zur Verhütung aller Uebertretung desselben die Speisen so eingerichtet finden, daß sie eine unmittelbare Liebe zur Mäßigkeit erwecken. Es geht aber dieser Tugend wie andern achtungswerthen Leuten, mit denen aus Respect Niemand, wer nicht dazu genöthigt ist, gern zu thun hat, und daher lieber andere hinschickt. Sich selbst sucht man mit der Mäßigkeit abzufinden. Man ißt z. B. blos von seinen Leibspeisen zu viel, die man freilich alle Tage ißt, und betrinkt sich blos bei freudigen Ereignissen und an Sonn- und Festtagen, die jetzt allgemein durch einen verdorbenen Magen gefeiert werden: denn anstatt mit Herzen, Mund und Händen, lobt man jetzt Gott mit Magen, Mund und Händen, wiewohl in umgekehrter Folge, und Fasten heißt jetzt nicht Nichtsessen, sondern etwas anders essen. Wo gäbe es eine Feierlichkeit, deren Glanzpunct nicht Essen und Trinken wäre, und würde man die langweiligen und trocknen Reden, die man dabei hält, ertragen, wenn sie nicht dienten, den Appetit nach etwas Saftigem und Geistigem zu stärken, daher auch diese Reden stets vor der Tafel, nie nach der Tafel gehalten werden, um so mehr, da man dann leichter fremder, als der eigenen Zunge mächtig ist. Einem hohen Fremden beweist man seine Ehrfurcht durch Braten und Pasteten, die man vor ihn hinsetzt: so wie ein junger Weltbürger in die Welt tritt, essen ihm, da er selbst noch nicht viel leisten kann, Freunde und Anverwandte wenigstens vor, um ihn zu bewillkommnen; seine zurückgelegten Lebensstadien werden durch Torten als Meilensteine bezeichnet, und wenn er wieder aus der Welt geht, so essen sie ihm zum Abschiede nach und trocknen ihre Thränen mit der Serviette. Geschieht etwas Großes, so ißt man viel zu viel, geschieht etwas Kleines, wenigstens etwas zu viel, allein ohne daß man äße, geschieht nichts."

Die babylonische Sprachverwirrung der Aerzte, die sich bei der Behandlung der ostindischen Landläuferin an den Tag stellte, geißelt der Verfasser mit einer gemüthlichen Harmlosigkeit, die um so sicherer trifft, als sie nicht verwunden will. Ad vocem Sperre greift seine Betrachtung vielfach über in politische und sociale Zustände. Das Büchlein hält unserer Zeit einen Spiegel hin, in welchem manche ihrer Züge getreulichst eingefangen sind.

Marie Antoinette von Frankreich mit ihren Freundinnen und Freunden.

(Fortsetzung.)

So oft Marie Antoinette von den Mühseligkeiten und Opfern, welche sie der Etiquette des Tages hatte bringen müssen, ermüdet, oder von der Umgebung gewöhnlicher Hofdamen im hohen Grade gelangweilt, oder durch die ungerechte Abneigung ihrer nächsten Verwandten, namentlich der Tante ihres Gemahls, gekränkt war, suchte und fand sie Zerstreuung und Aufheiterung in den Kreisen, die sich im Hause ihrer geliebten Freundin, der Herzogin von Polignac, versammelten. Statt der mit Gold bedeckten Spieltische, statt der Indolenz des Nichtsthuns und der starren Theilnahmlosigkeit (so bezeichnet ein Zeitgenosse*) die Hofcirkel jener Zeit) fand sie hier die leichte Grazie der Unterhaltung, ungezwungene Heiterkeit und die altfranzösische Galanterie. In raschabwechselnden Gesprächen gingen Tagesneuigkeiten, Angelegenheiten der Toilette und der Mode, ganz besonders Geschichten vom Theater, hier von Mund zu Mund, Literatur und Kunst wurden weniger bedacht, im höhern Grade die Musik, wo die Königin sich vorzugsweise der deutschen Musik zugewandt zeigte. Dem Theater gehörte immer ein großer Theil der Unterhaltung. Marie Antoinette hatte als Königin noch nicht die heitern Stunden vergessen, welche sie als Dauphine mit theatralischen Aufführungen zugebracht hatte, aber erst im Jahre 1780 machte sie Vorbereitungen, einen Wunsch zu befriedigen, den ihr Gemahl, obwohl sonst kein Freund des Theaters, unterstützte und beförderte. Damals herrschte in Paris eine wahre Leidenschaft, Komödie zu spielen. Das Privattheater der Frau von Montesson im Palais-Royal, und das der Demoiselle Guimard waren lange die ausgezeichnetsten, denen bald das Theater der Königin oder das der Comédiens ordinaires du Roi (so nannten sich diese vornehmen Schauspieler) den Vorrang streitig zu machen suchte. Die Bühne war zu Trianon, dem Landhause der Königin, oder zu Versailles. Die ausgezeichnetsten Schauspieler der Comédie française, wie Caillot, Preville, Fleury (dem wir die meisten Nachrichten hierüber verdanken), Dazincour, waren mit der Leitung und Einübung der aufzuführenden Stücke beschäftigt, und die Zulassung zu denselben galt als eine große Begünstigung, um welche sowohl die Königin selbst, als die

*) Ferrière's Mémoires T. I. p. 37—41.

begünstigten Männer und Frauen des Polignac'schen Cirkels sehr in Anspruch genommen worden. Mannichfache Intriguen wurden hier gespielt, die Vertheilung der Rollen wurde oft zum diplomatischen Kunststück, und bei der Aufführung des Lustspiels les chasseurs et la laitière brach unter den vornehmsten Hofleuten ein so ernsthafter Streit über die Besetzung einer Bärenrolle aus, daß sehr von Entscheidung durch einen königlichen Machtspruch die Rede war. Marie Antoinette selbst zeigte auf der Bühne viel Liebreiz und Fertigkeit, in ihrem sprechenden Auge spiegelte sich ein jedes Gefühl ihrer Seele ab, die Weiße ihrer Haut und Schultern war in der That blendend, ihr Mund mit der aufgeworfenen Lippe, die man wohl als das Abzeichen der Prinzessinnen aus dem österreichischen Hause betrachtet, diente ihr zum Entzücken der Zuschauer und verlieh ihr jene anmuthige trotzige Miene, welche ihr namentlich in kleinen Lustspielen und Operetten so wohl stand. In solchen Rollen, erzählt Fleury*), wären die ältesten Hofleute so von ihrem Spiel ergriffen worden, daß sie in Thränen ausgebrochen wären und vor großer Rührung sogar das Beifallklatschen vergessen hätten.

Neben jenen theatralischen Ergetzlichkeiten wurden die Plane zu allerhand gesellschaftlichen Spielen, Schlittenfahrten, Maskeraden und Bällen ebenfalls in dem Polignac'schen Cirkel entworfen, wo sich die Königin so ganz ihrer natürlichen Liebe zur Einfachheit im größten Vertrauen zu ihrer Umgebung hingeben konnte. So begünstigte sie das Unternehmen des Grafen Segur, der sich mit den Söhnen der damals angesehensten und einflußreichsten Familien Noailles, Darfort, Coigny, Grammont und andern in den ersten Jahren nach Ludwig XVI. Regierungsantritt verbunden hatte, um die alte unbeholfene Hofsitte aus den Zeiten Ludwig's XIV. u. XV. durch die Wiederherstellung der Trachten, Gebräuche und Hoffeste aus den Zeiten Franz I. zu verdrängen. Auf ihre Veranlassung ward plötzlich der Befehl erlassen, daß sämmtliche Herren auf dem Balle der Königin nur in den Costümen aus dem Zeitalter Heinrich's IV. erscheinen sollten. Es geschah, aber gerade hieran scheiterte die weitere Ausführung des Plans. Denn man fand bei dieser Gelegenheit, daß die leichte gefällige Tracht Heinrich's IV. wohl zu dem schlanken Wuchse und der heitern Miene des jüngern Adels passe, mit den grämlichen Gesichtern aber und den untersetzten Gestalten der ältern Generation einen zu wunderbaren Contrast bilde, als daß nicht die ganze Sache ins Lächerliche herabgezogen werden sollte. Also wurde der Plan wieder aufgegeben und vom Könige zwar herzlich belächelt, seiner Gemahlin aber von vielen Mitgliedern des alten Adels übel ausgelegt*). Es war überhaupt schon damals das Mißgeschick dieser liebenswürdigen Frau, fast jede ihrer Handlungen getadelt und durch die böswilligsten Auslegungen entstellt zu sehen, wie unschuldig sie auch immer dabei war. Freilich ließ sie es auch an Unvorsichtigkeiten nicht fehlen. Ein Vorfall dieser Art mag das Gesagte beweisen. Es begegnete ihr, daß sie bei der Einfahrt in Paris den Wagen zerbrach, sie mußte aussteigen und ward von der Herzogin von Lugnes, ihrer Palastdame, die allein bei ihr war, in einen Laden geführt, während der Lakai einen Fiaker herbeiholte. Da beide Personen maskirt waren, so würde die ganze Sache unbekannt geblieben sein, wenn Marie Antoinette selbst hätte schweigen können. Aber es war für eine Königin von Frankreich in dieser Begebenheit etwas so Außerordentliches, daß sie beim Eintritte in den Opernsaal sich nicht enthalten konnte, den Personen ihrer nähern Umgebung unter Lachen und Scherzen zu erzählen, daß sie in einem Fiaker angekommen wäre**). Gleich ward dies weiter erzählt und durch allerhand Zusätze zu einem verliebten Abenteuer gemacht, wo sich die Königin mit einem begünstigten Liebhaber in jenem Kaufmannsladen ein Rendezvous gegeben habe. (D. F. f.)

*) Fleury Mémoires T. I. p. 114. p. 116—118.

*) Segur Mémoires T. I. p. 47—51.

**) Campan Mémoires ch. 7. p. 204. und gleich darauf ch. 5. p. 148.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Emancipirte Frauen, Carneval.]

. Ueber das wachsende Regiment der Frauen könnte ich Ihnen viel schreiben, ich begnüge mich in diesem Briefe blos der neuen Religion der „Humanitaires" oder der glückseligen Sterblichen zu erwähnen, die mit Madame Sand an die Perfectibilität des menschlichen Geschlechtes glauben und Jeder nach seinen Kräften zu der Emancipation und wahrhaften Geschlechtsgleichheit beitragen. Die Gelehrten, die Recensenten, die Philosophen, sogar die ernsthaftesten Politiker haben angefangen sich mit der Theorie dieses Schöngeistes in Husarenhosen und Blouse zu befassen, und wenn ich nicht irre, so haben sie ihr logisch dargethan, daß alle ihre Simonisterei unpraktisch und vor allen Dingen ungesellschaftlich sei, eine Wahrheit, die ich vollkommen anerkenne.

Merkwürdig ist es, daß die englischen und deutschen Frauen gerade so für die Heirath, wie die französischen dagegen sind, und doch alles Ernstes sich über das Cölibat und Hagestolzenthum beschweren.

Es war ein Glück, daß die Oper der Dem. Bertin radical durchfiel, denn dadurch wurde der Schöpfergeist der schönen Welt, dem sich in diesem galanten Paris kein Mann entgegenstellen darf, ohne ein Barbar gescholten zu werden, ein wenig eingeschüchtert und von der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit des Publicums überzeugt. Im théâtre français ist leider

der Beifall, der Madame Ancelot zu Theil geworden, noch nicht erschöpft und die Direction soll von einer ganzen Comité dichtender Frauen gleichfalls belagert werden, welche alle insgesammt die Prätention haben, den marmornen Voltaire im Vestibul zu entthronen und das alte classische Repertoir der vier dramatischen Evangelisten zu verändern.

Eine Tochter des Königs ist Bildhauerin, das ganze Louvre wimmelt von Damen, die den Pinsel führen, wir haben Kupferstecherinnen aus Liebhaberei, und endlich Schriftstellerinnen und Virtuosinnen aller Gattung und in allen Ständen. Wenn das so fort geht, wer soll uns Strümpfe stopfen, die Küche besorgen und die Wirthschaft führen?

Denken Sie sich ums Himmelswillen einen Mann, dem seine Theuerste zuruft: „Kehre die Stube nicht, bis ich meine Epistel gedichtet, meine Arie gesetzt, denn des Besens Musik stört meinen Ideengang", oder lassen Sie das Hausregiment und begeben sich ins Theater, um ein Concert auf der Violine oder dem Violoncell von Demoiselle oder Madame pizzicato zu hören.

Nein, meine Damen, als die Natur für Sie ein apartes Costüm und besonders lange Röcke erfand, da kalkulirte sie im voraus die dazu schicklichen und nützlichen Beschäftigungen, d. h. sie erfand ein Piano, wobei man seine Grazie zeigen und singen kann, eine Harfe, die einen Engel verkündet, und eine Zither und Guitarre, die leidlich geklimpert werden können. Und was das Malen betrifft, nämlich das Malen in kleinen Rahmen, das Skizziren, Portraitiren und Landschaftpinseln, und das Dichten, nämlich das lyrische, novellistische Tändeln, so zeigte sie sich gleichfalls nicht egoistisch, indem sie zur Genüge Zeit und Gelegenheit dazu bot. —

Ein zartes Wesen, das liebt und lieben macht, kann niemals wünschen, den Contrast, der zwischen ihm und dem Manne besteht, aufzuheben und wie er serieux, aktiv, philosophisch und politisch zu werden. Dadurch verlöre es seinen Reiz, seine Individualität, Alles, was die Geschlechter aneinander fesselt. Die Frauen werden sich zu erinnern belieben, daß, so lange es eine Geschichte gibt, die Männer sich nur ihren Geschlechtereizen und niemals ihrer Politik und Wissenschaft unterwarfen. Jedes Weiberregiment ist ein unvernünftiges, aus der alleinigen Ursache, weil das Weib eine physische Uebermacht besitzt, die den Mann umgarnt und beliebig sich unterwirft.

Der Carneval hat am 14. Decbr. begonnen mit einem neuen originellen und großartigen Conzertlokal: dem sogenannten neuen „Concert Musard", in der rue neuve Vivienne. Viertausend Menschen drängten sich in diesem orientalischen Lokale mit Promenaden und Arcaden und zum ersten Mal intonirte die Orgel im Kreis der Zuhörer Luther's Choral aus den Hugenotten, welche in vier Partieen mit ganzem Orchester durchgespielt wurde. Die ersten Bälle wurden im alten Saal Musard's in der rue St. Honoré und in der Opéra comique gehalten, wo sich die Maskenwelt wie gewöhnlich gegen Mitternacht einfand und die schönsten und muntersten Grisetten producirte.

Im voraus läßt sich den Maskenbällen dieses Winters im neuen Musard'schen Lokale die größte vogue versprechen. Der Saal ist wie geschaffen dazu, hinreichend groß und die Lage vortheilhaft. Kein besseres Institut, um den Parisern Geschmack beizubringen und des Abends wohlfeile Unterhaltungen zu suchen. Man verdämmert in den Galerien sein Mittagessen, besieht sich die kokettirenden Schönen und genießt obendrein ein Potpourri der besten Opern.

Noch immer nichts Wichtiges auf der Bühne und in den Bibliotheken und noch weit Minderes in der periodischen Literatur, die sich indeß sehr mit Spaniens Zuständen und deutschen Alterthümern beschäftigt. Einige hiesige Sprachlehrer, unter andern Herr Savage, haben sich die Freiheit genommen, den Redactionen kleiner Revuen Beiträge über Classiker und Kunstwerke aus den deutschen Journalen zu übertragen und sich dafür original wichtig zu machen. Gewöhnliche Klatschereien. Die Herrn haben seit Jahr und Tag das „Ausland" auf dieselbe Weise mit Originalien versehen, die sie aus dem Französischen und Englischen übersetzten.

Daß ein Herr de Cassagnac hier große Verbesserungsideen für das Proletariat hat und dessen Ursprung von der antiken Sklaverei herleitet, die frei gegeben worden, darf ich Ihnen wohl nicht verschweigen. Die Sache ist auch zu wichtig. Der edle Diplomat theilt die Proletarier in vier Classen, nämlich in Arbeiter schlechtweg, wozu wir also auch gehören, die Publicisten, Künstler, Dichter, Professoren, Diplomaten, kurz wer keine Renten als seine Hände und seinen Kopf hat, in Bettler, in Spitzbuben und in Dirnen. Wer nicht arbeitet, sagt er, der bettelt, wer nicht bettelt oder nicht arbeitet, der stiehlt und wer nicht stiehlt, nicht bettelt oder nicht arbeitet, der lebt von der Preisgebung seines Leibes. Die Classificirung ist nicht übel, es folgt wenigstens daraus, daß die Hetären politisch gefährlicher und moralisch schlechter sind als alle übrigen Taugenichtse und armen Teufel. Armuth ist allerdings die erste Quelle zum socialen Elend und Verbrechen und die Regierung hätte zunächst darauf zu denken, alle ihre Unterthanen reich zu machen, was nicht gut angeht.

Herr von Cassagnac ist übrigens auf dem besten Wege, alle Proletarier in eine einzige Classe, die der Arbeiter oder freigelassenen Sklaven zu verwandeln. Wir warten auf die Mittel, die er vorschlagen wird, um diesen großen und humanen Zweck zu erreichen. Einstweilen sind auf Polizeibefehl die Demoiselles in den Straßen verschwunden und ich habe es à la lettre erlebt, ich, in Paris lauter honetten Frauenzimmern zu begegnen. Du lieber Himmel, die beste Welt Candide's ist vor der Thür, wir dürfen sie blos einlassen.

Und am Sylvesterabend: Claudatur in allen Spielhäusern.

B. Lenz.

Notiz.

[Das östreichische Lloyd in Triest.]

In der Allgemeinen Zeitung lesen wir — wahrscheinlich aus der Feder des Dr. Paul Frisch — eine übersichtliche Darstellung der systematisch arrangirten Dampfschiffahrtsposten, welche die Lloydsgesellschaft in Triest leitet und deren Mittelpunkt Suda auf der unter dem Pascha von Aegypten stehenden Insel Candia ist. Die Fahrten gehen von da ab regelmäßig nach Athen, Constantinopel, Alexandrien und Acre. Von Triest bis Ancona, 127 Seemeilen, von denen 60 einen Grad betragen, hat das Dampfboot 16 Stunden nöthig, von Ancona nach Corfu, 387 M., 48½ St., von Candia nach Alexandria, 428 M., 53¼ St., von Candia nach Athen, 150 M., 19 St. Demzufolge wird man für die Fahrt von Triest nach Candia, 906 M., 114 St., von Triest nach Alexandria, 1334 M., 167 St., und von Triest nach Konstantinopel, 1556 M., 196 Stunden brauchen, den Aufenthalt an den einzelnen Punkten nicht eingerechnet. Daß Ancona in die Verbindungslinie mitaufgenommen ist, dürfte vorzüglich denen angenehm sein, welche Toscana, den Kirchenstaat und Unteritalien vor einem Besuche der Levante oder Griechenlands bereisen wollen. Es steht nicht zu bezweifeln, daß hierdurch die Dampfschiffahrtsverbindung, welche die französische Regierung von Marseille aus mit dem Orient bezweckt, in den Hintergrund treten werde.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 1. und eine Beilage von Duncker u. Humblot in Berlin.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 1. — den 14. Januar 1837.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Die

Mitternachtzeitung

für

gebildete Stände

beginnt mit Anfang des Jahres 1837 ihren

zwölften Jahrgang

und nehmen alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen darauf an.

Preis 8 Thlr. —

Braunschweig, den 15. December 1836.

Chr. Horneyer.

Literarische Zeitung,

(nebst vollständiger, wissenschaftlich geordneter, Bibliographie der neuesten in- und ausländischen Literatur.)

Herausgegeben von Dr. Karl Büchner.

Wöchentlich eine Nummer von 1 bis 1½ Bogen gr. 4. Preis des Jahrgangs nebst Register 2 Thlr. 16 Gr.

Diese Zeitschrift, welche 1837 ihren vierten Jahrgang beginnt, ist Buchhändlern, Gelehrten und allen Gebildeten, welche einen vollständigen und gedrängten Bericht über die neuesten Erscheinungen in der in- und ausländischen Bücherwelt und Journalistik zu haben wünschen, zu empfehlen. Der wohlfeile Preis macht Jedem die Anschaffung möglich. — Alle Buchhandlungen und die königl. Postämter nehmen Bestellungen an. — Eine Probenummer liegt hier bei.

Duncker und Humblot in Berlin.

Polytechnisches Centralblatt,

1836. No. 68 — 73, mit 67 Abbildungen.

(Jährlicher Preis 3 Thlr. 12 Gr.)

Sudds, Barker, Adkins u. Co. zu Rouen, horizontale Presse mit Kniehebel und Schraube. — Windradgebläse (Ventilator) von Sudds, Barker u. Co. in Rouen. — Fr. Marquardt's Instrument zum Graviren sehr kleiner und concentrischer Kreise in Stein und Kupfer. — H. Stieger's Beschreibung einer Flachsbrechmaschine. — Anwendung der heissen Luft für Schmiedefeuer von Karmarsch. — Schüzenbach's neues Verfahren zu Bereitung von Runkelrübenzucker. — Leydecker's verbesserter Heber. — Daniel Dowhort's von Preston, Thomas, Joseph und Isaac Hope's von Manchester Verfahren bei der Bereitung von Flachs und Hanf, und Maschinerie zum Spinnen von Flachs, Hanf, Baumwolle, Seide u. s. w. — Georg Lawrence's von Middlesex verbesserter Verschluss von

Tintefässern, Arzneibüchsen u. s. w. — Leichte Methode, die Kosten beabsichtigter Bauten mit Zuverlässigkeit zu ermitteln, vom Bauinspector Lassaulx in Coblenz. — Kostenberechnung für die Herstellung eines Quadrat-Metre des venetianischen Terazzo. — Kostenberechnung für das Ausbessern eines Quadrat-Metre alter Tarasse. — Apparate zu Destillation des Seewassers von Cosnahan und Th. Westropp und W. Gubbins. — Dyer's Pulver zum Klären von Flüssigkeiten. — Devaux's Apparat zu Erhitzung der Gebläseluft für Hohöfen. — Sheridan's Seifenbereitung mit kieselsauern Alkalien. — Reinigung des Steinkohlengases von Ammoniak, nach Phillips. — Bericht eines Ausschusses vom Franklin-Institut in Pensylvanien über die Explosionen der Dampfkessel. — Degrand's Abdampfungsapparat für Zuckerfabriken. — Taucherkappen. — Bird's patentirte Druckerschwärze. — Mössinger's Malzreinigungsmaschine. — Osterwald und Mohr über einen Apparat zum Schmieden mit heisser Luft. — Lueg's Lufterwärmungsapparat für Schmiedeherde. — Hoffmann's Versuche über die Wirkung des Gross'schen Apparats zum Erhitzen der Luft beim Schmieden. — C. L. Nagel's in Hamburg Verbesserungen an Mühlen. — Bodmeyer's in Berlin patentirtes Verfahren, Zimmerfussböden zu construiren, — J. Fussell's verbesserte Pumpe. — A. Smith's verbesserte Methode, geradlinig wiederkehrende Bewegung in drehende zu verwandeln. — West's Verbesserungen an Schmieden. — Die Korkschneidemaschine von Bass. — Thomas Sharp's und Richard Robert's Verbesserungen an Spinn- und Doublirmaschinen. — Edward Jollowicki's Verbesserungen an Dampfmaschinen. — Tabellen zur Bestimmung der Stärke der am häufigsten in der Technik angewendeten Säuren von J. H. Bernheim in München. — Bétancourt's neue Erdwinde. — Eisenverbindungen. — Reliefmaschine von Karmarsch. — Literarische Nachweisungen.

Von

Glaser's vollständigem Atlas

über

alle Theile der Erde

sowohl

zum Privatgebrauche als auch für Schulen,

36 Blätter in gr. Fol.

ist eben bei Unterzeichnetem die 2te Lieferung, enthaltend: westliche Halbkugel, Dänemark mit Holstein und Lauenburg, Westindien, erschienen. Obgleich das Publicum nicht durch pompöse Ankündigungen gelockt ward, sind bereits über 2000 Exemplare fest bestellt worden, und von vielen Seiten kam uns die Anerkennung zu, daß noch nichts Aehnliches zu so billigem Preis geliefert worden sey. Diese zahlreiche Theilnahme setzt uns in den Stand, das Unternehmen mit größter Energie fortzusetzen, und bald möglichst zur Vollendung zu bringen. Die Vorarbeiten sind soweit gediehen, daß bis zur Ostermesse 1837 noch die 3te und 4te Liefr. bestimmt erscheinen werden.

Diese enthalten: Frankreich, Italien, Deutschland, Großbritannien und Irland, Südamerika und Australien.

Der Subscriptionspreis für die Liefr. von 3 Blatt beträgt 8 gGr. od. 36 Kr. rheinisch. Subscribentensammler erhalten auf 10 — 1, 25 — 3, 50 — 7, 100 — 15 Freiexemplare. Einzelne Blätter kosten 4 gGr. od. 18 Kr. rhein.

Darmstadt im December 1836.

L. Pabst.

Anzeige,

betreffend das

Staats-Lexikon

oder

Encyklopädie

der

Staatswissenschaften.

In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben

von

Carl von Rotteck und Carl Welcker.

gr. 8. Altona, Hammerich.

1r bis 3r Band.

Subscriptionspreis à Lieferung nur 12 Gr.

Von diesem Werke liegen nun mit der so eben erschienenen 5ten Lieferung des III. Bandes dem Publicum bereits drei Bände vor. Alle Urtheile gelehrter Blätter, wie z. B. die des Repertoriums der Literatur von Gersdorf, der Heidelberger Jahrbücher und der Jenaer Literaturzeitung, die in den Jahrbüchern von Pölitz, in den kritischen und literarischen Blättern der Hamburger Börsenhalle, in der Braunschweiger Mitternachtzeitung u. s. w. u. s. w. vereinigen sich, wie es die Namen der Herren Herausgeber und ihrer berühmten Mitarbeiter erwarten ließen, in der Anerkennung der ausgezeichneten Vortrefflichkeit dieses deutschen Nationalwerkes, welches selbst die in Carlsruhe erscheinende allgemeine Staatszeitung, diese Anerkennung theilend, „ein Ereigniß" nannte. „Kein anderes Werk" — so lautet z. B. eines dieser Urtheile (in dem vorletztgenannten Blatte vom 21. April 1835) — „ist zur Begründung einer allgemeinen politischen Bildung geeigneter, als das Staatslexikon. Kein anderes verfolgt eine edlere Tendenz mit mehr männlicher Ruhe

und gewissenhaftem Eifer; keines verbindet mit einer lichtvollen verständlichen Darstellung mehr erschöpfendes Wissen und belehrendere Gründlichkeit. Kein anderes Mittel, auch nicht das gewaltsamste des Despotismus oder das beißendste des Witzes, vermöchte eine bejammernswerthe und erschreckende Kannegießerei und ein nichtssagendes Freiheitsschreien von Anno 1830 sicherer zu zerstören, als die Verbreitung jenes Geistes und jener Kenntnisse, die dem Staatslexikon angehören."

Kaum aber kann man von einer so reichen Sammlung der verschiedenartigsten Artikel von verschiedenen Verfassern ein größeres Lob aussagen, als dasjenige, welches schon früher (1835 Nr: 129) die Jenaer Literatur-Zeitung in der Anerkennung aussprach, daß „dasselbe nicht blos so vieles Herrliche und Treffliche, sondern auch fast keinen blos mittelmäßigen Artikel enthalte"; — ein Urtheil, welches jetzt die neueste Anzeige in dem Leipziger Gersdorf'schen Repertorium der Literatur (Heft IX. 1273) bestätigt, indem sie mit der Bemerkung beginnt, „bei einem solchen Werke, in welchem jeder Artikel auf ausgezeichneten wissenschaftlichen Werth Anspruch mache, müsse auch das Publicum ein langsameres Erscheinen und eine etwas größere Ausdehnung selbst billigen."

Dennoch begegnet in den beiden letzten Beziehungen die auf dem Umschlage der 5ten Lieferung des III. Bandes von den Herren Herausgebern dem Publicum gegebene förmliche Versicherung — welche hiermit auch die Verlagshandlung zu der ihrigen macht — manchen falschen Besorgnissen. „Wir können" — so sagen nämlich die Herren Herausgeber — „jetzt dem Publicum die bestimmte Versicherung geben, daß unser Werk mit dem neunten oder höchstens mit dem zehnten Bande beendigt werden wird. Dieses kann auch ohne Unvollständigkeit der Ausführung geschehen."

Fast beispiellos ist es in der deutschen Literatur, so viele der größten Geister an einem Werke thätig zu sehen; aber nur so ist es möglich, ein classisches Werk wie das Staatslexikon herzustellen.

Der Subscriptionspreis

für jede Lieferung ist nur 12 Gr. und in sämmtlichen Buchhandlungen in Deutschland, der Schweiz, Dänemark, Frankreich und England sind die erschienenen Bände zu haben.

Altona, im December 1836.

J. F. Hammerich's Verlagshandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber den Eid

in religiöser und politischer Hinsicht, so wie über den jetzt herrschenden Mißbrauch desselben in den Gerichten. Für Gebildete und Ungebildete aller Stände verfaßt von C. C. A. Baron von Görtz. 8. geh. Preis 8 gGr.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und versendet und durch alle solide Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Le bal masque.

Parodie musicale en deux Actes.
(Oeuvre 110)
par
C. F. Müller
à Berlin.
Arrangée pour le piano avec paroles par l'Auteur.
Prix 2½ ecus.

Die Maskerade.

Ein theatralisch-musikalischer Scherz in 2 Aufzügen
(110tes Werk)
von
C. F. Müller
in Berlin.
Vollständiger, vom Verfasser eingerichteter Clavierauszug.
Preis 2½ Thlr.

Die geehrten Besteller obigen Werkes werden bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, daß der vollständige Clavierauszug desselben von dem Hrn. Verfasser so eingerichtet ist, daß derselbe bei Hinweglassung des Textes fast in seinem ganzen Umfange als ein Arrangement für das Pianoforte zu 2 Händen betrachtet und gespielt werden kann.

Die sämmtlichen in diesem Werke enthaltenen Piecen sind nicht nur originell, fließend und sehr hübsch, sondern auch so leicht besonders für den Gesang, daß selbst diejenigen, welche mit der Singekunst nur sehr wenig vertraut sind, dieselben ohne die geringste Schwierigkeit darstellen können; dennoch wird aber der Musiker nur zu gewiß aus dem Ganzen sehr bald herausfinden, daß der Verfasser auch ihn dabei nicht unbeachtet gelassen hat. —

Da die Tendenz des Werkes bereits bekannt genug ist, und selbst von den Befangensten mit Händen gegriffen werden kann, so wird jede Auseinandersetzung in Betreff derselben überflüssig, nur so viel sei hier gesagt, als zu aufrichtiger Empfehlung des oben benannten Kunstproductes nöthig ist, und hierher gehört zuvörderst auch die aufrichtige Versicherung, daß sicherlich niemand irgend eine Piece desselben singen, spielen oder hören wird, ohne davon nicht vollkommen befriedigt zu werden, und namentlich wird dies ganz besonders bei allen Freunden der Tanzmusik und eines fröhlichen Gemüths der Fall sein, da die sämmtlichen Nummern des Werks von der Ouverture an, und durch alle Arien, Duetten, Terzetten, Quartetten rc. bis zum Chor laufend nicht nur fortwährend in Tanz-Rhythmen und höchst originell gehalten sind, sondern auch ein vortreffliches und komisches Ganze einzig in seiner Art ausmachen, wozu auch der belustigende Text das Seinige beiträgt.

Endlich ist noch zu bemerken, daß mit obigem vollständigen Clavierauszug auch ein Arrangement desselben zu 3 und 4 Händen erschienen ist, welches für den Preis von 1 Thlr. 10 Sgr. sowie auch jede Nummer beider Auszüge einzeln durch all solide Buch- und Musikalienhandlungen nach dem Ladenpreise von mir bezogen werden kann.

Theaterdirectionen, welche die Abschriften der Partitur und des Textbuches dieser Oper zu haben wünschen, können solche ebenfalls beide für 4 Frd'or durch meine Handlung beziehen.

Berlin, 29. November 1836.

Th. Brandenburg.

Jerusalemerstr. 40, am Dönhofsplatz.

Romantisches Seegemälde.

Ernst Frank. Eine Scene aus dem Süd-Americanischen Freiheits-Kampfe, von A. Ewald. Mit 1 Kupfer. — Dieser historische Roman, dessen Helden meistens noch jetzt leben, bewegt sich in einem edlen, gebildeten Style und verdient Aufmerksamkeit. Er ist à 21 Gr., 26 Sgr., 1 Fl. 35 Kr. in allen deutschen Buchhandlungen zu haben; in Leipzig bei dem Verleger

Robert Friese.

Interessante Neuigkeit

Bei Goedsche in Leipzig und Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen das 1te Bdchen zu haben:

MEMOIRES DE LUCIEN BONAPARTE.

PRINCE DE CANINO.

Memoiren des Prinzen von Canino,

Lucian Bonaparte.

Mit dessen Portrait.

Nach der Originalausgabe übersetzt von

L. v. Alvensleben.

☞ *Ich erkläre durch dieses eigenhändig geschriebene Zeugniss, dass diese Memoiren die einzigen sind, welche ich geschrieben habe, und läugne alle die ab, welche bisher mit meinem Namen, oder ohne Namen eines Verfassers erschienen sind. Zu Beglaubigung dessen*

L. Prince de Canino.

Diese Memoiren werden 10—12 Bändch., jedes von 160—192 Seiten, bilden und im Laufe dieses Jahres erscheinen. Jedes Bändchen der franz. Ausgabe kostet 9 Gr., der deutschen Ausg. 10 Gr.

Wenige Werke bieten ein größeres Interesse, als das, welches wir hier bieten. Der Feder eines der ausgezeichnetsten Männer unsers Jahrhunderts entflossen, interessirt es im höchsten Grade alle Politiker und Gebildete und ist allen Denen unentbehrlich, welche sich mit Geschichte, Diplomatie und Gesetzgebung beschäftigen.

Die Ausstattung beider Ausgaben ist sehr elegant, der Druck correct.

Der äußerst geringe Preis, den wir dafür setzen, macht Jedermann die Anschaffung leicht.

Im Verlage der Rackhorst'schen Buchhandlung in Osnabrück ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Prometheus. Tragödie. 8. 1836. geh. 4 gGr.

Die welthistorische Bedeutung des Napoleon'schen Lebens ist hier im kleinsten Rahmen zusammengefaßt.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Abälard und Heloise. Tragödie in 5 Akten. 8. 1831. geh. 1 Thlr.

Die Blätter für liter. Unterhaltung v. J. 1832 Nr. 171 sagen hierüber: „Wir sind überzeugt, sämmtliche außerdeutsche Literaturen haben seit einem Decennium kein dramatisches Product geliefert, das dieser Arbeit den Rang streitig machen könne ꝛc."

Ferner ist daselbst erschienen:

Das Denkmal Justus Möser's in Osnabrück. Mit einer Abbildung des Denkmals in gr. 4. — gr. 8. 1836. geh. 12 gGr.

Wahrhaft nützliche Schriften.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Stehe früh auf!

Ueber den Nutzen des Frühaufstehens für die Gesundheit und die Geschäfte. Nebst Mitteln, sich das frühe Aufstehen anzugewöhnen. Von Carl Ritter. Dritte Auflage. 8. geh. Preis 8 gGr.

Die heilsamen Wirkungen des kalten Wassers,

und wie dasselbe in den mannichfachen Krankheitszuständen als das sicherste und wohlfeilste Heilmittel anzuwenden ist. Eine nützliche Schrift für Jedermann. Von Dr. August Schulze. 8. geh. Preis 8 gGr.

Dringende Bitte.

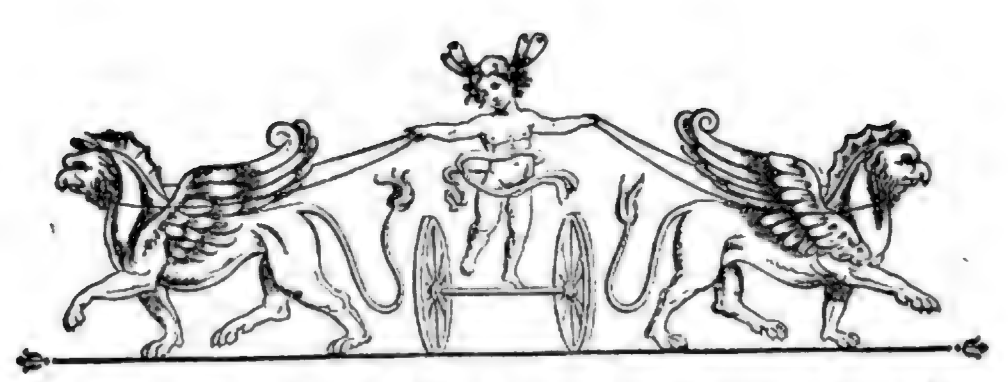
Alle meine geehrten Geschäftsfreunde ersuche ich auf das Dringendste, solche Briefe, die lediglich für mich persönlich bestimmt sind, nur mit meinem Namen, Herrn L. v. Alvensleben, Privatgelehrten in Leipzig, zu bezeichnen, bei allen Zuschriften an das Theatergeschäftsbureau der Herren Sturm und Koppe aber meinen Namen durchaus wegzulassen.

Leipzig im Januar 1837.

L. v. Alvensleben,

Redacteur der Theaterchronik.





Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 11. — den 16. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gutzkow über Goethe.

Was Aristoteles für das Mittelalter war, Mittelpunct aller Discussionen, scheint für die literarische Gegenwart noch immer Goethe sein zu müssen, zumal für Köpfe, die sich aus theoretischen Orientirungen über die Stellung zur Zeit ihre Praxis machen, vor lauter Vorarbeit schwer zur Arbeit, vor lauter Anstalten zum Leben kaum zum Leben kommen. Wenn mir recht ist, gibt Gutzkow selbst in seiner Schrift: „Ueber Goethe im Wendepuncte zweier Jahrhunderte*), jenen Hinweis auf die scholastischen Debatten des Mittelalters, und ich knüpfe um so lieber hier an. In der Vorrede sagt Gutzkow von sich selbst, wie er denn ohne mit sich selbst zu fechten und handgemein zu werden nicht gern sich in den Zusammenhang der Sache versetzen mag: „Ich hab' es niemals über mich gewinnen können, durch Deutschland zu reisen, bei großen Männern anzuklopfen, in ihre bürgerliche Atmosphäre mich hineinzuleben, und mir jenen Schatz von Medisance, Skandal, polnischer Wirthschaft zu erwerben, der in dem Gedächtnisse mancher Literaturhistoriker so dicht aufgespeichert liegt, daß er alles Ewige und Himmlische über dem Vergänglichen und Irdischen verdrängen muß. Was hat nicht ein junger Literator, der die Literatur in ihren berliner, dresdner und weimarer Cirkeln studirte, für eine Menge von Detailkenntnissen, die man dort nur erlernen kann! Er weiß, wie viel Frauen Goethe hatte, wer Iphigenie, wer Leonore ist, er kennt den Grund, warum sich Goethe mit Bettinen erzürnte, wie Bettine mit Arnim lebte, kurz, um die Specialien gestehe ich aufrichtig, mich niemals bekümmert zu haben." Es ist in Gutzkow ein unläugbarer Fond von großartigen Triebfedern, von weitgesteckten Zielen und umfassenden Blicken. Mit grotesker Gewalt zieht er die Linien seiner Gesichtskreise, ein seltner Scharfsinn weiß das Einzelne mit dem Ganzen fest und streng zu verknüpfen. Mit der Heftigkeit des Temperaments, die sich beim Entwurfe seiner Gedankenpläne verräth, steht nicht selten die Anatomenkälte in der Ausführung im Widerstreit, oft aber mischt sich bei ihm die Gewaltsamkeit eines großen ideellen Dranges auch in die Einzelheit der Erörterung, und es beginnt dann bei ihm ein gewisses geistreiches Voltigiren, das seine Mittel unnütz verbraucht, sein Ziel überrennt und so verfehlt. Gutzkow verpufft zuviel, und wenn dies nach seiner eigenen Behauptung nur ein Fehlgriff des Genies ist, statt daß das Talent sich ruhiger in sich und seiner Welt organisirt, so wünsche ich ihm diese stetige Entfaltung des Talentes statt des genialischen Herumschmeißens mit dem Kopfe, mit der Zunge und mit Gedanken. Dies verräth sich noch gar deutlich in dem ersten Abschnitte seiner Schrift, und mißstimmt zu einer ruhigen Aufnahme des vortrefflichen Gemäldes, das er im Verlaufe von Goethe's Stellung zwischen den Jahrhunderten vor und nach der Revolution entwirft. Nachdem sich

*) Berlin, Plahn'sche Buchhandlung.

seine rhetorische Gedankenfülle genug gethan, beginnt er sich über seinem Gegenstande zu vergessen, in ihm sein Leben suchend. Er zeichnet im zweiten Abschnitte Goethe's ideelle Persönlichkeit, sein Werden als Poet, sein Herausschreiten aus der Häuslichkeit in die Welt, aus dem Angeerbten und Ueberkommenen in die Sphäre des Ersehnten, Erstrebten und Ergriffenen. Gutzkow gibt hier keine, ohnedies schon oft ausgeführte Anatomie von Goethe's Werken, seine Betrachtung bleibt an dem Kern der Persönlichkeit haften. Besonders fein hat er dem Dichter die Entstehung seiner Lieder aus der Brust hervorgelauscht. Wie wir auch über Goethe's ausgelebte Ideenkreise denken mögen, die Praktik des Mannes wird uns Spätlingen immerdar als ein Ideal erscheinen, das sich inmitten der seltsamsten deutschen Wirklichkeit zur Erscheinung brachte. Gutzkow's Schrift ist eine Feier und eine kritische Darlegung des Genies, das von anregenden und hemmenden Situationen bedrückt trotz der damaligen Zustände ein dichterisches wurde, und den theils vernichtenden, theils ins Ungesunde und Abstracte auflösenden Gewalten seiner Zeit überall zu entschlüpfen wußte. Die gesunde Naivetät, das Harmlosunbewußte in Goethe's Naturell, diese eigentlichen Kennzeichen des Genies, finden wir hier als das vorzugsweise belebende Princip seines ganzen Daseins und Schaffens mit einer tüchtigen Consequenz kritischer Darstellung herausgestellt und in allen Phasen seines Dichtens beleuchtet.

Der dritte Abschnitt betrachtet Goethe als das Product europäischer Weltzustände, als das Ergebniß der ineinanderwebenden Gedanken der modernen Zeit. Hier greift dann die Darstellung nach Frankreich und England hinüber, um den Dichter unter den Gesichtspunct aller jener Anlässe zu bringen, die sein inneres Wesen bestimmen halfen. Wenn Goethe selbst in seinem Spätalter, fehlgreifend, an Byron seine Betrachtungen über das Ineinandergreifen der Geister dieser Zeit anknüpfte, so hatte er doch zur Erläuterung seiner eigenen Jugendeindrücke manches Phänomen heranzuziehen, was ihn selbst in solchen mehr als beschränkt-patriotischen Zusammenhang stellte. Die Unruhe der neueren Menschheit schweift hinüber und herüber und der einmal entfesselte, einmal von dem Durst nach allseitigem Trank des weiten und fernen Lebens erfaßte Menschengeist will sich nicht wieder einbannen lassen in Raum und Zeit seiner örtlichen Geburt. Wie wenig auch eine eigentliche Weltliteratur beginnen wird, eine Weltverwandtschaft der Geister und ein Leben aller Seelen in dieser hat sich einmal Bahn gebrochen, seitdem der große französische Umsturz kein blos pariser Ereigniß war. Es ist um deswillen von Erfolg, auch schon Goethe's Erscheinung unter diesen weiten Gesichtspunct europäischer Constellation zu bringen. Wir entheben der Darstellung Gutzkow's die Schilderung des weitverzweigten Einflusses, den Rousseau und Sterne übten.

„Die beiden Geister, welche auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Beschlag gelegt hatten, konnten sich wechselweise durch ihre Verschiedenartigkeit ergänzen. Wo der Eine weinte, lachte der Andere; wo Jener zürnte, war Dieser versöhnlich. Ihre Aeußerungen hatten Aehnlichkeit, doch war die Quelle derselben verschieden. Die Empfindung des Einen war so aufrichtig wie die des Andern; doch abstrahirte Rousseau jenen Schmerz, den Sterne aus Instinct fühlte. Der gute Rousseau! Ein mittelpunctloser, unvertilgbarer Abandon an das Zufällige, Leichtsinnige und Gedankenlose stürzte ihn in tausend Handlungen und Verhältnisse, die er darauf mit einer Verzweiflung bereute, daß man seine Schriften die Selbstkasteiungen eines Trappisten nennen könnte. Es macht Entsetzen, jene Gedankenlosigkeit und Oberfläche zu betrachten, mit welcher Rousseau die schönsten Jahre seiner Jugend vertrödelte, wie er sich als eine kindisches, träges und bewußtloses Nichts an ein Verhältniß hingab, in welchem mehr Schande als Vergnügen zu gewinnen war. Freilich ist es schön, daß Rousseau seine Lügen, Diebstähle und andere Verbrechen nicht im Allgemeinen auf die menschliche Natur schob, sondern sich selbst mit einer bewunderenswerthen Strenge dafür verantwortlich machte; aber wie die Folge einer solchen Selbstpeinigung, die bei einem edlen tugendhaften Charakter sich von selbst verstehen mußte, seine reuevolle Empfindung als etwas Außerordentliches und Neues betrachtet werden konnte, wie sie so viel Echo finden und sich ganz Europa als eine Dissonanz des tiefsten Schmerzes mittheilen konnte, das ist eine merkwürdige Thatsache. Rousseau erfreute sich einer so lebhaften Sympathie, daß er durch sie für die zahllosen Verfolgungen seiner Gegner entschädigt war. Es wurde Mode, sich verkannt zu glauben und sein Herz in die Brust Mitfühlender, wie man damals zum ersten Male sagte, auszuschütten. Man speculirte auf sogenannte verwandte Seelen, und im Arme der Freundschaft auf irgend eine kleine Insel des Genfersees, unter hängenden Trauerweiden, neben einem Postament von Sandstein, wo sich Amor und Psyche umarmen, fand man Ersatz für eine Welt, die man sich nicht gräßlich genug ausmalen konnte. Rousseau appellirte unaufhörlich an die verwandten Seelen; sie waren seine Verwandte, sie sein Trost. Ihnen klagte er, wie Paris, der gottlose verzogene

Anti-Emil, mit seinem Lehrer umsprang, ihm Fledermäuse an den Haarbeutel steckte und ihm dänische Hunde auf den Leib jagte, so grimmig, daß Rousseau in die Höhe springt, um den Hund unter sich durchzulassen, dabei das Gleichgewicht verliert, stürzt, und nur mit dem Verluste von drei Vorderzähnen und einer allgemeinen Schindung seiner Gesichtshaut wieder zum Bewußtsein kommt. Jedes schiefe Gesicht einer malitiösen jungen Frau, die ihn fragt: haben Sie Kinder gehabt, Herr Rousseau? jede Inconsequenz, wie er, dessen Wahlspruch hieß: vitam vero impendere, zitternd und lügend geantwortet: nein! alle diese Leiden und Foltern seines Herzens theilte er den gleichgestimmten Seelen mit, und Thränenströme flossen vor Sympathie, die stark genug waren, in Montmorency seine Weiden zu bewässern."

„Sterne dagegen trat nicht so subjectiv vor die Menge; er lamentirt weniger über die Bosheit als über das Unglück der Menschen. Dieser herrliche Engländer hat, was ihn selbst betrifft, immer guten Muth; nur wenn er zu Andern tritt, gehen ihm die Thränendrüsen auf. Der Mönch, der in Calais bettelt, der Ludwigsritter in Versailles, welcher Pasteten verkauft, das sind Situationen-Wellen, welche so lange sein Herz umspülen, bis er mit allen seinen Remisenabenteuern und Kammerzofenepisoden in das weiche Bett seiner Empfindung fällt, und er eben im Begriffe zu lachen, in Thränen ausbricht, die er nicht mehr dämmen kann. Rousseau wirkte auf verwandte, Sterne auf schöne Seelen. Jener ist sentimental, dieser humoristisch. Rousseau mußte durch die Nachahmung verlieren; Sterne war so glücklich, Nachahmer zu finden, welche ihn ehrten. Der vortrefflichste und über ganz Europa siegreiche war aber der Vicar von Wakefield. Dieser Charakter mit seiner feinen Selbstironie und unverwüstlichen Gutmüthigkeit brachte in Deutschland eine magische Wirkung hervor, und ist zugleich eines der ersten Bücher, das auf Goethe's Herzens- und Geistesbildung, seinem eigenen Berichte nach, von entscheidendem Einflusse war." (D. B. f.)

Marie Antoinette von Frankreich mit ihren Freundinnen und Freunden.

(Fortsetzung.)

Nicht minder unvorsichtig war das Benehmen der Königin, als sie, um ihre Abendgesellschaft früher besuchen zu können, die Pünctlichkeit des Königs, der sich stets um elf Uhr zu Bette legte, benutzte, und die Uhr vorwärts rücken ließ. Als der König in sein Gemach kam, war er sehr unwillig, dort noch Niemand von seinen Leuten zu finden. Die Dienerschaft schwieg natürlich nicht hierüber, und so konnten leicht die lästerlichsten Geschichten über die Königin ersonnen und in Umlauf gebracht werden. Denn es ist ja bekannt, wie leichtgläubig die Pariser sind. Noch im Jahre 1830 wurden nach dem Sturze der Bourbons in Schmähschriften diese Geschichten wiederholt. Es habe sich nämlich die Königin einst mit dem Grafen Artois in das Theater begeben, und da der König erfahren, daß sie um Mitternacht noch nicht zurückgekehrt wäre, so sei von ihm der Schildwache der Befehl gegeben worden, beide nicht einzulassen, sondern anzuhalten. Die Soldaten wären dann hiernach verfahren, die Königin hätte sich zwar genannt, aber umsonst, sie hätte endlich durch eine Seitenthür sich den Eingang in das Schloß verschaffen müssen. Hier ist freilich in jedem Worte eine Unwahrscheinlichkeit, aber in Zeiten, wo hochgestellte Personen einmal dem öffentlichen Urtheile anheim gefallen sind, findet auch das Gerede des schlechtesten Dieners Glauben und pflanzt sich von Mund zu Mund fort, so daß den erhabensten Häuptern ein zwar sehr oft falsches, aber doch fast immer unverlöschliches Gepräge aufgedrückt wird.

In ähnlicher Weise veranlaßte der Wunsch der Fürstin im Polignac'schen Gesellschaftskreise nicht als gebietende Königin angesehen, sondern als Freundin von Freunden und Freundinnen behandelt zu werden, manche ihr unangenehme Verlegenheit, indem das reizende und oft leichtfertige Gewand des feinern Gesellschaftstones, welches in den Salons der Hauptstadt noch die letzte nothdürftige Hülle aufgelöster Sitte war, manche Freiheiten entschuldigen zu können schien. Wir kennen mehrere solcher Verletzungen des Anstandes und der Ehrfurcht: zwei derselben erzählt Frau von Campan und diese sind also glaubwürdig *). Der Herzog von Lauzan, einer jener jungen Männer am Hofe, die sich jede Ungebundenheit für erlaubt hielten, während sie in neuen und dunklen Ideen von Glück und Wohlstand der Völker schwärmten, war eine Zeit lang öfters in den Gesellschaftskreisen der Königin gewesen. Einst hatte dieselbe eine prächtige Reiherfeder bewundert, die er auf dem Hute trug, und er war anmaßend genug, ihr dieselbe anbieten zu lassen. In der Verlegenheit nahm die Königin das Geschenk an, trug aber die Feder nur ein einziges Mal und legte sie dann bei Seite. Bald darauf erbat er sich eine Privataudienz bei der Königin. Frau Campan war im Nebenzimmer. Nach wenigen Minuten öffnete die

*) Campan Mémoires ch. 7. p. 208—210. ch. 8. p. 234. 235.

Fürstin die Thür und sagte laut mit unwilliger Stimme: „Geben Sie, mein Herr!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Breslau.

[Kindelmarkt, Griseldis, Perspective des deutschen Dramas.]

Wir haben Kindelmarkt gehabt, wie wir mit schlesischer Gemüthlichkeit anstatt Christmarkt sagen, und wer jemals zur Weihnachtszeit in Breslau war, wird die fröhliche Bedeutung jenes Wortes kennen. Dieser Christmarkt unterscheidet sich äußerlich von andern Märkten zwar nur dadurch, daß während desselben in den Marktbuden der Verkauf auch des Abends bei Lampenschein fortgesetzt wird, aber es ist erstaunenswerth, welche Wirkung diese kleine Unterscheidung auf den Verkehr ausübt. Der Christmarkt ist ein wahres Volksfest geworden, eigenthümlich, aus eigenster Lebens- und Gemüthsweise entsprungen. Es ist eine innige Vereinigung des industriellen und commerziellen Interesses mit einer gemüthlichen Lebenslust, welche diesen Markt vor allen andern charakterisirt. Auf den ersten Blick glaubt man, diese Hunderte von Buden, diese glänzenden Kaufläden hätten sich nur eröffnet, um jenem Heere von Gaffern, die ohne Vermögen, oft sogar ohne den Willen etwas zu kaufen, fingerzeigend und jubelrufend davor sich aufstellen, ein wohlfeiles Fest zu bereiten, und man achtet die Käufer kaum, die durch den falschen Schein der Lampen zum Ankauf mehr und mehr verlockt werden. Namentlich des Sonntags Abends muß man den Markt besuchen, wo den aus der Umgegend herbeiströmenden Dorfbewohnern und den von sechstägiger Sklaverei befreiten Dienstleuten die Herrlichkeiten einer erfindungsreichen Industrie, der Prunk eines verführerischen Luxus, mit Händen zu greifen, und doch so unerreichbar vor Augen liegt. Wie fröhlich ist da das Jauchzen der Unbekümmerten, wie begehrlich funkeln die Augen des armen Teufels, welche Zufriedenheit in den Mienen der Käufer — denn nicht für sich selbst feilscht man ja auf dem Kindelmarkte; Jeder hat ein Liebes daheim oder in der Fremde, für das ein Christgeschenk versorglich erhandelt wird. Und für die Kinder ist nun gar ein Himmelreich hier aufgethan, von dessen unzähligen Herrlichkeiten die treue Mutter wohl Eines und Anderes geheimnißvoll bereits erstanden hat, oder nach Wunsch und Lüsternheit des staunenden Kleinen noch ersuchen wird. Vom Christmarkte, diesem ergetzlichen Lustspiele für den Reichen, diesem interessanten Schauspiele für den Genügsamen und diesem lamentablen Trauerspiele für den Habenichts, sind es nur ein paar Schritte bis zu jenem elenden Hause, wo Breter eine Welt bedeuten — bis in das Theater! Machen wir den kurzen Weg.

Man gibt die Griseldis von Halm. Es ist ein schönes Stück Poesie — aber es ist keine schöne Poesie in dem Stücke. Es hat mir entschieden nicht gefallen, obwohl ich mir den Grund des Mißfallens noch nicht völlig habe erklären können. Was die Form betrifft, so müssen wohl Jeden die öftern Wiederholungen ermüden, und gleichergestalt scheint es mir ein Fehler zu sein, daß wir von vornherein Mitwisser des Betruges sind, der dem bedauernswerthen Weibe gespielt wird. Hierdurch fällt jede Spannung weg, und die Peinlichkeit des Mitleidens, das uns bei dem Anblicke jener sich nutzlos abquälenden Griseldis befällt, wird doch dadurch um nichts gehoben. Man fühlt sich gewissermaßen durch jenes Mitwissen zum Mitschuldigen an der Rohheit Percival's gemacht. Eben so wenig mochte ich mich mit der Idee des Dramas befreunden: sie paßt nicht mehr in eine Zeit, wo die kräftigsten Stimmen sich für Emancipation des Weibes erklären, und wo jener leidende Gehorsam nicht mehr als Tugend anerkannt wird. Ein Drama soll aber die Ideen der Zeit zur Anschauung bringen, es soll die höchste Blüthe des geistigen, ideellen Lebens einer Zeit sein; sonst wird und muß es wirkungslos vorübergehen.

Es thut uns Deutschen aber wahrlich Noth um die Wiedergeburt des Dramas, damit nicht jene so bedrohlich um sich greifende Musikraserei allmälig jeden thatkräftigen Gedanken in uns verzehrt und den Geist, durch schmeichlerisches Melodieengeklingel in weichen Halbschlummer gelullt, immer mehr und mehr entkräftet. Doch muß, um dieser Krankheit siegend entgegentreten zu können, das moderne Drama auf anderer Grundlage basirt sein, als bisher. Von jener so beliebten Gefühlsschwelgerei sich entfernend, wo es nur zu seinem Nachtheil mit der Musik concurriren kann, muß es entweder in klarer Darlegung des Gedankens, in streng psychologischer Entwickelung der innern Welt des Geistes, oder in großartiger Geschichtsauffassung sein Ziel suchen. Doch es geziemt dem Correspondenten nicht, hier weitaussehende kunstrichterliche Ideen zu entwickeln, anstatt sich mit unbefangener Relation des Geschehenen und Gehörten zu begnügen. Ich kehre zur hiesigen Aufführung der Griseldis zurück. Diese war mangelhaft. Mad. Dessoir, in der äußerst dankbaren Partie der Griseldis, war so brav, daß bei erster Wiederholung des Stückes ein jugendlicher Anbeter derselben sich das wohlfeile Vergnügen erlauben durfte, ihr durch ein paar Helfershelfer unter schwacher Acclamation des auffallend lauen Publicums einige Kränze auf die Bühne werfen zu lassen. Außer ihr ist nur Herr Haake, Cedrik, zu rühmen; dagegen Hr. Löffler, seit dem plötzlichen Abgange Dessoir's als erster Liebhaber engagirt, und durch alle äußerliche Mittel dazu wohl befähigt, den Percival gar gräulich tragirte. Wenn er mit vorgebeugtem Haupte, stierem Auge, einem kampfgerüsteten Büffel durch seine Haltung vergleichbar, mit den Fäusten die Luft zerhauend, durch alle Stufen menschlicher Tonleiter hindurch, grollte, ächzte und brüllte, so war das ganz absonderlich zu hören und anzusehen. Es scheint, als würde Herr Löffler seine Bildungsperiode auf unserer Bühne durchmachen: möge er in diesem Falle wenigstens eben so viel guten Willen bezeugen, als es ihm an hinlänglicher Nachsicht des Publicums gewiß nicht fehlen wird. Von sonstigen Neuigkeiten des Schauspiels verdient nur „der pariser Taugenichts“ lobender Erwähnung, der hier wie überall trotz seiner Verdeutschung Glück macht.

Herr Meaubert, rühmlichst bekannter Komiker, tüchtigen Studiums wegen zu loben, aber ohne jene augenblickliche Genialität, welche den Geist der Zuschauer unwiderstehlich ergreift und fesselt, gastirte mit Aussicht auf Engagement, die sich aber nicht erfüllte.

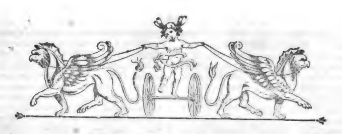
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Nachträgliche Berichtigung.]

So eben erfahren wir, daß der Verfasser der Erzählung das Marmorbild im berliner Kalender und der mit St. Schütz unterzeichneten humoristischen Gedichte in einem andern diesjährigen Taschenbuch, nicht Stephan Schütze in Weimar, sondern Professor Julius Schütz in Halle ist.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 12. — den 17. Januar 1837.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marie Antoinette von Frankreich mit ihren Freundinnen und Freunden.

(Fortsetzung.)

Der Baron Besanval, den Marie Antoinette als einen witzigen und gebildeten Mann schätzte, vergaß sich und seine grauen Haare einst so sehr, daß er der Königin allerhand Galanterien sagte, ja er ging in seinem verliebten Wahnsinn so weit, daß er zu ihren Füßen stürzte und eine förmliche Liebeserklärung an sie richtete. Da sagte die Königin: „Stehen Sie auf, Herr Baron, der König soll nie diesen Fehler erfahren, der Sie leicht auf immer in Ungnade bringen könnte.“ Erblaßt entfernte sich Besanval, ohne jedoch dadurch seine Gesinnungen gegen die Königin und gegen den Hof zu ändern, dem er vielmehr unerschüttert treu blieb und in den Juliustagen 1789 in die augenscheinlichste Lebensgefahr gerieth, aus der ihn nur Necker's damals allmächtige Verwendung rettete.

Hätte nun Marie Antoinette in ihren gesellschaftlichen Kreisen nur als die vornehme Dame gelebt, die blos unabhängig von andern sein wollte, so wäre dies vielleicht von weniger nachtheiligen Folgen für sie gewesen. Aber bei ihrer angebornen Gutmüthigkeit und ihrer zärtlichen, aufrichtigen Liebe zu den Personen ihrer nähern Umgebung, wollte sie auch diese nach außen hin durch ihre königliche Gunst erfreut sehen. Dies traf vorzugsweise die Herzogin von Polignac, die in Marie Antoinette wiederum nicht die Königin liebte, sondern die Freundin, und überall den Ruhm derselben befördert wissen wollte, die vom Könige aufrichtig geachtet wurde, die, mit einem Worte, nach dem Urtheile von Männern und — was besonders hoch angeschlagen werden muß — auch von Frauen *) keine gewöhnliche Günstlingin war. Dafür wollte die Königin gegen sie

nicht heimlich thun mit ihrem Wohlgefallen;
das Siegel ihrer königlichen Gunst
soll hell und weit auf ihrer Stirne leuchten.
Sie will die Freundin, die sie sich gewählt,
Beneidet sehen **).

Und so häufte die unglückliche Fürstin funfzehn Jahre lang auf die Mitglieder ihres Cirkels Ehrenbezeigungen und Gnadenbeweise aller Art. Die Gräfin Diana von Polignac ward Ehrendame bei der Prinzessin Elisabeth, der Herzog von Polignac Generaldirector der Posten und Oberstallmeister der Königin, Graf Adhemar Gesandter in London, Graf Vaudreuil Oberfalconier. Eben so wenig ließ sie es an Geldbewilligungen und erhöhten Pensionen fehlen. So erhielt Besanval 200,000 Livres, um seine Schulden zu bezahlen, und eine Pension von 60,000 L. Graf Vaudreuil hatte in acht Jahren an jährlichen Gratificationen oder Zahlungsanweisungen die Summe von 2,885,000 L. bezogen, ohne seine Besoldung als Oberfalconier von Frankreich, die Herzogin von Grammont 150,000 L. sowohl für eigene Dienste in po-

*) Segur, Mémoires T. I. p. 232. Campan, Mémoires ch. 6. p. 163. Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes. II. 175. Uebers.

**) Aus Schiller's Don Carlos. IV. 12.

litischen Geschäften als für die ihres verstorbenen Bruders Choiseul u. s. w. Solche Summen, die wohl nicht immer mit der gehörigen Sparsamkeit angewiesen wurden, können allerdings zu einem Schlusse auf die Verschwendung der Königin berechtigen. Aber sie stehen noch weit hinter den Geldgeschenken zurück, welche die französische Verwaltungssitte seit Ludwig XIII. gut geheißen hatte (eine ausführlichere Erörterung würde hier nicht am rechten Platze sein), und sie erscheinen unter einem ganz andern Lichte, wenn man erfährt, daß die sorgfältigsten Nachforschungen der Feinde der Königin, als sie das Register aller geheimen Ausgaben des Hofes, das sogenannte rothe Buch, in ihre Hände gebracht hatten, nichts anderes beweisen, als daß der Etat der Königin zur Besoldung und Unterhaltung ihres Hofes jährlich nur eine Million Thaler betragen habe, und daß außer dieser Summe in funfzehn Regierungsjahren auf Anweisung sämmtlicher Finanzminister nicht mehr als drei Millionen Thaler ausgegeben sein konnten *). Daher kann also wohl schwerlich die Verschwendung der Königin an ihre Günstlinge Frankreichs Finanzen mit zu Grunde gerichtet haben.

Es ist der Königin ein anderer Vorwurf gemacht worden, daß ihre Liebe zu Putz und Moden, dann die großen Summen zur Bestreitung ihrer Feste in Versailles und Trianon die Staatscassen zu unnützen Ausgaben vermocht hätten, wobei besonders Calonne einer maßlosen Gefälligkeit angeklagt wird. Um mit dem Letzten zu beginnen, so liegen jetzt urkundliche Zeugnisse vor, daß Marie Antoinette Calonne's Finanzverwaltung stets als ein Unglück für Frankreich angesehen und nach der Auswanderung desselben seine Rückkehr im Gefolge der königlichen Prinzen nur sehr ungern gesehen haben würde. Putz und geschmackvolle Toilette liebte allerdings Marie Antoinette in den ersten Zeiten ihres Aufenthalts in Frankreich, und wer wollte dies einer jungen lebenslustigen Fürstin verdenken? Hätte ihr eine erfahrene Rathgeberin oder eine Frau von Einfluß zur Seite gestanden, so würde sie freilich dem alten Brauche treu geblieben sein, der keiner Putz- oder Modehändlerin erlaubte, die Zimmer einer Königin von Frankreich zu betreten, und Demoiselle Rosa Bertin, die berühmte Tonangeberin des Putzes in der pariser Welt, würde von ihren Gemächern ausgeschlossen geblieben sein. Napoleon wußte recht wohl, warum er unwillig werden mußte, als er den Goldarbeiter Biennais in den Zimmern seiner Gemahlin Marie Louise fand *). Und so ist es auch nichts weniger als unwahrscheinlich, daß die Pariser viel schwerer ihrer Königin eine niedrige Betrügerei in der berüchtigten Halsbandgeschichte hätten andichten können, wenn man nicht gewußt hätte, daß sie Juweliere und Modehändlerinnen bei sich zu empfangen pflegte. Daß dies freilich im Jahre 1785 nur sehr selten vorkam, und daß die Königin damals ganz andere Neigungen und Ansichten hatte als im Jahre 1775, bedachte die leichtgläubige Menge nicht. Denn Marie Antoinette war bald des überladenen Putzes in einem solchen Grade überdrüssig geworden, daß sie sich auf das einfachste kleidete, und auch hierin die Leichtigkeit und Ungebundenheit, der sie in ihrem vertrauten Cirkel huldigte, vorwalten ließ. Damit war man aber wieder nicht zufrieden. Es waren nämlich in der Zeit Ludwig's XV. und nach derselben die Staatskleider aus gestickten seidenen Stoffen mit großblumigen Mustern gearbeitet. Um nun zu vermeiden, daß sich die Stickereien in die Falten, die ein Stoff natürlich schlägt, verkröchen, steckte man Pappstreifen in die Schöße des Kleides, und die Frauen kamen auf den Einfall, Fischbeinreifen, die durch einen leichten Ueberzug verbunden waren, unter ihren Röcken anbringen zu lassen, durch den eine solche Maschine (panier, bouffant, tournure, auch cul genannt) oft einen Umfang von vier Fuß Breite erhielt. Als nun die junge Marie Antoinette sich dieser eben so lächerlichen als häßlichen Kleidung, die recht eigentlich zu der verknöcherten Etiquette des Hofes zu Versailles gehörte, wenigstens für den Morgen entledigen wollte, hielt man sich am Hofe sehr über diese Unanständigkeit auf und behauptete, daß dadurch der Glanz des Hofes heruntergebracht würde **). (D. F. f.)

*) Die gründlichste Nachweisung hierüber in des General v. Schütz „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich." II. 26—35.

*) Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes, XIII. 194.

**) Soulavie, Mémoires VI. 41—45. Besenval, Mémoires III. 331.

Gutzkow über Goethe.
(Beschluß.)

Goethe, der die Wahrheit nur als ein Erlebniß und als Naturproduct kannte, dessen empirischer Egoismus nur in der Gesunderhaltung seines Geistes begründet war, unterlag gleichwohl in seinem Jugenddrange diesem Zuge der Sentimentalität, die sich über Deutschland verzweigte; er schrieb den Werther. So unterliegend und allen Zeiteinflüssen tributpflichtig, waren seine Schriften Rettungssignale, die er wie Nothschüsse abbrannte, bis er mit allen seinen

Herzensfasern in einem kleinen Hofe eingefangen, all den verschlingenden Verhältnissen der spätern Jahre sich entwand und in sich selbst einkehrte. Gutzkow hat diesen einheitlichen Faden der Bildungsgeschichte des Goethe'schen Genius mit viel Eloquenz verfolgt und festgehalten; aber er hätte, um sein Gemälde zu schließen, die Zustände der Jetztwelt diesen Gesichtslinien der Goethe'schen Weltanschauung näher rücken sollen, damit die Gestalt des Genies unserer frühern, bereits abgelaufenen deutschen Epochen als abgeschlossen dastände. Was diesen Goethe mit seiner Zeit als in sich fertig und geschieden ergibt, ist der Umstand, daß er an einem kleinen Hofe, in einem Staate, der kaum ein Staat war, lebte, und sich so den Wirren des allgemein deutschen Andrangs, der seine ersten Jugendarbeiten hervorrief, entzog, aber auch aus dieser eingefriedigten Welt voll Glanz en miniature seine Fühlhörner noch weiter zurückzog, bis er nur mit sich selbst endigte. Die Entwickelungsgeschichte der Individuen unserer Zeit ist eine entgegengekehrte. Wir leben im großen Zusammenhange europäischer Weltzustände, und während das Genie der frühern Epoche sich in sich zurückflüchtete, geht all unser Denken und Fühlen darauf hin, unser Leben hinausschlagen zu lassen in die Welt des allgemeinen Daseins. Die Geschichte der einzelnen heroischen Persönlichkeiten ist zu Ende und die Geschichte der Ideen und ihrer vielen Träger hat begonnen. Gutzkow's Buch hat keinen Schluß, so viel Interessantes er auch über Byron und eine Weltliteratur schließlich sagt; wir wissen nichts mehr anzufangen mit dem Genie der alten Zeit, das er mit so viel neu erweckter Begeisterung in seiner Schrift geistig portraitirte.

Hierbei nehmen wir noch Veranlassung, auf die vor längerer Zeit bereits erschienenen Schriften über Goethe zurückzublicken. „Goethe und sein Jahrhundert," aus der Minerva besonders abgedruckt, angeblich von dem im August v. J. verstorbenen hannöverschen Cabinetsrath Rehberg verfaßt, hat viele Leser gefunden. Diese Schrift thut das Umgekehrte an Goethe, der Verf. zerpflückt die einheitliche Person des Genies, die Gutzkow aus den Wirren der damaligen Zeittendenzen zusammenspeculirte. Goethe erscheint hier in seinem Jahrhundert als der allezeit Schiffbrüchige; die ewig wiederholten Anläufe zu neuen Sphären im Dichten und Schaffen werden hier für eine große Disharmonie seiner ganzen Erscheinung ausgegeben. Der Verf. bringt aus der Geschichte der Kunst und der Naturwissenschaft und aus fremden Literaturzuständen eine Masse scharfer Gelehrsamkeit herbei, um an die Entwickelung des freien Talentes in andern Zeitläuften zu erinnern; aber er hat bei der Betrachtung der Vielspältigkeit in Goethe's Dichtungen gar keinen Sinn für die Genialität dessen, der aus allem Schiffbruch sich gerettet und mit sich auch seine Zeit aus verschlungeneren Wirren erlöst. Eine überflüssige, unmäßig kühle Verstandesberechnung verhalf Herrn Rehberg auch sonst noch zu vielen Mißverständnissen und Corruptionen der einzelnen Goethe'schen Werke. Besonders schief sind die Ansichten über den mit dem Himmel versöhnten Faust. Ist die Idee der modernen Menschheit mit all ihrem dämonischen Ringen, ihren metaphysischen Sünden, ihren Freuden und Leiden im Faust personificirt, so begreift man die kaltherzige Schwachköpfigkeit nicht, den Faust durchaus der Hölle vindiciren und das Princip der gnadenreichen Liebe, die am Schlusse der Dichtung sich als das Ewig-Weibliche im Weltall bethätigt, fortläugnen zu wollen. Diese Rettungsidee des Faust hat Hofrath **Carus** in seinen „Briefen über Goethe's Faust" festgehalten und mit dem ihm eigenen Behagen im Ideenstoff der großen Dichtung geltend gemacht.

Ueber den gesammten Goethe'schen Briefwechsel hat **Gervinus** in pragmatischem Wohlgefallen sich ausgelassen, um die schon vielfach einzeln erläuterten Verhältnisse des Dichters zu seinem Fürsten, zu Schiller, Herder, Merck, Zelter und Bettina noch einmal summarisch zusammenzufassen. Den Gedankengehalt, der sich um diese Situationen dreht, hat diese Schrift im Einzelnen schärfer markirt, ihn aber sonst aus den Gleisen schon vorhandener Anschauungen nicht hinausgeführt *). K.

Correspondenz.

Aus Breslau. (Fortsetz.)

[Die Jüdin, die Siebenschläfer, Lipinski, Dem. Carl. Journalistik.]

In der Oper machte die lange vorbereitete Aufführung der Halevy'schen Oper, „die Jüdin", Epoche. Diese Oper, eine würdige, gehaltvolle, charakteristische Musik, wurde hier mit einem nie gesehenen Pompe der Ausstattung gegeben, und verdiente gewiß, namentlich wegen der trefflichen Besetzung aller Hauptpartieen, ein noch weit regeres Interesse, als ihr geworden. Ueberhaupt dürfte es jetzt wenig Bühnen in Deutschland geben, die sich eines Opernpersonals rühmen können, das dem unsrigen gleich käme oder es überträfe. Mad. **Schodel**, diese eminente Bravoursängerin, Herr **Schmidt**, dessen melodische Stimme durch kunstgebildeten Vortrag noch mehr hervorgehoben wird, Herr **Biberhofer**, ein herrlicher Bariton, Herr **Prawitt**, Herr **Wiedermann** u. a. m. — wo finden wir solche Kräfte an einer Oper, ich nehme Hofbühnen aus, wieder versammelt! Nur mit großen Opfern konnte Herr **Haake** ein solches Ensemble vereinigen, und wir wollen ihm von Herzen wünschen, daß seine hierauf gegründeten Erwartungen ihn nicht täuschen mögen.

*) Carus' Briefe erschienen in Leipzig bei G. Fleischer, Gervinus' Schrift Leipzig, Engelmann.

Ich kann meine Bemerkungen über das Theater nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß der nun fast zum Mährchen gewordene Bau eines neuen Theaters jetzt lebhafter als je angeregt worden ist, und selbst einleitende Schritte gethan wurden. Mehrere höchst achtbare Männer haben sich zu dem Unternehmen bereit finden lassen; auch ein ehemals vielbekannter Spieler und Glücksritter, der jetzt hier in den höhern Cirkeln eine große Rolle spielt — und zwar letzterer mit großer Wahrscheinlichkeit des Erfolges.

An künstlerischen Genüssen außer dem Bereiche der Bühne hat es bisher auch nicht gefehlt, und namentlich nicht an musikalischen.

Viel Redens und Rühmens machte man von dem Oratorium: „Die Siebenschläfer," welches von den Zöglingen des Instituts für Kirchenmusik aufgeführt wurde. Um nicht die heil. Zahl der Sieben durch einen achten Schläfer zu vermehren, wohnte ich der Aufführung nicht bei, welche von Herrn Director Moserius nach Aller Meinung rühmlichst geleitet wurde. Herr Moserius ist das Musik-Orakel unserer feinen Welt: er ist in jedem Concerte das Augenmerk der Zuhörer, und je nachdem seine fleischigen Lippen zu einem breiten Lächeln sich ausdehnen, oder das gigantische Haupt mißfällig geschüttelt wird, bewegen sich die vornehmen Hände zu protegirendem Zusammenklatschen, oder die Nasen werden sachverständig gerümpft.

Vor kurzem hat auch Lipinsky hierorts in mehreren Concerten gewohnte Triumphe gefeiert. Man möchte sein Spiel im Gegensatze zu dem Paganini's classisch nennen, wegen der künstlerischen Beherrschung des Stoffes bei vorwaltender Formschönheit, während bei diesem die dämonische Gewalt der Idee den Zuhörer in eine romantische Stimmung versetzt.

Gegenwärtig beschäftigt eine Virtuosin, Dem. Carl, unser Publicum, obwohl sie bei weitem nicht den Enthusiasmus erregt, der sich erwarten ließe, wenn die unbegränzten Lobeserhebungen, die man ihr in öffentlichen Blättern gezollt, eine Wahrheit wären. Sie hat einen erstaunlichen Umfang der Stimme, und der Ton, voll und kräftig aus der Kehle dringend, übt einen unwiderstehlichen Eindruck aus; namentlich im italienischen Gesange ist sie Meisterin. Verstünde jedoch Dem. Carl ihren Vortheil, so ließe sie sich nur in Concerten hören, denn ihr fehlt die Kunst des dramatischen Vortrages.

Um von musikalischen zu literarischen Bestrebungen einen Uebergangspunct zu finden, erwähne ich der auch dieses Jahr wiederholten Begehung des Schillerfestes, an dem eben so viel gesungen und geschlungen als getrunken und gesprochen wurde. Herr von Baerst, als Dirigent des Festes, fand dabei Gelegenheit, dürftige Proben seines Rednertalents abzulegen, Herr Pulvermacher — sein Festgedicht allgemeinem Gelächter Preis zu geben, während Grünig und Geisheim durch ihre Poesien die Gesellschaft wahrhaft rührten und erfreuten.

Was nun belletristisches und literarisches Leben und Treiben anlangt, so muß eines neuen Journals unter dem Titel: „Die Nachtwandlerin," redigirt von Dr. Lasker, dem es ausnahmsweise gestattet wurde, sich nur unter seinem schriftstellerischen Namen, „Julius Sincerus," auf dem Blatte als Herausgeber zu nennen, erwähnt werden. Dem Inhalte des Probeblattes zu Folge, welches mir bisher allein zu Gesicht gekommen, wird das Journal einen humoristischen Ton annehmen. Herr Dr. Lasker hat hier und da manchen guten Witz gemacht, doch genügt mir Witz an und für sich selbst nicht. Witz und Humor müssen Reflexe einer tiefen Lebensansicht sein; fehlt diese — dann artet Humor in platte Spaßmacherei, Witz in leere Witzelei aus.

Ein anderes Journal, die von H. Michaelson redigirte Theaterzeitung wird mit dem Beginne des neuen Jahres unter dem Titel: „Nordische Theaterzeitung," gleichfalls andere Form und eine andere ausgedehntere Tendenz gewinnen. (D. B. f.)

Notizen.

[Taschenbücher.]

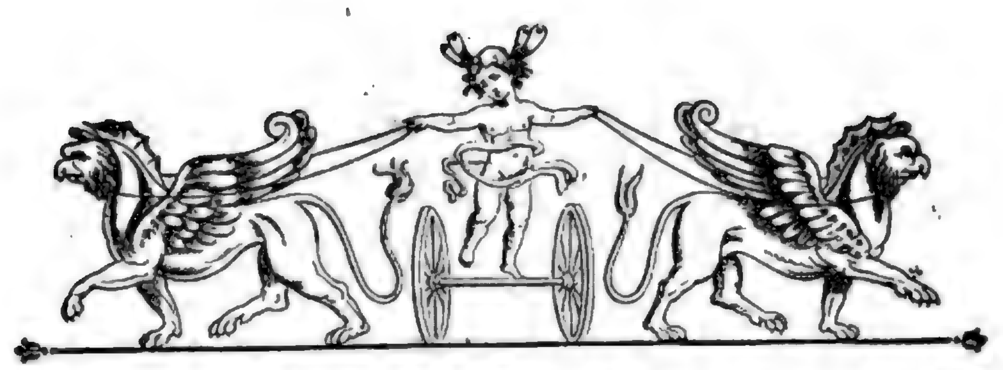
Die Urania hat diesmal sehr schöne Stahlstiche, Alexander von Humboldt's Portrait ziert das Titelblatt; unter den andern verdient das Mädchen von Scio den Preis. Ueber die Wunderlichkeiten Tieck's haben wir uns bereits geäußert. Schefer's Novelle, die Prinzeninseln, gibt einen Stoff aus der byzantinischen Geschichte, sie gehört zu seinen bessern Productionen, besonders schön ist die Scene, wo die Byzantiner sich ihren jungen Kaiser aus dem Kerker holen, im Dunklen über die Farbe seiner Augen sich streiten, bis sie plötzlich finden, daß er gar keine hat, er war von seinem Vorgänger geblendet. Scavola's Adoptivvater ist etwas schmuzig gehalten; ein alter Mann heirathet für einen jüngern, fühlt aber bald Reue darüber, indem sich sein eigenes Blut zu regen beginnt. Wenn die Frivolität nicht graziös ist, so ist sie äußerlich schlecht; wenn sie nicht gesunder Uebermuth des Geistes ist, so taugt sie auch innerlich nichts. — Desto naiver und harmloser ist das Schloß Dürande von Eichendorff.

Die Helena (Bunzlau, Appun'sche Buchhandlung) hat ebenfalls die Namen Tieck und Schefer aufzuweisen und rivalisirt in dieser Beziehung mit der Urania, mit ihren Kupfern aber bleibt sie sehr zurück. Schefer's Novelle, das große deutsche Musikfest, ist ein Mischmasch von phantastischer Alfanzerei, nur dann und wann wird dieses Convolut von Wolken und Nebelschauern von dem Sternglanze einiger elegisch schönen Gedanken durchbrochen. In Tieck's Gespenstergeschichte: die Klausenburg, movirt sich ein vierschrötiges Gespenst, das die Kräfte eines Hausknechts entwickelt. Sehr harmlose Productionen sind die Erzählungen von Storch und v. Wachsmann in der Helena, beide spielen in der Schweiz, Storch's Galeerensklave in der modernen Zeit, Wachsmann's Ritter und Bürger im vierzehnten Jahrhundert. Kritik ist bei solchen unschädlichen Unterhaltungssachen, die keine Spur von Geschmacksverirrung an sich tragen, überflüssig.

[Aus einem Briefe aus Ungarn.]

Stephan von Horváth, Professor an der Universität zu Pesth, arbeitet an einem Werke, das die gespanntesten Erwartungen aller Ungarn erregt. Es ist die Geschichte seines Vaterlandes, die erste in ungarischer Sprache. Bajza setzt sein Taschenbuch: Hajnal (Aurora) fort. Die Zeitschrift Jelenkor (Beobachter) dringt immer mehr ins Volk. Ihr Redacteur: Helmeczy, ist aber auch seinem Amte gewachsen. Garai, der mit seinem Heldengedichte aus der Geschichte des mongolisch-ungarischen Krieges, Csatár, so großes Aufsehen erregte, arbeitet dem Vernehmen nach, wieder an einem neuen Gedichte aus dem Leben der Hunyaden. Vörösmarty sinnt auf ein neues szomorú játék (Trauerspiel). Deutsche, französische, englische und italienische Dichter werden ins Magyarische übersetzt, und leider auch oft ausgebeutet. Ich behalte mir vor, Ihnen sobald als möglich, einen größeren Bericht über ungarische Literatur zu geben. 16.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 13. — den 19. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marie Antoinette von Frankreich mit ihren Freundinnen und Freunden.

(Fortsetzung.)

Was aber drittens die der Königin Schuld gegebene Vergeudung von großen Summen bei Hoffesten und Feierlichkeiten betrifft, so ist dies ein in der That unbegreiflicher Vorwurf. Denn einmal war Marie Antoniette ihrer ganzen Sinnesart nach einfach und mäßig, und es ist daher der französische Hof niemals weniger glänzend gewesen als zur Zeit Ludwig's XVI., indem die Königin die Beschwerden großer Hoffeste fürchtete und selten — zum letzten Male bei der Eröffnung der Reichsstände am 4. Mai 1789 — in ihrem vollen königlichen Glanze erschien. Ueberall mied sie unnöthigen Prunk, und für den Unbefangenen dürfte die Erwähnung des einzigen Zuges genug sein, daß sie das ihr hinterher so nachtheilige Halsband des Juweliers Böhmer zurückwies, weil ihr dasselbe zu theuer sei und dasselbe selbst von ihrem Gemahle anzunehmen sich weigerte *). Eine offenbare Unwahrheit ist es, wenn man ihr Schuld gibt, in ihrem Landhause zu Trianon, wo sie sich am liebsten aufhielt, Millionen zum Aufbau und zur üppigen Ausschmückung ihres Wohnsitzes vergeudet zu haben, oder zu den Amor- und Floratempeln, zu den Carrousels und zur Anlage eines kleinen artigen Müllerdorfes, oder zu den mit größtem Prunk daselbst gegebenen theatralischen Vorstellungen. Denn man braucht nur den kleinen Raum des Hauses und Gartens zu Trianon zu betrachten, oder aus glaubhaften Zeugnissen zu erfahren, daß das sämmtliche Hausgeräthe im Jahre 1789 noch dasselbe gewesen sei, welches Ludwig XV. bei der Erbauung des Landsitzes habe einrichten lassen, und daß die etwaigen Verschönerungen und Anlagen unmöglich haben große Summen kosten können. Die Vergnügungen der Königin bestanden hier lediglich darin, in stiller Zurückgezogenheit Werke der Wohlthätigkeit zu üben, die Werkstätten des kleinen Dörfchens zu besuchen, die Kühe melken zu sehen und im See zu fischen, alles Dinge, die wirklich zu einfach sind, als daß sie mit einigem Prunk oder Glanz hätten können vorgenommen werden. Nicht anders verhielt es sich mit Erwerbung des Schlosses zu St. Cloud, welches der König ihr zum Geschenk machte, nachdem durch den Verkauf der Gebäude des alten Schlosses La Trompette in Bordeaux der Betrag der ganzen Kaufsumme ohne Belästigung des königlichen Schatzes geleistet werden konnte. Kurz, wie vergnügungssüchtig auch immer Marie Antoinette in den ersten zehn Jahren ihres Aufenthalts in Frankreich sein mochte, und wie gern ihr munterer Sinn die allmälige Auflösung der alten Etiquette in einen feinen, ungezwungenen Gesellschaftston wünschte, so hat sie doch dem französischen Reiche unstreitig weniger Ausgaben verursacht, als irgend eine von den Geliebten der frühern Könige, und ihre Feste in Trianon haben im Laufe eines

*) Campan, Mémoires ch. 12. p. 357. 358.

Jahres weniger gekostet als eines jener Prachtfeste aus der Zeit Ludwig's des Vierzehnten.

Mit größerm Rechte kann gegen Marie Antoinette die Klage erhoben werden, daß sie den Personen des Polignac'schen Cirkels einen zu großen Einfluß auf Regierungs- und Geschäftsangelegenheiten gestattet und sich von ihren Andrängungen und Rathschlägen nicht frei gehalten habe. Da aber diese Zustände mehr dem öffentlichen als dem Privatleben der Königin angehören, so beschränken wir uns nur auf die Angabe einiger Grundzüge. Marie Antoinette besaß einen durchaus edlen Sinn, eine uneigennützige Neigung zu helfen und eine aufrichtige Theilnahme an dem Glücke ihres Königreichs. Um so mehr mußte ihrem wohlwollenden Sinne die moderne Philosophie eines Turgot und Necker zusagen, von dem der letztere sich eine geraume Zeit (1781—1788) der besondern Gunst der Königin zu erfreuen hatte. Daher begünstigte sie auch alle Unternehmungen gegen den alten Minister Maurepas und seinen Anhang, und brachte mehr als einmal ihren Gemahl, der diesem Staatsmanne sein unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, in große Verlegenheit, weil die persönliche Liebenswürdigkeit der Gattin in Streit mit seiner Achtung für Maurepas gerieth. Wie sehr in solchen Fällen Personen ihres Cirkels auf sie einwirkten, wissen wir namentlich aus Besenval's Memoiren, der aber selbst darüber klagt, daß sie nicht verstanden habe, irgend einen Plan folgerichtig durchzuführen, daß man recht eigentlich den Augenblick habe benutzen müssen, um sie recht lebendig für irgend eine politische Angelegenheit zu interessiren, weil ihr ein ernstes Gespräch so oft die tödtlichste Langeweile verursacht und die Vergnügungen des Tages, der Gesellschaft und des Schauspiels in der Regel mehr über sie vermocht hätten, als die Aussicht durch die Erhebung irgend eines ihr vorgeschlagenen Mannes für ihre oder ihrer Anhänger Pläne mit Nachdruck wirken zu können. Da man nun aber auf der andern Seite wohl wußte, wie groß der Einfluß der Königin auf ihren Gemahl war, und wie sehr sie sich darin gefiel, die Wünsche ihrer Freunde und Anhänger zu erfüllen, so machte auch ein jeder Höfling den Versuch, durch die Königin seine Absichten durchzusetzen und mit günstiger Benutzung des Augenblicks sich den Weg zu Macht und Ehre zu bahnen. Nach Maurepas' Tode, der im November 1781 erfolgte, erreichte der Einfluß der Königin auf ihren Gemahl seinen höchsten Gipfel: man konnte deutlich bemerken, daß der rege Wunsch, seiner Gemahlin nicht zu mißfallen, das schwerste Gewicht in der Wagschaale bei allen Entscheidungen des Monarchen war. Alle wichtigen Angelegenheiten, alle Besetzungen bedeutender Aemter, ja selbst Finanzsachen, pflegten ihr nach dem Willen ihres Gemahls vorgelegt zu werden, sie mußte häufig bei den Berathungen der Minister anwesend sein. Aber bei dem Mangel eines richtigen Urtheils über Politik und Staatshaushalt, bei ihrer gänzlichen Unkenntniß der innern Lage von Frankreich mußte der Leichtsinn der sonst so anmuthigen Frau ihr solche Geschäfte oft als langweilig erscheinen lassen, und die Minister benutzten dann eine solche Stimmung oder die Ermüdung der Fürstin, um ihr diejenigen Entscheidungen zu entlocken, die gerade mit ihren jedesmaligen Wünschen übereinstimmten. Demnach galt sie nach außen hin stets als die stimmführende, entscheidende Monarchin, und ein solches Uebergewicht mißfiel sowohl in den Gesellschaftskreisen der Frauen von Staël, von Lameth, von Castelane und anderer, die in den letzten Jahren vor dem Ausbruche der Revolution demokratische Ansichten verbreiteten, als auch im Volke selbst. Daher wurde sie, so oft sie sich öffentlich zeigte, kalt und finster empfangen, Stellen in Schauspielen, die auf die ihr zur Last gelegten Fehler gedeutet werden konnten, wurden laut beklatscht, während noch einige Jahre zuvor Anspielungen auf die Monarchin mit dem größten Beifalle aufgenommen worden waren, und die Fischweiber, so wie die Damen der Halle erlaubten sich nicht selten die unehrerbietigsten Ausdrücke gegen die Königin. In ähnlicher Weise wurde noch im vorigen Jahre die Königin Adelaide von England der Gegenstand höchst unanständiger Schmähschriften, die ein Beleg für die unheimlichen Gesinnungen der radicalen Partei waren.

Unter solchen Umständen täuschte sich Marie Antoinette, je älter sie ward, selbst nicht über das Unpassende ihrer Lage und Stellung. Sie klagte in inniger Herzensergießung gegen Frau Campan (im Jahre 1783), daß man sie zur Intrigantin gemacht habe, sie bedauerte, daß sie sich habe zur Theilnahme an Dingen verleiten lassen, die über ihren Gesichtskreis und über die Schranken ihrer Pflicht hinauslägen, sie erklärte, daß eine Königin von Frankreich nur dann glücklich sei, wenn sie sich in nichts einmische und sich blos so viel Ansehen zu erhalten suche, als nöthig sei, um ihre Freunde glücklich zu machen und einige ihrer treuen Diener versorgen zu können. Ja, sie ging so weit, sich gegen die vertraute Dienerin über die Uebelstände eines zu engen Verhältnisses zwischen Fürstinnen und Privatpersonen zu beklagen, nicht etwa, als ob sie der Herzogin von Polignac irgend ein Versehen vorzuwerfen hätte, das ihr die getroffene Wahl weniger wünschenswerth machte, sondern

weil jene selbst sich durch die Freunde ihrer Freunde gebunden sehe, und weil der verdienstlose Ehrgeiz Mittel und Wege finde, um sich durch Zudringlichkeit allerlei Vortheile zu verschaffen *). Einen Beleg hierzu gibt unter andern eine Scene, die Besanval mit vieler Lebendigkeit geschildert hat, als es sich im December 1780 um die Ernennung des Grafen Segur zum Kriegsminister handelte. Marie Antoinette ließ sich durch die Herzogin von Polignac bestimmen, dem Könige diesen General zu empfehlen, als aber derselbe, durch Maurepas' Gegengründe bewogen, seiner Gemahlin Vorwürfe machte, beklagte sich die Königin wiederum bei der Herzogin, daß sie sich selbst durch ihre Empfehlung des Grafen in den Augen des Königs herabgesetzt habe. Die Herzogin, obschon sonst sehr ruhigen, sanften Gemüthes, nahm dies übel auf und bat nach einer lebhaften Unterredung die Königin, ihres Hofamtes entlassen zu werden, weil sie das Vertrauen ihrer Gebieterin eingebüßt habe. Die Königin suchte sie durch freundliche Worte zu begütigen, sie bat, sie weinte, ja sie fiel in der Heftigkeit ihres Gefühls zu den Füßen der Herzogin, bis diese nicht mehr zu widerstehen vermochte und eine zärtliche Umarmung von neuem den Bund der Freundschaft besiegelte **). Deutliche Spuren eines Mißverhältnisses zwischen der Monarchin und dem Polignac'schen Cirkel traten hervor, als am Schlusse des Jahres 1788 sich die Streitfrage über die doppelte Repräsentation des dritten Standes erhoben hatte. Die Königin, damals noch durch Necker's Vorstellungen für die großen Vortheile eingenommen, welche aus der Vereinigung der Volksvertreter hervorgehen würden, war jener doppelten Repräsentation geneigt, gegen die sich bekanntlich Graf Artois auf das bestimmteste am 29. November 1788 ausgesprochen hatte. Seine Gesinnung theilte der Polignac'sche Gesellschaftskreis. Daher begab sich auch Marie Antoinette in jener Zeit nur so oft dahin, als nöthig war, um den Schein einer Aenderung in ihrem Betragen zu vermeiden, und kehrte von dort fast immer betrübt zurück. Denn die freundliche Vertraulichkeit war verschwunden und an ihre Stelle eine ceremoniöse Ehrerbietung getreten, welche das Herz der Königin auf das Tiefste verletzte. Als aber die Cahiers der Deputirten im April 1789 festgestellt waren, so änderten sich Marie Antoinette's Gesinnungen. Sie begriff, daß dieselben auf die Zertrümmerung der königlichen Gewalt, auf die Abschaffung aller Rechte des Adels und der Geistlichkeit gerichtet waren, und daß man den Namen der Freiheit mißbrauchen wolle, um das Volk gegen die bestehenden Gewalten aufzuwiegeln. Damals erkannte sie die Nothwendigkeit, sich mit wirklicher materieller Kraft zu rüsten, und diese Kraft glaubte sie vorzugsweise bei dem so hart bedrohten Adel, als dem natürlichen Beschützer des Thrones, zu finden.

*) Campan, ch. 13. p. 391. ch. 10. p. 330. 331.
**) Besanval, T. II. p. 330—374.

Von jetzt an finden wir die Königin in den wichtigen Ereignissen des Mai und Julius 1789 im engen Einverständnisse mit dem Grafen Artois, der als das Haupt der Adelspartei galt. Die Freundschaft mit der Herzogin von Polignac, welche durch die Entzweiung der Königin mit dem Herzoge von Harcourt, dem Gouverneur des Dauphin, bedroht gewesen war, hatte die alte Festigkeit wieder erlangt, in ihrem Hause sah Artois fast täglich die heftigsten Gegner des dritten Standes, und es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß ihre Ansichten durch die Königin dem Monarchen als die einzig richtigen hinterbracht wurden. Necker hatte ihre Gunst ganz verloren. Da er aber trotz aller Cabalen nicht ganz vom Könige entfernt werden konnte, so that die Königin eigentlich mit ihrer Partei weiter nichts, als noch mehr Wankelmuth in den Gang der Regierung zu bringen. Und während sie öffentlich sich vor Necker demüthigen mußte, ihn selbst bat, seinen Ministerposten beizubehalten, fand sie sich bei ihrer Reizbarkeit durch solche Ereignisse tief verwundet, und trug nun den Haß gegen Necker auf den dritten Stand über, in dem sie ohnehin so viele ihrer Feinde wußte. Und so bildete diese Fürstin auch nach der Vereinigung der drei Stände fortwährend den Mittelpunct für die, welche mit den Maßregeln der Nationalversammlung unzufrieden waren; man darf wohl annehmen, daß in ihrer Umgebung und aus ihrem eigenen Munde der Wunsch einer Auflösung der ganzen Versammlung gehört worden ist, ja es ist bei dem Muthe und der Lebhaftigkeit der Königin gar nicht unwahrscheinlich, daß, wenn sie allein hätte handeln und befehlen können, man die bedeutenden Streitkräfte in und um Versailles benutzt haben würde, um die Reichsstände mit Gewalt auseinanderzutreiben und den aufrührerischen Geist in den Städten Paris und Versailles mit bewaffneter Macht zu unterdrücken. Aber in Paris nahm die Gährung immer mehr zu, das Volk bewaffnete sich, und die Zerstörung der Bastille bewirkte zugleich mit der Entfernung der um Versailles versammelten Truppen die Zurückberufung Necker's.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Breslau. (Beschluß.)

[Zeitungen, Dampfschifffahrt, Eisenbahn.]

Eben so haben seit einiger Zeit unsere politischen Zeitungen, die „Breslauer," unter Redaction des Herrn von Baerst, die „Schlesische," Eigenthum des Buchhändlers Korn, unter Redaction des Herrn Prof. Schön, der jetzt auch als Kunstrichter debitirt, ein neues Gewand angenommen, und verbreiten nun, je nachdem es Gottes Wille ist, Unterhaltung oder — Langeweile in Folio.

In Bezug auf die Breslauer Zeitung muß man namentlich lobend anerkennen, daß sie durch öftere Mittheilung von Originalartikeln mehr Unmittelbarkeit der Anschauung zu befördern sich bestrebt, und auch die Einrichtung beider Zeitungen, allwöchentlich eine Uebersicht der politischen Zustände zu geben, wäre nicht übel, wenn man sich nur nicht mit einem trocknen Résumé des bereits Berichteten begnügte, was zu keinem ersichtlichen Zwecke führt, sondern darin eine politische Ansicht entwickelte. Aber an einer politischen Farbe fehlt es beiden Zeitungen, obwohl ich mir hierbei durchaus nicht verhehle, wie schwierig es bei obwaltender Censurbeschränkung sein dürfte, eine solche festzuhalten. Ein interessantes Beiblatt der Breslauer Zeitung ist die „Schlesische Chronik," welche provinzielle Interessen vielseitig und oft recht verständig bespricht. — Ich liebe solche Blätter sehr: denn dürfen sie auch eigentliche Lebensfragen am wenigsten berühren, müssen sie auch von dem gerade, was am meisten Noth thut, schweigen, so gewöhnen sie doch das Publicum an eine öffentliche Besprechung allgemeiner Interessen und — Raisonniren führt endlich zum Raisonnement.

Von Besprechung geistiger Bestrebungen mich abwendend, erwähne ich noch einiger materiellen, die bald große Bedeutung für Schlesien gewinnen werden, und eine höhere Belebung einheimischer Industrie versprechen.

Es hat nämlich Herr Commerzienrath Ruffer, einer unserer speculativsten Großhändler, die Absicht, auf unserer Oder mit der Dampfschifffahrt einen Versuch zu machen. Das in Stettin nach americanischer Art gebaute Boot ist bereits angekommen und wird in der eignen Fabrik des Hrn. Ruffer die dazu gehörige Maschine vollendet.

Im Frühjahr, hofft man, wird dieses Dampfboot, das erste, welches die Oder befährt, seinen Lauf, den auch der kleinste Wasserstand des Flusses nicht unmöglich machen soll, beginnen, und dadurch der Oderschifffahrt, welche bisher an schweren, unvermeidlichen, weil großentheils aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des Strombetts herrührenden Gebrechen darniederlag, eine segensreiche Zukunft versprechen.

Ein gleich wichtiges Project ist jenes, welches die Errichtung einer Eisenbahn von hier nach Oberschlesien und deren Verbindung mit der Kaiser Ferdinand's Nord-Bahn beabsichtigt: wodurch dem Verkehr ein unübersehbarer Spielraum eröffnet würde. Das Project ist bereits soweit gediehen, daß die Kosten zu den Special-Nivellements der ganzen Bahn nebst den übrigen Vorkosten subscribirt werden, und noch in diesem Winter die Vermessungen des ganzen Trakts beginnen sollen. Wahrscheinlich werden wir im Frühjahr mit dem Ergebnisse dieser Vorarbeiten bekannt sein und dann die Actienvertheilungen beginnen. Der Plan zu einer so wichtigen Unternehmung ist von Hrn. Lewald, einem ausgezeichneten Statistiker, auch ohne Doctorhut und Professur, dem Hrn. Regierungsrath Krause und Bauinspector von Unruh ausgearbeitet.

Somit am Schlusse meines Berichtes angekommen, wünsch ich demselben bessere Aufnahme als dem letzteren, der wegen einiger darin ausgesprochenen Ansichten so vielfach mißverstanden worden ist.

Auch unsere schlesische Zeitung nahm Gelegenheit, weil ich darin vielleicht einen Corrector ihres Principals, wie man mir sagte, beleidigt, über gedachtes Referat herzufallen und zeigte in der Art ihres Angriffs und Verdrehung meiner Worte, daß ihr entweder Capacität oder guter Wille fehle, die eigentliche Tendenz der darin ausgesprochenen Meinung zu erfassen. — Robert Bürkner.

Notizen.

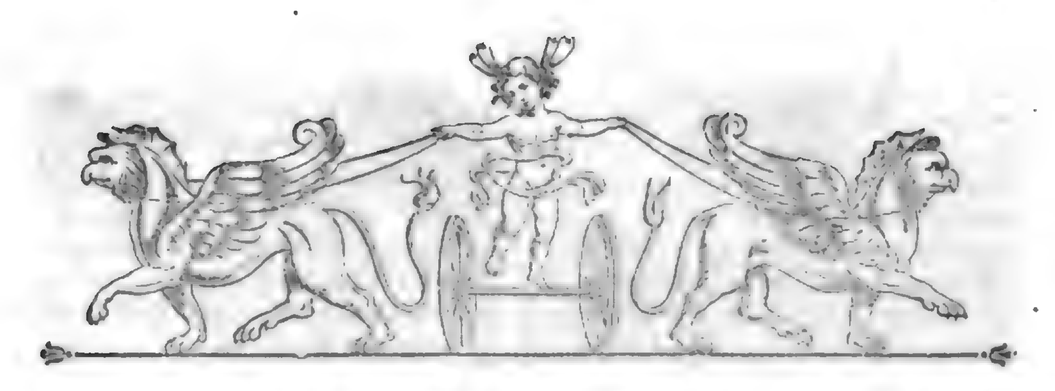
[Molique.]

B. Molique aus Stuttgart, den ein leipziger Phantast Paganini's Premierminister nannte, hat sich in Leipzig hören lassen. Er spielte sein D moll-Concert und seine Variationen auf Auber'sche Themata. Er hat nicht Lipinski's phantastischen Schwung, aber dafür die geschmackvollere, graziösere Feinheit der französischen Bogenführung; sein Staccato ist glänzend und die Virtuosität, die ihm hier bekanntermaßen zu Gebote steht, sucht vielleicht vergebens unter allen Violinisten ihresgleichen. (Musikdirector Molique ist nicht Franzose, sondern aus Baiern gebürtig, Molique soll nur sein franzosirter Name Molk sein.) An demselben Abend wurde zugleich eine Symphonie von diesem Künstler im leipziger Gewandhause aufgeführt, die erste, die er geschrieben hat. Das Adagio und der letzte Satz, als Fuge gearbeitet, wie der Schlußsatz einer der Mozart'schen Symphonien, dürfen zu dem Brillantesten und Schönsten gezählt werden, was im Felde der neuesten Instrumentation hervorgerufen ist, eben so gewagt und keck, als ergreifend innig und in künstlerischer Durchführung der verwegensten Freiheiten in sich ausgeglichen und abgerundet. Das Scherzo schien weniger anzusprechen, obschon das interessant angebrachte Rondo von sehr piquanter Wirkung ist. — In Molique's eigenem Spiel ist die graziöse Ruhe zu bewundern, mit welcher er die höchste Schwierigkeit spielerisch überwindet.

[Lieutenant Werner in Dresden.]

Lieutenant Werner, Director eines gymnastischen Instituts in Dresden, hat sich bereits seit einer Reihe von Jahren das Verdienst erworben, der Gymnastik, diesem praktischen Inbegriff der physischen Erziehung, ihr lange vorenthaltenes Recht wieder zu sichern. Seine Bemühungen werden durch die besten Erfolge fortgesetzt gekrönt; das Cultusministerium hat ihm bei seiner Aufmerksamkeit auf diesen Erziehungszweig ein ehrendes Vertrauen geschenkt und seine Verdienste längst anerkannt. In Preußen ist man neuerdings durch Lorinser's Schrift — ich weiß nicht mit welchem Erfolg — auf die Nothwendigkeit gleichmäßiger Entwickelung des Geistes und des Körpers aufmerksam gemacht. Lieutenant Werner hat unter dem Titel: die reinste Quelle jugendlicher Freuden im Lauf des vorigen Jahres eine Schrift herausgegeben, durch welche man die Gymnastik der Jugend in ihre Spiele und Erheiterungen aufgenommen sieht. Durch die 200 darin auseinandergesetzten Spiele wird Ausbildung des Geistes, Kräftigung des Körpers und gesellige Aufheiterung im Freien wie im Zimmer gleichmäßig bezweckt und erreicht. 63 erläuternde Lithographien sind dem Buche zur Veranschaulichung beigegeben. Das Buch ist das beste in seiner Art.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 14. — den 20. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Roßtrappe.

Das Thal erzittert,
Der Fels zersplittert,
Es wälzet der brausende Strom sich daher;
Aus felsigem Bette
Der bergigen Kette
Enteilt er aus enger Umarmung zum Meer.

Und hastig stürzet,
Und leicht geschürzet,
Auf keuchendem Rosse Brunhilde hervor;
Auf schwindelnden Höhen
Bleibt zitternd sie stehen,
Ihr Auge umhüllt ein nächtlicher Flor.

In jähem Schritte
Aus Waldes Mitte
Schon eilet der blühende Jüngling herbei;
Der zärtlichsten Liebe
Heißbrennende Triebe
Gelobt er zu weihen in ewiger Treu.

Sie weis't zurücke,
Voll Schmerz im Blicke,
Den flehenden Knaben mit warnendem Wort
„Nur Grausen empfahet
„Wer liebend mir nahet,
„Es reißen die Schlünde der Tiefen ihn fort!"

Verhängt die Zügel,
Auf Windes Flügel
Durchsaus't sie auf feurigem Rosse die Luft.
Die riesigen Trappen
Des schnaubenden Rappen
Steh'n drüben gesprengt in die felsige Kluft.

Dem Jüngling grauet,
Verzweifelnd schauet
Den schwindelnden Sprung er, und stürzt sich hinab.
Scharf sausen die Winde,
Dumpf dröhnen die Gründe,
Wild gischet der Fluthen erbrausendes Grab!

Das Thal erzittert,
Der Fels zersplittert:
Es steiget die Herrin der Tiefen hervor.
Sie fühlet Erbarmen,
Und hält in den Armen
Den Jüngling, den liebend ihr Herz sich erkor.

Karl Schiller *).

Marie Antoinette von Frankreich mit ihren Freundinnen und Freunden.

(Beschluß.)

Laut und gebieterisch forderten jetzt die Mitglieder des dritten Standes und noch lauter die zügellose Pöbelmasse die Entfernung der Aristokraten. Marie Antoinette galt

*) In Braunschweig soll eine Sammlung Gedichte von diesem jungen Schüler erscheinen.

als Haupt derselben. Aber es findet sich nirgends aufgezeichnet, daß die Rede von einer Trennung der Fürstin von ihrem Gemähle gewesen sei. Dagegen verließen der Graf von Artois mit seinen Söhnen, alle Prinzen von Geblüt und viele andere vornehme Personen in der Nacht auf den 17. Jul. Versailles. Unter ihnen war auch die Herzogin von Polignac, auf deren Abreise Marie Antoinette, um sie sicher zu stellen, bestanden hatte. Marie Antoinette nahm den zärtlichsten Abschied von ihrer Freundin. Alle kleineren Mißverhältnisse oder Zerwürfnisse verschwanden in diesem Augenblicke, die Königin sah blos ihre beste Freundin in der Herzogin, die sie nun auf einmal verlieren sollte.

Die meinem Gram die Wage hielt,
Die ich vertrauend liebte, ist nicht hier,
Sie ist, wie all mein andrer Trost, weit weg
In fernem Lande*).

Nur ihr Gemahl war ihr noch geblieben. Aber wie zärtlich sich auch beide Gatten liebten, so konnte doch die Königin bei seiner Unentschlossenheit und seiner Abneigung vor allen durchgreifenden Maßregeln sich nur den trübsten Ahnungen hingeben, die sie freilich auch nicht getäuscht haben.

Nachdem Marie Antoinette in den Mauern des Schlosses zu Versailles den Kelch der Leiden bis auf den Grund geleert, und das Hohngelächter siegender Volkswuth den Umsturz des französischen Thrones gefeiert hatte, langte sie nebst ihrem Gemahl und ihren Kindern am Abend des furchtbaren 6. October 1789 in den Tuilerien an. Oede und einsame Säle empfingen sie hier, Mißtrauen belauerte jedes ihrer Worte, Kundschafter umgaben sie bis in die Vertraulichkeit der innersten Zimmer. Da war an keine freundliche Geselligkeit mehr zu denken. Selbst die Abendgesellschaften bei der Prinzessin Lamballe mied Marie Antoinette, um nicht dem Hasse ihrer Feinde neue Nahrung zu geben. Der aus Rußland, wo er Botschafter gewesen war, zurückkehrende Graf Segur vermochte die Fürstin nur zu beklagen, die Klugheit und Behutsamkeit, mit der er gern auftrat, hielt ihn von dem nähern Umgange mit der Monarchin, in deren Cirkeln er einst geglänzt hatte, zurück. An Mirabeau, der sich im Sommer 1790 der königlichen Familie näherte, schien die Königin einen aufrichtigen Anhänger gewonnen zu haben. Aber sein berühmtes Wort: Madame, la monarchie est sauvée, kann doch nicht anders verstanden werden, als daß er dem königlichen Paare den einzigen Weg zur Rettung und Wiederherstellung der Monarchie in dem Festhalten an der Verfassung gezeigt habe, weil seine eigene Macht nur in seiner Popularität lag. Nun aber ging die Nationalversammlung mit so schonungsloser Härte zu Werke, die ganze innere Verwaltung fiel in die Hände der Jakobiner, der König sank zu einem bloßen öffentlichen Beamten (fonctionnaire public) — wie etwa im Sinne der spanischen Cortes vom Jahre 1812 — herab, wie konnten da König und Königin glauben, daß Mirabeau, der nach ihrer Meinung einflußreichste Mann in der Versammlung, es redlich mit ihnen meine? Sie mußten wenigstens sehr oft an ihm irre werden, und die Erinnerung an sein früheres Benehmen erschütterte gewaltig das Zutrauen, welches beide fürstliche Personen im Anfange zu ihm gefaßt hatten. Sein früher Tod am 2. April 1791 beraubte die königliche Familie auch dieses Vertheidigers, und fügte ihr einen für den Augenblick gewiß unersetzlichen Verlust zu. Denn wir glauben nicht, daß Mirabeau in unredlicher Absicht seine Verbindung mit Ludwig XVI. eingeleitet habe.

Noch einen wirklichen und aufrichtigen Freund fand Marie Antoinette in den letzten Jahren ihres Lebens. Es war dies Barnave, derselbe heftige Demokrat, der sich als Mitglied der ersten Nationalversammlung am 23. Julius 1789 hatte zu der Aeußerung vergessen können: „Ob denn das in Paris vergossene Blut (nämlich Berthier's und Foulon's) so rein gewesen sei, daß man es so sehr beklagen müsse." Ihn hatte auf der Rückreise von Varennes, die er als Abgeordneter der Nationalversammlung im Wagen der königlichen Familie machte, das Unglück dieser erlauchten Personen tief bewegt, namentlich das würdevolle und über alle Aengstlichkeit und Furcht erhabene Benehmen der Königin. Daher bildete er den Plan, ihr eine bessere Lage zu verschaffen, und trat mit Duport und Alexander Lameth zusammen. Marie Antoinette sah recht wohl ein, daß die royalistische Partei ihr nicht mehr den nöthigen Schutz gewähren könnte, und die genannten Männer hielten es ihrer Seits wieder dem eigenen Interesse für gemäß, sich an den König anzuschließen und die Constitution auf die Basis des wiederhergestellten königlichen Ansehens zu befestigen, um ein Gegengewicht gegen die täglich zunehmende Frechheit der Jakobiner zu haben. Alles wurde im größten Geheimniß betrieben, Barnave fast auf Schleichwegen zum König und zur Königin geführt. Die letztere sah sich von ihm gedrängt, ihren Gemahl zur Annahme der neuen Verfassung und zum Festhalten an derselben zu bestimmen, während die Anhänger des Hofes, die Fürsten und bedeutenden Männer des Auslandes (wie Burke) sie dringend ersuchten,

*) Königin Katharina in Shakspeare's Heinrich VIII. Act 3. Sc. 1.

sich ja nicht zu übereilen. Zeit gewinnen hieße Alles gewinnen. Die unglückliche Fürstin war in einer höchst bedauernswerthen Lage, wovon ihre vor zwei Jahren erst bekannt gewordenen Briefe die besten Belege geben. „Beklagen sie mich," schreibt sie an den Grafen Mercy, kaiserlichen Gesandten in Brüssel, „glauben Sie mir, es erfordert mehr Muth, meinen Zustand zu ertragen, als sich mitten im Schlachtgewühl zu befinden, um so mehr, da ich immer richtig beobachtet habe und nichts als Unglück in dem Mangel an Energie von der einen, und in dem Mangel an gutem Willen von der andern Seite sehe. Ich fühle vollkommen das Blut, welches in meinen Adern fließt, und doch bin ich bestimmt, meine Tage in einem solchen Jahrhundert und mit solchen Menschen hinzubringen! Aber glauben Sie nicht, daß mein Muth mich verläßt. Ich werde aushalten, wenn auch nicht für mich, doch für meinen Sohn" *).

Endlich brachte ihr der vierzehnte September 1791 eine Entscheidung. Ludwig XVI. hielt stehend seine Rede, in welcher er sich zur Annahme der Constitution willig erklärte, und leistete stehend seinen Eid auf dieselbe. Sitzend antwortete der Präsident Barrère. Der Jubel vor dem Schlosse verwandelte sich im Innern desselben in die tiefste Betrübniß, denn beide Gatten fühlten wohl, daß es um ihre königliche Macht und Würde geschehen sei. Und so zeigte es sich auch bald. Die Nationalversammlung fuhr fort, den König mit leidenschaftlichen, ungeregelten Angriffen zu kränken, die Ansicht, daß er nicht aufrichtig handle, daß er sich fremden Einflüssen hingebe, ward fortwährend verbreitet, die Königin, deren Muth und Thätigkeit sie zur gefährlichen Feindin der Jakobiner machte, erfuhr die pöbelhaftesten Schimpfreden, ja selbst ihr Leben ward bedroht. Lebhaften Streit erregte bald darauf die Bildung des neuen Hofstaats für König und Königin. Die letztere wollte die alten Inhaber der Stellen nicht entfernen, sie fürchtete, daß alsdann kein einziger Edelmann bei ihnen bleiben würde. Barnave rieth und bat auf das Dringendste, den Vorschlägen der Nationalversammlung nachzugeben, um nicht wieder Mangel an gutem Willen zu zeigen. Aber Marie Antoinette weigerte sich beharrlich. Da erkannte der aufrichtige Freund, dem die Jakobiner schon längst nicht mehr trauten, daß er der Monarchin nicht mehr nützlich sein könnte, und beschloß, Paris zu verlassen. Er erbat sich zum letzten Male bei ihr Gehör und sprach: „Ew. Majestät Unglück

*) Briefe vom 12. September 1791 in der Revue rétrospective 1835. T. II. (Nr. IV.) p. 31.

und das, welches ich für Frankreich befürchte, hatte mich bestimmt, mich Ihrem Dienste zu weihen. Ich sehe, daß meine Rathschläge nicht mit Ihren Ansichten übereinstimmen. Dem Plane, den man Sie jetzt befolgen läßt, weissage ich wenig Erfolg: Sie sind zu weit von aller Hülfe entfernt und werden verloren sein, ehe sie zu Ihnen gelangt. Möchte ich mich in einer so schmerzlichen Voraussagung täuschen; aber ich bin überzeugt, daß ich mit meinem Leben werde den Antheil bezahlen müssen, den Ihr Unglück mir eingeflößt hat, und die Dienste, die ich Ihnen habe leisten wollen. Gestatten Sie mir für das Alles zur Belohnung die Ehre, Ew. Majestät Hand zu küssen." In Thränen entließ ihn die Königin *). Seine Ahnung ging schon im folgenden Jahre in Erfüllung, denn am 29. October 1793 starb Marie Antoinette's letzter Freund unter dem Beile der Guillotine.

Wer vermöchte mit wenigen Worten die Leiden zu schildern, welche in den nächsten Monaten über die unglückliche Königin hereinbrachen! Täglich, ja stündlich sah sie sich beleidigt, gekränkt, verhöhnt, am 20. Junius 1792 stand sie der unbändigsten, frechsten Pöbelrotte gegenüber und behauptete die Würde einer Königin und die Ehre einer Frau unter Beleidigungen, wie sie in unsern Tagen nicht Marie Christine von Spanien, eine ebenfalls Bourbonische Prinzessin, am 12. August zu La Granja von Garcia's halbtrunkener Soldateska, noch Donna Maria von Portugal in ihrem Palaste am 8. September von den zügellosen Banden des Tabakspächters Jose Fereira Pinto zu ertragen genöthigt gewesen ist. Mit demselben Muthe, wie am 20. Junius, den nur ein edles Bewußtsein und ein reines Gewissen verleihen kann, erschien Marie Antoinette am Morgen des 10. August in den Reihen der ihr noch treuen Nationalgardisten, dann in den Gemächern ihres Gemahls, zuletzt in dem Saale der Nationalversammlung, als Kanonenschüsse das Schloß der Tuilerien zerstörten und mit ihm den Thron Ludwig's XIV., unter dessen Trümmern der edelste seiner Nachfolger und die unglücklichste aller Königinnen einen unverschuldeten Untergang finden mußten.

K. G. J.

Correspondenz.

Aus Berlin, im Januar.

[Weihnachtsfreuden, die Eisenbahn im Diorama.]

Es wäre unmöglich, die Lücke, welche ich in meiner Correspondenz gelassen, auszufüllen. Ich werde daher nur auf die nächsten Ereignisse zurückgehen. Die Weihnachtszeit ist

*) Campan, ch. 20. p. 605.

vorüber, das neue Jahr hat begonnen, glücklicher Weise aber mit besserem Wetter, als uns das alte verließ. Fast noch niemals erinnert sich der Correspondent, ein so trübseliges Weihnachtswetter erlebt zu haben, welches die Freude dieser Zeit in einen so grauen, unbehaglichen Schleier gehüllt hätte. Unaufhörlich kämpften Sturm und Regen mit einander um die Herrschaft; nicht ein heiterer Tag vom 11. bis 24. December; ja wenige helle Stunden hintereinander war eine Seltenheit. Dennoch ließ sich der freudige Verkehr kaum ein wenig beschränken, geschweige unterdrücken. Mitten im ärgsten Regen, im sausenden Wirbelwinde, der sich in den Straßen verfing, bedeckten zahlreiche Beschauer und Käufer den Weihnachtsmarkt und die Gegenden, wohin sich das Treiben des Verkehrs zu dieser Zeit am meisten zieht. Die Lichter in den Weihnachtsbuden waren fast immer im Verlöschen oder flackerten trüb hin und her, und wenig fehlte, so hätten Schnee Regen, und Sturmwind den zahlreichen bleiernen Armeen eben solche Niederlagen im eigentlichsten Sinne des Wortes beigebracht, wie den Franzosen vor Constantine. Der größte panische Schrecken aber war in die Putzmacherbuden gefahren, wo die leichte Waare der Hauben, Kragentücher, Pelerinen, Bänder und Spitzen oft alle Segel aufzuspannen schien, um vor dem Winde davon zu segeln. Glücklich waren in diesen schweren Zeiten die soliden Waarengeschäfte, z. B. in Pfefferkuchen, die, bis zum schweren Geschütz der Sechs- und Zwölfpfünder hinauf, oder in mächtigen Paqueten den Ladentisch drückten, — oder wo gewichtige Stoffe von Messing und Zinn dem Winde Hohn sprachen, — oder endlich wo alles in den Festungswerken der Glaskasten verschanzt war, wie bei den berühmten Galanteriehändlern Ratti und Ficcati. — Sah es nun schon in den Buden des Christmarkts absonderlich aus, so war dies noch vielmehr zwischen denselben der Fall. Ein wanderndes Heer von Regenschirmen wallte auf und nieder. Unten im Schneewasser, bis über die Knie hinauf bespritzt, oben im Regenwasser vom Winde umbraust, so erkauften die armen Berliner diesmal ihre Weihnachtsfreuden. Es war oft ein rührender Anblick, eine Mutter zu sehen, welche ein Kleines mühsam auf dem Arm trug und zugleich den Regenschirm, um es zu schützen, halten mußte, während zwei andere mit verklammten Gesichtchen, die Hände unter die Schürzen versteckt, sich an sie drängten, um ein wenig Schutz gegen das unbillige Wetter zu suchen. Und dennoch leuchtete die Freude aus den klaren Augen hervor, die Freude über alle diese Herrlichkeiten, welche für die Armen doch nur zur Ansicht, nicht einmal zum Besitz ausgestellt waren! Wahrlich es war unmöglich, in dieser Zeit über den Christmarkt zu gehen, ohne glücklich zu sein, über das Glück der Genügsamkeit!

Indessen gab es auch noch andere Zufluchtsorte, um die Weihnachtsfreuden in einer etwas erhöhteren Potenz zu genießen, ohne sich in einen fortdauernden Kampf mit dem Wetter einzulassen. Das Diorama hatte wie gewöhnlich seine schönen Räume und seinen glänzenden Bazar aufgethan. Den Ruf, alles Neueste und Kostbarste allein zu besitzen, wie noch vor wenig Jahren, hat es freilich jetzt verloren, da auch Andere dieselben Wege der Industrie gegangen sind. Doch hat man noch immer hier die größten Massen, die reichste Auswahl beisammen. Man findet ein glänzendes Lager von Porzellan und Krystall; ein eben so reiches an chinesischen Waaren und jene Unendlichkeit moderner Kleinigkeiten aus jedem Gebiete der Industrie, die unter keinen bestimmten Namen zusammen zu fassen sind. Sehr leid würde es uns daher thun, wenn dieses, jedenfalls den Glanz der Residenz sehr vermehrende Etablissement nicht diejenige Unterstützung beim Publicum finden sollte, welche es verdient. Die Zahl der Besucher war in dieser Weihnachtszeit troß des Wetters so groß wie jemals; möchte nur die Zahl der Käufer eben so groß gewesen sein.

Das Diorama zerfällt in zwei Theile, in den gedachten Bazar und in das eigentliche Kunstgebäude wo, die dioramischen Ansichten aufgestellt sind. Dieser gab es diesmal vier. Zuerst eine komische, den Kampf eines erzürnten Ehepaars darstellend, welches sich um den Besitz der Stubenthür schlug, wie die Preußen und Franzosen um das Dorf Groß-Görschen. Ein sinnreicher Mechanismus stellte eine perennirende gegenseitige Vertreibung aus der gewonnenen Position dar. Dieses eheliche Bild schien viel Anklang bei den beschauenden Familien zu finden. Eine Treppe tiefer waren zwei Gegenstände zu sehen, welche in der Zeit eine wichtige Rolle spielen, nämlich die Nürnberg-Fürther-Eisenbahn und Madrid. Ein Heer von Betrachtungen drängte sich uns entgegen bei dieser so nahe gelegten Vergleichung. Rechts prächtige Paläste, ein Wald von Thürmen und erhabenen Kuppeln, die Häufung jeder Art von stolzem Glanz. Und welch ein Elend und welche Zerrüttung aller geselligen Zustände, welche Geistesdumpfheit auf der einen, welche zügellose Ausartung und Uebergipfelung auf der andern Seite! Ueberall nur prunkender Schein, die Armuth fast noch größer im Königspalaste als in der schmuzigen Hütte! — Und daneben die einfache, prunklose, aber bis ins Innerste gediegene deutsche Reichsstadt, und mit ihr zugleich die Darstellung eines Instituts wodurch sie der neuern Civilisation rühmlich in Deutschland voranschreitet. Wahrlich das Rasseln der Maschinen auf dieser Eisenbahn spricht lauter von durchgedrungener, in der Masse des Volks lebender Cultur, als alle die glänzenden Reden eines Arguelles, Olozaga, Mendizabal und Calatrava, oder wie sie sonst heißen. Das zuschauende Publicum hatte vielleicht weniger diesen Gedanken, sondern verglich lieber Nürnberg mit Berlin, indem es daran gedachte, wie diese kleine Stadt so schnell und leicht das zu Stande gebracht hat, worüber wir nun schon seit zwei Jahren hin und her berathen „eine Eisenbahn." In der That, wäre die Abschweifung vom Weihnachtsmarkt und Diorama auf die Straße nach Potsdam nicht zu excentrisch, so hätten wir Lust, sie jetzt zu machen und der eleganten Welt Einiges davon zu erzählen. So wollen wir es versparen bis auf ein anderes Mal und vorläufig in den Krater des Vesuvs hinabsteigen. Man erschrecke nicht; die Reise ist weder weit, noch gefährlich, sondern sie geht nur eine Treppe tiefer in die dunkeln Räume des Dioramas hinab. In der That, ein wahres Kunstwerk, dieser tiefe, von düsterer Gluth angestrahlte Krater mit seinen schwarzen Lavazacken, vom schönsten italienischen Mondhimmel überwölbt! Wir glauben daher ohne Uebertreibung annehmen zu können, daß in diesem Jahre mehr Personen in Berlin den Krater des Vesuvs besucht haben, als zu Neapel.

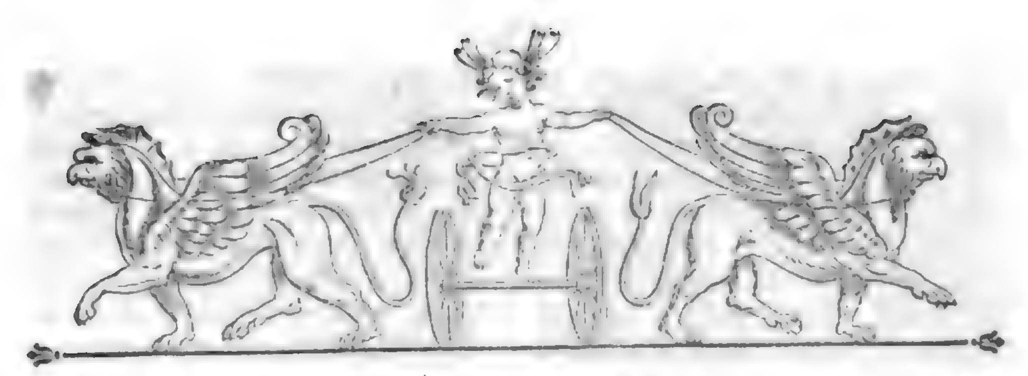
(Der Beschluß folgt.)

N o t i z.

[Anna Hofer.]

Von August Lewald findet sich in der Allgemeinen Zeitung ein anmuthiges Bild der Anna Ladurner, Andreas Hofer's Frau. Sie starb 72 Jahre alt, nachdem alle ihre Töchter, die letzte wenige Tage vor ihrem Tode, vor ihr hingestorben. Der Sohn Hofer's lebt in Wien. Nachdem Tyrol wieder östreichisch geworden, wurde die Familie geadelt und mit Reichthümern überhäuft. Anna aber lebte still für sich in der alten Häuslichkeit.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 15. — den 21. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kottenkamp über die Engländer.

Nachdem in neuester Zeit Bulwer und Friedrich von Raumer über England geschrieben, war die Aufgabe, jenes Inselvolk nochmals zum Gegenstande einer Darstellung zu wählen, in manchem Betracht eine höchst schwierige. Denn können auch die Gesichtspuncte, von denen aus sich eine fremde Nationalität beurtheilen läßt, sehr verschieden sein, in der Hauptsache müssen sie sich doch immer berühren. Vielleicht aber sind gerade die Briten am geeignetsten, von völlig einander entgegengesetzten Seiten aufgefaßt zu werden, da ihre Weltherrschaft ihnen eine Vielseitigkeit verleiht, die andern Nationen mehr oder minder abgeht. Wenn die Deutschen und Franzosen als Volk immer nur den Typus einer bestimmt ausgeprägten Individualität an sich tragen, so sind die Engländer gleichsam ein Complex mehrerer Individualitäten, und die Gesammtheit der Nation erhält, je nachdem sie Bewohnerin des Mutterlandes oder der Colonien ist, eine neue, von der Ursprünglichkeit der angeborenen Nationalität gänzlich verschiedene Färbung.

Die beiden eben genannten Schriftsteller hatten bei ihren Darstellungen nur den Engländer als Bewohner des eigentlichen Britanniens im Auge. Bulwer erfaßte sein Volk mehr in der Entwickelung der unmittelbarsten Gegenwart. Das sociale Leben mit seinen schreienden Gebrechen, das überfirnißte Elend der höchsten Stände, den schimmernden Glanz einer zur Kunst erhobenen nationalen Langenweile, daneben die legislative Verworrenheit, um nicht zu sagen, Verstocktheit, schilderte er mit brennenden Farben, er sparte weder Witz noch Satyre, um das Lächerliche veralteter Institutionen, die modernisirte Lebensherrschaft der hohen Aristokratie, wie sie leider noch gäng' und gebe ist in England, fast mit grellen Lichtern hervorzuheben. Friedrich von Raumer dagegen begnügte sich, bei leicht hingeworfenen Seitenblicken auf Sitten, Leben und Gewohnheiten, das historisch-politische Terrain zu visitiren, und von dem sichern, aber mit tastender Behutsamkeit abwägenden Standpuncte eines vollendeten Justemilieu dem Lande und Volke sein Horoskop zu stellen. Ganz anders verfährt Dr. Kottenkamp. Die Gegenwart mit der Vergangenheit klug verknüpfend gibt er in seinem Buche die Resultate einer vergleichenden Charaktergeschichte der Engländer. Um dabei einen festen Boden zu haben, basirt er das Ganze seines Gebäudes auf Temperament und Charakter der Briten, und entwirft dadurch gewissermaßen eine Psychologie der Geschichte englischen Lebens und Wirkens. So schwierig eine solche Aufgabe durchzuführen ist, scheint die Lösung der Umsicht des Verfassers wenigstens nicht mißglückt zu sein, wenn man sie auch nicht eine in allen einzelnen Theilen gelungene nennen kann. Ein Volk, das seit vielen Jahrhunderten den Beweis seiner starken Innerlichkeit durch die gewaltigsten Thaten zur Genüge dargethan, läßt seine Größe nicht auf so beschränktem Raume völlig ausmessen. Alles, was hier geleistet werden konnte, mußte sich auf Skizzenhaftes

beschränken. Der Verf. hat dies selbst gefühlt und bemüht sich daher nur, in einzelnen längern und kürzern Abschnitten sowohl das Charakteristische im socialen Leben der Engländer, als in ihren Verhältnissen zu europäischer Gesittung, Welthandel und Politik in lebhaften Schilderungen kräftig und anschaulich zu entwerfen. Zwar erhält durch dieses Verfahren sein Buch nicht den Werth eines streng-historischen Werkes, allein es gewinnt an Leben, was es an Häufung gelehrten, trocknen Materials verliert. Und gerade dies ist es, was wir gegenüber der gelehrten Forschung, die in ihrer Gründlichkeit seicht wird oder in unnützem Wuste versumpft, lobend herausheben möchten. Dr. Kottenkamp ist, so viel uns bewußt, Historiker, er hat aber über dem Forschen nicht die Frische des jugendlichen Geistes verloren. Er weiß dem Leichnam der historischen Vergangenheit eine lebendige Seele dadurch einzuhauchen, daß er ihn an das Sonnenlicht der Gegenwart bringt. Die Geschichte dient ihm nur zum Probirstein seiner Experimente, und der Erfolg lehrt, daß diese nicht aus der Willkürlichkeit egoistischer Maximen hervorgegangen sind.

Denen, welche Bulwer's „England and the english" kennen, dürfte es nicht uninteressant sein, über einzelne, das moderne Wesen der Engländer berührende Puncte die Ansichten des Verf. zu hören, und wir lassen zu beliebiger Vergleichung einige Notizen und Schilderungen hier im Auszuge folgen, die eben so von dem richtigen Urtheile des Verf. Zeugniß geben, als für die Charakteristik der englischen Nation bezeichnend sind. Das Wesen des Dandy schildert er wie folgt.

„Kennt Ihr einen Dandy? Sein Gesicht ist so indifferent geglättet, daß ein Romantiker und Feind Lessing's dessen Ideal der bildenden Kunst, die vollkommene Ruhe, auf dies Profil einer vollendeten Apathie anwenden könnte. Sein Haar ist kunstgerecht, oder vielmehr der Mode gemäß, gekräuselt, kein Härchen verschoben; sein Auge ist zwar nicht das fischartige eines Mynheers, bildet aber dennoch immer einen auffallenden Gegensatz mit dem strahlend-beweglichen des Südeuropäers; seine Lippen sind ein wenig eingezogen; sein Kleid, faltenlos und zierlich anschließend, ist durch Prunk und glänzenden Schmuck so wenig auffallend, daß man hier die Richtung des Zeitgeistes zum Nivellement wieder erkennen könnte; sein Wäsche ist sans tache; seine Haltung, indifferent und abgeschlossen, scheint nachlässig, ist aber berechnet. Sein Benehmen ist kalt und bleibt sich stets gleich; wie ein neuerer englischer Schriftsteller sagt, wird er, wenn der Blitz ohne zu zünden an der Wand seines Zimmers hinabfuhr, seinem Bedienten befehlen, den zum Ankleiden nothwendigen Spiegel wieder zurechtzustellen. Ton und Accent sind bei ihm auf eine der englischen Sprache eigenthümliche Weise modificirt; ausdruckslos und schnell; indem die Lippen sich kaum öffnen, hält die zischelnde Zunge sich fortwährend in geringer Entfernung von den Zähnen, und verweilt beim Ausdrucke des Gedankens so kurz wie möglich, als wäre auch hier das bedeutendste Capital der Engländer, die Zeit, nicht zu verschwenden. — Außerdem ist die Stimme des Dandy mehr weich als stark, mehr weiblich als männlich, als scheue sich der Redende noch jetzt, der Vorwurf der Rauheit und Breite, den man unter dem ancien régime der englischen Sprache in Frankreich machte, möchte wegen der Modulation des Tones einem heutigen Gentleman noch immer vorgehalten werden können."

Mit dem Dandy in gewissem Sinne verwandt ist der echte Gentleman. Kottenkamp gibt von ihm ein höchst ergetzliches Gemälde in folgender Schilderung:

„Halten wir den Begriff zuerst in den Formen des Benehmens fest, so ist gesellige Indifferenz vor Allem ein point saillant. Heftige Leidenschaft und Aufregung wird als niedrig im geselligen Leben vermieden; des Horaz aequa mens (Gleichmuth) ist das Zeichen eines wohlerzogenen Engländers. Stimmung und Gefühl hat er für alle möglichen Fälle gleichsam zurückgelegt; für das Sinken der funds, für parlamentarische Niederlagen, für gewonnene Speculationen und Wetten, für Beine, auf der Fuchsjagd gebrochen, hat der Gentleman sich ein und dasselbe Gesicht zugeschnitten. Hat er eine Gesellschaft zum Essen geladen, so stellt er, wenn er eine Gesundheit getrunken, wenn ein Bedienter ein kostbares Service zerbrochen, wenn Feuer im Kamin ausbricht, das Weinglas stets mit derselben Fassung auf den Tisch. Glaubt aber nicht, dies sei Phlegma oder die affectirte Apathie des Dandy, der Gentleman spart nur seine Leidenschaft für passende Gelegenheit auf. Derselbe, den ihr bei Tische für theilnahmlos, kalt, phlegmatisch hieltet, schreibt vielleicht des Abends einen Zeitungsartikel, bitter und heftig wie Junius, oder er hält im Parlamente nach wenigen Stunden eine Rede, sarkastisch wie Brougham, aufbrausend wie Fox, und donnernd, beinahe wüthend, wie Burke. Der Flottenofficier wird, sobald er sein Verdeck wieder betritt, hart, hochfahrend, ein Capitain absolute; der Grundbesitzer, wenn man seine Korngesetze oder sein fox hunting interest antasten will, wird abwechselnd roth und blaß; der Kaufmann, der vor einer Stunde den Verlust von Tausenden, ohne sein Gesicht zu verziehen,

erfuhr, wird plötzlich hitzig, wenn er gegen die ostindische Compagnie und für den freien Handel eifert; kurz, Ihr könnt mit demselben Rechte einen deutschen Kleinstädter für einen großen Mann, wie jenen Gleichmuth für Phlegma oder gar für Unempfindlichkeit halten. Jenen Gleichmuth zeigt der Gentleman gegen Alle in geselligen Verhältnissen, mit derselben Höflichkeit empfängt er seinen Schneider, verhandelt mit ihm den Schnitt des Rockes und den Shawlkragen der Weste, wie der Gentleman als Offizier mit seinem General über Remontepferde und Disciplin discutirt. — Der Fremde wird gewiß an Ungeselligkeit und Langeweile der Engländer denken, wie die Tradition seit undenklichen Zeiten den Söhnen des Festlandes die Meinung überliefert. Vielleicht wird er aber nicht wenig erstaunen, wenn er bemerkt, wie der Gentleman, der schweigsam und langweilig neben ihm saß, in demselben Augenblicke bei sich überlegte, wann er wohl den Fremden am zweckmäßigsten auf seine Güter einladen, und wie er ihn dort am meisten amüsiren könne ꝛc."

Fast zum Sprichwort geworden ist der Spleen des Engländers. Die Lage seiner Insel, Lebensart und angeborenes Temperament vereinigen sich, um diese der ganzen Nation mehr oder minder eigene Krankheit zu erzeugen, die im Auge des Nichtengländers meist eine so lächerliche Färbung erhält, daß sie gewöhnlich einer capriciösen Einbildung und dem übertriebensten Egoismus zugeschrieben wird. Daß beim Spleen die Einbildung unsäglich viel Schuld trägt, unterliegt gewiß keinem Zweifel, mehr aber tragen dazu bei das hartnäckige Festhalten an alten Angewöhnungen, denen zu Liebe der Engländer unbedingt eher das Leben aufgibt, als daß er sich, sonst so sehr zum Reformiren geneigt, zu einer Abänderung entschließen würde. Auch hier ist es interessant, den Verf. zu hören. Sobald der Spleen den höchsten Grad erreicht hat, rathen Aerzte und Sitte zu Veränderung des Klimas. „Und," fährt der Verf. fort, „auch ohne den Rath des Arztes fühlt der Spleenetiker ein Unbehagen zu Hause; es brennen ihm die Sohlen, und es geht ihm wie dem Tristram Shandy mit dem Tode, d. h. der Tod klopft an seine Thür und erkundigt sich höflichst nach Herrn Tristram Shandy; aber Tristram Shandy will den Tod prellen, nimmt Postpferde, fliegt nach Dover, jagt von Calais nach Paris, und erst weit hinter Paris hat der Tod seine Spur verloren und Tristram Shandy kommt in guter Laune in Lyon an. So muß auch der Spleenetiker auf deutschen und französischen Diligencen, die er sonst von Herzen verwünschen möchte, sich rütteln lassen; er muß in Frankreich Bouillon, die er in seinem Aerger wohl soupe maigre nennt, in Deutschland faden Thee trinken, er muß in Italien die ihm furchtbaren geschmacklosen Maccaroni verspeisen, oder, wie er sagt, „verschlingen," und kann sich bis zu seiner Wiederherstellung nach Alt-Englands Rinderbraten, Plumpudding und Turtlesoup nur sehnen. Landet er in Hamburg, so eilt er schnell nach Berlin, erweckt dort die Flüche der Lohnbedienten, wenn er Tage lang ohne Zweck mit ihnen in den geraden Straßen herumrennt; fährt nach einigen Tagen schnell nach Dresden ab, und muß auch sogleich weiter nach Prag. Trefft Ihr ihn dann im Postwagen und sagt Ihr zu ihm, nachdem Ihr selbst den Kopf aus dem Kutschenschlage gesteckt habt: „In Wahrheit, Herr, wir kommen hier durch eine sehr schöne Gegend," so gibt er Euch, ohne aufzublicken, zur Antwort! Ja wohl, Herr, gerade das lese ich eben jetzt in meinem Reisehandbuche. — Zugleich muß er täglich seine Lebensgeister durch Zänkereien mit Wirthen, Lohnkutschern, Zollbeamten wieder auffrischen. Erst in der Gegend von Wien weicht der Nebel vom Spleenetiker, die ihm natürliche witzige Laune kehrt allmälig wieder, und in Italien endlich wird er durch Luft und Klima gänzlich geheilt."

(Die Fortsetzung folgt.)

An Madame Franchetti-Walzel
als Recha in Halevy's Jüdin.

Ich sah Dich oft, dem Weltgewühl entrissen,
Als Priesterin Thalia's, Opfer halten;
Du überstrahltest viele der Gestalten,
Die dort das heil'ge Feuer schüren müssen.

Denn Wenige nur sind, wie Du, berufen,
In dieser Göttin Tempel einzutreten,
Die Meisten, die dort glauben und dort beten,
Sie stehen nur an seines Eingangs Stufen. —

Der armen Jüdin tiefe Seelenleiden,
Ihr bitt'res Weh', die namenlosen Schmerzen,
Wir fühlen sie mit Dir, Du Hochbegabte.

Und wie sich dort die inn're Seele labte,
So zoll' ich hier aus hocherfülltem Herzen,
Den Dank, o Recha, Dir, mit vielen Freuden.

Leipzig, den 11. Januar. P. W.

Correspondenz.
Aus Berlin. (Beschluß.)

[Kinderfreuden, Frln. v. Faßmann, Bellini's „Castell Ursino."]

Wie das Königstädtische Theater der beständige Nebenbuhler des königlichen ist, so ist Faust's Wintergarten am Königsgraben der Rival des Diorama's; jedoch nur zur

Weihnachtszeit durch einen ähnlichen Bazar, wo eine Auswahl hübscher junger Mädchen wie dort allerlei Artiges, Zierliches und Elegantes zu Kauf und Gewinn ausbietet. Was die sogenannte Ausstellung anlangt, so gehört dieselbe mehr in die Kategorie der Kindervergnügungen, d. h., sie entzückt jugendliche Herzen durch bewegliche Figuren, welche ein geschickter mechanischer Künstler Herr **Gebhardt** den lebendigen für ein Kinderauge wenigstens täuschend genug nachzubilden versteht. Diesmal ward uns die Stumme von Portici und nachmals ein Seesturm vorgeführt, welcher sich des allgemeinsten Beifalls aller Zuschauer unter zwölf bis dreizehn Jahren erfreute. In diese Gattung gehören noch mehrere Ausstellungen, eigentlich fast alle, insbesondere aber die der Conditoren **Dümke** und **Caspar**. Diese haben gewissermaßen das Privilegium seit vielen Jahren, die Jugend Berlins bei sich zu versammeln, und sie durch ein bewegtes Gemälde zu entzücken, wo man Reiter, Fußgänger, Wagen, Soldaten, Esel, Studenten, Ochsen, Jäger, Schafe, Frauen, Gänse, und anderes, was sich paßt und nicht paßt, vorüber ziehen sieht. Ein besonderes Effectstück pflegt dann allemal ein Jäger zu sein, welcher sein Gewehr nach einem flatternden Vogel abschießt, oder eine Frau, welche einem zu kühnen Liebhaber eine Ohrfeige ohne Quittung anvertraut, oder ähnliches mehr. Dies sind unsere nicht nur diesjährigen, sondern alljährigen Weihnachtsbelustigungen, die wenigstens das Gute haben, völlig harmlos zu sein und viele Tausende unbeschreiblich zu ergötzen. Indessen giebt es auch Ausstellungen einer bessern Gattung, welche sich auf dieselbe oder doch eine nahe Linie mit denen im Diorama stellen. Dazu gehören die schöne Landschaft von **Biermann**, **Salzburg** darstellend, welche man in dem Local des Herrn **Fuchs** aufgestellt findet, und die optisch-panoramischen Ansichten in der Kunsthandlung des Herrn Kuhr. Diese letztern bilden uns das **Wildbad Gastein**, die **Jungfrau** in der Schweiz und **Potsdam** ab. Sie sind von verschiedenen Künstlern gemalt, wobei auch Biermann concurrirt, doch muß ich gestehen, daß ich die andern Namen vergessen habe. Damit wäre die Schilderung unserer Weihnachtszeit abgethan, und ich könnte zu andern Dingen übergehen. Es ist aber wenig davon zu melden, denn diese Zeit wird so ganz und gar durch die Weihnachtsangelegenheiten beherrscht, daß nichts anderes eigentlich aufkommt. Die Theater pflegen in dieser Periode keine Neuigkeiten zu geben, denn da alle Mädchen und Hausmütter die Abende benutzen wollen, um die angefangenen Börsen, Tragbänder, Papierkörbe u. s. w. zu vollenden, so kann man sich wohl vorstellen, daß es nicht überaus voll zu sein pflegt. Im Gegentheil kann man die Leute beinahe zählen, welche sich zerstreut auf eine Stunde oder zwei einfinden. Nur einige Opernvorstellungen, worin Frl. v. **Faßmann**, welche wir nun wohl Hoffnung haben, die unsrige zu nennen, auftrat, füllten das Haus. Diese Künstlerin ist Ursach, daß man außer Gluck's Iphigenie auch dessen Armide neu wieder einstudirt, welches ein wahrhaftes **Ereigniß** in Beziehung auf die lyrisch-dramatische Kunst genannt werden kann.

Inzwischen brachte das Königstädter Theater doch eine Oper von Bellini aus dessen jüngerer Zeit „**das Castell Ursino**." Entweder haben wir nicht vermocht, die innern Schönheiten dieses Castells gehörig zu würdigen und sie zu erobern, oder es sind keine darin. Mlle. **Hölzel**, welche als neu engagirtes Mitglied dabei debütirte, ist eine angenehme Sängerin für die Operette, aber auch noch nichts mehr, und für die extravaganten Leidenschaften dieser Operngattung viel zu schwach an Stimme und Körper. Mehr Glück als die gedachte Oper hat die Uebersetzung eines französischen Stückes gemacht, „**Kean**" betitelt.

Beim königlichen Theater ist in der letzten Zeit auch ziemlicher Waffenstillstand gewesen. Nur eine neue Kleinigkeit „Herz und Hütte," hat mittelmäßigen Erfolg gehabt, mehr weil sie so gut gespielt wird (Herr Devrient, Herr Crüsemann und Dlle. Bertha Stich haben die Hauptrollen darin), als weil sie an sich besonders anlockend wäre.

In sonstiger literarischer Beziehung ist es gleichfalls ganz still bei uns. Seit langer Zeit ist von keinem Buch sonderlich die Rede gewesen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß keines geschrieben werden sei, welches der Rede werth gewesen wäre, sondern es hat sich nur eben zufällig das allgemeine Interesse nicht gleichzeitig in einem Brennpunkt dieser Art gesammelt. Ueberhaupt scheint es, als trage die Zeit eine Nemesis in sich, und bestrafe uns dafür, daß früher eine Menge so futiler Gegenstände ein krankhaft aufloderndes, weit über alles Maaß hinausgehendes Interesse veranlaßten, durch das Gegentheil, indem jetzt eine Stumpfheit gegen alles eingetreten ist, so daß man von dem Attentat auf den König der Franzosen nicht länger und nicht bewegter sprach, als von einer neuen Sängerin oder Tänzerin. Das Einzige, was in gewissen Kreisen noch einige Wärme zu erwecken vermag, ist das **für** und **wider** in Betreff einer anzulegenden Eisenbahn von hier nach Potsdam. Aber auch dieser Gegenstand dankt seine Theilnahme keinesweges größern oder wichtigern Motiven, sondern beschränkt sich auf die allerengsten localsten und gevatterschaftlichsten Gesichtspuncte.

So hätte ich denn für diesmal nichts weiter zu melden und will wünschen, daß das neue Jahr fruchttragender sei, als der Schluß des alten gewesen.

L. **Rellstab.**

Notizen.

[Der Dampfwagen des Hrn. Dietz in Paris.]

Ueber diesen berichtet der Verf. des werthvollen Buches: Paris im J. 1836, Folgendes: der Dampfwagen unseres Landsmannes Dietz hat mit dem J. 1836 seine Fahrten nach Versailles begonnen. Man nennt ihn den Remorqueur, und er fährt mit angehängten Omnibus vom Hotel de Nantes, Place du Carrousel, ab. Er ist als erste Probe anzusehen, und würde die Kosten nicht austragen, wenn er nicht zwischen zwei so bedeutenden Punkten fahren könnte. Gerassel und Dampf sind sehr stark. Er braucht 50—56 Minuten nach Versailles, höchstens 50 zurück. Vorläufig geht und kommt er nur einmal täglich.

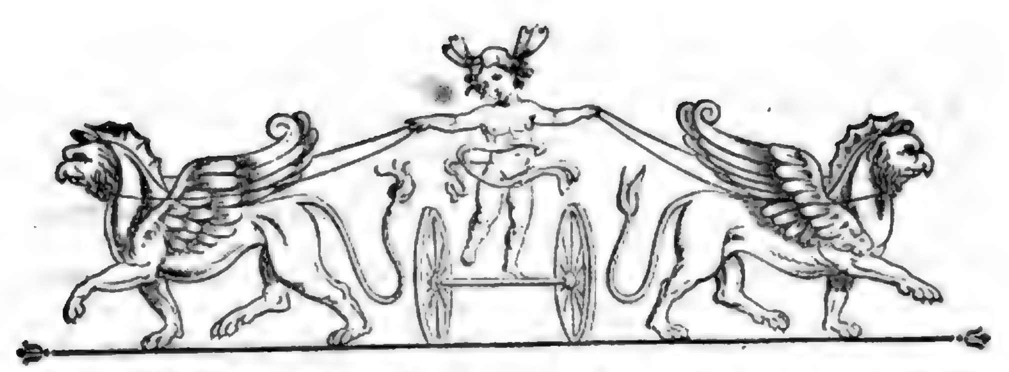
[Literarische Neuigkeiten.]

Varnhagen v. Ense hat eine Biographie der Königin Sophie Charlotte von Preußen vollendet, die im März d. J. bei Duncker und Humblot in Berlin erscheinen wird. Daselbst erschienen Joseph v. Eichendorff's Gedichte, bei Reimer in Berlin der erste Band von Jean Paul's literarischem Nachlaß.

[Bulwer's Drama.]

Anfang Januars wurde Edward Lytton Bulwer's (des Romandichters) Trauerspiel „die Herzogin von Lavallière" im Coventgardentheater zu London zum ersten Male gegeben. Die **Times** fällt ein verdammendes Urtheil. Sie nennt das Stück albern und langweilig, im schlechtesten Geschmack der französischen Romantiker geschrieben.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 16. — den 23. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Carnevalsscherz.

Von Berthold Auerbach *).

I.

„Sehen Sie, Herr Assessor, da war ein Bescheidenthun, eine Prüderie, die unerträglich war; keine der jüngern Damen wollte eine Schönheitsgöttin darstellen, jede wollte als Erynnie, als Kalypso auftreten, um nachher beim Demaskiren in desto schärferm Contraste zu erscheinen. Vergebens suchte ich darzuthun, daß gerade die Bescheidenheit, in die sie sich hüllen, den entgegengesetzten Eindruck machen müsse; um also für meine Lehren Proselyten zu gewinnen, mußte ich in meinem 22sten Jahre damit anfangen, die Rolle der Hebe zu übernehmen. Im Grunde bin ich aber ja nur eine Hofdame Ihrer Majestät der Himmelskönigin Juno, doch — die Uebelwollenden mögen denken, was ihnen beliebt, die Wohlwollenden werden die Unbescheidenheit als meine Maske betrachten. Nicht wahr?“ Bei den letzten Worten kehrte Rosa Lothmar das volle, freudeglänzte Oval ihres Antlitzes gegen den Assessor, der mildwarme Blick ihres braunen Auges ruhte mit so unverkennbarer Innigkeit auf ihm, und er vergaß einen Augenblick, daß das bunteste Gewühl der Masken ihn umdrängte. Mit aller Inbrunst seiner verhaltenen Liebe faßte er ihre Hand, doch schnell sich besinnend, entschlüpften ihm nur die flüchtigen Worte: „Rosa, Sie sind heute zum Bezaubern liebenswürdig.“ „Schämen Sie sich nicht, mir in dieser Situation etwas so Alltägliches zu sagen?“ erwiederte diese nachlässig hinschlendernd, „wenn man, wie ich, im Olymp an den Fixsternen Garn aufwickelt und mit Monden wie mit Rechenpfennigen spielt —“ „O, Sie sind ein wahres Kraftgenie der neuesten Zeit, und wären im Stande, da Sie ja einen Punct außer der Erde gefunden, als eine moderne Hebe den ganzen Erdball auszuhöhlen, und ihn mit Nektar gefüllt, als Trinkschale einem Gotte zu reichen.“ „Geben Dir meine Kleider ein Recht, mich für eine Heidin zu halten,“ sagte Rosa zu einem sie neckenden Capuciner, „soll ich Dir meinen Katechismus hersagen? Komm!“ Stellor war gewissermaßen froh, Rosa und ihre beiden Freundinnen mit dem Capuciner beschäftigt zu wissen, als er sich unversehens durch das hin- und herwogende Menschengedränge von ihr abgeschnitten sah. An eine Säule gelehnt, mochte er schon lange über die sonderbare Aufgeregtheit Rosa's nachgedacht haben, wie das sonst so plastisch-ruhige, ja oft ärgerlich-phlegmatische Mädchen, das allen Extravaganzen so abhold war, heute auf einmal so dithyrambisch erregt sein konnte, daß sie, von einem Gegenstande zum andern springend, überall die lustigsten Witzraqueten und Feuerräder verpuffen ließ; da fühlte er plötzlich einen leisen Schlag auf seine Schultern. „Hast Du Rosalinden schon verlassen, treuloser Romeo? wo ist Julietta, die Du mit

*) Von demselben Verf. war das biographische Gemälde von „Ephraim Moses Kuh,“ im Augustheft v. J.

Dir ins Unglück reißen willst, Stürmischer?" so redete ihn im tiefen Discant eine grandiose runzlige Pythia an. „Vergiß die mystischen Zeichen an Deinem aschgrauen Gewande nicht, sonst könnte man vermuthen, der Dreifuß, auf dem Du gesessen, sei nichts als ein gepolsterter Sessel vor Deinem Nähtischchen, und keine sibyllinischen Bücher, oder das Buch des Schicksals sei vor Dir aufgeschlagen, sondern höchstens eine dürftige Uebersetzung Shakspeare's," versetzte Steltor unmuthig. Ueber diese trotzige Antwort betroffen, hielt die Maske einen Augenblick inne, dann begann sie wieder in gemessenem Pathos: „Als Alexander gen Persien ziehen wollte, kam er mit seinen Truppen nach Delphi, von Pythia schleunigst ein Orakel verlangend. Es war aber gerade ein unheiliger Tag, und Pythia weigerte sich, solchem Wunsche zu willfahren; Alexander aber nahm die Priesterin am Arme und wollte sie in das Innerste des Tempels nöthigen. „Du bist unüberwindlich!" rief die so gequälte Priesterin schmerzlich aus. Nun verlangte der übermüthige Jüngling kein Orakel mehr, er taumelte von Sieg zu Sieg, bis er endlich, auch der Selbstüberwindung verlustig, unterging." Kaum hatte sie die letzten Worte ausgesprochen, als sie raschen Schrittes davon eilte, bis sie Steltor aus dem Gesichte verlor. Dieser aber spürte ihr nach und fand sie am obern Ende des Saales mit einem Capuciner über beiderseitiges Pfaffenthum im lebhaften Gespräche. „Ich bin kein Alexander," redete er sie endlich an; ein schwer verhaltenes Lachen antwortete ihm; „ich kann Dich nicht zwingen, weise Priesterin, aber doch die Bitte Dir vortragen, mir ein Orakel zu ertheilen." „Wenn Du gesiegt haben wirst," erwiederte diese nach kurzem Besinnen, „wirst Du in die Hand Deines Besiegers fallen —" „Du bist," rief Steltor freudig aufblitzend, „Rosa Lothmar," wollte er hinzusetzen, doch schnell überflog es ihn wie eiskalter Verrath, wie Höllenspuk, der ihn, trotz aller Unwahrscheinlichkeit, hier sein Geheimniß preiszugeben nöthige. „Du bist — so allwissend," fuhr er fast stotternd fort, „sag' an, was hat die Göttin beschlossen über den Odysseus, der schon so lange auf dem Meere des Zweifels umherirrt? Gelangt er bald zum Ziele, und harrt man seiner?" „Odysseus klagte und seufzte," antwortete Pythia, „auch da noch, als er schon auf Ithaka sich befand; die Menschen erkennen ihr Glück nicht, am wenigsten, wenn sie es schon besitzen. Nimm und erwache." Bei diesen Worten hatte sie ihm ein mit mystischen Schriftzügen übersäetes kleines Pergament überreicht und sich wieder schnell entfernt. Stelter öffnet es schnell, fand aber nichts darin, als jenen Orakelspruch in der Form eines Stieles, auf welchem eine zierlich gemalte Rose glänzte. (D. F. f.)

Kottenkamp über die Engländer.

(Fortsetzung.)

Unter die anderweitigen Eigenthümlichkeiten der Engländer gehören ferner die Grillen (whims), die nicht minder mit dem Spleen verwandt sind wie mit dem Humor. Ein Engländer ohne Grillen, capriciöse Launen, absurde Einfälle ist ein Entarteter seiner Nation. Der Verf. des vorliegenden Buches schildert diese whims vortrefflich, und sagt, nachdem er zuvor die Entstehung derselben aus dem cholerischen Temperamente der Nation ziemlich schlagend nachgewiesen, unter anderm:

„Lacht nicht, wenn Monsieur Godamn (wie der Gamin von Paris ihn nennt) mit Regenschirm und Spazierstock auf die Promenade reitet; wenn es ihm gefällt, bei 12 Grad unter dem Gefrierpunct ein kaltes Bad auf seinem Zimmer zu nehmen; wenn er auf der Spree in einem Segelkahne spazieren fährt, den er mit schweren Kosten sich aus England kommen ließ, oder wenn er mitten im Winter nach der Schweiz reist, um auf dem Genfer-See Schlittschuh zu laufen. Wißt, das sind seine whims! Darum folgt Alle, die Ihr mit Engländern auf dem Continente zu thun habt, ihren Launen, und laßt sie in Ruh, wenn sie auf ihrer äußern Sitte bestehen wollen. Sitzen sie bei Euch zu Tische, so laßt nach jedem Gange das Besteck für sie wechseln, sonst verlieren sie allen Appetit; trinken sie Thee in Eurem Hause, so reicht ihnen mit der Zuckerdose zugleich die silberne Zange, denn sie tränken ihren Thee lieber ohne Zucker, als daß sie unanständig die Hand in die Dose steckten, und sagt Ihr ihnen: „mit den Fingern," so thun sie, als verständen sie kein Deutsch, obgleich sie, selbst in letzterem Falle, das Wort „Finger" sehr wohl kennen, denn es findet sich in ihrer eigenen Sprache."

Wie weit diese capriciösen Launen sich erstrecken, und wie sie sogar in ihrer größten Excentricität an eine verrückte Malice gränzen, geht aus zwei wahren Anekdoten des Lord Gordon hervor, die zur Unterhaltung der Leser ebenfalls hier einen Platz finden mögen.

„Lord Gordon bittet einst Georg III. um eine Audienz, ihm ein politisches Memoire vorzulesen. Der König erschrickt, denn er kennt den Eigensinn, die Langweiligkeit des edlen Lords, darf ihm aber die Audienz nicht verweigern, denn der König muß, der Verfassung gemäß, jedes Glied

des Oberhauses empfangen, welches ihn um eine Unterredung ersucht. Er trägt den Fall seinen Ministern vor und der pfiffige Lord North weiß Rath. Ew. Majestät, sagt er zum König, empfängt den edlen Lord am Abend (es war Winter); Sie lassen anstatt der Wachskerzen Lichtstümpfe hereintragen, die nach einer halben Stunde abgebrannt sind; Bediente sind dann nicht gleich bei der Hand, und im Dunklen muß der edle Lord wohl aufhören vorzulesen. Der König befolgt den Rath, Lord Gordon beginnt zu lesen, aber die Lichtstümpfe sind abgebrannt, bevor er die Einleitung vollendet hat; der König entschuldigt sich, allein der edle Lord riecht den Braten und läßt sich nicht abschrecken. Er bittet den König, Geduld zu haben, setzt sich ans Kamin, stöbert das Feuer auf und liest beim Schein der Kohlen dem König, welcher verzweifelnd im Dunkeln sitzt, mehrere Stunden lang sein Memoire bis ans Ende vor."

„Nach dem Gordon'schen Tumult (1780) verreist der Herzog; er ist beinahe verschollen, man hört nichts von ihm. Plötzlich aber sind alle Zeitungen von ihm voll; alle Welt lacht, sobald sein Name genannt wird; ganz London strömt zur Synagoge, denn dort sitzt der edle Lord mit Bart und Talar als polnischer Jude und näselt in einer Atmosphäre von Knoblauchsduft hebräische Psalmen; auf seinen Reisen hat er sich nämlich beschneiden und in den Schooß der Synagoge aufnehmen lassen; er hat das Schweinefleisch verschworen und vom Passalamm gegessen."

Wie sehr sich der Brite vor andern Nationen durch seinen ihm stets zu Gebote stehenden Humor auszeichnet, ist allbekannt. Von Shakspeare bis auf Capitain Marryat herab liegen die Erzeugnisse englischen Humors der gebildeten Welt vor, und jeder nur einigermaßen mit der englischen Literatur Bekannte weiß, daß kein Volk der Erde im Stande sein möchte, es hierin dem Briten zuvor oder nur gleich zu thun. Mag sich der Franzose mit seinem unversiegbarem Witze wie in einen schimmernden Funkenregen einhüllen, der ernste, kalte Brite schlägt ihn zuletzt doch durch den Sarkasmus seines unverwüstlichen Humors aus dem Felde und bleibt Meister des Terrains. Hier zum Belege Beispiele anzuführen, würde überflüssig sein. Dagegen sei uns erlaubt, noch einige Worte über das Comfort der Engländer zu sagen. So sehr auch in der neuesten Zeit der Luxus unter allen Ständen selbst in Deutschland überhand genommen hat, und ihm zu huldigen gewissermaßen zum guten Tone gehört, so fehlt es doch großentheils an den ausgesuchten, allen Lagen und Verhältnissen angepaßten Bequemlichkeiten in der Verschwendung. Dies ist es, wodurch sich die Comforts der Engländer wesentlich vom Luxus unterscheiden. Das Comfort ist Pracht und Fülle, dem nur erdenklichsten Eigensinne eines Menschen angepaßt. Auch der unausstehlichste Hypochonder läßt einen Zug des Behagens in seinen Mienen blicken, wenn er sein comfortable eingerichtetes Haus erblickt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Gristetvis.]

Wenn man bei Betrachtung der deutschen Bühne bedenkt, daß wir uns noch heut zu Tage nicht allein über die meisten Mängel, gegen welche schon Lessing in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts angekämpft, sondern auch noch über eine Unzahl neu hinzugekommener zu beklagen haben, trotz dem, daß indessen Schiller und Goethe gelebt und gestorben, und Shakspeare und die Spanier uns, wie keiner andern Nation, zugänglich geworden sind, so muß das in keinem geringen Grade niederschlagend und entmuthigend scheinen. Ich sage scheinen, denn in der That ist es nicht so, und es dafür annehmen, hieße die Krankheit für tödtlich erklären, die doch hoffentlich nur ein für die Zukunft wohlthätiges Fieber ist. Das Wahre läßt sich zwar eine Zeit lang unterdrücken und unkenntlich machen, aber wie sich die geekelte Natur durch Erbrechen hilft, so muß auch endlich der Ueberdruß an dem Unwahren und Verschrobenen, wenn er den höchsten Grad erreicht hat — freilich hat der Deutsche einen starken Magen — der Wahrheit, der Gesundheit den Sieg einräumen. Diese Bemerkung ist alltäglich und jedes Kind kann sie machen, denn sie bewährt sich alltäglich! Je unerquicklicher es aber demungeachtet in unserer Zeit bleibt, über das Theater zu sprechen, zu einer desto innigeren Pflicht, einem desto strengeren Gesetze muß es für jeden Wahrheitliebenden werden, auf die einzelnen gediegenen Goldkörner aufmerksam zu machen, die aus dem immer mehr sich anhäufenden Sande, selten genug, hervorglänzen. Es ist wohlthuender, das Schöne zu loben, als das Schlechte tadeln und noch dazu befürchten zu müssen, daß der Tadel an tauben Ohren fruchtlos vorübergehe. Leider ist die Partei in Deutschland, welche der Menge unablässig Sand in die Augen streut, oder mit ängstlich geschäftiger Eile in demselben Alles zu verscharren sucht, was dem Golde nur einigermaßen ähnlich sieht, nur noch allzumächtig! Wie Glieder einer großen Kette hängen die Führer dieser Partei, zu Schutz und Trutz verbündet, zusammen, so weit es deutsche Theater gibt, und es ist eine der irrigsten Meinungen, sie als bereits geschlagen und geschwächt zu betrachten; ihr Einfluß zeigt sich noch täglich in seiner ganzen Stärke, ja es ist so weit gekommen, daß selbst Mad. Charlotte Birch-Pfeiffer ihre Werke gegen den Nachdruck zu schützen hat! Daß die Deutschen noch kein Theater haben, ist zwar unläugbar eine bittere Wahrheit, doch — hätten sie einmal ein solches gehabt, und die bestehenden Bühnenverhältnisse, der Geschmack des Publicums, die Armseligkeit der dramatischen Dichter wären die traurigen Merkmale, daß es sich überlebt habe, so würde dies noch weit bitterer, trostloser, beschämender sein. Wir sind wenigstens im Ringen nach dem Richtigen begriffen, und es ist nicht anzunehmen, daß der Deutsche in dem Theile der Poesie, welcher die Bildung des Volkes am allermeisten befördert, hinter andern Nationen zurückbleiben sollte. An einzelnen köstlichen dramatischen Dichtungen fehlt es uns nicht, vorzüglich

in der Tragödie; der Funken echt poetischen Sinnes aber kann in unserer Nation nur mit der Sprache verlöschen, und die bewegte Zeit wird ihn endlich einmal zur hellen und wärmenden Flamme anfachen. Vor der Hand bleibt uns nichts übrig, als das Falsche *unermüdlich* zu bekämpfen und auf Dichter zu hoffen, welche sich des Feldes wieder bemächtigen, das sie sich rauben ließen, und auf dem man jetzt so arge Sudelköche liebt. Dann wird sich auch das verschrieene und doch meist unzurechnungsfähige Publicum fühlen lernen! Sollten wir unter solchen Umständen nicht mit der herzlichsten Freude und Begeisterung jedes neue Product der dramatischen Muse, das uns in unserer Hoffnung bestärkt, dankbar begrüßen? Sollten wir darum nicht laut und öffentlich unser Eigenthumsrecht bekennen und geltend machen, und uns jetzt, da die Ernte so dürr und spärlich zu sein pflegt, an dem Dufte einer Blüthe, die auf unserm Boden sich entfaltet, an den Süßigkeiten einer Frucht laben, die unter unserm Himmel gereift und gediehen ist? Mit solch einer Frucht hat uns ein Dichter beschenkt, der zu den kühnsten Erwartungen berechtigt, und dessen Geburt und Stellung ihm sein erstes Auftreten erleichtert hat, doch, wie es scheint, seinem Herzen, seinem schönen deutschen Herzen *ungefährlich* geblieben ist! Sein Erstlingswerk ist bereits auf den bedeutendsten Bühnen, zuerst in Wien, das den Verfasser besitzt, mit gleichem, unverkennbarem Enthusiasmus aufgenommen werden, und hat sich daher auch auf unserm Theater in Dresden, welches keinen Anstand genommen, es eilig für sich zu gewinnen, seit längerer Zeit eingebürgert. Ich meine die Tragödie *Griseldis*, von Fr. Halm, dessen wahrer Name hinlänglich bekannt ist. Der jugendliche Dichter hat hier den Stoff des alten Epos, ohne die Einfachheit und groteske Kraft desselben aufgeopfert zu haben, mit feinem Takte zu einem so vortrefflichen *dramatischen* Kunstwerke bewältigt, daß der verständige Beurtheiler ihm seine Bewunderung nicht versagen kann. Ein frisches, gesundes Leben weht durch die ergreifende Dichtung — keine fremdartige Beimischung stört den harmonischen Eindruck des Ganzen, kein falsches, unwürdiges oder dürftiges Mittel betrügt hinterlistig unsere erschütterten, nicht zerrissenen Herzen, unsere Leidenschaften werden *gereinigt*, nicht getrübt und verwirrt, „im Sturm, ja selbst im Wirbelwinde derselben" bleibt unsere *Betrachtung* klar und ruhig wie der Mond, der durch dunkle Wolken auf den stürmischen See herniedersieht. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß seit langer Zeit kein *einziges* Trauerspiel gedichtet worden sei, welches *diesem* an poetischem Werthe gleich stünde; man müßte denn *Immermann's* Trilogie ausnehmen, welche aber den *theatralischen* Erfordernissen weniger genügen möchte. Wünschen wir uns Glück! Indem wir jetzt das Gemälde der Handlung vor unsern Blicken abrollen, werden sich die Vorzüge am leichtesten erkennen lassen, an denen das Stück so reich ist! Der Dichter führt uns zu Anfang in das bunte Gewühl eines Festes der Tafelrunde an König *Artus'* Hofe. Musik, „der Liebe Nahrung" hallt durch die weiten Säle, frohe Tänze kreisen, Becher klingen, schöngeputzte Frauen drängen sich an der Seite ihrer huldigenden Ritter zahlreich durcheinander. Auch der rauhe kriegerische *Percival*, der selbst im einfachen Büffelwamms und im Bärenfelle seinen König in der glänzenden Versammlung willkommen heißt, ist auf die Einladung desselben erschienen, obwohl nicht aus innerer Neigung. Denn ihm ist die schwüle Hofluft zuwider, in der er nicht frei aufathmen kann, da er doch ein König sein darf in seinem eigenen Hause und das unterwürfige Bücken der Schranzen vor den Frauen dünkt ihm ein Gräuel! Ihm gilt ein Weib für ein Werkzeug in der Hand des Mannes, jede Huldigung ein Verstoß gegen die männliche Würde. Die Frau, sagt er, wird von dem Manne genommen, nicht Er von ihr, und ist nur dazu geschaffen, einst als Hausfrau ihrem Gatten und *Herrn* zu dienen und unbedingt zu gehorchen. Mißmuthiger als er gekommen, will Percival wieder fort, da es kaum Mitternacht ist, und nur mit Mühe hält ihn der ältere besonnene *Tristan*, sein Begleiter, zurück und beredet ihn, noch einen Schlaftrunk zu nehmen. Sie gehen nach den Trinktischen, aber nicht unbemerkt. Schon ist *Ginevra*, die Königin, mit ihrem Gefolge, den Frauen und Rittern der Tafelrunde, die in wenigen Zügen gleich bei ihrem Erscheinen trefflich charakterisirt werden, auf den bärtigen, finstern Mann aufmerksam geworden, der sich um keine Dame des Hofes bekümmert. Das ist Percival, heißt es,

„Den sie im Land den Riesentödter nennen,"

und der sich seit seiner letzten Anwesenheit am Hofe *vermählt* habe; Niemand wisse jedoch, weß Standes und Geschlechtes seine Gattin sei. Percival kommt zur rechten Zeit in die Nähe des neugierigen schwätzenden Kreises, um von der Königin nach seiner Hausfrau gefragt zu werden. Rücksichtslos berühmt sich der Arglose, dem, vom Wein losgebunden, jegliches Geheimniß auf der Zunge schwebt, seiner geliebten *Griseldis*, die er aus der niedern Köhlerhütte zum Altare geführt habe. Aber nach Weiberart sind Stichelreden und Naserümpfen der Dank für diese Mittheilung. Dies mußte auch einen minder stolzen Mann empören als Percival! Sein gereizter Grimm, dessen Ausbrüchen Tristan mit weisem Rathe zu wehren bemüht ist, macht ihn beredt, und mit immer blühenderen Farben schildert er die Vorzüge seiner Gemahlin, die er gewählt, weil er sie schön, züchtig, fromm, liebend, ohne Eitelkeit, gehorsam und bescheiden gefunden habe! Diese Schilderung muß, so einfach sie auch ist, zu den schönsten gezählt werden, welche die poetische Literatur aufzuweisen hat, und würde auch außer dem Zusammenhange des Ganzen ein trefflich abgerundetes Gedicht sein! Percival hat seiner Gattin durch diese Beschreibung, die einen versteckten Gegensatz seiner Meinung von den verderbten *höfischen* Damen enthält, genug gethan; als sich aber der neidische Spott der Königin und ihrer Umgebung, anstatt zu verstummen, nur um so deutlicher und unverhohlener ausspricht, und Ginevra endlich mit dem höhnischen Auftrage eines Grußes an Griseldis das Gespräch abbrechen will, da vermag der Tiefverletzte,

„Dem königliches Blut zu wässrig däuchte,
Es mit der Fluth des seinen zu vermischen,"

nicht länger den Zügel der Mäßigung zu halten und schleudert wüthende Schmähungen auf das gekrönte Haupt. Eher soll die Pest und ekler Aussatz mein Haus verunreinigen, als *Dein* verhaßter Name! ruft er der Königin zu, deren Ritter zum Schwert greifen, das nun auch Percival, sich selbst vergessend, aus der Scheide reißt.

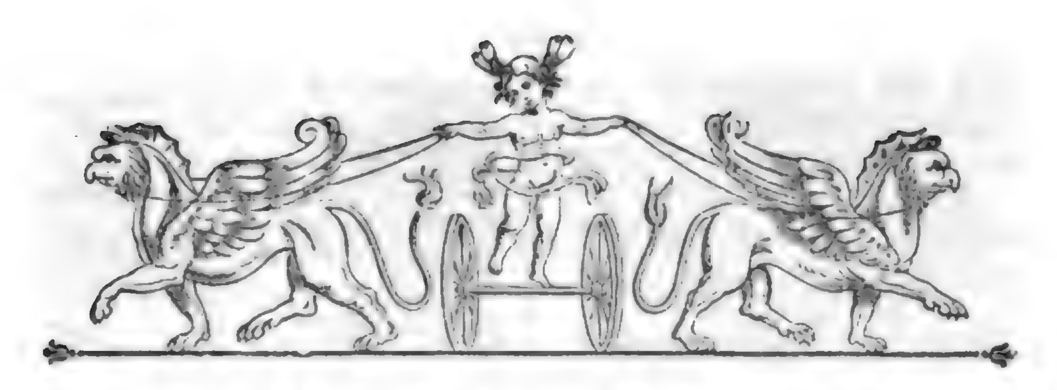
(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z.

[Ein italienischer Faust.]

In Florenz hat man den Goethe'schen Faust für die Bühne zurechtgeschnitten und als Oper mit Musik von Gordigiani in Scene gesetzt. Allein das Publicum goutirte nicht die schlechte Musik.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 17. — den 24. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kottenkamp über die Engländer.

(Beschluß.)

Die Neigung, alle Genüsse des Lebens in das stille Heiligthum seines Hauses einzuengen, ist ein Hauptcharakterzug des Engländers. Der stolze Ernst, wodurch er sich vor andern Nationen auszeichnet, läßt ihn wenig Theil nehmen an den geselligen Vergnügungen, in denen die Heiterkeit des momentanen Lebensgenusses bei Völkern übersprudelt, die unter einem milderen Himmel wohnen. Darum ist er meist stumm in Gesellschaft, er schließt sich ab und liebt die Einsamkeit; nur daheim, im Kreise seiner Familie, macht das Reinmenschliche in ihm sein Recht geltend, und abstoßend im Umgange, wird er liebenswürdig am Kamin.

„Tritt man zum ersten Male in eine englische Wohnung," sagt Kottenkamp in dem „Comforts" überschriebenen Abschnitte, „so ist gewiß der Eindruck beim Fremden angenehm und einladend. Eben so wie dem Engländer Ueberladung und äußerlicher Prunk beim Anzuge widerlich ist, bleibt er auch von der Anordnung seiner Wohnung stets entfernt, aber dennoch ist Alles im höchsten Grade recherché. Der nie fehlende Teppich des Fußbodens, von feinster Wolle, ist mit einfachen, aber geschmackvollen Mustern durchwirkt, die Möbel, von glänzendem Mahagoniholz, sind in zierlicher Form, mit feinen, aber nie grellfarbigen Leisten und ohne das kleinste Stäubchen; das Metall am Kamin glänzt wie ein Spiegel und zeigt auch nicht einen dunkleren Fleck; die Kupferstiche oder Gemälde nehmen an den Wänden eine solche Stelle ein, daß sie, ohne durch ihre Menge ein Mißbehagen der Ueberladung zu erwecken, sogleich angenehm ins Auge fallen. Bei den Geräthen ist Solidität mit Mode verbunden; Tafeluhren, Vaisselle, Metallverzierungen der Möbel sind zugleich massiv und fashionable, das Letzte ohne das Erstere wäre weiter nichts als Flitterstaat (frippery), weder behaglich noch anständig. Unordnung ist dem englischen Gefühle im höchsten Grade uncomfortable; Alles hat seinen bestimmten, unveränderlichen Platz; Ordnung im passenden Zusammenstellen verschiedener Formen bewirkt ein zierliches Ensemble, und Verletzung dieser Symmetrie ist eben so unbehaglich wie überladener oder unsolider Prunk. Reinlichkeit ist aber das höchste Comfort aller Stände, und von der Nobility bis zum Pächter oder Handwerker ist auf gleiche Weise ängstlich dafür gesorgt. — Hat nun der Engländer diese Comforts in seiner Wohnung vereinigt, so genießt er die höchste Behaglichkeit, wenn er, umgeben von comfortablem Luxus, mit seiner Familie am Kamin sitzt, und selbst wenn er dann kein Wort sprechen sollte, gewährt es ihm schon genug Unterhaltung, ins Feuer zu sehen. Jener Sitz am Feuer, der fireside, ist ihm das Ideal der Behaglichkeit, denn spricht er das Wort aus, so denkt er auch sogleich an seine Familie, und die Ideenverbindung versetzt ihn in heitere Stimmung. Auch der trockenste Engländer wird am fireside zutraulich, der zurückstos-

zende Stolz weicht einem wohlbegründeten Selbstgefühl, welches Gastfreundschaft noch erhöht; ungeheucheltes Wohlwollen tritt dort gegen Jeglichen, der am Kamin aufgenommen wird, an die Stelle der Zurückhaltung, welche Sitte, Mode und Nationalcharakter in geselligen Berührungen gebietet. Kurz, der englische Humor, Witz und Verstand zeigt sich bei jener Beleuchtung des Kohlenfeuers im gehörigen Lichte."

Nachdem sich der Verfasser, immer vom historisch-vergleichenden Standpuncte aus, über den „Egoismus und Gemeinsinn" der Engländer, deren „Nationalhaß," „auswärtige Politik," „Colonien," „Heer und Flotte," „Whiggism und Toryism" verbreitet hat, und überall Kenntniß der Verfassung mit scharfem Verstande und feiner Beurtheilungskraft beurkundet, gibt er schließlich noch einige „Bemerkungen über geistiges Leben." Da er auch hier das Ganze zu umfassen sich bemüht und beinahe ab ovo anhebt, so ist leider dieser interessante Abschnitt höchst mager ausgefallen, und enthält nur Oberflächliches. Hier sind selbst die zerstreuten Notizen in Friedrich v. Raumer's Briefen, trotz ihrer Einseitigkeit, immer noch umfassender und für die geistige Eigenthümlichkeit der britischen Nation charakteristischer. Davon jedoch abgesehen, enthält Kottenkamp's Buch des Interessanten und Belehrenden viel, ein einfacher aber kräftiger Styl erhöht den Reiz der Lectüre, und die vielleicht nur etwas zu häufig eingeflochtenen Anekdoten dienen als ergetzlicher Gegenbeweis für diejenigen, welche etwa gesonnen sein dürften, den Verf. der Uebertreibung beschuldigen zu wollen. — W.

Ein Carnevalsscherz.

(Fortsetzung.)

II.

In einer entlegenen Nische saß Steltor, das Pergament krampfhaft in der Faust haltend, auf die er seine Stirn stützte. „Gut, daß ich Dich treffe, Alphons," rief ein schmucker Ritter, dem aufgeschreckten Steltor die stählerne Hand bietend, „Du bist ein minniglich Gemüth, hier stehen wir nun als mittelalterliche Romantik in corpore." „Alter Junge, ich kenne Dich," erwiederte dieser, „Du heißt nun mit Recht Hugo, solltest aber doch mindestens von Drachenhorst oder von Eulenfels heißen. Schuler," setzte er leise hinzu, „ist doch gar zu viel Parodie." „Ich wollte auch gar nicht lange von Dir unerkannt sein," erwiederte jener, sich zu ihm setzend, „bin auch kein so feudalistischer Aristokrat, wie Du mir da andichtest, und wenn mich nicht die Rüstung so arg drückte, würde ich schnell alle Etiquette über Bord werfen, und nicht abwägen, ob Dieser oder Jener auch tanzt, lustig stürzte ich mich in den Wirbel." „So geht's," warf Steltor dazwischen, „siehst Du, Alles ist symbolisch; nimm keine Maske, die Dir nicht paßt." „Nur ein unter Actenstaub begrabenes Herz, oder ein Podagrist," fuhr Hugo redselig fort, „kann einem Huldigungswalzer oder gar einer Elisabethen-Gallopade widerstehen. Sahest Du nicht, wie unsere Damen verflossenen Sommer so fleißig in den öffentlichen Biergärten strickten?*) In die Maschen drangen die Wirbeltöne Strauß'scher Walzer, die Nadeln tanzten nach Strauß'schem Dreivierteltakt, und diese netten Füßchen, so recht eigentlich umstrickt von Strauß'schen Accorden, sollten die Folter der Ruhe ertragen, weil der Anstand es also erheischt? O, Babylon, Sodom und —" „Ist der Rheinwein im Büffet unverfälscht?" fragte Steltor neckend. „Sage was Du willst," erwiederte Hugo, „Strauß ist eine große historische Erscheinung, ich rechne ihn mit zum sogenannten jungen Deutschland, er hat die ganze Tanzmusik revolutionirt. Da ist nicht das ewige Einerlei und Dacapo derselben Trios ꝛc. In den langen Winterabenden, wenn er auf dem Orchester stand und die ganze junge Welt nach seiner Geige tanzen machte, da fand er's, daß es nimmer genügen könne, den alten Schlendrian fortzuführen, und er fügte ein ganzes Dutzend Melodien in einander, und ließ das so tosen und toben, bald sentimental verschwimmend und feierlich, bald schmeichlerisch kosend, lüstern und bacchantisch jauchzend; dann wieder geharnischt und ehern, und in alle dem so viel übermüthig vollblütige Lebenslust, so viel frische Sinnlichkeit und frivole Elegie, wahrlich! Johann Strauß ist der Heinrich Heine der Musik." — „Bravo!" rief Steltor lachend, „associire Dich mit Saphir und Bäuerle, und setze unter das „Arm in Arm" der Dioskuren-Marktschreierei: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte." Hast Du nicht Lust zu solchem Triumvirat?**)" — „Rede mir von allen ägyptischen Plagen, von allen Hanswursten und Schalksnarren, von allem Skandal und Ekel unserer Zeit, nur davon schweige mir," antwortete Hugo mit ironischem Pathos, „aber höre," fuhr er ruhiger fort, „seit wann bist Du denn so lauernd sarka-

*) Dies ist in der That seit einigen Jahren in einer süddeutschen von Rebenhügeln umschlossenen Residenzstadt der Fall, wo sich Damen und Herren an Sommerabenden bei Bier und Blechmusik versammeln.

**) Das Saphir'sche Jahrhundert dauerte kaum ein Jahr, denn heute, da ich dieses niederschreibe, tanzt er schon seine Pas de seul in seinem „Humoristen."

stisch, so lauwarm und philisterhaft naßkalt?“ — Ohne die Antwort abzuwarten rief er, sich schnell aufraffend: „Sieh mal, da geht der Dr. N., wahrlich! er hat sein Deputirtenmäntelchen als Domino benutzt, ein verrätherisches Maskenzeichen, wart' ich muß ihm nach.“ Schnell rannte er davon, auch Steltor stand auf, um Rosa zu suchen, die er endlich in einer Loge fand.

III.

„Wo treiben Sie sich denn herum?“ redete ihn Hebe an. — „Ich werde herumgetrieben von sichtbar-unsichtbaren Mächten,“ erwiederte dieser, „ich weiß nicht, was mein Verbrechen, aber es scheint, ich stehe unter der speciellsten Aufsicht einer hochlöblichen geheimen Polizei des Olymps, die mich sogar bis ins Reich meiner Gedanken controllirt.“ — „Sie sind heute ganz tragikomisch gestimmt,“ entgegnete Rosa. „Gestehen Sie nun nicht, daß dieser Ball so brillant ist als jener in R., von dem sie mir vorhin so viel Lustiges erzählten? Der Anblick so vieler hundert Menschen, die nichts wollen und wünschen, als sich und andere vergnügen, ist doch höchst wohlthuend.“ — „Sie nennen mich tragikomisch gestimmt, ich bin es wahrlich nicht, außer daß es etwa in der Erinnerung an jenen Ball läge. Ja, ich muß Ihnen noch die Schlußscenen desselben erzählen. Sie wissen, welche Jovialität allgemein herrschte, wie meine selige Schwester als Zigeunerin, Hugo Schuler und ich als Zigeuner die eben nicht sehr zahlreiche Gesellschaft in Aufregung gebracht hatten. Die befriedigendste Munterkeit erfreute die Herzen Aller, da ertönte plötzlich der fürchterliche Ruf: Feuer! Feuer! und ehe man recht erfahren hatte, daß dasselbe in dem Gasthofe selbst ausgebrochen sei, hatte sich die ganze Gesellschaft in einen verworrenen Knäuel zusammengedrängt, und unter lautem Getöse das Freie zu erreichen gesucht. Da war an kein Mantelholen, an kein Shawlumwerfen mehr zu denken, denn in der Garderobe selbst war das Feuer ausgebrochen. Da standen nun die Damen frierend in ihrem leichten Ballanzuge in der kalten Januarsnacht. Hell erklang der schauerlich hülferufende Schall der Sturmglocke. Plötzlich sprangen die Fensterscheiben, weithin die Splitter des heißen Glases schleudernd und die Versammelten auseinanderstiebend, die Flamme schlug zum Fenster heraus und leckte mit gieriger Zunge am Dachgiebel. In der ohnehin nicht wasserreichen Stadt waren fast alle Brunnen zugefroren. Die Damen eilten allein nach Hause, und manche suchte noch nach Jahren an verschiedenen Curorten die traurige Erinnerung an diesen Abend wegzuspülen. Wer weiß, ob nicht meine einzige Schwester von da den Keim ihres so frühen Todes in sich empfing. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden. (Fortsetz.)

[Griseldis.]

Der Seneschall wirft seinen Stab zwischen die Kämpfenden, der König eilt herbei, und nachdem er Halt geboten, fragt er nach der Ursache des Tumultes. Von derselben unterrichtet und wohl einsehend, daß seine Gemahlin die bei weitem größere Hälfte der Schuld trage, gibt er den milden Bescheid, Percival solle, weil die beleidigte Königswürde gesühnt werden müsse, seine Schmähungen widerrufen. Doch dieser weigert sich entschlossen, und da er bei wiederholter Aufforderung sich verschwört:

„Bei meinem Eid! Ich widerrufe nicht!“

so schlägt sich Ginevra ins Mittel und thut den fürchterlichen Vorschlag, aus dem sich der Gang der Tragödie entwickelt: Percival solle, um zu beweisen, daß seine Gattin die unverbrüchlich Treu-Gehorsame sei, die er geschildert, ihr drei Prüfungen auferlegen. Und zwar möge er ihr unter irgend einem glaubwürdigen Vorwande ihr geliebtes Kind abfordern; darauf, nachdem sie es freiwillig gegeben, sie öffentlich vor seinen Mannen verstoßen und,

„wie sie gekommen, hülflos, arm und nackt,“

in ihres Vaters Hütte zurückschicken — nichts desto weniger aber solle sie ihm dennoch mit unwandelbarer Liebe ergeben bleiben! Bestünde Griseldis diese Proben, so wolle sie, die Königin, vor dem Köhlerkinde knieen — wo nicht, müsse Percival vor Ginevra dasselbe thun! Im Vorgenusse seines Sieges, seiner Rache, erhitzt von Wein und Zorn, willigt der Unbesonnene in den schändlichen Vertrag, den der König endlich nach manchen vergeblichen Vorstellungen genehmigt, und empfängt zwei Ritter, unter denen Tristan, als Gewährsmänner zur Begleitung, daß Griseldis ungewarnt geprüft werde. — So endigt mit dem ersten Aufzuge die Exposition, an welcher man die geschickte Hand nicht verkennen wird. Die dramatischen Dichtungen neuerer Zeit laboriren, mit wenigen Ausnahmen, an höchst ungeschickt angelegten Expositionen, die einem oft das ganze Stück verleiden. Wie ganz anders ist es hier. Mit der ruhig entfaltenden Klarheit und Bestimmtheit, die wir von den einleitenden Scenen des Trauerspiels mit Recht erwarten, hat der Dichter hier zugleich die Kunst zu verbinden gewußt, die Theilnahme seiner Zuhörer in vollen Anspruch zu nehmen, und dieselben leicht und zwanglos, aber sicher in seinen Ideenkreis hinüberzuführen. Die Saiten unsers Herzens klingen bei der ersten leisen Berührung in die Accorde der dichterischen Harmonie, nicht, wie die Glocke, die erst nach langen mühsamen Schwingungen zu tönen anfängt. In großen dämmernden Massen liegen die Hauptbegebenheiten des ganzen Stücks vor uns, sobald wir von der einen entscheidenden Handlung Zeugen gewesen sind, aus der sich jene ableiten. Wir sehen den furchtbaren Kampf beginnen, wir zittern vor seinen unausbleiblichen Folgen, wir ahnen seinen tödtlichen Ausgang! Das Schicksal, die unvermeidliche Nothwendigkeit zögert nicht, uns seine ernsten Winke zu geben, aus denen wir mit Leichtigkeit weiter zu schließen im Stande sind. Das Trauerspiel hat überhaupt einen zu würdigen Gang, um mit überraschenden Wendungen zu spielen; auch das Vorausgesehene wird nicht weniger seine Wirkung thun, wenn es in dem Momente eintrifft, wo in unserm Herzen jenes Gefühl rege ist, das, von der Theilnahme an den gegenwärtigen Personen oder Hand-

lungen aufs höchste gesteigert, einem nahen, freudigen oder traurigen Ereigniß entgegenbebt! Sophokles fühlte das recht wohl, indem er in seiner **Elektra** dem Orestes die erste Scene giebt, und so dem Zweifel, in welchem mancher moderne Dramatiker eine Schönheit zu sehen meinen würde, zuvorkommt, dem Zweifel, ob Elektra's Bruder noch lebe oder todt sei? Der Effect ist nicht schwächer, wenn Jener dann mit der Urne erscheint und die Nachricht seines eigenen Todes bringt, ja die Erkennungsscene zwischen ihm und seiner Schwester erschüttert uns gerade um so mehr, je länger wir sie mit freudig-banger Erwartung vorausgesehen. Auf gleiche Weise klärt uns Goethe in seiner **Iphigenie** gleich anfangs über die beiden Fremdlinge auf. Nach dieser Analogie bleibt uns denn auch in der Griseldis nicht unverhüllt, daß es nur ein Spiel, eine Wette sei, welcher die Unglückliche zum Opfer wird. Wir wissen, daß es nur ein Vorwand ist, weswegen Percival seiner Gattin das Kind raubt und sie verstößt. Was **Ihr** ein Räthsel ist, ist dem Zuschauer klar. Nichts desto weniger **theilen** wir am Schlusse ihr schauderndes Erstaunen, da sie den wahren Zusammenhang erfährt; wir sind **mit ihr** geprüft worden, und **ihre** furchtbare Ueberraschung wird zu der **unsrigen**, nur daß sie durch des Dichters Vermittlung gemildert ist. Der Keim davon liegt in der Exposition, welche, wie gesagt, in tragischen Dichtungen uns auf einen höhern Standpunct setzen soll, von dem aus wir das Ganze, wenn auch aus weiter Ferne, überblicken können und auf die Einzelnheiten vorbereitet werden, die uns in der Folge der Dichter näher rückt und beleuchtet. Das Lustspiel dagegen nimmt sich ganz andere Freiheiten, weil in ihm Alles auf den Zufall ankommt. Der komische Dichter darf seine Exposition so einrichten, daß wir uns in einem Labyrinthe von Verwirrungen befinden, wenn er diese nur unterhaltend genug und unsere Neugier spannend zu machen und endlich nach allen Seiten hin geschickt aufzulösen versteht. War doch die ältere Komödie der Griechen, wie wir aus dem „ungezogenen Liebling der Grazien" lernen, nur ein phantastisches, ausschweifendes Spiel der Poesie, ohne auf eine gewisse **Tendenz** hinlaufende Entwickelung, bis endlich nach allmäligen Uebergängen das **neuere**, dem unsern ähnliche **Lustspiel** aus ihr hervorging, das eine in sich abgeschlossene Handlung enthalten und einem bestimmten Gesetze folgen mußte. So müssen auch in der Tragödie die Charaktere bei ihrem Erscheinen scharf gezeichnet werden, damit wir uns zu keinem **Vorurtheile** verleiten lassen, welche der Lustspieldichter nicht selten mit Willen erregt, um sie nachher zu seinen komischen Zwecken zu benutzen. Betrachten wir den ersten Aufzug der Griseldis, so finden wir die Erfordernisse, welche ich so eben angedeutet, aufs trefflichste gerechtfertigt. In leichten und doch wie sichern Umrissen treten uns die Hoffräulein mit ihren Rittern entgegen! Wie drängt es uns, Partei zu nehmen gegen die stolze königliche Coquette, noch ehe sie die boshafte Schiedsrichterin wird! Und die rauhe unbändige Natur des Percival, der den Swen erschlagen und dessen Ruhm durch ganz England fliegt — spricht sie nicht mit ihrer ganzen großartigen Eigenthümlichkeit zu unserm ihn bewundernden Herzen aus dem Gespräche, welches Tristan mit ihm führt, den wir im Augenblick als den milden besonnenen Mann erkennen? Daß Percival die Liebe zu seinem Weibe, das er selbst aus inniger Ueberzeugung für besser hält als alle die hochgebornen anwesenden Frauen, dennoch dem Gefühle seiner Rache unterordnet, kann uns an dem von der Natur hartgeschaffenen, in Kampf und Gefahren gestählten, unbeugsamstolzen Manne nicht Wunder nehmen:

„Ein Weib, ein Kind füllt diese Brust nicht aus!"

Wie engelmild gestaltet sich dagegen Griseldens holdes Bild, noch ehe wir sie selbst gesehen, in unserer Phantasie; wie ein Genius der Liebe schwebt sie über dem dunklen Gewitr, das ihren Untergang bereitet. Dies Alles ist vom Dichter außerordentlich schön angeordnet. Ihr Charakter kann sich um so vollständiger entwickeln, da wir von den wesentlichen Zügen desselben, und zwar, was zu unserer Theilnahme beiträgt, aus dem Munde ihres Gemahls, bei ihrem Erscheinen schon unterrichtet sind. (D. F. f.)

Notizen.

[Reisende.]

Am 27. Novbr. traf Bergrath v. Schubert (Professor der Naturwissenschaften, Verf. der Symbolik des Traumes) mit seiner Gattin in Alexandria ein. Er gedenkt Cairo und von da den Sinai zu besuchen

Wilhelm Schimper, ebenfalls ein deutscher Naturforscher, ist mit reichen Sammlungen von Pflanzen und zoologischen Gegenständen von seiner Reise in Arabien und Ober-Aegypten nach Alexandria zurückgekehrt, und hat Abyssinien für seine nächste Expedition bestimmt.

Ein anderer deutscher Reisender, Baron v. Katt aus Preußen, ist von Mokba aus ebenfalls nach Abyssinien abgegangen; er gedenkt durch die Galla-Länder ins Innere von Africa bis zur Küste von Guinea zu dringen. Dieser Weg ist bisher noch von keinem Reisenden unternommen; wenn die Expedition gelingt, hat man sich viel für die Erweiterung der Bekanntschaft mit dem verschlossenen Herzen Africa's zu versprechen.

[Journalistik.]

Die seit dem Monat September v. J. erschienene **frankfurter Börsenzeitung** hat gegen Mitte Januars bereits aufgehört, da sie als Börsenblatt erst Nachmittags ausgegeben wurde und mit den Morgenblättern in Frankfurt nicht concurriren konnte. Das Beiblatt der Börsenzeitung, der **Telegraph**, an welchem **Gutzkow** hauptsächlich thätig sein soll, wird jedoch fortgesetzt werden. Die literarischen Uebersichten, welche Gutzkow bisher in Lewald's Europa schrieb, werden jetzt aus **Gustav Schlesier's** Feder kommen. **Berthold Auerbach** schreibt das Feuilleton des **deutschen Couriers**.

[Literarische Vermuthungen.]

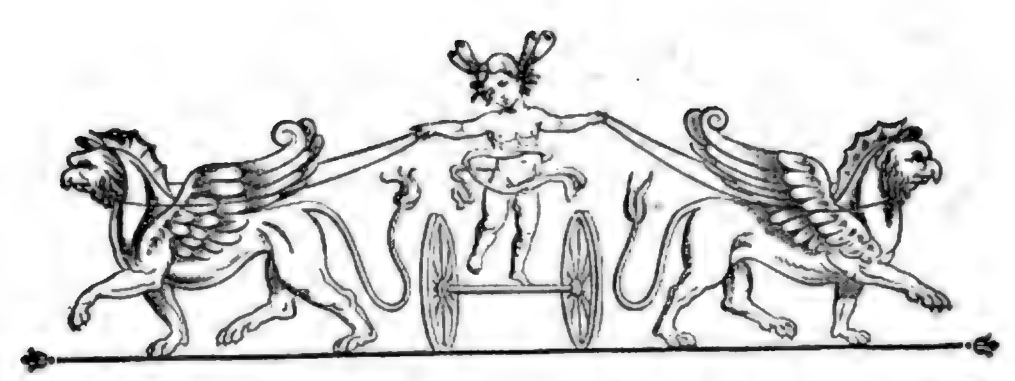
Neuern Nachrichten zufolge wird behauptet, der Verfasser des „Legitimen," des „Virey," der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" sei nicht Karl Follen, wie man seit einiger Zeit glaubte, sondern ein Engländer, Namens **Seatsfield**, der sich lange Zeit in Nordamerica aufgehalten hat und jetzt in oder bei Zürich lebt.

Als Verfasser der ausgezeichneten Werke: „Rom im Jahre 1833" und „Paris im J. 1836" wird der Leg.-Rath **Kölle** in Stuttgart genannt. 3.

[Heine.]

Die Mitternachtszeitung eröffnet ihren neuen Jahrg. unter anderm mit der Mittheilung, daß Heine durch das stürmische Wetter von einer Reise nach Italien und zu einer nach Spanien, von Marseille aus, abgehalten wurde und wieder in Paris angekommen ist. Seine Gesundheit, sagt benannte Zeitung, interessirt ihn jetzt mehr als sein Ruhm.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 18. — den 26. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Carnevalsscherz.

(Fortsetzung.)

„Verscheuchen Sie jetzt solche Gedanken!“ redete Rosa mit liebevollem Blicke dem sichtbar Tiefgerührten zu, „bedenken Sie, wo wir sind, und reißen Sie eine durch der Jahre Heilkraft verharrschte Wunde nicht wieder auf.“ — „Jetzt erfolgten schauerlich komische Scenen,“ fuhr Steltor nach kurzer Pause fort, „hier ein Ritter, den Eimer auf dem helmlosen Haupte, neben ihm in sonderbarer Grandezza mit dem Eimer langsam vorschreitend ein Spanier im Costüm des 15. Jahrhunderts, der Mantel, von Eistropfen besäet, schien mit Demanten besetzt; dort ein Mönch, die Kutte hoch aufgeschürzt, in beiden Händen volle Feuereimer schleppend, ihm voran ein rühriger Bajazzo. Türke, Tyroler, Arlequin, indischer Zauberer und ballmäßig gekleidete Herren, den Claquehut über die Stirn gedrückt, standen neben verschlafenen Hausvätern, die aus ihren Träumen aufgeläutet waren, an der Feuerspritze pumpend, und oben saß als Lenker der Röhre der Schmiedeobermeister in der Uniform eines preußischen Garde du Corps aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges. Der Wassermangel fing an fühlbarer zu werden, fluchend und schreiend saß der Lenker auf der Spritze, weil nur noch spärliche Explosionen, nicht aber ein ununterbrochener Wasserstrahl ihm zu Gebote stand. Unterdeß waren mehrere Männer mit Haken und brennenden Brecheisen an den nicht sehr fernen Bach hinabgeeilt, und unter mächtigem Krachen ward endlich seine Eisdecke gesprengt. Schnell ward von den Herbeigeeilten ein Spalier gebildet, wo man sich die vollen Eimer bis zur Brandstätte hin einander reichte. Von den benachbarten Orten waren endlich Spritzen und Hülfebringende herbeigekommen, und bald hatte man die Gewißheit, daß zwar nicht das brennende Haus selbst, aber doch die angebauten, in deren Mitte es eingekeilt war, gerettet seien. Jetzt trat auch wieder nach und nach eine Carnevalslustigkeit ein, manche Neckerei wurde wieder verübt, und als der Morgen graute, sah man zwar das Haus der Lust in einen Schutthaufen zusammengesunken, aber mit dem stillen Danke, daß kein Menschenleben unmittelbar dabei zum Opfer geworden, ging jeder halb erstarrt nach Hause. Seitdem sind die Carnevalsfreuden meiner sonst so lebenslustigen Vaterstadt nie ohne Beischmack von traurigen Rückerinnerungen und Ahnungen.“

Rosa hatte bemerkt, wie Steltor bei der öfters unterbrochenen Erzählung doch immer wieder mit einer Art von wohlgefälliger Selbstpeinigung darauf zurückgesprungen war, es war ihr nicht gelungen, ihn auf ein entferntes, keinen Anknüpfungspunct bietendes Thema zu bringen. „Die guten Einwohner von R.,“ hob sie jetzt wieder an, „sollten es uns nachthun, und die große Entdeckung unserer Zeit, die Gasbeleuchtung, acceptiren. Ist sie ja schon über das ewige Lämpchen der Kirchen hinaufgedrungen. Es ist doch recht schön von den Predigern, daß sie die Entdeckun-

gen unserer Zeit nicht ignoriren. Der junge Geistliche in der Metropolitankirche hat letzten Sonntag diesen Mechanismus als Sinnbild der im Verborgenen wirkenden Macht Gottes gebraucht. Ist das nicht viel zeitgemäßer, als wenn der alte Prediger beim Betruge stets emphatisch herabdonnerte: Dein Getränk ist mit Wasser vermischt? Das paßt ja gar nicht mehr für uns." „Sie haben höchst sonderbare Ideenassociationen," warf Steltor dazwischen. — „Gar nicht so sehr," fuhr Rosa fort, „sehen Sie, in welchem Meere von Licht wir hier uns bewegen, und sein Ursprung ist unsichtbar, wird —"

„Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht,
— — — — — — — — — —
So, hoff' ich, dauert es nicht lange."

so rief eine schnarrende Stimme hinter ihnen; Rosa kehrte sich um und erblickte die feuerrothe Gestalt eines Mephisto, der, mit seiner grinsenden Maske ihr zuwinkend, schnell davonhinkte. „Ein lustiger Patron," sagte Steltor, „ist überall und nirgends, man kann gar nicht herausbringen, wer er ist, und doch hat er schon Alles in Allarm gebracht, denn er kennt die chronique scandaleuse der ganzen Stadt; dabei ist er, trotz seines Citatenreichthums, doch höchst originell." Steltor hatte kaum das letzte Wort aussprechen können, denn plötzlich fühlte er sich wie vom Schlage getroffen; alle seine Sinne schienen ihm zu schwinden, Nacht, lautlose Grabesnacht umgab ihn plötzlich. Da fühlte er die weiche Hand Rosa's, die krampfhaft die seine erfaßte. „Was ist das?" flüsterte sie mit bebender Stimme kaum vernehmbar. Eine Secunde hatte Grabesstille im ganzen Saale geherrscht, jetzt brach ein mächtiges tausendstimmiges Gelächter aus, von chaotischem Geschrei, in welchem man den Ruf: Licht, Licht! unterscheiden konnte, zwar unterbrochen, aber immer wieder von neuem fortgesetzt. Einige Lichter wurden herbeigebracht, aber neckische Masken löschten sie flugs wieder aus, und wieder begann jenes hämische Gelächter. Mehrere Minuten mochte dieser Zustand der allgemeinen Umnachtung angedauert haben, da ward es wieder Licht, und ein komisches Vorbild der Auferstehung zum jüngsten Gericht trat hervor. Nochmals erscholl ein donnerndes Freudengeschrei, die Musik fiel mit einem lange anhaltenden Tusch ein, und wie Posaunenschall am jüngsten Tage ermahnte es Alle, daß sie nun zu Licht und Lust wieder erwacht seien. Nun ging's an ein Erzählen, Muthmaßen, Necken, Rennen, dennoch aber konnte der Ton der frühern Lustigkeit nicht wieder getroffen werden, bis man den Hergang dieser schreckhaften Metamorphose erfahren hatte. Da erschien der Intendant auf der Tribune des Orchesters. Bleich und sichtbar angegriffen rief er: „Verehrte Anwesende! ich bitte um wenige Minuten Gehör!" — Feierliche Stille trat wieder ein. — „Ein Teufelsspuk im eigentlichen Sinne des Wortes hat uns gefoppt. Eine Maske als Mephisto" — ein leises Gezischel bewegte sich über den ganzen Saal, ohne den Redner zu unterbrechen, der also fortfuhr: — „die bis jetzt noch Niemand erkannt hat, hat die pflichtvergessenen Wärter zu berauschen gewußt. So gelang es ihm, den Hahn an der Hauptröhre herumzudrehen und den höchst unzeitigen Spaß, von dem wir uns Alle kaum erholt haben, auszuführen. Die Pflichtvergessenen werden bestraft, und dem kolossalen Spaßmacher, der schnell entwischt ist, wird nachgespürt werden. Lassen Sie sich indeß dadurch nicht in Ihrer Fröhlichkeit stören; gönnen Sie dem Bösen, dem Störenfried die Lust nicht, Ihre reine Freude vernichtet zu haben. Ich werde so viel als möglich dafür sorgen, daß der Gesichtskreis Ihrer Heiterkeit nicht wieder verdunkelt werde." Ein jubelnder Applaus antwortete dem abtretenden Redner. Noch dauerte die Unruhe einige Zeit fort, aber endlich siegte wieder die Lust, und man fand beim Tanze und bei der Flasche den Spaß des seltsamen Intriganten höchst ergötzlich.

IV.

„Das ist ein ganz classischer Carneval," sagte Hugo zu Steltor, als er mit ihm dem Büffet zuging, „höre, da wird mir gerade ein göttlicher Studentenstreich erzählt, ach, der klingt wie Erinnerung an schönere Tage." — „Was denn?" — „Du weißt, welcher Aufruhr in der ganzen Stadt herrschte, als schon von heute früh an kein Billet zur Redoute mehr zu erhalten war; wie manche sorgsam coiffirte Dame mußte ihr Lockenhaupt des unbegafften Schmuckes wieder berauben und in stiller Resignation frühzeitig auf die geduldigen Kissen legen." — „Nun, der Studentenstreich?" fragte Steltor ungeduldig. — „Da fährt heute früh eine ganze Schaar Studenten singend und jubelnd im Reichsadler ein. Denke Dir das Schelten und Fluchen, als ihnen die Botschaft von den verschlossenen Himmelspforten entgegengebracht wird. Bald ergeben sie sich in bescheidene Resignation, und wollen, vom Geräusche der Welt und ihren Larven zurückgezogen in pace sich heute Abend beim Weine ein Bene thun, einstweilen wurde mit ein paar präludirenden Flaschen Rüdesheimer begonnen." — „Zur Sache, zur Sache!" drängte Steltor unwillig. — „Sachte, sachte," beschwichtigte Hugo, indem er sich niedersetzte, und nachdem er einen vollen Zug aus dem dam-

pfenden Punschglase gethan, fuhr er behaglich fort: „das war jetzt ein Foppen und Necken des alten Hauses, das bald seine silberne Hochzeit mit der Universität feiert. Du kennst ihn ja, den dicken Randal, der hatte schon die ganze Woche seine Rolle auf der Kneipe probirt, wie er sein Bäschen intriguiren will, und was er überhaupt für tolle Streiche auszuführen gedenkt. Ich muß ein Billet haben, und sollt' ich es aus der Erde stampfen! rief er, warf seinen grauen Mantel mit dem mächtigen Bärenpelz über, setzte die dreifarbige Mütze auf die linke Seite des erglänzenden Hauptes und entfernte sich schnell. Abends saßen die Zechbrüder, ihrem löblichen Vorsatze getreu, beisammen, da erschien Randal in vollem Ballstaate. Hast Du ein Billet? fragten Alle wie aus einem Munde. Nein, antwortete er, sich entfernend, und doch muß ich zum Balle. Noch auf der Stiege hörte Randal das schallende Gelächter von oben. Er aber geht gerade auf das hellerleuchtete Redoutenhaus zu, postirt sich an eine Ecke des linken Corridors. Viele Herren und Damen wandeln an ihm vorüber, endlich erscheint ein scheu um sich blickender Jongleur. Haben Sie Billet, herrscht ihn Randal dictatorisch an. Ja, antwortete die Maske und reichte ihm ein solches. Geben Sie hier Ihren Mantel ab, setzte Randal zuvorkommend hinzu, und während die Maske in die Garderobe ging, schlich sich Randal schnell an den andern Eingang, gab das Billet ab und gelangte so in den Saal. — Es lebe die akademische Freiheit!" rief Hugo, indem er die ersten Gläser des eben hereingebrachten Champagners füllte. Hell erklangen die Gläser. „Denke Dir nur," fuhr er fort, „der Jongleur hat ein Liebchen auf dem Balle, er will sie intriguiren, will ihr vielleicht hier zum ersten Male eine Liebeserklärung machen, und nun steht er da draußen, die wirbelnde Musik dringt bis zu ihm, er sieht die Menschenmassen sich hineindrängen, vergebens bittet, beschwört er die Thürsteher, er sei geprellt, gehöre rechtmäßig dahinein, umsonst, er muß seinen Rückzug antreten, sich zu Haus vor den Spottenden verbergen und sich still ins Bette schleichen." — „Du hast eine sonderbare Imagination," sagte Steltor, „was berechtigt Dich gerade zu solchen Hypothesen?" — „Du, Du selbst," erwiederte Hugo lachend, „was wäre das gewesen, wenn Du hättest draußen stehen müssen, und Rosa Lothmar wäre hier?" — „Sprich doch nicht so laut, bedenke," — fiel Steltor ein. — „Du sprichst lauter als ich mit Deinem schmetterlingsartigen Flattern um das liebe Röschen, doch nein, Du führst ja jetzt ein umsponnenes Raupenleben, wann willst Du Dich einmal entpuppen und wieder frei umherfliegen, wie ehedem, oder als Hazardier gesprochen, wann wirst Du einmal bei Deinem Liebesspiele va banque ausrufen? Ich glaube gar, Du bist ein Liebessybarit, gefällst Dir in diesem Sehnsüchteln, diesem Herumschwärmen, willst keine Entscheidung, wie könntest denn Du, der sonst so muthige, jetzt so zag sein?" — „Nein, nein!" rief Steltor und faßte die Hand seines immer hitziger werdenden Freundes, „Du hast recht, ich bin jetzt so lethargisch, aber es soll anders werden, energisch, entweder ich durchhaue all' die Bande, die mich an das jetzige Verhältniß fesseln, und lasse sie frei flattern in der Luft, oder ich knüpfe sie fester, unzertrennlich fest." — „Bald?" fragte Hugo. — „Bald," war die Antwort. Lange und immer traulicher sprachen die Freunde mit einander. — Die Lichter waren herabgebrannt, nur noch wenige Zecher saßen hier und da an den Tischen beim Weine. „Ich reise morgen," sagte Hugo beim Aufstehen, „Du kannst mir brieflich keine Nachricht geben, da ich nicht weiß, wo ich Halt mache, suche mir den Erfolg Deiner Bewerbung durch verblümte Andeutung etwa in der hiesigen Zeitung kund zu machen. So erfahre ich's am sichersten." — „Gut," sagte Steltor, „auf gut Glück!" — Nochmals erklangen die Gläser und wurden bis auf den Grund geleert. Nach heftiger Umarmung trennten sich die Freunde, der Eine, um seine Reise anzutreten, der Andere, um, trotz des herannahenden Morgens, noch einige Stunden zu schlafen. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden. (Fortsetz.)

[Griseldis.]

Im zweiten Acte finden wir sie nun in ihrer Behausung. Mit banger Sorge erwartet sie einen alten treuen Diener von ihrem blinden Vater zurück, dessen Zorn sie im Kampfe zwischen Kindes- und Gatten-Liebe auf ihr schuldloses Haupt geladen und den sie wieder zu versöhnen fortwährend bemüht ist. Percival hat den trotzigen Alten von seiner Schwelle verwiesen — Griseldis weint, aber sollte sie ihrem Gatten zürnen und sich widersetzen? Zu gleicher Zeit, als Percival gefährlich krank darnieder lag, sehnte sich ihre Mutter in den letzten Augenblicken nach ihrem einzigen Kinde, es zu segnen, aber die treue Gattin wollte lieber den theuern Segen entbehren, als das Bett des Geliebten verlassen! Sie muß diesen Liebesdienst nun auch mit dem Vaterherzen bezahlen! der ergrimmte starrsinnige Alte sieht nur Undank und Hochmuth in den Werken ihrer stillen Tugend. Zu wiederholten Malen versucht sie, ihn,

„den Leichtgereizten, Schwerversöhnlichen",

bittend zu erweichen — umsonst, auch diesmal schickt er mit rauhen Worten ihren Boten heim und verharrt in dem ungerechten Zorn gegen seine verkannte Tochter. Mit heißen Thränen beweint sie ihr Unglück, doch ihr Herz weiß nichts von der Schuld, die ihr der harte Vater aufbürdet, ihr Bewußtsein spricht sie frei, und so findet sie Erhebung in den Gefühlen ihrer Liebe. Ist, sagt sie zu sich selbst,

„Ist Lieb'e Schuld, wohlan, so bin ich schuldig,
Um Lieb' entsagte ich der Mutter Segen,
Mein Stolz ist Liebe, Liebe ist mein Glück!"

Der Gedanke an ihr heißgeliebtes Kind, an ihren Gatten tröstet sie. O wüßte sie, welche furchtbare Wetterwolken, verderbenschwanger, über ihrem Haupte schweben, während sie sich der Rückkehr ihres lang entbehrten Percival freut! Wüßte sie, daß Er es sei, der ihre Liebe verräth, Er, an dem sie mit ganzer Seele hängt, dem sie Alles zu opfern im Stande ist! Er kommt mit seinen Begleitern. Griseldis läuft ihm entgegen, liebkost ihn, fragt ihn dies und jenes durch einander und ohne in freudiger Hast eine Antwort abzuwarten, schwatzt sie weiter, erzählt ihm von ihrem Kleinen, der während des Vaters Abwesenheit ohne Gängelband laufen gelernt habe, und bemerkt vor lauter Freude die Gäste nicht, die mitgekommen und gerührt sie anschauen. Percival stellt ihr dieselben vor und befiehlt ihr, für einen Trunk zu sorgen. Sie geht. Indessen bereitet Percival die Ritter auf die erste Probe vor, die er sogleich ins Werk zu setzen entschlossen sei. In tiefen Gedanken versunken setzt er sich an den Tisch, da Griseldis zurückkommt. Nachdem sie ihren Gästen den Wein credenzt hat und nun sich mit dem Becher ihrem Gatten nähert, bemerkt sie die düstern Falten auf seiner Stirn und bekümmert, erschrecken, forscht sie nach der Ursache seines Trübsinns. Nach einigem Zögern entdeckt ihr Percival, daß der König befohlen habe, ihm ihr Söhnchen auszuliefern, weil er, aus niederm Schooß entsprossen, unwürdig sei, einst sein, des edelgebornen Vaters, Erbe zu werden. Griseldis hält anfangs dieses Zumuthen für Scherz, da sie aber von dem entsetzlichen Ernste durch die Gewährsmänner versichert ist, so bricht sie in die lauteste Wehklage aus, bittend, beschwörend, in Thränen zerfließend. Mein süßes Knäbchen, jammert sie, will mir der König rauben? Wozu? fragt sie verzweifelnd und furchtbare Bilder entfalten sich vor ihrer Seele. Percival, Fassung erzwingend, giebt ihr zu bedenken, daß sein eigenes Leben von der Auslieferung des Kindes abhänge. Die fürchterliche Wahl muß geschehen — nicht beide kann sie retten; da entscheidet sie sich mit blutendem Herzen für den Gatten. Dieser weist die Ritter nach der Kammer, wo der Knabe schläft, Griseldis wendet sich schaudernd weg, aber als sie die Thür öffnen, da raubt ihr die Mutterliebe ihre Stärke, das Gräßliche zu ertragen, und mit den verzweiflungsvollen Worten: ich kann nicht! ich kann nicht! eilt sie den Räubern ihres Kindes nach!

„Griseldis! her zu mir!"

ruft Percival gebietend, gehorsam kehrt sie zurück und sinkt ohnmächtig zu seinen Füßen nieder. — — Der gräßliche Wurf ist geschehen — das geliebte Kind ist von dem Mutterherzen gerissen, der erste giftige Pfeil gedrückt in Griseldens Brust! Schon liegt der Zweite auf dem gespannten Bogen und Percival's Hand zittert, ihn abzusenden. Mit ohnmächtigen Scheingründen sucht er die innern Vorwürfe zu beschwichtigen, die wie Schlangenbisse an seiner Seele nagen. Das Weib ist in des Mannes Gewalt gegeben, sein Eigenthum; soll er es nicht prüfen dürfen, gleich wie sein Schlachtroß, sein Schwert? Wie? hab' ich nicht ein Recht darauf? Und wenn es so ist,

„Wenn ich mein Recht gebrauche, thu' ich Unrecht?"

Unmöglich! antwortet er sich, aber sein Herz straft seine trügerischen Schlüsse Lügen, und gerade jetzt, wo er dem Geschlechte der Frauen alle Rechte absprechen möchte, gesteht er ihm die meisten in seinem Herzen zu. Doch die Königin hat Percival's Wort, und Er bricht es nimmer, sollte es auch sein eigenes Verderben sein. Knien vor Ginevra? Dieser Gedanke fährt ihm wie eine eiskalte Todtenhand über die Seele und giebt ihm seinen wankenden Muth völlig wieder. Er drückt die Augen zu und schreitet weiter auf der furchtbaren Bahn, dessen Ziel er nicht ahnt. Tristan's Bitten, dem Griseldens jammervoller Anblick Thränen in die Augen lockt, vermögen nichts über den Unerbittlichen, als ihn zur Eile zu treiben. Die Vasallen Percival's sind versammelt. — Griseldis, auf ihre Kammerfrauen gestützt, kommt auf den Ruf ihres Gatten und empfängt von Tristan und Gowin die vorläufige Kunde ihres fernern Schicksals, das ihr prophetisches Herz schon vorausgeahnt hat. Mit stiller Ergebung vernimmt sie es aus Percival's eigenem Munde, sie hält es für eine traurige Nothwendigkeit, für eine Folge ihrer Uebereilung, des hochgebornen Ritters Hand angenommen zu haben. Der König hat ihr das Söhnchen geraubt — soll Percival's edler Stamm erlöschen? O sie sieht Alles voraus! Es mußte so kommen und kein Vorwurf, auch nicht der leiseste, klagt den verlornen Gatten an, als er sie öffentlich von sich stößt,

„wie sie gekommen, hülflos, arm und nackt!"

Mit der Zurückgabe des Rings ist jedes Band aufgelöst, das die arme Köhlertochter an Percival geknüpft. Alle Anwesenden, die bärtigen Ritter stehen tief gerührt, und Percival selbst wankt auf seinem Thron und wendet das Gesicht, um die lebendige Schrift seiner Züge zu verbergen. Geh Griseldis: ruft er drei, vier Mal, denn seine Fassung geht zur Neige. Nur noch einmal will sie in seine Augen blicken! Lebewohl! In diesem einzigen Laut drängt sie den ganzen Schmerz zusammen, der sie zerreißt — sie faßt seine Hand, sie fühlt sie in der ihrigen zittern — sie bemerkt eine Thräne unter seinen buschigen Augenbrauen — ein schöner Lichtstrahl fällt in die Nacht ihres Kummers, ein Balsamtropfen in ihren herben Leidenskelch däucht ihr die kostbare Zähre und getrösteter verläßt sie den Heißgeliebten mit den Worten:

„Zwar geh ich weinend, doch nicht unbeweint!"

(Die Fortsetzung folgt.)

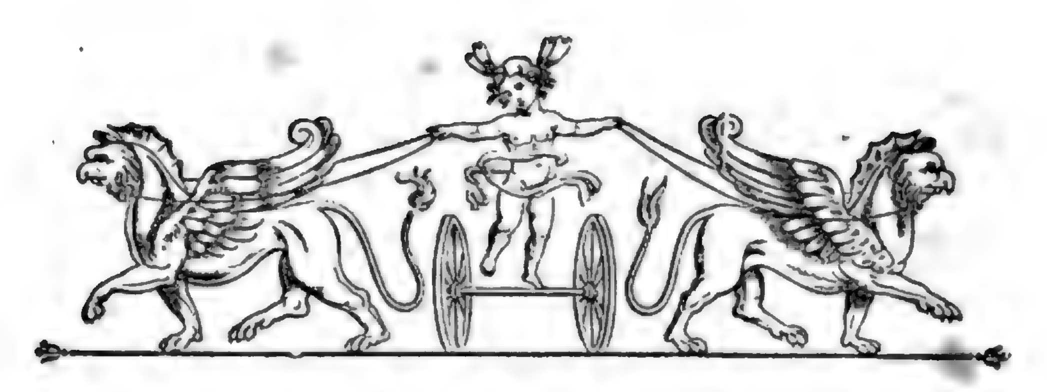
Notiz.

[Molique.]

Dieser ausgezeichnete Violinvirtuos ließ sich in Leipzig zum zweiten Male, in einem eignen Concerte, hören. In seinen Compositionen lebt und webt die süddeutsche Naturromantik, derselbe Geist, der die schwäbische Lyrik beseelt. In seinem Spiel herrscht ein Gefühl der vollendeten Sicherheit, das auch auf den Hörer auf wohlthätige Weise übergeht; die kecksten Wagnisse seines Bogens werden von einer kernigen Naturkraft gehalten und getragen; die Weichheit seiner Töne wird nie weichlich, wie dies mitunter bei Anhängern der Spohr'schen Violinschule der Fall ist, seine Kraft bleibt gebunden in Wohllaut und ohne Erhitzung der Phantasie. Er spielte sein zweites Violinconcert, A dur, eine große Piêce von Mayseder, um die Kunst der Doppelgriffe, die er in eignen Compositionen zu vermeiden pflegt, zu entfalten, und seine Phantasieen über Schweizerlieder. Hier ist recht eigentlich das Feld seines Spiels, die kräftige Natureinfalt der Themata entspricht dem ganzen Wesen dieses eigenthümlichen Musikers.

Madame Franchetti-Walzel sang eine Rossini'sche Arie, Herr Alexander Anschütz zwei Spohr'sche, aus Jessonda und die für den Faust eingelegte „Liebe ist die zarte Blüthe." Dieser jugendliche Baritonist, ein Sohn des wiener Anschütz, hat an unserer Bühne zu wenig oder eigentlich gar keine Gelegenheit, den in der That vortrefflichen Fond seines Organs zu entfalten. Jedenfalls hat er die Anwartschaft zu bedeutenden Gesangsleistungen.

Leipzig.] gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 19. — den 27. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Paris im Jahre 1836.

Der anonyme Verfasser des Buches: „Rom im Jahre 1833,“ hat seine Anschauungen von Paris und den Parisern zusammengestellt. Dieser Autor gehört zu den Reisenden, die die Fremde nicht durchfliegen, sondern sich in ihr ansäßig machen, zu den Berichterstattern, welche schwer, wenigstens langsam, aber dann ungemein sicher und mit seltener, man könnte sagen unerbittlicher Schärfe des Verstandes auffassen. Seine illusionslosen Wahrnehmungen verrathen eine unerschütterliche Charakterfestigkeit kerndeutscher Gesinnung. Wie es scheint, an eine statistische Beamtentreue des Referirens gewöhnt, läßt dieser Autor die Summe seines Wissens und seiner Meinungen mit einer Tacitischen Wortkürze ins Leben treten. Ohne Zweifel mit den politisch-ökonomischen Bedürfnissen im heimischen Staatshaushalte durch jahrelange Thätigkeit vertraut, in dem Calcül deutsch-verändiger Beamtengeschäfte bewandert, vielleicht auch als Staatsmann mit einer Mission beauftragt und mit dem festen Glauben ausgerüstet, in ruhiger Erörterung der materiellen Volksfragen das Heil der Gesellschaft zu sehen, gibt der Autor ein Bild von der französischen Weltstadt und den Zuständen des dortigen bürgerlichen Lebens. Die Salons, diese eigentlichen Reverbèren der französischen Conflicte, bleiben ihm nicht verschlossen, allein hier war nicht lange seines Bleibens, oder er fand darin kein Genüge, auch fehlt ihm die Kunst, an den pariser Persönlichkeiten, als den Machinateren des Geschichtslaufes, den Zustand der Dinge abzumessen. Durch diesen psychologisch-historischen Takt sind Eduard Gans' Schilderungen ausgezeichnet und seine Rückblicke auf Personen und Zustände in dieser Beziehung noch nicht übertroffen. Desto gründlicher orientirte sich der anonyme Autor in dem Verkehre der französischen Bourgeoisie, in ihren Mitteln und Zwecken, ihren Erwartungen, ihren Erlebnissen, und in dem ganzen Zustande der gewerblichen Mittelclassen. Wir vermissen bei ihm die Empfänglichkeit für die Reize weltmännischer Geselligkeit, ein würtembergischer Spartaner erscheint er unter den Sybariten und hat einzig darauf Bedacht, was eigentlich hinter dem Schimmer des Schmetterlingsstaubes Solides zum Grunde liege. Auch an der Physiognomie der Literaturwelt mag er sich nicht die Gesichtslinien des ganzen Lebens abnehmen, er hält sich an den Bestand der industriellen Thaten, der gewerblichen Erscheinungen und des bürgerlichen Bedarfs für den Tag. Selbst wo wir von diesem Wahrnehmer glauben möchten, seine nüchterne Verstandesschärfe täusche sich, nicht über das Einzelne, wohl aber über das summarische Ganze, da müssen wir doch vor so viel ehrenfester Gründlichkeit die Segel streichen.

Unser Autor hat Paris zu wiederholten Malen gesehen, er hat sich neuerdings wieder dort eingelebt, bevor er es schildert. Für Reisende ist sein Buch der trefflichste Leitfaden, für uns, die wir von der Ferne aus in dem Gewühl der französischen Hauptstadt uns zurechtfinden wollen, mögen

hier die allgemeinen Ergebnisse seiner Anschauungen kurz zusammengefaßt werden. Durch alle Abschnitte des Werkes läuft die vielfach im Einzelnen bestätigte Wahrnehmung, daß die Franzosen ein ganz anderes Volk zu werden beginnen. Die altfranzösische Lustigkeit wird durch Ernst und Gründlichkeit langsam, aber sicher verdrängt, unser Autor findet jetzt weniger Witz in Paris, aber mehr Wissen, weniger gesellige Liebenswürdigkeit, aber mehr politische Erziehung und Selbstgefühl. „Die Bewegung des Bürgerstandes," sagt er eigenwörtlich, „geht gleichförmig durch ganz Europa Einem Ziele zu; er hat viel errungen, hat aber noch mehr zu erringen, was Wunder daher, wenn er ernst, ja trocken und hart geworden ist." Man hört in Paris der Witzworte und Calembourgs weit weniger als sonst; wo Gelegenheit sich bietet, dem Volkswitze Luft zu machen, horcht man vergebens nach den schnellen Antworten, den beißenden, ja schneidenden Anmerkungen und jener graziös leichtsinnigen Drolligkeit, welche die ernstesten Falten in Lachen auflöst, wie man sie bei den südlicheren romanischen Völkern täglich finden kann. Wenn ja ein Mensch jetzt noch als Witzwortmacher genannt wird, so ist es ein Greis, ein verdienstvoller Künstler, welcher aber ein halbblütiger Italiener ist. Gewiß haben die Begebenheiten unserer Zeit kein Volk so durchaus verändert als das pariser. Sogar die Engländer und die Deutschen, deren Umwandlung doch dem ungeübtesten Auge auffallen muß, sind ihren Vätern nicht unähnlicher als die Pariser. Der letzte Vertreter jener alten lebenslustigen Leichtigkeit, welche den Franzosen auszeichnete, mochte Beranger mit seinen Chansons sein, bei welchen der ernste Stoff, verbunden mit der lachenden Behandlung, den Uebergang zur Rauhheit recht eigentlich bezeichnet. Er und der Verfasser der Physiologie du goût, Brillat Savarin, sind, wie unser Verfasser irgendwo bemerkt, wie Karyatiden vor ein nun verschlossenes Thor hingestellt. Den tanzmeisterischen Gang der alten Franzosen, jene hagern, an Don Quixote mahnenden Gestalten der alten Militärs, die Geckenhaftigkeit der Incroyables, alles dies erblickt man nicht mehr. Der Adel der alten Zeit stirbt mit seinen wenigen Nachzüglern aus, der Adel der Kaiserzeit, schon seiner Entstehung nach mehr ein Adel des Talentes, ist keine Kaste mehr und hat nur Geltung durch seinen Anschluß an die Bedürfnisse der Jetztwelt, deren Sinn auf die Praxis der nächsten Vortheile gestellt zu sein scheint. „Nach den Stürmen der Revolution," sagt unser Autor, „konnte eine Pairskammer nur ein Flötzgebirge, nie aber ein Urgebirge bilden. Auch sie hat durch ihre Zögerung *vor*, durch ihre Nachgiebigkeit *nach* den Juliustagen ihre Entlassung gegeben, und beherrscht die öffentliche Meinung keineswegs mehr, und dies *muß* eine Adelskammer vermögen, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen soll. An der Spitze der öffentlichen Meinung vermag sie alles, gegen diese nichts. Sie muß alle Notabilitäten in sich aufnehmen können, ohne sich etwas zu vergeben. Nun haben sich alle Kräfte des Volks außerhalb der privilegirten Stände entwickelt, daher wir nicht zu viel zu sagen glauben, wenn wir behaupten, daß Paris nie wieder die Hauptstadt des europäischen Adels im alten Sinne werden könne." Alles läuft, nach des Verfassers Darstellung, auf jenes Niveau hin, zu welchem die gewerbthätigen Kräfte des Lebens von selbst führen, auch ohne alle Idealistik demokratischer Richtung. Somit erscheint ihm die prosaische Werkelthätigkeit der petite bourgeoisie, die sich aus den untern Classen ergänzt und durch das System der Sparcassen eine anwachsende Unabhängigkeit gewinnt, als das hervorstechendste Element der heutigen Gesellschaft. Alles Exclusive hört auf oder wird ohnmächtig, die Heranbildung der Massen, anfänglich auf den Grund und Boden industrieller Strebsamkeit, stellt sich als eine Perspective der Zukunft hin. Dieser französische Mittelstand erscheint, nach des Verfassers Berichten, noch ganz und gar erfüllt von Haß gegen die Priester und die Formen der Kirche, so daß an die Rückkehr des alten, auf katholische Orthodoxie gestützten Königthums nicht zu denken ist. Hieran schließt sich die Ansicht des Autors über die religiösen Zustände überhaupt. Er hält die revolutionnairen Erscheinungen für endemische Krankheitssymptome *katholischer* Länder, indem diese durch eine gewaltsame Kraftanstrengung versuchen müßten, sich dem langsamen, aber organischen Fortschritte protestantischer Länder gleichzusetzen. Hieraus würden sich jedoch Consequenzen ergeben, die der Verfasser schwerlich wagen würde, weiter durchzuführen. Es würde sich einerseits daraus ergeben, daß protestantische Länder niemals der großen französischen Revolution bedurft hätten, andererseits, daß sich z. B. Oesterreich demgemäß revolutioniren müsse, weil ihm als katholischem Staate eine Entwickelung auf dem Wege der Reform nicht zustände. Wir ertappen hier den Verf. auf einem absolut protestantischen Glaubensbekenntniß, dessen Verstandesschärfe doch mit einer Beengtheit des Gesichtspunctes zusammenfällt. Ein solcher optimistischer Protestantismus hat sich vor dem Glauben an seine Unfehlbarkeit zu hüten, einem Glauben, den er am Papismus rügte, und der ihm nun selbst überkommen zu sein scheint. Es muß mindestens für unzulänglich angesehen

werden, den Völkern den Protestantismus als die alleinige Bedingung einer organischen Fortentwickelung perspectivisch hinzustellen; auch in dem Katholicismus liegen Elemente, welche die Weltgeschichte als brauchbar befinden kann zur Entfaltung eines zukünftigen Völkerlebens. So viel aber kann dem Verf. unbedingt zugegeben werden, daß die moralische Entwürdigung, die sich der französischen Gesellschaftsclassen am Ende des vorigen Jahrhunderts bemächtigte, Folge der jesuitischen Herrschaft war, hinter welche sich der Absolutismus der Könige flüchtete, und daß, wie alles Heil der Zeit, so auch das Wiedererwachen eines religiösen Gefühls nur aus der Heranbildung eines freien Bürgerthums zu erwarten stehe, eines freien Bürgerthums, das sich vor der Hand allerdings nur gewerblich bethätigt, um auf der Scholle der Wirklichkeit festen Fuß zu fassen. Von diesem Gedanken, um welchen sich die Angel der Zeit dreht, ist das Bourbonenthum wie der Napoleonismus überholt, und der auf das Praktische gestellte Sinn der jetzigen Pariser scheint selbst unserm Verfasser die Bürgschaft abzugeben, daß die Elemente des alten Franzosenthums gänzlich verbraucht sind. Ob sich nun neben diesem Bürgerthum, als dem alleinigen Elemente des modernen Staatenlebens ein papstloser Katholicismus gestalten könne, um dem prosaificirten Menschenleben die ideale Seite zu erhalten, ist eine jener Fragen, die uns schon von dem Buche über Paris abführen; wir kehren deshalb kurz auf dessen Inhalt zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Carnevalsscherz.

(Beschluß.)

V.

An einem unfreundlichen Märzabende saßen noch spät fünf junge Männer an dem obern Ende der nur spärlich besetzten Tafel in dem Gasthofe zum Erbprinzen in K. Man sah es, daß der große blonde Mann, mit dem freien und schwärmerischen Blicke, der oben saß, hier den Mittelpunct bildete. Jeder richtete Fragen an ihn, und wenn er sprach, hingen alle Blicke an seinem ausdrucksvollen Mienenspiel. „Hugo," sprach einer zu diesem — denn es war in der That unser Freund Hugo Schuler — „Hugo, Du hättest noch einige Tage bei uns bleiben sollen. Unsere Frauen haben uns alle beim Weggehen den Auftrag gegeben, Dich recht inständig darum zu bitten." — „Mein kleiner Hugo," fiel hier der kleine stämmige Mann zur Rechten ein, läßt den Vetter bitten — denn ich mag's ihm nicht benehmen, daß Du ein solcher bist — da er sein Pathe sei, möge er auch noch länger bei ihm bleiben." — „Willige ein, bleib noch einige Tage bei uns," fielen alle einstimmig ein. — „Ihr verweichlicht mich noch," antwortete Hugo, „ihr seid alle verheirathet, lebt glücklich in eingefriedeter Ruhe; ich aber darf noch nicht an der Scholle kleben, darf mich noch nicht firiren. Meine bevorstehende Reise nach Italien, ehedem der Gipfelpunct aller meiner Wünsche, verliert mir täglich an Reiz, je länger ich hier verweile; ich werde unmännlich, lasse mich von der Sehnsucht nach Eurem Glücke zu sehr bewältigen, ich muß fort, ich muß von dieser schönen Welt noch mehr sehen, ehe ich mich in ein Stillleben begrabe; jetzt bin ich noch frei, wer weiß wie lange noch." — „Es kommt dann ein nicht minder schönes und reizvolles Glück," entgegnete wieder der Kleine zur Rechten. Ohne auf diese Wendung einzugehen fuhr Hugo fort: „Alphons hat mich schon zu lange aufgehalten, ich wollte die ersten Blüthen Hesperiens in dem hereinbrechenden tausendjährigen Reiche begrüßen. Gott! was fällt mir hier ein. Herr Wirth, bringen Sie mir die zwölf letzten Nummern der Zeitung aus S." Alle staunten einander an, schnell durchflog Hugo die Blätter, da sprang er plötzlich auf und umarmte den neben ihm sitzenden Kleinen. „Brüder," rief er, „Alphons ist ein Bräutigam, seht, hier steht's, und schon seit drei Tagen, und ich wußte nichts davon. Lest, hört: „„Dem ehrenfesten Ritter Hugo diene zur Nachricht, daß das va banque glücklich ausgeschlagen von seinem entpuppten Maikäfer."" Morgen will ich Euch das Räthsel lösen, jetzt muß ich gleich an Alphons schreiben, ich bleibe noch hier, Ihr müßt morgen auch schreiben. Gute Nacht."

Correspondenz.

Aus Dresden. (Fortsetz.)

[Griseldis.]

Wie aus einem schrecklichen Traum erwachend, fährt Percival mit Donnerworten auf. Die Binde fällt ihm von den Augen, jetzt schaut er das Gräßliche, das er gethan, im hellsten, furchtbar-anklagenden Lichte. Er stürzt auf Tristan zu, dessen weisen Rath er verschmäht hat — weh! ruft er, weh!

„Ich war zu hart! Ich bin zu weit gegangen!"

und dann!

„Ich hab' gespielt mit ihrem treuen Herzen,
„Ich hab' geschwelgt in ihren Todesschmerzen!"

Niedergeschmettert sinkt der starre, eherne Mann an den Stufen seines Thrones hin — ein großer entsetzlicher Augenblick: mit ernstem Tritte hören wir das Schicksal schreiten. Sein Werk neigt sich zu Ende! — — die Königin, zufällig in der Nähe jagend, kommt in Percival's Schloß und bittet für kurze Zeit um ein gastliches Dach. Niemandem entgeht, daß die Neugier an diesem Besuche den größten Antheil habe. Die Ritter beschwören wechselweise die Königin und Percival, das Spiel nicht weiter zu treiben, aber Jene besteht auf den

Kniefall und Dieser sähe lieber die Welt zusammenstürzen, als daß er sich dieser Demüthigung unterwürfe. — Griseldis ist indessen in den heimathlichen Wald zurückgekehrt und wirft sich dem Vater zu Füßen. Wehe! auch hier findet sie keine offenen Arme — nur Vorwürfe, Verhöhnung!

„— — bringt Matten her!
daß Frühthau nicht die zarten Füße netze!"

So bittere Worte muß sie vom eignen Vater hören, dessen inneres Auge so geblendet scheint, als das äußere. Vergebens sind ihre Bitten, ihre Thränen —

„du bist mein Gast, mein Kind bist du nicht mehr!"

ruft er aus: ihren stützenden Arm verschmähend und sich von einem fremden Knaben geleiten lassend. Griseldis ist nun ganz verwaist und doch wie schuldlos! Mit Recht sagt sie von sich selbst:

„— was die Menschen mein Vergehen nennen,
Ist Liebe, Liebe nur!"

Ja, liebend denkt sie in ihrem höchsten Unglück noch an Den, der sie so weit gebracht. Freudenthränen quellen aus ihren Augen, als er plötzlich ihr erscheint; in diesen Augenblicken hat sie Alles vergessen, was sie gelitten. Aber da sie vernimmt — wie geläufig hat der gerade Percival lügen gelernt! — da sie vernimmt, daß er verfolgt, verbannt umherirre und Schutz suche, so bemächtigt sich ihrer eine furchtbare Angst um den Geliebten und schnell, ohne sich zu besinnen, ohne seinen Dank zu hören, zeigt sie ihm eine Zuflucht in einer versteckten Höhle des Waldes. Ginevra kommt mit Bewaffneten, die sie zum Schein den Wald durchsuchen läßt, sie erblickt Griselden — sie eilt auf sie zu — — o jetzt gäbe sie die Hälfte des Reichs darum, wenn Griseldis zur Verrätherin würde! Doch diese, zu stolz zum Lügen, bekennt freimüthig, ohne Furcht bekennt sie der Königin gegenüber, daß sie dem Verfolgten eine sichere Stätte gezeigt, doch wo? welche Macht könnte ihr das Geständniß entreißen! Kein Mittel macht sie wankend, keine Drohung, kein Versprechen, ja sie verharrt selbst dann in ihrem Schweigen, als ihr alter blinder Vater gebunden herbeigeführt wird. Sollte sie den Tod fürchten? Willig sinkt sie auf die Knie, den Todesstoß zu empfangen, für den Geliebten sich zu opfern. — Jetzt sind es Freudenthränen, heiße, die wir über so hohe weibliche Seelengröße weinen! Und jetzt, jetzt stürzt auch das Wahngebild Ginevra's zusammen! Den Blick von Griselden zum Himmel richtend, bekennt sie erschüttert:

„— Wir sind besiegt!
Denn ob erröthend auch, ich muß gestehen,
Ich habe Englands treustes Weib gesehen!

O daß so viel Jammer und Elend einer erbärmlichen Grille wegen vergeudet werden, daß ein schönes, seltenes Herz zu Grunde gerichtet werden mußte um ein Nichts! Wozu frommt es nun, daß die arme Gequälte in der furchtbaren Probe bestanden? Kann sie noch glücklich werden? Kann die zertretene Blume sich wieder aufrichten? Für Griseldis blüht kein Frühling mehr! Sie wird in die geschmückten Säle wieder eingeführt, aus denen sie vor Kurzem verstoßen wurde, sie sieht den König, die Königin, den versammelten Hof — was bedeutet das? Percival tritt ihr entgegen — ein Moment des Entzückens für die Sterbende! Bist du wieder frei? Ist der Bann von dir gewichen? fragt sie — da hört sie vom König, daß ihr Gatte niemals in Gefahr gewesen, daß ihr Kind unverletzt, daß dieß Alles nur ein Spiel gewesen sei! Hier reicht die menschliche Kraft nicht mehr hin, das unnennbar Jammervolle zu ertragen. Des Schicksals tödliche Hand berührt Griseldens Haupt, es wird Licht vor ihren Blicken, aber welch ein Licht! Ein Spiel? wiederholt sie nach langer Pause, ja!

„Es war ein herbes, thränenreiches Spiel!"

Ginevra beugt, eine reuig Büßende, ihr Knie vor ihr, die solche Demüthigung verschmäht; Percival begrüßt sie als sein Weib, sein geliebtes Weib: Er hat sich verrechnet! „O nein!" sagt sie zu ihm mit furchtbarem Nachdruck „du hast mich nie geliebt!" das zerrissene Band ist nicht mehr anzuknüpfen; sie konnte das Aeußerste dulden, da sie sich geliebt wähnte, jetzt wendet sich ihre Liebe, wie ein guter Genius, auf einmal von Percival! Der unbeugsame Mann ist tief gebeugt, Griseldis ist Siegerin über Alle, aber ach! mit gebrochenem Herzen sinkt sie an die Brust ihres versöhnten Vaters. Percival will sie mit Gewalt von der heiligen Stätte wegreißen — der Ohnmächtige! Seine Macht ist hin, sein Recht verwirkt, auch ohne des Königs letzten Richterspruch:

„So bleib' allein in deinen öden Hallen,
Dir selbst genug und mit dir selbst zerfallen!"—

— Von heiligen Schauern durchbebt, sitzen wir gefesselt, als der Vorhang, das Gemälde verhüllend, niederrauscht. Wie es größere Menschen waren, die an uns vorübergegangen, so sind wir selbst mit ihnen größer geworden. Unsere Brust ist erweitert und hat Raum für die Gefühle, die des Dichters Macht in uns aufgerufen. Wie armselig erscheinen uns jetzt die kleinlichen Verhältnisse des Lebens, da wir hinausgetreten sind in den großen Kreis der Menschheit, wo es nicht mehr ein Abwehren hemmender Rücksichten, wo es den Kampf gegen das Schicksal gilt. Wir bedürfen solcher Erhebungen und wohl uns, wenn sie sich mehren und wuchern und uns die verderblichen Lockungen der Afterpoesie verschmähen lehren, welche uns entnerven und einschläfern, wie Opium, auf dessen Genuß nach kurzem Rausche eine desto tiefere Betäubung folgt. Fr. Halm's Dichtung gehört nicht zu den vorübergehenden Tagserscheinungen, sie erhebt sich so unvergleichbar hoch über dieselben, daß es mir nicht zum Vorwurf gereichen wird, den Gang der Handlung ausführlicher berichtet zu haben, als es sonst geschehen sein würde! Daß sich auch hin und wieder Stimmen gegen die Tragödie erheben, darf uns nicht befremden nach dem, was ich schon oben bemerkt habe! Dann ist aber allerdings das deutsche Publicum überhaupt so verzärtelt, daß es sich von Neuem an das Großartigere gewöhnen muß — manches anerkannt classische Werk hält sich wohl heut zu Tage allein noch durch seinen Ruhm! Um so größere Anerkennung verdient der Enthusiasmus, der ziemlich allgemein für Griseldis laut geworden. Des Dichters Beruf für die Tragödie zeigt sich hier unverkennbar, und nicht diese allein, sondern auch — was aus der Mode gekommen — ein gediegenes Studium der dramatischen Poesie.

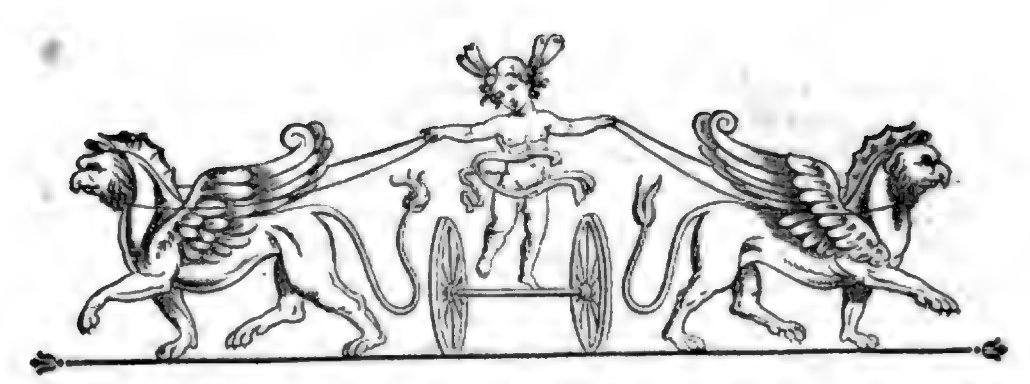
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Themistokles unter den Räubern.]

Themistokles, eine Tragödie von Dr. Friedrich Cramer, hat in dem neuesten Verlagskatalog von Gottfried Basse ein sonderbares Schicksal gehabt; er ist im eigentlichsten Sinn zwischen die Räuber gerathen. Unmittelbar ihm voransteht Corsanello, der furchtbare Seeräuber, von Hildebrandt; auf ihr folgt Dedo von Adlerstein, der wilde Ritter, oder der Mädchenraub, vom Verfasser des Fiorenzo (einen gewissen Müller, der als Prediger zu Wolmirsleben bei Magdeburg gestorben ist). Also rechts ein Seeräuber und links ein Mädchenräuber! Armer Themistokles! 22.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 20. — den 28. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Cavalier-Perspective.

Unter diesem Titel ist ein „Handbuch für angehende Verschwender“ vom Chevalier de Lelly erschienen*). Der Verfasser hat das Buch „seinem lieben Vetter und Freunde,“ Eugen Baron Vaerst, dem Redacteur der breslauer Zeitung, gewidmet; allein man sagt, das Verhältniß zwischen Vetterschaft und Autorschaft sei umgekehrt, Baron Vaerst sei der Verfasser und Chevalier Lelly der liebe Vetter und Freund. Eine andere Vermuthung ist, Chevalier Lelly sei gar kein ens, kein Ding, das da ist, sondern besagter Baron habe sich selbst bevettert und mit der Freundschaft seiner selber coquettirt. Dem sei wie ihm wolle, das chevalereske Buch ist da und läßt sich als ein angenehmer Beitrag zur modernen Cavalierliteratur bezeichnen, deren fashionable Wetterfahne Fürst Pückler ein für alle Mal aufgesteckt hat. Ohne die Schriften des Verstorbenen wäre das Cavalierbuch nicht geschrieben, obschon Chevalier de Lelly in gar vielen Dingen sich von dem Weltgänger unterscheidet. Der Weltgänger hat mehr urplötzliche Gedankenproduction, mehr Schlagkraft des Witzes, mehr beißende Satyre, in der sich, trotz alles angeborenen Aristokratelns, eine nicht geringe Dosis demokratischer Ausgelassenheit des Geistes durchschmecken läßt. Der Chevalier ist ein vorherrschend Goethisch durchgebildeter, glattgekämmter Gentleman, ein blondes, seidenes Männchen gegen den flatternden schwarzbraunen Lockenkopf jenes Semilasso, der zu viel Beigeschmack von Voltaire'schem Witz hat, um in seinem Anzuge nicht vielfach salopp aufzutreten. Die Cavalier-Perspective ist in der That auch nur ein Apparat zum fashionablen Leben, eine Theorie, aus Casanova und Pückler geschöpft, sie ist weit feiner, sorgfältiger und nobler geschrieben, als des Weltgängers Berichte, aber sie entbehrt der Unabsichtlichkeit und der drängenden Productionskraft, die sich in jenen beiden bekundet. Das Buch ist weit weniger Mosaik, als es der Verfasser haben will, es ist ein zu absichtlich ausgeprägtes und a priori demonstrirtes Glaubensbekenntniß. Den Lehren des lachenden Aristipp, der freien Moral des liebenswürdigen Horaz und den weisen Freuden des Epikur wird in der Lebensweise des Chevaliers genug geopfert, allein alles nur demonstrationsweise und mit dem Raisonnement des Bewußtseins darüber; das ganze Buch ist eine moderne und deutsch durchgeführete Phantasie über das Thema: dolce far niente, aber sie wird uns mit zu viel bereit gestellter Gelehrsamkeit aufgenöthigt, man liest hundert Seiten Predigt über den Genuß, und verliert am Ende die Lust am Genießen. Der Chevalier hätte seine Lebensphilosophie mehr in Erlebnisse und Thatsachen des wirklichen Daseins hineinverspinnen und Ereignisse und Intriguen wie Casanova ersinnen müssen, falls er keine erlebt. Diese Kunst Casanova's, Erdichtetes wie ein Erlebniß zu gestalten und die Producte des gährenden Gehirnes in Blut und Fleisch aufzunehmen, ist noch viel zu wenig als Sache künstlerischer

*) Leipzig bei Brockhaus.

Darstellungskraft beachtet und gewürdigt. An diesem eigentlich productiv poetischen Agens fehlt es der Theorie des Cavaliers. Aber einen liebenswürdigen Raisonneur kann man jederzeit in ihm finden, Montaigne's Spruch: mon métier et mon art c'est vivre, weiß er in hundert Variationen und mit der Grazie des weltmännischen Humanisten mundrecht zu machen, und die Aufgabe, mit seiner Natur und den Ereignissen von außen sich in beste Harmonie zu setzen, löst er wenigstens theoretisch. Nach Jouy's Ausspruch ist jede Dame, die nicht liebenswürdig ist, ein bösartiges Weib, allein weit weniger taugt ein Cavalier, der nicht Geist genug hat, um seinem Geiste zum Trotz allezeit liebenswürdig zu sein; dies ist sein Fluch und seine Cardinaltugend zu gleicher Zeit. Sehr eigenthümlich aber ist es von unserm durchaus modernen Cavalier, daß er sich in die Zeit und ihre Ansprüche und Aufgaben zu finden weiß. Da es der Hauptsatz seiner Lebensphilosophie ist, durch Genuß weit mehr als durch Philosophie die Humanität gefördert zu sehen, so verläßt er natürlich Deutschland und macht Paris zu seiner Welt. In Frankreich, wo ein Minister Zucker raffinirt und ein Gesetzgeber Lichter zieht, muß auch der Cavalier calculiren und speculiren. Durch eine Mystification, die er mit sich treiben läßt, erlangt er den Ruf eines reichen Mannes und macht Wagnisse in Papiergeschäften. Das fashionable Leben und Treiben umschwirrt ihn, er spielt seine Rolle mit aller Grazie des vornehmen Leichtsinns, und gewinnt die Liebe einer begüterten Dame, bis Canning's Tod sein speculatives Charten- oder vielmehr Papierhäuschen umstößt und er nach wie vor als der harmlose Flattergeist und Chevalier sans avoir erscheint, der sein Glück im Weiten sucht. Alles aber ist zu wenig in Fleisch und Blut aufgegangen, es fehlt an Abenteuern, an specielleren Erlebnissen, und über dem wiederholten Raisonnement, daß man, um zu leben, nicht klügeln müsse, kommt man vor lauter Vorbereitung zum Cavalierleben nicht zum Leben selbst. Dieses Buch bildet nur die Propyläen zu einem eigentlichen fashionablen Lebenstempel, den die moderne Salonnovelle abgibt, es ist ein Handbuch, das nur die Grammatik dazu lehrt. K.

Paris im Jahre 1836.

(Beschluß.)

Diese Prosaificirung des ganzen Völkerlebens ist aber recht eigentlich das Augenmerk des Verfassers. Er nennt dieses Aufgeben des altfranzösischen Romanticismus und diese innere wie äußere Hingebung an die industrielle Betriebsamkeit des bürgerlichen Verkehrs die Verlondonung der Pariser. Und allerdings hängt dies mit einer allseits wahrzunehmenden Annäherung an englische Sitten zusammen. Wie Paris sonst Rom vor Augen hatte, so ist jetzt London der Zielpunct einer gesuchten und ungesuchten Hinneigung. Das verräth sich in der Physiognomie der neuen Bauten, in der Acclimatisirung englischer Industriezweige, in der Veränderung, die mit der jetzigen französischen Küche vorgegangen, in der Annahme englischer Wörter, in dem Wohlgefallen an Pferderennen und steeple chases, in der Einrichtung des Haus- und Hofbedarfs, in der Mode der männlichen Kleidung und Lebensart, in der Sonderung der Geschlechter, in der Errichtung der Männerclubs, — kurz, die Annäherung reicht bis in alle Grundlagen des Lebens hinein, so daß die zufälligen Erscheinungen im Einzelnen nur die allgemeine Wahrnehmung bestätigen. Daß der Herzog von Orleans dem englischen Wesen in jeder Art zugethan ist, darf nicht vergessen werden, eben so wenig, daß die englische Jugend der französischen auch ihrerseits auf halbem Wege entgegenkommt. Wird London mit Dover, Paris mit Calais oder Boulogne durch Eisenbahnen verbunden sein, so wird die Wechselwirkung beider Nationalitäten auf einander noch lebendiger und schwunghafter werden. Nur scheint dabei als ausgemacht, daß Paris, die minder bevölkerte Stadt, welcher bei dem früher überwiegenden Einflusse des alten Hofes die bürgerliche Entwickelung versagt blieb, gegen die größere und reichere Weltstadt Englands mehr im Verhältniß des Empfangens als des Gebens stehen werde. Das englische Volksleben hat um so mehr Fonds in sich, als es sich schon Jahrhunderte lang früher zu entwickeln begann, während das französische sich erst mit der Revolution Luft machte; jenes ist schon längst in organischer Entfaltung seiner großen Kräfte begriffen, während die plötzlich hervorgebrochene französische Nationalkraft in der Kaiserzeit schnell bis zur Ermüdung überboten wurde, und jetzt sein Terrain in bürgerlicher Friedensthätigkeit sich erst suchen muß. „Es scheint," sagt unser Verfasser, „daß, wenn man die höchst bedeutende Richtung der Franzosen aus höherm Standpuncte betrachten will, man in derselben eine Reconstruction des im französischen Adel untergegangenen germanischen Princips finden könne, wie das normännische in England dem sächsischen sichtlich weicht. Beide Völker nähern sich in vielfacher Beziehung in entgegengesetzter Richtung."

Dieses Bild einer allmälig gänzlichen Umgestaltung der französischen Lebenszustände wird durch das vollendet, was der Verfasser von der Errichtung von Schulen, von der Aus-

dehnung der französischen Sprachformen und von dem Einfluß der Nationalgarden sagt. Dies letzte Institut ist von ganz vorzüglicher Wichtigkeit. Die Entwickelung einer großen, allseitigen, vertheidigenden Kraft führt zu dem Gefühle der Sicherheit und Unangreifbarkeit, wie es in der englischen Nation an und für sich schon liegt, und wie es die Franzosen zur Zeit der blos angreifenden Heermassen der Kaiserzeit keineswegs kannten. Außerdem ist die Nationalgarde die Schule der Gleichheit und erleichtert also auch von ihrer Seite den Sieg der Industriellen über die rein Verzehrenden, den Sieg der Persönlichkeit über historische Ansprüche.

Von specieller Wichtigkeit sind die Localschilderungen des Verfassers, die Abschnitte über Lesecabinette, Kaffeehäuser, Clubs, Geistlichkeit, Bettler, Errichtung von Schulen, Polizei u. dergl. Die beste Polizei ist bekanntlich diejenige, die sich am meisten entbehrlich zu machen weiß. Die pariser herrscht durch die Entfernung alles dessen, was sich fühlbar macht, wie die wiener durch den stillen Glauben an die Allgegenwart — nicht ihres Geistes, sondern ihrer Nasen und Hände. In Bezug auf den Bau der Eisenbahn von Paris nach St. Germain werden einige Zweifel erhoben. „Man hat zwar,“ sagt unser Autor, „zu Verfertigung der Schienen, Waggons u. s. w., zu dem ganzen Dienste Engländer beinahe ausschließlich angeworben, aber es wird unmöglich sein, die Gesammtheit der Unternehmung dem Mangel an Aufsicht in jedem Augenblick, an gleichförmiger maschinenähnlicher Thätigkeit zu entziehen, welcher nun einmal in allen romanischen Nationen bemerkt wird. Ich halte deshalb Eisenbahnen in Deutschland für viel ausführbarer und haltbarer in die Länge als in Frankreich. Jedoch lebe ich der Hoffnung, daß eine neue verbesserte Vereinfachung oder Ausdehnung der Viabilität werde bekannt werden, ehe diese Bahn befahren wird, denn wenn der menschliche Geist einmal etwas recht ernstlich will, wie es jetzt der Fall mit der fortschaffenden Mechanik ist, so erreicht er das Erreichbare sehr bald. Deshalb hege ich die vollste Ueberzeugung, daß unsere Enkel mit einer Schnelligkeit reisen, mit Genüssen fremder Länder um den möglichst wohlfeilen Preis sich laben, und die ganze Gestalt ihres Lebens auf eine Weise ändern werden, welche wir nur dunkel ahnen, aber nicht bemessen können. Das Herrschen, schon jetzt nicht mehr die angenehme Beschäftigung der Vorzeit, wird unglaublich schwer, aber Kriege werden beinahe unmöglich werden.“

Wir geben dies als eine Ansicht, die in den Glauben der Zeit vielfach einschlägt. Daß das jetzige Geschlecht auf dem Grunde und Boden industrieller Thätigkeit sich langsam eine ganz neue Basis des Daseins sucht, ist augenscheinlich genug; der Weltgeschichte bleibt dabei immer anheimgestellt, ob sie dies fördern oder hemmen werde, denn der Geist der Weltgeschichte hat auch seine Launen und seine Willkür, die sich dem verständigen Calcül entziehen.

Correspondenz.

Aus Dresden. (Fortsetz.)

[Griseldis.]

Wie schön die Exposition angeordnet ist, eben so würdig sind die Folgebegebenheiten dargestellt, so natürlich ist der Schluß des Ganzen! Unaufhaltsam rückt die Handlung fort und strebt einem Ziele, einer Idee zu, und wenn wir der Letztern einen Namen geben wollen, so heißt sie Liebe, deren Verherrlichung der Endzweck des Gedichts ist! Die Ordnung der Welt beruht auf Liebe und jene würde in das alte Chaos zurückstürzen, wenn der Geist dieser aufhörte sie zu beleben, zu beseelen! Könnte es für die Poesie eine herrlichere Idee geben? Ist die Poesie nicht selbst Liebe? Sucht sie nicht ewige Harmonie? Griseldis ist eine der schönsten weiblichen Bildungen, welche die dichterische Imagination hervorgebracht hat, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, von der Antigone bis zur Desdemona oder Leonora oder Genoveva, die sämmtlich, so verschiedenartig sie unter einander sein mögen, doch in Hinsicht auf ihre hohe Weiblichkeit zusammengenannt werden dürfen. Wiewohl Griseldis eine entlehnte Figur ist, so tritt sie uns hier, wie dies bei dem wahren Dichter nicht anders sein konnte, in einer neuen Eigenthümlichkeit entgegen und entspricht vollkommen dem Zwecke des Trauerspiels, an welches man natürlich ganz andere Forderungen macht, als an das Epos. Griseldis duldet zwar, aber wie ist ihr Dulden beschaffen, um den dramatischen Bedingungen Genüge zu leisten? Ihr Gehorsam ist auf die höchste Liebe zu ihrem Gatten basirt, die Sorge für sein Heil, sein Glück leitet jeden ihrer Schritte, es ist keine knechtische Unterwürfigkeit oder sich hingebende Schwäche, welche sie unter Percival's grausamen Willen beugt. Sein Wohl zugleich im Auge habend widersetzt sie sich dem ihr vorgespiegelten Befehle des Königs nicht, denn es ist eben so wohl Percival's Kind, als das ihrige, und nur um des Gatten geliebtes Leben zu retten, opfert sie das theure Söhnchen. Ihre Duldung muß ihr zur That angerechnet werden; sie läßt sich ihr Kind nicht nehmen, sie giebt es hin, wie man irgend eine freie Handlung vollbringt, um ein gewisses Ziel zu erreichen. Doch sie fühlt, daß sie es noch nicht vollkommen erreicht habe, wenn sie fortfahre, Percival's Gattin zu heißen. Deswegen überrascht sie auch sein Entschluß nicht! Sobald sie ihn in Gefahr weiß, macht sie keine Ansprüche mehr auf seinen Besitz. Nicht verstoßen wird sie von Percival, sie entsagt ihm. Thätige Liebe und Gehorsam fließen in Eins zusammen, und daß wir an jener nicht zweifeln können, offenbart sich endlich selbstständig in reinster Klarheit bei der letzten Probe, nach welcher die furchtbare Katastrophe folgt. Das Geheimniß enthüllt sich Griselden, sie sinkt unter der kalten Hand des Verraths, zugleich aber zerstört sie die eiteln Pläne des ehrgeizigen Percival, indem sie ihn verschmäht, der mit ihrer Liebe gespielt,

„denn nur um Liebe gibt sich Liebe hin!“

hier ist der Schlüssel des Stückes. Keine Zufälligkeit, keine Willkühr — die Nothwendigkeit führt den ächt tragischen Schluß herbei! Eine große Handlung entwickelt sich aus

einem scheinbar kleinen Umstande, wie dies auch in der griechischen Fabel gewöhnlich ist. Nach dem Vorhergegangenen einen andern Schluß wünschen, würde eine Verkennung aller dramatischen Gesetze verrathen. Griseldis geht unter,

„sie trug den Schmerz, Schmach hat sie nicht getragen",

aber sie steht auch dafür in fleckenloser Reinheit unter den Schuldigen! Percival verliert eine Perle, deren unersetzlichen Verlust — wir fühlen es — seinem Leben für immer jeden Glanz raubt! Er hat grausam und kleinherzig gehandelt, dennoch können wir ihm, dem sonst Gewaltigen, unsre Bewunderung nicht versagen; er verdient sein Schicksal, dennoch entziehen wir ihm unser Mitleid nicht ganz, weil wir unter anderem nicht vergessen haben, wie schön er seine niedrig geborne Gattin in der prunkenden Hofversammlung vertreten habe! Mit gleicher Einsicht sind vom Dichter die übrigen Personen behandelt. Ginevra bildet den weiblichen Gegensatz zu Griselden und die Nemesis würde sie mit größerer Strenge für ihre Bosheit und Eitelkeit gezüchtigt haben, wenn nicht ihr Stand, der ihren Hang zur Herrschsucht nähern mußte, sie einigermaßen entschuldigte. Lancelot, ihr Ritter, verläßt sie und verhehlt die Ursache nicht — sie selbst aber wird von der innern Stimme unablässig verklagt werden. Wie sinnig sind auch die unbedeutenden Nebenpersonen gezeichnet, wie dienen sie alle einem Zwecke, keine ist überflüssig, selbst die düstere Schwarzkünstlerin (ein stummer Charakter) im ersten Acte, die, wie Percival sagt, besser thäte, „wenn sie Kochkunst triebe", hat ihre Bedeutung. Unserer Theilnahme würdig ist Tristan, dessen Herz bei der Ausübung seiner schweren Pflicht blutet! Griseldens Vater bildet einen eignen Mittelpunkt in der die Idee der Tragödie unterstützenden Episode. Auch durch ihn wird seine edle Tochter hart geprüft, aber ein ganz anderes ist hier das Resultat. Percival brauchte Griseldens Herz muthwillig zu seinem Werkzeuge — der Vater hingegen war in gutem Glauben. Theuer zwar muß er seine Verblendung, seinen Starrsinn büßen, und er ist wohl hoffnungsloser, als er scheint, wenn er die geliebte Tochter mit den Worten an seine Brust schließt:

„Komm, trink' Genesung aus dem Born der Liebe,
Der unerschöpflich quillt im Vaterherzen!"

aber er darf ihr doch seine unverschmähte Liebe bieten, während Percival verlassen steht. — So ist das Trauerspiel: Griseldis ein harmonisch in sich abgeschlossenes Kunstwerk, eine seltene Erscheinung unserer Zeit! Wenn ein grämlicher Kunstrichter mir tadelnd einwürfe, daß die Uebergänge der einzelnen Acte zu schroff seien und die noch ungeübte Hand des jugendlichen Verfassers verrathen, so würde ich ihm antworten, er habe ganz Recht, und ich habe die Dichtung deswegen nicht eine vollendete genannt, zugleich aber würde ich ihn an den Ausspruch des alten Dichters erinnern: ubi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis. In der That ist es sehr verzeihlich, über die größern Vorzüge dieses Stücks die kleineren Mängel zu vergessen, zumal dann, wenn man nicht sowohl kritisiren, als vielmehr anempfehlen will, was man als empfehlenswerth eingesehen hat! — —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Bennet.]

William Sterndale Bennett, dieser ausgezeichnete Virtuose auf dem Pianoforte, um so merkwürdiger als England selten Musiker von Bedeutung hervorruft, hielt sich bereits ein halbes Jahr in Leipzig auf, um sich in der deutschen Musik heimisch zu machen. Am 19. d. M. ließ er sich in dem Abonnements-Concert hören. Er spielte eine eigene Composition, ein Concert im feinsten und edelsten Styl. Sein Ideengang als Componist und seine Spielart scheinen eine Hinneigung zu Mendelssohn's Virtuosität zu verrathen. Bei Kistner in Leipzig erschienen seine Etudes, unter welchen sich die Phantasie auszeichnet, die das Schauspiel eines Wasserfalls in Tönen vorführt. Auch diese Naturmalerei in Tönen weist auf Mendelssohn-Bartholdy hin.

In demselben Concert hörten wir eine Ouvertüre zum Drama Fernando von F. Hiller, dem in Paris lebenden Pianisten, der seit kurzem erst für das Orchester schreibt. Ein Drama Fernando ist uns hier zu Lande nicht bekannt, also steht uns kein Urtheil zu über die geistige Bedeutsamkeit des Tonstücks und sein Verhältniß zu seinem Thema. Jedenfalls ist es ein Werk voll Phantasie, nur konnte man ihm den Ouvertürenstyl nicht recht anmerken.

Das Concert war auch sonst durch erlesene Sachen ausgezeichnet. Das Orchester spielte die Beethoven'sche B-dur-Symphonie mit seiner längst anerkannten Bravour. Im Duett aus Mathilde, von Rossini, und in der Opferscene aus Mozart's zu wenig gekanntem Idomeneo sang Frln. Grabau, diese unschätzbare Künstlerin mit dem sanften Schmelz ihrer seelenvollen Stimme und der seltnen Vollendung im Vortrag.

[Napoleon als Mythe.]

Whately, jetziger Erzbischof von Dublin, schrieb als Professor der Logik in Oxford eine Schrift, in welcher er an Napoleon's Leben die Unsicherheit historischer Berichte nachwies. Diese Schrift, in der er mit witziger Logik Napoleon in eine Mythe auflöste, führt den Titel: Historic doubts relative to Napoleon Bounaparte, 1827 in der dritten Auflage. Sie gab einem Anonymus in Deutschland Gelegenheit, sie als Nebenstück zu Strauß' Leben Jesu zu übersetzen und die Parallele in der Tendenz beider Autoren in Anmerkungen durchzuführen. Diese Uebersetzung erschien in Leipzig bei Brockhaus. Der Verfasser scheint, nach dem Vorwort zu schließen, den englischen Autor nicht zu kennen; Whately hat sich aber in seiner Logik dazu bekannt. Der deutsche Theolog giebt hiermit einen Beitrag zur Kritik der Strauß'schen Schrift, allein es gebricht ihm an Dialektik, den Nerv derselben anzufassen. Das Buch des ehemaligen oxforder Professors ist voller Witz und Scharfsinn. Whately ist auch der Verfasser eines Buches über den Socinianismus und hat über „die Irrthümer des römischen Katholicismus" geschrieben. Seitdem er aber Erzbischof geworden, hat er sich mit seiner Pfründe den Mund gestopft.

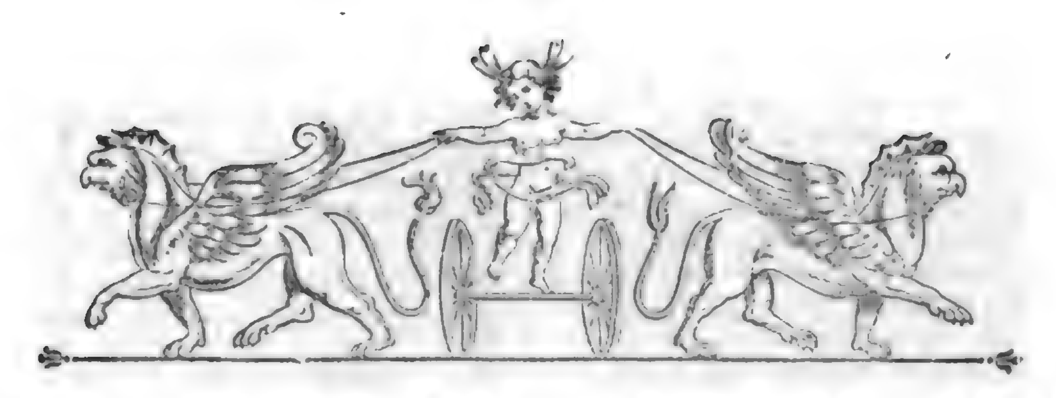
[Merkwürdiges Zusammentreffen.]

In Brüssel existirt jetzt eine Imprimerie de Ode et Wodon. Wenn diese Namen nicht etwa absichtlich erfunden sind, so ist es ein höchst sonderbares Zusammentreffen, daß der alte skandinavische Held Odin oder Wodan hier in zwei Buchdruckern zugleich wieder aufgelebt ist. 22.

[Dr. Beurmann.]

Beurmann, der geistreiche Verf. der Skizzen aus den Hansestädten, hat die Redaction des Frankfurter Telegraphen übernommen; Gutzkow schreibt die Kritiken zu dem Blatte, wie es in oberdeutschen Zeitungen heißt.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 21. — den 30. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Land der Lateiner an der Seine.

(Le quartier oder pays latin.)

Seit sechs Jahrhunderten sind Wissenschaft und Studien in Paris auf das jenseitige Seineufer gebannt und dem Quartier latin in Erbpacht gegeben. Während alle andern Stadtviertel ihre Physiognomieen chamäleonartig gewechselt und beispielsweise der Marais dem Faubourg St. Germain die anterevolutionnaire Noblesse abgetreten für den kleinbürgerlichen Rentier, die Chaussée d'Antin ihre Helden der Kaiserzeit hingab für die Börsenmäkler und Ritter vom Agio; während der Greveplatz das dumpfe Rollen seiner Todeskarren mit dem hellen Ballreigen im Palaste des Seinepräfecten und im Hotel de Ville vertauschte, behielt das Land der französischen Lateiner das alte gelehrte Gesicht mit den scholastischen Runzeln und dem frischen Leibe voll Jugend und goldener Lebensweisheit. — Von der Plateform des prächtigen Pantheons, — des Mausoleums französischer Heroen in Leben, Kunst und Wissenschaft, — schaut man geradhinein in diesen dichtverworrenen Knäuel dunkler Gassen, die gleich den pontinischen Sümpfen nie von den Sonnenstrahlen ausgetrocknet werden, und in deren alte, rauchgeschwärzte Häuser das Tageslicht erst gegen Abend fällt. Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas: — thut der Wanderer durch jene Engpässe diesen Schritt, so befindet er sich außerhalb des in der That etwas schlammigen Musensitzes, in der tageshellen Faubourg St. Germain mit ihrer zahlreichen Bevölkerung von Minister-, Gesandten- und andern Prachthotels in den breiten reinlichen Straßen. Dies ist auch der Unterschied zwischen beiden Nachbarvierteln Faubourg St. Germain und Quartier latin; während in dem letztern die Bevölkerung zahllos und für die Menschen kaum Raum in den Häusern, sind dort die Häuser ohne Menschen und das Adelsviertel zählt beinahe mehr Häuser als Köpfe. Dieser Mangel an Köpfen war für den Adel auch der Grund des Unterganges. Doch zurück zu den gelehrten Leuten, deren Sitz hier ein Quadrat beschreibt, dessen Ecken die Seine- und Tournonstraße auf dem einen, die Kirche Notre-Dame und der Palast Luxembourg am andern Ende bilden, inmitten liegt das Quartier St. Jacques. Jene Straßen durchtobte im Mittelalter eine zügellose Rotte frecher Schüler, treue Alliirte der Truands, Gauner und Landstreicher. Ihr Element waren Raufhändel, ihr Tummelplatz die Emeute. Doch verschwor sich der pauvre escholier nicht gegen das Königthum, sondern einzig gegen seine Wohlthäter, die ehrbaren Bürger und Bürgerinnen der guten Stadt Paris, die ihm stets mit mitleidigem Herzen entgegenkamen, wo's galt, die Noth abzuwehren. Beflügelte der bon bourgeois gleich seinen Schritt, verrammelte er gleichwohl Thor und Thür zum Schutz für Weib und Kind, wenn er den frechen Spötter witterte, dennoch ertrug er mit Geduld den Schabernack, Weib und Kind oft mehr als dies von dem kühnen, aber ungalanten Amadis. Auch hatten die frommen Mönche von St. Ger-

main des Prés beständige Klage über die Gottlosen, die ihren reichen Obstgarten plünderten und ihre Diener ausprügelten. Weil aber die allerchristlichsten Könige von Frankreich die Schülerzunft durch das Bollwerk der Privilegien dem strafenden Arme der weltlichen Gerechtigkeit entzogen, so blieben die Frevel meist ungeahndet. Ward ja einem Schüler die hohe Bestimmung zu Theil, den Galgen zu zieren, so nahm er doch den guten Trost mit hinauf, daß er nur mit Zustimmung der Universität gehangen wurde. — Nicht minder händelsüchtig, wenn auch in anderm Sinne, waren die einstigen Bewohner der uralten Stiftung Robert Sorbon's (er war Caplan des heil. Ludwig um 1253). Jene berüchtigten Doctoren der Sorbonne, die Rabelais mit seinem Witze so kräftig geißelt, zerschmetterten einst im Bunde mit der heil. Ligue sogar einen Königsthron durch den Blitzstrahl theologischer Sophistik. — Ueberhaupt ist das schwarze Straßenlabyrinth des Quartier latin vielleicht reicher an historischer Erinnerung, als die ganze übrige Stadt, ein steinernes Compendium französischer Volksliteratur und Regentengeschichte. Hier das Thor von Bussy, wo einst der Verräther Perinet Leclerc den Burgundischen die Stadt Paris verkaufte, — dort das Haus, wo Marat dem Messer der schwärmerischen Corday erlag; — hier die Werkstätten der ersten Buchdrucker in dem finstern Winkel des Quartier St. Jacques, dort die einstige Wohnung des größten Dichters Frankreichs, Jean Racine's, an dessen Werken Frankreichs größter Held die Milch des Ruhmes und der Begeisterung sog. — Im Mittelpuncte dieses steinernen Geschichtsbereichs, auf einem unregelmäßigen kleinen Platze erblicken wir ein prachtvolles Gebäude, gleich ausgezeichnet durch Reinheit des Styls und äußere Eleganz. Die Gründung der Ecole de Médecine bezeichnet einen der ersten Acte einer Regierung, die so tragisch enden mußte, der Ludwig's XVI. Einen Schleier über das Grab des hingerichteten Königs, doch den Schleier von seiner Schöpfung, damit sie Nachahmer finde bei den Erbauern der Tempel der Wissenschaft. Sechszehn hohe ionische Säulen mit schönen Capitälern zeigen dem Beschauer die vordere Façade des Gebäudes; das Meisterstück eines Basrelief über dem hohen Eingangsportale, — die Genien der Weisheit, der Wohlthätigkeit und Kunst im Gefolge eines Kranken entrollen den Plan des Hauses vor dem Auge des Herrschers, — nur ein Stockwerk ruht auf dem glänzenden Peristyl. Durch den offenen Säulengang der äußern Façade erblickt man zugleich die zweite des Innern. Ein zweiter Peristyl von sechs korinthischen Säulen schmückt dieselbe und öffnet den Eingang zu dem Amphitheater für die Vorlesungen der Heilkunde. Wir treten in einen halbzirkelförmigen Saal, in den das Licht durch eine gewölbte Kuppel hereinfällt. Das Katheder befindet sich in der Mitte des Halbzirkels und auf beiden Seiten laufen Steinbänke hin für eine Zuhörerzahl von 300 Personen berechnet, so wie der ganze Saal ungefähr 1200 Personen, also kaum die Hälfte der Studirenden faßt, die über 3000 im Fache der Medicin beträgt. Die Eingangsthür und ihre Seitenwände sind mit einer grünen Draperie bekleidet, die gegenüberstehende Wand schmücken Büsten berühmter Aerzte Frankreichs und drei schöne Fresken. An beiden Enden wird das Amphitheater von zwei Seitengebäuden umschlossen, in denen sich die Bibliothek (30,000 Bände stark), die anatomischen Museen, die Wohnung des Dekans, Sitzungssäle und Verwaltungsbureaus der Fakultät befinden. — Die medicinische Schule zu Paris ist die bedeutendste Frankreichs und hat durch die Großartigkeit ihrer Mittel (in einer der letzten Sitzungen der Deputirtenkammer wurden allein 500,000 Francs zu ihrer Vergrößerung bewilligt) längst den alten Glanz der zu Montpellier verdunkelt; ihre Hülfsanstalten, anatomische Museen, Naturalien-Cabinette, Kliniken, Bibliotheken sind die größten der Welt, ihre Lehrer weit und breit gefeiert. Minder begünstigt durch äußere Pracht und innere Großartigkeit ist ihre Schwester auf dem Platze der heil. Genovefa, die Ecole de droit. Die Wohnung des Dekans, vieler Professoren, die Verwaltungsbureaus und Prüfungssäle der Fakultät nehmen den größten Theil des Raumes in dem ziemlich unscheinbaren Gebäude ein und machten es nothwendig, die Mehrzahl der Vorlesungen in das Amphitheater der Sorbonne zu verlegen.

Wem gehören jene Hallen der Wissenschaft — wer ist der Herrscher im pays latin, — wem dienen Professoren und Restaurans, Hotels garnis und Chaumièren, Friseurs und Grisetten? Die Beherrscher des Quartier latin — die Studenten — bilden ein Corps, eine jedoch nicht etwa immer moralische Person, für deren geistiges und physisches Bedürfniß die übrige Bevölkerung allein existirt. Nur in der äußern Erscheinung des Individuums unterscheidet sich die Gesammtheit, und die zwei Hauptarme des Studentenkörpers, Juristen und Mediciner, geben sich zugleich in dieser äußern Verschiedenheit kund. Der Jünger Aeskulap's trägt Mütze und keine Handschuh, sein Rock verschmäht den Reiz der Jugend, sein freiheitliebendes Beinkleid die hemmmende Strippe, sein sanftgeröthetet Stiefel das glänzende Wachs. Sein starkes Auftreten bekundet den Haß

gegen die Parquets der Großen, sein Ausdruck die Unbekanntschaft mit der Diplomatie, sein Athem die Bekanntschaft mit der geistigen Qualität gewisser starker Wässer, und jenes duftenden Krautes, das man jedoch keineswegs zu den Parfümerien zählt. — Der Eleve Justinian's dagegen liebt Glaçéhandschuhe und eau de mille fleurs, sein Stiefel ist lackirt aus Sakoski's Hand, das Beinkleid à guêtres von Humann, der Frack à boutons ciselés von Staub gefertigt, der Stock ist à pomme d'or, kurz der ganze Mensch durch und durch fashionable. Er besucht Soiréen und spricht gewählt, — Politik und schöne Literatur sind ihm nicht fremd, desto fremder zuweilen die Pandekten und der Code Napoleon, und er hält sich oft nur deshalb drei Jahr im Quartier latin auf, um nach Verlauf dieser Zeit auf seine Visitenkarte das bedeutende Wort „Advocat" unter seinen unbedeutenden Namen setzen, oder den Vorhof des Justizpalastes (sehr bezeichnend la salle des Pas perdus genannt) mit seinem Talar fegen zu können. — Beide Type, wie wir sie hier geschildert, bilden jedoch keine stehende Regel, und der Etudiant en Médecine ist häufig eben so fashionable, als der Etudiant en Droit den Studien ergeben. Findet das Gegentheil Statt, so liegt es darin, daß die Söhne der Reichen gewöhnlich das Rechtsstudium wählen, das den Speculationen der Väter auf ein hohes Staatsamt für den Sohn als Brücke dient und für den letztern mit geringerer Anstrengung verknüpft ist, während das Studium der Medicin besondere Vorliebe und vielen Fleiß erheischt, um Tüchtiges zu leisten. Auch nöthigen die Anforderungen der Fakultät den Mediciner zu größerer Thätigkeit, er mag nun auf den Doctorgrad, oder nur auf die Stellung des officier de santé sein Streben richten. (Beim erstern wird eine vierjährige Studienzeit und fünf Prüfungen, so wie am Schlusse die Vertheidigung der These (la thèse), nach Art unserer modernen Promotionskomödien, gefordert. Für den Aspiranten zum Gesundheitofficiersgrade genügt die praktische Ausbildung unter Aufsicht eines Arztes innerhalb sechs, in den Hospitälern innerhalb fünf, und wenn der Aspirant bei der Fakultät eingeschrieben war, eine Studienzeit von drei Jahren, worauf er eine minder schwierige und kostspielige Prüfung zu bestehen hat.) — Für den Juristen hingegen ersetzt gewandte Dialektik und monatliche Anstrengung beim Herannahen der Prüfung und These oft den Mangel positiven Wissens und früheren Fleißes. — Sämmtliche Prüfungen werden von einer Geschwornencommission, aus Fakultätsprofessoren bestehend, durch eine dreifache Art des Ballotements entschieden; die Mehrzahl weißer Kugeln zeigt das glänzende Resultat der Prüfung, die der rothen ein gerade ausreichendes, die schwarzen aber ein unzulängliches und die Abweisung des Candidaten. —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden. (Beschl.)

[Griseldis.]

Was nun endlich die Darstellung auf unserm Theater zu Dresden anlangt, so muß dieselbe eine der gelungensten, oder bezeichnender ausgedrückt, eine der glänzendsten genannt werden, deren sich das hiesige Publicum zu erfreuen hat. Es ist ein großer Vortheil, wenn die Anzahl der handelnden Personen in einem Stücke eine mäßige ist, wie in Griseldis! Dahingegen ist z. B. die Aufführung von irgend einem Shakspeare'schen Stücke, wenn sie nur einigermaßen befriedigen soll, so außerordentlich schwierig herzustellen, und die wenigsten der Zuschauer, welche entweder gemächlich auf ihren Plätzen sitzen, oder mit bewaffneten Augen den kleinsten Mängeln nachspüren, ahnen auch nicht im Entferntesten, welche unendliche Mühe vorhergegangen sein muß, ehe ihnen das dreistündige Vergnügen gewährt werden konnte. Dramatische Dichtungen mittelmäßigen Werths lassen sich viel leichter auf die Bühne bringen, auch wenn sie das reichhaltigste Personenverzeichniß enthielten, weil hier die Dirigenten ohne Bedenken die Masse von Nebenrollen in die Hände der Dii minorum gentium geben können. In werthvollen Stücken aber dürfen auch die sogenannten unbedeutenden Rollen nicht vernachläßigt werden und welches Theater hat die Mittel dazu? Außerdem werden diese noch dadurch geschmälert, daß sich in der Regel die für die ersten Rollen engagirten Schauspieler, wenn sie einmal unbeschäftigt sind, aus falscher Scham weigern, in kleinen Partien aufzutreten. Wie mancher talentlose Chorist stört mitunter eine ganze Scene durch seine plumpe Erscheinung, da es einem bessern Schauspieler ein kleines Opfer gekostet haben würde, diesen Mißstand ungeschehen zu machen. Ich spreche hier natürlich nicht von den alleruntergeordnetsten Bedientenrollen. Bei dieser Gelegenheit freue ich mich, es dem größern Theil der Künstler unsrer Bühne zur Ehre nachsagen zu können, daß von ihnen die Nebenrollen mit gleichem Fleiße einstudirt und dargestellt werden, als die Glanzpartieen! Es gibt dramatische Personen, die wegen ihrer Stellung und Bedeutung zum Ganzen oder auch nur zu der Scene in welcher sie auftreten, hätten sie auch nur zwei Zeilen zu sprechen, einen Darsteller höherer Classe erforderen, wie der Charakter des Medina Sidonia, den bei der neulichen Vorstellung des Carlos Herr Pauli spielte, da er auf vielen Theatern nur als ein Lückenbüßer angesehen und nach dieser Ansicht besetzt wird. Doch ich verliere den Faden. Die überaus schöne Vorstellung von Griseldis leistete in hohem Grade den Anforderungen Genüge, welche man an die Kräfte unseres Theaters zu machen berechtigt ist; denn nicht allein das Einzelne wurde, wie zu erwarten stand, vortrefflich ausgeführt, sondern auch das Ensemble trug den unverkennbaren Stempel künstlerischer Rundung und Abgeschlossenheit an sich. Außer den beiden ersten Rollen verdienen noch drei andere besonders hervorgehoben zu werden. Frl. Herold zeigte als Ginevra, daß ihr die Darstellung derjenigen Charaktere im Trauerspiel am besten gelingt, bei denen sich die Leidenschaft mehr in Mienen und Geberden ausspricht, als in aufbrausender zügelloser Rede. Ginevra beobachtet trotz den schwellenden Wogen, die in ihrem von Leidenschaft überfüllten Busen brausen, eine gewisse scheinbare Ruhe und Gemessen-

heit; ihre lächelnden Lippen sind Heuchlerinnen, ihre Worte sind glänzende goldne Pfeile, doch mit giftiger Spitze. Dies Alles hatte die Künstlerin sehr richtig aufgefaßt und ihre Mittel waren hier ganz geeignet, daß Spiel wie Intention sich einander die Wage halten konnten. Unter den mannigfachen Vorzügen, mit welchen Herr Pauli seine Leistung ausstattete, muß besonders als ein sehr wesentliches bemerklich gemacht werden, daß der Darsteller des alten starrsinnigen Köhlers bei aller Schroffheit und Grausamkeit desselben gegen Griselden die noch nicht ganz entschlafene Liebe zu ihr bisweilen hindurch blicken ließ und auf diese Weise die Versöhnung motivirte, welche durch die Schlußkatastrophe plötzlich herbeigeführt wird. Nicht minder ausgezeichnet war der Tristan des Herrn Perth, dessen durchdachtes, gemäßigtes Spiel seine Wirkung auf die Zuschauer nicht verfehlen konnte, und mancher mag wohl, gleich mir, an den Chor der Alten erinnert worden sein, welcher, mithandelnd, zugleich die Stimme des Publicums auszusprechen pflegte. Die schöne Erzählung von Griseldens Schmerz über den Verlust ihres Kindes (im dritten Acte) sprach Herr Perth mit der rührendsten Innigkeit, dabei leicht und ohne allen bombastischen Aufwand. Eben so ruhig, und doch wie überzeugend, waren seine Worte in Beziehung auf Percival, mit denen er den vierten Aufzug schließt: du hast gesiegt, aber die Nachwelt

„schreibt diesen Sieg zu deinen Niederlagen!"

Nun noch ein Wort über die Rollen des Percival und der Griseldis selbst, mit welchem ich diesen Aufsatz gern schließe, weil ich mit inniger Freude bekennen darf, daß ich die Darstellungen derselben fur vollendet halte. Fräulein Bauer und Herr Weimar sind zwei Namen von so gutem Klange, als irgend welche unter Deutschlands Mimen; ein Künstlerpaar von so schönen Fähigkeiten und dabei so regem, ausdauerndem, gediegenem Streben, daß unsere Bühne wohl stolz darauf sein kann, sie zu besitzen. Ein junger Dichter, der wie Fr. Halm bei seinem Erstlingswerke von solchen Talenten unterstützt wird, kann von Gluck sagen! Die Rolle der Griseldis scheint außerdem für Frl. Bauer wie geschaffen; ihre Darstellung zarter Weiblichkeit, stiller Seelengröße und heldenmäßiger Duldung möchte kaum einer höhern Vollkommenheit fähig sein! Ich wüßte nicht, welcher Stelle ich vor der andern den Vorzug geben sollte — Alle waren gleich schön und der Bewunderung werth, vom Anfang, wo Griseldis in kindlicher Unschuld und Unbefangenheit ihrem Gatten von ihrem Söhnchen vorschwatzt, bis zuletzt, wo sie, seines Verrathes gewiß, ihr Herz brechen fühlt. Hier veränderten sich ihre Mienen wie die einer Sterbende — die Worte: ich habe viel gelitten, doch ist es nichts gegen das, was ich jetzt leide! hat wohl Niemand ohne die furchtbarste Erschütterung gehört. Würdig zur Seite stand Herrn Weimar's Leistung, der die schwierige Aufgabe vollkommen löste, den fortwährenden Widerstreit im stolzen Herzen Percival's in seinen feinsten Nüancen zu veranschaulichen. Ich mache auf die Verstoßungsscene im dritten Acte aufmerksam, bei welcher sich dieser Kampf aufs höchste steigert. Ausdruck und Geberdenspiel standen hier im innigsten Einklange, der Zuschauer fühlte das Gewicht, die Wahrheit der Empfindung Percival's, wenn dieser sagt:

„Ein spitzer Pfeil ist jedes ihrer Worte,
Und ihre Blicke sind ein schneidend Schwert!"

Nirgends war ein Suchen nach sogenanntem Effecte bemerkbar; ganz mit seiner Rolle beschäftigt, nahm sich der Darsteller seinen Lohn mit seinem Spiel hinweg und hatte nicht Zeit an einen andern zu denken. Diesen ließ indessen das Publicum Herrn Weimar, wie vorzüglich Frl. Bauer reichlich zu Theil werden. Möchte es noch recht oft dazu Gelegenheit haben! Möchten überhaupt Dicht- und Schauspielkunst im schönen Vereine, den Deutschen endlich das gewähren, was ihnen noch fehlt — eine Bühne, die man national nennen kann! —

Notizen.

[Jost auf der leipziger Bühne.]

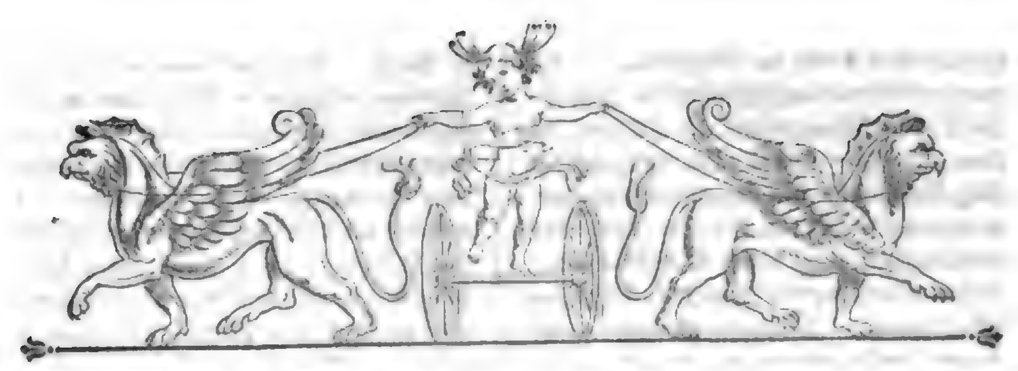
Jost aus Hamburg spielte in Leipzig den Molièreschen Geizigen und zwei Mal den Ludwig XI. von Delavigne. Er ist, wenn nicht ein Künstler ersten Ranges, doch sicherlich einer der bedeutendsten von der alten Schule, die durch Mimik und scharf ausgeprägte Charakteristik wirkt. Delavigne's Stück hat in der Parodie einer verbrecherischen absoluten Majestät seine Wurzel, es ist aus diesem einen Gedanken erzeugt, die ersten ziemlich salopp gehaltenen Acte sind nur dazu da, um den vierten mit der erschütternden Beichtscene herbeizuführen, das Stück kann, nach Shakspeare'schem Maaßstabe, nur für den letzten Act einer Tragödie, keinesweges für eine Tragödie selbst gelten. Jost gab die hinfällige und verbrecherische Majestät meisterhaft, nur scheint er die Momente, wo sich das Gefühl der Hoheit geltend macht, schwächer zu nehmen, so daß der Charakter fast zu sehr der Würde entkleidet war. Die moralische Hinfälligkeit dieses königlichen Subjects wird aber dann erst wahrhaft tragisch, wenn sich das Bewußtsein seiner Stellung zur Welt dann und wann in ihm durchbricht. Die Worte in der Beichtscene: ich bin doch König, als der heilige Franz ihn nicht absolviren will, waren nicht von der Wirkung, wie sie Ludwig Devrient gesprochen hätte.

Ob Jost den Lear zu geben, d. h. den höchsten Aufgaben der Dichtung als Lear zu entsprechen im Stande ist, läßt sich mithin aus dieser seiner Leistung, so glänzend sie auch war, nicht recht abnehmen. In der komischen Mimik ist Jost nicht weniger Meister in seiner Art; er hatte als Molière's Geiziger vortreffliche Momente. Nur war das Ganze in zu scharfem Colorit gehalten, das hamburger Publicum verlangt ein solches und vor ihm hat sich Jost entwickelt. Auch ist dabei zu bedenken, daß seine Mimik überhaupt auf einen größern Raum berechnet ist. Jeden Falls stehen seine Leistungen in jeder Art sehr hoch.

[Verein für Wissenschaft, Kunst und Literatur in Darmstadt.]

Von dem Bedürfniß, Wissenschaft, Kunst und Leben immer mehr in der Gegenwart zu vereinigen, gibt der seit diesem Winter in Darmstadt entstandene Verein ein schönes Zeugniß. Beschützt und ermuntert durch die persönliche Theilnahme des Erbgroßherzogs und seiner Gemahlin, einer Tochter des kunstliebenden Königs von Baiern, erfreut sich dieses junge Institut des glücklichsten Ausblühens. Um alle Einseitigkeit zu vermeiden, läßt man den verschiedensten Emanationen der Kunst gleiches Recht wiederfahren und ist mit Ernst und Fleiß bemüht, Musik, Malerei, Poesie und Literatur in die Kreise des geselligen Lebens zu verpflanzen. Der umsichtige, strebsame Duller, seit Michaelis in Darmstadt wohnhaft, nimmt den lebendigsten Antheil und vertritt, unterstützt von Dr. Künzel, A. Nodnagel, Plönnies u. A. die Interessen von Poesie und Literatur. Am 23. Jan. 1837 hielt Künzel einen interessanten Vortrag über Mundt's „Kunst der deutschen Prosa". Für Musik ist Capellmeister Mangold durch Aufführung classischer und zum Theil älterer Chöre thätig, während Professor Felsing, rühmlichst bekannt als Kupferstecher, die Malerei cultivirt. 3.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 22. — den 31. Januar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Land der Lateiner an der Seine.

(Beschluß.)

Der October geht zu Ende und mit ihm die Zeit der Ferien. Im Quartier latin ist Alles ausgestorben, Hotels garnis und Restaurants, Caffeehäuser und Lesecabinette, — dafür hat man Alles wieder aufgefrischt, vom alten Schmuz gesäubert und neu gemalt. Da wird es plötzlich lebendig in der Straße Laharpe; die Diligencen haben ihren Inhalt, die Blüthe der Provinzen, ausgespieen. Mit betäubtem Ohr, geblendetem Auge und prüfendem Schritt — die Wirkungen vom Getös, Glanz und Getümmel der Hauptstadt — wandelt der neuankommende bachelier ès lettres*) nach seinem vorausbestellten Quartier. Hinter ihm schreitet der Commissionair bepackt mit Koffer, Nachtsack und Hutschachtel einher. Eingedenk der Warnung des Vaters vor dem Diebsgesindel der Hauptstadt sieht sich der Sohn der Provinz von Zeit zu Zeit schüchtern um, ob ihm nicht eine Bande solcher gefährlicher Individuen auf dem Fuße folge, die den reichen Inhalt von Mantelsack und Börse ausgespürt. Glücklich ist er in dem Hotel garni, das den Namen seiner Provinz trägt — dieser Umstand entschied für die Wahl der Wohnung — angelangt. Die ersten Tage gehören der Abgabe von Briefen aus der Provinz an die Verwandten und Bekannten in der Hauptstadt und der Correspondenz in die Heimath. Der neue Student bewohnt ein Zimmer im dritten oder vierten Stock des Hotel de Normandie, Languedoc oder Champagne zu 20 Francs monatlich. Mit Lebensgefahr klettert er die platten mit polirten Steinfließen belegten Stufen hinan. Der dunkle Käfig, chambre garnie genannt, ist in jenen hohen Regionen des Hotels durchgängig auf gleiche Weise ausstaffirt: Ein bejahrter Secretair, der bei der leisesten Benutzung die schreiendsten Klagetöne ausstößt; eine mittelalterliche Kommode, deren Schlösser der Zudringlichkeit des Schlüssels spotten; ein Lehnstuhl, dessen Ueberzug von utrechter Sammet einst vielleicht den schlanken Formen eines Hoffräuleins aus Ludwig des Vierzehnten Zeit sich weich anschmiegte, jetzt aber durch die starke Benutzung den Sitztheilen rothe Streifen einprägt; vier Strohstühle, jung aufgeschossenem Nadelholze vergleichbar, und — kein Teppich auf dem eiskalten und spiegelglatten Fußboden, der mit braunen Steinfließen belegt ist, wie Treppe und Vorsaal. In einer Art von hölzernem Bauer ist zur Noth Raum für das schlechte Lager, Himmelbett genannt, das höchstens wegen der dicken Wolken, die bei der leisesten Berührung der staubgetränkten Vorhänge auf das Antlitz des Schläfers herabschweben, eine Aehnlichkeit mit dem Himmel prätendiren kann. Minder gefährlich für den Bewohner als die angeführten Gegenstände ist die Aufwärterin, gewöhnlich eine pikardische

*) Um bei der Fakultät des Rechts eingeschrieben zu werden, muß der neue Ankömmling sein Diplom als bachelier ès lettres, das er nach einer überstandenen Prüfung über die classischen Vorstudien erhält, beim Secretariat abgeben.

Bäuerin mit knochichem Antlitz und Gliederbau. — Die jährlichen Apanagen unsers Helden bestehen, wie leicht begreiflich, nur in 1500 Francs, denn dem Reichern, der 50 bis 60 Francs monatlicher Miethe zahlt, steht auch hier ein luxuriöseres Appartement mit Parquetdiele, Spiegeln, Bronzen und eleganten Meubles zu Gebot. — Der Sohn der Normandie kann schon in 14 Tagen drei Wochen zählen, seit er durch seinen Weggang die Vaterstadt Caën seiner edelsten Blüthe beraubte, — die Familienessen sind vorüber — und er beginnt allmälig mit den Erinnerungen auch die Gewohnheiten der Provinz abzustreifen; Dank seinen neuen und erfahrnern Standesgenossen, gewinnt er Geschmack an den Sitten und Freuden der Hauptstadt. Begleiten wir ihn ein wenig auf der jüngst angetretenen Wanderung, die sich freilich nach dem Budget von 1500 Francs modificiren muß. Das Frühstück mit Caffee, Milchreiß (riz au lait) oder Bouillon übersteigt nie 12 Sols und findet den Studenten im Café Voltaire oder Molière, über dessen schöne Dame du Comptoir bei den Lateinern nur eine Stimme herrscht, oder in dem historischen Café Procope, das einst in seinem engen Raume den Crême der französischen Literatur vereinigt sah und der ehemaligen französischen Komödie, seinem vis à vis, gleichsam als Vorhalle diente. Ist auch die Kunstkritik mit jenem gegenüberliegenden Tempel der Kunst von hier entwichen, so dankt es seiner literarischen Berühmtheit doch den zahlreichen Besuch der heranwachsenden Literatur. Vom Café Procope eilt unser Peripatetiker auf die schönen Promenaden des nahgelegenen luxemburger Gartens. In den schattigen Laubgängen hegt der Jünger des Cujaz die Träume künftigen Ruhms; vielleicht hat ihn die Nachbarschaft begeistert, sich ins Feld der Classik und Romantik zu wagen, jedoch die sinnliche Umgebung von Kindermädchen, Grisetten und der verstohlene Blick mancher schönen Frau, die für die langweiligen Hotels der Faubourg St. Germain sich hier zu entschädigen trachtet, läßt dem Neuling bald die poetische Illusion vergessen, und im Reiche der Wirklichkeit das Ziel seiner Träume finden. Der Magen mahnt ihn gar bald an die Befriedigung anderer Bedürfnisse, doch die Stunde hat noch nicht geschlagen, zu der er mit drei seiner Commilitonen das Rendezvous in den duftenden Hallen Flicoteau's, des unsterblichen Restaurants, verabredet. Ein benachbartes Lesecabinet — beinahe in jeder Straße sind deren etliche — bietet ihm ein Mittel, die noch übrige Zeit würdig auszufüllen, und für den civilen Preis von 2 Sols steht ihm die ganze politische und literarische pariser Journalistik zu Dienst. Die Zuvorkommenheit der Dame des Bureaus und die speculative Idee, Licht und Holz am langen Winterabend zu ersparen, bestimmen ihn mehr als die zahlreiche Bibliothek im Fache seiner Wissenschaft, ein monatliches Abonnement zu vier Francs hier zu nehmen. Er darf nun mit Seelenruhe auf jene unerschrockenen Journalleser herabsehen, die in den fliegenden Journalbuden, von denen die Arkaden des Odeontheaters wimmeln, für einen Sou ihr Blatt dem zügellosen Nordwind erst abkämpfen müssen. — Die Stunde ist während dessen gekommen, in der die spiegelbedeckten und hellerleuchteten Salons bei Flicoteau sich mit der eßbegierigen Jugend füllen. In dieser Zeit von 4 bis 7 Uhr des Abends setzen sich täglich mindestens 600 Studenten an jene Tafeln; die Bedienung ist durch elegante Garçons aufs Pünctlichste versehen, und auch hier, wie bei den ersten Restaurants der Stadt, an silbernen Couverts und Tafelgeschirr der größte Ueberfluß. Dagegen ist der Preis unerhört niedrig, und will der Student nach der Karte wählen, so kann er für den Preis von 16 Sols mit Suppe (3 Sols), Fleisch (6 Sols), Gemüse (3 Sols), Dessert (2 Sols) und Brot (2 Sols) ein schmackhaft und reinlich bereitetes Diner einnehmen; für den festen Preis von 30 Sols (12 Groschen sächs.) hat er aber Suppe, drei Gerichte nach Wahl aus der stark besetzten Karte, Dessert, Brot und eine halbe Flasche Wein, nicht minder genießbar; ja bei andern Restaurants des Viertels, mit minder eleganter Außenseite, zahlt er für dasselbe nur 22 Sols (7 Gr. sächs.), und wenn er abonnirt, auf jede Marke 2 Sols weniger. — An einer kleinen Tafel des Salons lassen sich unsere Freunde nieder, unter Scherz und Lachen vergeht die Zeit, — Briefe aus der Provinz, die Commentare zu der Chronique scandaleuse der Vaterstadt, Liebesabenteuer und Theaterkritiken geben großentheils den Stoff zu den, wenn auch oberflächlichen, doch immer witzigen und geistreichen Tischgesprächen der französischen Jeunesse. Schon bei Tische verabredet man den Abend bei Bobbineau, ein Spottname des kleinen Theaters Luxemburg, zuzubringen, dabei verabsäumt man denn nicht, dem Neuling von den Freuden des Studentenlebens in Gesellschaft der Grisette ein Bild zu geben — ein Theaterabend im Odeon oder bei Bobbineau — die sonntägliche Landpartie nach Meudon und St. Cloud — die Eselrittpartie im Thale von Montmorency — die Ballsommernacht in der Grande chaumière d'été am Boulevard Mont Parnasse — dies Alles passirt die Revue vor dem schon im Vorgeschmack Berauschten, und er gibt sich das Wort, sobald als möglich die Freuden des Beisam-

menlebens mit der Grisette zu kosten. — Grisette und Student, zwei unzertrennbare Begriffe, verbindet die geheime Sympathie des Charakters und der Sitten, — beide unbekümmert um die Zukunft, genießen nur die Freuden des Augenblicks, die düstere Wirklichkeit des nächsten Morgens verschwindet bei Beiden vor dem heitern Ideale des Tages. Und „sind die schönen Tage in Aranjuez vorüber," kehrt der Student zurück in die Heimath und ins Philisterthum — hat die Grisette vielleicht zum zehnten Male einem Leon, Isidor oder Franzisk ewige Treue geschworen und vielleicht zehn Mal den reichen Trennungsthränenquell springen lassen, so daß die Blüthenzeit vorüber, der frische Leib verwelkt ist — dann erst zeigt sich die trübe Außenseite, doch tröstet sich die leichtsinnige Grisette mit der Chanson:

Le temps des amours
Ne peut durer toujours.

Verlassen wir unsern Helden sammt seinen Begleitern vor der niedern Eingangsthür bei Bobbineau, um noch einen allgemeinen Blick auf die übrigen Bewohner des pays latin werfen zu können. —

Um dieselbe Zeit, wo ein Theil der studirenden Welt sich hier der Freude und dem far niente hingibt, eilt ein anderer Theil, die Piocheurs spottweise genannt (in unserer Studentensprache finden wir nur das Wort „büffeln" als gleichbedeutend; ob davon in jener Terminologie sich ein Substantiv vorfindet, ist uns unbekannt) — jene Studentenclasse, die kein Wort von den Vorträgen des Professors verliert und diese Perlen sorgfältig notirt — in die Läden der Bouquinisten (Bücherhändler), wo Virgil in friedlicher Gemeinschaft mit Cujaz, Demosthenes mit Monsieur Guizot unter einem Bretterverschlage haust. Auch die zahlreichen Läden der librairies scientifiques, die jenes Pêle-Mêle der Wissenschaft verschmähend, nur mit einer einzigen Handel treiben, und wo man blos Jurisprudenz, Medicin oder Theologie in Leder und Pappe findet, füllen sich mit Besuchern. Wie verlockend wirft in den benachbarten Boutiquen die Gaslampe ihren vielfachen Strahl auf jene charmanten Gegenstände, mit denen man Hände und Füße abschneidet, Köpfe anbohrt, Kinder aus der frühesten Behausung holt und andere zum Wohl der sterblichen Menschheit so ersprießliche Dinge vollführt — mit lüsternem Blicke mustert der Jünger Aeskulap's sein Handwerkszeug hinter den hellpolirten Glasfenstern. Alles dient hier der Wissenschaft von Monsieur Genie, dem Bureauchef im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, der aber Abends seine Lichter ausgehen läßt, — bis herab auf den Sieur Châtelet, coiffeur de MM. les étudians, rue des Grès, — der seine Lämpchen Abends erst anzündet, damit die Söhne der Weisheit, wie die Kinder des Leichtsinns sich überzeugen mögen, daß man hier barbiert, das Haar abschneidet und frisirt für den Preis von 10 Sols und unter den Auspicien der classischen Muse. Denn an Herrn Châtelet's Boutique findet sich eine lateinische und eine griechische Inschrift. Sie lauten:

Hic fingit solers hodierno more capillos
Dextera, naturaeque novos ars addit honores
(Hier wird au dernier goût frisirt
Natur durch Kunst herausstaffirt.)

und

Κειρω ταχιστα και σιωπη
(Frisiren kann ich in dem Nu
Verschwiegen bin ich auch dazu.)

Wer an der Richtigkeit der poetischen Uebersetzung zweifelt, der mag sich selbst im Quartier latin erkundigen; überhaupt rathen wir unsern Lesern, dies zu thun, denn noch gibt's des Interessanten genug daselbst zu schauen im innern Leben, doch das äußere geht mit der Nacht zu Ende, wie diese Skizze! — Dr. Robert Lippert.

Goethe als Mythe.

In Lewald's „Europa" ist zu lesen, daß es in Weimar viele Vereine, zuerst einen Goetheverein, dann eine Liedertafel, und so fort eine große Anzahl von Vereinen gebe. Mit den vielen, sehr preiswürdigen Vereinen hat es seine Richtigkeit; kommt aber ein Fremder nach Weimar und fragt nach dem Goetheverein, so kann Niemand ihn zurechtweisen. Goethe's Freunde hatten sich nach seinem Tode öfters versammelt, um sich — das war wenigstens ihr nächster Zweck — über Vervollständigung seines letzten Heftes von Kunst und Alterthum zu besprechen. Diesen Verein hätte man allenfalls so nennen können, aber er hat längst aufgehört. — Sodann wird in der „Europa" die Liedertafel aufgeführt und gesagt, daß Goethe sie gestiftet habe. Das ist nun vollends unwahr. Die Liedertafel ist erst nach Goethe's Tode entstanden und Goethe daran ganz unschuldig. Ueberhaupt macht sich die Neigung bemerkbar, Vieles Goethe'n zuzuschreiben oder mit ihm in Verbindung zu bringen. So hatte vor einiger Zeit im Park der Blitz in einen Baum geschlagen, und sogleich hieß es, daß er Goethe's Lieblingsbaum getroffen habe. Dieser sollte sich auch ganz nahe bei dem Goethe'schen Garten befinden, steht aber in ziemlicher Entfernung davon. — Endlich wird in Weimar von einer Reihe schöner

Birken erzählt, die zur Deckung eines Hügels im Park dienten, und die später weggehauen wurden, deren Verlust jetzt Mancher vorzüglich deshalb bedauert, weil Goethe sie gepflanzt hätte. Gegründet scheint, daß einst bei Anlegung des Parks Goethe einigen entfernten Antheil daran genommen, aber ob er gerade jene Birken gepflanzt hat? — Woher das alles? — Es ist das Schicksal großer Männer, daß alles, was sie thun, oder was nur in ihrer Nähe geschieht, leicht in das Sagenhafte übergeht, bis sie sich endlich wohl gar selbst in eine Mythe verwandeln. Desto strenger aber sollte man bei ihnen, gleich von Anfang an, es mit der Wahrheit nehmen.

St. Schütze.

Geographischer Almanach.

Der Herausgeber der bekannten geographischen Monatsschrift, Heinrich Berghaus, hat sich für die Erweiterung der erdkundlichen Wissenschaften schon manches Verdienst erworben. Die Thatsachen neuer Entdeckungen häufen sich dergestalt, daß übersichtliche Zusammenstellungen älterer und neuerer Nachrichten durchaus noth thun. Diesem Bedürfniß begegnet der neugestiftete Almanach (Stuttgart Hoffmann'sche Verlagshandlung). Der Jahrgang für 1837 enthält Vulcanisches und Neptunisches in gleicher Bedeutsamkeit. Auf eine Abhandlung über die vulcanischen Erscheinungen und Erdbeben insbesondere folgen Berichte über Naturerscheinungen dieser Art in den letztverflossenen Jahren, das Erdbeben in China in der Mitte des Jahres 1834, in Chili im Februar 1835, die Erschütterungen in Kappadocien, auf den Molukken, im südlichen Frankreich u. s. w. Höchst interessant sind die Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane, die aus den Tagebüchern der preußischen Seehandlungsschiffe auf ihren Reisen nach Amerika und um die Erde geschöpft sind; von nicht minderer Wichtigkeit der auf der Insel Tortola geschriebene Aufsatz von Robert H. Schomburgk über die Jungfraueninseln. Werthvolle Charten im Steindruck erläutern alle diese Berichte über fernliegende Naturzustände. Das Titelbild zeigt den Beherrscher des Fünf-Stromlandes Maharadjah-Randjit Singh. Dieser Mann gehört am politischen Horizont der asiatischen Welt zu den Epoche machenden Erscheinungen. Von persönlichen Eigenschaften und vom Glück begünstigt ist es seiner Energie gelungen eine Schaar unabhängiger Häuptlinge seines Glaubens sich unterthan zu machen. Auf seine Persönlichkeit stützt sich die politische Macht der Sikhs; mit ihm stürzt das ganze Gebäude zusammen und Kaschmir, zu den Mogulzeiten das gepriesene Wunderland von Indien, wird eine Beute der Engländer werden. Randjit Singh wurde am 2. November 1780 in Lahore geboren; sein Bildniß zeigt einen scharfen wachsamen Blick und die sinnliche ausschweifende Selbstsucht des Mannes, der Verlust eines Auges, eine Folge der Blattern, entstellt in etwas das sonst ausdrucksvolle, genußsüchtig schlaue Angesicht mit dem schönen Bart, der schon in den Funfzigern grau war. Ueppig, abergläubisch, Gespenster fürchtend, astrologisch gewissenhaft ist er ganz das Muster eines asiatischen Helden, wie Murray diesen Charakter schildert.

Notizen.

[Thomas a Kempis.]

Von den Vier Büchern von der Nachfolge Christi, die mehr als tausend Mal aufgelegt wurden, ist in Leipzig bei Weber eine neue Uebersetzung erschienen, von der zwei Hefte bereits vorliegen, sehr schön gedruckt, mit brillanter colorirter Titelvignette, mit dem Raphael'schen Christkopf und der Verklärung im Stahlstich. Die Uebertragung ist von einem Prediger in der Umgegend von Leipzig. Die Ausgabe zeichnet sich, von der äußern Ausstattung abgesehen, noch dadurch aus, daß jedem Capitel des Textes eine Auswahl von Zusätzen aus Schriften nambafter Prediger unserer Zeit angehängt ist. Diese Zusätze sind für die Gedanken des ursprünglichen Verfassers theils Bestätigungen, theils führen sie das Thema weiter aus, theils erscheint der Gegenstand darin von einem anderen, unserer Zeit angemessenen Gesichtspunkte. Es sind unter andern Aussprüche von Ammon, Ehrenberg, Neander, Strauß, Theremin, aber auch Bretschneider, und der alte Zollikofer fehlt ebenfalls nicht. Schleiermacher wird vermißt; somit ist die Reihe eben so confus als unvollständig. Die mir vorliegende Ausgabe ist für evangelische Christen, eine andere, höre ich, ist für Katholiken veranstaltet.

[Neue Orthographie.]

Ein Herr Karl Widmann hat ein Buch geschrieben: „Die Fehler der neuhochdeutschen Schrift". Der barocke Sprachforscher tilgt alle ch, alle stummen h, alle v, u. s. w. Er will, daß man Maister schreibe von magister, das Mär von mare, foll von füllen, Folk von folgen, Gefolge. Die letzte Abstammung, wonach Volk nichts als eine folgsame Masse von Kindern oder Knechten wäre, ist sehr bitter. Die lächerlichen Bemühungen dieser Purificationswuth sind ein neuer Beitrag zu der allgemeinen literarischen Rubrik: Unnütze Albernheit der deutschen Speculation.

[Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.]

Der bekannte Romanschreiber Hildebrandt ist bereits einige siebzig Jahre alt, aber noch immer sehr jovial gestimmt. Seit länger als 40 Jahren lebt er als Prediger eines Dörfchens, etwa zwei Meilen nördlich von Halberstadt, in dessen Umgebung schon allgemein die niederdeutsche (hier plattdeutche) Sprache geredet wird. Er besucht noch zuweilen Halberstadt, steht aber mit den dortigen Literaten in keiner Verbindung. In seinen Honorarforderungen ist er sehr genügsam; einige Thaler für den Bogen befriedigen ihn. Daß er in seinen Romanen die Farben stark aufträgt, muß man ihm nicht allzu hoch anrechnen, sein Vater war ein Schönfärber zu Halberstadt. — Gleim hat bekanntlich in seinem ganzen Leben, besonders aber in seinem Alter, mehr Schönes eingenommen, als ausgegeben. Sein Vater war ein Einnehmer.

22.

[Raimund's Schriften.]

Es klingt fast wie die bitterste Ironie, wenn man im Correspondenten von und für Deutschland liest, daß Raimund's Erbin für die Herausgabe seiner nachgelassenen dramatischen Schriften, die jetzt in 4 Bändchen bei den wiener Hofbuchhändlern Rohrmann und Schweigerd erscheinen, ein Honorar von 26,000 fl. C.-M. erhält.

3.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1836, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Adernson, E., die Regenwürmer auf den Feldern der orientalischen Numismatik. gr. 8. geh. 8 Gr.

Agardh, C. A., Icones algarum europaearum. Représentation d'algues européennes suivie de celle d'espèces exotiques les plus remarquables récemment découvertes. Livr. 4me et dernière avec 10 planches coloriées. gr. in 8. 1 Thlr. 16 Gr.

*—, J. G., Synopsis generis Lupini. Acced. tabb. II. lithogr. 8. Lundae, 1835. geh. 16 Gr.

*Barkow, J. C. L., Disquisitiones neurologicae. Acced. tabula lith. 4. Vratislaviae, 1836. 6 Gr.

— —, Monstra animalium duplicia per anatomen indagata. Habito respectu ad physiologiam medicinam forensem et artem obstetriciam. T. II. et ultimus. 4 maj. cart. 4 Thlr. 12 Gr. (Tom. I. Acced. tabb. 15 aen. 1828. 5 Thlr.)

*Bericht an S. M. den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1835. gr. 8. St. Petersburg, 1836. geh. 6 Gr.

Berthier, P., Handbuch der metallurgisch-analytischen Chemie. Nach d. Franz. bearbeitet und mit Zusätzen u. eignen Erfahrungen vermehrt von C. M. Kersten. 2r und letzter Band, mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 5 Thlr.
(1r Band, mit 5 Kupfertafeln, 1835. 3 Thlr. 12 Gr.)

*Brandt, J. F., Mammalium exoticorum novorum vel minus cognitorum musei academici zoologici descriptiones et icones. Acced. tabb. XIX col. 4 maj. Petropoli, 1835. 5 Thlr. 8 Gr.

*— —, Prodromus descriptionis animalium ab H. Mertensio in orbis terrarum circumnavigatione observatorum. Fasc. I. 4 maj. Petropoli, 1835. 18 Gr.

*— —, Bemerkungen über die Mundmagen- oder Eingeweidnerven (*Nervus sympathicus seu nervi reproductorii*) der Evertebraten. Mit 3 Kpft. gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

*— —, Descriptiones et icones animalium Rossicorum novorum vel minus rite cognitorum. Aves. Fasc. I. Cum 6 tabb. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 2 Thlr. 12 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. I. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Erster Band, mit Beiträgen von K. E. von Baer und H. Rathke. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von E. Meyer, H. Rathke und G. Valentin. Mit 6 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 7r Jahrgang f. 1836. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 2r Jahrgang für 1836. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Choulant, Ludwig, Anleitung zur ärztlichen Praxis. gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Drobisch, M. W., neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhange. gr. 8. 18 Gr.

Hartmann, Ph. C., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, oder die Kunst das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper und Geistesstärke zu erhalten und zu vervollkommnen. Dritte, verbesserte Auflage. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Herschel, J. F. W., Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen von Dr. Albert Weinlig. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hülsse, J. A., die einfache und zusammengesetzte Zinsrechnung mit ihrer Anwendung auf Rechnung von Interessen, Discont, Zahlungstermine, mittlere Zahlungen, Zeit- u. Leibrenten, Lebensversicherungen u. Schuldentilgung. 4. 6 Gr.

*Jomini, Baron de, Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre et de leurs rapports avec la politique des états. 4me édition consid. augmentée. Avec 2 planches. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1836. 3 Thlr.

Leti, Calvidii i. e. Claudii Quilleti Callipaedia seu de pulchris prolae habendae ratione poema didacticon. Secundum editionem alteram seu Parisiensem cum integra lectionis varietate editionis primae seu Leidensis edidit Ludovicus Choulant. 12. cart. 18 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.
Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.
Sciences naturelles. Tome II. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 11 Thlr. 6 Gr.
Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.
Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.
Recueil des actes des séances publiques. Partie. XI. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege. Vol. I. Fasc. I. 8 maj. 1 Thlr. 20 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 15 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad geographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. III. Cum 8 tabb. aen. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 1 Thlr. 21 Gr.

Pinder, E., das Provinzial-Recht der königl. preußischen vormaligen königl. sächsischen Landestheile mit Ausschluß der Lausitz, nebst Beweisstellen, Gründen und Bemerkungen. Im Auftrag des königl. Justiz-Ministeriums für die Gesetz-Revision bearbeitet. 2 Theile. gr. 8. 5 Thlr.

Pogodin, Michael, historische Aphorismen. Aus dem Russischen von E. Göring. gr. 8. geh. 12 Gr.

Prinz, C. G., das Verschneiden oder die Castration der Milchkühe, eine landwirthschaftliche Operation für Oekonomen und Thierärzte. 8. geh. 6 Gr.

Radius, J., auserlesene Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte u. Wundärzte. Mit Berücksichtigung d. neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. 16. cart. 1 Thlr. 18 Gr.

Schmidel, C. T., Verwandlungstafeln verschiedener Maasse in pariser Fusse, Zolle und Linien berechnet. I. Heft. Millimeter, Meter und engl. Fusse. 12. 6 Gr.

*Schmidt, J. J., die Thaten des Vertilgers der zehn Uebel in den zehn Gegenden, des verdienstvollen Helden Bogda Gesser Chan; eine mongolische Heldensage, nach einem in Peking gedruckten Exemplare aufs Neue abgedruckt. Herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften. gr. 4. St. Petersburg, 1836. 3 Thlr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände, mit Titelkupfer. 8. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Trinius, C. B., Species graminum iconibus et descriptionibus illustravit. Fasc. 29 et 30. 4 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr.
(Complet III Vol. s. 30 Fasc. cum 360 tabb. 1823 — 1836. 45 Thlr.)

Wagner, R., Prodromus historiae generationis hominis atque animalium sistens icones ad illustrandam ovi primitivi, imprimis vesiculae germinativae et germinis in ovario inclusi, genesin atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam. Acced. tabb. II. aere incisae. Fol. maj. cart. 3 Thlr. 12 Gr.

*Weinmann, C. A., Hymeno- et Gastero-Mycetes hucusque in imperio Rossico observatos. Pars prodromi florae rossicae. 8 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr.

Weissenbach, C. G. A. von, Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem sächsischen Erzgebirge. Mit 32 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Inhalt.

(Hierbei eine Beilage und ein Intelligenzblatt.)

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.



Siebenunddreißigster Jahrgang.

Februar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1837.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1¼ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

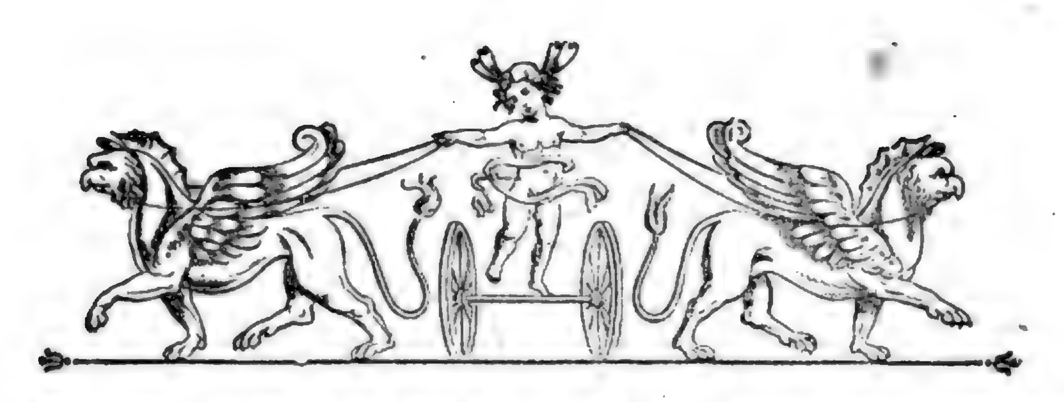
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 23. — den 2. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nürnbergereien.

Novelle von Hermann Silber.

Die Morgensterne erbleichten selig erbangend vor der allgewaltigen Sonne. Ringsum in der Höhe rauscht' es von heiligen Grüßen und der Genius des Tages neigte sich hernieder mit seiner güldenen Tuba, angethan mit seinem Bratenrocke, die Stirn geschmückt mit braunen und blauen Flecken, dem Diademe gediegenen Muthes.

„O, sei mir gegrüßt, du liebwerthester, blauer Montag!“ rief Sibylle, die langgestreckte schwärmerische Jungfrau ihrem Ohm zu, dem Herrn Ehrenfried Gutbier, gewerbsinnigem Herbergsvater der Buchdrucker in der freien Reichsstadt Nürnberg. Es war vor zweihundert Jahren.

Der Oheim schaute etwas verdrießlich von seinem Stuhle auf, indem er den Riesenpappdeckel, den er in der Hand hatte, auf den Tisch legte: „Aber, Sibylle, wie kannst Du nur den heutigen Montag blau nennen, — heute, wo Dein Vater, mein Bruder, zurückkehrt, der Stifter und Vorstand unsers Vereins? Gülden nenn' ihn doch wenigstens! Aber — eigentlich kommt mir heut' Alles zu sehr über den Hals. Hat er erst vier ganze Wochen lang sich im Frankenlande umhergetrieben und alle Fabriken und Werkstätten durchspürt, so konnt' er auch noch einen Tag länger ausbleiben, oder wenigstens seine Ankunft zeitiger melden. Ich muß schrecklich eilen, um mit dem Transparente hier bis heut Abend fertig zu werden!“

Sibylle warf einen langen, ätherischen Blick auf ihn. Wild flatterten ihr die langen, noch ungescheitelten Locken um den Nacken, wie einer begeisterten Seherin, und wirklich hatte ihr auch der weitberühmte nürnberger Handthierungverein „zur Bildung,“ in Betracht ihrer dichterischen Gaben und Blicke den Ehrennamen „Kassandra“ zuerkannt. — Auferzogen in klösterlicher Stille, ward sie früh vertraut mit den reichen Poesieen der Vorzeit und verlebte schwärmerisch in ihnen ihre ganze Jugend. So übertrug sie denn, als sie später in die Welt eintrat, in wundersamer Verschmelzung die Romantik in das bürgerliche Werkeltagsleben, theilte mit flammendem Eifer die Gewerbstudien ihres Vaters, und umfaßte, geleitet von weiblichem Takte und einer glühenden Einbildungskraft, die wachsende Industrie mit prophetischem Geiste. — „Ohm,“ rief sie, „Sie bringen sie nimmer fertig, die Pappe der feuerdurchschimmerten Bewillkommnung!“

„Was Du nur wieder für Unglück prophezeihst!“ erwiederte dieser mürrisch. — „Aber sieh,“ unterbrach er sich wohlgefällig, indem er den Pappdeckel wieder zur Hand nahm, — „das Ding macht mir doch eigentlich Ehre. Die große Ueberschrift mit Unzialbuchstaben: „Dem Doctor Gutbier, kunstsinnigem Stifter des Handthierungvereins,“ darunter das bezeichnende Bierglas mit der Sternenkrone, in dieser das bedeutsame „Vorwärts,“ und so ringsherum alle hausbackenen Insignien unserer Societät, — wahrhaftig, es muß Aufsehen erregen, wenn es heute Abend vor sei-

ner Stubenthür oben hängt, und da wir morgen Sitzung haben, so mag es gleich hängen bleiben. Nicht wahr, Kassanderl?" —

Sibylle schwieg, legte leis die schwarze Binde über die obere Hälfte ihrer entzündeten Augen und rief zum Küchenfenster hinaus: „Muhme Thusnelda, Priesterin des häuslichen Herdes, reiche nach alter Sitte Deinem ehrwürdigen Vater den süßduftenden Frühstückschnapps!"

Die Gerufene, eine hochblonde, stämmige Schönheit von sehr gesetzten Jahren, versteht sich, auch tugendsam nach alter deutscher Art, trat eilig herein und kredenzte mit schmollender Miene das Gläschen.

„Nichts da mit Deinem inwendigen Raisonniren, mein' Tochter," brummte der Alte, der dies Schmollen wohl verstand, „mein Sinn, Thusnelde, steht felsenfest. So ein Schriftweiser und Stubengelehrter mit seinen anderthalb Kreuzern jährlicher Einkünfte mein Schwiegersohn? Pah, Dein Candidat Käse mag von meiner übermenschlichen Großmuth Gebrauch machen, auf meine Kosten das Bürgerrecht erlangen, und dann meinen Bierschank hier übernehmen; — so wird er mir willkommen sein. Und damit Holla!"

Thusnelda verbeugte sich demüthig: „Wie Sie wollen, Papa!" Das tugendsame Mägdlein! Der kindliche Gehorsam dominirte doch damals ungemein. Nur ein stummer Schmerz ballte ihr sanft die Fäuste; nur das starre Auge sprach's mit unendlicher Wehmuth: „Auch die siebente Liebschaft soll scheitern?" — Die böse Sieben! Die gute Thusnelda! Bewegt trat sie an das Fenster und schaute auf den Gemüsemarkt hinaus, an den das väterliche Haus stieß. —

„Jetzo," fuhr Ehrenfried fort, „ist kein Zweifel mehr, daß die Gelehrtenepoche vorbei ist; sie möchten dermalen schier verhungern. Aber ist ein ehrsamer Meister, der Steuern und Abgaben zahlt, Frau und Kinder ernährt und sein' Sach' beobachtet, nicht mehr werth, denn so ein Federfuchser? Die gehörige Portion Bildung und Religion für's Haus, einen guten Rock an, und mit Flammenschrift von der Stirn leuchtend: wir Bürger und Meister einer freien Reichsstadt — so mag's ich haben. — Thusnelda!" rief er sich umwendend, „Traumbuch, gib mir von dem Schranke dort den Leimtiegel her!"

Die Arme erwachte aus den Träumen ihrer unglücklichen Liebe. Eben hatte ihr der schmucke Altgesell, der sie früher fast gar nicht angesehen hatte, von der Straße aus eine Kußhand zugeworfen. Es war vor zweihundert Jahren.

Unterdessen füllte sich die Herberge. Die Arbeiter aus den verschiedenen Druckereien machten blau bei einem Glase Bier, und das Bier disputirte gewaltig. Der Drucker rühmte seine Kunstfertigkeit, der Setzer klagte über schlechte Manuscripte, und der Correcturenträger trank in vollen Zügen, als gält' es eine Correctur seines Geschicks. Von Schriftstellern gab's natürlich keinen an diesem Orte. Diese pflegten überhaupt damals in Nürnberg aus gewissen Gründen gar nicht zu frühstücken. Es war vor zweihundert Jahren. Auf einmal ertönte auf der Straße aus funfzig Kehlen ein hundertstimmiger Gesang: lustige Schuhmachergesellen geleiteten einen Kameraden, der erst vor vierzehn Tagen zum Gesellen gesprochen worden war, in die Fremde. Bei sothaner feierlicher Gelegenheit hatten sie ihren Muth, ihre Kraft und Stimme verdoppelt; einige sahen schon doppelt. Alle trugen gewichtige Stöcke, und der blutjunge, blondlockige Auswanderer ging mitten drunter mit gesenktem Haupte, als hätt' er schon den Stockschnupfen. An der Hausthür gegenüber aber schaute ihm starr ein altes Weiblein nach, wahrscheinlich seine Mutter, und weinte das übliche Thränendeputatchen.

„O Reisen, Reisen!" declamirte Sibylle, „welch' eine Wonne anjetzo! Sonst jagten die Ritter zum blutigen Turniere, die Pilgrime mit dem Muschelhute wandelten, das eigene Leben gefährdend, zu heiligen Stätten, und, zerrissen das Kleid, über Stock und Stein bettelte mit Harfentönen sich der Minnesinger. Jetzt aber fliegen pünctlich Posten hin und her; der Arzneikrämer und der Bärenführer, der Hausirer und der Viehhändler, sie alle wandeln wohlgemuth auf und ab durch die Welt. Und der Gesell' mit dem Tornisterlein, — er trollt sich fröhlich von Kundschaft zu Kundschaft und kehrt freudig ein am späten Abend bei der Frau Mutter auf der Herberg'. O, mein Vater, bringe mir Stoff mit zu Reisenovellen!"

„Ei ja," nahm Ehrenfried das Wort, „Dein Vater hat gut reisen, da ich ihm eine tüchtige Geldbörse zugesteckt!"

Er hatte kaum ausgesprochen, als ganz in der Nähe ein Posthorn schmetterte; neugierig lief Alles ans Fenster. Ein Wagen hielt vor der Thür und mehrere Stimmen schrieen von außen: „Der Herr Doctor, der Herr Doctor!"

„Um Gott," seufzte Ehrenfried, „mein Transparent!" Doch da stand er schon, der wohlbeleibte Doctor Gutbier, eine Menge Schachteln unter seinem Arm, mitten unter seinen Lieben. — „Zähre des Wiedersehns!"

rief Sibylle an seinem Halse, „Kochsalz....“ — „Willkommen, Bruder!“ rief der Herbergsvater, indem er dem Erschrockenen die ausgeschnittene Riesenpappe vorhielt. — „Danke, danke!“ lispelte der Angekommene unter Umarmungen und Thränen der Rührung.

Endlich erblickt' er im Hintergrunde seine trauernde Nichte Thusnelda: „Noch immer so betrübt?“ — Sibylle zuckte die Achseln und warf ihm einen bedeutenden Blick zu: „Der Candidat fürchtet noch immer den Spott seiner sogenannten Standesgenossen. Es ist mit dem süßzarten Liebesbündniß noch nicht in dem Töpflein, wo es kochen soll!“ — „Verdammt,“ brummte der Doctor, „der Hausnarr mit seinem bettelhaften Gelehrtendünkel. Ich habe auch studirt. Doch“ — er pochte dabei auf die Tasche — „ich habe hier ein Manuscript bei mir, welches in unser Gewerbblatt kommen soll, — ein herrlicher Aufsatz, den mir mein schalkhafter, lustiger Vetter, der Subrector, für dasselbe mitgegeben. Den werd' ich dem Trotzkopfe zum Redigiren überbringen, — und durch ihn soll er aus dem Grunde corrigirt werden!“

„Theurer Erzeuger!“ flötete Sibylle, „begib Dich bis Mittag in die Arme des Traumgotts. Obwohl es zu spät, wag' ich es doch noch, gestärkt durch kindliche Liebe, zu dem Freunde meiner Jugend zu gehen, dem Schlächter Christel. Der milde, schwermüthige Mann mit dem großen Weltenriß mitten durch das melodisch-pochende Herz wird mir nicht verweigern Dein Lieblingsgericht, den aromatischen Kalbskopf!“ —

„Thu' das, Kassanderl!“

Der königliche Sänger mit seiner güldenen Riesenharfe, der Sonnengott, sang die Donnerhymne der Auferstehung schon durch den fernen Ocean: nur der äußerste Saum seines Mantels glänzte noch am Horizonte. Mit unendlicher Sehnsucht sah ihm die Erde, das bange liebende Weib nach. Heiß rollten ihr die purpurnen Thränen über die Wangen, als wollte sie langsam, ja langsam verbluten, um ihm dann ewig zu gehören. Aber schon breitete die milde Nacht ihre Lilienmatten aus, ihre Schlummerdecken, durchklungen von den Wiegenliedern der ewigen Liebe. Der Mond stand, das mildklagende Antlitz halb verhüllt, am Himmel und schaute schwermüthig hernieder auf das kleine Dachfenster und immer schwermüthiger durch die Ritzen des Fensters und durch den dünnen, dahinterhängenden Rock in das Stübchen des Herrn Samuel Käse, der Theologie Candidaten, Gelegenheitsdichters, Correctors und Ehren-Unterredacteurs des nürnberger „Gewerbstrabanten.“ Es war vor zweihundert Jahren.

Wie war doch das Zimmer so traulich, so bescheiden, so lustig! Mit den grundehrlichsten Augen von der Welt schaute dort der alte Schrank hervor: vor seinem Innern lag weder Schloß noch Riegel. Hier standen des Candidaten Stereotypstiefeln, er mußte also wohl zu Hause sein, — und dahinter, schwarz und kalt wie ein seit Jahrtausenden ausgebrannter Krater, ein sogenannter Sparofen. Es war wirklich, so lange Käse hier wohnte, ein Sparofen aller Sparöfen gewesen. Käse durfte nicht einheizen, auch wenn er Holz hatte. War Feuer im Ofen, so gab's Rauch, und den Rauch sah der Hauswirth, und der Hauswirth schloß dann: wo Rauch ist, da ist Feuer, und wo Feuer ist, da ist Holz, und wo Holz ist, da ist etwas Geld, und dann kam er herauf und schnitt Visiten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart.

[Hoher Besuch. Feste. Wettrennen in Cannstadt. Cholerafurcht.]

Seit meinem letzten Schreiben hat sich hier Vieles zugetragen, das des Erwähnens wohl werth wäre; wir haben Freude erlebt und Angst ausgestanden und Beides ziemlich ungewöhnlich. Die Freude war nicht allgemein, aber doch für einen großen Theil der Bevölkerung da und wurde durch den Besuch der großherzoglichen Familie aus Weimar am hiesigen Hofe herbeigeführt. Ganz gegen die Gewohnheit der Stille in Stuttgart, die vom Hofe sich auf alle Theile der Gesellschaft erstreckt und sich bei Volksfesten, Maskeraden, im Theater und auf Spaziergängen äußert, fing man an ein regeres Leben zu bemerken, das selbst einen Schein von Großartigkeit an sich trug. Auf einer Insel im Neckar waren Vorbereitungen zu einem Feuerwerke getroffen, dem der königliche Hof und die hohen Gäste aus den Fenstern eines nahe gelegenen Landhauses zuschauen sollten. Das Volk drängte sich auf der Chaussee, auf den nahe gelegenen Höhen, auf Gerüsten, Bäumen und Dächern; die Nacht war kalt, die Cholera in München, die Aerzte warnten, aber die Neugier trug den Sieg davon. Das Feuerwerk aber gelang nicht ganz und ein unvorsichtig angelegter Zündhaken entlud mehre Decorationen auf ein Mal, so daß großer Dampf und Qualm, aber wenig zu sehen war. Hierauf fand ein festliches Carroussel im ungarischen Costüm in der königlichen Reitbahn Statt. Hier gab es Glanz vollauf und die höchsten Personen wirkten bei diesem ritterlichen Vergnügen mit. Das Publicum erhielt eine Anzahl Billets und war sehr erfreut über ein Schauspiel, das wohl zu den seltensten gezählt werden darf in unsern Tagen. Kurz vor diesen außerordentlichen Ereignissen hatten wir das alljährlich wiederkehrende Vergnügen des landwirthschaftlichen Festes in Cannstadt, das vom schönsten Wetter begünstigt wurde. Am Morgen tummelt man sich auf der Wiese, frühstückt in den Zelten und Hütten, sieht die Ausstellung der Industrieerzeugnisse an, das Preisvieh, verfolgt die Rennpfade mit den Augen und sieht zugleich dabei auf die Uhr, um die Minutenzahl zu wissen, während welcher die Bahn von den Rennern durchlaufen wurde. Von Wetten unter den Zuschauern weiß man hier nichts, und wenn man auch häufig die Worte hört: „Ich

parir", der und der kommt dem Andern vor!" so hat das weiter keine Folge. Das „ich parir" ist ein Redegebrauch. Auffallend ist es auch, wie wenig sich die Theilnahme an diesem Schauspiel, die sich einmal nicht wegläugnen läßt, und durch Tausende von Zuschauern hinlänglich bekundet, durch äußere Zeichen bemerkbar macht. Während die Pferde laufen, ist Alles im weiten Kreise so still, daß man ein Blatt könnte zur Erde fallen hören. Der Sieger wird nicht durch lärmenden Zuruf begrüßt, der Besiegte wird nicht verhöhnt; die längste Pause wird so ruhig hingenommen; keinem jungen Burschen fällt es ein, irgend einen Streich zu machen, der allgemeines Gelächter erregte, Niemand hat einen guten Einfall, Niemand macht einen lauten Witz. Komische Figuren verirren sich in den abgesteckten Bezirk und gerathen in Verlegenheit, man nimmt es mit dem größten Ernste hin; kurz die Leute sitzen wie zu Gericht, statt wie zu einem Schauspiel, und zeigen so sorgenvolle Mienen, als thäten sie, was sie unterlassen, als wetteten sie nämlich um große Summen. Dieses ist unser charakteristischer Zug; eine ernstere, ehrbarere Fröhlichkeit ist in den gesammten deutschen Gauen nicht anzutreffen als hier. Historiker wollen dies gedrückte Wesen aus frühern Zuständen ableiten; es ist hier nicht der Ort, hierüber weitläufiger zu werden. — Mittags, nachdem diese herrlichen Schauspiele vorüber, wirft man sich reellern Genüssen in die Arme, für die schon lautere Sympathie herrscht. Die Wirthstafeln füllen sich; man trinkt viel Neckarwein, der zum Theil von vorzüglichem Geschmacke, dem Ungewohnten aber zu feurig ist, und hier und da knallen auch wohl die Stöpsel des moussirenden Landweins, der das Knallen mit dem Weine der Champagne gemein hat. Es ist gewiß, daß man in den andern Provinzen unsers Vaterlandes, wie auch in Rußland, Polen u. s. w., oft unsern eßlinger und heilbronner Champagner für Wein von Ay und Sillery kauft; hier ist man diesem Irrthume nicht ausgesetzt. Ich, für meinen Theil muß gestehen, daß mir der Champagner der Marne lieber ist, als der vom Neckar und zwar wahrhaftig nicht aus Vorliebe für das Fremde. Als Beweis, daß ich das Einheimische zu schätzen weiß, will ich anführen, daß der stehende Artikel der cannstädter Wirthstafeln an diesem Tage: Sauerkraut, Schweinfleisch und Blutwurst von keiner Sauce à la maréchale, noch à la financière verdrängt werden kann. Nach Tische besucht man wieder die Wiese, wo Baumklettern, Sacklaufen, Seiltanzen und Springen Statt findet, und, Abends ist der große Frösner'sche Volksgarten erleuchtet, wo sich das Volk drängt und trinkt. Am zweiten Tage dieses Festes findet das Wettrennen des Vereins Statt, wobei königliche Pferde erscheinen und Cavaliere mitreiten. Dies hat für den Kenner und Liebhaber größeres Interesse. Die Tafeln in den Gasthöfen sind wieder so besetzt wie am ersten Tage, am dritten aber findet das Schützenmahl nebst Ball Statt und am vierten machen die Schützen bei lustigem Trunk und Würfelspiel dem ungewöhnlichen Treiben vollends den Garaus. Dies sind die schönen Tage von Cannstadt! —

Cannstadt hat aber noch gar viele schöne Tage im Jahr; das Thal ist ganz besonders freundlich, wenn es die Sonne bescheint und die Menschen sind dort um vieles heiterer als in Stuttgart. Das Bad, der Handel, der Neckar, der hier schiffbar wird, die Fabricanten, die hier wohnen und die Welt gesehen haben, tragen leicht in solchen Sachen den Sieg über Beamte davon, die im engen Bezirke sich gezwängt bewegen, weil sie bald hier bald dort der Höhere genirt. Das angenehme cannstadter Bad verdiente recht besucht zu werden, und wie ich gehört sind Aerzte in Norddeutschland in neuerer Zeit aufmerksam darauf geworden und werden uns manchen ihrer Patienten hierher senden. Die schweizer und französischen Aerzte thun es schon längst und auch Engländer finden sich häufig ein, die sogar in Cannstadt überwintern.

Nach diesen Tagen der Lust kamen die Berichte von der nahenden Cholera uns doppelt trübselig vor, um so mehr da sich überall Dyspepsien zeigten und von den Aerzten die strengste Diät empfohlen wurde. Diät, zur Zeit des jungen Weines, der so viele Verehrer findet! Zum Glück war der eigentliche Herbst, die Weinlese, für diese Zeitumstände günstig; es gab wenig und nicht vorzüglichen Wein. Unsere Behörde ließ es nicht an vorsorglichen Verordnungen und Warnungen fehlen und obgleich die Seuche fast nicht das Weichbild Münchens überschritt und noch nicht einmal bis Augsburg vorgedrungen, so herrschte hier doch vorläufig eine vollkommen ausgebildete Angst und man nahm sich ganz exemplarisch in Acht.

Nach den heftigen Stürmen, die über einen großen Theil von Europa hinwegzogen, stellte sich der Winter ein und mit ihm schwand die Angst; der in Massen fallende Schnee begünstigte das lustigste Wintervergnügen „die Schlittenfahrten." Aus allen Remisen wurden die alten Rumpelkasten hervorgezogen, die in abenteuerlicher Gestalt durch die Straßen fuhren; denn da hier zu Lande nicht jeder Winter auch Schlittenbahn bringt, so ist es nicht zu verlangen, daß die Schlitten eben im besten Stande und besonders modisch und elegant sind. Die Freude war jedoch von kurzer Dauer und nach acht Tagen sieht man wieder keine Spur von Schnee und das muntere Getön der Schellen ist verstummt und das dumpfe Wagenrasseln rollt dafür auf dem Pflaster.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Ein merkwürdiges Tonstück.]

Carl Steinacker, ein talentvoller liebenswürdiger junger Mann, der in der Göschen'schen Buchhandlung zu Leipzig eine vortheilhafte Anstellung hatte, fühlte einen unwiderstehlichen Drang, sein Leben ganz der Musik zu widmen. Er verließ seinen Posten und begab sich nach Wien, wo er als Componist und Musiklehrer sich Achtung erwarb. Zweimal folgte er der Aufforderung seines neuen Vaterlandes, welches die Jugend gegen Frankreich in die Waffen rief, aber aus dem zweiten Feldzuge (1813 — 1814) brachte der der Mühseligkeiten des Krieges Ungewohnte den Anfang einer schnellen Auszehrung zurück. Bald erkannte er die Gefahr seines Zustandes, rüstete sich zur letzten Reise und nahm von der ihn sonst so heiter ansprechenden Welt in einer anziehenden, nicht düstern, aber rührenden musikalischen Phantasie, Abschied. Dieses merkwürdige Tonstück führt den Titel: Les Adieux. Fantaisie pour le pianoforte par Charles Steinacker. Oeuv. 13. und ist bald nach dem Tode des Verfassers, welcher am 18. December 1814 zu Wien erfolgte, bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen. — 22.

[Ein Philolog par excellence.]

Ein solcher ist oder war Dupont de Nemours, Verfasser einer Abhandlung über die Ameisen. Er hatte die Sprache der Thiere gründlich studirt und verstand nach seiner Versicherung elf Worte aus der Taubensprache, eben so viel aus dem Dialekt der Hühner, 33 Hundeworte, 14 Katzenworte, 22 Ausdrücke der Ochsen (man denke!) und die Worte der Rabensprache alle ohne Ausnahme. 22.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — **24.** — den 3. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe und Selbstgeständnisse

von

Aurora Dudevant (Georg Sand).

Im September 1834.

Wie sehr danke ich es Dir, mein alter Freund, daß Du mich sogleich besucht hast, ich hoffte nicht darauf, und da sich, wie ich sehe, Deine Lage nicht geändert hat, so hast Du mir dadurch einen großen Beweis Deiner Freundschaft gegeben. Ich habe mit Dir, mein braver Molgache, mitten unter meinen Kindern und meinen Feunden, einen glücklichen Tag verlebt und recht von Herzen über unsere alten tollen Streiche gelacht und über Deine Calembourgs und unsere vorgebliche gegenseitige Leidenschaft, die immer nur eine tiefe, reine Zuneigung war. Nach zweijähriger Abwesenheit — für mich liegen zwei Jahrhunderte in diesem Zeitraume — habe ich mit der Freude eines Greises und dem Vergnügen eines Kindes dies ganze alte Leben wiedergefunden. — Nun wohl, armer Freund, einen ganzen Tag lang hat es mein verlebtes, trostloses Herz erfüllt, und es hat vor Lust geklopft; aber es hat es so wenig geheilt als verjüngt; mein Herz ist ein Todter, den der Galvanismus tanzen läßt, und der dann erstorbener als vorher wieder hinfällt. Ich habe den Spleen und meine Seele ist voller Verzweiflung; in drei Monaten werde ich nicht mehr sein, Molgache; ich habe mir alles gesagt, was ich mir sagen konnte und sollte; ich habe alles versucht, um mich wieder irgendwo anzuklammen, allein ich kann nicht leben, ich kann nicht. Ich habe meinem Vaterlande und meinen Freunden Lebewohl gesagt — die Welt wird nie erfahren, was ich gelitten und was ich alles versucht habe, ehe es so weit mit mir gekommen ist. Vergeblich würde ich es auch versuchen, Dir meine Seele und mein Leben begreiflich machen zu wollen; sprich mir nie davon und empfange schweigend mein Lebewohl; jedes Wort würde durchaus vergeblich sein. Komm zuweilen, so lange ich mich hier aufhalte, zu mir, um mit mir von der Vergangenheit zu reden. Ich werde Dich auch bitten, mir noch einige Dienste und Gefälligkeiten zu erzeigen, und Du wirst die langweilige Verdrießlichkeit derselben als einen Beweis meines unermeßlichen Vertrauens betrachten. Gedenke meiner, und wenn Du dereinst an meinem Grabe vorüber wandelst, so laß einige Thränen darauf fallen. Bete dann für die, die vielleicht auf Erden allein Dein Herz kennt und es zu würdigen weiß.

———

Am Montag.

Dank für Deinen Brief, mein alter, guter Molgache; kein Mittel kann so heilsam und stillend sein, als diese Freundesworte voll eines so sanften Mitleidens, daß mein Stolz sich durch sie nicht verletzt fühlen kann. Du kennst nur einen kleinen Theil meiner Unglücksfälle; Du sollst sie, wenn wir einige Stunden für uns haben, erfahren, aber die Hauptsache ist nicht, daß Du darum weißt, sondern daß

Deine Zuneigung sie mildert. Alle Vernünfteleien, alle Vorstellungen und Gründe und Verweise erbittern das Herz des Leidenden nur; ein herzlicher Händedruck ist der beredsamste Trost, den es gibt. Es ist möglich, daß die Abenteuerlichkeit meines Lebens und falsche Ideen mein Herz ermattet und meinen Geist getäuscht haben; aber ich sterbe doch daran, und es kommt für die, die mich lieben, nur noch darauf an, mich sanft und freundlich zum Grabe zu geleiten. Räume mir die letzten Dornen aus dem Wege, oder säe einige Blumen um mein Grab, und flüstere mir einige sanfte Worte der Trauer und des Mitleides zu. Nein, ich erröthe nicht vor dem Mitleiden meiner Freunde, und vorzüglich nicht vor dem Deinigen, altes Wrack, der Du in den Stürmen des Lebens nicht untergegangen bist und die nagenden Sorgen, die niederdrückenden Anstrengungen desselben kennst. Ich bin eine Kranke, die man beklagen, aber ihr nicht widersprechen muß. Wenn Du mich nicht heilen kannst, so wirst Du doch meine Leiden weniger rauh und meinen Tod weniger häßlich machen! Der Himmel behüte mich davor, Deine Freundschaft zu verachten und sie gering zu schätzen! Weißt Du aber, welche Uebel dies Gut aufwiegen? welche Ansprüche ein gewisses Glück in meiner Seele erweckt hat, und welches Mißtrauen und welche Muthlosigkeit ihr gewisse Unglücksfälle eingeflößt haben? Ihr Andern, Ihr seid stark; ich besitze aber nur Energie und keine Stärke. Der Instinct wird mich, wie Du sagst, meinen Kindern erhalten, und darin hast Du vielleicht recht; es ist das wahrste Wort, das ich noch gehört habe. Ich empfinde diesen Instinct so tief, so lebhaft, daß ich ihn schon wie eine unzerreißbare Kette verflucht, oft aber auch gesegnet habe, wenn ich diese beiden kleinen Geschöpfe, die an allen meinen Leiden unschuldig sind, an mein Herz drücke. Schreib mir oft, mein Freund; sei sinnreich und zartfühlend in Auffindung dessen, was Du mir sagen kannst, um mir wohl zu thun, und erspare mir alle zu rauhe Lehren. Ach, mein eigener Verstand ist strenger gegen mich, als Du es sein würdest, und eben seine klaren Ansichten sind es, die mich zur Verzweiflung treiben. Möge Dein gutes großes Herz Dir die Art und Weise eingeben, mich zu heilen. Ich bin hieher gekommen, um das zu suchen, was mich an andern Orten floh. Pädagogen gibt es überall im Ueberfluß; Freundschaft ist selten, aber klug; sie zieht sich viel besser mit einem Vorwurf, oder mit einer Neckerei, als mit einer Thräne, oder mit einem Kuß aus der Sache. Laß auch Deine Freundschaft edelmüthig und milde sein; wiederhole es mir, daß Deine Zuneigung mich stets begleitet hat, und daß es in den muthlosen Stunden, wo ich mich in der Welt ganz einsam und verlassen fühlte, ein Herz gab, das für mich betete und mir seinen Schutzengel sandte, um mich aufrecht zu erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nürnbergereien.

(Fortsetzung.)

Und doch, — wer sollt' es glauben — hatte sich der Luxus auch hier heraufgeschlichen. Ueber dem zweiten und letzten Stuhle prangte im schwarzen Rahmen ein großer Kupferstich, den König Salomon in seiner Herlichkeit darstellend, — ein Erbstück von Käse's Mutter. Er war wohl früher mit Goldleisten eingefaßt gewesen. Aber unser Käse hatte Geschmack, und der Geschmack verlangt Symmetrie: Gold paßte wirklich nicht zu den übrigen Umgebungen. Ein Kanarienvogel hing in einem einfachen Bauer am Fenster. Thusnelda hatt' ihn gesandt. Mußt' er ihn nicht speisen? Gottlob — der Vogel kleidete sich selber. Auf dem Schranke stand ein verdorrter Jelängerjelieberstock. Ja, seufzte Käse, das arme Stöckchen! Es sah sich hier nur Eine Minute um und dachte: Je kürzer je lieber! — Das luxuriöseste Möbel aber war dort die Fliegenklatsche. Es war einmal vor langer, langer Zeit ein schöner warmer Sommersonntag, als sich in süßen Träumen eine Fliege hierher verirrt. Aber nur eine Achtel-Secunde, sie flog pfeilschnell davon, — und keine kam seitdem wieder. — Es ist wahr, wovon wollte sie auch leben? — Aber wo mußte denn der Candidat stecken? Seine Stiefeln waren doch da!... Ah, da saß er im Hintergrunde neben dem Bücherrepositorium ganz im Finstern. Der arme Käse! Er meditirte über ein Liebesgedicht an Thusnelda. Es war vortrefflich gerathen, nur an einem Reime, einem einzigen fehlt' es noch, an einem Reime auf seinen eigenen Namen Käse. „Gefäße," das sah Jeder ein, war zu prosaisch; und nun vollends „Gefäße." — Das ging gar nicht. Es war zum Verzweifeln. — Der Kanarienvogel, obschon es bereits spät war, begann noch einmal zu schmettern. Der liebe Kanarienvogel! Der arme Käse! Die gute Thusnelda! Sie stand wohl jetzt auch noch am Fenster und sah auf den Gänsemarkt und auf den Mond und in das Vollmondsgesicht des schmucken Altgesellen. Es war vor zweihundert Jahren.

In des Candidaten Seele ward's immer düsterer; er drückte, um sich zu begeistern, eine Locke mit einer Rosa-

schleife an sein Herz: — der Reim wollte immer nicht kommen.... Doch nicht etwa „Chaise" — nein, es paßte auch nicht. Unten im Hause warf jetzt Jemand heftig eine Thür zu. Wahrscheinlich war es die Gewölbthür des Bücherantiquars, der um diese Zeit nach Hauſ' zu gehen pflegte. Ja, ja wahrscheinlich, mehr als wahrscheinlich, denn bei dem Schalle stürzte Käse's kleine, aber ausgewählte Bibliothek, ein Band Fastenpredigten, herunter von dem Bücherbrete, schauernd ob seiner Einsamkeit. Unser Käse brauchte wahrlich keine Fastenpredigten zu lesen. — Gegenüber waren die Fenster erleuchtet: der daselbst wohnende Werbeofficier gab einen großen Schmaus. Da sprang der Candidat voller Unmuth auf und marschirte wie toll im Zimmer hin und her. Die Brust arbeitete gewaltig, doch da die Stube nicht groß war, behielt er bei diesem Marsche noch genugsam Luft zu einem lauten Monologe:

„Es geht und geht heute nicht mit der Reimerei.... Doch was thut's? Thusnelda sagt doch nicht nein, und der alte Gutbier — er läßt sich's nur nicht so merken — will mich recht gern zum Sohne. Aber Bierschenke? — Schreckliche Wahl! Erst auf der Canzel gestanden und das Kirchenschiff unter Wasser gesetzt, und nun Bier abziehen? In Hopfen und Malz arbeiten, auf daß alle meine bisherigen Standesgenossen hämisch die Nase rümpfen und sprechen: An ihm ist Hopfen und Malz verloren? Ach, und ich bin doch so elend. Ein Kirchenlicht wollt' ich werden und bin dermalen nichts als eine Nachtlampe, ein armer gelehrter Tagelöhner, der die ganze Nacht hindurch arbeiten muß.... Wenn ich's darauf ankommen ließe, wegen der Bedingung? Thusnelda spricht, sie zähle fünfunddreißig Jahre: es können ihrer auch ein Paar mehr sein.... Aber, kann nicht auch ein Anderer kommen? O, wer gibt mir Antwort auf meine Fragen? Wer löst meine Zweifel?" —

Der arme Käse! Die böse Welt! Die gute Thusnelda! Sie stand noch am Fenster und sah auf den Gänsemarkt und auf den Mond und in das Vollmondgesicht des schmucken Altgesellen. Es war vor zweihundert Jahren. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Fortsetz.)

[Theater. Literarisches Treiben. Dievereien.]

Die Abende sind ziemlich einförmig bei uns. Eigentlich elegante Reunionen fehlen. Niemand macht ein offenes Haus. Die Geselligkeit ist in Familienkränzchen gebannt. Das Museum giebt Bälle, welche von der eigentlich hohen Gesellschaft gemieden werden; die Bürgergesellschaft florirt. Das Theater bringt wenig Neues. Seydelmann, der hier so viel leisten könnte, ist ein großer Schuldner des Publicums geworden. Die von ihm verheißene Shakspeare-Gallerie hat er noch nicht begonnen und seit zwei Jahren warten wir nun schon vergebens darauf. Statt dessen müssen wir mit kleinen französischen Sächelchen vorlieb nehmen und der alte Cumberland'sche Jude war unter diesen Verhältnissen eine wichtige Neuigkeit, worin er uns den Schewa gab. Moritz erhielt einige Male Gelegenheit, in der ihm eigenthümlichen Sphäre des Lustspiels zu glänzen. Bauernfeld's Bürgerlich und romantisch wurde sehr ausgezeichnet dargestellt, und Moritz gab hierin den Badecommissair Sittig in so getreuer und fleißiger Ausführung, daß er wohl schwerlich übertroffen werden dürfte. Unsere Kräfte für das Schauspiel sind nun so, daß wir wirklich uns an bedeutenderen Aufgaben machen könnten. Dem. Stubenrauch, Mad. Lange, Mad. Wittmann, die Herren Maurer, Gnauth, Dobritz, Rhode, sind in ihren Fächern wackere Darsteller. In der Oper hat Dem. Schebest Furore gemacht; man brachte ihr Serenaden und Kränze dar und sie wurde mit allen Zeichen großer Zufriedenheit entlassen. Eine Engländerin, Dem. Stuart, die ihr in Bellini'schen Partien voranging, sprach nicht allgemein an. Beide werden jedoch zurückerwartet, um ein zweites Gastspiel zu beginnen. Jetzt ist ein wiener Komiker, Herr Remmark, hier — auch bereits zum zweiten Mal — um uns als Staberl und in andern süddeutschen Possen ein Schattenbild des Faschings seiner lustigen Vaterstadt zu zeigen.

In der Literatur hat neuerdings Gustav Schlesier's Buch Oberdeutsche Staaten und Stämme großes Aufsehen gemacht und hier besonders starken Widerspruch erfahren. Professor Schwab sah sich sogar veranlaßt, in unserm schwäbischen Merkur sich gegen eine Stelle darin öffentlich zu verwahren. Vieles erinnert bei solcher Gelegenheit an die Scene jenes Molière'schen Ehemanns, der seine Frau schlägt. Sobald sich ein Fremder hineinmischt, welcher der Frau beistehen will, wendet sich diese selbst gegen ihren Befreier. Man kann es nun einmal hier wie überall nicht leiden, daß ein Fremder sich in die einheimischen Angelegenheiten mischt. Man kommt dann gern überein, ihn der Unkenntniß und Partheilichkeit zu zeihen, ihn des verletzten Gastrechts anzuklagen, und die Parteien reichen sich nicht selten auf Augenblicke die Hand, um den fremden Eindringling zu bekämpfen. Ein solcher Lärm wurde auch jüngst in mehren Localblättern von Cassel aus erhoben, über die „Kasseler Bilder" die ein Ungenannter in die hier herauskommende Europa einrücken ließ. Man glaubte den Einsender errathen zu haben und nennt als solchen Herrn Dingelstädt, der sich durch einige Novellen und Poesieen im Phönix bekannt gemacht hat. Indem jene Bilderstürmer aus Kassel dem Maler in den meisten Dingen Recht geben müssen, ereifern sie sich hauptsächlich nur über seine Unbefugniß, und ihr Treiben riecht so sehr nach dem beschränktesten Egoismus und der den deutschen Kleinstädtern anklebenden kleinlichen Verletzbarkeit, daß sie selbst in den Augen der Unbefangenen den Bildern des Herrn Dingelstädt, wenn er sie wirklich entworfen haben sollte, die letzten, treffendsten Striche hinzufügen.

Ein Doctor Bacherer, der sich hier ein Jahr lang aufhielt und ein unbedeutendes Localblatt, den Würtembergschen Landboten, sehr schlecht redigirte, ist von dem Eigenthümer des Blattes, Herrn Hallberger, abgedankt worden und hat uns hierauf verlassen. Er soll sich nach Carlsruhe gewendet haben, wo er mit der Redaction der Allgemeinen Staatszeitung in innigem Vernehmen stehen soll. Von Leipzig ist Herr Ernst Ortlepp herbeigezogen, der hier sein Glück zu machen sucht. Es ist hier bekanntlich ein guter Herd für Lyrik und Herrn Ortlepp wird's nicht an Gelegenheit fehlen, seine Verse an den Mann zu bringen. Er ist von Schwab und Pfizer gut aufgenommen worden. Das Fantom „junges Deutschland" hat hier noch immer die heftigsten Widersacher,

obgleich es längst erwiesen ist, daß es niemals in der Wirklichkeit existirt hat. Auch die neuere französische Literatur wird mit Bannstrahlen verfolgt. Den Artikel über den gottlosen Victor Hugo aus dem politischen Wochenblatte hat das treffliche Blatt „die Münchener Landbötin" nicht nur ganz aufzunehmen gewürdigt, sondern auch mit erbaulichen Ermahnungen begleitet. Es könnte zutreffen, daß er auch hier nachgedruckt wurde. —

Derselbe Doctor Bollmer, der die südamericanischen Reisen herausgab, deren Wahrhaftigkeit so sehr in Zweifel gezogen wurde, der dann das Wörterbuch der Mythologie bei Hoffmann machte, das namentlich in den Blättern von Brockhaus so hart mitgenommen wurde, der auch als Doctor Morvell mancherlei geschrieben, ist nun auf den Einfall gekommen, sich auf seinen neuesten Hervorbringungen als Dr. Zimmermann zu geriren. Man sagt die Verleger haben die zarte Aufmerksamkeit für ihn gehabt, ihn dazu zu nöthigen, da seine frühere Firma Sprett und Tadel schon vorweg in Anspruch nahm. Allein auch diese List hat den armen Mann nicht schützen können. Bereits wird sein neuestes Geschichtswerk „das Kaiserthum Oesterreich, Gemälde des Landes und Volkes", von östreichischen Recensenten arg behandelt. Der Bote von und für Tyrol erläßt sogar ein Sendschreiben an diesen „hochgelehrten Herrn Doctor!" darin heißt es unter Anderem, jenes Buch sei wie ein Vexirspiegel, worin man sein eigenes Gesicht komisch verzerrt erblicke und das Ganze sei ein Amalgam von Lüge und Schiefheit. Ich würde in der That dieses Autors, der als solcher weder die geringste Achtung genießt noch verdient, hier nicht erwähnen, geschähe es nicht um einer Verwechselung vorzubeugen, die gar leicht statt finden könnte. Es lebt nämlich hier der Doctor W. Zimmermann, ein ehrenwerther junger Gelehrter, der sich auch mit der Herausgabe geschichtlicher Werke beschäftigt und vor Kurzem erst eine Geschichte Würtemberg's bei Rieger erscheinen ließ, die wohl bald ihre zweite Auflage erleben wird. Es wäre schmerzlich, wenn die Namensähnlichkeit einen Augenblick jenes „Kaiserthum Oesterreich" diesem Schriftsteller unterschöbe. — Doctor Strauß wird nunmehr die Galerie seiner Gegner veröffentlichen. In voriger Woche fand ein Ueberbieten unter den Buchhändlern Statt, wer das Manuscript acquiriren würde. Osiander soll es für 10 Louisd'or den Bogen erstanden haben. Das Werk wird in Broschüren von 6 — 8 Bogen erscheinen. Die wichtigern Gegner wird er in eignen Broschüren abthun, die kleinern dann zusammennehmen. Unsere Buchhandlungen sind noch fortwährend angestrengt thätig und manches große und schöne Unternehmen wird vorbereitet. Von Prachtausgaben verdienten die illustrirten Cid-Romanzen von Herder vor Allen genannt zu werden, die Cotta zu Tage fördern wird. Verzierte Anfangsbuchstaben im mittelalterlichen Geschmack, Arabesken zur Einfassung der Blätter, Vignetten, Alles von den besten Künstlern in München entworfen und in London in Holz geschnitten. Eine andere Buchhandlung will etwas Aehnliches mit Heine's Reisebildern und dem Buch der Lieder veranstalten und hat bereits dem Dichter dieserhalb sehr bedeutende Anträge machen lassen. Man spricht davon, daß der bekannte Buchhändler Franckh, der in diesem Augenblicke noch politischer Vergehen wegen auf dem Asperg sitzt, im Sinne habe, eine neue Handlung sehr glänzend zu eröffnen. Er ist ein unternehmender Mann und ihm verdankt vornehmlich der hiesige Buchhandel seinen jetzigen blühenden Aufschwung. — Seit einiger Zeit wird in dem sonst so stillen und gemüthlichen Stuttgart viel gestohlen, oft mit einer solchen Kühnheit, daß man den Einwohnern dieselbe gar nicht zutraut und deshalb auf Fremde schließt. Unsere Polizei, die auf solche Fälle nichts weniger als vorbereitet ist, konnte bis jetzt auch nichts herausbringen.

N o t i z.

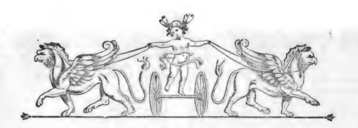
[Katholische Poesie.]

1. Cölestina, ein mit 4 Kupfern und schöner Titelvignette geziertes Taschenbuch, bringt eine kleine Auswahl bereits vorhandener Gedichte voll katholischer Frömmigkeit, Verse von Zacharias Werner, Smets, Passy, Friedrich Schlegel, Wilhelm von Schütz. Unter den prosaischen Beiträgen ist Richer's Wanderung nach der Trapisten-Abtei Melleraie und die Biographie der h. Donna Teresa de Cepede besonders interessant. Der Aufsatz über die symbolischen Functionen der Jungfrau Maria ist aus dem Französischen. Ein Fragment von Wilhelm von Schütz über das Verhältniß der neuern Poesie der Deutschen zur Religion ist voll strudelköpfiger Ansichten. Der Verf. sagt unter anderem: in Goethe's Natur sei eine versteckte Sympathie zum Katholicismus gewesen, während Schiller's Hinneigung nur eine oberflächliche, äußerliche gewesen.

2. Das Marienbüchlein, herausgegeben von J. B. Rousseau, bringt eine auch literarisch willkommene Sammlung der Gesänge an die h. Jungfrau. Auch Heine's Lieder durften hier nicht fehlen, besonders seine Weihe. Der Katholicismus mag darin einen Triumph sehen, daß auch der Spottgeist dieser Zeit seine Stunden hatte, wo er seinem Ritus und seinen Heiligen gehuldigt; auf der andern Seite könnte auch der Protestantismus einen Triumph darin sehen, daß in einem katholischen Andachtsbuche dieser Zeit Lieder von Heine stehen. Auf Vollständigkeit konnte es bei den ältern lateinischen Gesängen nicht abgesehen sein, aber Fleiß und Sorgsamkeit in Aufsuchung und Wahl liegt hier unverkennbar am Tage. Die unverwüstliche Poesie der christlichen Symbolik war allezeit fruchtbar, tiefselig und ein Produkt der süßesten Begeisterung.

3. Purpurviolen der Heiligen, oder Poesie und Kunst im Katholicismus, herausgegeben von J. B. Rousseau. Diese Sammlung von Biographien aller Heiligen nebst den an sie gerichteten und ihre Symbolik erklärenden Gedichten (Frankfurt, Varrentrapp) ist auf 10 Bände berechnet. Die 6 ersten liegen mir vor und reichen in alphabetischer Ordnung bis zu St. Macarius, dem Helden des aegyptischen Christenthums. Außer den Gesängen, Legenden und Volkssagen aller Zeiten und Völker zu Ehren der Apostel, Märtyrer und Heiligen finden wir auch die Angabe der denselben geweihten Tage, Hauptorte und Hauptkirchen. Die literarisch-kritischen Nachweisungen über alle auf das Heiligenleben bezüglichen Schriften und Bilder sind mit großem Fleiße ausgestattet. Die große Reihe der christlichen Helden beginnt Adalbert von Preußen mit dem Monologe aus Werner's Kreuz an der Ostsee. Die Sammlung ist auch literarisch höchst dankenswerth, nur will es uns schier Wunder nehmen, daß die somnambule Nonne Katharina Emmerich, die 1825 verstarb, hier geradezu und ohne weiteres in der Reihe der Heiligen auftritt. Klemens Brentano, dem sie ihre Visionen über die Leidensgeschichte Christi in die Feder dictirte, hat bekanntlich ihre Dictate mit einer Lebensgeschichte dieser krankhaften Augustinerin bereits bekannt gemacht. Wird die Reihe der Heiligen so weit in die Gegenwart hereingezogen, so steht zu bedenken, ob nicht auch Justinus Kerner Beiträge zur Heiligengeschichte liefern werde. Mich dünkt, die Geschichten der Entzückungen in unserer Zeit hätte nur für die Seelenkunde Werth.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 25. — den 4. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe und Selbstgeständnisse

von

Aurora Dudevant (Georg Sand).

(Fortsetzung.)

Am Mittwoch Abend.

Laß uns alle Tage einander schreiben; ich fühle, daß Freundschaft allein mich zu retten vermag.

Ich bin noch nicht so weit zu hoffen, daß es mir möglich sein wird, leben zu können und mein Ehrgeiz beschränkt sich noch für den Augenblick darauf ruhig zu sterben und mich nicht in meiner lezten Stunde gezwungen zu fühlen, Gott zu lästern, wie jener unschuldige Mensch, den man vor vier oder fünf Jahren in unsrer Stadt hinrichtete und der auf dem Blutgerüste rief: Es giebt keinen Gott! — Du bist fromm Molgache und ich auch, wie ich glaube; doch weiß ich nicht, ob ich auf etwas Besseres hoffen darf, als wie es die Leiden und Mühseligkeiten dieses Lebens sind. Was denkst du von jenem Leben? — Ich bin fest überzeugt daß ich in diesem nichts erreichen werde und daß es für mich keine Erdenhoffnungen mehr giebt — werde ich aber nach diesen 30 Jahren der Arbeit und der Anstrengung Ruhe finden? Wird das neue Dasein, das mich nach diesem irdischen Dasein erwartet, ein friedliches, erträgliches Dasein sein? Ach, wenn Gott ein Gott der Güte ist, so wird er meiner Seele wenigstens ein Jahr der Ruhe schenken und welche Wiedergeburt muß das für eine Intelligenz werden! O wäre es mir vergönnt mich hier bei Dir, unter meinen Freunden, in meinem Vaterlande ausruhen zu dürfen, unter dem Dache, wo ich erzogen bin und unter dem ich so reine heitere Tage verlebt habe! Aber das Leben des Menschen beginnt, wie es enden sollte. In seinen ersten Jahren ist ihm ein Glück und ein Frieden beschieden, dessen er später nur noch in der Erinnerung theilhaftig wird, denn ehe er nicht gelitten und gearbeitet hat, ehe er nicht das männliche Alter erreicht hat, erkennt er den Werth seiner Kinderzeit nicht. — Deiner Aussage nach, mein Freund, erscheint für den weisen und starken Menschen ein Zeitpunkt, wo er sich diesen Frieden durch Nachdenken und Willenskraft erwerben kann. Sei aber aufrichtig, ich bitte Dich flehentlich darum, vergiß die großmüthige Rolle eines Trösters, die Du aus Freundschaft mir gegenüber übernommen hast: täusche mich nicht in der Hoffnung, mich zu heilen, denn je mehr durch Deine Bemühungen meine getäuschten Hoffnungen wieder unter meinem Tritte neu aufgrünen, je zorniger und schmerzlicher werde ich ihren abermaligen Verlust empfinden. Sage mir die Wahrheit, bist Du glücklich? — Doch nein, das ist eine alberne Frage, denn das Wort Glück ist ein lächerliches Wort und spricht eine Idee aus, die so formlos ist, wie ein Traum; erträgst Du aber das Leben gutwillig? würdest Du es bedauern, wenn Gott Dich morgen von seinen Banden frei machte? würdest Du noch irgend etwas Anderes beweinen, als Deine Kinder? — Denn diese instinctartige Neigung ist, wie Du sehr

richtig sagst, die einzige, die auch die verzweiflungsvollste Ueberlegung nicht zu erschüttern vermag. — Sage mir, o sage mir, ist Alles, was seit zehn Jahren in mir vorgeht, dieser Widerwille gegen Alles, dieser verzehrende Ueberdruß, der auf den lebenvollsten Genuß folgt und sich meiner immer mehr bemächtigt und mich zerdrückt, ist dies alles eine Krankheit meines Gehirns, oder ein Resultat meines Schicksals? Habe ich wirklich gräßlichen Grund, das Leben zu verabscheuen? bin ich strafbar und ist es Unrecht, es nicht länger tragen zu wollen? Laß uns alle Fragen bürgerlicher Gesetze und Einrichtungen bei Seite setzen und selbst annehmen, daß wir keine Kinder und beide dasselbe Maß von Unglück und Anstrengung erduldet hätten: glaubst Du, daß auch dann wir Beide uns zufolge unserer verschiedenen Organisationen auf demselben Puncte befinden würden, wo wir jetzt sind, und auf dem Du, versöhnt mit dem Leben, stehst und ich matter und verzweiflungsvoller denn je? — Besitzt Ihr Andern denn eine Fähigkeit, die mir abgeht? — Bin ich schlechter ausgestattet worden als Ihr, und hat Gott mir jene instinctartige Liebe zum Leben versagt, die er allen andern Creaturen gegeben hat? Wenn ich z. B. meine Mutter ansehe — sie hat körperlich mehr gelitten als ich; ihre Geschichte ist eine der furchtbarsten und sturmbewegtesten, die ich je habe erzählen hören, und doch hat ihre angeborne Stärke sie stets gerettet; ihre Sorglosigkeit und ihre Heiterkeit sind in keinem Schiffbruche untergegangen; sie ist in ihrem 60sten Jahre noch jung und schön, und betet alle Abende vor dem Einschlafen zu Gott, ihr das Leben zu erhalten. Gott, mein Gott, das Leben ist also wirklich ein Gut? warum bin ich nicht auch so geartet? Meine Stellung im bürgerlichen Leben könnte schön sein, ich bin unabhängig, von den materiellen Sorgen meines Daseins befreit, ich kann reisen, kann alle meine Launen und Einfälle befriedigen: warum habe ich denn keinen Wunsch, kein Gelüste mehr?

Antworte mir nicht auf diese Frage; es ist noch zu früh dazu. Du kennst die Begebenheiten nicht, die mich zu diesem moralischen Zustande geführt haben, und könntest mir, aus Mangel einer richtigen Kenntniß und Beurtheilung der Thatsachen, eine falsche Idee beibringen; antworte mir aber auf das, was Dich betrifft. — Du hast gelitten, Du hast geliebt, Du stehst in Beziehung auf Intelligenz sehr hoch, Du hast viel gesehen, viel gelesen, Du hast Reisen gemacht, hast viel beobachtet, viel nachgedacht und das Leben von vielen Seiten aufgefaßt — Du bist, zu einem glänzenden Loose berufen, an einem kleinen Erdwinkel gestrandet, wo Du Dich über alles tröstest, indem Du Bäume pflanzest und Deine Blumen begießest. Deiner Aussage nach hast Du im Anfange gelitten und einen Kampf mit Dir selbst zu bestehen gehabt, und Dich anfänglich zu körperlicher Anstrengung und Arbeit peinlich zwingen müssen. Erzähle mir ausführlich die Geschichte dieser ersten Zeit, und dann mache mich mit dem Resultate aller dieser Kämpfe und aller dieser Tugend bekannt. Bist Du ruhig? erträgst Du ohne Bitterkeit alle Verdrießlichkeiten des häuslichen Lebens? schläfst Du gleich ein, wenn Du Dich zu Bette legst? umflattert nicht ein Teufel in der Gestalt eines Engels Dein Lager und ruft Dir zu: Liebe, Liebe! Glück, Leben, Jugend! — während Dein trostloses Herz antwortet: Zu spät, zu spät! — Es hätte so sein können, und ist nicht so gewesen! — Verweinst Du auch, mein Freund, ganze Nächte im Gram um Deine Träume und im Gefühl, daß Du nie glücklich gewesen bist? —

O, ich errathe, ich fühle es, auch Dir begegnet dies zuweilen, und ich thue vielleicht Unrecht, in Dir das Andenken eines Schmerzes zu wecken, den die Zeit und Dein Muth eingeschläfert haben; aber es wird für Dich eine Gelegenheit sein, Deine erworbene Kraft und Stärke zu üben, wenn Du mir erzählst, wie Du es angefangen hast, und wie weit Du es gebracht hast. — Könnte ich mich doch, wie Du, leidenschaftlich für einen Garten, eine Blume, ein Insect interessiren! Ich liebe das alles, und kein Mensch ist besser als ich zum Genuß des Lebens organisirt. Ich sympathisire mit allen Schönheiten, allen Reizen der Natur und möchte mir auch gern eine Azoupa bauen und meine Bücher dorthin bringen, aber ich könnte nicht darin wohnen bleiben. Blumen und Insecten können mich nicht in Seelenkummer trösten. Der Anblick der unbeweglichen Gipfel des Montblanc, und seines ewigen, unbefleckten, in seiner Weiße und Ruhe erhabenen Schnees reichte im vorigen Monate hin, meine Seele drei bis vier Tage lang in eine mir seit lange fremd gewordene Stille und Heiterkeit zu versenken; kaum hatte ich aber die französische Gränze überschritten, als dieser köstliche Friede wie eine Lauwine vor dem Andenken und dem Anblicke meiner Leiden und meiner materiellen Verdrießlichkeiten zusammenstürzte. Der Staub der Landstraßen, der Gestank der Eilwagen und die scheußliche dürre Oede der Dauphine reichten hin, mich wieder fühlen zu lassen, daß das Leben unerträglich und der Mensch unglücklich ist. — Und alle meine tiefen, unheilbaren, wirklichen Seelenleiden wurden wieder wach! —

Ich wiege mich in dem Gedanken ein, daß ich wenigstens

mit der Vergangenheit versöhnt sterben werde. In dieser reinen Landluft, in der Stille des Herbstes, in der Magie der Erinnerung, und vorzüglich in den Herzen meiner Freunde liegt eine Gewalt, die seltsam auf mich einwirkt. Ich gehe viel und schlafe, sei es nun aus körperlicher Ermattung oder aus innerlicher Beruhigung, besser, als ich seit einem Jahre geschlafen habe. Meine Kinder fügen mir zu all dem Glück, das sie mir gewähren, doch noch sehr viel Leid zu; sie sind meine Gebieter, sind das heilige Band, das mich an das Leben, an ein verabscheutes Leben bindet! — Ich möchte dies schreckliche Band zerreißen, aber die Furcht vor Gewissensbissen hält mich zurück. Und doch würde mich Vieles freisprechen, wenn ich die Geschichte meines Herzens erzählen könnte. Wie lang, wie peinlich würde es aber für mich sein, dies zu thun! — Gute Nacht, erinnere Dich des Lebewohls, das wir uns ehemals unter dem großen Baume the parting's tree sagten. Wir hatten damals die Natchez*) gelesen und sagten uns jedesmal: ich wünsche Dir blauen Himmel und Hoffnung. — Hoffnung — ach, worauf? —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Von Chateaubriand.

Nürnbergereien.

(Fortsetzung.)

— Da — der Mond verbarg sich hinter einer Wolke — die sparsame Nachbarin gleich daneben (Käse sah's durch die Wandritzen) löschte das Licht aus, um sich mit ihren Freundinnen im Dunkeln Gespenstergeschichten zu erzählen — der Werbeofficier gegenüber erhob ein kannibalisches, teuflisches Lachen — da pocht' es plötzlich an die Thür. Der Candidat warf einen vielsagenden Blick in der Stube umher: ich fürchte weder Diebe noch Bettler. „Herein!"

Und herein trat der Herr Doctor Gutbier und bot einen freundlichen guten Abend.

„Um Gott, welche Ehre!" rief Käse, und schob dem erlauchten Gaste mit hölzerner Demuth den hölzernen Stuhl No. 2. hin.

„Ja, ja lieber Käse," ergriff der Doctor das Wort, nachdem er sich gesetzt: „ich habe in den vier Wochen meiner Abwesenheit viel gesehen und viel gelernt, und Sie doch nicht vergessen.... Aber Sie? — Sie sind noch immer der alte Trotzkopf. Ich erstaune. Mich hat eigene Neigung von den gelehrten Studien zur Gewerbekunst gezogen: aber, wenn dies auch nicht der Fall wäre, — in Ihrer Lage würde ich keinen Augenblick anstehen, der Gottesgelahrtheit sammt dem Gotteskasten für immer den Rücken zu kehren. Sie haben kein Geld, kein Brot. Noch mehr, Sie haben mit der Mehrzahl Ihrer Herren Collegen auch unter einer Reihe von Jahren gar keine Aussicht dazu. Das Corrigiren und Gedichtschmieden bringt Ihnen kaum das liebe trockne Brot ein. Da mein Bruder auf seine Kosten, um des gemeinen Besten willen, den „Gewerbetrabanten" erscheinen läßt, und ich selbst gar kein eigenes Vermögen besitze, so kann ich Ihnen auch, als meinem Unterredacteur, wenig oder gar nichts geben.... Lieber Freund (er klopfte ihm vertraulich auf die Schulter), meine Tochter Sibylle will Ihnen wohl, da Sie mich und den ganzen Handthierungsverein in recht artigen Versen besungen. Thusnelda führt sich schon lange mit Ihnen, mein Bruder mag Sie leiden, — lassen Sie diese kostbare Gelegenheit nicht vorübergehen. Ueberlegen Sie sich es wohl!"

Herr Käse war in ein trübes Schweigen versunken....

„Nun wohlan," nahm Gutbier wieder das Wort, — „ich will Sie curiren von der Angst wegen des Spottes Ihrer Collegen, curiren von Ihrem stolzen Eigensinne.... Wissen Sie denn! Aus ist es, rein aus mit dem ganzen Gelehrtenstande! Die Gelehrtensonne sinkt; die Gewerbsonne steigt. Da — (er zog ein Manuscript aus der Tasche) — ein Aufsatz von meinem Vetter, dem Subrector, den Sie mir in den „Trabanten" einrücken lassen sollen. Von einem Sachverständigen also. Ich will Ihnen denselben vorlesen. Hören Sie zu. Er las:

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Quedlinburg.

[Allgemeines. Literatur und Buchhandel. Nachdruck. Gelehrte.]

Wir treiben hier, was alle Welt treibt; es wird vor allen Dingen tüchtig examinirt, Runkelrüben werden cultivirt, es wird musicirt, tabagirt und über Eisenbahnen raisonnirt. Nur Kunstausstellungen werden nicht arrangirt, dies Geschäft müssen wir unsern Nachbarn, den Halberstädtern überlassen, welche dazu mehr Geschick besitzen. Zwar haben sie äußerst wenig Kunstkenner, fast gar keine wirklichen Maler und nicht eine Klaue von einem Bildhauer, aber das schadet nichts; sie haben einige Kunstliebhaber und von diesen haben einige Geld, so geht die Sache doch und wird auch künftig gehen. Ihre diesjährige Kunstausstellung war in der That glänzend und bedeutender als alle vorhergehenden, so daß wir von unsern Reisen dahin immer sehr befriedigt zurückkehrten, denn wegen Enge des Locals wurden von Zeit zu Zeit andere Gemälde ausgestellt und wir bekamen daher immer Neues zu sehen.

In literarischer Hinsicht thun wir es dagegen unsern Nachbarn zuvor, wir haben jetzt drei Buchhandlungen (vor einiger Zeit noch vier) in Halberstadt sind nur zwei, die überdies wenig Verlagsgeschäfte machen, was sich von den

unsrigen nicht behaupten läßt. Die ehemalige Romanfabrik von Gottfried Basse hat sich ziemlich umgewandelt, indem der einzige Sohn und Nachfolger Basse's, welcher nicht Gottfried, sondern Carl heißt, einen andern und bessern Weg eingeschlagen hat. Unser Gottfried Basse war aus Halberstadt gebürtig, von ziemlich geringer Herkunft, Sohn eines Regierungsboten. Er bezahlte für den Band eines Romans Zwanzig Thaler und druckte ihn selbst auf äußerst schlechten Papier, welches er in seiner unmittelbaren Nähe sehr wohlfeil kaufte. Dabei wurde er aus einem armen ein reicher Mann, aber von den Autoren, die ihm die Romane lieferten, läßt sich nicht ein Gleiches rühmen. Er erhielt sie größtentheils aus dem Magdeburgischen und Halberstädtischen. In der letztern Provinz ist ein großer ausgetrockneter Morast, der Bruch genannt, in dessen Umgegend die Landprediger zum Theil auf das Romanschreiben ganz versessen sind und die Köpfe voll von Gespenstern, Banditen, Seeräubern und Rittern à la Spieß und Cramer haben, welche durch keine kritische Geißelung herausgetrieben werden können. Sie lesen wahrscheinlich nicht einmal eine Literaturzeitung, erfahren von der Welt wenig und kommen höchstens des Jahrs ein Mal nach Halberstadt oder Quedlinburg, um sich ein Stückchen von der Welt anzusehen und dann wieder in ihre Moräste zurückzukehren. Es läßt sich denken, welche Ansichten von der Welt und den Menschen in ihren Romanen herrschen; doch das wissen Sie vielleicht besser, als ich. Die halberstädter Buchhandlungen haben niemals viel von ihren Arbeiten verlegen wollen, überhaupt ist dort niemals eine Romanfabrik gewesen, wohl aber auf der andern Seite des Harzes, zu Nordhausen, die Sie auch kennen werden.

In Hinsicht auf literarische Hülfsmittel und auf das Journalwesen ist es hier und in Halberstadt gleich schlecht bestellt. Es giebt öffentliche Bibliotheken und sie sind zum Theil auch nicht ganz unbedeutend, aber für das Bedürfniß schlechterdings ungenügend, weil sie fast nur ältere und veraltete Werke enthalten; sie werden daher wenig benutzt. Die Leihbibliotheken enthalten meistens — Romane. Die wenigen periodischen Schriften (in Quedlinburg jetzt nur eine, in Halberstadt zwei oder drei) füllen sich zum Theil mit Intelligenz-Nachrichten und was noch schlimmer ist, mit Nachdrucken. In dieser Hinsicht ist besonders mit dem schärfsten Tadel der zu Halberstadt erscheinende Harzbote zu nennen, der ganz gut anfing, aber unter der jetzigen Redaction oder vielmehr Nichtredaction zu einem höchst geistlosen Blatt herabgesunken ist, das immer nur Nachdrücke und nichts als Nachdrücke, ohne Verstand und Auswahl, liefert.

An der Spitze unserer Gelehrten und Schriftsteller steht jetzt der 82jährige Bürgermeister Donndorf, der in seinen seit Menschengedenken schon schneeweißen Haaren immer noch thätig ist. Die Zahl der Schriftsteller ist jetzt bei uns noch geringer, als zu Halberstadt. Unsere gelehrten Theologen, deren Quedlinburg, der Geburtsort Johann Gerhard's und Quenstedt's, von jeher eine große Anzahl hatte, sind jetzt mit Hermes, Meinecke, Fritsch, Haupt u. a. so ziemlich ausgestorben. In sofern ist Halberstadt gewissermaßen im Vortheil; es hatte von jeher wenig gelehrte Theologen, folglich konnten auch nicht viele wegsterben. Zu unsern übrigen Vorzügen in kirchlicher Hinsicht gehört besonders, daß wir durch den Consistorialrath Hermes frühzeitig ein verbessertes Gesangbuch erhielten, während man zu Halberstadt noch heute aus einem Gesangbuch singt, das volle 96 Jahre alt und seit 60 Jahren mindestens veraltet und wegen seiner Unbrauchbarkeit sogar auf manchen Dörfern um Halberstadt schon abgeschafft worden ist.

Ein anderer Vorzug Quedlinburg's besteht in seiner, in militairischer Hinsicht weit geschütztern Lage. Halberstadt ist im dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege, sowie in der neuesten Zeit fast unzählige Mal überfallen, besetzt, erstürmt, geängstigt und gebrandschatzt worden, während Quedlinburg durch einen Verein örtlicher und politischer Umstände fast immer weit glimpflicher durchkam und mitunter ganz verschont blieb. Daher herrschte hier auch immer eine größere Gewerbsthätigkeit und besonders um die Zeit des siebenjährigen Krieges ausnehmender Wohlstand, wovon auch jetzt noch schöne Reste übrig sind.

Endlich erwähne ich noch das 1824 errichtete Denkmal Klopstock's, welchem die Halberstädter in dieser Art ebenfalls nichts entgegen zu setzen haben. Dagegen möchte unser zwar großartige, ernste und feierliche, aber doch zu einförmige Vergnügungsort, der Bruhl, den heiteren, belebten, an Abwechselung reichen Spiegelsbergen bei Halberstadt in den meisten Beziehungen nachstehen.

Notizen.

[Hanswurst's Verbannung.]

Unter diesem Titel ist von Eduard Silesius (einem wiener Baron von Badenfeld) eine „dramatische Bagatelle" in Wien erschienen, die dasselbe Thema darstellt, das Hermann Silber mit vielem Humor novellisirte. Das kleine Drama hat nicht Witz genug, um Gottsched's Verbannung des Witzes witzig zu machen. Die Züge des Stücks sind ungefähr diese. Professor Gottsched und Frau Gemahlin halten Gericht über den Harlekin, er soll aus der noblen Gesellschaft verbannt werden, und der literarische Dictator in Leipzig faßt den Vorsatz, statt seiner Hans Klachel und Kurzweil, seine beiden dienstfertigen aber witzlosen Geister auf die Bühne zu bringen. Hanswurst ruft in seiner Herzensangst den Musengott an, der auch augenblicklich als Mann der Zeit im Galakleide erscheint, und den Bedrängten in seine Arme schließt. Der Professor will in ihm den Apollo nicht anerkennen und befiehlt seinen Dienern, den Musengott zum Hause hinauszuwerfen. Da verwandelt sich unter Donner und Blitz das Studirzimmer des Professors in eine romantische Gegend mit einem Tempel, Apoll liest dem Richter Hanswursts den Text und hält allen größeren deutschen Dichtern, deren Namen der Reihe nach in Flammenschrift auf dem Tempel erscheinen, von Lessing bis Jean Paul eine lange Lobrede, segnet hierauf zum Abschiede den Hanswurst als seinen lieben Sohn, und läßt das Gottsched'sche Ehepaar verblüfft sitzen. 3.

[Närrische Höflichkeit.]

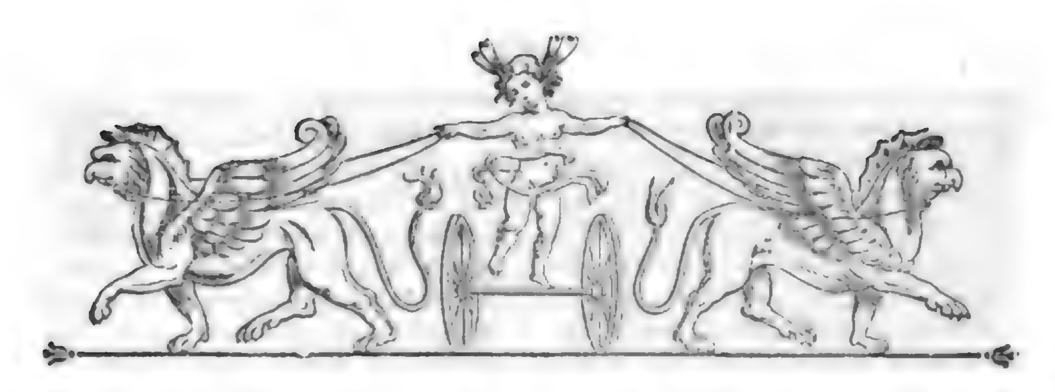
Der berühmte Boerhaave soll vor jedem Fliederbaume den Hut gezogen haben, weil dieser Baum dem Arzte die trefflichsten Heilmittel darbietet. Dies ist allenfalls noch erträglich, aber, nach der Autobiographie des Professors Schad, gab es ehemals in dem fränkischen Kloster Banz einen Mönch, der als ein außerordentlicher Freund von Schinken und Würsten vor den Schweinen den Hut abnahm. 22.

[Ein neues tutti frutti.]

„Tutti frutti eines Süddeutschen" heißt der Titel eines Buches, das zur Ostermesse bei G. Franz in München in 4 Bänden erscheint. Bereits bekannt gewordenen Bruchstücken zufolge soll das Ganze sehr viel versprechen und namentlich durch einen gesunden, ächt deutschen Humor sich auszeichnen. 9.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von Friedrich Vieweg in Braunschweig.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 26. — den 6. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nürnbergereien.

Novelle von Hermann Silber.

(Fortsetzung.)

Ein Wort zu seiner Zeit.

An alle Gelehrte, Schulmeister und Grübelköpfe überhaupt, nebst einer Danksagung an meinen Gevatter den Bierschenken insbesondere.

„Es läßt sich nicht läugnen, daß über kurz oder lang bei bewandten Umständen, trotz allem Geschrei vom Gegentheil, der Gelehrtenkörper unvermeidlich zu einem blassen Schatten verflüchtigen muß. An Geld und Gut waren diese Herren von jeher nicht reich. Den speculirenden gesunden Menschenverstand besaßen sie, wie verlautet, auch niemals recht, denn das Sprichwort: Je gelehrter, je verkehrter. — soll ziemlich alt sein; (— „Hören Sie wohl, Herr Käse!“ —) aber jetzt will man ihnen auch noch das bischen Ehre und öffentliche Reputation abschneiden. Und doch, — ich sag' es meinen Herren Collegen — Schreiber dieses gehört zum Fache — und werd' es Jedem derselben auf Verlangen auch mündlich offen sagen: mögen die alten Gelehrten vom ancien régime noch so sehr die Perrücken schütteln, — gerade heraus! Die gelehrte Welt kann sich in ihrem Ansehen nur dann noch erhalten, wenn sie sich an die industrielle anschließt. Erschrecken Sie nicht, meine Herren! Die Sache ist nicht so gefährlich. Denken Sie sich: welch' ein schönes Bündniß! — Den Fleischer vereinigt zu sehen mit dem Kritiker, den Leiermann mit dem Prediger, das Dreigestirn der Müller, Bäcker und Schneider in trauter Gemeinschaft mit Doctoren, Apothekern und Rechtsanwalten, den Altreiß und den Fleckausmacher mit dem Wörterbuchfabricanten und dem Lesartenvergleicher! Ja, es ist einleuchtend, der Verkehr wüchs' ins Unendliche. Hier verkaufte einer Brillen und Krücken, und gleich daneben ein Gelehrter Uebersetzungen an Schüler, Commentare und Erläuterungen an Lehrer. Hier in dieser Bude finden Sie Schlafmützen und gleich daneben Predigtbücher (— Käse warf einen melancholischen Blick auf sein Bücherbret —), dort hat ein Zeitungsschreiber seinen Stand aufgeschlagen, um Commissions- und Versorgungsgeschäfte abzumachen, und hinter ihm, vielleicht mit ihm in Compagnie, verkauft ein zweiter Bartwichse, Räucherpulver und falsche Locken. — Sie können überzeugt sein, meine Herren Collegen, daß dies nicht meine Rede ist, — wo hätt' ich Armer die Phantasie her? — nein, ich sag' es den ehrenwerthen Männern von großer Weisheit und Erfahrung nach, die in unserm Vaterlande die neueuropäische Wundererscheinung, die sogenannte „Bildung“ repräsentiren.... (— „Wie sublim gesagt, mein Herr Käse!“ —). Darum denken Sie sich mit mir, oder vielmehr mit diesen Männern, noch weiter in die Liebe und Freundschaft hinein, welche die beiden Classen der Gewerbtreibenden und der Gelehrten fortan verbinden soll. Der Kunstgärtner und Blumenfabricant Arm in Arm mit dem Romantiker und No-

vellisten, der Gelegenheitsmacher mit dem Gelegenheitsdichter, der Realschullehrer mit dem Münzpräger, der Besenbinder mit den so zahlreichen und noch am besten besoldeten Compilatoren, der Geschichtschreiber mit den Balgentreter, der Philosoph mit dem Leuchtthurmwächter, der Hofmeister und Secretair mit dem Souffleur, der Heraldiker mit dem Nachtwächter, und endlich — der Schauspieler mit Allen, Groß und Klein, Jung und Alt.... Dudeldumdei und soll ich das noch weiter ausmalen? — Ich gehe noch weiter. Stets werden Mésallianceen eine kritische Sache bleiben. Würden aber nicht durch die Vereinigung der beiden Stände wenigstens die Hälfte derselben von der Erde verschwinden? Gestehen wir es offen, — nur die unseligen Standesvorurtheile, deren sich doch Künstler und Gelehrte am meisten schämen sollten, haben bis dato eine Menge glücklicher Verbindungen im Keime erstickt. Verschwisterte Seelen darf der Stand nicht trennen. Der idealistische Philosoph mit der Luftschifferin, die Wassermüllerin mit dem Dichter, der Zeitungsschreiber mit der Wäscherin, die Amme mit dem Tractätchenverfasser, mancher Rath mit der Kartenschlägerin, — ich werde müde — gäbe das nicht herrliche Ehen? Freilich könnten sich auch bei solchen Verbindungen die gleichen Interessen oft zu nahe treten, und ich würde es einer Dichterin noch allezeit verdenken, wenn sie einen Wassermüller heirathete, so wenig wie ich einer Gans, wenn sie Verstand hätte, rathen würde, einem Spulenhändler in die Hände zu laufen — gefährliche Conflicte bei der jetzt herrschenden Wassernoth und großen Schreibseligkeit — aber dies sind doch viel zu kleine Hindernisse, um jene große kosmopolitische Revolution dämmen zu wollen (— Hören Sie wohl, Herr Käse! —), jene geniale Nivellirung der beiden Stände, jene heilsame Gleichstellung und Vermischung des gelehrten und des industriellen Handwerkers, woran von beiden Seiten so kräftig, so lange gearbeitet worden ist, daß — Dank all' den herrlichen Wörterbüchern, Encyklopädien, Uebersetzungen und Magazinen — dieselbe schon so gut als vollendet anzusehen ist. — Ehre aber, wem Ehre gebührt! Die Gelehrten haben sich voll löblichen Bürgersinns mehr herabgestimmt, als sich die Gewerbtreibenden heraufgestimmt haben. Natürlich, der Klügste gibt nach, der Klügste kam zuerst entgegen. So geschah es denn, daß die Gelehrsamkeit in das Breite und demnach auch in das Dünne gezogen wurde, wodurch der Laie desto eher einen Ueber- und Durchblick gewinnen konnte. Die gelehrten Schulen wurden durch die Viel- und Allseitigkeit der Gegenstände, die man auf ihnen in den Kreis des Unterrichts zog, sehr zweckmäßig den Realinstituten näher gebracht, und, abgerechnet eine gewisse Veredlung mancher Seelenkräfte, die übrigens wohl mehr in der allerersten Erziehung und in sonstigen Familienverhältnissen ihren Grund hat, erhob man auf ihnen ebenfalls das Gedächtniß und die simple Beobachtungsgabe zu den fast einzigen Trägern des Unterrichts. Uebrigens ist ja das Beste und Wissenswertheste Niemandem verschlossen, wes Standes er sei, weil gerade das Beste, was wir wissen, uns Niemand gelehrt hat. Und die Mittel und Wege zur Erkenntniß sind jetzt Allen, ie auf verschiedene Weise, z. B., wie schon gesagt, durch erklärende, gemeinfaßliche Bücher aller Art u. s. w. eröffnet. Darum zehrt der Gelehrtenstand nur noch vor und an Vortheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe und Selbstgeständnisse

von

Aurora Dudevant (Georg Sand).

(Fortsetzung.)

Meine Tage fließen so traurig dahin, wie der Tod, und meine Käfte erschöpfen sich schnell. Vorgestern befand ich mich ziemlich wohl und empfand eine Art Abspannung, die nicht ohne Reiz für mich war. Körper und Herz waren so ermattet, daß ich nichts mehr zu empfinden vermochte. Ich hatte den Tag so hingelebt, ohne mich wie an andern Tagen zu fragen: wird es Dir morgen möglich sein, zu leben? — Ich hatte mich in die Vergangenheit zurückversetzt und gab mich dieser dummen Täuschung so hin, daß mir wirklich war, als lebe ich noch in jenen Tagen. Ich kam mit Rollinet und seinen Kindern von dem Ufer des Flusses zurück; es war heiß und der Weg beschwerlich. Ich empfand eine Art Glück, als ich mit Solange*), die ich auf meinem Rücken trug, durch ein frisch gepflügtes Feld ging. Moritz ging mit seinem kleinen Freunde Constant vor mir her, und der Haushund folgte uns, so häßlich und trübsinnig, wie er auch aussieht, doch mit einer solchen Gewißheit, zu uns zu gehören und uns nachgehen zu müssen, daß er mir wirklich wie ein Mitglied der Familie vorkam. Rollinet lachte nach seiner gewohnten Weise und plauderte meiner Mutter Narrenspossen vor. Ich gedachte Deiner Rathschläge. Das sind ja nun, sagte ich mir, die einfachen und reinen Freuden, die mein Freund mir so rühmt und so dringend anempfiehlt. Ich weiß selbst nicht, wie es zuging, daß meine Ermüdung und das Freudengeschrei der Kinder

*) Der Name ihrer Tochter; ihr Sohn heißt Moritz.

und die Lustigkeit meiner Mutter, so wenig auch das alles zu meiner Traurigkeit stimmte, doch einen unerklärlichen Reiz für mich hatten. Ich erinnerte mich an unsere Spaziergänge nach dem großen Baum, und an unser Suchen von Champignons in den Wiesen, und der ersten Kindheit meines Sohnes, den ich damals auch auf dem Rücken wieder nach Hause trug, und vergaß darüber beinahe die fürchterlichen Jahre voll Erfahrungen, Thätigkeit und Leidenschaft, die zwischen jener Zeit und jetzt liegen.

Doch dies Wohlsein, das ich nur körperlichen Einflüssen zuschreiben kann, war schnell vorübergehend, und ich versank nach unserer Zuhausekunft bald wieder in meine gewöhnliche Niedergeschlagenheit.

Rollinet ist eins der vollkommensten und liebevollsten Geschöpfe, die es nur auf dieser Erde geben kann; sanft, einfach, immer gleich gelaunt, schweigsam, traurig, theilnehmend. Ich kenne Niemand, dessen täglicher Umgang so beschwichtigend und wohlthätig wäre als der seinige; ich weiß nicht, ob ich ihn mehr oder weniger liebe als Dich; mein Herz hat nicht mehr die Kraft, sich zu befragen und sich zu ergründen, aber ich weiß, daß die Freundschaft, die ich für Alphons, für Laura, für Jeden von Euch empfinde, keinem Einzelnen unter Euch Abbruch thut. Nur rede ich mit den jungen Leuten nicht von meinen Leiden, da dies nur ihr Glück trüben würde, sondern nur mit Rollinet und mit Dir. Er gibt mir keine Rathschläge und versucht nicht, mich zu ermuthigen und zu trösten; wir wechseln im Laufe des Tages wenige Worte mit einander, aber wir gehen mit einander in den Gängen meines Gartens, oder in den Schluchten des Thales spazieren, gebückt wie zwei Greise, die, in sich selbst zurückgezogen, sich gegenseitig ohne Worte in ihrem stummen Schmerze verstehen. Seine Neigungen und seine Ueberzeugungen stimmen eben nicht mit den meinigen überein, aber doch ist mir seine Freundschaft kostbar und sein Umgang in gewisser Art nothwendig. Mich dünkt, ich kann, so lange ich einen aufrichtigen und treuen Freund zur Seite habe, nicht in Verzweiflung sterben; ich habe ihm heut Abend einen Eid abgenommen, daß er mir in meiner letzten Stunde beistehen und den Muth zeigen will, mich von meinem Vorsatze nicht abwendig machen zu wollen. In der Stimme, im Blick und in dem ganzen Sein und Wesen geliebter Menschen liegt ein magnetisches Fluidum, eine Art von unsichtbarem, aber der Seele fühlbarem Strahlenglanze, der auf unsere tief innerlichsten Empfindungen mächtig wirkt. Rollinet's Gegenwart stößt mir schweigend eine schwermüthige Resignation und eine stumme, düstere Heiterkeit ein. Sein Schweigen wirkt vielleicht mächtiger auf mich, als er es durch Worte zu thun vermöchte, und wenn ich ihn ansehe, glaube ich immer den demuthsvollen Muth und die betrübte Geduld in menschlicher Gestalt vor mir zu sehen. O, wer vergilt der wortarmen, treuen, sich ganz hingebenden Freundschaft die finstern Stunden, die schauerlichen Gedanken, die neben einer sterbenden Seele auf sie eindringen! — Er scheint, wie ein Arzt, der hoffnungslos am Lager eines sterbenden Freundes sitzt, meiner Verzweiflung an den Puls zu fühlen, und die noch übrigen bösen Tage zu zählen, die ich noch zu ertragen haben werde. Innerlich sehnt er sich, die Stunde meiner Befreiung schlagen zu hören, und doch zagt seine Liebe, diesen Leichnam bald verlassen zu müssen, dem er noch so viel vergebliche, edelmüthige Sorgfalt widmet; er sieht mein Unglück, er weint, er betet nicht, aber er bereitet mir aus seinem Arme ein letztes Ruhekissen, und spricht mir nie von dem, was in ihm vorgehen wird, wenn meine Augen auf immer geschlossen sein werden. — Gib ihm, o gerechter Gott! einen Freund, der für ihn lebt und ihn nicht verläßt, um zu sterben!"

(D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Neue Dampfschiffahrt. Unglücksfälle. Kunstvereine. Zeitungen.]

Wir sehen mit Nächstem einer neuen rheinischen Dampfschifffahrt entgegen, welche die Wanderung auf diesem Flusse noch mehr beleben, beschleunigen und erleichtern soll. Diese Concurrenz ist eine sehr heilsame und muß für Mainz große Vortheile bringen, abgesehen davon, daß der Kaufmannstand dahier sich an dieser Actien-Unternehmung lebhaft betheiligt hat. Da die Regierungen aller Rhein-Ufer-Staaten ihre Concession zu dieser neuen Dampfschiffahrt gaben, so war es uns auffallend, daß nur Holland die Concession zu diesem anerkannt heilsamen Unternehmen verweigert hat, welche Verweigerung sogar auf die Actien unvortheilhaft eingewirkt hat, und die das Unternehmen gewiß um mehrere Monate zurücksetzen wird. Welche Absicht konnte Holland haben, diese Dampfschiffahrt auf seinem Rhein-Strom-Gebiete zu verweigern, dieses Holland, dessen Schiffe sich ungehindert auf dem ganzen Rheine bewegen? Man weiß noch nichts Genaueres darüber, ist aber überzeugt, daß bei dem nächsten Gesuche diese Concession ertheilt wird, da nach der Uebereinkunft von 1831 unter den verschiedenen Staaten die Dampfschiffahrt auf dem ganzen Rheine frei und ungehindert ist. Darum hat man auch einstweilen die nöthigen sechs Dampfschiffe angekauft, und trifft alle Vorkehrungen, mit dem Frühjahre das neue Unternehmen zu beginnen. — Uebrigens sind mehreren hiesigen Schiffern auf dem Rheine kürzlich verschiedene Unglücksfälle passirt. Dem Schiffer Plier z. B. ist sein Schiff „Josephine", mit Colonialwaaren beladen, in den Grund gebohrt worden, und zwar durch ein heftiges Anprallen des Dampfschiffes „Herkules" an die Josephine, wodurch dieser ein Loch versetzt wurde, so daß es in 5 Minuten verloren war. Der Verlust ist sehr bedeutend, doch sollen Schiff

und Ladung verassecurirt gewesen sein. — Das Floß eines andern hiesigen Schiffers, Namens Wagner, wurde bei reißender Strömung gegen die koblenzer Rheinbrücke mit solcher Heftigkeit getrieben, daß es vieles an dieser Brücke ruinirte, welcher Schaden wohl dem armen Schiffer auf den Hals fällt u. s. w. —

Neue, wohlthätige Veränderungen und Anordnungen sind gegen Ende des Jahres in unserm Kunstvereine getroffen worden. Zuerst haben sich die Leistungen in den wöchentlichen Vereinsabenden insofern modernisirt, als nun auch die Damen zu den Versammlungen zugelassen sind, und die Vorträge die Aufgabe haben, ihr ernstes Gepräge in ein liebliches, anziehendes Gewand zu kleiden. Dann werden von nun an auch musikalische und declamatorische Productionen mit diesen Kunstvorträgen verbunden, so daß diese Zusammenkünfte das Ansehen von belehrenden und zugleich erheiternden Kunstsoiréen erhalten. Das bisherige dogmatische Gepräge der Leistungen wollte nicht mehr zusagen, und man fand sich nur selten bei den Zusammenkünften ein; um so anziehender werden die Leistungen, die vom neuen Jahre an beginnen, sein; schon die Damen sind mächtige Magnete! Ferner hat der Kunstverein mit den Vereinen von Straßburg, Karlsruhe, Mannheim und Darmstadt eine Uebereinkunft zur gegenseitigen Unterstützung bei Kunstausstellungen getroffen, so daß unsere nächsten großen Ausstellungen wohl alle frühern an Bedeutung übertreffen werden. Ueberhaupt steht dieser Verein jetzt blühender da als je; die Mitgliederzahl mehrt sich bei den löblichen Neuerungen, die vorgenommen worden sind; die Fonds, über die der Verein zu gebieten hat, werden stärker, und eine neue, wohlthätige Regsamkeit zeigt sich überall. Nur so kann er die Zwecke erreichen, welche die Gründer dieses Vereins im Auge hatten; nur so kann er Kunstsinn und Kunstliebe in unserer Vaterstadt fördern und verallgemeinern. —

Auch in unserm hiesigen Zeitungswesen ist manches geändert und verbessert worden. Die Mainzer politische Zeitung erscheint vom neuen Jahre an in ganz neuer Gestalt, und nicht nur ihr Kleid ist schöner, auch ihr Gehalt ist gediegener. Hat sie früher nur compilirt, so bringt sie jetzt doch manches Originale, worin Einsicht mit Freimuth verbunden ist. Und warum sollte sie das nicht? Unsere politische Zeitung müßte nach der Lage des Orts und bei der Loyalität unserer Censur eine der bedeutendern in Deutschland sein, und sie wird es werden, wenn sie so löblich fortfährt, wie sie mit dem neuen Jahre begonnen hat. Die neue Post-Einrichtung, die es ihr möglich macht, die pariser Nachrichten und die aus der pyrenäischen Halbinsel um vieles früher als andere Nachbarblätter zu geben, kann dieser Zeitung dabei gut zu Statten kommen. — Auch unser Unterhaltungsblatt wird gediegener redigirt, und liefert recht interessante Aufsätze über Kunst und Leben, wobei freilich auch mancher entlehnte Artikel mitunterläuft. Dr. Glaubrecht, der Redacteur, zeigt Geschmack und Talent, und ist namentlich in der neuern Literatur sehr erfahren, und, was das beste ist, er hat ein kräftiges Urtheil in Literaturgegenständen. — Endlich scheint auch das dritte literarische Blatt, der „Ahasver," sein Publicum zu gewinnen. Auch er, dieser alte Wanderer, hat mit dem neuen Jahre einen neuen Rock angezogen, und in den nächsten Tagen wird er eine sinnreiche Vignette an die Stirn bekommen. Nun sind das freilich nur Aeußerlichkeiten; aber was dem Blatte an Tiefe abgeht, scheint es an Popularität gewinnen zu wollen, und wirklich ist es auf gutem Wege, ein Volksblatt zu werden. Möge es diese Tendenz im Auge halten; es ist vielleicht die glücklichste und ersiaste; denn mit einem ernsten, belletristischen Blatte ist es am Rheine eine mißliche Sache! Loben muß man den Fleiß der Redactoren und die Ausdauer des Verlegers, der durchaus ein Institut von Dauer hier gründen will. Wir wünschen beiden den besten Erfolg. — Von unserer Handelszeitung läßt sich nicht viel sagen; sie genügt ihrem kaufmännischen Zwecke, und gibt uns interessante Uebersichten über den Colonial- und Fruchthandel in Deutschland und den Nachbarländern. — (D. B. f.)

Notizen.

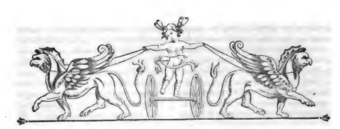
[Disput über den Werth der Schweine.]

In der interessanten biographischen Skizze, welche Professor Böttiger in Erlangen von seinem verstorbenen Vater Karl August Böttiger entworfen hat (aus den Zeitgenossen besonders abgedruckt, Leipzig bei Brockhaus, mit B's Portrait), finden wir als Anhang einige Bruchstücke aus Memorabilien, die der Alte unter dem Titel: Reliquien, oder weimarische Nächte, zu vermehren gedachte. Unter dem 18. Dec. 1796 ist folgender Disput zwischen Wieland und Herder verzeichnet. „Die Schöpfung der Schweine," sagte Wieland, „kann ich der Natur nicht verzeihen. Ihre Thierheit, — ihre Antigrazie ist mir schon in der Vorstellung ein Abscheu." Herder führte nun die Sache der Schweine mit großer Beredsamkeit und vertheidigte ihre Ehre, 1) weil sie mit dem Menschen die größte Ausbreitung auf der Erde haben; 2) weil sie in ihrem innern Bau so viel Aehnlichkeit mit dem Menschen haben; 3) weil sie echte Republicaner sind. Als er vorigen Sommer auf einem Landgute die Oekonomiegebäude besah, sagte der Oekonom, daß die sämmtlichen Schweine beim Schreien eines einzigen in Aufruhr und sympathetisches Angstgefühl geriethen. Die Probe wird auf der Stelle gemacht und ein Schwein am Hinterfuße gezerrt. Auf einmal erhebt sich in allen benachbarten Schweinekoben ein allgemeines Lamentabile. Die Koben werden geöffnet und die Sauen springen von allen Seiten dahin, woher die Angststimme erscholl, so daß die Gesellschaft sich kaum vor ihnen retten konnte. — „Ja, das ist eben die Brutalität dieser Sansculotten," erwiederte Wieland, und erzählte eine Anekdote, die er noch in Biberach erlebte, wo der dicke Haushofmeister des Grafen Stadion von einer Heerde Schweine, die auf der Mast in einem Eichenwalde war, beinahe ermordet worden wäre, weil er zum Spaß blindes Feuer auf sie machte, diese aber mit Heereskraft auf ihn einstürmten und ihn nöthigten, sich auf einen Baum zu flüchten. Als sie ihm da nicht beikommen konnten, fingen sie an, die Wurzeln des Baumes aufzuwühlen, und versuchten so den Baum zu fällen, welches am Ende auch geschehen wäre, wenn nicht der Hirte und Jäger noch zu Hülfe gekommen wären. Der Schottländer Macdonald, der heute mit in der Gesellschaft war, wunderte sich über diese Schweinedissertation, und der ältere flüsterte mir ins Ohr: „tis very strange indeed, that such men, as Mstr. Herder and Wieland, should engage so deeply in a dispute about swine. How would my countrymen laugh, if they heard it!"

[Feiner Ausweg.]

Zu Manilla auf den philippinischen Inseln, unter spanischer Herrschaft, muß sich Jedermann zum katholischen Glauben bekennen, was auch ohne Bedenken von den chinesischen Barkenführern geschieht, die jedoch bei der neuen Religion auch zugleich ihre alte beibehalten. 22.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 27. — den 7. Februar 1837.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe und Selbstgeständnisse

von

Aurora Dudevant (Georg Sand).

(Fortsetzung.)

Oft schäme ich mich dieser Feigheit, die mich abhält, augenblicklich zu endigen; kann ich mich denn zu nichts entschließen? Vermag ich weder zu leben noch zu sterben? Es kommen Augenblicke, in denen ich mir von Arbeit, Schmerz und Liebe ganz erschöpft vorkomme und mich zu nichts in der Welt mehr tauglich glaube; doch bei dem geringsten Anlaß fühle ich, daß dem nicht so ist, und daß ich in der ganzen Kraftfülle meiner Organisation und im Vollbesitze aller Fähigkeiten meiner Seele sterben werde. Nein, es fehlt mir, um leben und hoffen zu können, nicht an Kraft, sondern an Glauben und Willen. Wenn ein äußerer Anlaß mich aus meiner Niedergeschlagenheit erweckt und der Zufall mich bestimmt und mir befiehlt, meiner Natur gemäß zu handeln, so handle ich mit mehr Besonnenheit und Geistesgegenwart, denn je in meinem Leben. — So bin ich noch, trotz aller der Beschimpfungen und Wunden, mit denen man mich bedeckt, trotz all des Kothes und der Steine, mit denen man mich in der vergeblichen Hoffnung beworfen hat, dadurch die reiche lebendige Quelle der Tugenden zu versiegen, mit denen Gott mich begabt hat. Leider hat man sie sehr getrübt, und die Schönheit des Himmels spiegelt sich in ihr nicht mehr so klar wie vormals ab; aber wenn sich ihr ein leidendes Wesen naht, so fließt sie noch für dasselbe, und es kann aus ihr schöpfen, ohne daß sie ihm ihre wohlthuende Labung versagt. Noch mehr: dies Gute, das ich ohne Begeisterung, ja selbst ohne Vergnügen daran thue, und ohne von der Erfüllung meiner Pflichten irgend eine Erleichterung zu hoffen, ist vor Gott vielleicht ein größeres Opfer, als die Opfergaben eines jüngeren und beglückteren Herzens; jetzt erst fühle ich innig, wie gutgeartet meine Seele ist, weil selbst ohne mein Wissen und Willen die Liebe des Guten in mir auf den dunkelsten Ruinen neu erblüht. O, mein Gott! könnte sich doch auch aus dem Schooß Deiner Gnade eine Ueberzeugung, ein Wollen, oder auch nur ein Wunsch, ein Verlangen in mein Herz niedersenken! — Die Tugend ist für mich nur noch eine Gewohnheit, gebieterisch und stark wie die Nothwendigkeit, doch für mein Glück trägt sie keine Früchte; der Glaube ist für mich nur noch ein ferner Glanz, immer noch schön in seinem schmerzlich blassen Schimmer, aber stumm, und für mein Leben wie für meinen Tod gleichgültig; meine Stimme, die im unermeßlichen Raume des Himmels verhallt und mir nicht zuruft, daß ich glauben, sondern nur, daß ich hoffen soll. Mein Wille ist nur noch der stumme und kraftlose Diener dieses Ueberbleibsels von Tugend und Religion; er mißt seine Thätigkeit nach dem Maße ab, wie man seiner bedarf, und vielleicht ist der Stolz ein dritter Berather, mächtiger und stärker als Glaube und Tugend.

Ja, jener blutende und hochsinnige Stolz, der sich unter allen Wunden und Befleckungen, womit man sich bemüht hat, ihn zu entstellen, doch stets aufrecht erhalten hat. Nie ist irgend Jemand mehr beschimpft und verläumdet worden als ich, und Keiner hat sich mit größerem Schmerze und größerer Kraft an die Hoffnung der Gerechtigkeit des Himmels und in dem Bewußtsein seiner eigenen Unschuld festgeklammert, als ich. Seit der Bekanntmachung einiger Schriften, die zu aufrichtig und zu muthig geschrieben sind, als daß man es einer Frau vergeben könnte, sie geschrieben zu haben, gibt es keine noch so widerliche Lüge, keinen noch so albernen und abscheulichen Verdacht, keinen noch so schmuzigen und übertriebenen Bericht, mit dem man mich nicht zu beschmuzen versucht hat. Ich habe seit diesem Augenblicke kein Wort reden, keine Zeile schreiben, keinen Schritt thun können, ohne daß man nicht meine reinsten Absichten schimpflich entstellt und auf das Unwürdigste und Beleidigendste gemißdeutet hätte. — Muß man denn nicht stolz werden, wenn man einen solchen Krieg zu bestehen hat? Warum hat Gott es zugelassen, daß man mich so unglücklich gemacht hat? warum erlaubt er, daß die Frechheit niederträchtiger Menschen das Dasein edler Menschen vergiftet, befleckt und tödtet? Muß sich der Gerechte denn gezwungen fühlen, sich aus seinem Jammer zu erheben, und sich, indem er die Thränen seines Zornes und seiner Scham abtrocknet, von den Unreinigkeiten rein waschen, mit denen man ihn überhäuft? — O, Herr, mein Gott, warum lässest Du, wenn Du dem Säugling, der noch am Busen seiner Mutter ruht, einen Schutzengel sendest, und Dich des Grashalms auf der Wiese erbarmst, einen Unschuldigen beleidigen und ermorden, und gibst es zu, daß die schönste Blume auf unserm Lebenspfade, die Ehre, von dem ersten vorübergehenden Schüler gebrochen und mit Füßen getreten werden darf? Ist denn der Mensch, dessen Stirn Schmerz und Nachdenken gefaltet haben, in Deinem Auge weniger werth, als die noch unausgebildete Seele des Säuglings? Ist unsere traurige menschliche Ehre denn geringer und verächtlicher als die Nesselstaude, die an der Kirchhofsmauer wächst? — Gott des Himmels! sieh und höre und richte gerecht! (D. F. f.)

Nürnbergereien.

(Fortsetzung.)

Der löschpapierne Literaturbote mag posaunen wie er will, — die Welt ist nicht gesonnen, verschollenen Ruhm zu honoriren, weder mit ihrem Rücken noch mit ihrem Gelde.... (— Haben Sie gehört, Herr Käse? — Hören Sie weiter! —) Ja, ja, meine Herren Collegen, das ist nicht meine Rede, sondern die der ehrenwerthen Herren von der „Bildung." Freilich möchten Einige unter Ihnen sein, welche meinten: diese Ansichten gälten nicht sowohl dem Gelehrtenstande, als allen Ständen überhaupt, wie denn überhaupt, dem Behaupteten folgerecht nachzuschließen, ein Unterschied der Stände gar nicht zu statuiren sei. Es gibt eine unsichtbare Kirche, wozu mancher Bauer, wohl aber mancher Priester nicht gehört. So gibt es wohl auch einen unsichtbaren Gewerbverein, zu dem vermöge der darauf bezüglichen Talente mancher Fürst und Gelehrte, dagegen aber viele Gewerbtreibende von Profession nicht gehören dürften. — I nun, meine Herren Collegen, das ließe sich hören. — Andere von Ihnen dächten wohl auch: näher betrachtet, sei der Gelehrtenstand doch wohl sicher nicht derjenige, der *vorzugsweise* unwürdige Mitglieder zählen *könne*.... Auch das ließe sich hören, ja ich glaube selbst daran. (— Sie sehen, Herr Käse, daß dies nach dem früher Gesagten nur eitel Ironie sein kann! —) Ja, — ich werde etwas warm —, ich behaupte: mag es unter tausend Gelehrten nicht Einen gebe, der selbstthümlich vorschreite und die Wissenschaft fördere, — der Selbstdenker gibt es stets nur wenige —; mögen aus tausend Büchern wiederum Tausende fabricirt werden mit nur wenigen Abänderungen, ja ich will es sogar eingestehen: es ist viel gesündigt worden auf Kosten des Publicums —; aber, — ich bleibe dabei — noch gibt es eine weitverbreitete Gelehrsamkeit, die dem Grundtriebe des heiligbegehrenden Verstandes gemäß, nach den Urquellen alles Seins und Wissens forscht, die mit selbstverläugnender Abstraction die Schemata aller Erscheinungen aufsucht und dem Urmenschen des Lichtreichs mit seinen ewigen, ideellen Rechten aufrecht erhält gegen die kraftlose und gewinnsüchtige Beruhigung feiger Seelen bei den Geschäften des Werkeltages.... Und was setzte denn eigentlich die Herren von der Bildung in den Stand, mit solchen Gründen, die doch nicht alle aus der bloßen Beobachtung hervorgingen, sondern hier und da mehr oder weniger an die Abstraction anstreifen, gegen uns Gelehrte aufzutreten? Oder sind sie lauter Autodidakten, und zwar solche, die nie auf ein schon früher Gegebenes fortbauten? Sehen sie vor dem Qualme des Tages das Weltall nicht mehr, das unermeßliche, und den Himmel und die Hölle nicht mehr in ihrer kleinen Menschenbrust mit ihren ungeheuren, unabweisbaren Fragen? Und liegt der prahlenden Weisheit ihrer Industrie nicht stets

eine winzige, abstracte Idee, klein wie eine Made, zu Grunde, die, erst mit großer Mühe gefunden, stets wieder aufs neue construirt werden muß? (— Klein wie eine Made, Herr Käse. Hörten Sie? — Lassen wir den närrischen Kauz vollends weiter erzählen! —) .... Ich habe mich ordentlich ereifert, und so ging's mir auch früher einmal, und da eilt' ich, um mich zu zerstreuen, zu meinem Gevatter, dem Bierschenken. Ein feiner Mann das, mit einem feinen Biere und einem noch feinern Kopfe. Ich hätte nicht gedacht, bei ihm das wahre Henotikon zu finden, und dem war doch so. Er philosophirte ungefähr dermaßen: pro primo, das Gescheidteste ist, Jedwedem sein Spielwerk zu lassen oder zu geben, den Schein zu beobachten und übrigens zu machen, was man will. Pro secundo, der Gelehrte muß jetzt ein Anderer sein als früher: er soll sich in allerhand mengen und zerstreuen, und bei aller Tiefe, die andere Leute, eigene Neigung und die wahre Gelehrtenehre von ihm erheischen, doch auch den praktischen Pantoffelfritzen, kurz einen Musterreiter von allerhand Realien machen. (— Und das denk' ich von Rechtswegen, Herr Käse. Uebrigens hat das mein Vetter, wie er mir selber ganz aufrichtig eröffnet, alles nur in der Ironie geschrieben. Er hat's ja eigends für unser Gewerbblatt verfaßt! —) Zweien Herren kann man aber nicht recht dienen: entweder man verflacht oder man verliert die Reputation bei dem praktischgesinnten Volke.... Hier, fuhr mein pfiffiger Gevatter fort, — ist ein guter Ausweg zu treffen. Ihr schafft euch eine wohlfeile praktische Kenntniß an, wodurch ihr, unbeschadet eurer Studien, in den Stand gesetzt werdet, mit einem currenten Artikel allüberall in das bürgerliche Leben einzugreifen. Solche allgemein gangbare Münzen hat es stets gegeben. Einmal war's im bessern Sinne das Latein, insofern in dieser Sprache damals auch alles Gewerbkundige verfaßt war, ein anderes Mal das Schachspiel, und noch jetzt hilft sich mancher arme Teufel, der sonst nichts in der Gottessonnenwelt gelernt hat, blos mit dem Solo- und Schafkopfspiele fort. Eine solche klingende Münze ist aber jetzt das baiersche Bier .... Wie wär's, lispelte mir der Vocativus zu — ihr lerntet dieses Bier brauen? Der Bierbrauer ist jetzt einer der wichtigsten Männer im Staate; er wirkt als solcher unmittelbar auf die Ideen des Jahrhunderts ein; keine nur einigermaßen bedeutende Volksbewegung geschieht ohne ihn; er schafft Dichter und Philosophen, reicht vielen das einzige Labsal, und ist in hundert Gegenden mit seinem Biere der einzige Gegenstand der Conversation.... Sie dürften ja nur Corporationen unter sich bilden, wie dies bei den einzelnen Communen Statt findet, und nach der Reihe brauen. So lebten Sie stets mitten unter den industriellen Bestrebungen des Volkes, ohne gestört zu werden; denn hieß es von irgend einem Professor: er ist auch gar nicht mit der Zeit fortgegangen, so würden gleich Andere sagen: vorige Woche haben wir sein Bier getrunken, — es war erzdelicat!.... Was sagen Sie, meine Herren Collegen, zu meines Gevatters Rathschlägen? Haben vielleicht unsere Vorfahren so einen Conflict vorausgesehen und für Hülfsmittel gesorgt? Alle ältern Universitäten durften Bier brauen, und auf vielen gelehrten Collegien und Stiftungen ruht diese Gerechtigkeit heutigen Tages noch. Darf ...."

Herr Käse ergriff in der fürchterlichsten Aufregung des Vorlesers Arm, und beschwor ihn, einstweilen von dem Sturme abzulassen. Gutbier lächelte, indem er aufstand; „Aber Sie sind doch gar zu exaltirt. Wir wollen das Weitere lieber im Freien besprechen. Kommen Sie! Kommen Sie!" (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Mainz. (Beschluß.)

[Concerte. Theatralisches]

Aus dem Gebiete der Concerte, deren wir in den letzten vier Wochen leider eine solche Ueberfülle hatten, daß sie nach gerade selbst dem anerkanntesten Musikfreunde überdrüssig werden mußten, hebe ich Ihnen nur die große musikalische Akademie und das Concert zum Vortheil des Orchester-Pensionsfond hervor, da beide wirklich einer Erwähnung werth sind. Die musikalische Akademie fand am ersten Weihnachtsabende Statt, und sie brachte uns, außer mehreren vorzüglichen Instrumental-Musikstücken, auch Beethoven's Oratorium „Christus am Oelberge." Die Aufführung dieses classischen Oratoriums, worin Theile vorkommen, die Beethoven im Kirchenstyle einem Händel gleich stellen, konnte man gelungen nennen; obwohl von unsern Bühnen-Mitgliedern nur Herr Stenfeld (der den Christus sang) die Befähigung hat, solche Töne vorzutragen; die Chöre aber, diese ergreifenden, zu den Sphären emportragenden Chöre waren vorzüglich, und auch die Instrumental-Begleitung ließ keinen Wunsch übrig. Was noch außer diesem Oratorium im Programme dieser musikalischen Akademie vorkam, trat gegen dieses unvergleichliche Beethoven'sche Tonstück so sehr in Schatten, daß wir unmöglich seiner Erwähnung thun können! Daß die Bänke bei diesem Hochgenusse so ziemlich leer waren, kann nicht auf Rechnung unseres Kunstsinnes kommen. An diesem Festabende ist man nun einmal nicht geneigt, ins Theater zu gehen, mag auch die Kunst das Erhabendste bieten! — Von dem Concerte für den Orchester-Pensionsfond habe ich wenig zu sagen. Da das Publicum sich so theilnehmend für dieses Institut zeigt, so ist es Pflicht des Orchesters, dem Publicum zu zeigen, daß es sein Wohlwollen nicht an Unwürdige verschwendet. Die Productionen bei diesen Concerten sind daher meist vorzüglich und gut gewählt; es wird Gutes aus der alten, und Beliebtes aus der neuern Schule geboten; Beethoven und Meyerbeer, Mozart und Bellini, Weber und Auber, sie alle begegnen uns bei diesen Orchester-Concerten; die classischen Compositionen stärken und laben

uns, die modernen Compositionen erheitern und ergötzen uns. Das Gute aus allen Perioden ist willkommen, und nur das Schlechte ist ausgeschlossen. —

Unsrer Bühne konnten wir in der letzten Zeit nicht viel Interesse abgewinnen. Wir begegneten meist dem alten längst bekannten Repertoir, und kam eine Novität, so war es gewiß ein Lustspiel, von denen die meisten leider nach der ersten Aufführung schon alt sind! Der Director kann dafür nichts; nur die Dichter und die Künstler tragen die Schuld. Mit keiner Branche der Literatur sieht es heutzutage übler aus, als mit der dramatischen; was erzeugt wird, überschreitet selten die Linie der Mittelmäßigkeit, und steht häufig weit unter derselben. Dann sind es meist Nachahmungen und Uebertragungen trivialer Bühnen-Erscheinungen des Auslands, die auch der deutschen Bühne ewig fremd bleiben, selbst wenn sie gefallen. Die Schauspieler aber lieben es, in solchen, meist für den Effect berechneten, Stücken des Auslandes zu paradiren, sie sind des Beifalls gewiß, und sind zugleich des Denkens und Studirens überhoben. Das Publicum! Nun, dem ist es gleichgültig, ob es über den Hanswurst einer Posse, oder ob es über den Narren in Shakspeare's Lear lacht, — fader Witz und tiefe Ironie, sie haben bei dem lachlustigen Publicum gleichen Werth! Was kann unter solchen Umständen die Bühne bieten? Und wie es mit dem Drama ist, so ist es mit der Oper. Es vergeht fast keine Woche, wo wir nicht die kürzlich unsrem Repertoir eingebürgerte neue Oper „das eherne Pferd“ sehen. Welcher Kenner ist aber dieser Tändeleien nicht schon satt von der ersten Aufführung? Aber das Klingklang gefällt den gereizten Ohren, und Mozart's Zauberflöte hat keinen Reiz mehr für sie, — es ist ja eine alte Oper! Darin liegt das Uebel, man hat sich an die Trivialitäten zu sehr gewöhnt, Trivialitäten glücken den Dichtern, den Componisten, den Künstlern, den Theaterdirectoren! Ein Glück ist, daß wir nicht fern sind von dem Extreme, und aus dem Extreme gehen wir vielleicht zum Guten über, die nächste Zukunft wird vielleicht besser sein! —

Unter den Gästen, die in der letzten Zeit bei uns aufgetreten sind, erwähne ich Ihnen Mad. Pirscher aus Mannheim, Mad. Kaiser aus Karlsruhe, und Dem. Reitmeyer aus Hamburg. Mad. Pirscher, eine ausgezeichnete Sängerin, und zugleich unsere Landsmännin, sang die Norma, welche Oper dieser Tage zum Vortheile der Gutenbergs-Statue gegeben wurde. Sie sang diese Partie mit aller Leidenschaftlichkeit und Kraft, welche diese heroische Rolle fordert, zugleich aber auch mit allem Ausdruck und aller Lebendigkeit, die Bellini in diese Composition gelegt hat; dabei besitzt die Stimme dieser Sängerin Umfang, Wohllaut und Zauber genug, um als Norma zu entzücken. Es war eine brillante Leistung, wie man sie nicht oft sieht. Die Gutenbergs-Commission erhielt durch den Gast abermals eine ansehnliche Spende für das Denkmal. — Mad Kaiser aus Karlsruhe ist eine routinirte Schauspielerin, aber auch nichts mehr. Die Weihe des Genius hat sie nicht erhalten, und was sie leistet, muß sie mit Mühe erlernen! Wir sahen sie als Isabella, (Braut von Messina), als Elisabeth (Maria Stuart), und als Antonina (Belisar), und in noch ähnlichen Rollen. Es genügt, zu sagen, daß sie in sentimentalen Momenten gar nichts zu leisten vermag, und daß dasjenige, was sie in kräftig-heroischen Momenten leistet, meist auf Rechnung ihrer ansehnlichen physischen Kräfte und ihres sonoren Organs kommt. — Dem. Reitmeyer ist zur Zeit noch durchaus keine Sängerin, obgleich sie als Emmeline und als Prinzessin von Navarra aufgetreten ist; aber sie hat eine wunderschöne Stimme, und ist von der Natur mit einer Aeußerlichkeit ausgestattet, die nicht besser zu wünschen ist. Erhält diese junge Dame eine gediegene Schule, und bleibt sie vorerst noch fern von der Klippe, wo sie so leicht scheitern kann, von dem Prima-Donna-Ehrgeiz, dann kann was Außerordentliches aus Dem. Reitmeyer werden. In der Zukunft liegt ihr Ruhm, in der Gegenwart hat sie die Aufgabe, etwas Tüchtiges zu lernen, noch zu lösen! —

Notizen.

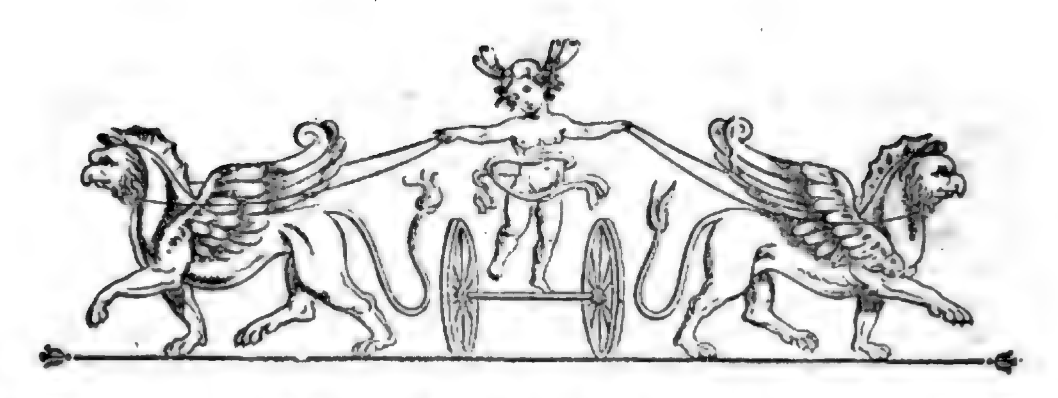
[Göthe als Aristophanes.]

In des alten Böttiger's Memorabilien, Bruchstücken aus seinen Weimarischen Nächten finden wir unter dem 14. November 1796 noch Folgendes verzeichnet: „Eines der muthwilligsten Stücke von Göthe war während der theatralischen Epoche ein Drama, das auf dem gesellschaftlichen Theater mit fürstlichem Aufwande (es kostete mehr als 1000 Thlr.) aufgeführt wurde, betitelt: „Die geflickte Braut.“ Was in Göthe's Werken unter dem Namen der „Empfindsame“ abgedruckt ist, kann kaum als ein Schattenriß jener echt Aristophanischen, mit acht Ballets und allen möglichen Gesängen, tragischen Auftritten, komischen Imbroglios u. s. w. durchwebten Farce gelten. Statt der lebenden Braut (Dem. Schröder) wurde eine Puppe aufs Theater gebracht, die aber völlig so angekleidet war, wie die lebende, weiß mit Gold. Dieser wurde der Bauch aufgeschnitten, und ihre Eingeweide untersucht, die aus Brochuren und damaligen Modebüchern bestanden. Es kamen beißende Anspielungen auf Wieland's „Alceste“ und auf die Mondschein-Epidemie darin vor. In einem pathetischen Gesange an den Mond, der die Laterne des Himmels genannt wird, kam vor: und Jedermann staunt deine kalte Schnuppe an. Hier mußte der Sänger (der Hoftanzmeister Aulhorn) bei „Schnuppe“ einen langen Läufer machen, zum unbeschreiblichen Gelächter der Zuhörer, indem er die Arie gerade gegen eine Mondscheinschwester, ein Fräulein, die mitspielte, und gar nicht wußte, wie ihr geschah, absang. Die Musik war von Seckendorf zu einem ganz andern italienischen Texte componirt und wurde durch diese Anwendung gleichfalls travestirt. Der Held des Stücks war ein empfindsamer Prinz, der die Luft nicht mehr vertragen kann, und allen Empfindsamkeitskram, Singvögel, Westwinde, Mondschein in Kasten in seine Zimmer bringen läßt. Der alte v. S. pflegte immer zu erzählen, daß er einmal bei einer Sitzung auf dem Grase Ameisen in die Beinkleider bekommen habe. Auch diese Anekdote wurde vorgebracht. Alle die Personen, deren Sottisen hier parodirt wurden, waren als Zuschauer gegenwärtig. Dies vermehrte eben das Treffende des Witzes und die allgemeine Lust. Göthe hatte sich selbst dabei nicht geschont, und Werther's Leiden wurden wacker durchgenommen. Dadurch erkaufte er sich eben das Recht, auch alle Uebrigen zu mißhandeln. Und da der Herzog alle diese Witzexplosionen vollkommen billigte, durfte Niemand Empfindlichkeit blicken lassen.

[Grausames Auto da fe.]

Als der Marschall von Bassompierre seine Verhaftung auf Befehl Ludwigs XIII. mit Sicherheit erwarten konnte, verbrannte er 6000 (sechstausend) Liebesbriefe, welche er von verschiedenen Damen erhalten hatte. Wie viel noch unverbrannt geblieben, meldet die Geschichte nicht. 22.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 28. — den 9. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nürnbergereien.

(Fortsetzung.)

Käse blieb wie eingewurzelt stehen. Der Mond hatte sich wieder entwölkt und schaute mit klaren Augen in das Stübchen. Der Kanarienvogel, der von dem lebhaften Gespräche aufgeweckt worden war, fing noch einmal an zu schlagen. Die gute Thusnelda! Sie stand noch am Fenster und sah auf den Gänsemarkt und auf den Mond und in das Vollmondgesicht des schmucken Altgesellen. Es war vor zweihundert Jahren.

In Käsen wurzelte ein Riesenentschluß: „Sänger des Waldes!“ — wandt' er sich zum Kanarienvogel — Thusnelda's Geschenk! „Du mahnst mich durch Deinen späten Gesang, nicht zu spät die Schuld meiner Dankbarkeit abzutragen! .... Doctor — ich werde Bierschenke!“

„Umarme mich,“ rief dieser fröhlich, — „mich, Deinen Oheim in spe!“ — und verließ ihn unter Glückwünschen.

Käse ging im Siegerschritt zwei Mal auf und nieder, und beugte sich dann noch einmal zum Fenster hinaus. Der Mond ruhte im Silbergewölk, wie unter Lilien ein träumendes Feenkind. Tausend glänzende Schlummerkörner säuselten umher, und der ganze Himmel war ein einziges, ruhendes Herz. In dem Gebüsche auf dem Walle schlug zwar keine Nachtigall, — man hatte sie verscheucht. Dafür tutete der Stundenrufer, und der Corporal auf der Schaarwach' schlug zur großen Freude der Mannschaft künstlich wie eine Grasemücke. Drüben aber aus den offengebliebenen Fenstern des Werbeofficiers erklang vernehmlich aus funfzig geöffneten Mäulern ein harmonisches Schnarchen. —

Bist Du zufrieden, Kassandra?

Wer fühlte wohl nicht so ein eigenes Weh in sich, vermischt mit einem heiligen Jauchzen, wenn er einmal an einem heitern Morgen von fern die Zinnen der alten Reichsstadt erblickte? Der Himmel mit seinen Silberwolken wölbt sich so stolz darüber, als wollt' er sagen: von hier blickte ein frommes Geschlecht zehn Jahrhunderte hindurch vertrauungsvoll zu mir empor! — Noch immer stehen sie in ihrer Herrlichkeit da die Dome mit den stolzen Thürmen, den Riesenarmen, die der Glaube gen Himmel streckte, und die alte Sonne liebt es vor Allem, zu spielen mit den güldenen Kuppeln, in denen die Urkunden der alten Zeit verwahrt sind. Auch hallen wohl noch dieselben Glocken mit ihren uralten Erinnerungen weit in das Reich hinaus: — aber da senkt sich das Auge des Wallers hernieder auf die schale Fläche der gleichförmig fortgebärenden Erde, auf die Wiesen und Anger und Krautfelder hernieder — mit unendlichem Schmerz. Und so eben, auf der mit Pappeln be-

kränzten Kunststraße saus't wohl vorbei die glänzende Berline voll süßen Parfüms. —

So dachtest wohl Du auch, Sibylle, wenn auch freilich nicht ganz so, beim Anblicke Deiner Vaterstadt, als Du noch als Klosterschülerin an den alten Wallmauern spieltest, träumend von den süßen Legenden der Vorzeit. Aber ein anderer Geist kam über Dich, als der geschäftige Tag Dich umrauschte, — und eben die vergangene Nacht war's, wo ein Traum Dich beschlich, der für immer Deine Blicke von der Vergangenheit abzog.

Betäubt stand sie am frühen Morgen von ihrem Lager auf, fast verwirrt von den unendlichen Gesichten der Nacht. Sie sah's, wie die Thürme der Stadt verschwunden waren oder in Trümmern lagen, vom Alter zernagt. Aus den hohen Kirchenfenstern qualmte ein dicker Malzdampf, und statt der Orgel Töne rasselten Räder und Rollen und seufzten Maschinen. Keine Glocken hörte man mehr tönen rings in der weiten Stadt, aber aus glatten, weißgetünchten Sälen, geschmückt mit zierlichen Oefchen, traten die glatten Damen und Herren und belispelten mit kunstfertiger Zunge den geistlichen Act und den Accent des galanten deutschen Abbé. — Alles Neue, Niegesehene imponirt. Sibylle fühlte sich nicht verletzt, da sie im Traum ihre ganze frühere Welt untergehen sah, um einer zweiten Platz zu machen: war sie ja doch als Genossin der „Bildung" hinlänglich vorbereitet auf die stärksten Umwälzungen. Noch nie hatte sie ihren Ehrennamen Kassandra mit größerem Rechte verdient, als nach den Erscheinungen dieser Nacht. —

Schon zu der Zeit, in welche diese Geschichte fällt, war Nürnberg bekanntlich nicht mehr die Perle der süddeutschen Städte. Mancher sonst durch fürstliche Gastfreiheit berühmte Palast stand verödet, und in vielen der früher kaum zureichenden Speicher gab es jetzt Raum die Hülle und Fülle. Allein noch immer hatte das Straßenleben seine südliche Färbung, die alte fröhliche Lebendigkeit behalten. Fastnachtschwänke, Mummereien, solenne Aufzüge folgten sich noch immer in ununterbrochener Reihe, und der alte Reichsbürger, der mit eiserner Strenge in seinem Hause auf Stille und Zucht hielt, nahm keinen Anstand, auf offener Straße sich mit dem Harlekin zu foppen. Dieses macht die nachfolgende Begebenheit, die wir mit wenigen Abänderungen den Chronisten nacherzählen, noch um vieles glaubhafter. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe und Selbstgeständnisse

von

Aurora Dudevant (Georg Sand).

(Fortsetzung.)

An Rollinet.

Donnerstag Abend.

Laß Dich nicht durch den verzweiflungsvollen Zustand, in dem ich bin, rühren noch erschüttern; Dein Mitleiden mit mir muß für Dich kein Leiden werden. Du bist andern nützlich, Du bist thätig und tugendhaft — Du darfst Dein Leben nicht widerstrebend, wie eine Dir aufgebürdete Last tragen. O, mein Freund, wäre mir ein Beruf geworden, wie der Deinige, würde der Pflug meiner Hand anvertraut, mit dem Du in der Gesellschaft eine so tiefgehende Furche gräbst, so würde ich mich aus meiner Verzweiflung hervorheben und die Kraft benutzen, die jetzt die bürgerliche Gesellschaft als eine Quelle von Irrthümern und Verbrechen von sich stößt.

Du kennst mich aber, Du weißt, ob in diesem zerrissenen Herzen niedrige Leidenschaften, Niederträchtigkeit, oder irgend eine treulose Regung, irgend eine Hinneigung zu irgend einem Laster wohnt. Du weißt, daß es nicht der nichtige Glanz eines Namens, noch das frivole Talent, einige Seiten schreiben zu können, ist, welches mich über die Menge verächtlich mittelmäßiger Wesen erhebt, die man in der Welt antrifft, sondern die mächtige Leidenschaft für Wahrheit und Gerechtigkeit. Du weißt, daß mich ein unermeßlicher Stolz verzehrt, aber daß dieser Stolz nichts Kleinliches und nichts Strafbares bezweckt, und daß er mich nie zu einem beschämenden Fehltritt verleitet hat, sondern mir eine heroische Laufbahn eröffnet haben würde, wenn ich nicht das Unglück hätte, ein Weib zu sein. Was soll ich nun aber mit einem solchen Charakter beginnen, mein Freund? Was soll aus dieser Seelenstärke werden, die mich immer bewogen hat, das Joch der Meinung und der menschlichen Gesetze abzuwerfen, nicht da, wo es gut und nützlich ist, sondern nur da, wo es entwürdigend und verabscheuungswürdig auf uns lastet. Wozu soll ich meine besten Fähigkeiten benutzen? Wer wird mich hören? wer mir glauben? wer wird von meinen Gedanken und Ideen leben? Wer wird sich auf mein Wort hin erheben, um den geraden, stolzen Weg zu wandeln, auf dem ich die ganze Welt einher gehen zu sehen wünsche? — Niemand, ach Niemand! — Könnte ich nur wenigstens meine Kinder in diesen Ideen groß ziehen und mir mit der Hoffnung schmeicheln, daß diese Wesen, die ich unter meinem Herzen getragen habe, keine Thiere werden, die geduldig im

Joche einhergehen, und keine Hampelmänner, die sich gehorsam an allen Fäden der Vorurtheile und der conventionellen Verhältnisse hin und herziehen lassen, sondern geistvolle, edelgesinnte Wesen, deren Stolz nichts zu zähmen vermag, und die ihren tugendhaften Neigungen bis zum Martyrerthum treu ergeben bleiben! Könnte ich aus ihnen einen Mann und ein Weib nach dem Willen Gottes und nach ihrer Bestimmung auf Erden bilden! Aber das wird nicht geschehen dürfen. — Verdammt, in dem Schmutze der großen Heerstraße zu wandeln, von entgegenstrebenden Einflüssen umgeben, und von denen, die gegen mich streiten, bei jedem Schritte benachrichtigt, mir zu mißtrauen und gegen meine sogenannten Träumereien auf ihrer Hut zu sein, werden meine Kinder, die ja selbst Augenzeugen der Leiden sind, die mir dieser ewige Kampf zuzieht, und es sehen, wie wund mein Herz ist, und wie meine Kniee bei jedem Schritte im wirklichen Leben unter den Hindernissen einknicken, die es mir entgegenstellt, sich vielleicht umwenden und mir sagen: Du führst uns irre, Du reißest uns mit Dir ins Verderben! Bist Du nicht unglücklich, verstoßen, verläumdet? — Was hat Dir dieser ungleiche Kampf mit Gewohnheiten und Satzungen eingebracht? Laß uns so sein und so handeln, wie alle andere Menschen; laß uns die Vortheile dieser toleranten und leichten Welt zu Nutze machen; hindere uns nicht, alle jene tausend kleinen Niederträchtigkeiten zu begehen, durch die man sich von den Menschen, und mit ihnen lebend, Ruhe und Wohlfahrt erkauft. Sprich uns nicht mehr von den strengen und unbekannten Tugenden, die die Welt Narrheiten nennt, und die zur Vereinzelung oder zum Selbstmord führen.

Das werden meine armen Kinder, die aus meinem Blute gebildet und mit meiner Milch ernährt sind, mir sagen, oder wenn sie aus Zärtlichkeit, oder ihren Naturanlagen zufolge, auf mich hören und mir glauben, so muß ich vor dem Puncte zurückbeben, zu dem ich sie dann führen werde. In welchen Abgrund werden wir uns alle Drei stürzen? Was soll ich ihnen antworten, wenn sie mir dann sagen: Ja, in einer solchen Welt wird das Leben eine unerträgliche Last; laß uns zusammen sterben. Zeige uns den Weg nach Bernica, oder Stenio seinen See, oder Jacques seine Gletscher!

Ich will damit nicht voll Stolz sagen, daß ich aus einem Uebermaße von Großsinnigkeit und Vernunft, mit meinen Ansichten ganz allein in der Welt dastehe. Nein, ich bin ein Wesen voll Irrthümer und Schwächen und düstere Schleier der Unwissenheit und des Leichtsinns verdecken die glänzenden Strahlen meiner Seele. Enttäuschungen und verlorene Illusionen haben mich so einsam gemacht. Es waren grobe Illusionen — aber wer hat sich ihnen nicht hingegeben? meine Ideale sind in Staub zerfallen; wer hat aber die seinigen nicht auch zu Staub werden sehen? Ein Ideal hatte ich mir geschaffen, so groß, so schön und herrlich, wie es meine Seele in den Jahren meiner Jugend war, aber dies Ideal war in der Seele einer Frau ein Siegel ewigen nothwendigen Unglücks, ein Todesurtheil für sie.

Es war eine seltsame Illusion, mein Ideal, blühend und kräftig wie meine Jugend, männlich wie die Richtung meines Geistes und die Gewohnheiten meines Lebens. Es würde viel zu lang werden, wenn ich die ganze Zukunft schildern wollte, die es umfaßte; allein ich kann es in die wenigen Worte zusammendrängen: man braucht, um in diesem wie in jenem Leben Gerechtigkeit zu erhalten, selbst nur wahrhaft gerecht zu sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, im Januar.

[Die Grippe und ihre Folgen. Bohrer's Concert.]

Das alte Jahr hat uns verlassen, die Sylvesternacht ist durchschwärmt, der Neujahrsmorgen hat unter gegenseitigen Glückwünschungen begonnen. Laßt sehen, was er uns bis jezt erfüllt hat! Wir mussen es gestehen, daß wir beim Jahreswechsel allemal zuerst unsere Bitte an die Gottheiten, die das Wetter machen, richten. Die Griechen waren weise, daß sie keinen besonderen Wettergott anstellten, sondern den Sonnengott, den Gott der Winde, den Jupiter pluvius, und wen sonst noch in einzelnen Wetter-Branchen beschäftigten. Wie hätten sonst die vielen Köpfe und Sinne, von denen der eine Schnee, der andere Regen, dieser Sonnenschein, jener Wind verlangt, vereinigt werden sollen! Wie wäre ein Dankfest für den Wettergott zu Stande gekommen? So konnte es Phöbus auf den Aeolus schieben, wenn Sturmwolken statt des heitern Himmels die Obmacht hatten. Schlimmer sind wir daran, welche wir nur die Resultate, das Wetter wie es eben ist, anklagen oder loben können. Die jezige Generation Berlins zerspaltet sich in zwei Hälften, in eine, die über das Wetter seit Neujahr bittere Beschwerden führt, und in die andere, welche es segnet. Die leztere ist die oekonomische, welche sich freut, daß sie Holz spart, die andere hat aber doch gerechten Grund, weil sie an der Grippe darnieder liegt. Ich hätte also kürzer sagen können, Berlin zerfiel im Januar 1837 in solche Einwohner, welche die Grippe hatten und in die, die sie nicht hatten. Der erstern sollen aber nach unsern Aerzten beinahe mehr sein als der leztern. Vielleicht wird unser statistisches Bureau uns noch einen genauern Nachweis über die Zahl der verschnupften Nasen und entzündeten Hälse dieses Monats liefern. Ich begnüge mich mit der Brutto-Angabe von 50,000, welche man hier ziemlich allgemein wenngleich mir doch nicht ganz glaubwürdig macht. Wenn indessen auch ein Paar tausend Nasen daran fehlen — es kommt ja wohl auf eine Nase mehr oder weniger so genau nicht an, besonders auf eine rothe, die jezt, ein seltener Fall, beinahe zahlreicher sind als die weißen. Doch ist es mit der Grippe eine betrübte Sache. En famille läßt

man sich ein wenig Schnupfen und Husten schon gefallen. Allein wenn das allgemeine Beste darunter leidet, so wird die Sache doch ernsthafter. Man sagt mir, daß in verwichener Woche das Comité unserer Bühne, welches das Repertoir zu machen hat, beinahe in so schlimmen Nöthen war, als der spanische Cabinetsrath, wenn die englische Legion, oder vollends die ganze Armee bezahlt sein will. Denn, welche Oper man auch ansetzte, so waren nicht sowohl ein halbes Dutzend lauter, als ein dito heiserer Stimmen absolut dagegen weil sie weder singen noch recitiren konnten; ja wenig fehlte, so wäre unsere Staatszeitung nicht erschienen, weil so viele Setzer in der Druckerei dermaßen von der Grippe am Hals und an der Nase gepackt waren, daß sie sich nicht mehr auf den Füßen erhalten konnten.

Ich brauche es Ihnen wohl nicht auseinander zu setzen, daß die Berliner mit diesem Neujahrsgeschenk nichts weniger als zufrieden sind. Mehr sind sie es dagegen mit einigen andern, welche ihnen in den Concertsälen oder auf der Bühne gemacht sind. Ich halte mich nicht an Gattungen, sondern nehme die Erscheinungen, wie sie eben einander gefolgt sind. Zwischen Weihnachten und Neujahr sitzt bei uns ein Künstler, der ein Concert geben will, nicht viel behaglicher als zwischen Thür und Angel; einen solchen Sitz hatte der Concertmeister Herr Max Bohrer, als er sich mit seinem Cello vor das Publicum setzen wollte, aber nicht konnte, weil kein Publicum da war. Ob es ein Juste milieu ist, so zu sitzen, will ich nicht untersuchen, soviel aber ist gewiß, daß sein Spiel selbst weit über die Linie des Juste milieu hinausreicht, indem es nach einer gewissen Seite hin, nämlich für den eleganten und geschmackvollen Vortrag, das Beste ist, was wir bisjetzt auf dem Instrument gehört haben. Der Beifall war daher ebenfalls sehr groß, indessen die Kasse freilich leer. Einigermaßen half Herr Bohrer dieser Lücke durch ein zweites Concert ab, welches er im Saal des Hotel de Russie gab, und damit ein glänzendes, wenn auch nicht sehr zahlreiches Publicum anlockte. Es nahm uns Wunder, denn Bohrer ist gerade der Spieler für den Geschmack dieses Publicums. Der eigentliche Musikliebhaber würde allerdings sowohl etwas Gediegeneres im Spiel als in der Composition gewünscht haben. Allein die Jahreszeit war, wie gesagt zu ungünstig für das Concertgeben, denn bei uns ist man nie magerer an Gelde als eben zwischen Weihnachten und Neujahr. Was die Weihnachtsausgaben noch übrig gelassen haben, nehmen die Neujahrsgratulationen weg, und für einen Concertgeber bleibt bei wenigen ein Thaler übrig, ein Preis, welchen man ohnehin zu hoch für den einseitigen und magern Concertgenuß findet. Unser Künstler in Rede hatte davon den Vortheil, leichter nach Petersburg zu kommen, indem der nicht zu volle Beutel ihn nicht zu tief in den Schnee einsinken lassen wird: wird dagegen der Beifall, den er eingeerntet hat, mit gewogen, so möchte ihm die Fahrt sehr schwierig werden. Denn er spielte in der That mit eben so viel Glück als Geschick, und seinen graziösen tours de force folgte, wie einem Blitz, allemal ein Beifallsdonner nach.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Differenzen über Schiller's Nase]

Die Differenzen über Schiller's Nase sind, auch abgesehen von der Wichtigkeit des Mannes, dem die Nase gehörte, keineswegs ohne Interesse. Den Anfang machte, unsers Wissens, Schiller's Jugendfreund, J. W. Petersen, welcher im Morgenblatt 1809 Nro. 253 Folgendes drucken ließ: „Von den Einwirkungen des Gemüths auf die Gesichtszüge ist Schiller eines der merkwürdigsten Beispiele. In den Jahren 1781 und 82, da er doch schon 23 Jahre alt war, hatte sein Gesicht noch etwas Flaches, Kahles, Unausgezeichnetes. Seine Nase war eingedrückt und der Ordensstern des Genies,

si magna licet componere parvis

funkelte keineswegs aus seinen Augen. Aber wie anders in dem Jahr 1794. Auffallend hatten sich alle seine Züge verschönert. Die eingedrückte Nase hatte sich zur Adlersnase erhoben und ausgegossen waren über sein ganzes Gesicht Lieblichkeit und Großheit. Tiefes Sinnen, Seelenadel und Geisteshoheit leuchteten mehr als sprechend aus seinem Antlitz hervor“.

Dagegen erklärte J. Ch. Schlüter, Professor zu Münster, in einem Aufsatz über Physiognomik, abgedruckt in Rassmann's Abendserheiterungen S. 52 ff. „Gern wollen wir das hier von Schiller Gesagte glauben, bis auf den einzigen Punkt, daß — wohl gemerkt nach dem drei und zwanzigsten Jahre noch — die eingedrückte Nase sich zur Adlersnase gestaltet habe. Hoc credat Judaeus Apella! Eben so gut konnte behauptet werden, seine bisher perpendiculäre Stirn habe eine schräge Lage angenommen und sein zurückgehendes Kinn sei ein vorstehendes geworden. Ich entsinne mich nicht, daß Lavater in seinen vier Quartbänden etwas Unglaublicheres behauptet habe.“

Der Recensent der Abenderheiterungen in der Halleschen Literaturzeitung 1816 Nro. 248 stimmte dem nicht bei. Er meinte, die Sache sei an sich nicht unglaublich, und es komme hier auf eine weitere historische Beglaubigung von Bekannten Schiller's an.

Ob diese erfolgt sei, wünschten wir zu wissen. Schiller's Jugendfreund Petersen ist übrigens schon im Jahre 1815, vor dem Erscheinen der Abenderheiterungen, gestorben.

R.

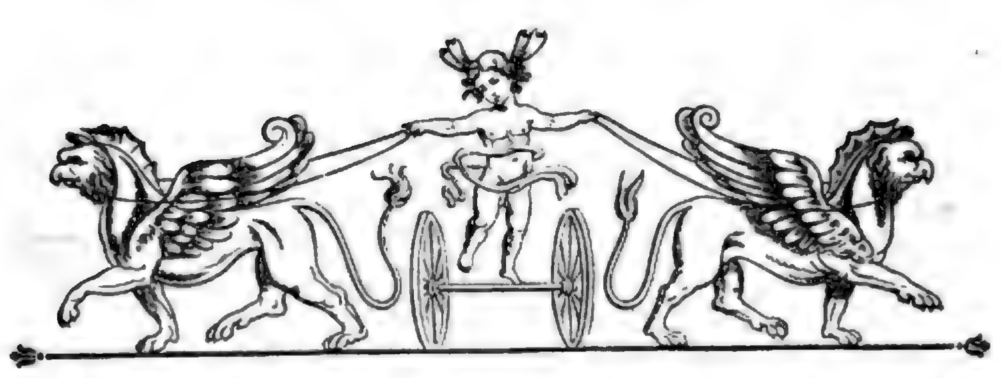
[Venetianisches Raffinement.]

Beim Ausbruch der französischen Revolution wendete die venetianische Staatsinquisition alles Mögliche an, um das Gift der Neuerungen von dem Gebiet der Republik fern zu halten und das Volk in Angst und Schrecken zu setzen. Eines Morgens erblickte man drei Männer am Galgen hängend und daneben eine Schrift, wonach sie als Verschworne gegen den Staat bestraft waren. Eigentlich aber waren es arme Teufel aus der Fremde, die im Hospital gestorben waren und mit denen man nach ihrem Tode diese Komödie gespielt hatte. So soll es ein Mitglied des Raths der Zehn dem General Kosziusko sub rosa versichert haben. — 22.

[Henselt.]

Henselt aus München, der in Wien Musik studirte, gab am 28. Januar in Dresden ein glänzendes Concert, in welchem man die haute volée der sächsischen Residenz versammelt fand. Er spielte das große C moll Concert von Beethoven mit einer Cadenz von ihm selbst, eigne Variationen auf Themata aus Robert und eine brillante Phantasie über Themata aus l'elisir d'amore, ebenfalls eigne Composition. Eine staunenswerthe technische Virtuosität, stürmisches Feuer und graziöse Zartheit vereinigen sich, um diesem jugendlichen Künstler in der Reihe der ersten Pianisten einen Platz zu sichern. Herr Henselt ist seinen Jahren nach im Anfang der Zwanziger. Man hofft ihn in Leipzig zu hören, ehe er nach Wien geht, wo man ihn erwartet.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 29. — den 10. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe und Selbstgeständnisse

von

Aurora Dudevant (Georg Sand).

(Fortsetzung.)

Das war bei mir kein System, sondern eine Ueberzeugung. Ich wußte wohl, daß es reine, edle Seelen gibt, die von den Menschen verkannt und von der Vorsehung verlassen zu sein scheinen; ich kannte deren selbst einige in dem kleinen Kreise, in dem ich lebte; aber für mich war die Aufgabe, gerecht zu sein, der Inbegriff einer ganzen moralischen Welt, und mein mit Bibelsprüchen und Geschichte, mit Poesie und Philosophie ganz vollgepfropfter Kopf hatte sich aus einem Gerechten in meinem Sinne ein Bild gebildet, das ich dem einer großen Frau unterschob, weil diese ein bei unserer Civilisation unanwendbares Vorbild war. Ich habe ein Blatt wieder aufgefunden, auf das ich in meinem sechzehnten Jahre dies Bild, wie es mir vorschwebte, hingekritzelt habe.

„Der Gerechte hat kein moralisches Geschlecht; er ist nach Gottes Willen Mann oder Weib, aber sein Gesetzbuch ist immer dasselbe, mag er nun Feldherr oder Familienmutter sein."

„Der Gerechte gehört keinem Stande an. Er ist, wie Gott es will, Bettler oder Reisender, oder ein Fürst dieser Erde. Sein Zweck und sein Beruf ist nur der, gerecht zu sein."

„Der Gerechte ist stark, ruhig und keusch. Er ist thätig, tapfer, nachdenkend. Er beobachtet alle seine ersten Regungen und Aufwallungen so lange, bis er sich zu einem Wesen gebildet hat, dessen erste Regungen und Aufwallungen stets gut sind. Er verachtet das Leben, und sobald seine Stelle in dieser Welt einem bessern als ihm noth thut, überläßt er sie ihm gutwillig und bietet sich Gott zum Opfer an, indem er ihm sagt: Herr, wenn mein Leben meinem Bruder schädlich wird, so nimm es hin. — Der Gerechte ist in jedem Augenblicke bereit, vor Gott zu treten."

„Der Gerechte hat kein Vermögen, kein Haus, keine Sklaven. Seine Diener sind, wenn sie dessen würdig sind, seine Freunde. Seine Thür steht dem Wanderer offen; jeder Arme hat Anspruch auf seine Börse und seine Kleider, und alle, die seiner bedürfen, Ansprüche auf seine Zeit und seine Einsichten."

„Der Gerechte haßt die Bösen und verachtet die Niederträchtigen. Er gibt ihnen Brot, wenn sie es bedürfen, und guten Rath, wenn sie ihn fordern; bekehren sie sich, so verzeiht er ihnen und ermuthigt sie, und wenn ein Mörder ihn anfällt, so wehrt er sich tapfer und tödtet ihn, und sieht sich dann für ein Werkzeug der göttlichen Gerechtigkeit an."

„Der Gerechte langweilt sich nie. Er arbeitet, so viel er kann, sei es nun körperlich oder mit dem Geiste, je nach seinem und nach fremdem Bedürfniß. Ist er müde, so ruht er aus und denkt an Gott, und wenn er

krank wird, ergibt er sich darein und träumt von himmlischen Freuden."

„Der Gerechte öffnet sein Herz der Freundschaft. Nächst Gott liebt er am innigsten seinen Freund, und nie fürchtet er diesen zu sehr zu lieben, weil er nur ein seiner würdiges Wesen zu lieben vermag."

„Der Gerechte ist stolz, aber nicht eitel. Er weiß nicht, ob er jung, schön, reich, bewundert ist, aber er weiß, daß er gut ist, und ob er gleich denen vergibt, die ihn verkennen, hält er sich doch fern von ihnen. Er weiß, daß die, die ihn nicht verstehen, ihm auch nicht gleichen, und daß er aufhören würde, gerecht zu sein, wenn er sie lieben könnte."

„Der Gerechte ist vorzüglich aufrichtig und wahr; dies zu sein erfordert erhabene Kraft, weil die Welt nur Lüge, Betrug oder Eitelkeit, Verrätherei oder Vorurtheil ist."

„Der Gerechte verachtet die Meinung des großen Haufens; er ist der Vertheidiger des Schwachen und des Unterdrückten, und erhebt unter den Menschen seine Stimme nur, um die zu vertheidigen, die die Menschen ungerechterweise anklagen. Er überläßt es keinem andern, über einen Angeklagten ein Urtheil zu fällen, er glaubt nur dann an das Böse, wenn er darum weiß, und hört, ohne sich um das Anathema und das Gelächter der Leute zu kümmern, Hiob's Klagen an, und wenn sie ihm auch von seinem Misthaufen entgegenschallen."

„Der Gerechte sündigt des Tages sieben Mal; aber es sind Sünden des Gerechten. Es gibt Sünden, die er nie begeht, ja die er nicht einmal ahnet."

„Der Gerechte wird oft beleidigt und verläumdet, aber er erhält stets Gerechtigkeit, weil er selbst diese liebt, nichts will als sie, und weil er stark ist und zu imponiren weiß. Er hat Feinde; viele sind gleichgültig, ja zuweilen ist der ganze große Haufe gegen ihn; aber er hat immer einige Gerechte, die ihm gleichen, zu seinen Freunden, denn die Gerechten suchen und begegnen sich im Leben, und jenseits wartet ihrer das Himmelreich."

(Die Fortsetzung folgt.)

Nürnbergereien.

(Fortsetzung.)

— Auf der Hauptstraße nach Fürth hin hatten sich ungewöhnlich viel Menschen versammelt. Alt und Jung eilte herbei in dumpfer Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und selbst die alten Pfefferkuchenweiber verließen vor Neugierde ihre Stände in der eben so scharfsinnigen als richtigen Voraussetzung, die Straßenbrut werde bei bewandten Umständen wichtigere Dinge abzuwarten haben, als die Gelegenheit, ein paar Pfeffernüßchen zu stehlen. Der Lärm und das Gedränge ward immer größer; — da riefen auf einmal aus der Menge mehrere Stimmen: Seht, seht! da kommt sie, die Seherin aus der Buchdruckerherberge! — Und in demselben Augenblicke trat auch Sibylle aus einem Nebengäßchen in die Hauptstraße ein.

Sie trug ein weißes Kleid mit einem weißen Schleier, und hatte abermals die obere Hälfte der entzündeten Augen mit einer schwarzen Binde verhüllt. Mit der untern Hälfte derselben starrte sie in eine unbekannte Ferne, wie in ein Geisterreich, und nur das Sinnbild des Bildungsvereins, welches sie in der Rechten trug, — die Lichtputze, erinnerte daran, daß sie auch wohl irdischen Ursprungs sei. Heute sollte, wie schon früher erwähnt, große Sitzung sein und sie hatte sich in Folge der gehabten nächtlichen Offenbarungen entschlossen, diesmal in höchsteigener Person den zu derselben einladenden Aufzug anzuführen. Ihr folgte der Famulus ihres Vaters mit einem Leierkasten, — damals ein sehr beliebtes und geachtetes Instrument —, dem er öfters auf dem Wege vermittelst einer ganz künstlichen Maschinerie den Schlußvers der neuen Gewerbhymne entlockte, und hinter diesem denn auch viele Freunde und Bildungsgenossen mit Guirlanden und Kränzen aus künstlichen Blumen und nürnberger Glasglöckchen.

Ehrfurchtsvoll theilte sich die Menge. — „Hört! hört!" rief Sibylle mit pathetischem Accente, — „die alten Propheten sind gestorben, aber die neuen stehen auf. Das Aug' am Fuße und der Leichdorn sind Seher zukünftiger Stürme, und mit Geisterblicken mißt der Laubfrosch im Glase das Wallen und Wogen des Aethers. Hört! hört! die alten Propheten sind gestorben, aber neue stehen auf. Hier weissagte die Alte, den schwarzen Kater auf dem Schooße, aus den Blättern der Karte das Verborgene; und dort baute der alte niedersächsische Schalksnarr die Bude mit der Inschrift: „Hier lernt man rathen." Mit Flammenschrift erglänzt in dem papiernen Zeitmesser der hundertjährige Wetterprophet, und auf allen Straßen und Märkten predigen Verzückte vom tausendjährigen Reiche. Hört auch mich nun an und meine Gesichte, Halleluja, meine Wundergeschichte!" (— Realien! Realilei, Dudeldumdei! —)

Das Volk horchte in schweigender Andacht: die Pfefferkuchenweiber verharrten in ihrer tolldreisten Sorglosigkeit. — „Seht, seht!" fuhr Sibylle fort, — die untere Hälfte

ihrer Augen leuchtete magisch, — „ich gehe nicht zur Linken, ich gehe nicht zur Rechten, ich gehe im Centrum, und dort seh' ich in der nebelgrauen Ferne die Uhr der neuen Zeit, die Uhr mit den güldenen Gewichten und dem papiernen Zifferblatte, die Uhr mit dem Dampfperpendikel. Und herauf steigt aus den Tiefen mit den speculirenden Sonnenaugen und den egalen Mienen der Bildung, Halleluja, die neue Zeit!"

Der Andrang zur Seherin wurde immer fürchterlicher: dem heroischen Beispiele der Pfefferkuchenweiber folgten die sämmtlichen Milch- und Käsehökerinnen, und der Samenhändler ließ seine Säcke stehen, um sich über die Saat der Zukunft zu orientiren. Der Zug steuerte jetzt auf eine kleine Allee von Weihmuthsfichten los, die zu einer Grabcapelle führte.

Die weißen Knöspchen der Bäume schwollen auf vom innern süßen Drange nach Lied' und Licht, umweht von der milden Mailuft, die noch von den Klängen des Auferstehungsfestes zitterte. Es war ein Ziehen und Zucken und Regen unter den Blättern und Zweigen nach den Unendlichkeiten hinauf. — „Seht, seht!" rief Sibylle, indem sie mit der Lichtputze nach den Bäumen wies, — „einst kommt die Zeit, wo es keine Bäume mehr gibt. Tausend Bonifaciusse eilen mit dem Beile durch Teutonia's Haine und lichten die Waldnacht. Da hören sie auf die Klagen vom Wildschaden, und der Lamprete am Werth gleich kommt ein gebratener Schenkel des Ebers. Gib deine Todten heraus, o Erde! ruft das neue Jahrhundert, die geniale Hyäne, und aus den Gräbern wühlt sie mit kunstfertiger Hand die verkohlten Riesenleichname der Wälder. Es starben so süß die Büschlein und Gräser, nachdem sie drei Sommer die Sonne gesehen, und gingen statt in den wiederkäuenden Magen zur Ruh' in die Erde. Aber der Halbgott entflicht sie dem Sarge und opfert sie den, mit Bildung und Manier glühenden Molochen, Sparöfen genannt. Seht ihr? Dort kauern die Krieger um den großen Kessel, Menage geheißen, und hier sitzt im eisigen Winter auf offenem Markte sorglos-behaglich die zartfühlende Grützhändlerin über dem wärmenden Kohlentopfe, wie Pythia über dem Dreistuhl. Glückliche Armuth! Der Dampf ist Dein freundlicher Koch, und mit Schüsseln und Tellern belagerst du fröhlich die christliche Suppenanstalt. Der Geist, er spottet des Holzes, der hundertgrädige, und umschlingt mit den bläulichen Nebelarmen die blecherne Kochmaschine. Was braucht ihr den Holzrauch? Schickt es nur hin, nur hin das Schinkenbein in die Mühle, wo man das salpetrige Todtenmehl mahlt, — in einem Nu! und ihr habt es so wieder, als sei es geschwängert vom schmackhaften Rauch'. Das ist der Behaglichkeit, der Bildung neue Zeit. Und umher geht in der reinlichen Schürze, lachend des Holzes, der Fleischer, den Dampfkessel in der Hand mit warmen Würsten, Halleluja, Knackwürstl!"

Der Famulus leierte unter großem Beifalle der Umstehenden das Nationallied des Handthierungvereins nach der Melodie des Kuhreihns einmal von Anfang an ab, und Sibylle schwebte majestätisch an die offene Grabcapelle, die heute über und über mit Blumen geschmückt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Blume's neuestes Stück, Holtei, Königsstädter Bühne, Gewerbe-Ausstellung.]

Am 10. Januar (damit ich mein Tagebuch einigermaßen mit chronologischer Bestimmtheit führen kann) wurde ein neues Stück, ein Lustspiel in fünf Akten, jetzt eine seltene Sache, von Carl Blum aufgeführt. Es führt den Namen „die Herrin von der Else", womit freilich für den Inhalt wenig gesagt ist. Derselbe läßt sich auch nicht erzählen, da es mehr aus theils komischen, theils ernsteren Episoden besteht, und verschiedene mitunter recht gelungene komische Charaktere nebeneinander stellt, als eine besonders pikante angelegte Intrigue entwickelt. Das Stück ist nach dem Englischen bearbeitet, doch wie es scheint sehr frei, da vielerlei moderne Thorheiten darin gegeißelt werden. Wenn etwas mehr innerliche Wahrheit in dem weiblichen Hauptcharakter wäre, und einige Längen herausgebracht würden, so müßte das Werk sehr gewinnen und würde sich gewiß auf den meisten deutschen Bühnen beliebt machen. Frln. v. Hagn, welche die Hauptrolle darin spielt, erwarb sich, wie sie denn überhaupt der große Liebling des Publicums ist, den allgemeinsten Beifall.

Seit einigen Wochen befindet sich Herr von Holtei nebst seiner als Künstlerin so anerkannten Frau wieder hier, und hat wie in frühern Jahren dramatische Vorlesungen eröffnet, welche zahlreich besucht sind. Es nimmt uns Wunder, daß das Talent des Vorlesens in Deutschland nicht mehr cultivirt wird, sondern gewissermaßen als ein Unicum verharrt; wenigstens ist unseres Wissens Herr von Holtei der einzige, welcher in dieser Weise Tieck's Erbe geworden ist. Aber Schade müssen wir es nennen, daß sich unsere Koryphäen der redenden Künste nicht auf diese Seite wenden. Es würde sich dadurch, wenn Vorlesungen dieser Art häufiger öffentlich Statt fänden, die dramatische Literatur ungleich lebendiger erhalten. Viele, besonders ältere Dichtungen, verschwinden fast gänzlich aus der Kenntniß der Masse. Aus dem aber, was Herr von Holtei für das gebildete Publicum Berlins leistet, wie er uns z. B. die bessern Werke des Lopez de Vega, Holberg's und anderer wenig mehr gelesener und fast gar nicht gegebener Dramatiker von Zeit zu Zeit wieder in Erinnerung bringt, läßt sich ein Schluß machen, wie lebendig die dramatische Literatur sich fortpflanzen würde, wenn ähnliche Anregungen häufiger wären. Auch würde eine edlere und größere Regsamkeit bei den neuern Dichtern Statt finden, wenn ihnen durch Mittel dieser Art eine gewisse Publi-

cität ihrer Werke leichter gemacht würde. Die Bahn zum Theater ist gar zu schwierig, der Andrang zu groß, der Nebenwege zu viele; wenn aber ein dramatisches Talent durch öffentliche Vorlesung seine Schöpfungen einigermaßen Ruf gewönne (die Römer hatten gar keine andere Publicität) so würde es sich dadurch den Pfad zu dem so vielfach verschanzten Tempel Thaliens eher ebenen, ohne nöthig zu haben, wie jetzt, seine Werke erst auf eigene Kosten in Druck zu geben und dann die Ansprüche auf Bühnenhonorar zu verlieren. Die dramatischen Dichter hätten es aber noch leichter, wenn sie das Vorlesetalent selbst in sich ausbildeten. Zweifelsohne würde dies auch eine günstige Rückwirkung auf ihre Productionen selbst haben, indem sie als Selbsterfahrene in einem Theile der Schauspielkunst, auch für das Ganze derselben mit größerem Geschick, als es jetzt häufig geschiebt, arbeiten würden. — — —

Ich habe meinen Bericht eine ganze Zeit lang ruhen lassen, weil die Grippe, mit der ich ihn angefangen, inzwischen so bei uns gewüthet hat wie die Pest im Trojanischen Heere und daher mit den Theatern gar nichts anzufangen war. Es muß also diesmal nicht Apollo gewesen sein, der die zürnenden Pfeile auf die Menschheit abgeschnellt hat, denn sich selbst hätte er den meisten Schaden gethan, sondern irgend ein anderer erbitterter Gott oder Dämon. Die Folge aber war, daß alle Neuigkeiten der Theater ins Stocken geriethen. Besonders war dies mit denen des königlichen Theaters der Fall, und die Wiederbelung des oben erwähnten Schauspiels, „die Herrin von der Else", so wie die erste Aufführung eines neuen Stückes, „die Isolirten", ist wohl sechs Mal angesetzt gewesen, ohne zur Ausführung kommen zu können. Diese lange Pause in der dramatischen Welt mußte bei der schönen durch etwas anders ersetzt werden; und diesmal war es seit langer Zeit endlich wieder ein Buch, welches die Aufmerksamkeit allgemein in Anspruch genommen hat, ein Roman, der den Titel: „Godwin-Castle", führt. Wenn Sie mich jetzt fragen wollen, welcher Art dieser Roman ist, ob wirklich die Literatur oder nur die Mode einen Fund an ihm gemacht hat, so vermag ich nichts zu antworten, denn noch habe ich das berühmte Buch nicht einmal von außen zu Gesicht bekommen, geschweige von innen. Auf den Inhalt kommt es aber dabei auch gar so sehr nicht an, als vielmehr auf die Beantwortung der räthselhaften Frage: Wer ist der Verfasser? Der Verfasser, — niemand; so viel hat man schon heraus; sondern das Buch hat eine Verfasserin, über die man sich den Kopf zerbricht. Die Mehrzahl macht eine Dame, die den feinern Gesellschaftskreisen angehört, namhaft; sie ist zugleich die Schwester eines berühmten Malers. Allein eine nicht unbedeutende Partei behauptet, diese sei nur die Vermittlerin bei dem buchhändlerischen Geschäft gewesen, und das Werk entstamme aus den allerhöchsten Regionen der Gesellschaft. Die Einen nennen die Prinzessin ...., die Andern die Prinzessin .... — die Dritten gar eine Kaiserin! So hoch hinaus werden aber wohl die gegründeten Muthmaßungen nicht gehen. Wahrscheinlich bleibt es uns, daß eine Prinzessin, sei es nun, welche sie wolle, die Verfasserin ist. Einmal weil die in dem Buch entwickelten Ansichten (es spielt in England, in Karl I. Zeiten) ganz denen der höheren Stände über Politik und Lebensverhältnisse entsprechen sollen. — Auch das oben erwähnte Lustspiel, „die Isolirten" soll, wie man sagt, aus jener Region stammen. Es findet hier einen sehr geistreichen Beschützer, dessen höhere Lebensstellung dieser ausgesprochenen Vermuthung neue Stärke giebt.

Am 24. Januar wurde hier, wie gewöhnlich, die Geburtsfeier Friedrich des Großen durch ein großes Gastmahl des Gewerbe-Instituts begangen. Der Jagorsche Saal (welcher diesen Namen noch immer führt, obgleich er seit dem 1. Januar an einen andern Besitzer übergegangen ist) war dazu durch den Hof-Tapezier Herrn Hiltl sehr reich und geschmackvoll decorirt worden. Die Bildsäule Friedrich des Großen, und die Büsten des Königs und Kronprinzen waren unter einer Menge von vaterländischen Producten und mit schönen Draperien umgeben, aufgestellt. Wir lassen das Zufällige der Ausschmückung bei Seite, und halten uns an das Wesentliche, die Productionen der vaterländischen Industrie.

Es geschah nämlich nicht ohne Absicht, daß schon im vorigen Jahre, und noch mehr in diesem, gerade diese Art von Verzierung des Locals gewählt war, obgleich es seine großen Schwierigkeiten hat, bei der Ungleichartigkeit und Mannichfaltigkeit der Gegenstände, damit eine Einheit der Anordnung zu erzeugen; manche Producte sogar, wie z. B. der Taback, den man eingeliefert, waren zu diesem Zweck eher hinderlich als förderlich. Allein man beabsichtigte auf diese Weise eine Art von Gewerbe-Ausstellung mit dem Fest zu verknüpfen, indem es in dem Wunsche unserer meisten Producenten liegt, daß eine solche öffentliche Concurrenz der Industrie wieder herbeigeführt werde, wie dies schon vor einer Reihe von Jahren der Fall war. Die Behörden, welche mit diesen Angelegenheiten zu thun haben, sollen einer solchen Gewerbe-Ausstellung aus mancherlei Gründen entgegen sein. Wir unserer Seits vermögen zwar in dieser Sache kein Urtheil zu fällen, allein ein allgemeiner Wunsch der Betheiligten scheint ein hinreichendes Motiv zu sein, vorzüglich wenn man bedenkt, daß in Ländern, die uns an Industrie voraus sind, wie z. B. Frankreich, dergleichen Ausstellungen im ausgedehntesten Sinne Statt finden. Was wir aber sagen können, ist das, daß die ausgestellten Producte und industriellen Erzeugnisse sich des allgemeinsten Beifalls erfreuten. Insbesondere zeichnete sich darunter das Modell eines Dampfwagens aus. Man sagt, daß der Verfertiger Herr Mechanikus Gilbert denselben öffentlich auf einem kleinen Eisenbahnmodell zur Schau stellen, und so dem neugierigen Publicum den Anblick einer Eisenbahn gewähren wolle, eine Idee, die gewiß vielen Beifall findet, da es noch Tausende giebt, die sich keine rechte Vorstellung von diesem neuen Wunder machen können.

In vergangener Woche betrat in der Königsstadt eine junge Sängerin, Dlle. Marie Dickmann, zum ersten Mal die Bühne, in der Rolle der Julia in Bellini's Capuleti und Montecchi. Da dieselbe eine Schülerin von dem gegenwärtigen Correspondenten ist, so enthält er sich eines nähern Urtheils über das junge Mädchen und berichtet nur historisch, daß sie Beifall fand und am Schluß gerufen wurde. Die Oper der Königsstadt arrondirt sich übrigens täglich mehr, und besitzt in Herrn Erl namentlich einen ganz vortrefflichen Tenoristen. Da nun auch Dlle. Hähnel eine wirklich ausgezeichnete Künstlerin ist, Dlle. Limbach sehr schöne Mittel besitzt, und Herr Höfer (Bariton) bei angenehmer Naturanlage mit Geschick und Verstand singt, so ist zu hoffen, daß uns von dort her recht viel Erfreuliches für die Kunst geleistet werde.

Die königliche Oper hat den Carneval durch die Aufführung der Armide von Gluck begonnen. Darüber, so wie über einige andere Leistungen, werde ich in meinem nächsten Briefe berichten.

L. Rellstab.

Leipzig, gedruckt bei J. P. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 30. — den 11. Februar 1837.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nürnbergereien.

(Fortsetzung.)

Die Leuchte im Hintergrunde der Halle schien bleich und doch auch hell, wie eine Zähre des Mitleids in Cherubsaugen. Die hohe Cypresse in der Sonnenbeleuchtung neigte sich hernieder, wie ein milder Abendsegen nach einem glücklichen Maitag', und die Luft flüsterte so sanft und doch auch so bang', als sänge sie sich selbst ein Schwanenlied. In des Gewölbes Mitte, in einer schwarzen Wiege, ruhte eine bleiche Erinnerung von ein paar Sonnenblicken: — ein todtes Menschenherz in einer zarten Mädchenhülle. Die weiße Rose war sinnig mit purpurnen Blüthen bekränzt: — um bleiche Todeslippen spielt ja die ewige Freude. Daneben aber knieten die Gespielen und die erste Gespielin, die Mutter, und sangen nach heiligem Brauch' kaum hörbar mit zitternden Lippen das treue Lied:

Du schliefst, du schliefest ein,
Und wandelst im Sonnenschein,
Pflückst Blumen wohl in dem Garten,
Den Engelhände warten. —

Kassandra schüttelte bei diesem Anblicke wild die Locken: „Tod, wo sind Deine Schrecken? Die Bildung weiß von keinem Tode: der weiseste Act ist's der großen Weltenökonomie, und er mahnt uns statt mit Zähren und Blumen und Liedern zu tändeln, ihn weise zu benutzen und ökonomisch zu behandeln. Die neue Zeit bringt ein neues Leben und einen neuen Tod. Das Leben wird versichert mit klingender Münze; es erheben sich die stolzen Magazine von Todtenwiegen, von der silberbeschlagenen bis zu der dürftigsten, jedem die reichste Auswahl bietend nach seinem Verhältniß. Schafft mir die Leiche hinaus auf eure Kosten: ich steuerte in drei Leichencassen. — Tod, wo ist dein Sieg? Die Fäulniß selbst muß uns gehorchen. Wir stampfen das Kraut in die Tonne; es ist der Fäulniß Tempel und schmeckt doch so süß. Werft mir die Lorbeerblätter aus dem Kranze in das Faß — und mitten im Schneegestöber wie ein Stück Frühlingswiese voll Sauerampfer werden grünen die Gurken. Nach Hammonia schafft mir die Gebeine: wir bedürfen des geläuterten Rohrhonigs. — Blumen? was wollt ihr mit Blumen, die die Natur gab in verächtlicher Fülle? Eine Minute, und sie sterben dahin. Hier sind die Blumen der Bildung, die unvergänglichen, die Blumen von Leim und von Linnen, und einst kommen die lieblichen Muster auf Seide und Kattun, ach Kattun. — Weg mit den bunten Scheibchen, den unnützen, den theuren, den unökonomischen in den Fenstern der Hölle. Ein anderer Glanz wird kommen, mit dem die Sonne buhlt von Eifersucht verzehrt, ein Glanz, der, wenn er erloschen, im Hui! wieder erzeugt wird. Elfenbeinschwarz, Vitriol auf das Leder, auf Schuh und auf Stiefeln. Welch' ein Flimmern, Halleluja, englisch' Glanzwichs'!"

Und der Famulus spielte den dritten Vers der Gewerbhymne, und abermals den pomphaften Schluß: „Realien! Realilei, Dudeldumdei!"

Je länger Sibylle sprach in ihrer hohen Begeisterung, ein desto edleres, und wie man damals in Nürnberg zu sagen liebte, gebildeteres Publicum sammelte sich um sie. Milch und Käse erhielten wiederum ihre gebührende Aufsicht, und auch das tolle Milch und Blut mochte sich aus dem Staube gemacht haben, denn die Pfefferküchlerinnen waren, dem Landfrieden nicht länger trauend, an ihre Verkaufsstände zurückgekehrt. Während sich der Aufzug langsam und bedeutungsvoll immer gen Osten bewegte, gegen den Aufgang des Lichts, nach dem Gänsemarkt hin, wo der Handthierungsverein sein Sitzungslocal hatte, kamen von der entgegengesetzten Seite nach uralter frommer Sitte paarweise die Schüler gezogen im christlichen Chorgesang. Die ernstmahnenden Töne hallten geisterartig durch des Tages wüsten Lärm, und lockten aus des Herzens tiefster Tiefe fast vergessene, süßtraurige Erinnerungen an ein verschwundenes Paradies hervor. Mehrere von den Umstehenden stimmten unwillkürlich mit in das Lied ein, und die mächtigen Tonwellen des schwermüthigen, düstern Chorals, voll der flammenden Gluth des Glaubens, wallten zitternd empor und breiteten sich oben aus wie eine heilige Sternennacht über den kleinen Menschentag.

„Hört ihr den Sang?" fragte Sibylle mit Pathos. „Ein neues Lied wird hören die neue Zeit. Es schwillt das Luftkissen, es dehnt sich der Windbeutel zum Riesenballon, und hoch über dem Treiben der Menschen schweben die Glücklichen in luftiger Gondel und hören statt des Chorals die Harmonien der Sphären. Es steuern die Wolken, es steuern die Adler und Habichte, und der Halbgott wie der Doge der Inselstadt wirft den Ring aus gegossenem Eisen in das unermeßliche Luftmeer, sprechend: Dich hab' ich mir angetraut, gehorche mir, Windsbraut! — Gen Himmel strebt der Mensch, der gebildete, woher er gekommen, immer zu den Sternen auf. Was prahlst du mit deinen Künsten, Natur? Der Mensch vermag's mit seiner Kunst allein, sich in den dritten Himmel zu versetzen. Durchglühe nur, Phöbus, den Sand der Champagne, oder — laß es bleiben. Die Liebe vergießt ihre feurigen Thränen und der Pfropf fliegt gen Himmel. Sei mir gegrüßt, du Märtyrerstadt des Glaubens, du grausames Opfer Tilly'scher Wuth! Wenn alle Trauben erstarrten und über Teutonia nur noch eine Stiefsonne schien, — du wirst ihn immer versenden in alle Welten, den sorgebrechenden Wein: das süße Gebräu aus den Wellen des heiligen Elbstroms und dem Saft der aromatischen, körnigen Rosine. Und blüht nicht der Reiß in Indiens heißer Zone und mischt sich geläutert dem Zucker und Wasser? Aber da seh' ich noch ein anderes, gar seltsam' Gebild, kaum trauend den Augen. Pythagoras' heilig Gericht, die Bohne, erobert die Welt sich. Es dampfet die Trommel, es mahlet die Mühle und träufelt der Sack, und Aaron's Wunder erneut sich. Die dürre Ruthe schlägt aus: es lächeln alte Matronen. Was beut uns das Spinnrad, was bringt uns die Spindel? O, süßes Geschwätz der Basen und Muhmen, der Cousinen und Tanten. Die Kanne glänzt, die Tassen klirren, es plappern die Zungen, und Minos und Rhadamant ziehen sich beschämt hinter den neunten Arm des Styx zurück: denn ein Gericht wird hier gehalten über die Lebendigen und die Todten, — so will es die Bildung. — Was prahlst du mit deinen Künsten, Natur? Ein neuer Tempel öffnet sich mit bunten Lampen und ewig blühenden Wangen. Der Donner rollt, das Fleisch beschämen die Fleischtricots, die Zauberlaterne zeigt ihre Gebilde, der Guckekasten spottet des Raumes und der Zeit, und die Augen werden zu sehenden Siebenmeilenstiefeln. Schleudere deine Blicke, o Himmel! Ein zweiter Prometheus erscheint: er raubt dir den Strahl sammt dem Donner, und sendet ihn schwarz auf weiß, einen Boten des kritischen Zornes, in alle Provinzen. Kein Geier wird ihm die Leber fressen: er holt ihn wohl ganz einst. — Ja, leuchte nur immer, o Blitz, du flammender Engel, durch die magnetischen Wolken: wir hauchen dich hin auf den Scheitel der friedlichen Diener der Küche, auf die Hölzchen, Halleluja, Schwefelhölzerl!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe und Selbstgeständnisse

von

Aurora Dudevant (Georg Sand).

(Fortsetzung.)

Diese sonderbare Erklärung der *Rechte des Menschen*, wie ich sie damals nannte, ist eine unschuldige Mischung von Ketzereien und religiösen Ansichten, aber sie enthält doch eine Reihe klar bestimmter Ideen, einen Lebensplan, eine getroffene Wahl von Vorsätzen und Entschlüssen und eine entschiedene Hinneigung zu frommen Gesinnungen. Sie erklärt mir die Art und Weise meiner jugendlichen Illusionen, und inmitten dieser von dem klösterlichen Evangelium frisch dictirten Gesinnungen leuchtet ein von dem aufkeimenden Stolze eingegebener Vorbehalt, ein unbestimmter Traum von menschlicher Größe hervor, der sich mit dem ernstern Ehrgeiz des Christen vereint.

Mag es nun anmaßend oder thöricht von mir gewesen sein, genug, diese Hoffnung, mich zu den Gerechten zählen zu dürfen, d. h. Erbarmen, Freimüthigkeit und Strenge in Friede und Freude auszuüben, Widerspruch und Tadel mit Gleichgültigkeit und Festigkeit zu ertragen, unter den auserwählten Menschen, denen ich im Leben zu begegnen hatte, einen ehrenvollen Ruf zu gewinnen — dies ehrgeizige Streben nach demuthsvollem, doch wünschenswerthem Ruhm, nach schwerer langer Arbeit, nach einem endlich doch mit glücklichem Erfolge gekrönten Kampfe gegen die Gesellschaft, den wenigstens die kleine Zahl edelgesinnter Menschen bahnen sollte, denen ich auf dem unbekannten Meere der Zukunft zu begegnen hoffte — dies war der Traum, das Ideal meiner schönsten Jahre und meines Glaubens an göttliche und menschliche Gerechtigkeit. — Was ist aus ihm geworden? ein todbringender Gram, die Quelle eines Widerwillens und eines Ueberdrusses, für die es kein anderes Heilmittel gibt, als den Tod.

Dies Ideal war die Quelle meiner Tugenden und meiner Fehler, oder richtiger, meine Tugenden und meine Fehler waren es, die mir diese falschen Ideen einflößten. Ich habe ihnen viel unnütze Tugenden, viele Züge heroischer Narrheit, viele Handlungen alberner Größe und erhabener Aufopferung zu verdanken, deren Gegenstand und deren Resultat unwürdig lächerlich gewesen sind. Ich wollte ein starker Mensch sein, und bin wie ein schwaches Weib zerquetscht worden. Bereue ich dies heute, wo ich vor Deinem Throne, o mein Gott! erscheinen werde? Nein; denn wenn die göttliche Gerechtigkeit, wie die menschliche, nichts als ein Traum ist, so folgt auf den Tod doch die Ruhe des Nichtseins, die nach der Qual eines solchen Lebens, wie das meinige, wünschenswerth erscheinen muß.

Ich habe sie angetroffen, diese Gerechten, denen ich zu begegnen hoffte; ich habe ihnen die Hand gedrückt, und ihre Achtung, vorzüglich die Deinige, mein Freund, hat lindernden Balsam in meine Wunden gegossen. Wohl habe ich sie auch geübt, diese Gerechtigkeit, nicht immer so unbedingt, wie ich es mir in den Tagen des jugendlichen Puritanismus vorgeschrieben hatte; aber wenn Leidenschaft oder Ermattung, wenn Schmerz und Liebe diesen Arm oft erstarrt haben, der sich schmeichelte, den Schwachen und Unglücklichen stets hülfreich entgegengestreckt zu sein; wenn diese zürnende und kluge Strenge gegen die Bösen sich oft durch ein leicht irre zu führendes Urtheil, durch ein leicht zu bestechendes Herz hat täuschen lassen, so habe ich doch nie eine Handlung begangen, nie einen Grundsatz zugestanden, nie mit irgend einem Laster gekost, das mich aus der Bahn der Gerechtigkeit zu verlocken vermocht hätte; mein Gang ist langsamer geworden, ich bin mehr als einmal stehen geblieben und habe meine Mühe und meine Zeit daran verschwendet, Trugbilder zu verfolgen. Aber der Instinkt und die Nothwendigkeit, meiner innersten Natur zu gehorchen, haben meine Füße immer auf der elfenbeinernen Bahn festgehalten, und wenn ich noch nicht so gerecht bin, als ich es sein möchte, so gibt es doch in meiner Vergangenheit nichts, was mich verhindern könnte, es noch zu werden; nur in der Gegenwart gibt es ein Hinderniß, gleich einem eingestürzten Berge — Verzweiflung heißt dies Hinderniß.

Und warum hat dies bleiche Gespenst mich in seine erstarrten kalten Arme geschlossen? Warum ist mein Herz so in allen seinen Adern mit Bitterkeit ausgefüllt, daß alles Gute, aller Trost, den meine Vernunft zuläßt, von meinem Instinkt zurückgewiesen wird? Warum gibt es in der Natur eine Stimme, die mir allenthalben aus Gras, aus Blättern, aus der Luft und im Wiederhall, vom Himmel und aus der Erde, von den Sternen und aus den Blumen, im Sonnenlichte wie in der Finsterniß, ja selbst aus den Blicken meiner Freunde zuruft: Mache, daß Du fortkommst; Du hast hienieden nichts mehr zu thun.

Vielleicht rührt es daher, daß ich den Ehrgeiz eines großsinnigen Herzens und das Gemüth eines schwachen Geistes besitze, und mir den Charakter des Gerechten in zu antiken Umrissen vorgezeichnet habe, da ich doch meinen Sinn nicht vor dem kleinlichen Elend dieser Zeit zu schützen vermochte. Ich hatte mir selbst gesagt: das will ich thun, und dann werde ich ruhig sein; ich that es und blieb doch unruhig und bewegt. Ich sagte mir: jenen Klippen will ich Trotz bieten und nicht vor ihnen zagen ich that es, und bleich vor Schrecken kam ich aus ihnen hervor. Endlich sagte ich mir noch: jene Güter will ich erstreben und mich mit ihrem Besitze begnügen — sie wurden mein, aber sie befriedigten mich nicht. Ich habe meine Pflichten so ziemlich erfüllt, aber ich habe den Kummer viel herber und das Glück lange nicht so süß gefunden, als ich es geträumt hatte. Warum aber zeigt sich die Wahrheit nicht wie sie ist, groß, mager, nackt und fürchterlich, sondern lachend, schön und blühend, wenn sie den Kindern im Traum erscheinen will? (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Gluck's Armide auf der königlichen Bühne.]

Bevor wir über die Darstellung dieses seit sieben Jahren auf hiesiger Bühne nicht gehörten Meisterwerks selbst etwas sagen, erfordert es die Pflicht, einige Worte über die Art und Weise zu berichten, wie die Armide einstudirt und in den Proben behandlt worden ist, damit das Publicum erkennen lerne, daß Spontini in seinem durch Herrn Dr. Dorow (im 2ten Heft der Facsimile) bekannt gemachten Brief über den gegenwärtigen Standpunkt der Musik, in Beziehung seiner Bewunderung und Verehrung wahrer deutscher Meisterwerke lyrisch dramatischer Kunst, die Wahrheit gesprochen hat! Als wir vernahmen, daß das große Meisterwerk Gluck's — die Armide, welches seit dem Rücktritt der Madame Milder geschlafen hatte, von Neuem einstudirt und in Scene gesezt werden sollte, so waren wir bemüht, der 2. und 3. Probe beizuwohnen. Wir sahen Herrn Spontini an der Spize seiner tapfern musikalische Armee, und hörten, daß er folgende Worte an dieselben richtete: „Meine Herren und Damen, Sie werden mit mir all Ihre Talente, all Ihren Eifer anwenden, um nächsten Freitag ein dramatisches Nationalfest öffentlich zu feiern. Laßten Sie uns also die Arbeit mit ganzer Seele beginnen, um den Nestor, den Patriarchen, den glänzendsten Fürsten der lyrisch dramatischen Kunst, den unsterblichen Gluck, würdig zu ehren." Darauf sahen wir Spontini sich gänzlich der Direction hingeben und Jeden einzeln, sowie das Gesammtpersonal belehren. Zuvor hatte er schon 4 bis 5 Stunden jeden Tag, seit 14 Tagen, dieses unermeßlich große Werk mit allen Sängern und Sängerinnen studirt, und welches Personal gehört dazu, um diesen musikalischen Koloß zur Ausführung zu bringen! Spontini hatte sich zu einer solchen Darstellung aus Paris, wo Gluck's Meisterwerk geboren ist, die wahre Original-Partitur kommen lassen; doch da in diesen alten gestochenen Partituren sehr oft die nothwendigsten Bezeichnungen, die Nüanzen, Betonungen, die piano und forte 2c. fehlen, die tempi zweideutig und unbestimmt notirt und endlich die nöthigen und sichern Fingerzeige zu einer vollkommenen Aufführung nicht gegeben sind, so ist hierbei Spontini seiner eigenen Einsicht und Seele gefolgt, um so eine wahrhaft schöne und großartige Darstellung dieser dramatischen Composition hervorzubringen. Wir erfuhren, daß auf sein dringendes Begehren die Ballets von Herrn Hoguet neu eingerichtet werden, und Spontini die Scenisirung und die ganze Regie bis ins kleinste Detail selbst übernommen hatte. — Wenn wir jedoch die Gesangemittel überdachten, mit denen die Armide jezt gegeben werden sollte, so wird man uns eine gewisse Besorgniß, mit der wir Freitags, den 27. Januar das Opernhaus betraten, wohl verzeihen! Doch man konnte vollständig befriedigt sein und durch die Vorstellung hat Spontini seine Meisterschaft für die Kunstverständigen — die ewig tadelnde Mittelmäßigkeit etwa ausgenommen — abermals bewährt, da nur ein großer Meister mit den jezt hier sich darbietenden Mitteln eine solche Oper zu solcher Vollendung, hinsichtlich der musikalischen Ausführung bringen kann. Und es ist nicht zu leugnen, daß das Sujet der Oper für die jezigen Zeiten zu wenig Handlung hat, um demselben auch ohne ein vollkommen gutes Spiel, während vier Stunden, Interesse abzugewinnen. — In der Instrumentation des ganzen Werks war eine Kraft und ein Reichthum von Harmonie namentlich in den schwierigen Partien der Blase-Instrumente, wahrzunehmen, in der wir den Meister der Vestalin erkannten. Die Tempi wurden überall höchst angemessen genommen und während den zarten, naiven und melismatischen Theilen, an denen die Oper so reich ist, die höchste Discretion widerfuhr, wurden die heroischen, drastischen, phantastischen und wilden Partien mit einer Energie, mit einem Feuer und einer Präcision ausgeführt, welche aufs neue zum Erstaunen darüber hinrissen, welcher Leistungen unser Orchester unter solcher Leitung fähig ist!

Nun noch einige Worte über die Gesangsmittel, die Hrn. Spontini zu Gebote standen. Eine Armide wie Frln. v. Faßmann wird und kann die Zuhörer nie ganz befriedigen; die Kunst, das Einstudirte waltet bei ihr noch zu sehr vor und ist bei ihr noch lange nicht zur Natur geworden; Empfindung und Feuer fehlten vielfach in dieser Rolle, die nur dadurch ein Ganzes beseelen kann, — denn eine schöne, überdies nicht gleichmäßig ausgebildete Stimme, und richtiger Gesang reichen nicht hin, um die Partie der Armide durchzuführen. Wer aber von dieser Musik nicht begeistert wird, kann es wohl schwerlich je werden! Der Fleiß der jungen Künstlerin ist übrigens anzuerkennen, denn sie hat die große und ermüdende Partie — kleine Detonationen abgerechnet, mit vieler Kraft und Präcision gesungen, und Ehre dem Meister, der ihre Studien dabei geleitet. Herr Eichberger, als Rinald, mit einer sehr schönen Stimme — die jedoch häufig einen geklemmten Ton hervorbringt, der nicht recht herauskommen will, — und richtigem Gesang, ist gleicherweise abgeschlossen, und die Ungelenkigkeit seines Spiels hindert doppelt, sich mit und für ihn zu interessiren. Wenn also diese beiden Personen, aus denen alles Leben, alle Seele des Sujets hervorgehen sollen, deren entbehren, wo soll da Erwärmung der Zuhörer kommen! Wie sehr jedoch empfindungsvolles Spiel das Ganze hebt, sah man in der einen Scene Bader's, und in dem Duett mit Mlle. Lenz. Bader verbreitete Leben, wohin er sich wendete. Die schöne, volle Stimme der Mlle. Hanal — Furie des Hasses — gehört zu den außerordentlichsten Erscheinungen auf der Bühne und machte eine große Wirkung auf die Zuhörer; wir sind aber noch nicht im Stande, ein vollständiges Urtheil über sie zu fällen, bevor sie nicht in anderen Rollen als in dieser einseitigen und entstellenden erschienen sein wird. — r —.

Notizen.

[Ein kluger Bischof.]

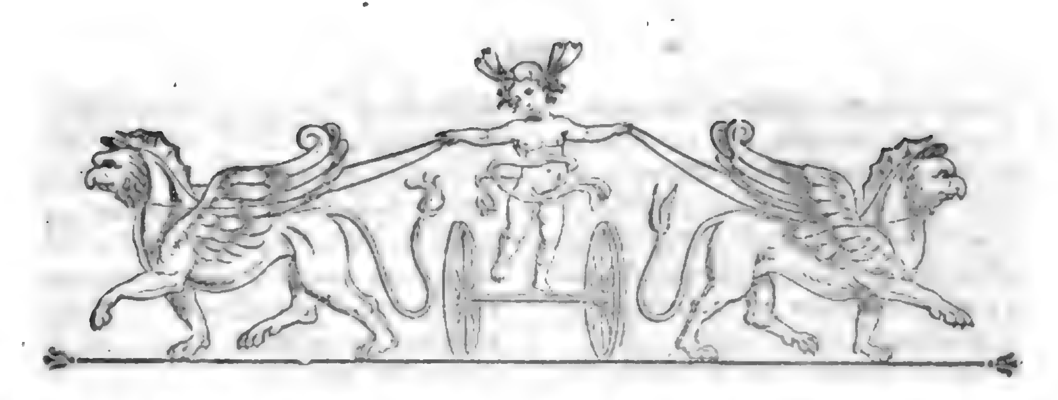
Niebuhr erzählt in seinen Reisen von einem Fegeteufel oder Kobold in dem armenischen Kloster Kara Klise. Der Bischof hatte ihn aus einem Besessenen getrieben und ihn dazu verdammt, daß er alle Nächte die Kirche, die Wohnung der Geistlichen, die Küche und den Feuerherd reinigen und allen Unrath hinwegschaffen mußte. Das war ein gescheidter Streich von dem Bischofe! Wir halten sonst wenig vom Geisterbeschwören, aber eine Beschwörung wie diese, lassen wir uns unbedenklich gefallen. 22.

[Der Pudel Jean Paul's.]

Jean Paul's unzertrennlicher Begleiter war sein treuer Pudel, Poete genannt. Als dieser einst auf dem Findlaterschen Berge bei Dresden mehr Gesellschaft fand, als seinem Herrn lieb war und dieser ihn von Hunden oft abrufen mußte, bemerkte er dabei: Die Bestien haben es schon weg, daß Poete durch den Umgang mit mir ein gelehrter Pudel geworden ist, denn wie mir's scheint, soll er sich in ihre Stammbücher schreiben. 22.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage der Expedition der Eilpost für Moden in Leipzig.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 31. — den 13. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe und Selbstgeständnisse

von

Aurora Dudevant (Georg Sand).

(Fortsetzung.)

An Rollinet.

Es verdrießt mich sehr, das schlechte Buch geschrieben zu haben, welches man Lelia nennt, nicht, daß es mich gereut, denn dies Buch ist die kühnste und redlichste That meines ganzen Lebens, wohl aber auch die thörichtste, und am meisten dazu geeignet, mir durch die Folgen derselben die Welt zu verleiden. Es gibt viele Dinge, die einen wüthend machen, während man sie zu gleicher Zeit verspottet, und viele Mücken, die uns durch ihre Stiche ungeduldig machen, ohne daß man deshalb in Zorn geräth; viele Widerwärtigkeiten, die das Leben unleidlich machen, ohne daß sie uns zu der Verzweiflung bringen, die uns tödtet. Das Vergnügen, solche Sachen gemacht zu haben, verlöscht bald jenen Eindruck wieder.

Es verdrießt mich, Lelia geschrieben zu haben, weil ich sie nun nicht mehr schreiben kann. Ich bin in einer Stimmung, die der, die ich darin geschildert habe, und in der ich war, als ich dies Buch schrieb, so ähnlich ist, daß es eine große Erleichterung für mich sein würde, es noch einmal von neuem wieder anfangen zu können. Unglücklicherweise kann man aber nicht dieselbe Idee zwei Werken zu Grunde legen, ohne sie bedeutend zu modificiren. Meine Stimmung, als ich Jaques schrieb, erlaubte mir Lelia selbst um vieles zu verbessern, sie anders anzuziehen und sie dem guten Publicum leichter verdaulich zu machen. Jetzt, wo ich mit Jaques nicht mehr beschäftigt bin, versinke ich, statt zu einer dritten Stimmung überzugehen, wieder in die erste. Wird denn für mich die Zeit, wo ich mir mein Theil erwählt habe, nie kommen? — Kommt sie aber einmal, dann sollt Ihr auch sehen, meine Freunde, welche tiefe Denker, welche antike Stoiker, welche Einsiedler mit langem weißen Bart in meinen Romanen herumspazieren werden, und welche schwerfällige Abhandlungen, welche prachtvolle Vertheidigungsreden, welche köstliche Urtheile, welche fromme Predigten werden dann aus meiner Feder fließen! Wie werde ich Euch um Verzeihung bitten, einst jung und unglücklich gewesen zu sein! wie werde ich die Weisheit des Greisenalters und die ruhigen Freuden des Egoismus zu rühmen wissen! Daß sich dann nur Niemand mehr einfallen lasse, unglücklich zu sein, denn ich werde mich gleich ans Werk machen und drei Buch Papier voll schreiben, um ihm zu beweisen, daß er ein Thor und ein Feigling ist, und daß ich mich dagegen ganz glücklich fühle. Ich werde dann eben so falsch, eben so aufgeblasen, eben so kalt und unnütz sein, als Trenmor, ein Typus, über den ich mich mehr als sonst irgend Jemand in der Welt, und früher als alle Andere, lustig gemacht habe, was aber Keiner verstanden und begriffen hat. Sie haben nicht eingesehen, daß ich, da ich

verschiedene Leidenschaften oder verschiedene Meinungen in menschlicher Gestalt darstellen wollte, mich durch Logik gezwungen sah, auch einen Repräsentanten der Vernunft auftreten zu lassen und mir diesen im Bagno aussuchte, und daß ich, nachdem ich ihn unter den andern Schwätzern wie einen Galgen hingestellt hatte, endlich einen großen weißen Stab aus ihm gemacht habe, der von Irrlichtern verlockt, auf das Gebiet der Zukunft losschreitet.

Du, an Kraft und Tugend ein wahrer Trenmor, der alles denkt, was der meinige zu sagen weiß, und alles zu thun vermag, was der meinige nur andeuten kann. Du fragst mich, ob dies Buch, das Du so ernsthaft gelesen hast, eine Komödie sein soll, und ich werde Dir diese Frage bald mit Ja, bald mit Nein beantworten. Ich habe Nächte stiller Sammlung, herber Schmerzen und begeisterter Resignation verlebt, in denen ich ganz treuherzig sehr schöne Sachen niederschrieb; aber es gab auch Vormittage, wo ich von Schlaflosigkeit, Zorn und Ermattung überwältigt, verspottete, was ich in der Nacht geschrieben hatte, und wirklich alle die Lästerungen dachte, die ich niederschrieb. Dann kamen Nachmittage, an denen ich ironisch und zu Possen aufgelegt, wie heute, der Pedanterie der Tröster zu entfliehen suchte und Gefallen daran fand, aus Trenmor einen Philosophen zu machen, der, noch hohler als ein Schlauch, in der Wirklichkeit eben so wenig zu finden sein würde, als das Glück. Dies so gute und so schlechte, so wahre und so falsche, so ernste und so spaßhafte Buch ist gewiß das tiefempfundenste, das schmerzenreichste und herbste Buch, das je ein verstörtes Gehirn zu Tage gefördert hat. Daher ist es auch so mißgestalten, so geheimnißvoll, und konnte unmöglich Beifall erhalten. Wer Lelia für einen Roman gehalten und einen Roman zu lesen geglaubt hat, ist völlig berechtigt, das Buch abscheulich zu finden, und wer das, was unter der Allegorie trauernd und keusch versteckt ist, für baare Wirklichkeit genommen, hat auch Grund gehabt, sich zu skandalisiren. Wer darauf gehofft hat, daß die Capricen des Buches sich in eine moralische und philosophische Abhandlung auflösen würden, hat sehr wohl daran gethan, den Schluß desselben dumm und verdrießlich zu finden. Nur diejenige, die von gleicher Angst ergriffen, es wie eine halb erstickte Klage, wie ein Gemisch von Fiebergluth und blutigen Thränen, von Flüchen und furchtbarem Gelächter aufgefaßt haben, haben es verstanden, und diese lieben es, ohne es zu billigen. Sie denken durchaus eben so davon, wie ich davon denke: es ist ein sehr gut secirtes scheußliches Krokodil, ein blutendes, ganz nackt dargelegtes Herz, ein Gegenstand des Abscheus und des Mitleids.

Die Zeit ist hin, wo man kein Buch zu drucken wagte, ohne es, wie mit dem königlichen Privilegium, auch mit einer guten, dicken, bürgerlichen, abgedroschenen, ganz unnützen Moral versehen zu haben. Geist- und gemüthvolle Schriftsteller verfehlten nie gerade das Gegentheil von dem zu beweisen, was sie beweisen wollten. Rousseau z. B. mag sich anstellen, wie er will, der Leser gewinnt seine Julie doch erst wieder in ihrer Todesstunde lieb, als sie gesteht, daß sie nie aufgehört hat, St. Preux zu lieben. So ist auch der Brief, in dem er den Selbstmord vertheidigt, dem Briefe weit überlegen, in dem er ihn verdammt. Warum aber, Jean Jaques, schriebst du so gegen deine Ueberzeugung? Warum, wenn es wahr ist, daß du eines freiwilligen Todes sterben wolltest, hast du es uns verhehlt? wozu so viel erhobene Unvernünfteleien, um die Verzweiflung zu verhehlen, die in deiner Seele alle Schrecken durchbricht? Warum, unglücklicher Märtyrer, der du wie ein Anderer für einen classischen Philosophen zu gelten begehrtest, hast du nicht laut aufgeschrieen? Das würde dich erleichtert haben, und wir würden die Tropfen deines Blutes noch inbrünstiger auffaugen — wir würden zu Dir wie zu einem heilige Thränen weinenden Christus beten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nürnbergereien.

(Fortsetzung.)

Zu den bereits Versammelten gesellten sich jetzt noch auf hundert Schuhmachergesellen. Ihre übernächtigen Gesichter paßten vortrefflich zu Kassandra's geisterbleichen, angespannten Gesichtszügen und vollendeten das Tiefstragische der Scene. Noch betäubt von dem gestrigen feierlichen Comitate und den Orgien des blauen Montags, hatten sie sämmtlich den zürnenden Meistern erklärt, heute noch nachträglich einen blauen Dienstag feiern zu wollen. Weh' dem Unglücklichen, der vielleicht heute seine defecten Schuhe, die einzigen, aus einer Werkstätte zurückerwartete: er hatte ohne Gnade Stubenarrest. Wie stand es denn mit unserm Käse?.... Ach, nein, 's ist ja wahr, er ging ganz spät zu Bett' und da standen seine Stiefeln noch zu Hause.

Rüstig schritt Sibylle vorwärts und unaufhaltsam an der ehemaligen Wohnung Albrecht Dürer's vorbei. Der Tag begann sich schon zu neigen und das alterthümliche Haus stand so trüb und traurig in der düstern Straße da, wie eine verödete Capelle. Aber noch war es dasselbe, wie

einst: kein Sterblicher hatte gewagt, es durch Aenderungen zu entweihen. Und da war es, als säße hinter dem bleichen, gothischen Fenster der bleiche Meister mit grambewölkter Stirn, die langen Locken verschnitten, und doch selig vergessend Himmel und Erde und den eigenen Schmerz im Anschauen seines Gemäldes. Er saß mit halbgeschlossenen Augen da, regungslos wie ein schmerzenreicher, vom Leben gebeugter Mann, und doch auch wieder wie ein träumendes Kind: — er träumte sicher Gebilde der ewigen Jugend. —

„Hört, hört!“ kreischte Kassanderl, — „die Künste werden herniedersteigen, die stolzen, und Herberge suchen im Hause des fleißigen Bürgers. Fernher aus China kommt die neue Malerei mit der dreifachen Schablone. Nicht mit Geierflügeln naht fürder die Lehre und nagt an dem Frohsinn des Knaben; sie fliegt mit den Fittigen eines lieblichen Windes und füllt in die Ohren den Nektar der Weisheit aus güldenen Trichtern. Da les't ihr Ungläubigen an allen Ecken der Straßen: hier lernt man in acht Minuten die Sprache der Briten, in fünf Secunden die Kalligraphie, in anderthalb Augenblick fertig malen und zeichnen. O, du reiche, fruchtbringende Zeit! Da sitzen die edlen stenographischen Meistersinger der Zukunft, und machen Gedichte und Lieder nach Centnern und Pfunden, nach der acht- und der vierzeiligen Elle. Das Maß wird genommen von Dreien zum Trauerspiel, zur Uebersetzung; und ohn' Unterlaß arbeiten die Federreinigungsmaschinen. O, schöne Zukunft voll Schablonen, Halleluja, Schablonen!“ —

Der Weg führte hart an dem alten Dome vorbei, an den Tempel voll majestätischer Schwermuth. Auf dem verwitterten Dache haus'ten Schwärme von weißen Tauben: der Unschuld Frieden sucht die reine Höhe. Aber der greise Thurm zitterte in seinen Tiefen und schaute wie verlassen in die Frühlingswelt hinaus. Das Riesengrab der Kirche umfaßte ein zweites Grab: Todtenamt wird gehalten. Ein unsäglicher Schmerz starrte aus den Fugen des alten Gemäuers, und die Orgel klagte laut, laut in zerrissenen Tönen: Weh', verloren, verloren der Glaube! „Miserere Domine nostri!“

Sibylle bemerkte den heimlich klagenden Wunderbau nicht, sie sah nur an seinem Fuße die Verkäuferinnen der Töpfe und Tiegel. — „Hört, hört!“ erklang ihre Stimme, — „was klagt die Orgel: Tod in Töpfen!“ Der Tod der Töpfe ist ja eben euer Leben. Und schon haben wir die Drehorgel: ihr wird folgen die harmonische Orgelpfeife, die man blos mit den Lippen bläs't. Der Aeolus wird musiciren, wenn's uns beliebt: wir spannen der Harfe Saiten vor unsre Fenster. — Was prahlst du mit deinen Künsten, Natur? Bald erheben sich die Parks, die englischen, mit ihren sinnigen Schneckengängen, Schneckenbergen, Schneckenlabyrinthen, feuerspeienden Schneckenbergen und künstlichen Schneckenruinen; wir rauben dem Salamander der Tiefe das Recept zum heilenden Feuerstrom, und es erglänzt die Halle mit der Quelle des künstlichen Eger, des künstlichen Karlsbad. Wir machen aus Luft uns Steine, comme il nous plait. Hinweg mit den Wäldern: die Königin mit der grünen Krone, die Runkelrübe, verlangt Platz. Es wimmelt das Land von Rübezahlen, von neuen Geistern der Industrie. Die Segel schwellen und die unscheinbare Perle der neuen Welt, den Apfel der Erde, den Reichsapfel der Industrie, setzt Drake ans Land. Da erzittert das Korn vor dem furchtbaren Nebenbuhler. Teutonia vergißt sich bei Klößen und dem brennenden Geiste, von den neidischen Winzern Fusel geheißen. Und zuletzt erscheint noch das Kraut, das saftig-gebeizte, und alle Germanen spitzen gierig den Mund und blasen die Backen und rücken die Schlafmützen. — Was willst du, Natur, mit deinen ohnmächtigen Schrecken? Die Ungeheuer entfliehen der zahmen Erde; ihnen folgt das Ungeziefer. Ja, ihre Würgengel sendet die Industrie und die Bildung: die Mäusefallen und das Rattenpulver, die Fliegenklatsche und den Wanzentod, Hallelujah, den Wanzentod!“ — (D. F. f.)

Zur Literatur der Reisen.

Reisenovellen von Heinrich Laube. Dritter u. vierter Band. Mannheim, Hoff. 1836.

Diese fortgesetzten Laube'sche Reisenovellen, ein Buch, das sich mit Grazie ad infinitum fortschreiben läßt, las ich mit großem Appetit. Es ist hier die frischeste Gesundheit in Auffassung der erscheinenden Welt. Der Verf. ist in Wien, und Wien ist seine Welt, denn es ist eine kindlich sinnliche. Alles was er übersieht und beherrscht, schildert er glücklich. Die Welt löst sich ihm hier ganz auf in bequeme Vergnüglichkeit. Er redet's den Leuten vielfach ein, hinter aller Größe des Gedankens, hinter aller Tiefe des Gefühls stecke doch als das eigentlich Wahre nur die einfach heitere Lust am Dasein. So wie er von Petrarca meint, er sei in Vauclüse doch wohl auch ein ganz fideler Kerl gewesen und habe sich die schmachtende Sehnsucht seiner Lieder nur hergebrachter Weise schematisirt, so läßt er sich's in Wien auch einreden, der Mozart sei ein sinnlich derber Mensch gewesen, der ohne alle Kopfhängerei täglich seine Partie Kegel schob. Es liegt in diesem Glauben, das Große komme ungesehen über Nacht, viel naive Kindlichkeit, aber er verhilft nicht zum vollen Verständniß menschlicher Größe. Es ist überhaupt an Laube eine Eigenthümlichkeit, daß er in seiner Entwickelung die Jünglingsepoche übersprang, blos aus Instinct, weil sich in jener so viel des Krankhaften zu regen pflegt, und seine Natur sich durchaus nach Gesundheit sehnte. Laube steht in seinen besten Stunden auf den Stufen der Kindlichkeit; er hat nichts Jüng-

lingshaftes an sich, er ist Kind mit etwas schnurrbärtiger Mannheit. Darum ist das Beste, was er schrieb, die Heimathsscene im vierten Bande der Reisenovellen, wo Laube's Heinrich nach Sprottau kommt und eine harmlos witzige Krähwinkeliade vom Pfingstfeste berichtet. In Wien faßt er beinahe allzu breiten Fuß, er wird nicht müde, über Soldaten und Mädchen, Essen und Moden, und den wiener Accent zu reden. Er ist im Stande und schreibt Seitenlang, ob Cavaliere sich den Rock ausziehen oder nicht, ob man im Stephan mit Glacéhandschuhen beten könne oder nicht, und die Schilderung seiner eleganten Positur auf einem erbärmlichen Zeiselwagen macht ihm viel Gaudium. Von Menschen zeichnet er Figuren der sinnlichen Welt mit dem sichersten Takte, Phänomene des Geistes nur, in wie weit ihr Terrain unter ihm liegt. Wo er geistige Superiorität wittert, wird er kleinlaut oder mißgestimmt. Hier fehlt ihm dann oft das tiefere Bedürfniß, das sich im Zusammenhange mit strebenden Naturen anderer Art getragen fühlt, und sich nicht blos um seiner selbst willen in einer großen Welt weiß. Von Geistern über ihm hat er nur zu denen eine Neigung, von denen er lernte. Seine Lust an Menschen ist auf Reisen groß genug, obschon er sich nur zumeist daran weidet, ihr Habit zu zeichnen. Er macht gern Besuche, wenn es auch nicht aus Hingebung des Gemüthes, nicht aus speculativer Lust, einer Erscheinung die tieferen Seelentöne abzulauschen, geschieht. Er faßt die Zustände des Individuums von außen nach innen mit ungenirter Dreistigkeit auf, berichtet dann munter und ohne Falsch, gibt aber statt des letzten Pinselstrichs einen Hieb mit der Reitgerte. Auch das ist nicht bös gemeint, auch der Kobold in ihm ist kindlich. Karoline Pichler, Kurländer, Grillparzer sind Menschen, die er übersieht, er schildert sie vortrefflich. Eine Gestalt wie Zacharias Werner bildet blos eine hieroglyphische Figur für ihn, über Beethoven weiß er nichts beizubringen; aber er schildert Kanne neben ihm, die Seitencoulisse zu Beethoven. Wäre Laube Franzose, so genügte sein Esprit und die Anmuth seiner Schreibart. Daß ich von geistiger Schönheit einen andern Begriff habe, hindert nicht, seine sinnliche Grazie und die Frische seiner Natürlichkeit anzuerkennen. Seelenschönheit kennt er nicht, er erkennt sie auch nicht an. Somit hat das Novellistische in ihm nie eine tiefere Folie. Die Gestalten Johanna, Maria, Florentin, die durch diese Reisegemälde schwanken, sind dürftig genug. Vortrefflich zeichnet er aber die beiden polnischen Figuren auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden. Hier überkommt ihn sein schönes Gefühl für Völkerweh. Möchte ihn dies im geistigen Zusammenhange mit den Tendenzen seiner Zeit erhalten, da sonst sein Blick in die innern Zustände des Einzelwesens nicht weit genug reicht, um auf dem Gebiete der Novellistik dieselbe Bedeutung zu gewinnen, die er in der Kritik der Erscheinungswelt behauptet.

Aquarelle aus dem Leben. Von August Lewald. 2 Thle. Mannheim, Hoff. 1836.

Lewald kennt sich selbst und seine Manier zu gut, um sie ihm und dem Publicum erst noch zu signalisiren. Er sagt über die Productionen seiner Feder, die sämmtlich in der Aquarellmanier gehalten sind, Folgendes: „Jedes Menschenleben hat seine pittoreske Seite, es kommt nur darauf an, sie im rechten Sinne aufzufassen und darzustellen. Nicht Alles eignet sich darin zur großen historischen Behandlung; denn bei kleinern Gegenständen geht die Begeisterung verloren, ehe die weitläufigen Vorbereitungen getroffen sind. Hierzu ist nun die, von den Engländern besonders gepflegte Aquarellmanier sehr geeignet. So wie der Gedanke kommt, wird er in flüchtigen, aber festen Umrissen schnell aufs Papier geworfen, dann werden eben so schnell mit Saftfarben die Localtinten angedeutet. Alles ist flüchtig, durchsichtig und klar, gibt einen vollkommenen Begriff von den darzustellenden Gegenständen, und ist dabei gefällig anzusehen. Der Geist muß in der Auffassung liegen, und da man nicht Tage lang auf das Trocknen zu warten hat, da man auch die Lichter nicht aufzusparen braucht, so folgt die Ausführung dem Gedanken und athmet daher Leben und Wahrheit." — Talente dieser Art, wie Lewald, thun noth, sie sind courante Münze, die sich die Vertriebskraft leicht zu Gebrauch stellt. Frankreich hat daran einen Ueberfluß, und der schnelle Verkehr zwischen Literatur und Leben ist der wohlthätige Erfolg davon. Lewald kennt die ganze Welt, aber nur als Phänomen, und er zeichnet die bunte Erscheinungswelt in Paris, Italien, Polen und Deutschland gleich sehr vortrefflich. Wir heben als besonders anziehend hervor: Reisende Engländer, Geldart (ein sehr artiges Portrait von einem alten hamburger Theaterschneider), die Ludlamshöhle (eine später aufgehobene Literatengesellschaft in Wien, wie sie in Berlin bei Lutter und Wegner vorzufinden war, aber geschlossen und mit förmlichen humoristischen Statuten), Natalina, die Bleikammern, das Ghetto, Danzig u. a. Alles ist rund und nett, leicht und bequem, so was man mit einem Worte hübsch nennt.

N o t i z e n.

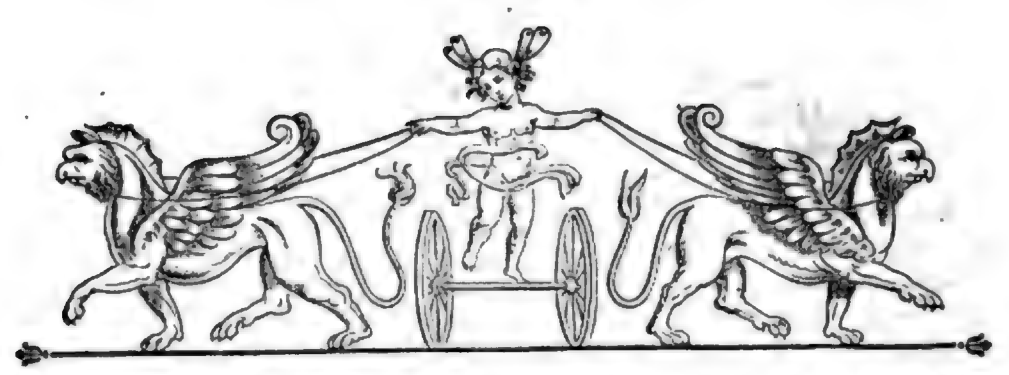
[Poetische Licenzen.]

Ein gutes, ja auch nur ein correctes Gedicht zu liefern, ist gar nicht so leicht, als Mancher glaubt; es gehören mancherlei Kenntnisse dazu, besonders muß der Dichter auch mit der Natur genau vertraut sein, wenn ihm nicht allerlei Schnitzer begegnen sollen. An solchen Schnitzern sind besonders die Werke der französischen Dichter reich. Fontanes läßt ohne Bedenken eine Grasmücke ihr Nest von Moos an Weiden aufhängen, obwohl die Grasmücke nur in dichtes, niederes Gesträuch baut, und ihr Nest nicht aus Moos, sondern aus Wurzelfasern, trocknen Gräsern und Haaren verfertigt. Delille redet von dichtbelaubten düstern Weiden, obwohl die Weide wegen ihrer kleinen schmalen Blätter unter allen Bäumen gerade am wenigsten dicht und düster ist, und vielmehr durch das Gegentheil richtig charakterisirt worden wäre. Esmenard läßt den Nordwind in einer hohlen Tanne heulen, aber wer hat schon eine hohle Tanne gesehen? Die harzigen Bäume sterben nicht von Innen heraus. Florian redet von einer Schwalbe, die man in einem Käfig gehalten habe. Warum machte er nicht den Versuch? Er würde bald erfahren haben, daß die Schwalbe im Käfig ihr Leben nicht fristen kann, sondern sehr bald zu Grunde geht. Ducis versetzt irgendwo Eichen nach Tobolsk in Sibirien. Er hätte dafür Birken wählen sollen: die Eiche geht nicht so weit nach Norden hinauf. Nicht wenige deutsche Dichter haben sich ähnlicher Versehen schuldig gemacht. Mancher glaubte das Nest der Nachtigall an keinen bessern Ort setzen zu können, als auf einen prangenden Blüthenbaum, obwohl die Nachtigall niemals auf Bäumen, sondern stets zu ebener Erde nistet. R.

[Varnhagen v. Ense.]

Wir erwähnten bereits, daß Varnhagen v. Ense die Reihe seiner biographischen Werke durch ein neues bereichert, ein Lebensbild der Königin Sophie Charlotte von Preußen. Es erscheint in Berlin bei Duncker und Humblot. Außerdem erscheinen zu Ostern von ihm „Vermischte Schriften", darunter eine Schilderung Schleiermacher's in Halle im J. 1806.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 32. — den 14. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nürnbergereien.

(Fortsetzung.)

Der Leiermann improvisirte, von einer augenblicklichen Begeisterung hingerissen:

„Wenn die Bildung nicht gut für die Menschen ist,
So weiß ich nicht, was besser ist.
Realien! Realilei, Dudeldumdei!....“

Aber eine große Angst bemächtigte sich des versammelten Volkes. Vor Allem machte den tiefsten Eindruck der mystische Ausspruch: wir werden aus Luft uns Steine machen. — Bei diesen Worten der Sibylle erbarmten sich, wie man zu sagen pflegt, die Steine, um wie viel mehr nicht die christlichen Herzen der Schuhmachergesellen! Und doch war keiner unter ihnen allen, der jetzt ein fühlendes Herz für die beweglichen Klagen des Herrn Samuel Käse gehabt hätte. Vergebens lief dieser Reih' auf, Reih' ab, indem er leis und behutsam mit seinen leidenden Stiefeln auftrat. Vergebens stellte er vor: daß heut' sein Verlobungstag sei, daß er den kleinen Dienst einer geringfügigen Ausbesserung mit klingender Münze aufwiegen wolle. Er mußte den Retter hier suchen, denn kein nürnberger Meister damaliger Zeit ließ sich zum Flicken herab. Umsonst: — die Betäubung von der durchschwärmten blauen Montagsnacht, dazu der blaue Dienstag und Kassandra's prophetische Rede umschlossen das Herz der Gesellen mit einem dreifachen Panzer.

Die Ambassade kam jetzt ihrem Ziele immer näher. Von fern glänzte majestätisch in der Abendsonne das alte schwarze Kaiserschloß. Stolz ragt' es über die glatten und frischgetünchten Bürgerhäuser hinweg, wie über zarte geschnürte Recruten ein geharnischter Ritter der Vorzeit. Unter den uralten Eichen vor dem Hauptportale standen die riesigen Käfige noch, worin man weiland die Adler des Kaisers gepflegt; aber sie waren jetzt leer, und leer stand das Schloß und verschwunden war der altfürstlichen Bankette stolze Herrlichkeit. Nur vor dem innern Auge des Beschauers lustwandelten längs der Brüstung noch die alten Herren des Reichs und der Stadt, der kunstliebende Pirkheimer mit der Laute von Pavia, und Albrecht Dürer in zierlicher Staatskleidung, — und einen langen, schmerzlichen Blick warf über die Stadt der letzte Ritter, der edle Theuerdank. Kassandra aber ging stolz bei der Bildhauerwerkstätte vorbei, in der einst Adam Krafft vierzig Jahre lang unermüdet an Einem Werke, dem Sacramentshäuslein, gearbeitet.

„Verkündigen will ich,“ sang sie mit monotoner Stimme, — „den Schnellbau der neuen Zeit. Auf den Plätzen seh' ich den beweglichen Markt: die breternen Häuser werden aufgebaut und niedergerissen in der köstlichsten Ordnung. Die Paläste wachsen empor wie im Sturme, wie im Sommerregen die Pilze. Ueppiger Sand und Steine, mit Kalk besäet wie mit Zucker, schwindeln empor in die schwindlige Höhe. Ein römisches Portal, die Mauern

wie spanische Wände, gothische Thüren, griechische Treppen, chinesische Essen, berlinische Fenster und ägyptische Finsterniß, — Alles mit Geschmack und mit Dampf! O, jauchze, mein Nürnberg, du Erzeugerin der ersten Dampfnudeln! Es wuchert die Saat: Dampfbaue, Dampfräder, Dampfwebstühle, Dampfklystierspritzen. Magazine von Allem, um sich einzurichten in den Zeiten der Bildung und zu kleiden mit Dampf. Möbelmagazine, Kleidermagazine von Schuhen und Stiefeln, Halleluja, von zweinähtigen Stiefeln!"

Dieser letzte Spruch schlug wie ein Donnerwetter in das verstockte Herz der Gesellen. Der glückliche Käse! Er war gerettet. Mehr als funfzig derselben boten sich gleichzeitig an, ihm auf der Stelle die erkrankten Stiefeln zu heilen. Aber so ist's immer im Schicksal der Völker und der Einzelnen bestimmt: kein Unglück kommt allein, aber auch kein Glück. Heute einmal funfzig dienstfertige Schuhmachergesellen, ein andermal keinen einzigen.

Sibylle schritt immer rascher vorwärts, je mehr sie sich durch ihr Predigen von den gehabten Offenbarungen selbst ins Feuer brachte. Jetzt war man an die alte Lateinschule gelangt. Die Fenster des großen Auditoriums im Erdgeschosse waren geöffnet und ein freundlich-ernster Mann erzählte vom Katheder herab in einfacher, gewinnender Rede den Untergang Trojas. Zuerst trat Priamos vor die gespannten Hörer, der schuldlose König, mit der Krone des höchsten Unglücks geschmückt. Hekuba dann, die greise Mutter, die alle die Heldenherzen ihrer Söhne verbluten sah, — und Andromache, das treue liebende Weib, wie sie dem Alles wagenden Gatten den letzten, ach den letzten Abschiedskuß auf die Lippen drückt. — (Kein Laut ertönte im Saale —) Der Kampf gebärt den Kampf mit jedem neuen Morgen. Schon ist Hektor gefallen und Patroklus. Die Götter werden zu Sterblichen, die Sterblichen zu Göttern. Achilleus, der Unnahbare, des einzigen Busenfreundes gedenkend, der hinabstieg zu den Unterirdischen in seinem Blüthenalter, er überläßt großmüthig dem verzweifelten Priamus die Leiche des göttlichen Sohnes. — (Kein Schüler verwendet das Auge vom Lehrer —) Die Wage des Geschicks steigt und fällt in fürchterlicher Monotonie. Ganz im Hintergrunde lauscht schon das bleiche Unglück der Sieger, die unerbittlichen Parzen und die Eumeniden, mit den Schlangenhaaren peitschend den Orest.... Und.... dort.... zuletzt, — da tritt hervor eine hohe weibliche Gestalt, sichtbar zitternd unter eines Gottes Majestät, die Marmorstirn und das thränenlose Auge in den schwarzen Schleier, den undurchdringlichen, gehüllt. Mit der bleichen Rechten zeigt sie starr zu dem Wohnsitz' der Unerbittlichen hinauf: mit sprechender Verzweiflung legt sie die Linke vor den gottverschloss'nen Mund, bis sie endlich, königlich groß, noch in ihrer Schwäche zusammensinkt unter dem Riesengewichte des ewig unverstandenen Schmerzes, nie verstanden worden zu sein.... Es ist Kassandra! — Todtenbleich horchen die Knaben. —

Ich muß es den Nürnbergern zur Ehre nachsagen: — unser Kassanderl, obwohl sie ebenfalls ziemlich dunkel sprach, hatte doch willigere Zuhörer als ihre jungfräuliche, etwas superkluge Namensschwester. „Hört, hört!" kreischte sie, — „die Zeit wird nun bald vollendet sein: ich fasse mich kurz. Freut euch, ihr künftigen Geschlechter! Es kommt, es kommt das Jahrhundert der Bildung, wo sind alle eckige Berge abgetragen und alle Thäler geglättet, wo es nur gilt Einen Unterricht und Einen Frack, Einen Rock und Eine Haube und Eine Miene, — Eine hohe Weisheit vom Wissenswerthen, Bildunggemäßen, Brauchbaren und Wohlanständigen für Sechser, für Dreier, für Heller, Eine Uniformität der Begriffe, der Gefühle, der Gedanken, der Wünsche. Und das Tuch wird decatiret, Halleluja, decatiret!" Da entflammte die Stegreifseele des leiernden Famulus noch einmal, und er sang:

„Das Abgeschliffne, das ist so fein,
Wie muß es doch so gar herrlich bei der nicht'gen Bildung sein.
Realien! Realiet, Dudeldumdei!"

Man war jezt auf den Gänsemarkt gelangt. Hier im Angesichte des väterlichen Hauses, dem Tempel der „Bildung" gegenüber, nahm Sibylle ihre ganze Würde zusammen, schritt, eingedenk des Ortes, wo sie wandelte, schweigsam und majestätisch über den Gänsemarkt hinweg, grüßte nicht einmal das arme Thusneldchen (die wiederum schwärmerisch am Fenster lehnte, denn der schmucke Altgeselle war eben vorbei in das Nachbarhaus gegangen), — sondern stieg, da es bereits Abend war, straks mit ihren Begleitern die Treppe hinauf in den Vereinsaal, wo schon seit längerer Zeit die Mitglieder versammelt waren. — „Thusnelda!" rief gleich darauf der alte Herbergsvater in der Hausflur. — Die Gerufene trat eilig aus der Gaststube heraus: „Papa!" — „Höre," bemerkte ihr dieser kurz, — „halte Dich nachher parat; ich habe Alles mit ihm in Richtigkeit gebracht und ihn unterdeß in das Nebencabinet hier gesteckt, damit ich ihn später bei der feierlichen Verlobungsproclamation gleich in der Nähe habe, ... nämlich Deinen Bräuti-

gam, — hörst Du?" — „Welchen denn?" fragte Thusnelda mit verzweifelter Naivetät. — „Welchen!" entgegnete der Alte mit unwirschen Mienen, — „alberne Frage einer gezierten Gans. Und noch dazu so einer alten!" — In demselben Augenblicke sah Thusnelda, die das Gesicht unverwandt nach der Straße hingekehrt hielt, den Altgesellen Arm in Arm mit der Witwe aus dem Nachbarhause vorbeigehen, deren Stubenfenster unmittelbar neben dem der Gaststube war. O, heilloses Geschick! der Altgesell war taubstumm und schielte dazu bedeutend. Wer konnte denn da ins Teufelsnamen wissen, wem zu Lieb' er eigentlich vor dem Fenster auf dem Gänsemarkte stand. — „Papa, wie Sie befehlen!" lispelte schnell und demüthig Thusneldchen.

Das liebenswerthe Mägdlein! Der glückliche Käse! Die gute Thusnelda! Der kindliche Gehorsam florirte doch damals ungemein. Es war vor zweihundert Jahren. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe und Selbstgeständnisse

von

Aurora Dudevant (Georg Sand).

(Fortsetzung.)

Ist diese Affectation philanthropischer Nützlichkeit schön oder kleinlich? Hat uns die Freiheit der Presse, die Vernunft des Jahrhunderts oder das von Byron nachgeahmte Beispiel Goethe's von diesem Zwange frei gemacht? Ist es ein Verbrechen, seinen Gram, seinen Ueberdruß ganz auszusprechen? Ist es Tugend, ihn zu verhehlen? Vielleicht ist es Tugend, ihn zu verschweigen — aber lügen und den Muth haben, ganze Bände voll zu schreiben, um sich und Anderen das Innere seiner Seele und seines Herzens zu verkleiden? —

Ja, auch das war schön. Diese Männer arbeiteten daran, sich zu heilen, und ihre Heilung für Andere nützlich zu machen. Indem sie zu überzeugen suchten, überzeugten sie sich selbst. Ihr Stolz, den Menschen verwundet hatten, erhob sich, indem sie den Menschen erklärten, daß sie es ganz aus eigener Kraft vermocht hätten, sich von ihren Angriffen zu heilen. Arglose Retter Eurer arglosen Zeitgenossen, Ihr seid nicht gewahr geworden, wie viel Unheil Ihr unter die heiligen Blumen Eurer Worte aussäetet! Ihr habt nicht an das jetzige Geschlecht gedacht, das sich durch nichts täuschen läßt, das alle Regungen und Empfindungen untersucht und zergliedert, und das in den Strahlen Eures christlichen Glanzes Eure bleiche, vom Unglück tief gefurchte Stirn erblickt! Ihr habt nicht vorausgesehen, daß Eure Lehren und Vorschriften aus der Mode kommen, und uns und unseren Nachkommen nichts als Eure Schmerzen bleiben würden!

Im Augenblicke, wo ich diese Blätter zusiegeln will, um sie in die Druckerei zu senden, erfaßt mich ein Vorwurf meines Gewissens, von Liebe und wehmüthiger Theilnahme am Schicksale der Leidenden erzeugt, in deren Hände sie fallen können, und ich empfinde das Bedürfniß, ihnen noch einmal zu sagen, daß es keine ewige Schmerzen und keine unheilbaren Wunden gibt. Wenn die Menschen sich unter einander alles Böse zugefügt haben, dessen sie fähig sind; wenn der Mensch sich selbst allen Schmerz, allen Jammer erlaubt hat, den er zu ertragen vermag: dann kommt ihm der Unerschaffene und Unendliche, Gott kommt ihm zu Hülfe und belebt sein Geschöpf aufs neue. Er erwärmt es mit einem Strahl seiner ewigen Sonne. Wenn wir vergeblich Alles, was wir kennen, um Hülfe angefleht haben, sinken wir im Gefühl unserer Schwäche auf die Knie nieder vor dem großen Unbekannten, der zu stillen und zu trösten weiß. Wer diese Blätter gelesen hat, weiß, wie weit Muthlosigkeit und Zweifel führen können; ich hoffe aber auch, bald sagen zu können, wie man Muth, Kraft und Hoffnung wieder erhält.

Im vorigen Frühling schrieb ich nachstehendes schwermuthvolle, aber doch schon Hoffnung ahnende Gebet in mein Album nieder.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

Paris und die Rheingegenden. Tagebuch einer Reise im Jahre 1835 von Dr. C. G. Carus. Zwei Bde. Mit Cüvier's Portrait. Leipzig, Gerhard Fleischer, 1836.

In diesem Werke weht die Luft klarer Wissenschaftlichkeit und nobler Vornehmheit. Wir machen die Tour über Leipzig, durch Thüringen nach Frankfurt. Von da geht es dann nach kurzer Rheinfahrt über Metz, Verdün und Chalons sur Marne nach Paris. Ich habe schon bei Gelegenheit der „Rückblicke" von Eduard Gans bemerkt, daß Carus das wesentliche Paris nicht zum Gegenstand seines Augenmerks machte; das wesentliche Paris ist nämlich in der That das politische. Wissenschaftliche Phänomene und Naturereignisse sind für die Studien des Verfassers Ziel und Zweck. Bleibt deshalb das eigentliche Nationalleben dem Blicke des Naturforschers fern, so concipirt er doch alles, was von außen her durch Boden, Wasser, Klima und den ganzen Habitus der localen Natur jenes Leben bedingt und erklärt. Und so erhalten wir denn hier eine meisterhafte Ergründung alles dessen, was aus der Physis auf die Psyche einwirkt, und wir begreifen in Natur und Geist die leichtere Athmung, die freiere Hautthätigkeit, die rascheren Pulse und die leichter regsame Muskelthätigkeit,

die sich als Eigenthümlichkeit der französischen Nationalität ergiebt. Es ist ein Meisterstück wissenschaftlicher Forschung, die uns hier den beweglichen, gereizten und gährenden Charakter der französischen Geschichte in den französischen Naturelementen nachweist. (S. Th. 1. S. 101 flg.) Daß Alexander von Humboldt, Berzelius, Arago, Magendie, Friedrich Cuvier (der Bruder des großen Georg Cuvier), Ferussac, Geoffroy St. Hilaire den Kreis abgeben, in welchem sich Carus besonders und am glücklichsten bewegt, läßt sich schon im voraus annehmen und was dann in die Sphäre dieser Männer tritt, drängt sich natürlich am meisten in den Vorgrund. Was sonst in Paris einem deutschen Gentleman von Interesse erscheint, Theater, Kunstschätze im Louvre, geistiger und sinnlicher Lebensbedarf, wird auch nicht außer Acht gelassen; ungern scheidet der Verf. jedoch eigentlich nur vom Jardin du Roi mit seinen Thieren, seinen Pflanzen, seiner Bibliothek, seinen anatomischen und zoologischen Sammlungen, und von der Akademie der Wissenschaften mit ihrem regelmäßig fortschreitenden Gange für wissenschaftliches Leben im großen Styl. Von den Bildern Raphael's und Leonardo da Vinci's im Louvre wendet er sich auch ungern ab, ohne jedoch an ihnen mehr als die Exaltation eines gefühlvollen Dilettanten, Exclamationen und ephemere Einfälle, erprobt zu haben. Brüssel ist dann die nächste Station des Reisenden. Von da geht es über Lüttich, Bonn, wo wir den verehrten Verf. an der Mittagstafel der versammelten Naturforscher finden, über Cassel, Eisenach, Leipzig mit gemüthvoller Bequemlichkeit nach Dresden zurück. Den beiden Bänden soll noch ein Heft „Analekten" folgen, welches in naturhistorischen und heilkundigen Aufsätzen den wissenschaftlichen Ertrag dieser Reise zusammen faßt.

Streifereien durch die Schweiz. Nach dem Englischen des J. Fenimore Cooper, Verfassers des „Piloten" :c. von Dr. G. N. Bärmann. Zwei Theile. Berlin. Duncker und Humblot. 1836.

Mittheilungen aus Tagebüchern, die der Verf. später, zu einem größeren Werke verarbeitet, dem Publicum vorzulegen gedenkt. Diese Schilderungen, Erzählungen, Bemerkungen und Urtheile tragen größtentheils den Stempel des Moments an sich, in dem sie entstanden sind. Man würde einen unpassenden Maaßstab an dieses Werk legen, wollte man es als ein Buch beurtheilen, das nach langem Ueberlegen, nach mannichfachem Prüfen und Sichten erst von dem Verfasser selbst approbirt worden sei. Als Product des Augenblickes aber, wo es der treue Abdruck von empfangenen Eindrücken ist, die eine großartige Natur, eine ruhmreiche Vergangenheit und das schlichte anspruchlose Leben eines Hirtenvolkes auf den reisenden Fremden gemacht haben, enthält es mancherlei Werthvolles, ohne eben Neues zu sagen. Nur, daß ein Amerikaner über Verfassung, Geschichte, Leben und Treiben der Schweizer in unbefangenen brieflichen Mittheilungen an einen Freund seine Meinung abgiebt, ist interessant. Die liebenswürdige Persönlichkeit Cooper's tritt dabei in derber Naturkräftigkeit hervor. Er hat während seines langjährigen Aufenthaltes in Europa das ächt Demokratische seiner Natur nicht verloren. Ueberall erscheint er als der biedere Nordamerikaner, der über mancherlei in unserer alten Welt in Verwunderung geräth und Bemerkungen dazu macht, die in unsern Ohren so naiv klingen, als kämen sie aus dem Munde eines Kindes. Manche Anekdote, die der Verf. zum Besten giebt, unterhält, seine Naturschilderungen sind frisch und kräftig, stehen aber doch hinter früheren ähnlichen in seinen größeren Werken zurück, und zuweilen will es uns scheinen, als habe das Gewaltige der schweizerischen Bergnatur sein Gefühl so mächtig ergriffen, daß die Schilderung aus dem Entzücken der augenblicklichen Erregung sich nicht frei und lebenskräftig hat hervorarbeiten können. —

W.

N o t i z e n.

[Voltaire und Gleim.]

Voltaire pflegte in spätern Jahren jeden guten Einfall, der ihm kam, augenblicklich aufzuschreiben; er eilte deshalb aus der Gesellschaft und selbst von der Tafel hinweg. Gleim dichtete in den letzten Jahren seines Lebens, wo er blind war, in den fast immer schlaflosen Nächten. Sein alter Diener Stamann, der ihn nur drei Jahre überlebt hat, schlief mit ihm in demselben Zimmer, stand bei der geringsten Bewegung seines Herrn sogleich auf und schrieb mit ungeübter Feder die Verse auf, die ihm der Greis dictirte. Man kann es Voltaire wohl nicht verdenken, daß er seine witzigen Einfälle nicht verloren gehen ließ; durch sie hatte er Ehre und Reichthum erworben. Gleim war nicht ganz in diesem Falle; er ließ seine späteren Gedichte nur zum Theil drucken, verschenkte den kleinern Theil der Auflage und behielt den größern auf dem Lager. Ihm war das Dichten eine tröstende Beschäftigung im Unglück, ein Schutz gegen lange Weile und Melancholie; er wollte weder Ruhm noch Geld damit erwerben. Es ist merkwürdig, daß Gleim, seiner Versicherung nach, nie für das Publicum gearbeitet hat. Immer dichtete er nur für einen Freund, die scherzhaften Lieder für Uz, die Fabeln für Kleist, die Kriegslieder für Lessing und den Halladat für Heinse.

N.

[Englische Launen.]

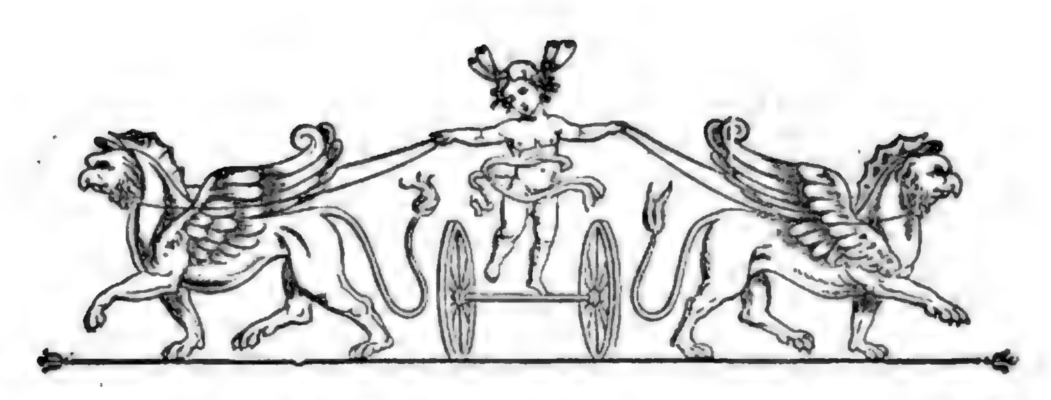
In den ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts trat ein Knabe, Namens Henri West Betty in den schwierigsten Rollen Shakspeare'scher Dramen auf den bedeutendsten Theatern Englands auf und erregte eine Zeit lang unglaublichen Enthusiasmus. Man soll die Narrheit so weit getrieben haben, bei seinem Einzuge in eine namhafte Stadt mit allen Glocken zu läuten. Natürlich fanden sich nun mehrere Kinder, die den theatralischen Lorbeer pflücken wollten und im Jahre 1805 trat sogar ein erst siebenjähriges Mädchen, Miß Mudie, als Miß Peggy im Landmädchen, auf dem Coventgarden-Theater debutirend hervor. Doch hier wollte das Experiment nicht glücken; nachdem man sich unter Lärm und Pfeifen durch 4 Acte geschleppt hatte, mußte zuletzt doch eine andere Schauspielerin die Rolle beendigen. Das Kind wendete sich entschlossen an das Publicum und sagte: „Meine Herren und Damen! ich habe nichts gethan, die Leute zu beleidigen, die hierher gekommen sind, um mich auszupfeifen. Man würde mir einen Gefallen erzeigen, wenn man sie zum Hause hinauswerfen wollte". Diese Erklärung eines siebenjährigen Kindes hätte vielleicht auf ein anderes Publicum Eindruck gemacht, aber das Coventgarden-Publicum blieb unerbittlich.

R.

[Julius Mosen.]

Julius Mosen, seit einigen Jahren bereits in Dresden als Advocat, bereitet gegenwärtig ein schon früher geschriebenes vaterländisches Drama, aus der Zeit des Bauernkrieges, zum Druck vor. Wendelin und Helene ist der Titel dieses historischen Schauspiels.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 33. — den 16. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe und Selbstgeständnisse

von

Aurora Dudevant (Georg Sand).

(Beschluß.)

Gebet an einem Frühlingsmorgen.

Im April 1835.

Frühlingslüftchen, was verkündest du den Jasminblüthen unter meinem Fenster? Aus welchem Lande kommst du? — was hast du in den Wäldern, in den Thälern vernommen, die du eben durchstreiftest? Hast du viel Blumenkelche erschlossen? viel Thränen getrocknet? — Erwecke, wenn du willst, die Schwalbe, die auf dem Gesimse meines Fensters schläft. Sie hat, wie du, Flügel, und kann in einem Augenblicke jenseit des blauen Horizonts erkunden, wie das Gras hervorkeimt und wie ihre Schwestern sich ergetzen — aber komme nicht zu mir, um meine Stirn zu küssen und mir namenlose Wünsche ins Ohr zu flüstern, denn ich bin gefangen und kann mich nicht wie du aufschwingen in die Unendlichkeit.

Junge Schwalbe, du zwitscherst, verborgen in deinem Neste, du antwortest dem Frühlingslüftchen, das dich ruft und dich einladet. Was willst du thun? Deine Flügel sind noch kaum befiedert und du lässest dich schon verlocken? Da bist du schon am frühen Morgen entflogen, holder Gast, der mir heute noch in meiner Abgeschiedenheit Gesellschaft leisten zu wollen schien. Zieh denn hin, Arme! der Himmel ist so blau, die Luft so milde! Blumen und Vögel erwachen — ach, warum solltest du dich nicht auch beeilen, zu sehen, zu besitzen, zu genießen und zu leben?

Da seh' ich dich! du wiegst dich auf deinen noch schwachen Flügeln. — Unbesonnene! vermögen sie auch dich zu tragen? O, ja! das Frühlingslüftchen wird dich tragen, die Vorsehung hat es für dich geschaffen, wie sie für dich die Insecten der Moräste und den Schlamm des Ufers geschaffen hat. Du begehrst von ihr nicht mehr, als was sie dir schuldig ist, und sie läßt es dir auch nie daran fehlen. — Natur, schöne, glückliche, fruchtbare Mutter, bist du für mich allein stumm? Alles ernährende Vorsehung, bin ich das einzige Wesen, das du verschmachten lassen willst? — Was habe ich gethan, um so leiden zu müssen und den Heilbalsam nicht finden zu können, den du, nach unwandelbaren Gesetzen, jeder Wunde zugesellt hast? Warum, wenn mein Herz so tiefer Empfindung fähig ist, finde ich in diesem Herzen selbst nicht die Kraft, mich trösten zu können, da es doch die Kraft besitzt, unermeßlich zu leiden? Es soll so sein: o, mein Gott! und gewiß, wenn ich recht auf deine Stimme hörte, auf diese erhabene Stimme, die zu der ganzen Natur in Einer Sprache redet; wenn ich mein Ohr nicht vor dem großen Wort des Lebens verschlösse, das mir die ganze Schöpfung zuruft: so würde sich meine Seele hoffnungsvoll zur Zukunft aufschwingen, wie sich die Schwalbe in den blauen Frühlingshimmel auf-

schwingt. — O, sprich zu mir, Gottheit! ich höre dich knieend an; sprich zu mir durch alle deine Organe, alle deine Zeichen, alle deine Schöpfungen; verkünde mir, Frühlingslüftchen, was du der Schwalbe verkündetest und was ihr das Vertrauen einflößte, ihr Nest zu verlassen, ehe sie noch den Gebrauch ihrer Flügel kannte; rufe mich, kleine Schwalbe, aus der Höhe der Luft; murmelnde Quellen säuselnde Blätter, vertraut mir die Geheimnisse der Liebe und der Wonne, die ihr in eurem Schooße verberget; und du, Natur! meine Mutter! meine Schwester! hilf mir leben! —

Das Wunder geschah; die Mutter, die Schwester, die Versehung nahm das verlorne Kind das so lange ihre Liebe vergessen hatte, in ihre Arme. Diese Rückkehr zur Ergebung, zur Geduld und zum Wohlwollen, soll der Gegenstand einer Erzählung werden, die ich Allen, die leiden, was ich gelitten habe, vorlegen will und muß. O, ihr, die ihr den Kelch trinkt, den ich geleert habe! Freunde, Brüder, Schwestern, zerrissene Herzen, sympathisirende Seelen, kleine Zahl Erwählter, die Gott auserkoren hat, um sie nach den ihnen verliehenen Kräften zu prüfen — ihr Alle, die die Welt nicht zu trösten vermag, und die ihr hienieden für eure unendliche Sehnsucht nie Befriedigung hoffen dürft, vergebt mir, wenn ich euch heute nur das Gemälde meiner trostlosen Tage vorlege, und versprecht mir, mich auch zu lesen und zu hören, wenn ich euch sagen werde, wo ich wieder Trost und Hoffnung geschöpft habe. Die göttliche Gluth einer unbekannten Macht hat meine Seele erfaßt — doch um euch in diese neue Sphäre meines Schicksals einführen zu können, bedarf ich erst Zeit, um mich dieser neuen, schnellen Eindrücke zu bemächtigen; ich bedarf der Macht, sie zu analysiren, und diese fehlt noch diesem gewaltigen Instinkt eines neuen wiedergeborenen Glaubens. Ich weiß selbst nicht, wie dieser geheimnißvolle Tröster auf meine Stimme niedergestiegen ist, mit welchen Fibern meines Wesens er mich ergriffen hat, und welche schlummernden Saiten der Flügel der himmlischen Taube in meiner Seele berührt hat, daß sie wieder ertönen — aber ich werde es euch bald verkünden. Alles, was ich heute weiß, beschränkt sich darauf, daß jede bittere Klage ein Kind übertriebenen Hochmuthes ist, und daß der, den ein wohlthätiger Hauch neu belebt, weit entfernt, diejenigen gering zu achten, die noch in den Banden des Schmerzes liegen, in seinem Busen das Recht aufflammen fühlt, seinen Mitmenschen dieselbe Wohlthat zu erzeugen, die Gott ihm eben hat widerfahren lassen. Georg Sand.

Nürnbergereien.

(Fortsetzung.)

Die Sitzung war eröffnet: nach tausend Glückwünschen, die der Doctor Gutbier über seine glücklich erfolgte Wiederkehr freundlich entgegengenommen, nahm er endlich wieder den Vorsitz, und Sibylle verfehlte nicht, sich wie gewöhnlich hinter seinen Stuhl zu postiren. Um den Herrn Präsidenten in Allem angenehm zu überraschen, hatte man während seiner Abwesenheit ein durchgängig vortheilhaftes Arrangement getroffen, und die Wände des Saals, so wie namentlich das symbolische Deckengemälde, von Grund aus restauriren lassen. Gleich über der Rednerbühne standen zwei herrliche, mit nürnberger Ephen bekränzte Gypsfiguren in Lebensgröße: die zur Rechten präsentirte den bereits in das Land der Seligen hinübergegangenen Stifter des Vereins, der zugleich zuerst den Nürnbergern den Gebrauch der Lichtputzen gelehrt hatte, weshalb er auch an einer stählernen Kette um den Hals eine bronzene Lichtputze trug. Die Figur zur Linken saß auf einem Throne von allerhand Thiergebeinen. Ein schwermüthiger aber höchst einnehmender Zug machte sich auf dem sanftgerundeten, wie es schien noch sehr jugendlichen Gesichte bemerkbar. Die hohe Stirn schien der Gottheit Sitz selbst zu sein, und um den feingeschliffenen Mund spielte die Grazie eines vollendeten Hofmanns. Der Herr, welchen sie vorstellte, war nicht mehr in Nürnberg einheimisch, allein man hatte es für die Pflicht der Dankbarkeit gehalten, ihm einen knöchernen Thron zu weihen, da er zuerst die eben so geistreiche als der Cultur nützliche Idee gefaßt, die Knochen der Thiere nicht mehr wie bisher als bloßen Kehricht zu betrachten, sondern zum Düngen der Felder zu verwenden. — Ueber dem Eingange befanden sich die sogenannten Wahrzeichen der Gesellschaft: nämlich zuerst ein ausgespannter, graulinnener Regenschirm mit einer großen güldenen Sonne darüber, die nach allen Richtungen hin weit ihre Strahlen auswarf. Derselbe forderte bildlich zu einer bürgerlichen Cardinaltugend auf, welche der Verein als sein oberstes Princip anerkannte, nämlich zu der bestmöglichsten Fürsicht, — und konnte dies wohl treffender und allgemein faßlicher ausgedrückt werden, als mit einem, während des schönsten Sonnenscheines ausgespannten Regenschirm? Das andere Wahrzeichen war ein alter, weiter unscheinbarer Mantel, angeblich der Ludwig des Springers, auf welchem eines der Mitglieder, des-

sen Namen der Chronist leider nicht angibt, folgende Verse eingezeichnet hatte:

Des Windes Wissenschaft,
Der, wenn er sich mit Kraft
Im Mantel sackt, entrafft
Uns gar der strengsten Haft,
Zeigt, welchen Nutzen schafft,
Uns hier die Wissenschaft.

Dem Eingange gegenüber bemerkte man einen kostbaren Sarkophag. Hier lag den sonst so strengen Sanitätsmaßregeln des Vereins ganz zuwider, als alleinige, erste und letzte ehrenvolle Ausnahme ein allzu früh verstorbener Bildungsgenosse begraben. Er war zu süß, zu lieb gewesen, der blühende Jüngling. Ihm verdankte man ein leider verloren gegangenes Gedicht: „Der in seinem Berufe auf dem duftenden Heuboden sterbende Landmann,“ oder „der Traum der Liebe — ein Traum? — nein, mehr als Traum.“ Mitten aber an der Decke strahlte das Riesenwappen der Gesellschaft: der Sonnengott im purpurnen Mantel, die Lichtputze in der Linken, den goldenen Himmelswagen mit der eigenen Rechten leitend. Hinter ihm auf dem Bedientensitze, nach der modernsten Wagencomposition den Rücken dem Herrn zugekehrt, prangte ein Priester der Ceres, dessen Munde in der Richtung nach Abend hin das bedeutsame „Vorwärts“ entstrahlte. —

Der Herr Doctor Gutbier betrachtete Alles mit entzückten, dankenden Blicken, und da er so lange von allen Geschäften entfernt gewesen, hielt man es heute für angemessener, dem gewöhnlichen Geschäftsgange zuwider, sogleich von dem Secretair das Protokoll der letzten Sitzung verlesen zu lassen. Wir theilen es wörtlich mit:

„Wenn sich das Streben unserer Handthierungsgesellschaft nach einer allseitigen, friedsamen Würdigung der aufgeworfenen Fragen mit steter Berücksichtigung des praktischen Nutzens wohl niemals, selbst in den scheinbar unwichtigsten Discussionen verläugnet hat, so dürfte dennoch die vergangene Sitzung sowohl in Hinsicht der zur Sprache gekommenen Gegenstände, als auch fürnehmlich wegen der eben so unparteiischen als von der tiefsten Erkenntniß zeugenden Erörterungen wohl unbedingt zu den bedeutsamsten im ganzen Verlaufe des jetzigen Jahres gerechnet werden. Es war eine höchst erfreuliche, in unsern selbstsüchtigen Zeiten doppelt erfreuliche Erscheinung: wie alle verehrten Mitglieder sich gleichsam stillschweigend das Wort gegeben zu haben schienen, im Angesichte des Sonnengottes an der Decke seiner schwindligen Lichtbahn mit Verspottung des eigenen Lebens zu folgen, wie Jedweder nur das allgemeine Interesse der Gewerbe berücksichtigend, oft seinen eigenen, sehr gewichtigen Vortheilen mit der edelsten Selbsthintansetzung entgegenarbeitend, von Anfang bis Ende jene alles gleichsam zerfleischende Gründlichkeit, „verbunden mit mildschonender Ruhe und Fügsamkeit zur Schau stellte, mit einem Worte, jenen himmlischen reichsstädtischen Bürgersinn bethätigte, durch den allein die Gewerbvereine sich zur Blüthe und dauernden Kraft emporranken, durch den sie endlich allein in den Stürmen der stets nach Neuem verlangenden Zeit vor gänzlicher Entwurzelung bewahrt werden können. Männer, die einen nach bestem Befund und Gewissen gefaßten Antrag gestellt, nahmen denselben ohne Murren zurück, sobald es ihnen nur einigermaßen einleuchtete, daß das allgemeine industrielle Interesse im allergeringsten dadurch bedroht werden könne. Und haben wir nicht Beispiele genugsam erlebt, daß diese die Hälfte ihrer zeitlichen Nahrung den Forderungen der himmlischen „Bildung“, ohne nur einen Augenblick sich zu besinnen, zum Opfer darbrachten? Mir verbietet die Bescheidenheit, als Protokollant und Mitglied der Gesellschaft, noch mehr zu sagen. Ich gehe daher, nachdem ich nochmals den Herrn Präsidenten der Gesellschaft begrüßt, sofort zur Verlesung der verschiedenen, vor vierzehn Tagen gestellten Anträge über, der chronologischen Reihe folgend, in der sie erörtert.“

„Der Antrag des Herrn Ah, Lehrers an der von der Societät errichteten Industrie- und Bildungsschule: die Schläge in dieser Schule wieder einzuführen, unter der Kundgebung: wie bei der jetzt in allen Ständen herrschenden Wassereurlust und Wassertrinkerseuche, die Strafe, bei Wasser und Brot zu sitzen, nur als ein halbe zu erachten sei, — wird zwar nicht ganz mißfällig aufgenommen, allein unter der Voraussetzung, daß ehestens ein umfassender Bericht über den ganzen Zustand besagter Schule eingehen würde, einstweilen und bis zur Zurückkunft des Herrn Präsidenten bei Seite gelegt.“ (D. F. f.)

Zur Literatur der Reisen.

Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien im Jahre 1835. Von Friedrich Karl von Strombeck. Drei Theile. Braunschweig, bei Vieweg. 1836.

Der bekannte Verfasser gibt hier eine Fortsetzung seines früher erschienenen Werkes „Darstellungen aus meinem Leben“ ꝛc. die sich ausschließlich an eine Reise nach Italien, welche er im vorigen Jahre unternahm, anschließen. Es wäre unbillig, wollte man behaupten, der Verf. erzähle blos Gewöhnliches oder ganz Unbedeutendes, das eigentlich Ansprechende aber, der reizende Farbenton, den wir über eine italienische Reisebeschreibung ausgegossen erblicken wollen, vermissen wir an

diesen Mittheilungen. Es ist ein schwieriges Unternehmen für einen dem Greisenalter entgegen gehenden Mann, ein Land zu schildern, wozu eine noch jugendlich frische Phantasie erforderlich ist, soll nicht eine wasserfarbene Mattigkeit sich durch das Gemälde hinziehen. Zwar kann man dem Verf. nicht Mangel an Theilnahme, ja sogar an Begeisterung vorwerfen, er sieht vielmehr selbst die Schattenseiten in einen Zauberduft gehüllt und weiß deshalb für Alles, auch das Schlimmste Entschuldigungen. Daher unterließ er nicht, an zahllosen Stellen Herrn Nicolai mit seinen Floblamentationen zu verhöhnen, verfällt aber dabei in den gerade entgegensetzten Fehler und wird beinahe hie und da komisch, wenn er die abgeschmacktesten Staatseinrichtungen vertheidigt und am Ende wohl gar lobenswerth findet. Ueberhaupt ist die politische Weltansicht des Verf. eine für mich rein antiquirte, um nicht zu sagen widerliche. Der Reisende ist — glaub' ich — Richter in Wolfenbüttel und diente zur Zeit der Napoleon'schen Weltherrschaft dem Könige von Westphalen, dem er auch als feiner Weltmann bei seiner Anwesenheit in Florenz einen Besuch abstattet. Diese bürgerliche Stellung im Leben gibt seinen Ansichten eine so curiose Färbung, daß sie eines Theiles sehr harmlos erscheinen, andern Theils aber auch zur gerechtesten Erbitterung reizen können. Was soll man z. B. sagen, wenn er Bd. 1. S. 216 und 217, wo er der Bestrebungen der Italiener, sich frei zu machen, gedenkt, in folgenden wahrhaft empörenden Phrasen sich ergeht, nachdem er zuvor die östreichische Regierung für „eine der sanftesten und mildesten in Europa" erklärt hat. „Und ist es denn dem gebildeten Menschen so gar nichts, in völliger Ruhe und Sicherheit das Seinige genießen und sich, von politischen Umtrieben unberührt, den Wissenschaften widmen zu können? — Und eben diese Gebildeten sind es jetzt leider gar zu oft, die in so manchem schönen Lande mehr oder weniger versteckt zum Unfrieden reizen; denn der schlichte Bürger und der sogenannte gemeine Mann, bei welchem der gemeine Menschenverstand sich am deutlichsten zu Tage gibt, läßt sich gern jede Regierung gefallen, die, ihre wesentlichen Pflichten erfüllend, ihm Gelegenheit zum Erwerbe darbietet und sein materielles Interesse befördert. Und woher jenes sonderbare Phänomen? — Man ist unzufrieden mit seinen Verhältnissen, weil man sich nicht genug bemerkt, nicht genug geehrt fühlt; der Wirkungskreis erscheint zu klein; ein Umsturz der bestehenden Verhältnisse könnte wohl einen größeren, könnte alles Ersehnte verschaffen. — Man mache den lautesten Demokraten zum Inspector der hohen Polizei und gebe dem neuen Baron einen strahlenden Orden: auf der Stelle ist er zum Absolutisten umgewandelt". —

Das mag vorkommen, Herr v. Strombeck, Sie mögen aber erlauben zu bemerken, daß, kann wirklich ein Mensch seine eigene Moralität mit Füßen treten, er wohl befugt sein mag, ein so zweideutiges Amt zu bekleiden, nie aber den Beruf in sich gehabt hat, zur Umgestaltung bestehender Uebelstände beizutragen. Nein, Herr v. Strombeck, so tief sind wir noch nicht gesunken, daß wir an dem Vorhandensein aller Tugend im Menschen verzweifeln. Unsere Bildung hat noch nicht jene sublime Höhe erreicht, von der herab die Welt nur wie ein Kohlgarten betrachtet wird, dessen Gewächse, gut gekocht und eingebrannt, mit westphälischem Schinken, ein trefflisches Gericht für baronisirte, wie bürgerliche Magen abgeben. Allerdings sind es die wahrhaft Gebildeten, aber nicht jene Aftergebildeten, die nicht mit jeder Regierung zufrieden sind, aber weil sie einsehen, daß ein wahrhaftiges Bürgerglück nicht im bloßen Essen und Trinken, Geldzählen und hinlänglich materiellem Besitz besteht, sondern in der freien Entwickelung aller Fähigkeiten des ganzen Menschen. Ist nun eine Regierung so mildthätig und befördert die Runkelrübenfabrication, nimmt sich aber nebenbei auch die Freiheit, mit scharfen Knutenhieben die revolutionären Zuckungen der Rückennerven zur Ruhe zu arbeiten; so ist ein solcher Gebildeter mit der Erfüllung so wesentlicher Regierungspflichten allerdings nicht zufrieden. — Man sollte glauben, Herr v. Strombeck sei in seiner Amtsthätigkeit als Richter etwas harthäutig geworden, da wir uns noch immer nicht entschließen können, zu glauben, der Begriff der Tugend sei erstickt worden oder ihm abhanden gekommen unter den dicken Gesetzen, auf deren Erfüllung, mögen sie nun gut oder schlecht sein, er unerbittlich besteht.

Außer solchen und ähnlichen Aussprüchen ist das Werk reich an interessanten Bemerkungen, denen nur oft der Reiz der Neuheit und die geistvolle Auffassung abgeht. Unter die anziehendsten Stellen gehören die Audienzen des Reisenden bei Hieronymus Napoleon, Lucian, Madame Lätitia und dem Papste. Vergnüglich ist die fortwährende Heiterkeit und Harmlosigkeit des Verfassers, die auch einem in fast allen Ansichten ihm völlig entgegenstehenden Leser immer wieder versöhnt. Manchmal tritt die Geschwätzigkeit des Alters zu lästig hervor, unbedeutende Kleinigkeiten werden mit großer Ausführlichkeit besprochen und von jedem Fremden oder Begegnenden gewissenhaft der ganze Titel angeführt. Das sind Adelsliebhabereien, die aber etwas nach alter Mode schmecken. Wer sich übrigens über die Art in Italien zu reisen genau unterrichten will, findet eine sehr gute Anweisung in dem Buche des Herrn v. Strombeck. — W.

N o t i z e n.

[Thorwaldsen's Gutenberg.]

In einem der letzten Hefte des „Phönix" vom vorigen Jahre ist eine treffliche Lithographie der Thorwaldsen'schen Guttenberg-Statue als artistische Beilage angeheftet, die alle Aufmerksamkeit verdient. Die Zeichnung ist nach dem Erzguß von Crozatier in Paris von Schöler entworfen und zeigt uns den Mann, dessen außerordentlicher Erfindung die gesammte Welt mehr als irgend einem andern ihre fortwährende Emancipation aus den Fesseln schmachvoller Knechtschaft verdankt, mit dem linken Arm die selbst gedruckte Bibel umfassend, und in der rechten Hand einige jener Typen haltend, vor deren ungeahnter Macht die Willkür zittert und die schlaue Tyrannei erbleichen muß. Einfach, ein schlichter Bürger, erscheint der eherne Mann als ewiger Wächter der Volksfreiheit, als Regent in der Republik der Geister! — Es ist ein schönes Zeichen von der Gesinnung der Zeit, daß sie überall den Männern des Volkes eine Apotheose zu feiern bemüht ist, die ihnen Jahrhunderte schuldig geblieben sind. Und Thorwaldsen hat sich durch die großartige Einfachheit, womit er so bezeichnend die Gestalt Gutenberg's entworfen und die allen Anforderungen der Kunst genügt, von Neuem einen unsterblichen Namen erworben und sich die Dankbarkeit aller civilisirten Nationen gesichert.

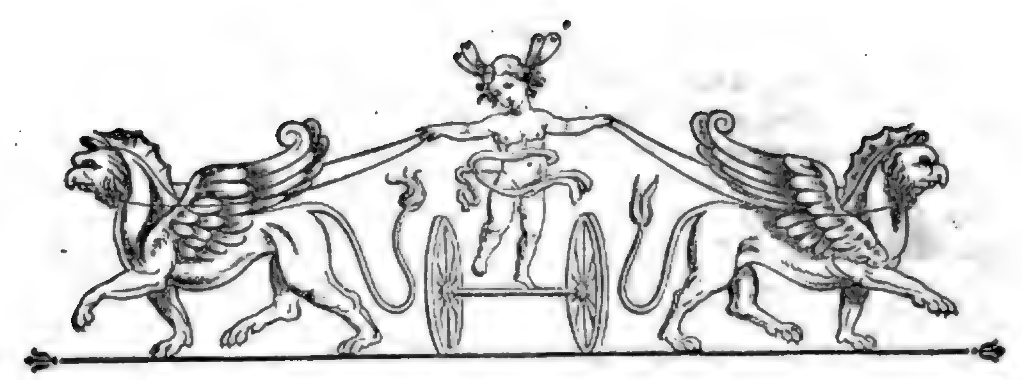
3.

[Aus Paris.]

Börne ist seit einiger Zeit sehr krank.

Lamennais, der Verfasser der Paroles d'un croyant, übernimmt die Redaction des Journals le Monde. Ueber seine Affaires de Rome, in welchem Buche er sein Verhältniß zum Papstthum und den Zustand der katholischen Kirche in Italien schildert, werden wir nächstens berichten.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 34. — den 17. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nürnbergereien.

(Fortsetzung.)

„In der Hindeutung des Herrn Gastwirths Be auf die so sehr überhand nehmende Reisewuth und dadurch nothwendig übermäßig erfolgende Ausbringung des baaren Geldes, so wie die sich eben darum als höchst nützlich herausstellende Anlegung von Panoramen aller Art um die Stadt, — wobei der Herr Gastwirth Ce zugleich Gelegenheit nahm, sehr scharfsinnig zu bemerken: wie das vor kurzem errichtete heilige Grab sicher schon eine Menge Kreuzfahrten gleich im Keime erstickt habe — wollten viele der anwesenden Mitglieder einen höchst zeitgemäßen Betrachtungsvorwurf erblicken; allein der Herr Lohnkutscher De, so wie der Herr Buchhändler Eh machten so triftige, auf den nie ganz aus den Augen zu verlierenden Kunstkosmopolitismus gegründete Aussetzungen dagegen, namentlich richtete der letztere die Aufmerksamkeit des Vereins auf die so sichtbar beliebte und gesuchte Reiseliteratur und die daraus entstehenden großen Verlagsgeschäfte vermittelst einer solchen klaren und uneigennützigen Gründeentwickelung hin, daß es für gerathener gehalten wurde, einstweilen in diese Angelegenheit nicht näher einzugehen. — Herr Ef wünschte, die Astronomen sollten, um eine gleichmäßige Straßenbeleuchtung erzielen zu können, zu einer gründlichen Prüfung der Frage veranlaßt werden: zu welchen Zeiten des Mondscheins und wie lange der Mond von Wolken verdeckt sein werde; — wogegen aber die Behauptung des Herrn Oelmüller Ge: es sei am besten, um aller Bedenklichkeiten in diesem Puncte überhoben zu sein, die Lampen das ganze Jahr hindurch, selbst bei Mondschein brennen zu lassen, — allgemeinen Anklang fand, zumal da die Herren Glaser Ha und Ih, und die Herren Klempner Ka und El die Festsetzung eines solchen Calculs aus eigener Erfahrung fast für unmöglich halten wollten. — Der menschenfreundliche Vorschlag des Herrn Vereinrecensenten Em: den armen Schriftstellern bei vorkommenden Krankheitsfällen aus der Societätsapotheke spanische Fliegenpflaster, Blutigel, gallabführende Mittel u. s. w. gratis verabfolgen zu lassen, fand zwar einige Unterstützung, jedoch bemerkte der Herr En, der frühere Redacteur der hiesigen Zeitung, daß eine solche Veranstaltung um so unnöthiger sei, je öfter besagte Schriftsteller es vorzögen, zur gänzlichen Beseitigung des Krankheitstoffes eine unfreiwillige und an sich selbst schon höchst billige Hungercur vorzunehmen. — Allgemeine Heiterkeit erregte die so echt christliche und erhebende Bemerkung des Arztes, Herrn Oh: daß doch in der Welt selbst aus dem bösesten Bösen sich etwas Gutes entwickeln könne, wie dies so eben recht treffend die neuentstandenen Vorsichts- und Gesundheitsvereine erwiesen, die lediglich in Folge der herannahenden Pest entstanden seien. Zugleich bemerkte derselbe, wie es ihm sehr nöthig dünke, in Betracht der bedrohten Situationen einem geschickten Sachverständigen gegen ein der Sache angemessenes Honorar die außerordentliche Sanitätscontrolle über die Vereins-

Apotheke und Schule zu übertragen, welcher von der edelsten Menschlichkeit zeugende Antrag einer eigenen Deputation zur nähern Prüfung überwiesen wurde. — Der von dem Herrn Pe ausgesetzte Preis von zehn Gülden auf die beste dramatische Bearbeitung des Virgil'schen Gedichtes über die Landwirthschaft ward von Drei der Vier dazu bestellten Schiedsrichter einstimmig einem erst eingesandten Lustspiele zuerkannt, in dem nach Art der Raff'schen Naturgeschichte alle Thiere redend eingeführt waren, wogegen aber der Vierte, der Herr Vereinsrecensent, um deswillen protestirte, weil es ihm bedünken wollte, als sei ihm selbst darin die Rolle des Stiers ertheilt worden. Da ihm aber von mehrern höchst achtbaren Seiten bemerklich gemacht wurde, wie hierin doch unmöglich eine Beleidigung, ja vielmehr eine außerordentliche Ehrenbezeigung zu erkennen sei, da Jupiter selbst, der Gott mit dem Blitze und den Donnerkeilen, unbedenklich sich in einen solchen verkappt habe, um die junge Europa auf seine Hörner nehmen zu können: so gab er seine Zustimmung, jedoch mit dem löblichen Vorbehalte, sich hierüber mit gewohnter Milde in seinem kritischen Blatte, dem „Unparteiischen", des weitern aussprechen zu dürfen, so wie auch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die auf der Tafel vorliegende physikalische Anfrage: ob denn die Welt nicht am Ende auch ohne Blitz und Donner bestehen könne? als für immer erledigt angesehen werden müsse, — worauf auch der Verein, in Betracht der vielfachen Verdienste des Ausbedingenden, einstimmig einging. — Die Beantragung des Herrn Quu: jetzt, wo der Bildung gemäß, Alles am Körper falsch sein müsse, auch für einen künstlichen Verstand und ein künstliches Herz Sorge zu tragen, erschien insofern als fast überflüssig, als der erstere durch die deutsche Philosophie schon hinlänglich und zur Uebergnüge erzielt, in Hinsicht des letztern aber es sich mit Hülfe des erstentdeckten Psychometers als eine ziemliche Wahrheit ergeben habe, daß die ältesten und eifrigsten Mitglieder der „Bildung" ganz ohne das sogenannte Herz seien. — Da es der höchste Wunsch der Gesellschaft ist, die nürnberger Jugend eben so wie weiland die griechische auf allen Ecken und Enden mit den Mustergebilden der Kunst zu umgeben, um schon frühzeitig in den zarten Herzen die zarte Blume wuchern zu lassen, die einst Nürnberg zum zweiten Musenberge erhob, so wurden die von den Herren Es und Er vorgelegten, aus ihrer Fabrik hervorgegangenen allgemeinnützlichen Kunstgegenstände mit gebührendem Danke aufgenommen und zum Ankaufe kräftigst empfohlen. Vornehmlich gefielen die Schnupftücher mit dem darauf sehr genau abgedruckten Sternenhimmel, sodann auch die Waschkannen mit dem Bildnisse des Pontius Pilatus und die Barbierbecken mit der gravirten Darstellung von Salomon's Urtheil. — Ein von einem Unbekannten eingesendetes, blos mit T. signirtes, Gemälde konnte der zunehmenden Dämmerung wegen nur mit einem flüchtigen Blicke gemustert werden, welcher aber doch zur Genüge darthat, daß die ganze Composition eben so matt als gehaltlos sei. Mit desto größerer Freude betrachtete die Societät eine Viertelstunde darauf das von unserm sehr geehrten Mitbürger, Herrn Uh, gezeichnete historische Gemälde: ein Stückchen Gerstenzucker in der Unendlichkeit darstellend, dessen wahrhaft großartige Haltung und riesige Grundidee allgemeine Begeisterung hervorrief, so daß es alle Herzen um so tiefer schmerzte, der totalen Dämmerung wegen nicht alle Vortrefflichkeiten desselben mit gebührender Genauigkeit betrachten zu können. Der Enthusiasmus überstieg aber fast alle Gränzen, als unser allgeliebter Bildungsgenosse, der Herr Vau, die von ihm selbst gefertigten und längst erwarteten Holzformen vorzeigte, mit Hülfe deren man in einem Nu der Tafelbutter zur Erweckung des Kunst- und des mit ihm so nah verwandten religiösen Sinnes eine biblische Geschichte aufdrucken kann. — Sehr zweckmäßig erschien sodann die neue Verordnung des Mäßigkeitsvereins, danach es fürder keinem Reichen gestattet sein sollte, einfachen Schnapps, so wie keinem Armen, Wein zu trinken, — und zwar um so mehr, da der jetzt herrschende Krankheitszustand der Stadt die höchste Besorgniß erregte. Es war nämlich von einem preislichen Physikate dem Herrn Vice-Präsidenten eine höchst wichtige Mittheilung geworden, aus der hervorging, daß einerseits die Wassersucht, andererseits eine sonderbare Blutgierde und seltsam krankhafte Lüstelei auf höchst beunruhigende Weise überhand genommen, — welches alles ein preisliches Physikat, dem Grundsatze von den entgegengesetzten Wirkungen gemäß, aus der allzugroßen Lesewuth, und zwar erstere, die Wassersucht, aus der Lectüre der modegewordenen Scharfrichterromane, die Blutgier aber von der Vertiefung in die neuesten Taschenbücher herleitete. — Zuletzt gaben die damit beauftragten Herren We, Ix und Ypsilon ihr Gutachten über die zu bewerkstelligende allgemeine Verbreitung des „Gewerbstrabanten" ab, dessen spärlicher Absatz nach einer ...."

In diesem Augenblicke hielt der Secretair zitternd inne, und er nebst allen Uebrigen griffen sich wie convulsivisch mit den Fingern einmal auf den Schädel. Nach einer kleinen Pause fuhr der Vorlesende wieder fort:

„— nach einer sichern Mittheilung des Herrn Unterredacteur Käse den Beutel des Herrn Herbergsvaters allzusehr in Anspruch nahm. Besagte Herren aber schlugen als einziges Hülfsmittel, das Blatt zu heben, die Extrabeifügung einer verständigen Chronik scandaleuse und eine nach dem Beispiele der gewissenhaftesten Blätter zu veranstaltende Abdruckung der besten anderswo erschienenen Mittheilungen vor. — Ganz am Schlusse erhob sich der Herr Vice-Präsident Zet im Namen des abwesenden Herrn Doctor Gutbier mit der Beschwerde: daß viele der Herren, dem Uebereinkommen zuwider, sich des Sonntags an dem allgemeinen Sommervergnügungsorte nicht einstellten, weshalb die Anwesenden öfters genöthigt seien, das an dem für jeden Sonntag bedungene Saalzinse fehlende Geld aus ihrer Casse zuzuschießen, worauf sich nach einigen lebhaften Debatten die Societät über folgende Formel vereinigte: „Jedes Mitglied des Handthierungvereins „zur Bildung" ist hiermit den Statuten gemäß für die Dauer dieses Sommers verpflichtet, sich jeden Sonntag um 4 Uhr in dem Gewerbscaffeegarten einzustellen, um sich daselbst einem nach dem Loose zu bestimmenden Naturvergnügen zu überlassen." — Endlich ist noch zu bemerken, daß die Publication wegen eines von der Societät für große ABC-Schüler herauszugebenden Gewerb-ABC-Buchs von sämmtlichen Herren A—Z unterzeichnet wurde."

Dies geschah vor zweihundert Jahren. — Während der langen Vorlesung, der der Herr Doctor Gutbier mit steigender Aufmerksamkeit zugehört, hatten am Eingange, klappernd vor innerer Angst, drei schwarzgekleidete Männer gestanden. Jetzt winkte ihnen gnädig der Doctor, näher zu kommen. Leichenblässe lag auf ihrem Antlitz: sie beugten sich tief vor ihm, wie vor dem Richter über Leben und Tod. Er sprach eine magische Formel über sie, die sie mit langgestreckten Bücklingen erwiederten. Hierauf nahmen sie mit plötzlich gerötheten Wangen, als habe ihnen nicht das Geringste vorher gefehlt, mitten in der Versammlung Platz. Man nannte diese Ceremonie das „Begrüßen der Neuaufgenommenen." Es war vor zweihundert Jahren.

Hierauf erhob sich der Cassirer und legte Rechnung über Einnahme und Ausgabe ab. Es ergab sich aus diesen Mittheilungen ein vorzüglicher Finanzzustand der Gesellschaft, und nur durch die, wegen einer Petition des Herrn Unter-Redacteurs Käse, um eine Gehaltsertheilung von 1 Kreuzer per Woche, eigends angestellte Berathung, welche erst nach einer zweitägigen Debatte mit Zurückweisung dieses Gesuchs endete, und zwar lediglich hierdurch war eine Extraausgabe von 290 Gulden entstanden.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

Die Reisetage. Aus meinem Leben von Ludwig Bechstein, Mannheim 1836 bei Heinrich Hoff. 2 Bände.

Es ist eine recht schöne — mindestens sehr bequeme — Sache um ein harmloses spießbürgerlich beschränktes Dichtergemüth, das durch die Welt wandert, um ein lyrisches Sträußchen zu pflücken und sich nicht kümmert um alle Bewegungen und Interessen der Gegenwart, in so fern sie ihn nicht stören in seinen individuellen Neigungen und nicht aufwecken, wenn er sich nach wohlconditionirter Mittagstafel aufs Ohr legt, um ein Schläfchen zu halten. So Ludwig Bechstein. Versumpft in einer wahrhaft thüringischen Philisterösität, eingepfercht in den gewohnten Sorgenstuhl und seinen Gesichtskreis höchstens ausdehnend bis zu den Grenzen des kleinen Thüringen, lebt er ein gemüthliches Altagsleben und schreibt dabei, gleichsam aus Gewohnheit, lyrische Sächelchen in Prosa und Reim. Ein kleiner — vielleicht auch großer — Schmerz verirrt sich zufällig nach Thüringen, erfaßt unsern Dichter und rüttelt ihn aus seiner behäbigen Gewohnheit, in die er sich wie in einen mit Pelz gefütterten Schlafrock einhüllte. Er ist nun zerstört und die Freunde sagen „Du mußt reisen"; er aber singt sich vor

Du mußt die weite Welt durchreisen,
Spricht ein geheimnißvoller Trieb,

nimmt sich einen Platz im Eilwagen und reist. Was ist natürlicher, billiger und nothwendiger, als daß er seine Reise beschreibt? Diese Beschreibung liegt nun vor uns. Sie beginnt mit einer engherzigen, undelicaten, einer alten Klatschschwester ganz würdigen Geschichte von Gasparini, dessen Freund der Verfasser gewesen sein will. Wir wollen Freundschaft und Erzählung dahin gestellt sein lassen; ist der Verf. Freund des Genannten gewesen, so documentirt er durch diese Erzählung mindestens, daß er nicht verdiente, es zu sein; die Klatscherei aber hat Marggraff bereits gehörig gewürdigt. So geht es nun durch Thüringen, von wo aus einige Sagen aufgetischt werden, nach Frankfurt. Hier denkt er beim Paßholen an ein altes deutsches Kirchenlied, welches anfängt: „Mein erst Geschäft sei Preis und Dank"; ich glaube ein Dichter sollte dieses Lied wohl etwas näher kennen; ein gewisser Gellert hat es geschrieben und „Gefühl" statt „Geschäft" gesagt. Indessen sieht man gleich, was eine Reise für Eindrücke selbst auf das harmloseste und unschuldigste Gemüth macht; Ludwig Bechstein ist schon umgewandelt, er denkt — kaum sollte man's glauben — auf einem Kirchenthurm an die Freiheit und empfindet sogar ein wehmüthiges Gefühl beim Andenken an die leipziger Völkerschlacht. Aber er macht seine Uebereilung bald wieder gut und erklärt, daß er nicht die Freiheit vom Juli 1830, sondern die 1813 errungene meine. Das mag denn angehen. Jetzt kommt eine „Geschichte vom zweiten Gesicht" mit einer mikroskopisch kleinherzigen Lebensansicht und dann geht es den Rhein hinunter, dessen Ufer in poetischer Prosa gefeiert werden, bis nach Cöln, wo die Sammlungen und Alterthümer betrachtet werden, von denen der Verf. sehr viel, aber sehr oberflächlich spricht. Endlich kommt der Dom; aber der Verf. sagt: „Ich kann Dich nicht beschreiben, Du unbeschreibliches Wunder! Vergebens suche ich nach Worten, den Eindruck zu schildern, den der Dom auf mich machte". Dann spricht er allerdings noch einen vollen Bogen über den Dom; aber es sind eben nur Worte, ohne Beschreibung. In Düsseldorf fesselt unsern Reisenden vorzugsweise das Theater und er theilt einen Aus-

zug aus „Grabbe's Theater zu Düsseldorf" mit, um dessen Glanz und Immermann's Wirksamkeit darzuthun. Auf dem Weg nach Aachen erfahren wir, daß Bechstein sich in Kotzebue's „Meine Flucht nach Paris" zur Ansicht der Weltstadt vorbereitet; gewiß die neueste und passendste Lectüre für den, der heute Paris besuchen will. In Aachen setzt der Verf. seinem freundschaftlichen Edelmuthe die Krone auf, indem er dem Eingangs so schwer gekränkten Freunde — der angeblich wahnsinnig ist — einen von demselben zum Andenken erhaltenen Ring als Almosen zuwirft, und dann geht es fort nach Belgien. Außer der Nomenclatur der berührten Städte und beartlitzten Kirchen enthält die Belgische Reise nichts; nur einmal, in Brüssel, denkt der Verf. daran, daß Belgien auch eine Revolution gehabt habe; er hätte aber gewiß nicht daran gedacht, wenn ihn nicht ein von einer Kugel zertrümmerter Spiegel im Gasthofe daran erinnerte.— Nach dem gewöhnlichen Kirchen- und Museen-Besuch geht es denn endlich nach Paris und mit der Einfahrt in die Weltstadt schließt der erste Band. Der zweite Band ist nun Paris allein gewidmet. Wenn der Dichter wächst mit seinem Stoffe und seine Ideen sich vergrößern, so schrumpft der Philister zusammen in einer Umgebung von Größen. So der Verf. in Paris. Er durchwandert die Straßen „plan- und zwecklos; er wollte mehr sehen als erleben, sich mehr zerstreuen als binden und richtet daher seine Aufmerksamkeit überall dem Objectiven zu". Erlebt hat der Verfasser nun in Paris wahrlich nichts und Objectives muß er wenig oder gar nicht gefunden haben, denn was er wiedergibt, ist nur der matte Wiederschein einer kleinlichen Subjectivität. Wir können ihm nicht auf diesen Wanderungen ohne Plan und Zweck folgen, denn die Ausbeute ist zu gering. Daß die französische Freiheit nichts werth sei, bemerkt er sehr bald, weil — man keinen Stock mit ins Theater bringen darf. Alles Kleine wird sehr breit besprochen, ohne daß es Interesse erlangt; an alles Große schließt sich der ungenügenden Beschreibung regelmäßig die Floskel an: „Das läßt sich nicht beschreiben, das ist unbeschreiblich"! So geht's beim Anblick von Notre-Dame, beim Palais royal, beim Stadthause, beim Kirchhofe Père la Chaise, überall. Dabei ißt der Verf. viel Austern und dichtet ein Lied an dieselben; sieht Heine und meint „Deutschland werde ihm eine gütige Mutter sein und verzeihen, wenn er zurückkehrte"; spricht — wahrscheinlich im Vorgefühl der Aufnahme der „Reisetage" — sehr bitter über die deutsche Kritik und webt in das ganze Gemisch einige novellistische und poetische Bruchstücke. Literarische Capacitäten sucht Bechstein nicht, politische noch weniger; nur den Dr. Spazier hat er besuchen wollen und „erfuhr am andern Tage auf diplomatischem Wege, daß dieses Wollen bereits nach einer deutschen Hauptstadt berichtet sei". Das ist arg und wir wünschen von Herzen, daß es keine schlimmen Folgen für den Verf. haben möge. Viel und Grundloses spricht der Verf. noch über die Verachtung der Franzosen gegen alles Deutsche; wenig und Oberflächliches über die neueste Literatur und deren Spaltungen. Endlich geht es denn zurück, und wir erhalten die tröstliche Versicherung, daß die Rückreise später auch beschrieben werden soll. Das ganze Buch ist ein Commentar zu dem alten Spruche

Wenn Einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen.

Erzählt hat der Verf. sehr viel; aber man könnte dreist einen Preis darauf setzen, ob Jemand in dem Erzählten etwas Interessantes auffindet, es sei denn die überall durchblickende Individualität des Verfassers. Bechstein fühlte indessen eine innere Nothwendigkeit, das Erlebte zu schildern und drucken zu lassen und so wünschen wir ihm herzlich, daß es recht viele Leser geben möge, die ein inneres Bedürfniß fühlen, das Geschilderte zu lesen. R. B.

Notizen.

[Die Mordbrüder in Ostindien.]

Im neuesten Hefte der Edinburgh Review findet sich ein interessanter Artikel über die geheimen Mordbrüder in Ostindien, eine Secte von mehreren tausend Menschen, die den Mord für eine religiöse Pflicht halten; — wahrscheinlich um die armen Sterblichen schnellmöglichst der Wohlthaten des Himmels theilhaftig zu machen und sie vom irdischen Jammerthal zu befreien. Sehr religiös und doch niederträchtig! Hamlet sagt: es kann einer lächeln und immer lächeln, und doch ein Schurke sein. Aber es kann auch einer fromm, sehr fromm und doch eine nichtsnutzige Creatur sein. Diese Thugs, wie sich die ostindische Secte nennt, beobachten die Vorschriften der Hindu-Religion aufs strengste und stehen ihrer Frömmigkeit wegen beim Volke in Ansehen. Inzwischen hat die englische Regierung bis zum October 1835 doch schon 385 dieser frommen Mordbrüder gehenkt und 986 auf Lebenszeit transportirt. Auch macht man diese Leute durch Köpfen oder Hängen nur auf gleich freundschaftliche Weise jener Segnungen des Paradieses theilhaftig, die sie ihren Nebenbrüdern durch Todschlag gutmeinend bereiten. Diese Thugs reisen bald als Kaufleute, bald als Rajahs, bald als Pilger im Lande herum, überfallen die Reisenden und verbrennen deren Leichname. Merkwürdig ist besonders, daß die sanfte Hindu-Religion solche blutige Frömmigkeit erzeugen kann. In der christlichen Welt kennt man von der Inquisition und den Jesuiten schon genug blutdürstige Frömmigkeit.

[Besessene.]

In Schwaben gibt es bald ganze Secten Besessener, wie jene in dem Cevennenkrieg oder die in fremden Zungen sprechenden Irvingianer in England. Der nürnberger Kourier führt seltsame Beispiele aus Gruppenbach in Würtemberg an. Eine Weibsperson schien von einem verstorbenen Beamten besessen und sprach mit dessen Stimme allerlei lästerliche Schimpfwörter gegen dessen Collegen. Es entstand eine Injurienklage, aber das königl. Medicinalcollegium, zu einem Gutachten aufgefordert, gab die Erklärung ab, daß die krankhafte Vorstellung von einem doppelten Bewußtsein allerdings existiren könne. In einem andern Orte leben ein Bäcker und ein Metzger, von denen jeder behauptet, er sei vom andern besessen, so daß der Bäcker auf den Fleischer und seine Ochsen, der Fleischer auf den Bäcker und seine Semmeln schimpft.

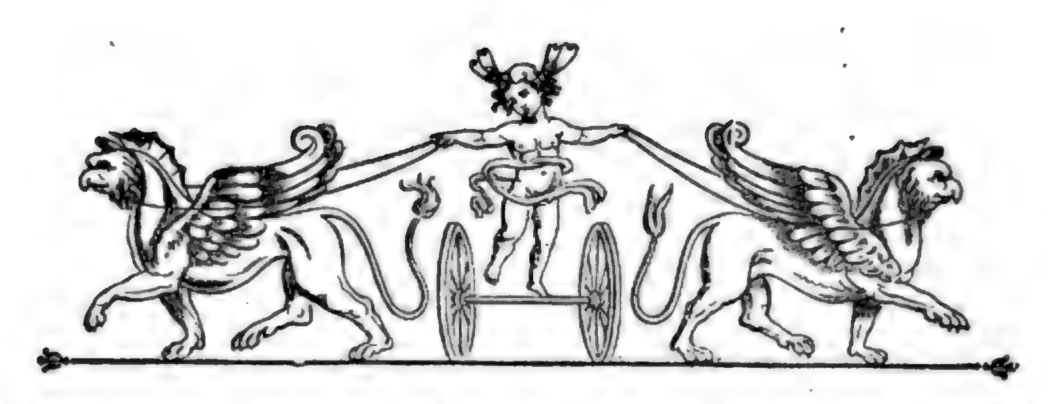
[Verboten.]

Die Epigonen, Familienmemoiren in neun Büchern, von Karl Immermann, königl preußischem Landgerichtsrath in Düsseldorf, sind in den k. k. österreichischen Staaten verboten worden.

„Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehen!"

sagte Müllner weiland, der schlaue Jurist, Criminalpoet und Schicksals-Mondanbeller. Jene Kunde vom Verbot aber kam uns von Herrn Schaub, dem Verleger des Immermann'schen Romans, der die Sache wissen muß.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **35.** — den 18. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nürnbergereien.

(Beschluß.)

Sodann nahm der zweite Secretair Gelegenheit, einige Briefe von Buchhändlern vorzulesen, welche mehrere ihrer neuen Verlagsartikel, sämmtlich unentbehrliche Hülfsbücher für den Gewerbstand, der Societät empfahlen. — Der Bibliothekar legte verschiedene neuangeschaffte Bücher auf die Tafel. Unter denselben fanden Beachtung, eine „Kritik der Wurstbereitung nach Spinoza'schen Principien," sodann „idealistische Reflexionen eines Autodidakten über die Winterstallfütterung," vornehmlich aber „eine allgemeinfaßliche Anweisung für deutsche Hausfrauen, einen Schweizerkäse zu bereiten, wie er sein soll und in Deutschland auch sein kann." —

„Zur Empfehlung des letzten Büchleins," bemerkte der Bibliothekar, „erlaube ich mir Ihnen eine jedenfalls ganz unparteiische kurze Recension mitzutheilen, die sich in dem neuesten Stücke der wandsbecker Nationalzeitung vorfindet, bei deren Verleger eben dieses Büchlein erschienen ist."

„Es ist," — heißt es darin — „eine eben so neue als erfreuliche Erscheinung, wenn Männer, die sich sonst fast nur in den höchsten Regionen der Speculation gefielen, — und als ein solcher tiefer Forscher beurkundet sich der Verf. obiger Schrift auf den ersten Blick — ihre auf der reinen Geisteshöhe erbeuteten Urideen auf die einfachsten und scheinbar geringfügigsten Handleistungen anwenden. Allein diese Freude steigert sich bis zum erhebendsten Gefühle, wenn wir bei solchen Bemühungen zugleich einen echten, geläuterten Patriotismus hervorflammen sehen, wie dies bei diesem Buche der Fall. Mit gerechtem Stolze begrüßen wir dasselbe als ein deutsches Nationalwerk, in dem die Würde und Weisheit deutscher, vaterländischer Käsemütter in Schutz genommen wird gegen die schmachvolle schweizerische Usurpation. Klar und bündig zeigt der Verfasser, wie nur ein langgehegtes Vorurtheil und die daher unsern Hausfrauen gänzlich abgehende Ermunterung zur Cultivirung dieses so wichtigen Zweiges der landwirthschaftlichen Industrie, zu einer solchen entehrenden Unterdrückung der einheimischen Käsebereitung führen konnte. Zur Probe übrigens, welch' eine blühende Sprache zugleich dem Verfasser zu Gebote steht, führen wir hier die erste, beste Stelle gleich aus der Vorrede an: „als ich zum ersten Male auf der höchsten bewohnten Höhe der Alpen im Angesichte der Sonne und der himmlischen Landschaft, umklungen von den Tönen des Kuhreihns und dem Geläute der Heerden, ein Stückchen Schweizerkäse aß, da — aß ich's unter heißen Thränen und rief es zu den Sternen empor: Sollte denn in meinem theuren, ewiggeliebten Vaterlande, wo die Weisheit und die Schönheit, gepaart mit himmlischer Milde, die Hausfrauen schmückt, nicht auch eine gleiche Käsebereitung erzielt werden können?" — Möchte doch bald etwas Aehnliches von des Verf. Hand erschei-

nen! — Druck und Papier ist wie bei Allem, was in dieser Verlagshandlung erscheint, vortrefflich."

Die Ausstellung, der man nun einige Augenblicke Aufmerksamkeit schenkte, war nicht eben reichhaltig, aber dessen ungeachtet sehr erfreulich. Man betrachtete vornehmlich eine Fliegenklatsche mit einem sehr auf Bequemlichkeit berechneten Räderapparat, einen Zopf, der zugleich als Pinsel, und eine Clarinette, die auch statt eines Bratenwenders dienen konnte. Längere Zeit hielt man sich bei einer Flöte auf, welche die besondere Eigenschaft besaß, daß sie nebenbei auch in einer Prügelei gute Dienste leisten konnte. Der Verfertiger hatte zu ihrer Empfehlung manche Zeugnisse von Chemikern beigelegt, die, obgleich sie von einer Prügelei das Erforderliche, vom Flötenblasen aber gar nichts verstanden, doch aus chemischen Gründen die Erfindung für richtig befanden. Von einem geehrten Mitgliede, das den rühmlichen Beinamen „der Raffinant" erhalten hatte, lagen einige Curiosa vor, als: ein Geldbeutel mit einem Ohrlöffel, ein Gebetbuch, in welchem sehr versteckt eine Schlafmütze angebracht war, und namentlich noch kleine Handbillets, auf denen sich ein Vergißmeinnicht und dahinter ein Gefängnißgitter präsentirte, als simple Mahnbriefe zu gebrauchen für böse Zahler.

Hierauf hatten noch mehrere kleine Anträge und Discussionen Statt. Ein Papiermüller aus Fürth zeigte ein sehr weißes Maschinenpapier ohne Ende vor, mit dem Bemerken: wie er dasselbe, da nun einmal der westphälische Frieden geschlossen und das Reichskammergericht zu Wetzlar seine Sitzungen auf ein ganzes Jahr ausgesezt habe, um ein Erkleckliches billiger ablassen könne. Ein Drucker aus dem Würtembergischen machte seine neue Methode bekannt, die ihn in den Stand setze, bedeutend billiger zu drucken. Sein sehr sinnreiches und scharfsinniges Verfahren bestand darin, daß er andere Buchhändler für Anschaffung der Manuscripte sorgen ließ. Es war vor zweihundert Jahren. — Ein Dritter — seinen Namen hat die Chronik aufbewahrt — erklärte: endlich einen Ofen gefunden zu haben, der unter keinem Verhältnisse den Rauch in das Zimmer lasse. Der Mann hieß nach dem Chronisten Sommer.... Doch sieh! zu gleicher Zeit verbreitete sich wiederum eine ängstliche Todtenstille durch den ganzen Saal, und alle tippten sich abermals, jedoch mit noch größern Convulsionen, und zwar nicht wie zuerst, ein, sondern zwei Mal auf den Scheitel.

Der Herr Doctor Gutbier hatte sich schon lange geräuspert. Er benutzte die jetzige Stille und bestieg das Katheder. Alles schwieg in großer Erwartung: Sibylle aber, welche die ganze Sitzung hindurch vor sich hingestarrt und gemurmelt hatte, besetzte unterdeß den Präsidentenstuhl.

„Freunde, Bildungsgenossen!" sprach Gutbier, „ich bin mit innigem Entzücken von meiner Reise zurückgekehrt; — sie hat mich auf Jahre mit neuen Kräften gestärkt. O, wie ist doch unser Vaterland binnen kurzem so schön worden! Ueberall in den abgelegensten Gegenden traf ich Wegweiser und Meilensteine, über die gräßlichsten Gebirge führten gangbare Straßen, vor jedem, selbst dem geringsten Dörflein gab's kleine Thore, um das Auswatscheln der Gänse zu verhüten, und über die sumpfigsten Communwege erheben sich stattliche Knüppeldämme. Ueberall fand ich ein reges Streben nach gewerblicher Vervollkommnung. Die höchste Himmelskraft, das Gedächtniß, wucherte in den Köpfen der Industrieschüler in der üppigsten All- und Vielseitigkeit. An vielen Orten wurde das todte Alte weislich benuzt zu neuem Leben. Einer meiner Freunde im Baireutschen hatte sogar die Kühnheit, einen ganzen Basaltfelsen, der früher dem Wodan geweiht war, absprengen zu lassen, um seinen Trockenplatz erweitern zu können, und baute sich aus den Burgruinen, die seinen Scheitel krönten, ein fürtreffliches Waschhaus. Freilich ist noch viel zu thun und zu wirken, noch manches Unkraut auszurotten. Allein das Gute gedeiht nur langsam, und wir dürfen nur einen Blick in die Vergangenheit thun, um das Geschick zu segnen, das uns erst jetzt auf die Welt setzte."

„So gute Fortschritte auch die Israeliten in der Ausbildung eines industriellen Hauslebens gemacht hatten, wie dies aus dem Linsengerichte des Esau, und namentlich aus der so schönen Idylle vom Tobias, einem echten Familiengemälde, hervorgeht, so verdarben doch die pracht- und sangliebenden Könige, David und Salomo, leider fast alles wieder. Die Aegypter sind für die Gewerbskunde und noch viele andere Wissenschaften so gut wie todt: sie lebten nur in und für Todte. Bei den Griechen finden wir manches Gute. Besonders deutet das atheniensische Verbot der Feigenausfuhr auf eine schon recht artig ausgebildete, industrielle Politik: aber auch hier säete die Sucht nach unnützen Wunderwerken und vorzüglich die Rhapsoden Unkraut unter den Weizen. Die freigebornen Römer hielten es schändlicher Weise unter ihrer Würde, ein Gewerbe zu treiben, und ob des Ackergesetzes, worüber sie gleich im Anfange einig sein sollten, stritten sie sich eine Ewigkeit. Nur auf den Phöniziern kann unser Blick mit ungetrübter Wonne weilen, und ich werd' es noch allezeit beklagen, daß uns statt der römischen und griechischen Classiker nicht von ihnen

eine schriftliche Nachricht über ihre commerziellen und sonstigen Bildungsbestrebungen zugekommen ist. In der neuern Geschichte, nach Ueberwindung der ersten Barbarei, präsentirt sich unser Vaterland mit einer gar nicht zu verachtenden häuslichen Miene. Den ersten Heinrich fand man, als man ihm die Kaiserkrone überbrachte, über einer sehr friedlichen Beschäftigung, beim Vogelstellen. Er gründete Städte und nöthigte je den neunten Mann zur Betreibung bürgerlicher Nahrung. Aber da kamen wieder die leidigen Minnesinger der Quere, und zuletzt gar die Kreuzzüge. Doch was vorhin unser sehr verehrter Doctor Oh bemerkte, daß alles Böse auch sein Gutes mit sich bringe, gilt auch hier, namentlich von den Kreuzzügen. Ich will nur Einiges anführen, um ein Licht auf die so wundersamen Fügungen des Schicksals zu werfen. Der Anblick von Sklavinnen, die im Orient ihren Gebietern mit kostbaren Pfauenfedern Kühlung zufächelten und das Geschmeiß abwehrten, gab den Kreuzfahrern die erste Idee zu unsern Fächern und Fliegenklatschen. Die Kreuzfahrer verbreiteten auch zuerst über den Lebenswandel der Tempelherren üble Gerüchte. Als diesen später in Paris der Proceß gemacht wurde, kam auch ihr Götze, der Baffomed, mit nach Europa. Allen Nachrichten zufolge war derselbe nichts anderes als unsere Kehreule. Und so hätten wir hier gleich den Ursprung eines so nützlichen Reinigungsmittels. Ich glaube auch nicht zu weit zu gehen, wenn ich annehme, daß man von nun an, da man einmal ein festes Terrain gefaßt, mit Sturmschritten auf die Fabrication der Bärmützen losging. Die alten Gallier...."

O, Jammer! Da verbreitete sich zum dritten Male jene allgemeine Bestürzung durch die Versammlung, und jeder tippte sich drei Mal auf den Scheitel. Es lag am Tage, irgend ein hämischer Kobold hämmerte den Armen auf den Köpfen herum. Der beklagenswerthe Doctor Gutbier! Er war erschrocken, als hätt' ihn der Schlag gerührt, und versuchte vergeblich, seine Rede zu vollenden. Kassandra aber erhob sich vom Stuhle und rief: „Der Geist kommt über mich. Tasso's befreites Jerusalem will ich umschmelzen in einen Siegesgesang über die befreite Industrie:

Die Waffen sing' ich und den Hauptmann unsrer Bildung,
Der aus dem schwarzen Grab' die Industrie befreite.
Vergebens rasen die Gelehrten ob der Bildung,
Vergebens rüsten die Magister sich zum Streite...."

Sie wollte mit erhobener Stimme fortfahren, als sich plötzlich die Thür öffnete: heraus trat der alte Herbergsvater, den Candidaten zur Linken, die Tochter zur Rechten. „Hier, meine Herren," rief er, „sehen Sie den Herrn Käse, Bürger und Bierschenken, meinen Substituten in der Herberg' und künftigen Schwiegersohn!"

„Vivat, vivat!" rief man von allen Seiten. Lautes Jauchzen. Fröhliches Glückwünschen. Alles wie toll unter einander. Der gute Käse! Die gute Thusnelda! Wie doch die göttliche Fügung so wunderbar ist! Hier der Hunger, dort die Untreue des Altgesellen — alte Liebe rostet nie. Wahre Liebe macht die Erde zum Himmelreich. Der glückliche Käse! Das liebe Thusneldchen!....

— Da — o, Himmel! Die Schrecken des Todes.... starre Bestürzung zum vierten Male.... nicht umsonst hatte der Schutzgeist der bürgerlichen Ordnung gespukt,.... ja, man hatte sich unverzeihlich, auf eine unerhörte Weise verspätigt,.... erst schlug's ja ein, dann vernehmlich zwei, und dann noch vernehmlicher drei Viertel.... hatte man die ernste Mahnung gar nicht verstanden?.... und nun schlug's zehn Uhr, ja zehn Uhr voll!

O, Jammer, Alles rennt, rettet, flüchtet. Der Nachtwächter tutet. Die Hausthüren fliegen knarrend zu. Wer nicht ganz betäubt ist, nimmt den Kopf zwischen die Beine. O, edle bürgerliche Bildung! O, heilige Ordnung! O, du zähmende Industrie!

Der Mond ruhte abermals im Silbergewölk, wie unter Lilien ein träumendes Feenkind. Abermals flogen tausend glänzende Schlummerkörner umher. Die Ewigkeit zeigte ihre Sternensaaten und die Himmelsthür' stand offen.

Die Himmelsthür'? — Ja, aber die Hausthür' war zu, mein Gott die Hausthür'!

Es war vor zweihundert Jahren.

Notizen.

[Die Keilschrift in den Ruinen von Persepolis.]

Ein junger französischer Gelehrter, Herr Barnouf, verspricht für die Sprache, Religion und Literatur der Perser das zu werden, was Abel Remusat für einen andern Theil des Orients gewesen ist; er beschäftigt sich jetzt vorzüglich mit Entzifferung der Keilschrift, die man in Persepolis und den gigantischen Trümmern Babylons antrifft, und bei dem Interesse, das man in unsrer Zeit dem Orient zuwendet, ist es anziehend, einen Rückblick auf die früheren Forschungen andrer Gelehrten zu wenden, die ihren Fleiß und ihren Scharfsinn demselben Studium zugewendet haben.

Den ersten Versuch zur Entzifferung der Keilschrift in den Ruinen v. Persepolis machte Lichtenstein, der 1803 eine vollständige Anleitung zu derselben, herausgab. Unglücklicherweise ging er aber von der Idee aus, daß sie, wie die hebräischen Schriftzeichen, von der Linken zur Rechten gelesen werden müßten, da sie doch, wie die unsrigen von der Rechten

zur Linken geben. Dieser kleine Irrthum machte seine ganze Arbeit vergeblich, so scharfsinnig auch übrigens seine Erklärungen waren. — Nach ihm machten der Bischof Münter in Kopenhagen und Professor Tychsen in Rastadt einige richtigere, aber immer noch unsichere Versuche, bis endlich ein andrer deutscher Gelehrter, Herr Grotefend sich zur Entzifferung derselben eine neue Bahn mit jener Kühnheit und jenem glücklichen Scharfsinn brach, die, als eine Eingebung des Genius, in der Geschichte der Entdeckungen eine so wichtige Rolle spielen. Grotefend begann die Inschriften von Persepolis zu untersuchen, ohne einen Buchstaben von der Sprache zu verstehen, in der sie geschrieben sind, und doch bedurfte es für ihn nur eines Blickes um ihrer richtigen Entzifferung auf die Spur zu kommen.

Wenn ich auch gleich, sagte er sich, die Sprache und die Charaktere nicht kenne, die ich da vor mir sehe, so kann ich doch wohl den Sinn dieser Inschrift errathen. Man hatte auf den Denkmälern einer späteren Zeit, in pelwischer Sprache, die Inschrift gefunden: „Der und der König, Sohn des und des Königs" und Grotefend fragte sich, warum die Inschriften in Keilschrift nicht gleichen Inhaltes sein sollten — das Glück war ihm günstig, denn seine errathende Vermuthung bestätigte sich als richtig und man würde ohne ihn vielleicht noch den Schlüssel zu diesem persepolitanischen Alphabet suchen. Wenn nun, fuhr er fort, von einem persischen König, dem Sohn eines anderen Königs, die Rede ist, so kann dies Cambyses der Sohn des Cyrus sein; doch nein, denn dann müßten zwei von diesen unbekannten Wörtern mit denselben Schriftzeichen anfangen und da dies nicht der Fall ist, kann auch in dieser Inschrift nicht von Cambyses, dem Sohn des Cyrus die Rede sein, vielleicht aber von Xerxes, dem Sohn des Darius. Das Glück fügte es, daß er richtig geschlossen hatte und Grotefend verdankte es diesem Verein von Kühnheit, Scharfsinn und Glück, daß er die Buchstaben, die den Namen Xerxes und Darius bilden, nun kannte. Weiter konnte er nicht gehen; er errieth, daß die Inschrift in der Sprache der Zend-Avesta abgefaßt sei, was jetzt durch die Forschungen des Herrn Barnouf bewiesen ist, aber ihm stand kein weiteres Hülfsmittel als ein kleines, sehr unvollständiges Vokabelbuch von Anquetil-Duperron zu Gebote, doch der erste Wurf war ihm gelungen, und seine sinnreiche Entdeckung mußte früher oder später zur weitern, vollständigern Entzifferung führen.

Diese verzögerte sich indessen. Im Jahre 1823 versuchte sich St. Martin von Neuem an der Auslegung der von Grotefend gelesenen Inschrift; allein trotz seines seltenen Scharfsinns kam er damit nicht viel weiter, als sein Vorgänger; er verbesserte einige Irrthümer desselben, verfiel aber dafür in andere ihm eigenthümliche. Beiden ging zur Auflösung des Problems Kenntniß der Sprache ab, in der die Inschrift abgefaßt war. Der Däne Rask, der diese besser als Grotefend und St. Martin verstand, entzifferte das M. und N. und Herr Barnouf hat jetzt noch 12 dieser Schriftzeichen entdeckt, und hat uns von zwei Inschriften eine Uebersetzung gegeben. Nur noch einige wenige Buchstaben können zu verschiedener Deutung Anlaß geben. Herr Lassen, der sich gleichzeitig mit Herrn Barnouf in Bonn mit ähnlichen Forschungen beschäftigte, ist zu Resultaten gelangt, die in den meisten Fällen mit denen des Herrn Barnouf übereinstimmen und es beweisen, daß man Herr dieses geheimnißvollen Alphabets der Ruinen von Persepolis geworden ist und schon auf die Entzifferung der Keilschrift von Assyrien und Babylon hoffen darf. F.

[Ludwig Devrient.]

Die letzten Lieferungen des Phönix enthalten einen lesenswerthen Artikel über Devrient's Anfangsstudien, mitgetheilt von dem nämlichen Z. Funk, der kürzlich über Wetzel und Hoffmann achtenswerthe Aufschlüsse gegeben. Freunde der Kunst werden jene Mittheilungen mit Interesse verfolgen, da sie größtentheils auf mündliche Gespräche mit dem verstorbenen Künstler basirt sind und in vielfacher Hinsicht ganz Anderes und, wie es scheint, auch Glaubwürdigeres erzählen, als was vor einigen Jahren Rellstab über Devrient's erstes Jugend- und Künstlerleben veröffentlichte. 9.

[Riesen-Eisenbahn in Cheshire.]

Die großartigsten Eisenbahnbauten, die noch unternommen worden sind, befinden sich in Cheshire bei Dutton über das Thal der Weaver. Sie sind im gothischen Styl aufgeführt aus rothem Stein, der in der Nachbarschaft gebrochen wird. Die Ueberbrückung des Thales besteht aus 20 Bögen, deren jeder 60 Fuß Spannung hat. Die ganze Länge beträgt 1400 Fuß. Zur Erbauung dieser ungeheuren Wölbungen, die jetzt ihrer Vollendung nahen, hat man 700,000 Quadratfuß Stein gebraucht. Der Kostenaufwand soll nur 50,000 Pfd. Sterling betragen, was weit weniger ist, als man im Anschlage berechnet hatte. 3.

[Berlin-Frankfurter-Eisenbahn.]

Vom Oberbaurath Crelle in Berlin, der bei dem Eisenbahnwesen sehr thätig ist und zu diesem Zwecke auch die Brüssel-Antwerpner Bahn in Augenschein genommen hat, ist in Bezug auf die Anlage einer Bahn von Berlin nach Frankfurt a. d. O. ein Prospect erschienen. Aus diesem erhellt, daß der gesammte jetzige Verkehr zwischen beiden, 12 Meilen von einander entfernt liegenden Städten sich auf 1,007,724 Thaler beläuft. Die Eisenbahn würde, ungeachtet des ungeheuren Gewinnstes an Zeit und Bequemlichkeit, denselben Verkehr für 647,137 Thlr. herstellen, mithin die Ersparniß des Publicums sich auf 360,585 Thlr. oder nahe an 36 p. Ct. der bisherigen Ausgaben belaufen. Die Kosten der Bahn würden 277,195 Thlr., das Anlage-Capital 3,293,559 Thlr. betragen. Hieraus ergibt sich für die Theilnehmer nach Hrn. Crelle's Berechnung ein Gewinn von 11 pCt.

[Charles Durand.]

Der Redacteur des Journals de Francfort, Herr Charles Durand, kündigt in seinem eignen Blatte an, daß er durch Vermittelung des türkischen Botschafters am wiener Hofe, Achmed Fethi Pascha, vom Sultan Mahmud eine kostbare orientalische Dose erhalten. Er habe, sagt er, durch Erwähnung der Verdienste des Sultans um die Civilisation des türkischen Reiches, die Aufmerksamkeit der Pforte auf sich gezogen. Dem Verdienste seine Krone! ist eine abgeschmackte Redensart; dem Verdienste seine Dose! paßt weit besser.

[Der cölner Dombau.]

In den preußischen Rheinprovinzen ist von Seiten der Regierung eine kleine Schrift „über den Dom zu Cöln" vertheilt, nach deren Inhalt die gänzliche Vollendung des Doms, d. h. der Ausbau des Kirchenschiffs und der beiden Thürme, technisch nicht unmöglich sein würde. Es handelt sich um die erforderlichen Geldmittel, welche etwa 5 Millionen Thaler betragen würden. Nimmt man den äußersten Termin der Vollendung des Baues; so kommt es auf die Zusammentreibung einer jährlichen Summe von 50,000 Thalern an.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 36. — den 20. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Nächtliche Fensterpromenaden.

Von Theodor Melas*).

Erste Nacht.

Der Narr erzählte: In meinen stahlbraunen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, ging ich in einer stürmischen Herbstnacht durch die einsamen Straßen. Was hab' ich zu verlieren, sprach ich, was hab' ich zu gewinnen, als einen Buckel voll Schläge? Die alte Unart, den Leuten ins Fenster zu gucken, regte sich mächtig, und ich trat mit frohem Humor, wie der freie Bettler, meine Abendwanderung an. —

Seid ihr alle doch elende Bettler! — rief ich mit erhöhter Stimme aus, — dazu niedrige Bettler, die um ein wenig Asche betteln — und thut doch so groß, als hättet ihr Wunder —. Ich aber weiß, daß ich ein Bettler bin; ich bettle um Erfahrung vor jeder Thür und suche aus dem Kehricht das ausgefegte Kleinod — das sind die feuerfesten Goldkörner, welche ihr in eurem Stubensande nicht erkennt, weil sie nicht glimmern. —

Schweig Narr, nun redest du wieder zu hoch hinaus, und bist über alle Berge weg. — So strafte ich mich selbst und schlug mich auf den Mund, und umwickelte ihn zur Sicherheit fest mit dem Mantel, daß nur die Augen mit meiner krummen Nase hervorguckten. —

*) Verf. des Erwin von Steinbach.

Eben stand ich vor einem kleinen matterleuchteten Fenster, welches mich durch seinen trauernden Schein unwiderstehlich anlockte — leise legte ich meine Stirn an die Fensterscheiben; es pochte mir das Herz wie bei verbotener Lust — und was sah' ich. — —.

Da saß am entgegenstehenden Ende des Zimmers, an einer Wiege, ein jugendliches Weib, und neigte das thränenschwere Haupt auf einen kranken Säugling, welcher im Engelstone friedevoll wimmerte, wie ein Seelchen, das bald Abschied nehmen will, und noch nichts mit der Welt gemein hatte. — Bald legte die Mutter kühlend ihre Stirn auf seine brennenden Lippen und Wangen — bald blickte sie wieder nach Oben. Plötzlich ihr athemloses Anstarren auf das weiße Bildniß — ein scharfer Schrei — ein tiefer Seufzer — ein Thränenstrom — die Seele des Kindes war entflohen. Die klare Hülle lag still und weissagend vor ihr, gebadet im Naß ihrer Augen, und ihr Mund, mit der brünstigsten Mutterliebe, gab dem Kindlein einen langen, tief eingedrückten Kuß. Es war ihr eigen gewesen; nun nicht mehr. Ihr frisches, warmes Leben, genährt von ihren Brüsten, getränkt von ihrer Milch, war nun kalt, starr, Erde und Wasser — doch wie ein Alabasterbild, durch göttlichen Meißel vollendet und verklärt, lag es da. — Unbeschreiblich schön war das Weib, mit der ganzen Gewalt des Schmerzes, der mütterlichen Liebe. Es war, als wenn diese starke Liebe noch mit dem Todesengel rang und der Sieg eine kurze Zeit zweifelhaft blieb. Doch bald folgte die gänzliche Er-

gebung, und sie saß neben der kleinen Leiche, wie ein ausgebranntes Feuer. Ihre Augen ohne Blick und Glanz, alle ihre Glieder gelöst. — O, wie groß bist du Natur! Wie tiefsinnig und liebenswerth in deinen reinen, unbewachten Gefühlen! — Eine Thräne rollte mir in den Bart, und das alte verwitterte Herz fühlte seliges, ahnungsvolles Weh. Wäre ich ein Maler oder Dichter gewesen, so hätte ich mir mit Pinsel und Gesang Luft machen können — ich war aber nur ein armer Narr, ich lachte mich aus und ging meine Straße.

Der Narr erzählte weiter, indem er eine Prise nahm und seine Tabakschachtel der Gesellschaft präsentirte....

Nachdem ich einige Häuserreihen mit verschlossenen Fensterladen vorübergegangen, traf ich am Ende der Gasse ein gar helles Licht an, welches aus großen Scheiben mich gesellig an sich zog, und ich drückte meine Nase fest an die unterste Ruthe, indem ich auf das hohe Fundament hinaufgeklettert war —; und was sah ich? —

Eine Gesellschaft Pharao-Spieler saß um einen langen Tisch, der mit grünem Tuche bedeckt war, viele Wachskerzen brannten auf demselben, und blinkende Geldrollen lagen vor einem jeden der Spieler. Ein Berg aber von diesem reizenden sonnenhellen Metall stand vor dem obenan sitzenden Bankführer. Da war der Gott der Erde und sein Tempel aufgethan! Auch ging es da feierlich und andächtig zu, wie in einer Kirche, Aller Augen waren gespannt, Aller Herzen gefesselt. Der Priester des Mammons schlug die Karte um und rief das verhängnißvolle Zeichen aus, da erblaßten hier, und dort belebten sich die starren Gesichter, während die Goldstücke behende, wie an Stäben, auf und nieder wanderten. Viele flossen in den großen Geldberg zurück, andere gingen von ihm aus nach allen Enden, wie Ströme seines Herzblutes, und weckten blitzende Freude. Der Mammons-Priester aber stand wie ein Gott unerschüttert da vor seinem Berge und ließ seine Diener ruhig walten. Keine Miene regte sich in seinem harten Gesichte, keine Geberde verrieth sein unzugängliches Innere. Er schlug die Karte um, rief das Zeichen aus, wie eine menschliche Maschine, die, gefühllos für Freude und Leid, nur eine eherne Zunge und ein steinernes Herz hat. Desto bewegter bald ward die Scene bei den Söhnen des Unglücks, und es entfalteten sich auf ihren blassen Gesichtern mit allen Abstufungen die Leidenschaften bis zur Verzweiflung. Bei diesem hing der Mund herab und das Kinn verlängerte sich mit starkem Vorsprunge wie an einem Todten, auf dessen Antlitz die Augen erloschen; bei jenem sah man die Zähne verbissen, die Augensterne düster unter zusammengezogenen Brauen, die Stirn tief gefurcht und die Nüstern aufgeschwellt; — bei diesem bewegten sich krampfhaft schon und gewaltsam alle Mienen und Glieder, und auf der Lippe zitterte, wie Schaum, die stille Wuth, die nach kurzen beklemmten Ausrufungen und Verwünschungen in ihrem eigenen Zorn erstarb. — Bei Jenem endlich sträubte sich das Haar; mit den geballten Fäusten schlug er wild seinen grauen Scheitel, verzerrt und grausig verdrehte sich sein Gesicht, kalter Schweiß floß von der Stirn, wie Horn standen die Kreise seiner Augen; er warf den Stuhl heftig zurück und stürzte wie ein Rasender aus der Thür. — Bald hörte man einen Schuß — Niemand stand auf, Niemand wandte Aug' oder Ohr nach jener Seite hin, wo eben ein Menschenleben verblutete. Der Bankführer und seine Croupiers verzogen keine Miene; einige Glückliche lächelten triumphirend oder spöttisch — dann trat wieder die dumpfe Stille ein, die alte einsame, hoffnungslose Oede. Niemand schien einen Jüngling zu bemerken, der in Thränen zerflossen und im tiefsten Jammer leise seinen Hut ergriff; von seiner ganzen Baarschaft war das letzte Goldstück verloren, er schien ganz hoffnungslos, dem Zufall ganz in die Arme geworfen. Der Gott der Welt lag vor ihm, doch streckte er vergebens die Arme aus; jedes Herz war ihm verriegelt. —

Plötzlich erhob sich ein Streit, die Degen wurden bloß, das Blut floß unter schrecklichen Flüchen. Immer größer ward das Getümmel — der Goldberg schwand vom Tische — die Wache trat ein und gebot Ruhe. — Der Götze hatte seine Opfer empfangen, Neid, Zwietracht und Blutvergießen und Selbstmord. Die Lichter waren erloschen, und ich, armer Thor, ging mit bewegter Brust meines Weges weiter.

Noch war es nicht Morgen, — so erzählte der Narr weiter — dunkle Wolken hingen über dem sternlosen Himmel. Mein Hunger nach Erfahrung war noch stärker als der Schlaf; so ging ich abermals mehrere Straßen auf und nieder, bis ich endlich ein Licht erblickte, das aus dem Fenster eines kleinen Hauses schien, welches einzeln an einem wüsten Orte lag — das Licht war so still und ungesellig, daß ich eben meine Schritte nicht beeilte. Ich konnte bequem von der Straße durch's kleine Fenster hineinschauen, denn die Stube lag fast tiefer als das Pflaster, — und was sah' ich? —

Ein einsamer Denker saß an einem großen, mit Folianten beladenen Schreibtische, auf welchem die kleine Scheinlampe nur seine Handschrift erhellte. Gestalt und

Geberde war ernst, fast zurückstoßend streng, er mochte zwischen funfzig bis sechzig Jahre zählen, sein Lebensweg schwankte schon an der andern Seite des Berges, dem unser irdisches Dasein gleicht, merklich hinab. Den Scheitel des Mannes bedeckte ein schwarzes Sammetkäppchen, unter welchem spärliche graue Locken hervorrollten. Ueber die schwarzen Unterkleider trug er einen russischen Pelz, die Beine hatte er weit über einander geschlagen. Den Ellnbogen des linken Armes stützte er auf das Knie und legte die beiden Vorfinger der linken Hand fest an die Schläfe und Stirn. Die Augen blickten ganz in sich hinein, es ging von ihnen, wie es schien, kein Lichtstrahl zur Außenwelt hinüber. Am Munde zeigte sich ein schmerzlicher Zug der unbefriedigten Prüfung, und eine bitter-sarkastische Miene glitt von seinen gesenkten Winkeln in den langen, weißen Bart. — So saß diese Gestalt unbeweglich wie ein Bild aus alter Zeit — nur bisweilen zuckte leise die rechte Hand, die er im Busen verborgen hielt. Alles an ihm schien Geist und Gedanke, und sein zergliederter Leib war nur eine fremdartige Hülle, welche nicht ihm, sondern der kleinen Stube anzugehören schien, deren dunkle Schatten mit allerlei alten Büchern, seltsamen Instrumenten, Muscheln und Steinen angefüllt waren. Endlich belebte sich dieses starre Bild — die rechte Braue zog sich endlich in die Höhe, die Augen fingen an zu strahlen und wandten freudige Blicke nach oben, die starren Züge schmolzen in eine besondere Freundlichkeit zusammen, der Mund öffnete sich voll Sehnsucht, wie zu einer himmlischen Speise, die Hände falteten sich unwillkürlich und sanken tief hinab, ein leises Wort flog von den Lippen, alle seine Züge und Geberden wurden weich und seelenvoll: — das Räthsel war gelöst; — die Hand ergriff die Feder nnd warf mit bebender Eile den Gedanken aufs Papier hin. — Da stand es nach gedeihlicher Arbeit. Die Vollendung der Arbeit war ihr Lohn. Mit stiller Zufriedenheit wandelte der Einsame in der Stube auf und nieder, er hatte Alles in dieser Lösung gefunden, Alles, was sein Herz wünschte und begehrte; — es schien nicht mit einem irdischen Gewinn in Verbindung zu stehen, und diente ihm doch statt Haus und Hof, statt Weib und Kind, statt Geld und Gut, welches alles er gewiß nicht besaß; sein Erkenntnißtrieb war gestillt, das machte ihn glücklich. —

Auch ich kam mir plötzlich reich vor, und ging wie mit einem Centner Geldes beladen nach Hause, obschon meine Tasche federleicht war.

Zur Literatur der Reisen.

Bilder und Träume aus Wien. Leipzig, Vollmar. 1836. 2 Bände.

Ich will im voraus bemerken, daß die Beurtheilung dieses lustigen Buches ernst sein soll wie der Leichenstein auf dem Grabe eines Lebemannes. Warum Bilder, warum Träume? Wir fordern Wahrheit. Und über Wien und Oesterreich, sein Volk und seine Sitten Wahres zu schreiben, ist ja so leicht! Ein offenes Buch liegt der Charakter des Volkes da; aber der Ausländer muß nur die Brille abnehmen, auf der noch der heimathliche Staub liegt, er muß lesen lernen, wie der Oesterreicher liest, fühlen wie dieser, und eben so denken. Dazu will sich aber der Ausländer nicht bequemen, er hält, wie schweres Geschütz, immer nur die Anhöhen besezt, sein Standpunct ist ein erhabener, wenn auch nur in der Einbildung, und um Oesterreich beurtheilen zu lernen, müßte er ins Thal hinabsteigen.

Wie viel ist nicht schon über dieses Land geschrieben worden! Aber jeder gab nur seine eigene Individualität. So mancher Jason reiste nach jener Kolchis, sich das goldene Vließ zu holen; aber er erzählte nichts von jener Medea mit dem wunderholden Angesichte und der tiefbewegten Brust, nichts vom wilden Hüter; er gab seine Abenteuer, er gab die Volkssage, ohne sie zu einem lebensschwangeren Gedicht umzuarbeiten. Das goldene Vließ verwandelte sich meist in klingende Münze. Nicht eine innere Stimme, sondern ein Buchhändler war der Gott, der ihn zu diesem Argonautenzuge trieb. „So viel Bogen und nicht mehr!“ Dies ist der Segen, welchen dieser Gott dem mitgibt, den er berufen, den er gedungen. Und der besteigt die Argo der Schnellpost, die leere Tasche, ein von Gelehrsamkeit weit aufgeriss'nes Auge, und hundert und aber hundert Schimpfworte begleiten ihn als treue Gefährten. Den gewürzreichen Himmel Wiens und die rollende, grollende Donau, das tausendstimmige Jauchzen im Prater und die stillen Seufzer der Edlen, die Schulen und Menagerien, die Beamten und die Schlafmütze irgend eines pfusterbackigen Gastwirthes, die Literatur und den seichten Wienfluß, Mönche, die aus den Fäden der Nacht ihr langes Kleid gewebt, und leichtgeschürzte Dirnen, Höflinge und Maskenzüge wirft er in babylonischer Verwirrung durcheinander. Einem solchen Engel, der ein B als langen Abendschatten vor sich hinwirft, kommt der Wiener, ein frommer Abraham, entgegen, bewirthet ihn mit Trank und Speise, und die Wienerin öffnet ihm ihr Herz und vielleicht auch — ihre — Arme — und der irrende Ritter besteigt dann sein Lebkuchenrößlein, trabt fort, treibt Mummenschanz mit der Gemüthlichkeit seiner Wohlthäter, posaunt seine Abenteuer aus in alle Winde.

Bevor ich die „Bilder und Träume“ bespreche, sei es mir vergönnt, dem Leser Menzel's „österreichische Reise“ ins Gedächtniß zurückzurufen. Ich habe dabei ein doppeltes Ziel im Auge. Denn muß es einerseits überraschen, wie diese Bücher in Ansichten und Durchführung wie Nord und Süd sich feindlich gegenüber stehen: so handelt es sich andererseits um die Ehrenrettung eines Landes.

Ich glaube, es war um's Jahr 1830 post Christum natum, als jener literarische Anatom in Stuttgart erkrankte. Nachdem er auf seinem anatomischen Theater das Gehirn der lyrischen Zeisige, die lustig hin und hersprangen, untersucht, nachdem er das Herz der dramatischen Staarmätze, die einander in die Rede fallen, mit abergläubischer Genauigkeit geprüft, erkrankte er an den Ausdünstungen der aufgehäuften Leichname. Der gute Mann hatte zu viel gedacht, und wollte, nach seiner eigenen Aussage, in ein Land, wo man nicht denkt. O, über den ernsten Norddeutschen, dessen ganzes Leben in dem Gedanken besteht, gedankenreich zu sein, zu werden, zu scheinen! Sein Hoffen, seine Liebe, seine Thrä-

nen werden zu Gedanken. Er ist ein Eisgebirge, glänzend — nicht erwärmend. Er ist ruhig — aber kalt. Sein Herz ist ein Buch mit sieben Siegeln, und öffnet man es, so kollern Gedanken heraus, wie Bomben, und erdrücken durch ihre Wucht. Oesterreich hat nur einen Gedanken, er schlägt in jeder Brust — das Gemüth. Verlangend, brünstig genießend, im süßen Selbstvergessen sich hingebend. Froh in froher, ernst in ernster Stunde. Das ganze Volk beherzigt die Wahrheit, die sein Grillparzer ausgesprochen:

„Als Gott den Menschen schuf nach seinem Bilde,
Sprach er: Sei gut! — von Weisheit sprach er nichts."

Geht zu den Leuten, die weniger denken als Ihr, und bettelt Euch von ihrer Sonne wärmende Funken zusammen. Da blickt Ihr vornehm auf Oesterreich herab und sagt: „Wir allein sind Deutsche, wir sind Gelehrte." Gott bewahre mich, das Letztere zu bezweifeln, — aber Deutsche? So stempelt Ihr Euren Namen zum Lügner, der gleich einer Aushängefirma der Kaufleute nur echte Waare verkündet, aber von den falschen, im Innern des Ladens aufgestapelten Waaren schweigt. Deutsche? Die Hand, die sonst das Schwert geführt, ist jetzt mit zierlichen Ringen umfangen. Euer Haar schwimmt im Wohlgeruche — doch nicht von Eichenkränzen. Der Schatten einer riesigen Vergangenheit schleicht nur um todte Burgen, um steinerne Heldengedichte, denn die rege, die lebendige That kann er nicht mehr begleiten. In den Hainen hingen ihre Blicke finster an finstern Eichen. Jedem lag zur Seite sein treues Schwert. Da saßen sie auf alten Steinen. Wie Rachegeister verlangten sie nach Kampf und Freiheit. Das Banner war entfaltet, die Barden sangen. Aber Ihr? Ihr lebt in Wäldern — in kritischen Wäldern; Eure Blicke hängen finster — an Büchern. Jeder sitzt — im alten Großvaterstuhle. Jedem liegt zur Seite — die treue Feder. Wie Rachegeister verlangt Ihr — nach literarischen Hahnenkämpfen. Das Banner weht — ein Zeitungsblatt. Die Barden singen — vom todten Liebchen. Nur Bier trinkt Ihr vielleicht noch eben so stark wie die Alten.

Ich stand an den Mauthen der gespanntesten Erwartung, als ich Menzel's Buch zur Hand nahm, und zahlte einen bedeutenden Zoll an Zeit, um in das Land zu kommen. Aber wer begrüßte mich? Statt des lachenden blauen Himmels — Wolkenschatten, abgestorbene Bäume, öde Fluren. In podagrischer Schlafrockbequemlichkeit saß M. auf einem schwarzen Rosse, ein alter grämlicher General, und ließ die jungen frischen Gestalten Wiens auf dem Exercirplatze seiner Hypochondrie vorbeimarschiren. Wehe dem armen Soldaten, dem der Hut etwas schief saß, dem die Knöpfe der Uniform nicht blank genug glänzten; er ward ohne Gnade ins schwarze Buch eingetragen und mit Cotta's Preßguillotine hingerichtet. Wie? Wirft er den Wienern vor, sie fänden keinen Geschmack an den Werken ihrer Geister? Wo wird einem Dichter so zugejauchzt, als in Wien? Wo wird ein gutes Stück sechzig Mal bei gedrängt vollen Häusern gegeben? Kaum wird das neue Werk eines begabten Dichters angekündigt, so leuchtet es, ein Wetterschein durch's Dunkel. So dringt der Ruf zum Throne, in die Werkstube. Des Bürgers Tisch wird ärmer um eine Speise; denn der Vater will sich freuen Abends mit seinen Lieben. Nun schlägt die Stunde und die Kunsthalle wird erstürmt. Die ausgelassene Neugier springt auf und ab wie ein Vöglein von Ast zu Ast. Und jedes Ohr lauscht dem Gedanken, und der Mime, der mit einem Sprunge die Blüthenbäume der Bilder erklettert, die im Gemüthe des Dichters nur nach und nach zur stolzen Höhe sich emporranken, kann die Früchte in hundert offene Körbe schütteln. Nun wird jede Hand zu einem Cicero, der donnernd seine Rede hält. Noch mehr zeigt es sich bei Volksstücken; der Wiener hat darin einen ganz eigenen Takt. Was aus dem Volksleben gegriffen, athmet er mit durstigen Zügen ein, zieht es mit tausend Armen an seine Brust; das Affectirte schlägt er mit einem Faustschlage zu Boden. Und wenn er, was in seiner Natur liegt, dennoch darüber lachen muß: so schämt er sich gewiß hinterdrein, gelacht zu haben. Ja freilich hängt die Meinung des Volkes nicht von dem Urtheile eines bebrillten Kunstrichters ab. Es appellirt an ein unbestechliches Tribunal — an sein Herz. Es sagt: Dies oder Jenes ist gut. Es weiß sich keine Rechenschaft zu geben, wie das norddeutsche, warum ihm ein Lied, ein Schauspiel gefalle; denn er versteht nichts von Gedanken, Charakteren, Situationen. Aber die Stimme des Herzens, eine göttliche Offenbarung, zündet ihr gewaltiges Sinaifeuer der Begeisterung an, und reißt es plötzlich von den todten Sandmeeren der Alltäglichkeit, von den Tummelplätzen des Gewerbes, wie im Traume, hoch zum Himmel himmelan.

Wollte Menzel das Volk kennen lernen, um es dann von einem Preßbengel zerreiben zu lassen, und es dann, nach der Idee der Seelenwanderung, lebendig im schwarzen Letternfracke Deutschland vorzuführen: so hätte er mit dem Volke leben sollen. Aber er ging in den Mauern Wiens einher, ein feindlicher Herold mit verbundenen Augen, und hielt die Finsterniß, die tausend und aber tausend Schlangen, kurz, alle Bilder, die bei geschlossenen Wimpern in des Auges innerer Welt sich kreuzen, für wahre lebendige Gestalten. Er hätte ein Faust sein sollen, der Geschmack am Volksleben findet, der aus diesem Farbentopfe sich Farben holt zu unvergänglichen Bildern; aber er hatte nur die negative Kraft dazu, die Kraft, ein schwacher Wagner zu werden. Armer Wagner, der an den Sonntagsfreuden eines guten Volkes sich nicht erbaut. Das zeigt eine Engbrüstigkeit, der die rauhen aber kerngesunden Luftwellen des Volkslebens schaden; das ist so ein zimperliches, altjüngferliches Auge, das sich von einer fliegenden Mädchenschürze abwendet; das ist ein Fuß, der in schwäbischer Sehnsuchtsschwebelei auf Bergen sich ergehen, mit Sternelein und Engelein sich besprechen möchte — das Thal aber, wo wirkliche Menschen mit ihrer Kraft, mit ihren Gebrechen, mit ihren Schellenkappen und salomonischen Sprüchen wohnen, vermeidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z e n.

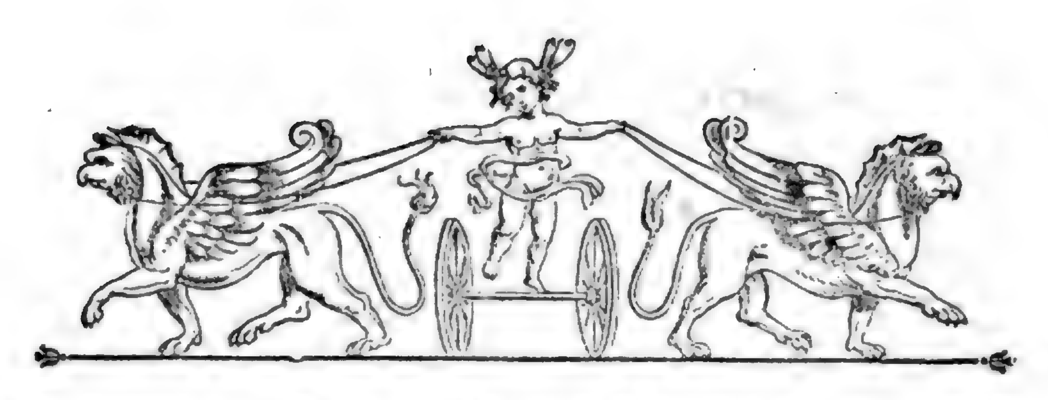
[Heine.]

Aus Stuttgart heißt es, Heine werde in Jules Janin's Gesellschaft im nächsten Frühjahre dorthin kommen, um sich mit einem Verleger über den Druck eines neuen Werkes zu besprechen. Auch gehe eine dortige Buchhandlung mit dem Plane einer von allen Bundesstaaten concessionirten Gesammtausgabe von Heine's Schriften um. Nach andern Gegenden Deutschlands, heißt es, werde Heine nicht gehen.

[Der lateinische Dichter Homer.]

Die gute Didaskalia, der Steiß des frankfurter Journals, spricht in Nr. 42, in einer Correspondenz aus Gießen, mancherlei von dem **lateinischen Dichter Homer.** Hat die gute Didaskalia, die so viel nachdruckt, weil sie eben der Steiß des frankfurter Journals ist, hat die gute Didaskalia dies irgendwo gefunden und auch blos nachgedruckt?

Leipzig, gedruckt bei J. P. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 37. — den 21. Februar 1837.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Pairs im Palast Luxemburg.

... Bleiche Senatoren ...
Juvenal.

In der That hat es in Frankreich keine Repräsentativverfassung gegeben, so lange es eine Pairie gab. Als es jedoch eine Volksvertretung gab, hatte die Pairie längst aufgehört zu sein. Die ursprüngliche Pairie ging aus dem Kriegerstande hervor, und jene altfränkischen Parteichefs, die den Königen als Schutz und Stütze dienten im Kampfe gegen das rebellische Volk, gehorchten nur dem Gebote der unabänderlichen Disciplin im Kriege, außerdem aber proclamirten sie ihre völlige Unabhängigkeit und verlangten gleiche Rechte mit dem, dessen „Pairs" sie sich nannten. Als später der Lehnsverband zur Pairie trat, prunkten die Wappenschilder der großen Vasallen, die Kronen der Herzöge, Grafen und Barone neben den Kronen ihrer Könige. Drei Herrscher Frankreichs nahmen hauptsächlich Anstoß an der gefährlichen Gleichheit ihrer Pairs, Ludwig XI., der Cardinal Richelieu und der kriegerische Ludwig XIV. Unter der Regierung des Letzten aber gedieh das begonnene Werk der Erniedrigung der Noblesse zur Vollendung. Die frühern Gleichheitsprätensionen zwischen Adel und Königthum verschwanden gänzlich. Die Pairie war nur noch ein Ehrentitel, womit man die königlichen Prunksäle und Antichambres drapirte. Im Jahre 1789 schien der Adel von der Schwäche des Königthums Gewinn ziehen zu wollen, und in der That strebten die beiden privilegirten Stände nach der legislativen Oberherrschaft bei den allgemeinen Ständen. Solch Bemühen aber scheiterte an der demokratischen Festigkeit der Deputirten des dritten Standes. Auch war damals die Zeit unpassend gewählt für die Erhebung einzelner Pairs in Frankreich, denn die Revolution machte bald darauf alles — pair. Je nachdem die Stürme der Revolution sich legten, begann das Dogma der Aristokratie wieder Wurzel zu schlagen. Es entstand der „Rath der Alten" der der ursprünglichen Idee seiner Bildung von Herstellung eines Gleichgewichts in der Berathung geradezu widersprach, und nichts anders war, als ein neuauftauchender Adel mit gesetzgebender Gewalt, eine Kaste von Privilegirten. Der 18. Brumaire kam; die neue Aristokratie stob auseinander vor den Bayonnetten des jungen Helden Bonaparte, der selbst ihre Stelle einnahm. Dasselbe Motiv aber, das den Abgott des Volks getrieben, sich die Krone der Bourbons aufs Haupt zu setzen, bewog ihn, seine Anhänger mit dem Senatorenhermelin zu schmücken, und an dem Tage, wo der Kaiser einzog in die Tuilerien, installirte er den sénat conservateur im Luxemburg. Der Senatorenadel aber bestand aus allen Prätensionen des Kaiserreichs: Kunst, Wissenschaft, Reichthum, Geburt und Soldateska, und man versah ihn gehörig mit den alten Adelsprivilegien. Dotationen und Majorate, Wappen und Titel wurden wieder wohlfeil. — Nach den Schicksalen des Jahres 1813 dankte der Kaiser ab und der Senat unterzeichnete die Abdankung. Zuletzt entwarf der letztere den

Pakt seines Fortbestehens mit der Erblichkeitsklausel, und schickte beides sammt einer Beglückwünschungsadresse in die Tuilerien. Die Bourbons erwiederten eine Galanterie durch eine andere, — und der Pakt ward unterschrieben. Auch die Emigranten wanderten im Luxemburg ein, die junge Eitelkeit verbrüderte sich nunmehr mit der alten Hoffahrt, und um das Werk zu krönen, nannte man sich wieder: Pair von Frankreich. 1815 kam, beide schnell auf einander folgende Regierungen wurden von der Pairie anerkannt und erkannten dieselbe wieder an; und wer etwa in der Zwischenzeit im Genusse seiner Privilegien gestört worden, der kehrte nach den hundert Tagen in deren friedlichen Besitz zurück. — Von 1815 bis 1830 flüchteten sich alle gefallenen Ministerien aus dem stürmischen Meere der Staatsgeschäfte in den ruhigen Hafen des Luxemburg. Die Untauglichkeit gab ein Anrecht zur Pairie, und der Luxemburg ward ein Hospital der unhaltbaren Principe. Erst die Julíregierung begann wieder an den Pforten des Pairspalastes zu rütteln. Man strich die Pairs der gefallenen Herrschaft aus dem livre d'or (durch den 68. Art. der neuen Charte) und die Erblichkeit ward der künftigen Pairie genommen. Den Rest ließ man in Ruhe, und der Rest that, wie seine Vorfahren gethan, und beglückwünschte die neue Regierung. — Werfen wir nach diesem Blicke auf die Entwickelungsgeschichte der Pairie, noch einen auf die heutige Pairskammer:

Im westlichen Theile der Stadt Paris, am Ende der Straßen Tournon und Vaugirard, fern vom Geräusche der Cité, erblicken wir ein palastartiges Gebäude von ziemlichem Umfange, in florentinischem Geschmacke mit Kuppel und Portiken. Es ist der Palast der Pairs, gewöhnlich le Luxembourg genannt, welchen Namen es von dem Herzog von Piney-Luxemburg erhalten, dessen Hotel einst auf demselben Platze stand. Die Italienerin Marie von Medicis, die Mutter Ludwig's XIII. und Gemahlin Heinrich's IV., wollte den Franzosen ein Denkmal ihres Kunstgeschmacks hinterlassen, und erbaute von 1616 bis 1622 den Luxemburg, eine Copie des Palazzo Pitti zu Florenz. Der Provenzale Thiers, Ex-Minister Ludwig Philipp's, ebenfalls beseelt von dem Wunsche, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, erbaute 1835 die salle provisoire, eine Copie des Palastes der Pairs. Trifft die Feindin Sully's und Villeroy's neben dem Lobe einer Beschützerin der Künste der Vorwurf der Ränkesucht und Ungerechtigkeit, so paart der Verfolger der Aprilangeklagten den Ruhm der Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe doch keineswegs dem des Kunstgeschmacks. Sein Anhängsel an das Bauwerk der Medicis, aus Holz und Backsteinen in sechs Wochen zusammengeleimt und mit Gypszierathen verklebt, harmonirt deshalb vollkommen mit seiner Bestimmung, während der Palast der Medicis seiner Bestimmung zu widersprechen scheint.

Wer eine architektonische Statistik des Gebäudes, dessen Gemächer und Säle, Treppen und Vorhallen mit Schnitzwerk, Gemälden und Statuen reich versehen sind, wünschen sollte, den verweisen wir auf den „nouveau conducteur de Paris", der davon mit Ausführlichkeit und Sachkenntniß spricht; nur die Schilderung des „Sitzungssaales" behalten wir uns vor, da er mit dem Geiste seiner Bewohner im wunderbarsten Einklange steht. — Der Sitzungssaal der Pairs (la salle des séances) befindet sich im ersten Stocke des Mittelgebäudes; er ist halbzirkelförmig und hat beinahe 80 Fuß im Durchmesser. Die Wände bedeckt ein blaugeaderter Stuck, eine schlechte Nachahmung des Marmors; korinthische Säulen von gleicher Qualität tragen das Gewölbe, zwischen denen die Statuen des Solon, Aristides, Scipio Africanus, Demosthenes, Cicero, Camillus, Cincinnatus, Cato, Phocion, Leonidas aufgestellt sind, eine noble Gesellschaft für die Herren Pairs. Diese letztern sitzen auf Lehnsesseln in einem amphitheatralisch erhöhten Halbzirkel. In der Mitte, am halbzirkelförmigen Ende des Saales, stehen der Präsidentenstuhl und die Bureaus der Secretaire, nebst zwei Bronzeurnen; vor denselben ist die Rednerbühne, gueridonförmig und in geringer Erhöhung. Die Galerien schmückt eine Draperie von dunkelblauem Sammet mit Goldfransen. Bei Einbruch der Dunkelheit, und daran gebricht es dem Sitzungssaale der Pairs nicht, steigt ein prachtvoller Bronzelustre von der Decke des Gewölbes, gleich angezündet, hernieder, und seine 500 Wachskerzen strömen ein blendend helles Licht nach allen Theilen des Saales aus, so daß man sogar die Umrisse des in grau gemalten Deckenbildes, die Genien bürgerlicher und militairischer Größe vorstellend, mit ziemlicher Klarheit erkennen kann. Bei so hellem Lampenschein gleicht dann die Versammlung der Pairs in ihren goldgestickten Fracks und verwitterten Physiognomieen jenen geheimnißvollen Zusammenkünften, die die Zaubergeschichten der Orientalen in die Höhlen des Kaukasus oder die unterirdischen Gewölbe der Pyramiden versetzen. Ein geheimnißvolles Nicken und leises Flüstern zieht durch den Saal, und dazwischen erhebt sich zuweilen eine hektisch gebrochene Stimme in dürftigen Worten, gleich einzelnen Klagelauten. Da ist von Feuer,

Lebendigkeit oder gar Opposition keine Spur, alles athmet Unthätigkeit, Stumpfheit und Erschlaffung. Selbst die Standbilder der großen Männer der Vorzeit wecken hier keine Begeisterung, sondern vermehren höchstens das mangelnde Leben und die Erinnerung an untergegangene Größe. Denn auch unter den Männern, die hier in so übereinstimmender Nichtigkeit beisammensitzen, gab es manchen Stern erster Größe, manchen berühmten Feldherrn, Staatsmann und Gelehrten. Aber die politische Abspannung hat mit dem physischen auch das geistige Leben in ihnen ertödtet, und durch Gehorsam und Unterwürfigkeit scheinen sie hier die politischen Sünden eines frühern kräftigern Wirkens abzubüßen. Der Charon, unter dessen Leitung gegenwärtig die Pairsschatten hinüberschiffen in den Friedenshafen der königlichen Huld, ist Herr Pasquier. Etienne Denis Pasquier ist durch die Gnade Ludwig Philipp's zum lebenslänglichen Präsidenten der Pairskammer ernannt. Der Mann, der so verschiedenen Dynastien den Eid der Treue geschworen, der sich zuerst für Suspension der individuellen Freiheit ausgesprochen (die dabei geäußerten Worte: oui, je demande l'arbitraire können ihm füglich als Schilddevise dienen), so wie für Einführung der periodischen Preßcensur geeifert, der unwandelbar nur das Gefühl des Egoismus in seiner Brust getragen, — er ist hier vollkommen an seinem Platze. Bei den Pairs entscheidet sich Alles schon außerhalb der Sitzungen, und die ganze Versammlung spaltet sich in einige politische Clubs oder Salons, die jedesmal einem oder einigen Wortführern gehorchen. So leitet das System der ministeriellen Politik Bertin de Vaur, Eigenthümer und Redacteur en Chef des Journal des Débats. Decazes, Argout und Montalivet sind die persönlichen Freunde des Königs, dessen Politik hier von ihnen vertreten wird. Molé (der jetzige Premierminister) und der Herzog von Broglie sind die Häupter der doctrinairen Partei bei den Pairs, und ihre getreuen Schildknappen die Professoren Cousin und Villemain. Der General Ambrugeac bildete die Autorität in Militairfragen, der Admiral Duperré in Marinesachen, und Graf Roy in Finanzaffairen. Der ehemalige berühmte Advocat Tripier dient der Kammer als Interpret der Civilgesetzfragen, und Graf Portalis und Bastard de L'estang in Fragen der Magistratur. Seit die Herzöge von Fitzjames, Noailles und Chateaubriand nicht mehr in der Kammer glänzen, ist Graf Dubouchage der einzige Vertreter der Legitimisten, doch mangeln ihm Beredsamkeit und Takt. Der Herzog von Bassano hat lange nach einer Oberherrschaft bei den Pairs gestrebt; aus Unwillen über das Mißlingen seines Plans hat er nunmehr verschmäht, sich unter einem fremden Banner zu schaaren, und bildet eine affectirte Selbstständigkeit. Unabhängig von den Coterien, jedoch aus ehrenwerthern Motiven, sind ebenfalls die Grafen Lanjuinais, Pontécoulant und General Excelmans. Talleyrand erscheint fast nie bei den Pairs, noch weniger aber hat er je gesprochen. Die hohen Chargen der Kammer bekleiden nächst Pasquier der Baron Séguier und Herzog Decazes, ersterer die Vicepräsidentschaft, letzterer das Amt des Großreferendars. Baron Séguier ist eine complete Null; Decazes, der zugleich eine prachtvolle Wohnung im Erdgeschoß des Luxemburg inne hat, brachte seine Polizeinatur und Spionirlust aus der Polizeipräfectur mit hierher, er ist der Hauptmatador bei den Gerichtssitzungen des Pairshofes. Der traurige Ueberrest der Pairs wird füglich besser mit Stillschweigen übergangen, da es nichts von ihm zu sagen gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

Bilder und Träume aus Wien ꝛc. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es war, wenn ich nicht irre, ums Jahr 1834 post Christum natum, als Glaßbrenner seine Pfeife und seine Gedanken nahm, seinem humoristischen Rößlein die Sporen in die Weichen druckte, die berühmte Kaiserstadt zu begrüßen. So manches, was ich früher von den Argonauten sagte, trifft auch ihn. Er erzählt meist seine Abenteuer, wie er geliebt und gelebt. Wo er zum Jesusbilde des Volkslebens hinanklimmen will, empfindelt er sich oft zu einer gewöhnlichen Novelle herunter. Er sah die Seide, gedachte aber nicht des Wurmes, der sie gesponnen. Er hörte läuten, verstand aber die Klänge nicht. War's eine Trauung? War's ein Leichenzug? Eine Oberflächlichkeit, wenn auch eine liebenswürdige, liebäugelt mit dem Leser durch das ganze Buch; in die Tiefen aber ist G. niemals gedrungen. An Witz ein König, an Wahrheit ein Bettler. Was nützt das Salz mir, wenn ich kein Brot dazu habe? Den Witz des Volkes faßte er mit einer erstaunlichen Sicherheit auf; aber im Reiche seines Humors war und blieb er ein Fremder. Ja, der Wiener ist ein Humorist, ein lachender Philosoph — Lächeln auf den Lippen — Verzweiflung im Busen. G. sah nur das Lächeln auf den Lippen. Wo das Auge des Volkes in Anschauung schöner Gestalten, in Betrachtung weltlichen Glanzes verloren, vor Freude ausgelassen umhersprang; wenn seine Hand ein Glas Wein zum Munde führte, seine Füße unermüdlich bei Strauß und Lanner Collegia hörten — da wußte G. Bescheid, da hat er mitgelebt und mitgeliebt. Wo aber das Auge, ein grollender Leu, aus seiner Höhle auf Raub ausging, wenn es einen Gedankenmörder erblickte; wo die Faust sich krampfhaft ballte, wenn ein wollüstiger Ligurianer von Keuschheit salbaderte — da hatte er blos — geträumt. Den Schneckengang, die Lust des Alltagsmenschen schilderte er glücklich, den Schmerz des Edlen hat er nie begriffen. Freilich schweigt der Edle, denn die Zeit, seine geheimsten Gefühle in den Sturmklang des Wortes zu verdolmetschen, kam noch nicht heran; aber G. hätte dies beredte Schweigen verstehen sollen. Die Sündfluth des Philisterthumes drückt, ersäuft die Massen,

aber der Edle zieht sich, ein frommer Noah, in die Arche seines Herzens zurück. Von da sendet er eine Taube, einen wehmüthigen Gedanken hinaus, sich umzuschauen, ob die Thäler frei! Diese kehrt zurück, ein Oelblatt bringend. Und Noah seufzt tief auf und bleibt noch in der Arche. Wohl ragen einzelne Bäume frei empor, geschmückt mit grünen Kränzen, aber auf die Thäler drückt die Woge noch.

Es wird viel in Norddeutschland von einer sogenannten Zerfahrenheit gesprochen und noch mehr gesungen, und die Meisten stimmen mit Heine ein in das Ständchen vom zerfetzten Herzen. Ich glaube, aller dieser Jammer, alle diese Zerrissenheit, alle diese Zerwürfnisse, laufen blos auf eine geistige Zerrissenheit hinaus. Wo ist der Grund zu suchen? Der Krampf hatte den rüstigen Schwimmer: Norddeutschland, gefaßt, und zog ihn in den Strudel philosophischer Speculationen. Wie da der Hai der Verwirrung seinen Rachen aufsperrt, wie da der Polyp der Verzweiflung seine hunderttausend Arme rankt, und wie der lebenslustige Schwimmer fast durch übermenschliche Anstrengung auftauchen will, hat die „Quarantaine im Irrenhause“ aufgezeigt, diese Quarantaine ist nichts anders als Stunden, Tage, Wochen aus dem Leben eines Norddeutschen, dieses Irrenhaus die norddeutsche Philosophie. Ich wage es kühn zu verfechten — so weit in Lust und Leid die Herzen schlagen, gibt's kein Land mit so zerrissenen Dichterherzen als in Oesterreich. Ja, sie sind lachende Weltweise — Lächeln auf den Lippen, Verzweiflung im Busen. Ja, sie sind mit sich selbst zerfallen, weil sie den Berg nicht wegschieben dürfen, der auf ihrer Seele lastet, weil sie zu ohnmächtig sind, alles Große und Schöne, alles Heilige und Innige, das in ihrer Brust schlummert, an den Tag herauszustellen. Ihre Herzen sind zu groß, als daß der nagende Geier schnell mit ihnen fertig werden könnte. Wann wird der Herkules geboren, der diesen Geier tödtet? Das ist Grün's erste Frage am Morgen. Wann wird jener Luther erscheinen, der eine protestantische Klarheit in das finstere Mönchthum ihrer Seelen blitzt? der alle die drohenden Gewitterwolken zu einem bunten, versöhnenden Regenbogen auflöst? Das ist Grün's letzter Gedanke am Abend. Aber mit ihm, mit jedem Edlen gehen tausend schöne Gedanken des Abends schlafen, um am Morgen wieder aufzustehen. Er muß kommen, jener Luther, Oesterreichs jetziger Zustand ist ein reicher Geizhals, aber er wird sterben und seinen Erben eine glänzende Zukunft hinterlassen: Den Schuh werden diese vom Fuße trennen dürfen, wie einst jener begeisterte Seher, um im ewig brennenden, nie sich verzehrenden Dornbusche des Gedankens die Gottheit in ihrem vollen Glanze zu sehen.

Aber ich bin vom Hauptwege abgekommen, bin unvermerkt in einen Hain von Zypressen und Trauerweiden gerathen: — Vergebung! Geht man an einem Friedhofe vorüber, wo einem so mancher liebe Todte schlummert, so verweilt man gern dort, drückt einen langen heißen Kuß auf die kalten Leichensteine, und lernt das Leben erst recht vom Tode. Ich wende mich nun zu den einzelnen Capiteln des Buches:

Mit großem Scharfsinn zieht der Reisende eine genaue Gränze zwischen den Empfindungen einer österreichischen und einer norddeutschen Dame. Seine Beobachtung darüber stellt er als eine Herkulessäule mit der Inschrift: Non plus ultra! hin. Aber er zog nur Grenzen, zeigte nur den Unterschied der Gefühle und Gedanken, wo er das Lebensbild einer Wienerin entwerfen sollte. „Wer hat eine edle Anschauung des Weibes“ braust er auf, „und wäre nicht erschrocken, wenn er die jungen Wiener im Umgange mit Mädchen und Frauen beobachtete; wer wäre nicht erschrocken, wenn er Gespräche hörte, in denen nur die eindeutigsten Zweideutigkeiten Frohsinn und Gelächter verbreiten; wen hätte es nicht tief in die Seele geschnitten, wenn er ein Weib Worte sprechen hörte, die ihre geistige Schönheit und ihre Rosenlippen vergiften“? Pah, Theaterfeuer, das keine Pfeife Tabak anzündet! Ha! wie wohl thut es übrigens Herrn Glasbrenner, solch wollüstige Scenen auszumalen, um eine africanische Hitze durch sein ganzes Buch zu verbreiten! Ihm ist so wohl in diesen Wirbeln wie dem feuchten Neptun in seinem Meere. Und dann: von einer allerdings wunderholden aber berüchtigten Gräfin H, von Harfenmädchen in Bierkneipen, von jenen aufgeklärten toleranten Priesterinnen, bei denen Christ und Jud und Heide ins Himmelreich kommen, — mit einem Worte vom Gemeinen, muß man nicht aufs Allgemeine schließen. Welche Gesellschaft besuchte Glaßbrenner? Ich frage. Freilich verhüllt sich die Wienerinn nicht bis über die Ohren, wenig bedeckt schlägt muthwillig der junge Busen zum tödtenden Entsetzen aller Kuttenmänner. Wenn du ihr gefällst, so begrüßt sie dich schon auf hundert Schritte mit der lärmenden Janitscharenmusik ihrer Blicke. Wenn du der Ratte gleich, die Gift im Leibe hat, an ihren Fenstern dich vorüberwindest: so wirft sie dir die Paradiesesäpfel ihrer Augen nach. Durch einen Blick machst du ihre Bekanntschaft, durch einen Gruß wirst du ihr Freund, durch einen Walzer, wo ihr Köpfchen, wie eine geschossene Taube auf deiner Brust sich wiegt, gewinnst du ihre Neigung. Dann kannst du getrost die Schlacht der Liebe wagen. Auf der Brücke des Händedruckes nimmst du die sichre Stellung ein, als Wurfgeschosse fliegen die Blicke hin und her, ein kühner Feldherr ziehst du aufs blutgefärbte Feld ihrer Lippen, wie ihr Kuß den feindlichen erkennt, der auf deinen Lippen sich rüstet — da wird gekämpft. Gibst du ihr einen Kuß, so wird sie sagen: Schlimmer Mensch, nimm dir entweder deinen Kuß zurück oder gib mir den Meinen wieder; — aber bist du so ungeschlacht, eine schmutzige Gedankenrauchwolke durch den Himmel ihrer Sehnsucht zu blasen; erdreistest du dich, einen verbotenen Witz in das schöne Land ihrer Wünsche einzuschmuggeln, wagst du sie mit einem Worte darum zu bitten, was sie dir vielleicht im Glühweintaumel der Hingebung gewähren möchte: dann kannst du mit Raimund singen: „So leb' denn wohl, du stilles Haus“. Frei sind die Wienerinnen in ihren Reden, nicht frech. Und mir thut es im tiefsten Herzen weh, und die Damen werden Herrn G. wenig Dank wissen, daß er sie so in den Schlamm getreten. (D. B. f.)

Notizen.

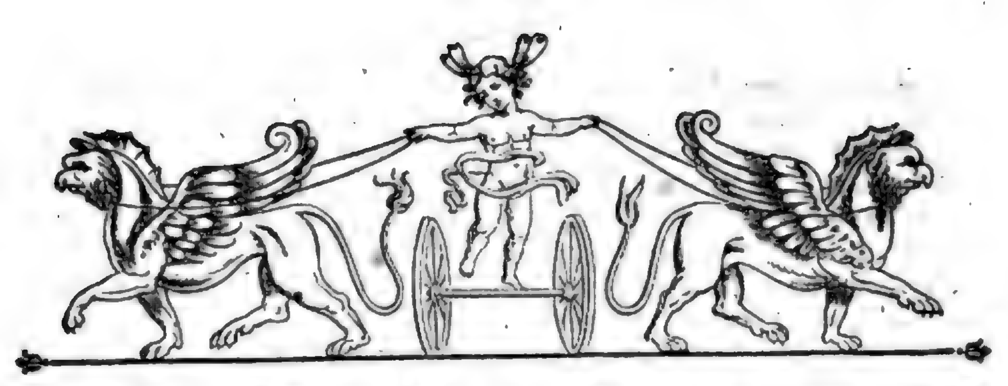
[Lamennais.]

Lamennais, der die Redaction des „Monde“ übernommen hat, spricht sich auf mehreren Columnen über die Leitung des Blattes und seine Grundsätze aus. Dieser Priester stellt ein universelles Versöhnungsprincip auf, dem die Menschheit entgegen zu gehen habe. Er will als Literat alle Parteien und Interessen einander näher bringen, nur dem Egoismus, den trennenden Leidenschaften feind sein. Mit salbungsvoller, aber ergreifender Hoheit der Seele ruft Lamennais alle Völker und in ihnen alle Einzelnen auf, die Einigung der Menschheit in allen ihren Interessen zu betreiben. „Universelle Verbrüderung“ — sagt er — „ist das letzte Wort der Menschheit“.

[Der Satan, ein Journal.]

In Valencia in Spanien sind im Monat Januar drei neue Journale erschienen, von denen das eine der Satan, el Satanas, heißt. Es soll sehr jacobinisch sein. Samiel, hilf!

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 38. — den 23. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Einspruch. — Thomas Young.

In einer neulich erschienenen kritischen Anzeige der von Varnhagen herausgegebenen „Galerie von Bildnissen“ wird geklagt, daß die meisten Bilder dieser Sammlung nicht genug hervortreten, weder in den eigenen Briefen der Personen, noch in den Umrissen, die der Herausgeber hinzugefügt hat. So heißt es: „Von Karoline von Humboldt, deren feine hochgebildete Unterhaltung Niemand, der sie sah, vergessen wird, allgemein Freundschaftliches aus Paris und Wien, nichts näher die äußern Umgebungen oder innern Zustände Bezeichnendes; von Friedrich von Schlegel fünf kleine Briefchen aus Paris und Cöln; von Adam von Müller zwei Briefe, die allerdings seine bekannte katholische Gesinnung kundgeben, außerdem aber Unbedeutendes berühren. Und so finden wir bei den Uebrigen in ähnlicher Weise unbestimmte Zeichnung und Färbung, gehen vorüber an Henriette Mendelssohn, der jüngsten Tochter des berliner Philosophen; an Wilhelm von Burgsdorf, einem märkischen Edelmann, einem Freunde Tieck's, der eine Zeit lang bei ihm lebte; an Thomas Young, einem englischen Arzte, der 1795 nach Göttingen, dann nach Berlin gekommen war, und 1829 starb; an Peter von Gualtieri.“ — Hans Genelli, Prinz Louis Ferdinand von Preußen u. s. w. werden mit angereiht!

Wir lassen dahingestellt, wiefern alle diese Bilder mit Recht so leicht zu nehmen und mit flüchtigem Ueberblicke abzuthun sind. Die Wichtigkeit und Bedeutung der verschiedenen Lebensgestalten ist für verschiedene Beschauer nicht ein und dieselbe. Wir wollen nicht anführen, daß unseres Erachtens z. B. die wenigen Blätter von Friedrich Schlegel tiefe und ganz neue Einblicke in den Geist und Charakter dieses merkwürdigen Autors geben; daß die Briefe der Frau von Humboldt, Wilhelm's von Burgsdorf, so wie überhaupt manche der kurzen und wenig vordringenden Fingerzeige mehr Leben und Beziehungen enthalten, aufschließen, andeuten oder voraussetzen, als oft in großen umständlichen Schilderungen zu finden ist; daß, wenn manchen Lesern dieser Inhalt entgeht, ihn dagegen andere leicht an den dargebotenen Fadenenden hervorziehen, und zwar bisweilen „armsdick“; ja, daß dem Herausgeber Bescheidenheit und Rücksicht verbieten mußten, hier weiterzugehen; wie denn auch die obige Klage des sonst einsichtigen und billigen Kritikers den Herausgeber am besten gegen die umgekehrte rechtfertigt, die hin und wieder verlauten ließ, er habe nur allzu viele Unmittelbarkeit (und also Reiz und Bedeutung) des Lebens in seinem Buche niedergelegt. Wir wollen dies alles seinem natürlichen Gewichte und seiner mannichfachen Wirkung überlassen. Nur das Eine können wir nicht ungerügt lassen, daß Thomas Young hier so mit den angeblich Unbedeutenden zusammengereiht und ganz unscheinbar nur als ein englischer Arzt bezeichnet wird, der einmal in Deutschland war, und nachher in England starb!

Thomas Young ist in der Wissenschaft eine der ersten

und glänzendsten Größen der neuern Zeit; seine Leistungen in der Physik und Mathematik stehen allgemein in dem höchsten Ansehen, und sein Name wird von den Männern vom Fach nur mit größter Anerkennung, ja mit Bewunderung und Ehrfurcht genannt. Man hält es des großen Newton nicht für unwürdig, daß Thomas Young mit ihm zusammengestellt werde, und gewiß ist es, daß der zwischen beiden Männern liegende Raum eines Jahrhunderts keinen Namen enthält, der in dem angedeuteten Gebiete der Wissenschaften sich zwischen jenen in England eindrängen dürfte. Und von einem solchen Engländer wäre es nicht merkwürdig und anziehend, frühe Jugendbriefe, in deutscher Sprache und an ein Mädchen in Deutschland geschrieben, zu lesen, worin der tiefe Sinn, das reine Streben, das innere Gemüth und Herz des Mannes so rührend als edel hervorbricht? Fürwahr, uns dünkt diese Mittheilung allein schon des größten Dankes werth, sie zeigt uns ein Phänomen, das für zwei Literaturen zugleich von hohem und bleibendem Interesse ist! —

Dem Literator, dem die Physik und Mathematik fern stehen, ist sehr zu verzeihen, die große Bedeutung des Namens Thomas Young in der Wissenschaft nicht zu wissen. Der Herausgeber selbst, obwohl er der Verdienste Young's erwähnt, scheint das ganze Gewicht derselben nicht gekannt zu haben, wenigstens macht er darauf nicht gehörig aufmerksam; doch hat es in neuester Zeit nicht an Stimmen gefehlt, welche diesen Mangel ersetzt haben, und die in öffentlichen Blättern mitgetheilten, in den meisten Zeitungen wenigstens erwähnten, ausführlichen Ehrengedächtnisse, welche Arago in Paris und Bessel in Königsberg ihrem brittischen Pair gestiftet haben, hätten wohl vor dem Mißgriffe bewahren können, von Thomas Young als von einem unbedeutenden Manne, als von einem englischen Arzte, der einmal in Deutschland gewesen, und der für Niemanden ein besonderes Interesse habe, zu sprechen. —

Wer weiß, ob nicht auch mancher andere der in dem Buche enthaltenen Stoffe sich aus seiner scheinbaren Unbedeutendheit noch als fruchtbares Samenkorn erhebt, das sorgfältiger Pflege werth ist, und, in das rechte Licht gestellt, zu reichem Ertrage führt! Es kommt nur auf das Erkennen, auf das Erdreich, wohin es gebracht wird, und auf die Wärme an, die darauf einwirkt. — •.

Die Pairs im Palast Luxemburg.

(Fortsetzung.)

Die Herzöge von Orleans und Nemours haben ihren Sitz in der Pairskammer nicht als königliche Prinzen der Linie Orleans, sondern als Prinzen des bourbonischen Hauses. Die Geschichte ist allerdings seltsam und verhält sich folgendermaßen: Als die Charte von 1830 discutirt ward, entstand die Frage, ob für die Zulassung der Prinzen von Geblüt, denen ihre Geburt das Recht der Pairie verleiht, das gewöhnliche Alter, das zum Eintritt in die Pairskammer erfordert wurde, d. h. 25 Jahre, oder ein früheres nur nöthig sein solle. Man entschied sich dahin, daß die Zulassungsfähigkeit von denselben Bedingungen bei allen Pairs abhängig zu machen sei, daß mithin auch Prinzen, wie andere, erst zu 25 Jahren in die Pairskammer Eintritt haben sollten. Da erklärten sich die zwei Söhne Louis Philipp's für Pairs kraft ihrer Verwandtschaft mit Karl X. und beriefen sich auf die Charte von 1814, die ihnen den Eintritt ohne Beschränkung verstatte. Die Fiction ward angenommen und beide erhielten ihren Sitz in der Pairskammer, der eine kaum 20, der andere noch nicht 16 Jahr alt, doch nicht als königliche Prinzen, sondern als Vettern des verbannten Karl X. Für die muthmaßlichen Erben des Julithrons in der That eine allzukühne Vertheidigung ihres Rechts! Damals weigerten sich die Pairs auch die Vollmachten des jungen Herzogs von Orleans zu prüfen, unter dem Vorwande, daß seine Gegenwart schon an sich ein hohes Glück für die Pairie sei und ihr nicht geringen Glanz verleihe. Eine seltsame Entschuldigung! Doch verräth der präsumtive Thronerbe durch seine Attitüde in der Kammer weder seine Theilnahme an den Geschäften, noch seine Bekanntschaft mit denselben, und bisher hat er für Frankreich mehr durch seine Pferdeliebhaberei, als durch seine legislative Thätigkeit geleistet. — Unter dem Befehle des Großreferendars, der zugleich die Stelle des Oekonomen der Pairie vertritt, steht eine Schaar von Unterbeamten, die Greffiers (Canzleischreiber), der Secretair des Präsidenten, der Bibliothekar, die Staats- und Gerichtsboten (messagers d'Etat et huissiers). Die Familie Cauchy ist seit langer Zeit im erb- und eigenthümlichen Besitz der Canzlei und der Archive; sie macht allein eine Art von Colonie im Luxemburg aus, dessen obere Etagen sie bewohnt; alle Glieder dieser Familie erhalten mit ihrer Anstellung in der Canzlei das rothe Bändchen der Ehrenlegion; sie werden gleichsam als Ritter der Ehrenlegion geboren! —

Jede neue Pairsfournée bringt gewöhnlich einige Obscuritäten in die noble Versammlung, die dann dem neuen Ankömmling nicht immer die freundlichste Grimasse schneidet, da solche nur für den erblichen Pairssohn (die Söhne derer, die vor 1830 schon Pairs waren, behielten ihr Erblichkeitsrecht) aufbewahrt wird; ja, man moquirt sich zuweilen über den obscuren Fremdling. So fragte der Baron Pontécoulant den neugebackenen Pair Professor Cousin bei seinem Eintritte in die Kammer: „was er für einen Namen habe" — und der Professor ward blaß vor Ingrimm über die adlige Unverschämtheit.

Die Minister haben stets eine hervorstechende Geringschätzung der Pairskammer gezeigt; sie erscheinen hier nur selten, sprechen und handeln in großer Hast, jedoch ohne großen Eifer, und entfernen sich stets immer eben so eilig, als sie gekommen sind. Die Tribunen sind selten stark besucht; finden sich Damen dort ein, so kann man sicher darauf rechnen, daß diese hektischen Greise die letzten Trümmer ihrer verwitterten Galanterie hervorsuchen, um die Coquetterie der weiblichen Besucher in Bewegung zu setzen; vorzüglich stark in dem Metier sind einige traurige Ueberreste des Dandyemus der Kaiserzeit. Außerdem aber beurkunden die Herren Pairs durch überlaute Conversationen während der Verhandlungen nicht etwa ihren regen Sinn und Geschmack an den zu verhandelnden Gegenständen, und selbst im Augenblicke der Abstimmung bedarf es wiederholten Rufs und mehrfachen Klingelns von Seiten des Präsidenten, um sie an ihre Pflicht zu erinnern. —

Als Gerichtshof verdient die Pairskammer, wenn auch kein größeres Interesse, doch noch einiger Erwähnung. Im 28. Art. der Charte vom 7. August 1830 heißt es: „Die Pairskammer erkennt über Hochverrathsverbrechen und über verbrecherische Unternehmungen gegen die Sicherheit des Staats, welche noch gesetzlich bestimmt werden sollen," — und im 29. Art.: „Ein Pair kann nur auf Befehl der Kammer verhaftet und in peinlichen Sachen nur von ihr gerichtet werden." In der Charte von 1814 (Art. 33. 34. 55.) fanden sich dieselben Bestimmungen ebenfalls mit dem Zusatze, daß Hochverrath und Attentat gegen die Sicherheit des Staats noch besonders gesetzlich bestimmt werden sollten. Bis zum Augenblicke, wo jenes Gesetz erschien, war also der Pairshof nicht competent über jene Verbrechen zu richten, und seine richterliche Competenz erstreckte sich nur auf Processe gegen seine Mitglieder und die Minister. Das versprochene Gesetz erschien nicht bis 1830, gleichwohl haben die Pairs wiederholt und in Folge einfacher Ordonnanzen in dieser Zeit sich angemaßt, dem 33. Art. der Charte von 1814 gemäß, zu richten. Seit 1830 hat ein einziges Gesetz den 28. Art. der neuen Charte erläutert, das über die Associationen (vom 10. April 1834), und durch dasselbe sind nur die von den Associationen begangenen Attentate gegen die Sicherheit des Staats der Jurisdiction der Pairs überantwortet (Art. 4. §. 1. des angeführten Gesetzes), dennoch hat die Kammer der Pairs seit 1830 auch in andern Fällen das Richteramt übernommen, und wir erinnern hier nur an den Proceß der Aprilangeklagten. —

(Der Beschluß folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

Bilder und Träume aus Wien ꝛc. ꝛc.

(Beschluß.)

Wie die Wiener sprechen und sich unterhalten, was dort ins Fach der Zähne und des Gaumens schlägt, den Fiaker, Strauß und Lanner schilderte Glaßbrenner sehr gut. Da ist alles so wahr, so herzig, so interessant und schlagend, daß man ihn liebgewinnen muß; aber bald muß ich leider wieder zu den versetzten Blättern des Buches, die Mängel meine ich, zurückkehren.

Wie ließ sich G. über die österreichischen Literaten vernehmen? Fragmentarisch und falsch. So witzig und wahr die Bemerkungen über lyrische Poesie im Allgemeinen sind, so sehe ich doch nicht ein, wie er just in Oesterreich darauf kommt. Dort giebt es keinen rein lyrischen Dichter. Der weite phlegmatische Bauch des Epos verhindert die sanguinischen lyrischen Füße, denen noch so manche Hemmketten angelegt sind, frei umherzuspringen. Selbst in Grün waltet das epische Element vor. Die Uebrigen sind Dramatiker, Humoristen und Witzbolde. Höchst falsch aber hat er Frankl, Braunthal und Lenau besprochen. Ersterer schlägt, nach seiner Meinung den ächt wienerischen Ton an; Jedermann aber erkennt leicht und gleich aus dem orientalischen Bilderreichthum dieses Dichters, daß er an Rückert, jenem Gusikow, der selbst Strohhalmen musikalische Töne entlockt, sich heraufgebildet. Kurz und scharf fertigt er Braunthal's „Faust" ab; aber das Wirken dieses Dichters, das Streben und Kämpfen dieser Männer mit der eisernen Stirne und dem tiefgebrochenen Herzen, erkannte er nicht und nimmer. — Mein edler Landsmann Lenau wäre an Uhland'scher und Heine'scher Muse groß geworden? Lenau ist in seinen Poesieen durch und durch Ungar. Wir Magyaren sind eine kühne, feurige, rasche Nation, und dennoch sind unsere Lieder, unsere Musik sanft und traurig; man möchte weinen dabei. Unsere Lieder stimmen den Leser ernst, wie ein regnerischer Tag, die Weisen unserer Musik klingen wie das Leid und Lied betrogener Bräute. Ja, selbst die Klänge, die das Sporengeklirr des werbenden Husaren begleiten, selbst unsere Schlachtmärsche sind düsterer Natur und herzzerreißend. Und dieser stille Schmerz des Vaterlandes ging über in das Herz, in die Lieder seines Sohnes. — Dem Urtheile über Saphir läuft wohl etwas Bosheit mitunter. Die dramatischen Dichter behandelt er ziemlich oberflächlich, desto tiefer aber geht er in das innere Getriebe des Burgtheaters und der Volksbühnen ein.

Was die Träume des berliner Reisenden anbelangt: so lebt und webt darin ein ungeheucheltes Gefühl, Poesie und Humor. Da ist Wahrheit und Schmerz nicht auseinander gerissen, da hat der Autor sich das Mäntelchen eines Shakspeare's

schen Narren umgeworfen, der die bittersten Wahrheiten mit dem Klingklang seiner Schellenkappe begleitet. So sehr ich in Glaßbrenner den Reisenden getadelt, so hab ich den Humoristen liebgewonnen. Seine „Bilder" sind weder für Oesterreich, noch für Deutschland, noch für die Unsterblichkeit gezeichnet — seine „Träume" hingegen für viele Herzen geschrieben.

Menzel's Reise geht in einer Kutsche vor sich. Da rollen die Räder, da gibt's Peitschengeknall, da legt sich der Staub auf Kleid und Brust. Ermüdet, ist man froh, ein Lager zu finden. Mit Glaßbrenner segeln wir auf einem Dampfbote. Man speist, man spielt, man ergebt sich auf dem Verdecke, man reist wie im Traume; nur dann und wann stinkt's nach Steinkohlen. Karl Beck.

Correspondenz.

Aus Cöln.

[Der cölner Carneval 1837.]

Einmal des Jahres läßt sich von Cöln etwas Lebendiges, das nur in der Gegenwart Interesse hat, erzählen, es ist in den letzten Tagen des Carnevals; sonst lassen sich meistens nur Ueberreste vergangener Jahrhunderte aufzählen: der Dom und sein Bild, Wallraf's Meduse, Ruben's Kreuzigung Petri, oder, will man statt Jahrhunderten, Jahrtausende zurück geben, da lassen sich noch römische Ueberreste in Menge auffinden; noch läßt sich die Straße bestimmen, in der Agrippina den Germanicus geboren hat, noch stehen die Mauern, welche die Colonie zuerst beschützen sollten; im Hause, das ich in diesem Augenblicke bewohne, hat vordem Helena, die fromme Mutter Constantin's, gehaust, und wenige Schritte von hier hat sie den entsetzensvollen Brunnen entdeckt, in dem die verstümmelten Leiber der Schaar des heiligen Gereon noch unverwest lagen, und über den die St. Gereon's Kirche erbaut wurde; aber alles dieses und unendlich mehr, was sich sträubt, in eine Paranthese eingeflochten zu werden gehört der Vergangenheit, die zwar die Grundlinien und Dekorationen eines Ortes liefern mag, aber der es an lebendiger Beleuchtung, an Abwechselung und Bewegung fehlt. — Cöln übrigens wegen Mangels an Leben anzuklagen wäre ungerecht, denn die 6 bis 8 Sommermonate ist es eine wahre Laterna magica, oder ein großes Wirthshaus für alle englischen, französischen und deutschen Karikaturen oder auch regelrechten Menschen, die den Rhein bereisen; ich meine 200,000 solcher Zugvögel in einem Sommer wäre nicht zu viel angegeben, da ein einziges mir bekanntes Hôtel deren 36,000 beherbergte; aber alles dies ist kein cölner Leben; der Handel beschränkt sich auf gewisse, dem Rhein nahe liegende Stadtquartiere, und läßt die andern unberührt, aber der Carneval belebt die ganze alte Maschine der Colonia Agrippina. Gleich nach Neujahr verändern die sonst nur mit politischen Nachrichten und Anzeigen gefüllten Zeitungen ihre Physiognomie; mehrere Hanswurstvignetten springen ins Auge und verkünden meist in Versen, daß das große Narrencomité seine Sitzungen beginnt.

Von dieser Zeit an sind die reichsten Kaufleute, die gewichtigsten Stadträthe, kurz die ganze cölner Aristokratie, die man unter dem Namen „Klüngel" bezeichnet, nicht mehr was sie sonst sind, sondern blos Mitglieder des großen und kleinen Rathes der Narren. Man kommt ungefähr allwöchentlich in einem großen Saale zusammen, um zu deliberiren, welche Tollheiten man vornehmen will, Lieder zu singen und Wein zu trinken. Dieser Carnevals-Lieder existiren eine große Menge zum Theil ganz allerliebster, die oft sehr spaßhaft angebracht werden. — Es sitzen 3 bis 400 Männer ehrbar zusammen, jeder mit einer Narrenkappe, die alljährlich eine andere Façon annimmt, auf dem Kopfe, und deliberiren über irgend einen Gegenstand, der nicht sogleich entschieden ist; der Präsident klopft auf den Tisch und sagt: meine Herren, wir werden am besten thun, zur Lösung dieser Frage das Lied ohne Worte anzustimmen. Auf einen Wink stimmt nun das immer bereite Orchester ein lebendiges, in seiner Art meisterhaftes Lied vom hiesigen Domcapellmeister Seibel an, das der Chor von 400 Männern mit summt, und an gewissen Stellen entweder durch ein allgemeines Husten, Zischen, Niesen oder Lachen begleitet. Die komische Wirkung ist unfehlbar; dann wird die Deliberation ruhig fortgesetzt. Diesen Comités dürfen nur Mitglieder, die sich das Recht durch 3 Thlr. erkaufen, oder Fremde, die eingeführt werden, beiwohnen; inmitten dieser Mitglieder herrscht wieder unumschränkt „der kleine Rath". Die Zeitungswitze drängen sich je näher die drei tollen Tage rücken. Lange vorher wird der große Maskenball auf dem Gürzenich verkündet. Der Gürzenich ist ein großer Saal und schon wegen seiner Größe merkwürdig, aber auch darum weil er eines der wenigen Beispiele des Sieges der Poesie über die Prosa ist; denn vor Zeiten war er ein Kaufsaal; damals wie jetzt konnte er 4000 Menschen fassen; jetzt aber wird er nur im Carneval, zur Zeit der Gemäldeausstellung, und zum großen rheinischen Musikfeste, das alle 4 Jahre hier gehalten wird, geöffnet. Auch diese Ball-Anzeigen sind mit Späßen durchflochten, in denen man mit Feinheit anzubringen sucht, daß man nicht etwa umsonst, sondern für 1 Thlr. die Entrée erlangt, — Verse in cölnischer Mundart, jener Sprache, in der die Nibelungen geschrieben sind, nicht unähnlich, erscheinen jeden Tag, um die Neugierde und die Maskenlust anzureizen; 50 Speculanten zeigen täglich an, daß sie Dominos sehr billig zu vermiethen haben; andere stellen ihre Annoncen auf den Kopf, so daß man die unterste Zeile zuerst lesen muß, andere verlieren sich in noch schwierigere hanswurstliche Kunststücke, kurz ein Jeder ist, um mit den Cölnern zu sprechen, so geck wie er kann. — Daheim sieht man sich während dessen um, wo man seine Kinder oder sich selbst am großen Tage des Maskenzuges unterbringen möge; — denn der Carneval ist, nicht wie er einst wohl war, ein allgemeines Volksfest, wo Jeder dafür sorgen mußte eine Maske für sich selbst aufzutreiben, die große, große Mehrzahl besteht aus müßigen, aber oft nicht unergetzten Zuschauern. Vor Zeiten zogen die ersten Damen und Herren der Stadt als Kappesbauern (Kohlbauern) oder Fischer, oder als Ritter und Damen durch die Stadt; Maskenzüge drangen in die Häuser ein, und man neckte und ließ sich mit Grazie necken; aber dieser Gebrauch ist verschwunden, und jetzt ist die Lustbarkeit in den Händen Weniger. Am Donnerstag vor Fastnacht ist der sogenannte Alte-Weiber-Fasching, der sich eigentlich nur dadurch vor andern Tagen auszeichnet, daß man in allen Häusern Schweinsbraten ißt; um diese Zeit erscheint auch das Programm der Festlichkeiten, das den Hanswurst völlig als Beherrscher und Helden der nächsten Tage einsetzt. — Jedes Jahr hat seine Losung, um die sich aller Spaß und Witz dreht; voriges war es die Auffindung des Steines der Weisen, dieses war es die Jubelfeier des alten Herrn Farina, der 50 Jahre hindurch an dem cölner Carneval thätigen Antheil genommen, und nun durch den Hanswurst feierlich als Jubel-Kölner gekrönt werden sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 39. — den 24. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Skizzen aus Petersburg.

1.

Die finländischen Schornsteinfeger.

Ich wache einstmals mitten in der Nacht auf. Da glaube ich ein Geräusch zu vernehmen, das meiner Ansicht nach von dem Schritte eines vorsichtig schleichenden Menschen herrührt. „Wer ist da?“ rufe ich, so laut ich kann. Keine Antwort; das Geräusch aber dauert fort, und kommt immer näher und näher. Nun war es mir nicht länger möglich, ruhig im Bette liegen zu bleiben; trotz aller Kälte und der mich umgebenden Dunkelheit sprang ich auf und öffnete schnell meine Thür. Beim schwachen Scheine meiner auf die Erde gestellten Laterne erblickte ich eine jener schwarzen Gestalten, die aussehen, als hätten sie erst ganz kürzlich das Reich der Unterwelt verlassen. Kein Zweifel, der Mensch ist ein Dieb, welcher bei Nacht und Nebel ins Haus eingebrochen ist. Mich über ihn herstürzen, ihn beim Kragen fassen und tüchtig schütteln, ist das Werk eines Augenblicks. Der arme Teufel, über den ich einen so raschen und ruhmlosen Sieg erfocht, stotterte in seiner barbarischen Sprache einige Worte hervor, von denen ich keine Sylbe verstand; dagegen gab ich ihm handgreiflich zu verstehen, daß er ein Dieb, ein Schurke sei. Wir beide hätten zehn Jahre so mit einander fortsprechen können, ohne uns gegenseitig zu verständigen, obwohl es ziemlich laut herging. Da öffnet sich eine Thür im nächsten Corridor, und ich eile dahin, wo ich Licht sehe. Da mein Anzug, wie man leicht denken kann, eben nicht ballmäßig war, so nahmen meine Wirthin, ihre Muhme und zwei Töchter, so schnell sie können, Reißaus vor mir; ich ihnen nach, und erst als sie deutlich meine Stimme erkannt haben, bleiben sie stehen, und auf den gewaltigen Schreck folgt eine Heiterkeit, die sich in einem unmäßigen Gelächter Luft macht. Ich werde vor einen Spiegel geführt, und erschrecke nun vor mir selber. Mein Gesicht war so schwarz, als das eines Mohren aus Monomotapa.

Indessen erzähle ich, daß ich einen Menschen festgehalten, und nun folgen mir die Damen zitternd nach. Als wir ins Vorzimmer treten, höre ich denn endlich, daß jener vermeintliche Dieb nichts mehr und nichts minder ist, als ein ehrlicher Essenkehrer, der sich in bittere Klagen darüber ausläßt, daß einer der Miethsleute ihn, den Unschuldigen, gar arg gemißhandelt habe. Die Wirthin, von Geburt eine Engländerin, wirft mir nun in sehr wenig abgemessenen Ausdrücken meine Uebereilung und Heftigkeit vor. „Geehrte Frau,“ gebe ich ihr zur Antwort, „ich sehe wohl, daß mir die Bekanntschaft mit den eigenthümlichen Sitten dieses Landes theuer zu stehen kommt. Im ganzen übrigen Europa verrichten die Schornsteinfeger ihre Arbeit am hellen, lichten Tage Weshalb haben Sie auch nicht die Güte gehabt, mir zu sagen, wie es damit

in St. Petersburg gehalten wird. Es ist gar nicht hübsch, daß Sie sich über mich beklagen; denn ich war auf die Sicherheit Ihres Eigenthums bedacht. Außerdem habe ich ja nicht Ihnen, sondern jenem braven jungen Mann etwas zu Leide gethan, und den will ich auf der Stelle nach Möglichkeit entschädigen." — Nun war wieder Ruhe, und Alles klärte sich auf; mit Ausnahme der Gestalt beider nächtlichen Kämpen. Der Finländer, ganz gerührt von den Schmerzensgeldern, die ich ihm gab, bat mich, ihm ja nicht übel zu nehmen, daß ich ihn geprügelt habe.

Am Morgen, beim Frühstück, war ich der Gegenstand mancher höchst ergetzlichen Sticheleien, die ich mir lächelnd gefallen ließ; bei dieser Gelegenheit hörte ich denn auch, daß die Essenkehrer in Rußland ein bedeutende Corporation oder Innung bilden.

In Petersburg werden die Schornsteine fast alle acht Tage gekehrt, und zwar bei Nacht, was seinen guten Grund hat, denn wollte man am Tage die Luftlöcher der Oefen reinigen und öffnen, so würde aller mühsam angehäufte Wärmestoff binnen wenigen Minuten entweichen; um das nun zu verhüten, sind alle Feuerherde so angelegt worden, daß sie fast hermetisch verschlossen werden können. Nachdem Morgens die Oefen geheizt, werden sie zugemacht, und Abends, wenn das Feuer ausgelöscht worden ist, verdeckt man die Schornsteine. Es ist begreiflich, daß in einem Lande, in welchem die Kälte eine solche Rolle spielt, wie in Rußland, die Essenkehrer wichtige Personen sind: das Feuer ist Leben, die Kälte ist Tod; und daher nimmt es mich Wunder, daß die alten Russen, vor ihrer Bekehrung, nicht das flüchtige Element des Feuers angebetet haben.

Die Essenkehrer verrichten ihre Arbeit folgendermaßen: Sie steigen auf das Dach und lassen in den Schornstein einen dicken Stein hinab, an welchem ein Besen befestigt wird. Die Operation macht ein donnerähnliches Geräusch, das man sieben bis acht Monate im Jahre allwöchentlich einmal zu hören verdammt ist. Doch gewöhnt man sich eben sobald daran, wie der Kleinstädter in der Residenz an das unaufhörliche Wagengerassel.

Alle jene rabenschwarzen Menschen, die uns so oft im Schlafe stören, sind grundehrliche Leute, und so lange Petersburg steht, hat noch nie ein Schornsteinfeger auch nur die unbedeutendste Kleinigkeit gestohlen. Die Altmeister der Innung üben die unnachsichtlichste Strenge über ihre Untergebenen aus, in deren Reihen sich gar kein zweideutiges Individuum einschleichen kann, so gute Maßregeln sind getroffen worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pairs im Palast Luxemburg.

(Beschluß.)

Das bisher Gesagte diene nur als Beweis von der Rechtmäßigkeit, mit der der Pairshof sein Richteramt übernommen; wie er dasselbe ausgeübt, davon noch ein Wort. Der Pairshof, der selbst über seine Competenz entscheidet, bildet sich seine Procedur, so wie sein Strafgesetz auch selbst nach dem Bedürfnisse des Augenblicks. Die Gesetze sind für ihn nur ein Arsenal, in dem er sich die passendsten Waffen nach Lust und Belieben auswählt. Zugleich ist er einzige und höchste Instanz da, wo er richtet, und unbeschränkt in seinem richterlichen Befugniß. Solches sind die Garantieen, die der Angeklagte vor den Pairs hat. Von 1815 bis 1836 hat die Pairie ihr Richteramt vielfach ausgeübt. Durch königliche Ordonnanz wurden ihr überantwortet: der Marschall Ney — angeklagt des Hochverraths gegen den König, zum Tode verurtheilt und erschossen —; der Mörder des Herzogs von Berry, Louvel — zum Tode verurtheilt und guillotinirt —; der Verfertiger der Höllenmaschine von 1835, Fieschi und seine Complicen, Pepin und Morey — zum Tode verurtheilt und sämmtlich guillotinirt —; der Königsmörder Alibaud — guillotinirt. Der Königsmörder Meunier wird in wenigen Tagen vor den Pairs erscheinen; nach dem Schicksale aller Vorgenannten darf man auch auf Meunier's Schicksal schließen. In dieselbe Kategorie gehören noch die Angeklagten vom August 1810, vom April 1834 und vom Juni 1836 — ihr Loos war Verbannung oder langwierige Kerkerhaft. Durch Anklage der Deputirtenkammer wurden den Pairs übergeben: Die Exminister Karl's X. — der Pairshof verurtheilte sie zu lebenslänglicher Festungshaft. Aus eigner Machtvollkommenheit lud der Pairhof vor seine Schranken: den Grafen Kergorlay wegen Preßvergehens, die Geranten des Drapeau blanc und National wegen Beleidigung der Pairskammer, und aus gleichem Grunde die Beistände und Vertheidiger der Aprilangeklagten, nebst den Geranten der Journale Reformateur und Tribune, in denen jene Männer einen Brief an ihre Clienten abdrucken ließen, den Graf Montebello als beleidigend für die Pairs der Kammer denuncirte — diese Angeklagten wurden sämmtlich zu Gefängniß und hoher Geld-

strafe verurtheilt. Nur die Beschwerden gegen einzelne Pairs, die bei dem Pairshofe angebracht wurden, sind ohne Verurtheilung und Strafe geblieben, außerdem bezeichnen Bluturtheil und strenge Strafen die Annalen der Gerichtssitzungen der Pairie. — Solch' eine Gerichtssitzung gewährt dem Beobachter ein trauriges Bild. — Diese kahlen Häupter, sämmtlich beinahe übers Grab gebückt, deren ganzes Leben nur ein einziger politischer Kampf gewesen, noch ihr Ende bezeichnend durch schnöden Parteihaß, prunkend mit einer Würde, die, vor der Gewalt hergehend, sich mit allem Pomp der äußern Gewalt umgeben muß, um dem Hohne des Volks zu entgehen; gegurtet mit dem Mantel der Gerechtigkeit, unter dem sich schlecht verhehlte Leidenschaft verbirgt. Die Ermordung des Marschall Ney, die harte Verurtheilung Armand Carrel's und der Aprilanacklagten, nachdem man ihnen sämmtlich das Recht der Vertheidigung geschmälert, dienen hierzu als Beleg. — Zur Zeit der Restauration schmückte sich der Pair noch mit dem Hermelinmantel und einer Art faltigem Barett mit weißen Federn, jener eitle Prunk hat einem blauen, militairisch zugeschnittnen Frack, dessen Kragen und Aufschläge mit Gold gestickt sind, Platz gemacht. — Dies ist auch das Costum bei ihren richterlichen Functionen. — Unter dem Kaiser ward der verstorbene Senator auf Staatskosten officiell einbalsamirt; man schloß mit dem Chemiker Cadet-Gassicourt einen Vertrag ab zur Uebernahme des Geschäfts. Solch' ein vertragsweise einbalsamirter Senator kostete dem Staate 300 Francs; gegenwärtig hat man es in die Willkür der Pairs gestellt, sich selbst einbalsamiren zu lassen. — Als ich einst in die Katakomben des Pantheon hinabstieg, die Grabdenkmale „der großen Männer" Frankreichs zu betrachten, erzählte mir mein Begleiter, ein alter Capitain der Kaisergarde, daß ehemals hier ein Führer gewesen, der, indem er den beschauenden Fremden sein Führerpensum vordeclamirte, sich der stehenden Redensart bedient habe: „Mein Herr, Sie sehen nur wenige Gräber berühmter Männer, — einstweilen hat man wahrscheinlich die Senatoren hier beigesetzt" (là sans doute en attendant les grands hommes, on met les sénateurs). — Ich habe den Wink des naiven Führers beachtet. Seit 20 Jahren gibt es keine Senatoren mehr, — noch hat das „dankbare Vaterland" keinem Pair ein Plätzchen in den Katakomben des Pantheon gegönnt! —

Dr. Robert Lippert.

Correspondenz.

Aus Cöln. (Beschluß.)

[Der cölner Carneval 1837.]

Am Sonntage fand die große Kappenfahrt Statt; wer Wagen oder Pferde aufbringen kann, reitet oder fährt an diesem Tage des Nachmittags, aber mit der bezeichnenden, schon erwähnten Narrenkappe angethan, in offenen Wagen durch die Stadt; alle Fenster sind geöffnet, wer hübsch ist, stellt sich voran, um die Begrüßungen der hanswurstlichen Unterthanen zu empfangen; die einzigen Damen, die an diesem Zuge Theil nehmen, sind verkleidete junge Leute, die entweder mit Köchinnenhauben, oder in alte Frauenmäntel und Frauenhüte gehüllt ganz horribel aussehen, aber trotz dem kokette Blicke und verschämte Mienen in die Runde vertheilen. Mancher sitzt verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand; andere rauchen aus klafterlangen Pfeifen, oder ellenlangen Cigarren; andere beliebäugeln die Schönen an den Fenstern durch tellergroße Lorgnetten oder mannsdicke Fernröhre, halten ihnen Spiegel vor oder dergleichen Possen mehr. Niemand denkt nur daran, einen solchen Spaß übel zu nehmen, sondern ein Jeder lacht, und sucht wo möglich etwas noch komischeres zu Wege zu bringen. Endlich bricht die Nacht ein und die Fahrt ist zu Ende. Abends ist ein lustiges Stück im Theater, wo schon am Sonnabende ein improvisirter Spaß, der in diesem Jahre Straußens Concert persifliren sollte, aufgeführt wurde; die Capellmeister Jean Bouquet aus Paris und James Ofield aus London waren angekommen, und ließen sich hören; Mlle. Sarastro sang eine Arie u. s. w. Die Spielenden waren Herren aus der Narrengesellschaft. —

Am Montage versammelten sich, nach der Anzeige, um 9 Uhr Morgens sämmtliche Masken auf dem Neumarkt, wo sie vom Helden des Tages, Hanswurst, empfangen wurden, der sie dann mit vielen Tollheiten dem Jubel-Cölner vorstellte. Nachdem dieses und alle Anordnungen beendet waren, es vergingen 3 Stunden darüber, setzte sich der Maskenzug in Bewegung — die ganze Truppe des Herrn Baptiste Loiset, 70 Pferde stark, hatte sich angeschlossen und während des langen Wartens das Volk durch allerlei harmlose Ausgelassenheiten und Kunststücke amüsirt; Hanswurst war ein hübscher junger Cölner, in rothem und buntem Sammet reich gekleidet, der allein auf einem ungeheuren Wagen unter indischen Schirmen stand und das Volk begrüßte; vielleicht 20, zum Theil ungeheure Gebäude folgten ihm; der eine Wagen ward von 5 Löwen gezogen, vermuthlich verkleideten Pferden, und trug den Olymp; ein anderer enthielt eine Zigeunerfamilie mit Esel und Wiege, die an der Schmiede saß; einer — alle möglichen Kopfputze, von der Krone angefangen, bis zur baumwollenen Nachtmütze; einer — einen gigantischen Teller mit Mutzen, dem beliebten Carneval-Gebackenen; Schilderhäuser mit lächerlicher Wache, auch der früheren alten cölner Stadtwache, mit rothen Röcken und dreieckigen Hütchen, Funken genannt, den früheren Leipziger Stadtmäusen verwandt; ein altmodisches Orchester, von 12 als Schimmel gekleideten Menschen gezogen; dazwischen Musikbanden als Köchinnen verkleidet, gräßlich, und nach hiesiger Sitte, alles auf dem Kopf zu tragen, mit Käsen, Kuchen, Kalbskeulen, Flaschen u. s. w. gekrönt; voriges Jahr war eine Familie mit einem Wickelkinde, das mit Pappe gefüttert wurde, und während des Essens immer mehr wuchs, bis es zuletzt an beiden Seiten des Wagens herausragte; Wunderdoctor mit Zubehör, Schneiderwerkstätten, Wäscherinnen mit Fässern und Leinen zum Aufhängen, das Alles gehört in den Zug; reisende Engländer, die immerfort „ah"! sagen, und ein Courier, der ihnen vom Bocke herunter alles erklärt; dies Jahr ritt an der Spitze eines gewaltigen Zuges von Marschällen und Generalen ein wohlgenährter stattlicher König, dessen Unter-

gesicht etwas breiter war als das Obergesicht, und der vom Pferde herunter von diesem und jenem Bürger eine Prise begehrte. Ritter, Wilde, Teufel, Damen aus allen Jahrhunderten, die allerliebsten Knaben Loisset's als Jockeis eines ganz kleinen Viergespanns, dies alles ging bunt durch einander — und fast an der Spitze des Zuges fuhr in offener Kalesche mit 3 Enkelchen der 80jährige Jubel-Cölner mit Lorbeern bekränzt. —

Ein heller Sonnenschein beleuchtete die festgefrornen, also nicht schmutzigen Straßen, eine Conjunctur, die unter die seltensten Begebenheiten des Carnevals aufgezeichnet zu werden verdient; ungeachtet die Masken sich alle unter ihren Tricots oder andern knappen Kleidern sehr warm gekleidet hatten, fror einen doch bei dem Gedanken, daß sie 5 — 6 Stunden in freier Luft aushalten mußten. Endlich war auch dies Schauspiel zu Ende, und jeder ging zum Essen, was heute ohnedies verspätet worden war. Nachmittags war ein buntes Gewühl auf den Gassen, die Masken gingen unter den Unverkleideten einher, oder ritten auf Eseln und neckten und zerrten sie, bis die Theaterstunde kam; um 9 begann der Gürzenich-Ball, was eigentlich als das Hauptfest angesehen wird. Eine alterthümliche Treppe führt vom Hofe unmittelbar in den ungeheuren Saal: manchmal fehlt es nicht an vorbereitenden Inschriften über der Thür als „dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Schillerchen". Alles muß es sich gefallen lassen, zur Belustigung zu dienen. Kommt man eine Stunde nach dem Anfange, so empfängt einem schon ein unbeschreibliches Gedränge — 18 bis 20 sehr einfache Lustres erleuchten diese Volksmasse hinlänglich, zwischen den Lustres hängen Vogelbauer mit Papageien und — Haushähnen, deren gelegentliches Gekrähe eine allgemeine Lustigkeit und Krählust weckt; große Pfeiler stutzen die Decke und sind von oben bis unten mit bunten Carnevalsbildern, die aber ein Laie nicht entziffern kann, bedeckt, eben so prangt die Decke von 1000 Symbolen der Hanswurstlichkeit; ungefähr ein Drittheil des Saales ist erhöht und bildet auf diese Art eine Tribune, von der man den übrigen Raum bequem übersehen kann; längs der einen langen Seite des Saales läuft eine Gallerie, in deren Mitte ein Thron für den Jubel-Cölner errichtet war, und die ebenfalls eine bequeme Uebersicht gestattete. Faßt der Saal überhaupt 4000 Menschen, wie man es versichert, so waren sie auch an diesem Faschingsmontage darin, denn es war ein ungeheures Gedränge; die innere Polizei war ganz in den Händen der maskirten Funken, die scherzend und lachend einen Jeden zur Ordnung brachten; aber in dieser, wie es sich versteht, ganz gemischten Gesellschaft, war sogar ihre Hülfe kaum nöthig, und wären nicht einige Studenten als Friedensstörer dazwischen gewesen, so hätte vielleicht Niemand einer Ermahnung bedurft; alles war heiter, lustig, mitunter etwas betrunken, aber Niemand verletzte den Anstand. Am Anfange des erhöhten Theiles des Saales war eine große Bude errichtet, in der allerlei spaßhafte Kunststücke ausgeführt wurden; unten bewegten sich Masken, Dominos, Herren mit Narrenkappen, andere mit runden Hüten auf dem Kopf, Damen von Stande in möglichst einfacher Kleidung und unmaskirt, doch erlaubt die Sitte ihnen auch in Dominos zu erscheinen. Zwei Orchester spielten den wenigen Tanzenden, die sich mit Heldenmuth Platz machten, auf; die Hanswurste schlugen mit ihren Peitchen dazwischen und spielten die Hauptrolle. So trieb man sich die Nacht über herum, bis um Punkt 4 Uhr die Lust auf höheren Befehl schweigen mußte. Ueber diese kleinen menschlichen Freuden war ein glänzender Sternenhimmel ausgebreitet, Mars und Jupiter leuchteten wie Edelsteine in rothen und bläulichen Flammen; es war eigen aus diesem Getöse und Lichtergequalme in die stillen Gassen zu treten, und 100 Schritte von dem Schauplatze des Festes in völliger Einsamkeit nach Hause zu wandeln.

Dienstag um 11 Uhr war Morgentheater, um 4 Uhr großes Diner auf dem Gürzenich, bei dem aber nur Masken Zutritt hatten, und Abends Maskenball im Theater, der nicht viel anders ist als alle Feste dieser Art; und hiermit verfällt die Stadt in ihre alte gewöhnliche Prosa, der Gürzenich wird geschlossen, und Niemand würde in dem alten, ernsthaften Cöln den Schauplatz so vieler Narrheiten erkennen.

A. L. Beer.

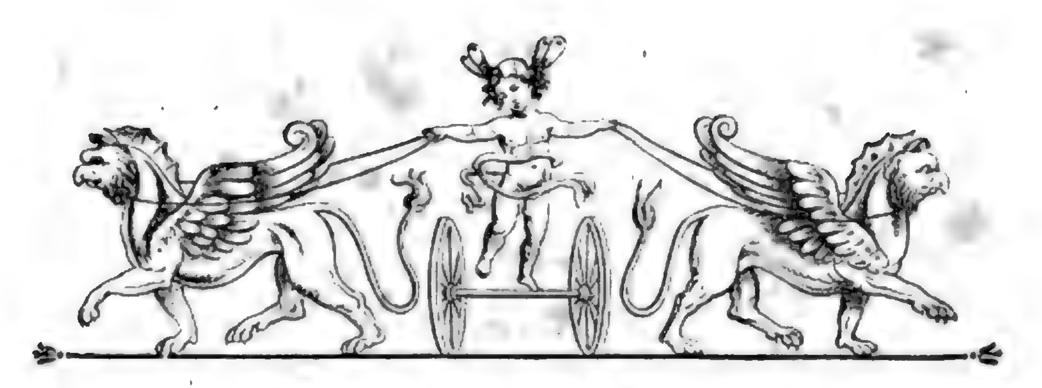
N o t i z.

[Das Hydro-Oxygen-Gas-Mikroskop.]

Dieses eigenthümliche, erst kürzlich von dem Engländer Cary erfundene Instrument zeigte ein Herr C. Döbler seit einigen Tagen mit vielem Beifall in Leipzig. Es ist darin mehr geleistet, als je bisher mittelst Anwendung der Optik hervorzubringen vermocht wurde. Das Mikroskop des Herrn Döbler unterscheidet sich von allen andern Vergrößerungsgläsern dadurch, daß die zu vergrößernden Gegenstände durch das blendendste Gaslicht erhellt gegen eine weiße Wand als Schattenbild abgespiegelt werden, ganz so, wie bei jeder gewöhnlichen laterna magica. Die Flamme, erzeugt durch Vereinigung von Wasser- und Sauerstoffgas, die beide wieder auf Kalk ausströmen, ist von so unglaublicher Helle, daß selbst die Flamme eines gewöhnlichen Lichtes noch deutlich einen Schatten wirft. Vermittelst dieser an sich sehr einfachen Vorrichtung ist es möglich geworden, die Vergrößerung auf einen unglaublich hohen Grad zu steigern, die in höchster Potenz das Dreimillionenfache der natürlichen Größe des unter die Gläser gebrachten Objects erreicht. Unter den vergrößerten Gegenständen erregen das meiste Interesse die lebenden, dem bloßen Auge meist unsichtbaren Insecten in einem Wassertropfen. Die eigentlichen Infusorien schwellen an zur Größe einer Haselnuß, während andere Insecten die Größe eines Taubeneies und darüber erreichen. In wirbelnder Bewegung wühlt und arbeitet eine unermeßliche Welt zahlloser Insecten durcheinander und fesselt die Aufmerksamkeit jedes Freundes der Natur. Die fast unsichtbaren feinsten Wasserschlängelchen schwellen zu armstarken Riesenschlangen an, die einen eben so bunt geschuppten Schuppenpanzer zur Schau tragen, wie jene. Gleich bewunderungswürdig sind die gezeigten Insectenlarven, die in natura 2 bis 3 Linien lang sich in einer Länge von 2 Ellen und darüber und einer verhältnißmäßig eben solchen Dicke zeigen. Der Stachel einer Wespe ist zweimal so groß als ein Elephantenzahn und der winzige Fuß einer Wasserfliege zeigt Krallen von 5 Zoll Länge. Das Gerippe eines Rosenblattes, Spitzengrund, Menschenhaar und ähnliche zarte Gegenstände hält man für Schiffstaue. Von hinreißender Schönheit ist die Krystallisation verschiedener Salze, die Hr. Döbler vor das Mikroskop in flüssiger Substanz bringt und durch die Hitze am Glase krystallisiren läßt. Die seltsamsten, buntesten Gestalten wachsen mit überraschender Schnelligkeit wie aus dem Nichts hervor und verstatten einen Blick in die geheime Werkstatt der schöpferischen Natur, der jeden Naturforscher zu genauerer Prüfung auffordern muß. Bei einer vielleicht noch höher gesteigerten Vergrößerung dürften mittelst dieses Instruments der Naturforschung Entdeckungen möglich werden, die jede Erwartung leicht übertreffen möchten, und die bisher noch kein Forscher zu ahnen gewagt hat.

3.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 40. — den 25. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Karl Sinning.

Des Fischerknaben Fang.

Romanze.

Saß an des Flusses grünem Rand,
Hielt eine Reus' in seiner Hand
Der braune Fischerknabe.

„Beißt, Fischlein, husch in die Angel ein,
Ihr sollt für meine Herzliebste sein!"
Er sprach's in die blaue Tiefe.

Die Wasser, die gingen so still und klar
Als wie dem Knaben die Liebe war
In seines Herzens Grunde.

„Ach, fing ich bald ein Fischlein blank,
Fein Liebchen gäb' wohl schönen Dank!"
Da kräuselten sich die Wellen.

Und als der Knab' die Hand geregt,
Hat sich's auch im Gezweig bewegt,
Und 's ging doch nicht ein Lüftchen.

Flugs hat der Knab' sich umgeseh'n,
Er sah' einen Jäger vorübergeh'n,
Der herzt' ein herzig Liebchen.

Und als er geseh'n des Waidmanns Fang,
Die Reuse seiner Hand entsank,
Die trugen die Wellen von dannen.

Er saß wohl lang an Ufers Rand,
Und drückt' auf's volle Herz die Hand —
Kehrt' Abends doch zur Mutter.

„„Mein Sohn, was verzogst Du also lang?
Hast wohl gethan einen schweren Fang?
Was bringst Du mit vom Flusse?""

„Wohl bring' ich heim einen Fang so schwer:
Trug nie in meinem Leben mehr! —
Trag' mich wohl d'ran zu Tode." — —

Thautropfen.

1.

Nicht sprich vom Schicksal mir mit finsterm Blick,
Das Unglück ist des Lebens größtes Glück:
Es ist der Wind, der schüttelt die Gezweige,
Daß frisch der Saft zur Blüthenkrone steige.

2.

Des Gottes höchste Lieb' in diesem sieh,
Daß er die Menschen zu sich ruft so früh;
Denn ließ er jeden bis er werth zu sterben,
Reif würde keiner ja zum Himmelserben.

3.

Nicht Neues schafft die Liebe; sie erweckt
Nur was im Herzen lag bis jetzt versteckt:
Zum Himmel wird durch sie die reine Brust,
Der Höll' in ihr der Teufel sich bewußt.

4.

Blickst du ein Weib mit kalten Augen an:
Kaum was sie jetzt, erkennst in ihr du dann;
Sieh' mit des Herzens Aug', und was sie war
Und werden wird, durchglüht dich wunderbar.

5.

Die Menschheit ist ein heil'ger Riesenbaum,
Sein Fuß die Erd', und Ziel der Himmelsraum:
Wie Zweig' und Blatt erstehen und vergehen,
Er lebt und strebt hinan der Gottheit Höhen.

Und weil, o Mensch, vom Baum du nur ein Blatt,
Nur wahr Gedeih'n am Baum dein Leben hat:
Sollst du allein für's Blüh'n des Ganzen streben,
Den Baum durch dich, zu Gott durch ihn dich heben.

Ja, strebst du so für's hohe Blüthenganze,
Daß es sich sonn' im lichten Himmelsglanze:
Ob du verglühst, sei freudig im Gemüthe,
Dir wird der Tod des Lebens höchste Blüthe.

Denn groß ist Vaters heilig Sternenreich,
Und bist du hier am Baum ein frischer Zweig,
Und hauchst der Liebe Gluth zum Himmelsraum,
So pflanzt dereinst dich Gott als vollen Baum!

Skizzen aus Petersburg.

1.

Die finländischen Schornsteinfeger.

(Fortsetzung.)

In Petersburg sind alle Essenkehrer geborene Finländer, wie in Paris Savoyarden. Als Paul Kaiser von Rußland war, gehörte Finland noch zu Schweden. Der damalige Ober-Polizeimeister der Hauptstadt ließ es sich einfallen, einige Vorrechte, die das Herkommen den Schornsteinfegern eingeräumt hatte, zu verletzen, und mißhandelte sie; weshalb, ist mir unbekannt geblieben; es thut auch nichts zur Sache. Kurz, die fleißigen Leute fühlen sich beleidigt, gekränkt, und schrein laut über Bedrückung. Da zieht die ganze Innung eines Tages ihre schwarze Uniform aus und Sonntagskleider an, um ihre Beschwerde der Behörde vorzutragen. Bitten und Vorstellungen bleiben unberücksichtigt; und so entschließt sich denn die ganze Corporation, die Stadt zu verlassen, wie weiland das römische Volk auf den heiligen Berg zog. St. Petersburg ist ohne Schornsteinfeger, also in einer höchst kritischen Lage; die Polizei läßt die Essen durch ihre Diener kehren; — es entstehen aber Feuersbrünste, und zwar in solcher Menge, daß kein Mensch ruhig schlafen kann, denn jede Nacht und jeden Tag hört man Feuerlärm. Alle Welt dringt auf die Rückkehr der Finländer. Diese aber wollen sich anfangs auf nichts einlassen; man bittet; sie bleiben taub; die Gefahr wird größer, der Polizeimeister leitet Unterhandlungen mit ihnen ein, schickt Bevollmächtigte an sie ab; denn wo es gilt, die wundergleiche Schöpfung Peter's vom Untergange zu retten, muß aller Stolz schwinden. Die russische Monarchie unterhandelte mit finländischen Schornsteinfegern, wie Macht mit Macht! Ein Canzleibeamter versprach mir die schriftlich aufgesetzten Vertragsartikel mitzutheilen; er hat es aber beim bloßen Versprechen bewenden gelassen, und daher sehe ich mich auch außer Stande, dieses merkwürdige diplomatische Actenstück hier mitzutheilen. Damals machte ein Witzling den Vorschlag: Kaiser Paul solle einen Schornsteinfegerorden stiften, und mit demselben seine Diplomaten schmücken; das muß der Czar indessen nicht für gut befunden haben, denn das Project blieb unbeachtet. Die Finländer aber kamen im Triumphe zurück, als sie ihre Privilegien ausdrücklich gewährleistet und bestätigt sahen. Und seit der Zeit sind diese Leute, die gegen den blendenden Schnee auf den weiten Straßen wundersam abstechen, unbelästigt geblieben. Man weiß in Petersburg den Werth dieser wackern, ehrlichen Menschen nach Gebühr zu schätzen.

2.

Löschanstalten. — Der Ober-Polizeimeister und ein Gauner.

Petersburg verdankt seine ausgezeichneten Löschanstalten dem General Hörtel, einem Deutschen, der ein Corps Spritzenleute organisirte, das vortrefflich eingeübt ist. Wenn vor seiner Zeit Feuer war, so machten die Polizeidiener, die an den Ecken aller großen Straßen ihre Wachthäuser haben, mit ihren schnarrenden Instrumenten einen wahren Höllenspectakel, und kein Mensch wußte, von wo die Gefahr eigentlich drohte. Jetzt geschieht das nicht mehr; am Tage werden Fahnen, Nachts Laternen ausgesteckt; die Spritzenleute brauchen also nur einen Blick auf diese Zeichen zu werfen, um zu wissen, wohin sie sich begeben müssen. Diese Signale werden auf den sogenannten Kalantschas, oder hohen hölzernen Thürmen, die man im ganzen Stadtviertel sehen kann, angebracht, und auf denselben halten fortwährend, bei Tage und bei Nacht, zwei Mann Schildwacht. Sobald sie einen verdächtigen Rauch oder eine Flamme bemerken, ziehen sie an einer Leine, und setzen vermittelst derselben die im Wachthause befindliche Glocke in Bewegung. Sobald diese sich vernehmen läßt, werden die fortwährend bereit stehenden Pferde vor die mit Wasserfässern beladenen Wagen und die Spritzen gespannt, die Pompiers steigen hinten auf, und so geht es im gestreckten Galopp zur Brandstelle. Dabei kommt auf eine einzige Minute viel an; eine Spritzen-

abtheilung, die nur wenige Secunden später kommt, wird streng bestraft. Im Winter, wo natürlich kein fließendes Wasser zu haben ist, wird das Eis in eisernen Fässern, die über mächtigen Kohlenbecken stehen, flüssig gemacht.

Die Spritzenleute sind in Rotten abgetheilt, und stehen unter besondern Officieren, die ihre eigene Uniform haben. Noch nie ist Verwirrung entstanden, wenn an zwei verschiedenen Orten zugleich Feuer ausbrach. Jedes der zwölf Stadtviertel von St. Petersburg hat seinen hölzernen Thurm und seine festbestimmten Signale. Wer sich beim Löschen besonders auszeichnet, erhält eine Belohnung. Kurz, nächst Hamburg, wo der vortreffliche Repsold sich unsterbliche Verdienste erwarb, dürfte Petersburg die besten Löschanstalten in Europa haben. Außer dem oben genannten General Hörtel hat sich auch der Ober-Polizeimeister Gorgoly, ein Russe, in dieser Hinsicht ausgezeichnet. Dieser Mann, der während der letzten zehn oder zwölf Jahre Alexander's an der Spitze der petersburger Polizei stand, war für sein Amt wie geboren, und obendrein, was bei Leuten seiner Stellung selten gefunden wird, sehr human. Das geht unter anderem auch daraus hervor, daß er bei einem Auflaufe einem jungen Manne, der den meisten Lärm machte, leise ins Ohr raunte: „Mein Herr, thun Sie mir einen einzigen Gefallen, halten Sie Ruhe. Es würde mir herzlich leid thun, Sie bemühen und Ihre nähere Bekanntschaft machen zu müssen!“ Der junge Mensch ging natürlich ruhig ab.

Folgende wahre Anekdote liefert einen schlagenden Beweis sowohl von Gorgoly's Umsicht und Verschlagenheit, als von der unverschämten Frechheit eines russischen Gauners. Dieser letztere, ein großer, hübscher Kerl, sah dem Ober-Polizeimeister frappant ähnlich. Das brachte ihn auf den Gedanken, diesen Zufall zum Besten seiner Tasche zu benutzen. Um die täuschende Aehnlichkeit ganz vollständig zu machen, zog er eine Generalsuniform an, warf einen weiten grauen Mantel mit großem Kragen über, wie ihn Gorgoly, den Jedermann in Petersburg kannte, zu tragen pflegte, setzte sich in eine Droschke, ließ den Kutscher fahren so schnell es nur anging, hielt vor dem Hause eines reichen Kaufmanns still, und eilte in dessen Geschäftszimmer. „Hören Sie, mein bester Herr, ich gebrauche in diesem Augenblicke, um eine höchst wichtige Polizeioperation durchzuführen, fünfundzwanzig tausend Rubel; fahre ich erst nach Hause, so geht mir eine höchst kostbare Zeit verloren, und vielleicht ist dann Alles zu spät; leihen Sie mir doch gefälligst das Geld bis morgen früh um neun Uhr. Sie können es abholen lassen, oder ich schicke es Ihnen durch einen meiner Leute wieder zu.“ — Der Kaufmann, hocherfreut, dem geachteten Manne einen Dienst leisten zu können, beeilt sich, diesem das verlangte Geld, theils baar in Gold, theils in Papier vorzustrecken, und der Gauner macht sich eilig aus dem Staube. Am andern Morgen um neun Uhr läßt sich kein Polizeidiener beim Kaufmann blicken. Dieser wartet bis zehn, bis elf Uhr, und geht dann zum Herrn von Gorgoly, der ihn fragt, womit er ihm dienen könne. Eine solche Frage macht den Kaufmann nicht wenig bestürzt; die Sache klärt sich auf; der Mann ist hinters Licht geführt worden.

Der General ersucht ihn, sich ein paar Stunden zu gedulden, setzt sich in seinen Wagen und fährt fort. Vor dem ersten hölzernen Wachthause hält er an und fragt den darin befindlichen Polizeidiener: „Bin ich gestern um die und die Stunde hier vorübergefahren?“ — „Ja, Excellenz.“ — „Nach welcher Richtung?“ — „Dorthin.“ — „Gut.“ — Dieselben Fragen wurden an alle folgenden Polizeidiener gerichtet, und so kam der General dem Diebe endlich auf die Spur, der letzte Posten nämlich antwortete: „Als Sie vor mir vorbeigegangen waren, traten Sie dort in jenes Haus.“ —

Der General von zwei Polizeidragonern begleitet, eilte unverzüglich nach dem bezeichneten Hause, läßt den Hausmann (Dwornik) kommen, und fragt ihn aus; kurz, er findet den Dieb, der die fünfundzwanzig tausend Rubel gestohlen. Dieser, den ein so unerwarteter Besuch nicht wenig aus der Fassung bringt, gesteht seine Gaunerei, gibt das Geld zurück, und wird ins Gefängniß abgeführt. Das aber möchte er wohl nur verlassen haben, um weiter nach Sibirien zu wandern, wo er, ohne den Kaufleuten gefährlich zu werden, die Rolle des Ober-Polizeimeisters fortspielen kann. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Neuigkeiten auf der Bühne.]

Auf der Hofbühne wird ein Schauspiel „Die Geschwister“ von Emanuel Leutner einstudirt. Man nennt Raupach als den wahren Verfasser. Warum ein angenommener Name, begreift man nicht. Ein Conversationsstück in 4 Akten (wie es der Verfasser, Herr Weißhaupt (!) betitelt), „Die Isolirten“ fand sehr kühle Aufnahme. Die sonst so beliebten Subscriptionsbälle im königl. Schauspielhause waren diesen Winter sehr wenig besucht und übertrafen an Langweiligkeit ihre schon früher zu Grabe bestatteten Schwestern. Auf dem letzten dieser Bälle am 11. Februar ward eine Quadrille von

acht Solotänzern aufgeführt; man verlangt nach keiner Wiederholung solcher Einlagen, da die Hofbühne überflüssige Speise für die geringe Zahl der Hungrigen liefert. Ein neues Ballet „Robinson" gesellt sich würdig zu dem, was wir früher in diesem Genre gesehen. Die Indianer tanzen wie Ritter oder Schäfer, die Musik dazu klingt als wäre sie den Walzern, Galoppaden im Colosseum, oder den Märschen der Wachtparade nachgeschrieben worden, indessen Ehre dem Ehre gebührt! Herr Glatz, unser Maschinist, hat ein Schiff, welches leider erst zum Schluß des letzten Aufzuges erscheint, zu diesem Ballo gezimmert, welches durch die Natürlichkeit seiner Schwenkungen, die gerechte Bewunderung und den allgemeinsten Beifall, den einzigen, welcher während des Ballets fast laut wurde, in Anspruch nahm. Die Oper — schläft, die Generalmusikdirection baut die Mohnfelder in dieser Hinsicht reichlich an, dagegen rührt sich das Schau- und Lustspiel mit einem Fleiße, welcher alle Anerkennung verdient. —

Carl Blum's fünfactiges Schauspiel „die Herrin von der Elje" ist bereits sieben Mal mit großem Applaus wiederholt; dies interessante Stück gehört zu dem Besten, was Blum schrieb. Es ist sehr frei nach Sheridan Knowle's „Hunchback" gearbeitet. Von dem englischen Original ist nur die interessante Grundidee beibehalten, daß nämlich ein junges Mädchen durch natürliche Sorgfalt und in der Absicht, es vor jeder Gefahr zu schützen, auf dem Lande erzogen, dennoch später die Beute der verderbten großen Welt wurde, und erst zur wahren Erkenntniß ihres Herzens kommt, als das Unglück ihren Geliebten jedes äußern Glanzes beraubt hat. Dieser Augenblick entwickelt in ihr plötzlich die Kraft, ihr besseres Ich wieder aufzurufen. Die ganze Prozeßangelegenheit, welche die Verwickelung der Verhältnisse nach sich zieht, hat durchaus deutsche Form, die Charakteristik der einzelnen Figuren und der Dialog ist in Wort und Sinn durchaus deutsch, alle Zustände und Situationen sind durchaus unserem Leben nahegerückt und das ganze Stück ist ein neuer Beweis von Blum's Virtuosität. — l. —

Leipziger Chronik.

Als Beitrag zur Geschichte der Winterfreuden in dem geselligen Leipzig geben wir folgendes uns eingesandte Gedicht.

Dem 13. Februar 1837.

Nimm, o, den freundlichsten Dank, Du Schöpfer des glänzenden Festes,
Welches gestern den Kreis edelster Gäste beglückt.
Zahllos strömten herbei die geehrtesten Männer und Frauen,
Diese, wie Blumen im Lenz füllend den häuslichen Raum
Heiterer Zimmer, geschmückt durch den ordnenden Geist des Besitzers,
Und, jetzt offen der Kunst, auch den geräumigen Saal.
Nicht in den Tagen des Frosts, und des baumentblätternden Winters
Ist es vergönnt die Natur froh zu begrüßen im Park,
Sorglich gepflegt von Dir, und im herzerfreuenden Garten,
Dessen lächelndes Bild jetzt uns die Bühne nur zeigt.
Diese, sie lebt, und es regt sich auf ihr harmonisches Wirken
Mannichfaltiger Kunst, fesselnd das Ohr und den Blick.
Bald ist's Wechselgespräch, selbst außer den Grenzen der Bühne:
Nein es erweitert zum Spiel sich der gefüllteste Saal!
Heiterer Scherz und ironischer Witz, sie fliegen ergetzlich
Hin und her im Parterre, wie man die Bälle sich wirft.
Zuschauer sind's — so meint ihr — o, nein! mitspielende Schälke!
Sie, in der Maske des Ernsts, ernten des Lachens Tribut. —
Aber es thut sich der Vorhang auf, und zärtliche Scenen,
Scenen des lust'gen Homers, lieblicher Stimmen Gesang
Wechseln erfreulich. — O, sagt! Wer ist die Grazie, die jetzo,
Schüchtern, ein Kind der Natur, plaudert im süßen Geschwätz,
Jetzt sich erhebend in Sprach' und Gestalt mit der Gluth der Begeisterung
Hinreißt jedes Gemüth? — Hörer, ich nenne sie nicht:
Aber der Herzen Königin ist's. Ihr kennt sie! — Genug nun:
Denn ein südlicher Schwank scheuchet die Rührung hinweg.
Arlequin ist's, der gewandte, und Colombine, die list'ge;
Dann Pierrot, der Tropf; und der geplagte Papa.
Wie sie sich necken! und wie sie sich steigern in lustiger Schalkheit!
Bald zu Venedig, im Nu, bald in Neapel zu sein
Wähnt ihr. Und singt Colombine nun euch ihr schelmisches Liedchen
Glaubt in Paris ihr zu sein: Zauber entführt euch dahin. —
Doch auch Deinem Verdienste den Lorbeer, trefflicher Meister!
Würdiger Arlequin! Herzen-Eroberer! Sieh!
Staunen, Entzücken und Angst, abwechselnd todt und lebendig,
Zwingst Du dem Publicum ab: Alles ist Auge für Dich!
Drum, so empfange den Dank, den gebührenden! Theile jedoch ihn
Mit den Gesellen des Spiels, immer behältst Du genug!
Aber der herzlichste Dank, der unvergeßlichste, bleibe
Dir, umsichtiger Wirth, der — zum Genusse der Kunst
Freundlich fügend der Tafel Genuß — die gesellige Freude,
Welche der Nacht nicht gedenkt, wach und lebendig erhält.

Notizen.

[Die Fürstin Esterhazy.]

Die Fürstin Esterhazy, die in den wiener Carnevalcirkeln glänzt, eine geborne Fürstin Taxis, hat eine allverbreitete Verwandtschaft in den allerhöchsten Kreisen Europas, sie ist mit dem russischen Kaiserhause gleich nahe wie mit den englischen, preußischen, baierischen und würtembergischen Königshäusern verwandt. Man hat sie la cousine de tous les rois genannt.

[Der Räuber Schobri.]

Es ging von Pesth aus das Gerücht, der ungarische Räuberhauptmann Schobri sei nun endlich von einem Streifcommando Dragoner gefangen genommen. Madame Birch-Pfeiffer wird sich beeilen müssen, diesen Helden ihrer romantischen Ideen auf die Bühne zu bringen. Keinen Falls wird sie sich diesen edlen Räuber entgehen lassen. Er gehört zu den edelsten Canaillen, ist also für die Poesie des Melodramas und die Muse der Mad. Birch-Pfeiffer wie gemacht. Dieser Schobri hat nur reiche Schlösser und Klöster geplündert, stand mit den Bauern in Ungarn im besten Vernehmen und tödtete niemanden außer einen seiner Leute, der unnöthig Blut vergossen hatte. Es wäre Schade, wenn Mad. Birch-Pfeiffer länger warten ließe. Edle Spitzbuben sind rar — und die deutsche Bühne hungert nach so etwas.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 2. und eine Beilage von G. Basse in Quedlinburg.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— **2.** —— den 25. Februar 1837.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünktlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gespräche mit Goethe

in den

letzten Jahren seines Lebens.

1823—1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Für die Besitzer der ersten Ausgabe ist, um einem vielfältig ausgesprochenen Verlangen zu genügen, besonders abgedruckt

Namen- und Sachregister dazu. 8. 4 Gr.

und ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Die binnen nicht einmal Jahresfrist nothwendig gewordene zweite Auflage dieses höchst interessanten Beitrags zur Kenntniß Goethe's, giebt mir eine willkommene Veranlassung, die Freunde unserer Literatur auf dieses reichhaltige Buch aufmerksam zu machen, wie sie zugleich der beste Beweis des demselben gewordenen verdienten Beifalls ist.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei Leopold Voss in Leipzig erschien so eben:

Das Leben der Pflanze.

Ein Gedicht

von

Julius Minding.

gr. 8. geheftet. 12 Gr.

Für Garten- und Blumenfreunde.

In der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine Gartenzeitung.

Eine Zeitschrift für Gärtnerei und alle damit in Beziehung stehende Wissenschaften. In Verbindung mit den tüchtigsten Gärtnern und Botanikern des In- und Auslandes, herausgegeben von

Friedrich Otto,

Königl. Preuß. Garten-Director und Inspector des botan. Gartens zu Berlin

Albert Dietrich,

Doct. der Philos. und Lehrer der Gärtner-Lehranstalt zu Berlin.

Fünfter Jahrgang. 1837.

Von dieser Zeitschrift erscheint in jeder Woche ein Bogen in gr. 4. 52 Bogen bilden sonach einen vollständigen Jahrgang und kosten 4 Rthlr. — Macht es der Inhalt nothwendig, so erscheinen auch Kupfer hierzu, jedoch ohne den Preis zu erhöhen. Von den vorhergehenden vier Jahrgängen sind noch einige Exemplare für obigen Preis zu haben.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

8. geh. 2⅓ Thlr.

Unter Deutschlands Lyrikern ist Eichendorff einer der vorzüglichsten. Die längst gewünschte Sammlung seiner Poesien ist nun dem Publikum übergeben und wird den Freunden deutscher Dichtkunst überall willkommen sein.

Anzeige. Bei Ludwig Schumann in Leipzig ist so eben erschienen:

Vergleichende Mythologie

zum näheren Verständnisse vieler Bibelstellen von F. Nork. Mit 2 Kpfrn. Preis 2 Thlr.

Kein Namensregister mythischer Personen, kein trockenes Referat von Götterhistorien, sondern die Entzifferung jener Räthsel wird hier geboten. Eine zweite Tendenz des Buches ist die ganz neue Beweisführung, daß alle Tausende von Gottheiten sich auf die sieben Götter der Wochentage zurückführen lassen, weil jeder Cultus Planetendienst gewesen, daher das Buch in sieben Abtheilungen zerfällt. Endlich noch eine dritte Tendenz verfolgt diese Schrift: Alle Dunkelheiten biblischer Historien, welche bei Auslegungen nach dem Wortverstande entweder gar keinen Sinn geben, oder doch der Würde eines Erbauungsbuches Eintrag thun, durch Vergleichung mit den Sagen des übrigen Orients und mittelst fleißiger etymologischer Nachhülfe aufzuhellen.

Von demselben Verfasser ist früher erschienen:

Mythen der alten Perser,

als Quellen christlicher Glaubenslehren. Mit 2 Kupfern. Preis 1 Thlr.

Ferner erschien bei demselben Verleger:

Der Bábu,

Lebensbilder aus Ostindien. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt von Karl Andree. 2 Bände. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Die Kentuckier,

ein amerikanischer Roman von Paulding, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt von Demselben. 2 Bände. Preis 2 Thlr.

Georg Venlot,

eine Novelle mit Arabesken von Julius Mosen. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Der Sieg der Wahrheit und des Rechts,

oder: wie es mir wegen der Homöopathie ergangen, von A. Gebel, Königl. Regierungsdirector a. D. u. s. w. Preis 16 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ist die Polygamie

in der Natur des Menschen begründet? Eine physiologisch-psychologisch-philosophische Abhandlung, verfaßt von C. C. A. Baron von Görtz. gr. 8. geh. Preis 12 Ggr.

Polytechnisches Centralblatt,

3. Jahrgang für 1837. No. 1 — 6, mit 51 Abbildungen.

(Der Jahrgang 3 Thlr. 12 Gr.)

Ueber die englischen Wasserschlüsse (waterclosets, mechanische Abtritte). — Rothe's Handpumpwerk zum Ausschöpfen des Wassers aus einer Baugrube. — Ueber mehre Verhältnisse des Kochsalzes von Unger. — Resultate der über das Schmieden mit heisser Luft in der königl. belg. Giesserei zu Lüttich angestellten Versuche, von Godelet. — Bridson's Verbesserung im Bleichen von Zeugen. — Eine Maschine zum Formen der Lehmziegel. — Baubureau in Zürich. — Amerikanischer Dampfwagen. — Verspünden in den Steinkohlengruben zu Chartreuse bei Lüttich. — Englische Eisenbahnen. — Cockerill. — Ueber die Scheidung des Goldes vom Silber, von Jordan. — Anthon's Methode, die Cochenille auf ihren Gehalt an reinem Farbstoff zu prüfen. — Ueber wasserdichte Feuerspritzenschläuche. — Dr. Milly's Stearinkerzen. — Holzersparniss in Ziegelbrennereien. — Neue Untersuchungsmethode des Biers auf seine wesentlichen Bestandtheile von Fuchs. — Einmaischungsmethode für das Branntweinbrennen aus Kartoffeln, von G. Krause. — Vergleichung der Soda- und Potaschenseife. — Zubereitung der Schweinehaare als Polstermaterial. — Sandhagen's Mahagonibeize. — Gewerbeverein für das Königreich Hannover. — Coblenzer Gewerbeverein. — Baiersche Patente. — Fr. Brewin's Verbesserung im Gerben. — C. Watt's Verbesserungen im Raffiniren der Fette und Oele. — Anwendung von Kreosot und Eupion zu Conservation des Bauholzes, nach F. Moll. — Egen's Versuche auf der elberfelder Probeeisenbahn und Bestimmung der Tragkraft gusseiserner und gewalzter Schienen. — Anstrich für Gebäude. — Aetzwasser für Stahl. — Hannöverscher Gussstahl. — Ueber die Selbstentzündung der Holzkohle, nach preussischen Versuchen. — Wachler über die Anfertigung von Hartwalzen aus Gusseisen. — J. Radley's verbesserter Monometer zur Bestimmung der Elasticität des Dampfes oder anderer elastischer Flüssigkeiten. — Pott's Speisepumpe für Dampfkessel. — Sicherheitsventil für Dampfkessel. — Th. Ewbank's Schwimmer für Dampfkessel. — Lärmglocke für Dampfkessel von A. D. Bache. — Séguier's Speisepumpe für Dampfkessel. — W. Taylor's patentirte Speisevorrichtung für Dampfkessel. — Sicherheits-

ventil und Feuerregulator für Dampfmaschinen mit Hochdruck. — J. C. Douglas Sicherheitsvorrichtungen an Dampfkesseln. — Honoré und Grouvelle neues Verfahren, Porzellanmasse, Thon u. s. w. durch Pressen zu trocknen. — J. T. Beale's verbesserter Branntweindestillationsapparat. — H. M. Robinson's verbesserte Lampe. — W. Blurton's Verbesserung im Melken der Kühe.

Titel und ausführliche Register zum 2ten Jahrgange sind so eben erschienen.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch

der neuesten Geschichte,

herausgegeben

von

Dr. E. Münch und Dr. G. Bacherer.

Jahrgang 1834. 2r Theil.

Mit 10 lithogr. Portraits. brosch. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Es umfaßt dieser zweite Theil die Geschichte des Orients, Skandinaviens, Rußlands und Polens, der Schweiz, Italiens, Deutschlands und der außereuropäischen Welttheile; beigegeben ist eine kleine Chronik der merkwürdigsten Naturerscheinungen und Reisen, Nekrolog und chronologische Tabelle über die wichtigsten Ereignisse des Jahrs 1834. Der erste Theil des Jahrgangs 1835 ist bereits unter der Presse und wird demnächst versandt werden.

Carlsruhe im Januar 1837.

C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung.

Bei Leopold Voß in Leipzig erschien so eben:

Schutzmittel für die Cholera,

nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit.

Von **Dr. Mises.**

Zweite Auflage. 8. geh. 18 Gr.

Bei Joh. Fr. Hartknoch in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Reise durch die mexikanischen Provinzen Tumalipas, Cohahuila und Texas im Jahre 1834.

In Briefen an seine Freunde von Eduard Ludecus.

24 Bogen gr. 8. in Umschlag geheftet auf fein Maschinen-Velinpapier 1 Thlr. 18 Gr., auf feinstes Schweizer Velinpapier 2 Thlr. 12 Gr.

In Commission bei Leopold Michelsen in Leipzig erschien so eben:

Des dramatischen Leib-Compositeurs Sr. Majestät des Königs von Frankreich und Königl. Preußischen General-Musik-Directors Herrn Ritters **Gasparo Spontini** Klagen über den Verfall der dramatischen Musik. Aus dem Franz. übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von einer Gesellschaft von Kunstfreunden und Verehrern des großen Meisters. Preis geheftet 6 Gr.

Geschenk für Confirmanden.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emiliens

Stunden der Andacht

und

des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände

von

Dr. C. W. Spieker.

Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. mit Titelkupfer. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Wohlfeilste Bibliothek für Lesezirkel, Leihbibliotheken und Freunde der Belletristik.

Eine Sammlung von 217 empfehlenswerthen Schriften in 388 Bänden

von

„Bock — Bouterwek — Claudius — v. Dalberg — Friedrich II. — Gleich — Goldsmith — Gruber — Harro-Harring — Jacobs — Iffland — Jung-Stilling — Laun — Lavater — Lindau — Merkel — v. Miltitz — Rambach — Raupach — Rochlitz — Sagoskin — Stieglitz — Tieck“ u. a. m., welche von dem Verleger auf unbestimmte Zeit zu herabgesetzten Preisen geliefert werden.

Bei Abnahme der ganzen Sammlung, welche im Ladenpreis 344 Rthlr. kostet, im herabgesetzten Preise aber auf 134 Rthlr. 19 Gr. zu stehen kommt, wird außerdem noch ein bedeutender Rabatt bewilligt, und es sind alle Buch-

handlungen in den Stand gesetzt, dieselbe für 90 Rthlr., (demnach im Durchschnitt à Band 4 Gr.) zu liefern.

Das Verzeichniß davon ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Leipzig im Januar 1837.

Carl Cnobloch.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karl August Böttiger,

königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden u. s. w.

Eine biographische Skizze

von dessen Sohne,

Dr. K. Ws. Böttiger.

(Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.)

Mit Böttiger's Bildnisse. Gr. 8. 1837. Geh. 16 Gr.

Der Sohn, dem wir diese Skizze verdanken, hat in einer alle Anerkennung verdienenden verständigen Weise die Pflicht des Biographen mit der Gesinnung des Sohnes in Verbindung zu bringen gewußt.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen

für zwei Thaler oder 3 Fl. C. M.

Louise Brachmann,

auserlesene Erzählungen, Novellen und Dichtungen.

6 Bände gr. 8. eleg. broschirt.

Der gebildeten Damenwelt können die Werke der gefeierten Brachmann als eine angenehme, unterhaltende und zugleich geistreiche Lectüre mit Recht empfohlen werden, um so mehr, als auch die Ausstattung dem Inhalte entspricht.

Leipzig im Februar 1837.

Weygand'sche Verlagsbuchhandlung.

L. Gebhardt.

Für Freunde der Rechnenkunst.

So eben ist in meinem Verlage erschienen:

Praktische Anleitung

zur Bildung und Berechnung magischer oder sogenannter

Zauber-Quadrate.

Herausgegeben

von Gustav Hohndell.

Kl. 4. elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im Januar 1837.

Aug. Lehnhold.

Bei Leopold Voss in Leipzig ist so eben erschienen

Geometrische Analysis

enthaltend des

Apollonius von Perga

Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern.

Neu bearbeitet von *Dr.* Georg Paucker.

Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch

der

Geschichte der Malerei

von Constantin dem Grossen bis auf die neuere Zeit.

Von *Dr.* Franz Kugler.

Erster Band: Geschichte der Malerei in Italien. gr. 8.

Preis 2 Thlr.

Der Verfasser wünscht mit diesem Handbuche einem Bedürfnisse entgegenzukommen, welches mit dem allgemeiner werdenden Interesse für die in unserer Zeit so herrlich wieder aufblühende Malerkunst immer dringender gefühlt wird. Es fehlte nämlich an einem kurzen, leicht verständlichen Faden, der den Laien in die verschiedenen Hauptrichtungen der Kunst einführt und ihm in klaren und deutlichen Zügen die ganze historische Entwickelung derselben bis zur neuesten Zeit übersichtlich darstellt. Nach dieser Auffassung seiner Aufgabe hat der Verfasser den vorliegenden ersten Band, welcher die italienische Malerei umfasst, bearbeitet, und wird in dem zweiten, der bereits unter der Presse ist, die übrigen Schulen behandeln. Um die praktische Brauchbarkeit des Buches zu vermehren, hat sich der Herr Verfasser die Mühe genommen, ein Ortsverzeichniss auszuarbeiten, welches die wichtigeren der von ihm erwähnten Gemälde nach den Punkten, wo sie gegenwärtig zu finden sind, zusammenstellt, und welches dem Schlusse der beiden Bände angehängt ist.

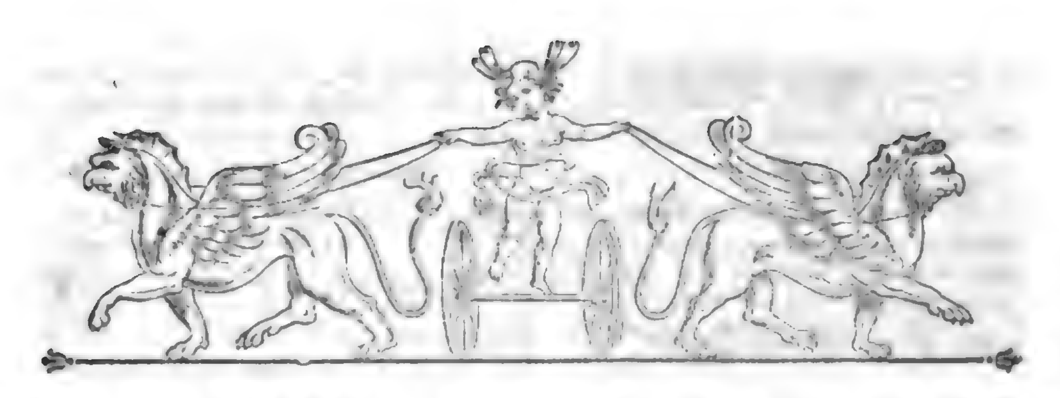
Bei Eduard Kummer in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Euripides Werke, nachgedichtet von Joh. Minckwitz. 1s Bdchen. Die Phönizierinnen. Zweite, von der ersten ganz verschiedene Ausgabe. gr. 12. 10 Gr.

—— 2s Bdchen. Iphigenia auf Tauris. gr. 12. 10 Gr.

Nork, der Prophet Elias. Ein Sonnenmythus. gr. 8. geh. 18 Gr.

Stürmer, zur Vermittelung der Extreme in der Heilkunde. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 41. — den 27. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Skizzen aus Petersburg.

(Beschluß.)

3.

Weibliche Erziehung.

Auf die Erziehung wird in Petersburg große Sorgfalt verwandt, und in den meisten russischen Familien, meiner Ansicht nach, gar zu viel. Man muß nichts übertreiben, und eine Mutter, die ihre Töchter zu Wunderthieren abrichten lassen will, darf sich dann auch nicht beklagen, wenn sie wunderliche Dinge erlebt.

Sobald ein kleines Mädchen das A vom Z zu unterscheiden gelernt hat, erhält es Unterricht im Deutschen, Französischen, Englischen und Italienischen; diese vier Sprachen gelten als die Grundlage der Erziehung; auf das Russische ist erst seit den letzten zehn Jahren einige Rücksicht genommen worden. Das kleine, in fünf Sprachen plappernde Ding muß dann Geschichte, Erdkunde und Mathematik einlernen, Dichter lesen, ein paar Instrumente spielen, zeichnen, malen, declamiren, tanzen; eine Lection treibt die Andere, und so sind die bedauernswürdigen jungen Schlachtopfer von sechs Uhr Morgens bis in die späte Nacht auf das Zimmer gebannt.

Zu meiner größten Verwunderung hörte ich eines Abends die einzige Tochter einer Dame, welcher ich einen Besuch abstattete, in einem Nebenzimmer auf dem Fortepiano klimpern. Ich drückte mein Befremden darüber aus, daß ein junges Mädchen noch so spät eine Unterrichtsstunde erhalte. „Am Tage ist für die Musik keine Zeit, da werden ernsthaftere Dinge vorgenommen," gab die Mutter zur Antwort. Eine halbe Stunde später trat das liebliche Kind ins Zimmer, küßte der Mama die Hand und beurlaubte sich, um auf ihrem Zimmer die Aufgaben für den folgenden Tag einzulernen. Das bleiche Gesicht des funfzehnjährigen Mädchens machte mich in der That betroffen; und noch zwei Jahre sollte dieses Märtyrthum dauern, weil erst mit vollendetem siebzehnten alle Lehrer verabschiedet werden.

Mancher meint vielleicht, ein solches Erziehungssystem müsse alljährlich eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Mädchen bilden, die sich in geistiger Hinsicht auszeichnen. Das ist aber keineswegs der Fall. Weil man zu viel verlangt, zu große Anforderungen macht, die Mädchen sich übernehmen läßt, so tritt, wenn der lästige Lehrer, der als eine wahre Bürde betrachtet wird, entfernt worden ist, fast immer eine Gleichgültigkeit gegen Wissenschaft, Kunst und jede geistige, ja gegen jede ernsthafte Beschäftigung ein. Natürlich, auf allzugroße Anspannung folgt Erschlaffung.

Was die häusliche Erziehung anbelangt, so glaube ich nicht, daß es in Europa, die Italienerinnen ausgenommen, noch irgendwo so schlechte Hausfrauen gibt, als es die Nationalrussinnen der höhern Stände sind. Die Mütter zeigen für Alles, was darauf abzielt, ihre Töchter zu Haus-

frauen zu bilden, eine unbegreifliche Gleichgültigkeit. Aber freilich, ihre Mütter waren eben auch nicht anders.

Ein Mann, den anderweitige Geschäfte, entweder im Militairdienste oder im Civildienste, in Anspruch nehmen, kann, wenn er vom Manöuvre oder Exerciren, aus dem Gerichtshofe oder von der Canzlei kommt, sich nicht um die Einzelnheiten des Hauswesens bekümmern. In Deutschland, England, Frankreich thut das auch die Frau, sie besorgt das Essen, weiß, was dieser oder jener Gegenstand kostet, zahlt aus, besorgt die Leibwäsche, kurz, führt eine Aufsicht, wie es ihre Pflicht und Schuldigkeit ist, denn was soll der Mann mit einer Frau anfangen, die weiter nichts kann, als Geld ausgeben, tanzen, spielen, fahren, sich an- und auskleiden lassen?

Ich speiste einmal bei einer Familie, die außer Vater und Mutter aus fünf Töchtern und zwei Söhnen bestand, und jährlich fünfundzwanzig tausend Thaler Einkünfte haben mochte. Da die eine Tochter sich binnen vierzehn Tagen verheirathen sollte, so kam natürlich auch die Rede auf häusliches Glück. „Ich bin fest überzeugt, daß Fräulein Sophie, ein so liebenswürdiges Mädchen, gewiß eine treffliche Hausfrau wird," sprach ich. — „Ei ja," entgegnete die Mutter, „sie wird hoffentlich die Honneurs in ihrem Salon zu machen verstehen, wie sich's gebührt." — „Das meine ich nicht allein, gnädige Frau; ich hoffe, Fräulein Sophie wird das werden, was wir im gewöhnlichen Leben eine gute Haushälterin nennen." — „Nun, wie's eben sein muß; wir in Rußland sind übrigens nicht daran gewöhnt, uns um Einzelnheiten und Kleinigkeiten zu bekümmern, das ist Sache unsers Haushofmeisters. Dieser zahlt aus, und legt meinem Gemahl die Rechnungen vor." — Da wird der Herr Gemahl tüchtig übers Ohr gehauen werden, dachte ich bei mir selbst, und beklagte den Bräutigam, der eben eintrat, von ganzem Herzen.

Gewöhnlich erben die Mädchen in Rußland nicht mehr als den vierzehnten Theil des väterlichen Vermögens; nur auf den können sie rechtlich Anspruch machen; sie sind aber an Luxus gewöhnt, können ohne eine zahlreiche Dienerschaft nicht fertig werden, fahren nur mit vieren, und würden es für eine Schande halten, zwei Mal mit demselben theuren Kleide auf einen Ball zu gehen. Sophiens Bräutigam hatte etwa zwanzigtausend Rubel jährliche Einnahme, Sophie etwa sechs; eine solche Summe reicht bei dem Luxus, der getrieben wird, bei weitem nicht aus. Vom Einschränken ist gar keine Rede; das Wort kennt man kaum. Die junge Frau soll es bei ihrem Manne nicht schlechter haben als sie es im älterlichen Hause hatte, sie soll keinerlei Glanz, keinerlei Bequemlichkeit vermissen, der Mann will sich auch nichts entziehen und hinter dem Aufwande seiner Freunde und Bekannten nicht zurückbleiben.

Was bleibt ihm nun übrig? Hat er öffentliche Gelder zu verwalten, und ist er nicht sehr streng rechtlich, so geräth er in Versuchung, sich an der Casse zu vergreifen, oder läßt sich doch wenigstens bestechen. Diese Bestechung ist bekanntlich in Rußland mehr im Schwange als irgend anderswo. Vielleicht war der Officier, dessen Soldaten im Lager bei Kalisch, dem ausdrücklichen Verbote des Kaisers zuwider nur Brot, und niemals Fleisch bekamen, der Gemahl eines verschwenderischen Weibes, und hat nun in Sibirien hinlänglich Zeit, über die mangelhafte Erziehung des weiblichen Geschlechts in Rußland gehörig nachzudenken. —

4.

Der Eisgang.

Das Eis der Newa thaut in der Regel allmälig und nach und nach auf. Sobald der Uebergang für Wagen und Fußgänger gefährlich wird, verbietet ihn die Polizei. Trotz dem kommen fast alljährlich mehrere Unglücksfälle vor, denn an tollkühnen Waghälsen fehlt es keiner Orten.

Es gibt nichts Furchtbareres als ein plötzliches, unerwartetes Aufthauen des Stromes; denn da der Frost gewöhnlich sehr lange Zeit ununterbrochen anhält, so werden auf dem Eise Buden gebaut, in denen man sich so sicher glaubt, wie auf dem festen Lande. Und doch ist es, wenn ein heftiger Westwind weht, möglich, daß nach wenigen Stunden das Eis entweder ins Treiben geräth, oder doch so mürbe wird, daß Stellen, über die man am vorigen Tage mit Wagen und Schlitten hinwegfuhr, keinen Menschen mehr zu tragen vermögen.

So lange das Eis aber hält und sicher ist, kreuzen sich Wagen, die von Petersburg nach Kronstadt hin, und wieder zurückfahren, in allen Richtungen. In der Mitte zwischen beiden Städten, die etwa vier starke deutsche Meilen, oder dreißig Werste von einander entfernt liegen, wird ein großes Gasthaus aus Bretern auf dem Eise erbaut, in dem ungefähr vierzig Pferde und eine ziemliche Anzahl von Reisenden Unterkommen finden. Vor etwa zehn oder zwölf Jahren, gegen Ende des Märzmonates, folgte auf einen Nordwind urplötzlich ein starker West, der mehrere Stunden hintereinander wehte. Schon hatten Wirth und Reisende sich angeschickt, die Bude zu verlassen, da fängt das leichte Gebäude plötzlich an zu wanken, und ist mit Allem, was dar-

in befindlich, binnen ein paar Secunden untergesunken. Kein Mensch, kein Thier war gerettet.

An demselben Tage ereignete sich auch folgender betrübter Vorfall. Eine Bäuerin aus einem auf dem finländischen Ufer liegenden Dorfe wusch auf dem Eise in einer etwa sechs Fuß vom Ufer entfernten offenen Stelle Zeug aus, da bewegt sich plötzlich die große Scholle, auf welcher sie sich befindet, die den Meerbusen bedeckende Eismasse theilt sich in Millionen kleine und größere Stücke, die einander, von der Strömung getrieben, schieben und drängen. Auch die Scholle, welche das unglückliche Weib trägt, schwimmt fort. Schon entschwindet das Dach, unter welchem ihre Kinder sorglos spielen, dem thränenfeuchten Auge; kaum sieht sie noch den Kirchthurm. Sie schwimmt zwischen den Wolken und dem im gewaltigen Aufruhr befindlichen Meere; an Hülfe und Rettung ist nicht zu denken, und nichts bleibt der Armen übrig, als Gott im Himmel ihre Seele zu empfehlen. Jetzt droht eine große Eisscholle die, auf welcher sie sich befindet, zu zertrümmern; sie sieht den Tod vor Augen, aber die Größe der Gefahr drückt sie nicht nieder, sondern belebt ihren Muth. Entschlossen und kaltblütig springt sie geschickt auf die mächtigere Scholle, aber nur um neuen Gefahren entgegenzusehen. Doch für den Augenblick war sie gerettet, und so verzweifelt auch ihre Lage war, so hoffte sie doch immer noch das Land wieder zu erreichen, von welchem sie jede Minute weiter abgetrieben ward. Auf den Knieen bat sie Gott um Rettung und Erlösung, und gedachte ihrer verwaisten Kleinen, deren Jammergeschrei sie zu hören glaubt. Ihre Angst wird wo möglich noch gesteigert, als die Nacht hereinbricht, und fast bedauert sie, nicht bei Tage schon ein Opfer des empörten Elements geworden zu sein. Was wird ihr Mann sagen, der jetzt von der Arbeit heimkommt, wenn die Kinder seine Knie umschlingen, und jammernd rufen: Papinka! die Mutter ist nicht nach Hause gekommen! —

Vor Kälte und Hunger sinkt sie nieder und schließt die Augen. Da hört sie einen Flintenschuß, sie steht auf und sieht sich der Küste nahe. Sie ruft, schreit, streckt die Arme aus, schwingt ihren weißen Pelz in der Luft. Und am Ufer hört man ihren Hülferuf, bemerkt sie und eilt zur Rettung herbei; sechs kühne Männer springen furchtlos in eine Schaluppe, bahnen sich mit Mühe einen Weg bis zu der Scholle und werfen der Bäuerin ein Bret zu, an welchem sie ein Tau befestigt haben; das ergreift sie mit fester Hand, und erreicht so das rettende Fahrzeug. Nicht ohne große Gefahr gelingt es den Schiffern die esthländische Küste zu erreichen; denn die Scholle war nach der linken Seite hinübergetrieben worden, und hatte eine Strecke von vierzig Wersten zurückgelegt. Ein Gutsbesitzer, dessen Wohnung unfern vom Meere liegt, hatte von seiner Terrasse herab dem Eisgange, der ein furchtbar majestätisches Schauspiel gewährt, zugesehen und, obschon es Dämmerung war, die Unglückliche bemerkt. Er nimmt sie, die, als sie ans Land tritt, ohnmächtig und bewußtlos niedersinkt, gastlich auf. Als sie wieder zu sich selbst kommt und die Augen aufschlägt, ist ihr erstes Wort eine Frage nach den Kindern, denn sie glaubt in Finland zu sein.

Noch acht Tage lang strömte das Eis auf dem Ladogasee durch die Newa in den Meerbusen, als aber endlich der milde Frühlingswind alle Massen weggetrieben hatte, ließ der Gutsbesitzer die Bäuerin wieder übersetzen. Mit Geschenken reichlich begabt und freudetrunken fährt sie ab, und langt glücklich und wohlbehalten an der finländischen Küste an.

Von dort ab gewahren die Leute ein Fahrzeug, das, wie sie meinen, nach Petersburg segelt. Das erste Schiff, welches nach dem Eisgange wieder in See erscheint, wird immer mit Jubel empfangen und als ein Verkünder der bessern Jahreszeit freudig begrüßt. Alle Bauern liefen ans Ufer, um ihm Willkommen zuzurufen; auch die Bauern aus dem Dorfe, in welchem Marpha wohnte. Nur ihr Mann und ihre Kinder blieben daheim. Die Schaluppe fährt an; da erhebt die Menge ein Jubelgeschrei, und bald liegt Marpha in den Armen ihres Mannes, und umklammert die Kinder. Sie wird mit Fragen um ihre Rettung bestürmt; statt aller Antwort aber zeigt sie auf den Himmel und auf die unerschrockenen Männer, welche als dessen Werkzeuge sie aus der Gefahr erlöst haben. Die aber liebkost man, segnet sie, dankt ihnen, und jeder will sie unter seinem gastlichen Dache beherbergen. Doch wie von gleichen Gefühlen und Empfindungen getrieben, und ohne Verabredung, gehen Alle nach der Kirche, danken dem Himmel für die wunderbare Rettung, und der Pope stimmt einen Gesang an. Und dann erst wird Marpha nach ihrem Hause geleitet.

Die esthnischen Bootsleute fanden, als sie heimfahren wollten, in ihrem Boote Kuchen, getrocknete Früchte und andere Gegenstände, welche Küche und Keller der Bauern nur darbot; denn jeder Einzelne hatte ihnen nach Kräften sich dankbar und erkenntlich beweisen wollen.

Leipziger Chronik.

[Michel Perrin und eine Oper von G. A. Lorzing.]

Auf unserm Theater ist das classische Drama eine große Rarität, die, wenn sie einmal nach Verlauf von mehreren Monaten auftaucht, nicht eben sehr willkommen geheißen wird, da das Personal in Folge langer Entwöhnung mit Shakspeare, Schiller, Goethe auf gespanntem Fuße steht. Desto schneller und fleißiger liefert man uns von pariser Neuigkeiten das Piquanteste. Nach dem Reisewagen erhielten wir Michel Perrin, nach Th. Hell's Uebersetzung, welche den Namen des Verfassers verschwieg. Es ist eins der besten Lustspiele neuester Zeit, voller Witz und Piquanterie in den Situationen. Für Franzosen muß der Reiz noch weit größer sein, diese harmlose Landpastorseele, Michel Perrin, mitten in die bewegteste Zeit der pariser Welt unter dem ersten Consul versetzt zu sehen, wo der spielerische Zufall diese Einfalt vom Lande zum wissenlosen Träger großer Staatsgeheimnisse und eines Complotts gegen Bonaparte auserliest. Michel Perrin hat seine Pfarrstelle im Strudel der Revolution verloren. Ohne priesterliche Bitterkeit über die Aufhebung des Christenthums, naiv und liebenswürdig wie ein echter Franzose, geht er nach Paris, um sein Brot zu suchen. Er erinnert sich eines alten Jugendfreundes, der ein gewichtiger Mann geworden, bei ihm sucht und findet er Hülfe. Dies ist der Polizeiminister Fouché; die Contrastirung dieser Personen ist vortrefflich gehalten. Fouché stellt ihn in seinem Departement an, und Michel macht wider Wissen den Spion. Durch seine Ungeschicklichkeit gelingt ihm, was der größten Gewandtheit unmöglich gefallen wäre; eine Verschwörung gegen das Leben des Consuls wird durch ihn und gegen seine Absicht entdeckt. Dies führt zu sehr komischen Gruppen und Verhältnissen. Baudius gibt die liebenswürdige Idylle vom Lande sehr glücklich. — Von unserm Opernregisseur Lortzing erhielten wir eine, bereits vor längerer Zeit geschriebene komische Oper: „Die beiden Schützen." Der Zustand der Musik ist gegenwärtig von der Art, daß routinirte Talente, von denen der Tonwelt keine neue Sphäre eröffnet werden kann, sehr wohl daran thun, sich den Bedürfnissen der Bühne zu widmen. Es passirt in der Oper Lortzing's nichts Unerhörtes, nichts Großes oder übertrieben Neues, was schon um deshalb nicht zu erwarten steht, weil die komische Musik, statt weiter zu gehen, vielmehr zur alten Naivetät zurückzukehren hat. Lassen wir die Anklänge an bereits Bekanntes bei Seite, so müssen wir Lortzing's Opernstück ein sehr erfreuliches und wohlgefälliges nennen. Das offenbare Talent zur Komik tritt besonders in den Ensembles glücklich hervor. Das Terzett des ersten Acts, das Quintett, mit welchem derselbe schließt, das Sextett des dritten sind vortreffliche Sachen im leichten Styl des Komus und Jocus, die Arie Karolinens im Anfange des dritten Acts darf ebenfalls des lautesten Beifalls aller Orten gewiß sein. Dazu kommt eine durchaus sorgfältige und fleißige Instrumentation, eine Sauberkeit in der Durchführung mancher Themata. Manche andere Musikstücke dürften nicht ohne Vortheil zum Barbier geschickt werden, um weniger gedehnt zu erscheinen; der Stoff des Stücks ist reichhaltig genug, um einen ganzen Abend zu füllen. Der auch als Schauspieler unter uns sehr beliebte Componist erntete die lautesten Zeichen des allgemeinsten Beifalls. Frln. Limbach sang die Karoline; ein starkes und frisches Organ, aber monoton und ohne alle Modulation. — Wie es heißt, arbeitet Herr Lortzing an einer neuen Oper ernsten Gehaltes, „die Schatzkammer des Ynka", Text von Robert Blum. Die leipziger Bühne brachte von den deutschen zuerst die Jüdin von Halevy, sie wird auch die erste sein, welche die Hugenotten zur Aufführung bringt. In Bezug auf das Drama kommt nächstens Karl Blum's „Herrin von der Elfe" zur Darstellung.

Notizen.

[Irrthümer hüben und drüben.]

Man weiß, wie die Franzosen in der Geographie beschlagen sind. Ein Beitrag zur Kunde ihrer Unkunde ist, daß ein pariser Blatt den deutschen Autor Professor Hoffmann in Breslau, der sich nach seinem Geburtsorte zu nennen pflegt, von der Insel Fallersleben gebürtig sein läßt.

Dagegen irrt sich aber auch die hannöversche Zeitung, wenn sie die unter dem Namen Georg Sand bekannte Schriftstellerin Aurora Dudevant für kürzlich gestorben ausgibt. In pariser Blättern stand die Todesanzeige einer Baronin Dudevant, Witwe eines Cavalerie-Obersten, die mit der Marquise Aurora Dudevant, deren noch lebender Mann niemals Oberst war, nicht verwechselt werden durfte.

[Wahrscheinlicher Autor der Briefe des Junius.]

Sir David Brewster hat vor kurzem unter den ungedruckten Briefsammlungen des berühmten Ossian-Uebersetzers, Macpherson, Briefe entdeckt, die in Styl und Gedankenausdruck völlig denen des allbekannten Junius gleichen. Ein genaueres Verfolgen dieser Briefe ergibt, daß der Briefsteller sogar ganze Phrasen gebraucht, wie sie in den Briefen des Junius gleicherweise vorkommen. Unterschrieben sind diese merkwürdigen Documente mit Mac Lean, und Brewster steht nun im Begriff, ein Buch über diese zufällig aufgefundenen Briefe herauszugeben. 9.

[Oken's Naturgeschichte.]

Von Oken's Naturgeschichte ist nunmehr mit der 37. Lieferung, dem letzten Hefte des sechsten Bandes, das Thierreich fertig zur Darstellung gebracht. Das letzte Heft gibt die Literatur über das Thierreich und Register. Um die Vollendung des Werkes zu beschleunigen, hat Professor Walchner in Karlsruhe die Bearbeitung der Mineralogie nach Oken's Plane unternommen. Oken selbst ist unausgesetzt thätig; die Herstellung der Abbildungen raubt viele Zeit, die Insecten werden illuminirt und ihre Größe wird angegeben.

[Memoiren aus dem griechischen Befreiungskriege.]

In Griechenland ist kürzlich der erste Band eines neuen Werkes von Christophoros Perrhäbos erschienen, der schon durch seine Geschichte von Suli und den Sulioten rühmlich bekannt ist. Niebuhr nannte den Autor einen zweiten Thucydides. Perrhäbos ist Oberst der königlich griechischen leichten Truppen. Der erste Band seiner Memoiren umfaßt die Vorgänge bis zu Ende des Jahres 1822, bis zur Niederlage der Sulioten und ihrer Flucht nach den ionischen Inseln. Perrhäbos befand sich selbst unter ihnen.

[Mendelssohn's Paulus.]

Englische Blätter melden, daß bei dem diesjährigen großen Musikfeste, welches diesmal zu Birmingham Statt findet, Mendelssohn-Bartholdy's Oratorium Paulus unter persönlicher Leitung des Componisten aufgeführt werden soll. Vor der Hand dürfen wir als sicher anzeigen, daß der Componist sein Werk am 13. März in Leipzig zur Aufführung bringt.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 42. — den 28. Februar 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Börne.

Die letzten Tage seines Lebens. Sein Tod. Sein Begräbniß.

Die Brochüre Börne's gegen Menzel, Raumer und den Fürsten Pückler-Muskau beginnt also: „Freunde und Gleichgesinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich so wenig schreibe, für das taubstumme Vaterland so selten das Wort ergreife. Ach! sie glauben, ich schriebe wie die Andern, mit Tinte und Worten; aber ich schreibe nicht wie die Andern, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth, mir selbst Qual anzuthun, und nicht die Kraft, es lange zu ertragen.“ Und wirklich ging Börne an seine Arbeiten auf eine ganz andere Weise heran, als sonst Schriftsteller zu thun pflegen. Es lebte in ihm ein Geist, der zu gewaltig, zu regsam für seinen kleinen, gebrechlichen Körper, und der sich empörte, wenn er ihn in eine Form zwingen wollte. Börne sah dem Kampfe nicht zu, er war nicht sein Geschichtschreiber, sondern er stürzte sich mitten hinein und bot sich den Pfeilen Preis, und erst verwundet, wurde er selbst kampfmuthig, und dann ein gefährlicher Feind, der nicht scheute, den Wurf zu wagen, ob auch der Pfeil auf ihn zurückfliegen könne.

Doch es ist nicht meine Absicht, sein Wesen und seine Schriften zu charakterisiren, und nur in so weit sein letztes Büchlein mit seinen letzten Tagen, seinem Streben und seinem Tode im Zusammenhange steht, soll davon die Rede sein.

Das ganze Schriftchen ist im Gefühle, oder auch nur in der unerkannten Ahnung, daß es sein letztes sein werde, geschrieben. Er hat in demselben mit seinen Gegnern und mit der ganzen Welt abgerechnet, und die Rechnung geschlossen. Es herrscht in ihm, wenn auch Börne's Eigenthümlichkeiten unverkennbar hervortreten, ein ganz anderes Wesen, als in allem, was er sonst geschrieben hat. Er ist ernster, ruhiger, und seine Satyre ist meist eher wehmüthig als bitter zu nennen. Dann aber hat er in demselben klarer als sonst je gesagt, was er gewollt, oder besser, was er nicht will, und warum er eben mit diesem negativen Resultate dessen, was er nicht will, zufrieden, und nur dies verlangt.

Ich möchte dies Buch sein Testament nennen, und er selbst, wie gesagt, seinen Tod ahnend, oder nur unter dem Einflusse der Unausbleiblichen, selbst ohne es zu ahnen, schreibend, hat es als ein solches bezeichnet, als er sagte: „Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöse und für mein Vaterland das Wort führe, ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie ein Jagdhund, und möchte florentinische Nächte schreiben.“ Wehmüthig, wie dieser Seitenhieb gegen Heine, sind die meisten satyrischen Stellen dieses Werkchens.

Börne hatte diese letzte Gabe seines Geistes mit mehr Leichtigkeit als beinahe alle frühern ausgearbeitet, und man

sah ihm in den nächsten Tagen, nachdem das Buch beendigt, an, daß er sich einer großen Last entladen fühlte. Er war lebendiger, gesunder und frohern Muthes; und seit Jahr und Tag sahen ihn seine Freunde nicht in so heiterer Laune. Aber dennoch hat das Werk sicher seine Auflösung beschleunigt, denn es ist mehr als eine Formel, wenn er sagt, daß er mit dem Blute seines Herzens schreibe. Seit Jahr und Tag hatte er den Stoff zu dieser letzten Arbeit mit sich herumgetragen, ihn verarbeitet, ihn gepflegt und gehegt, und krank, wie er seit lange war, fraß diese ewige Aufregung wie ein stiller Wurm um sich, und die Ruhe und Freudigkeit, die, nachdem die Geburtswehen überstanden waren, sich bei ihm einstellten, waren nur die Vorläufer der nahen Auflösung. Börne war seit Jahren beständig unwohl. Vor etwa einem Monate stellte sich eine Entleerung ein, und von diesem Augenblicke nahmen seine Kräfte zusehends ab. Sein langes Unwohlsein hatte ihn zum Hypochonder gemacht, und seine Bibliothek besteht zum Theil aus medicinischen Werken. Unter allen Heilarten der Medicin, die er nach und nach durchgegangen, war er der Wassercur am längsten treu geblieben. Ob es ihm genutzt oder geschadet haben mag, wenn das schwächliche, gebrechliche Männchen, das sich, bevor es zu dieser Cur überging, durch Flanell vor jedem Lüftchen schützte, auf einmal nur Wasser trank, sich den ganzen Leib Sommer und Winter mit kaltem Wasser wusch, und Abends beim Schlafengehen sich ein nasses Tuch auf den Kopf legte, mögen die Aerzte entscheiden.

Erst in den letzten drei Wochen konnten Börne's Freunde ihn bewegen, ärztlichen Rath anzunehmen. Dr. Sickel, der mit ihm seit lange in freundschaftlichen Verbindungen stand, behandelte ihn von da an, bis zu seinem Ende, und in den letzten Tagen wurden noch mehrere andere Aerzte zur Consultation hinzugerufen. Unterdeß scheint es, als ob Börne hierin mehr seinen Freunden nachgegeben, als seine Ansicht über die Medicin und ihre Adepten geändert, denn er sprach von Anfang der Krankheit bis zum letzten Augenblicke sehr oft die Ueberzeugung aus, daß er sterben werde.

Mit der höchsten Seelenruhe, mit stoischer Ergebenheit sah er seinem Tode entgegen, denn sein Verstand sagte ihm, daß er seinem Ende nahe. Aber sein Gefühl flüsterte ihm dennoch mitunter eine Hoffnung zu, und er täuschte sich dann selbst auf Augenblicke. Es gibt kaum einen schönern Tod, als den, den er gestorben, und nur vielleicht der auf dem Schlachtfelde könnte dem seinigen vorzuziehen sein. Wem dieser aber nicht werden kann, dem wünsche ich zu sterben, wie Börne starb. Mit Ruhe dem Tode entgegensehen, ihn erwarten, seiner gewiß sein, und dennoch hoffend am Leben festhalten, bis der letzte Athemzug schwindet, das ist der Tod eines Weisen, der mit dem Leben abgerechnet, ihm nichts mehr schuldig und getrost vor seinen Richter treten kann.

Bis auf die letzten Augenblicke war Börne Herr und Meister seines klaren Verstandes, und noch in den letzten Tagen zeigte er, daß ihn selbst seine kecke Satyre nicht verlassen. Am Tage vor seinem Tode fragte ihn sein Arzt, Herr Sickel: ob er etwa einen schlechten Geschmack habe? und seine Antwort war: „Gar keinen, wie die deutsche Literatur!" —

Börne's Landsmann, der junge Arzt Dr. Hörle aus Frankfurt, wachte die letzte Nacht bei ihm. Börne sprach in dieser Nacht noch sehr viel, und alles, was er sagte, bekundete die ungetrübte Klarheit seines Geistes. Oft sprach er über seinen Zustand, und fragte einmal, ob nicht vielleicht ein Brechmittel vortheilhafte Wirkung haben könne, und als Herr Hörle ihn darauf aufmerksam machte, daß bei seiner Schwäche ein solches gefährlich sein würde, schwieg er eine Weile, dann sagte er: „Geben Sie die Medicin auf, es ist doch gar nichts mit ihr, Sie tappen dabei immer im Dunkeln herum." Und so sprach er von halber zu halber Stunde die ganze Nacht durch, und schlief nicht einen Augenblick.

Am andern Morgen, dem Tage, an welchem er um 10 Uhr Abends starb, stellten sich Gelüste bei ihm ein, wie sie oft die Vorboten des Todes sind. Er verlangte nach einer Prise Tabak, den er seit etwa sechs Wochen aufgegeben hatte. Dann wünschte er frische Blumen zu haben, und freute sich, als diese endlich gebracht wurden an ihrem Anblicke und an ihrem Geruche.

Noch gegen Abend, drei Stunden vor seinem Tode, wo er schon so schwach war, daß er nur noch ganz leise sprechen konnte, wollte ihn ein Arzt, der neuerdings von den andern Aerzten hinzugerufen war, besuchen. Aber Börne widersetzte sich, daß derselbe zu ihm gelassen werde, wurde ordentlich hitzig und ungeduldig, und erklärte, daß derselbe überflüssig sei, und er keines Arztes mehr bedürfe. Nur mit Mühe konnten ihn seine Freunde bewegen, denselben vorzulassen.

Zwei Stunden vor seinem Tode wurde er endlich wieder besser, fühlte sich auf der Brust erleichtert, sprach zwar sehr leise, aber ohne alle Anstrengung; in dieser Veränderung wollten wir noch einen letzten Hoffnungsstrahl sehen.

Dann aber zeigte sich bald, daß das Licht nur noch einmal aufgeflackert, um dann still und langsam zu verlöschen, wie ein Müder am Abende eines rüstig durcharbeiteten Tages einschläft.

Die Frau und Herr Strauß, bei welchen Börne wohnte, Dr. Hörle und der treue Conrad (Ulrich), von dem Börne oft in seinen Briefen und in seinem letzten Werkchen sprach, standen um den Hinschlummernden und hielten jeden Athemzug zurück, um nicht einen von den letzten ihres Freundes zu verlieren. In diesem Augenblicke fiel der Lichtschirm, den man, um den Sterbenden Schatten zu geben, vors Licht gestellt, ohne daß Jemand sich in der Stube gerührt hätte, um und vom Kamin herab, und es durchfuhr alle Anwesende ein innerer Schauer. — Auch ich nenne solche Zufälle nur Zufälle. Aber ich freue mich, wenn ich ähnlichen im Leben begegne, denn sie erlauben uns in Demuth zu ahnen, wo wir nicht begreifen können, sie erlauben uns eine Wechselwirkung zwischen dem Geisterreiche und dem Reiche der Materie zu unterstellen, und werden nur lächerlich, wenn man auf sie Theorien bauen will. —

Den Eindruck, den Börne's Verscheiden auf die ihm zunächst Stehenden gemacht hat, würde schwer sein zu beschreiben. Seine nächsten Freunde, Herr und Frau Strauß und Conrad waren vernichtet, und alle seine Bekannte waren aufs tiefste getroffen. Ich glaube nicht, daß Börne als Mensch viele Freunde hatte; er war zu kalt, zu klarer Verstandesmensch, und das Gemüth trat meist bei ihm in den Hintergrund, wenigstens im äußern Leben. Aber er übte einen unwiderstehlichen Einfluß auf Jeden, der ihm nahe trat, und seine nächste Umgebung verehrte ihn mit einer Hingebung, die eine Art Cultus wurde.

Börne's Leichenbegängniß war würdig und feierlich. Ein paar hundert Deutsche und mehrere französische Schriftsteller hatten sich in seiner Wohnung, Rue Lafitte Nr. 44, versammelt, und von hier aus ging der Zug über die Boulevards dem Père Lachaise zu. Rührend war es, den alten treuen Conrad allein vor allen andern dem Leichenwagen folgen zu sehen, und ich glaube nicht, daß ich ihm zu nahe trat, wenn er mich an jenen Hund erinnerte, der der Leiche seines Herrn zum Grabe nachzieht; denn leider ist die Treue eine Tugend, in der der Hund ein Muster für die Menschen sein kann. — Der folgende Zug bestand zum Theil aus Schriftstellern, Kaufleuten und vielleicht ein hundert Arbeitern. Auf dem Père Lachaise wendete sich der Zug in dieser gewaltigen Todtenstadt rechts, und oben hoch, wo man die Stadt und Umgegend von Paris übersieht, war das Grab bereitet, das ihn aufnehmen sollte. Hier trat dann zuerst Herr Venedey auf und hielt eine Rede, in der er schließlich darauf hindeutete, daß einst eine Zeit kommen werde, wo die Söhne Deutschlands nach Frankreichs Hauptstadt pilgern würden, um, ohne auf die Riesenmonumente der Geschichte, die Notredame und die Vendomesäule, zu merken, den kleinen Stein auf Börne's Grab zu küssen. Dann sprach Herr Berli aus Frankfurt etliche Worte, worauf endlich Raspail, früher Redacteur des Reformateur, im Namen der französischen Patrioten eine schöne kräftige Rede hielt. Da dieselbe improvisirt war, so kann ich nur Einzelnes aus dem Gedächtnisse anführen. Er sagte: Börne würde, wenn er in Versen geschrieben hätte, der Beranger seines Volkes geworden sein, und da er in Prosa geschrieben, sei er sein Paul Louis Courrier, und seine Werke würden wie die des Letztern wirken. Raspail sprach seine Bewunderung aus, daß ein Fremder, wie Börne, in einer fremden Sprache so hätte schreiben können, daß seine Arbeiten Musterwerke der französischen Literatur seien; dann kam er auf Börne's Judenthum und sagte, er sei ein Weltbürger gewesen, der jedes Volk geehrt, zu dem er gehört habe. Er nahm dann Abschied von der Hälfte Börne's, die wir der Erde nicht vorenthalten konnten, und sagte: daß die andere Hälfte, die unzerstörbar, unter uns fortleben und fortwirken werde, und schloß damit, daß er ausrief: „Wenn wir hier am Grabe Börne's Etwas zu betrauern haben, so ist es nur, daß wir nicht mit ihm hinabsteigen können, um eine Welt zu verlassen, die im Egoismus und in Schmach zu schwelgen scheint.“ —

Am Grabe Börne's wurde dann eine Sammlung für den frankfurter Gefangenwärter gemacht, worauf sich seine Freunde trennten. —

Freunde und Feinde aber werden zugestehen, daß an jenem Tage einer der ausgezeichnetsten Deutschen der Erde ihren Zoll gezahlt hat. —

Paris. St.

Correspondenz.

Aus Dessau, im Februar.

[Sophie Hagedorn auf der Bühne.]

Auf meinen Reisen durch die kleinen Gebiete Deutschlands, wo es oft an Barbarismus, Leerheit und Langerweile nicht fehlt, führte unlängst das gütige Geschick mich nach Dessau, dem heiteren Wohnsitz eines Fürstenhauses, das es sich von jeher angelegen sein ließ, den Künsten und Wissenschaften zu huldigen und so seinen vererbten Ruhm mit immer wachsendem Glanz auf die Nachwelt zu bringen. — Stadt und Umgegend gewinnen täglich und es leidet wohl keinen Zweifel, daß der diesem freundlichen Tempe schon jetzt gebührende Vorrang ihm unter den drei Herzogthümern von Anhalt für

alle Zeiten bleibe. Das Lob wäre indeß nur ein sehr geringes, da hier Vieles geleistet wird, dessen nur die größten Staaten sich rühmen können. Dessau besitzt z. B. unter Fr. Schneider's Direction eine Capelle, die ihresgleichen sucht und Beethovens Symphonien mit einer Seele und Bestimmtheit aufführt, die nichts zu wünschen übrig lassen. —

Zu gleicher Vortrefflichkeit würde auch wahrscheinlich das Theater, und hauptsächlich die Oper sich erheben, wenn sie mit ähnlicher Sorgfalt gepflegt würden. — Hier war es, wo einst der unsterbliche Devrient debutirte und noch heute gewordenes und werdendes Talent immer frische Kränze findet. —

Verdrießlich sah jeder dem mit Cholera, Grippe und Influenza belasteten Winter entgegen und hoffte, nächst der Gesundheit, zu seinem Trost vom Theater das Beste. — Mit dem Schauspiel ging es erträglich, jedoch wollte Anfangs aus Mangel an einer Primadonna sich trotz aller Bemühungen die Oper nicht gestalten; — als das Glück der Verwaisten eine Retterin zuführte, die der vorhandenen Noth augenblicklich ein Ende machte. Ich meine nämlich Sophie Hagedorn, die zwar zu Königsberg in Preußen geboren, in Berlin durch Spontini gebildet, aber von der Mutter her eine Dessauerin ist. —

Wie Bergschotten, Savoyarden und Schweizer die Heimath selten vergessen, kehren Anhaltiner gewöhnlich einmal wieder zurück in das Land der Eichenhaine und Nachtigallen, um dort eingedenk der schönen Vergangenheit sie von Neuem zu verwirklichen. — So führte patriotisch die Mutter ihrem Vaterlande die Sängerin zu, welche in der Blüthe der Jugend solches Talent mit seltener Kunstfertigkeit verbindend (ihre glockenreine Stimme reicht von g bis zum dreigestrichenen d und weiter) sich bisher als Agathe im Freischütz, Elisabeth in Lestocque, Romeo in Bellini's Oper, und als Pamyra in Rossini's Belagerung von Korinth den ungetheiltesten Beifall erwarb. — Auch in Axur und der Vestalin wird sie gewiß den Erwartungen entsprechen, und in dem Maße gefallen, als durchdrungen von ihrer Aufgabe sie mit künstlerischer Weihe die Macht des Gesanges dem scenischen Spiel vermählt, dessen die Mehrzahl der Sänger größtentheils zum eigenen Schaden entbehrt. — Wer die herrlichsten Anlagen mit rastlosem Fleiß bearbeitet, dem ist jeder höchste Sieg gewiß. — x.

Aus Hannover.

[Leibnitzens Denkmal.]

In Nro. 247 der Eleganten vom 16. December 1836, welche durch Zufall erst jetzt mir zukam, befindet sich ein Artikel, Leibnitz überschrieben, der jedem Hannoveraner aus der Seele geschrieben ist, wenn auch sein Inhalt darthut, daß der Verfasser niemals in Hannover war, und irrig berichtigt wurde, daß „auch in Hannover der Gedanke bei mehreren einflußreichen Männern erwacht sei, Leibnitzen ein öffentliches Denkmal zu errichten". —

Der große Philosoph besitzt längst ein öffentliches und anständiges Ehrendenkmal in Hannover, und wer seit beinahe 50 Jahren Hannover besuchte, mußte es schauen, denn es war damals das Einzige, was man den Fremden als merkwürdig bei uns zu zeigen vermochte. In den 80ger Jahren — 1787, 88, 89 — gab der Hofrath Ramberg, der Vater des berühmten Malers, ein genialer Mensch, Denker, Kunstfreund und selbst Künstler, den Impuls dazu, und wurde von zwei gleichgesinnten Herrn im Ministerium, Rehberg und Brandes, beide als Literaten bekannt, kräftig unterstützt. Eine Subscription schuf den ersten Fonds, und die Regierung that das Nöthige hinzu. Das Denkmal besteht in einem Rundtempel von edler Form, so freundlich als imposant; in der Mitte prangt auf stattlichem altargleichem Postamente die kolossale, herrlich gearbeitete Büste des Philosophen aus weißem Marmor gehauen, ein ernster, Ehrfurcht gebietender Kopf; am Gesims der Kuppel lieset man die goldene Weiheschrift: Genio Leibnitzii. — Man stellte den Tempel auf einen grünen Hügel, so hoch, daß er die Gegend beherrschte und selbst außerhalb der Stadt gesehen werden konnte, und umgab ihn mit einem Lustwäldchen. Er bildete den Hintergrund der Esplanade, damals die Hauptpromenade an der Südseite Hannovers, in deren Nähe das große Gebäude liegt, welches das Archiv und die Bibliothek umschließt, in welcher Leibnitz als Hofarchivar wirkte, und wo noch jetzt alle Schätze, die von ihm übrig, verwahrt liegen. So war auch der Ort verständig gewählt, und die Hannoveraner sahen seitdem mit Stolz auf den Ehrenstein, und jeder Fremde widmete ihm seine Huldigung. —

Seit einigen Jahren hat sich die Gegend verändert. Aus der kleinen Esplanade ist ein weiter Waterlooplatz geworden, von fast endlosen Linden-Alleen umkränzt, auf dem sich die 140 Fuß hohe Waterloosäule mit ihrer Victoria erhebt, und wo an 20000 Soldaten sich aufstellen können. Der Leibnitztempel steht freilich noch wohlerhalten auf seinem grünen Hügel; eine von ihm abführende Straße ist Leibnitzstraße getauft worden, aber die neben der Waterloosäule erbauten Garde-Kasernen drücken das Heiligthum des Weltweisen zur Seite und beschatten ihn. Schon hat man den Mißstand gefühlt, und es ist die Rede davon, dem Tempel einen andern Platz zu geben, wo sein Inhaber allein und in Frieden herrschen dürfte, vielleicht in Mitten der schönen Gebüsche und Blumenparketts der Friedrichstraße. Ob und wann? das steht dahin. — Leibnitzens Grabesstätte findet sich in der Hofkirche der Neustadt. Eine Kupferplatte auf dem Boden ist durch die Inschrift bezeichnet: Ossa Leibnitzii. —

Das ist es, was ich mich gedrängt fühle, Ihnen als Berichtigung zugehen zu lassen. B.

Notizen.

[Der alte Zigeunerkönig.]

Englische Blätter melden, daß der famöse Zigeunerkönig, Andreas Bodwel, kürzlich in einem Alter von 99 Jahren gestorben ist. Er besaß einen Esel, der fast eben so alt war wie er, eine Geige, zwei Concubinen, einen Enkel und zwölf Kinder. Seine Leiche wurde von seinem Stamme, mit den unter den Zigeunern gebräuchlichen Ehren, auf dem Kirchhofe von Lancham beerdigt.

[Frances Trollope.]

Frances Trollope, die sich bekanntlich schon seit einigen Monaten in Wien aufhält, arbeitet an einem Buche „ein Winter in Wien", worin sie den diesjährigen Carneval schildern wird.

[Norder's Janus.]

Von diesem vortrefflichen, instructiven Reisewerk, das zur Kritik der Kunst, namentlich der architektonischen, so wichtige Beiträge lieferte, ist der dritte Band unter der Presse. Die ersten Bde. gaben E. Norder's Wanderung und Kunst-Pilgerfahrt durch Deutschland, Südfrankreich und in Italien bis Florenz. Der dritte Bd., der Hrn. Alexander v. Humboldt gewidmet ist, hat Florenz, Siena und Rom zu Hauptstadien.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1836, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Adernson, E., die Regenwürmer auf den Feldern der orientalischen Numismatik. gr. 8. geh. 8 Gr.

Agardh, C. A., Icones algarum europaearum. Représentation d'algues européennes suivie de celle d'espèces exotiques les plus remarquables récemment découvertes. Livr. 4me et dernière avec 10 planches coloriées. gr. in 8. 1 Thlr. 16 Gr.

*—, J. G., Synopsis generis Lupini. Acced. tabb. II. lithogr. 8. Lundae, 1835. geh. 16 Gr.

*Barkow, J. C. L., Disquisitiones neurologicae. Acced. tabula lith. 4. Vratislaviae, 1836. 6 Gr.

— —, Monstra animalium duplicia per anatomen indagata. Habito respectu ad physiologiam medicinam forensem et artem obstetriciam. T. II. et ultimus. 4 maj. cart. 4 Thlr. 12 Gr. (Tom. I. Acced. tabb. 15 aen. 1828. 5 Thlr.)

*Bericht an S. M. den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1835. gr. 8. St. Petersburg, 1836. geh. 6 Gr.

Berthier, P., Handbuch der metallurgisch-analytischen Chemie. Nach d. Franz. bearbeitet und mit Zusätzen u. eignen Erfahrungen vermehrt von C. M. Kersten. 2r und letzter Band, mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 5 Thlr. (1r Band, mit 5 Kupfertafeln, 1835. 3 Thlr. 12 Gr.)

*Brandt, J. F., Mammalium exoticorum novorum vel minus cognitorum musei academici zoologici descriptiones et icones. Acced. tabb. XIX col. 4 maj. Petropoli, 1835. 5 Thlr. 8 Gr.

*— —, Prodromus descriptionis animalium ab H. Mertensio in orbis terrarum circumnavigatione observatorum. Fasc. I. 4 maj. Petropoli, 1835. 18 Gr.

*— —, Bemerkungen über die Mundmagen- oder Eingeweidnerven (*Nervus sympathicus seu nervi reproductorii*) der Evertebraten. Mit 3 Kpft. gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

*— —, Descriptiones et icones animalium Rossicorum novorum vel minus rite cognitorum. Aves. Fasc. I. Cum 6 tabb. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 2 Thlr. 12 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. I. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Erster Band, mit Beiträgen von K. E. von Baer und H. Rathke. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von E. Meyer, H. Rathke und G. Valentin. Mit 6 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 7r Jahrgang f. 1836. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 2r Jahrgang für 1836. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Choulant, Ludwig, Anleitung zur ärztlichen Praxis. gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Drobisch, M. W., neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhange. gr. 8. 18 Gr.

Hartmann, Ph. C., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, oder die Kunst das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper und Geistesstärke zu erhalten und zu vervollkommnen. Dritte, verbesserte Auflage. 8. 1 Thlr. 8. Gr.

Herschel, J. F. W., Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen von Dr. Albert Weinlig. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hülsse, J. A., die einfache und zusammengesetzte Zinsrechnung mit ihrer Anwendung auf Rechnung von Interessen, Discont, Zahlungstermine, mittlere Zahlungen, Zeit- u. Leibrenten, Lebensversicherungen u. Schuldentilgung. 4. 6 Gr.

*Jomini, Baron de, Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre et de leurs rapports avec la politique des états. 4me édition consid. augmentée. Avec 2 planches. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1836. 3 Thlr.

Leti, Calvidii i. e. Claudii Quilleti Callipaedia seu de pulchris prolae habendae ratione poema didacticon. Secundum editionem alterum seu Parisiensem cum integra lectionis varietate editionis primae seu Leidensis edidit Ludovicus Choulant. 12. cart. 18 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome II. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie. XI, gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Droge. Vol. I. Fasc. I. 8 maj. 1 Thlr. 20 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 15 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad geographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. III. Cum 8 tabb. aen. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 1 Thlr. 21 Gr.

Pinder, E., das Provinzial-Recht der königl. preußischen vormaligen königl. sächsischen Landestheile mit Ausschluß der Lausitz, nebst Beweisstellen, Gründen und Bemerkungen. Im Auftrag des königl. Justiz-Ministeriums für die Gesetz-Revision bearbeitet. 2 Theile. gr. 8. 5 Thlr.

Pogodin, Michael, historische Aphorismen. Aus dem Russischen von E. Göring. gr. 8. geh. 12 Gr.

Prinz, C. G., das Verschneiden oder die Castration der Milchkühe, eine landwirthschaftliche Operation für Oekonomen und Thierärzte. 8. geh. 6 Gr.

Radius, J., auserlesene Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte u. Wundärzte. Mit Berücksichtigung d. neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. 16. cart. 1 Thlr. 18 Gr.

Schmidel, C. T., Verwandlungstafeln verschiedener Maasse in pariser Fusse, Zolle und Linien berechnet. I. Heft. Millimeter, Meter und engl. Fusse. 12. 6 Gr.

*Schmidt, J. J., die Thaten des Vertilgers der zehn Uebel in den zehn Gegenden, des verdienstvollen Helden Bogda Gesser Chan; eine mongolische Heldensage, nach einem in Peking gedruckten Exemplare aufs Neue abgedruckt. Herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften. gr. 4. St. Petersburg, 1836. 3 Thlr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände, mit Titelkupfer. 8. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Trinius, C. B., Species graminum iconibus et descriptionibus illustravit. Fasc. 29 et 30. 4 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr. (Complet III Vol. s. 30 Fasc. cum 360 tabb. 1823 — 1836. 45 Thlr.)

Wagner, R., Prodromus historiae generationis hominis atque animalium sistens icones ad illustrandam ovi primitivi, imprimis vesiculae germinativae et germinis in ovario inclusi, genesin atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam. Acced. tabb. II. aere incisae. Fol. maj. cart. 3 Thlr. 12 Gr.

*Weinmann, C. A., Hymeno- et Gastero-Mycetes hucusque in imperio Rossico observatos. Pars prodromi florae rossicae. 8 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr.

Weissenbach, C. G. A. von, Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem sächsischen Erzgebirge. Mit 32 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Inhalt.

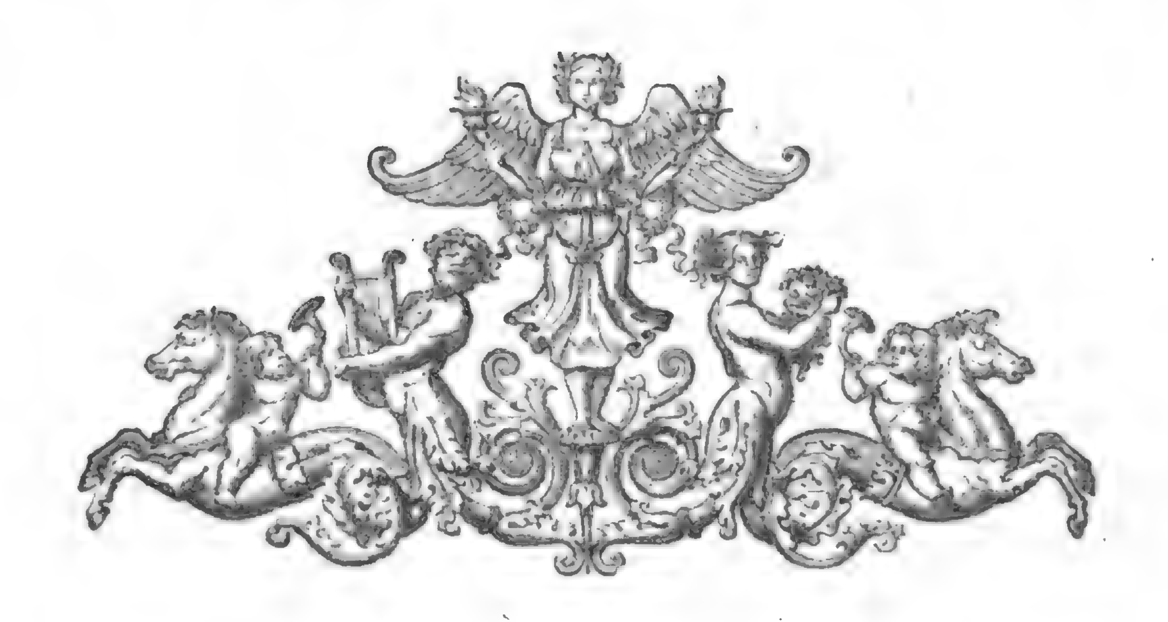
(Hierbei vier Beilagen und ein Intelligenzblatt.)

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.



Siebenunddreißigster Jahrgang.

März.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1837.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein=interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In= und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik= und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober=Post= und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober=Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof=Postamts=Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs=Comptoir in Berlin.
Die — — Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz=Postamts=Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober=Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober=Postamts=Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt=Postamts=Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn= und Taxische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober=Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 43. — den 2. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Nemesis.

Wahrheit ohne Dichtung.

Nach dem Russischen.

Unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth entschloß sich die Witwe eines russischen Fürsten, deren Güter im nördlichen Theile des Gouvernements Nischni Nowgorod lagen, nach Moskau zu reisen, und dort einem berühmten Arzte sich anzuvertrauen, denn sie war seit einiger Zeit sehr kränklich geworden. Der Doctor behandelte die Dame wohl ein halbes Jahr, ohne daß Besserung erfolgte, ging von einer Curmethode auf die andere über, besprach sich mit seiner Collegen über den vorliegenden Fall; — nichts half. Als er keinen Rath mehr wußte, verkündete er eines Tages der Fürstin in feierlichem, abgemessenem Tone, daß nur ein längerer Aufenthalt unter dem milden Himmel des südlichen Europa sie von ihrer Krankheit zu befreien vermöge. So pflegt es zu gehen; die Jünger Aeskulap's, wenn sie ihren Patienten nicht retten können, suchen denselben weit von sich zu entfernen; dann leidet doch wenigstens ihr Ruf nicht; man hält sie nach wie vor für grundgelehrte Männer.

Also entschloß sich die Fürstin, ihr Vaterland auf längere Zeit zu verlassen, und reiste im Anfange des Wonnemonats, von einer Kammerfrau und einem etwa dreißig Jahr alten Diener begleitet, über Kiew und Krakau nach Wien. In der Kaiserstadt verweilte sie drei Monate. Ihr körperlicher Zustand verschlimmerte sich nicht gerade; doch merkte sie auch von der Veränderung der Luft und des Klimas eben keine wohlthätigen Folgen. Sie reiste weiter über Triest nach Venedig, und von hier ab machte sie sich auf den Weg nach Neapel, wo sie den Winter über bleiben wollte.

Kustroff, so hieß ihr Diener, war ein hurtiger, einsichtsvoller und thätiger junger Mensch; der im Hause des seligen Fürsten aufgewachsen war, und nie Veranlassung zu Klagen gegeben hatte. Deshalb, und weil er außer der französischen Sprache auch des Italienischen mächtig war, hatte die Fürstin ihm vor allen andern Dienern den Vorzug gegeben. Er hatte viel Geist und natürlichen Verstand, aber sein Herz war verderbt; häufiger Aufenthalt in den beiden Hauptstädten des russischen Reiches, schlechte Gesellschaft, eine oberflächliche Bildung, und ein maßloser Ehrgeiz, mehr zu scheinen als er war, die Begierde, sich unabhängig zu sehen, alles das wirkte zusammen, um seinen Charakter zu verschlechtern. Da jedoch im Hause des Fürsten strenge Ordnung herrschte, und die Dienerschaft aufmerksam beobachtet und in Zucht gehalten ward, so wußte er das, was in seinem Innern gährte, in seiner Brust zu verschließen, so daß er für einen der treuesten Diener galt.

Unterwegs, in Italien, erkrankte plötzlich die Kammerfrau gefährlich. Die Fürstin, welche ihr sehr gewogen war, hielt in einem Dorfe der Romagna an, und ließ aus dem nächsten Städtchen einen Arzt holen. Dieser war der Ansicht, daß zwar in acht bis zehn Tagen die Kranke außer Ge-

fahr sein würde, doch sei leicht möglich, daß die eigentliche Genesung langsamer von Statten gehen könne; deshalb sei vor Ablauf von drei bis vier Wochen an kein Weiterreisen zu denken. Da die Fürstin unmöglich so lange in der kleinen Dorfschenke verweilen konnte, so entschloß sie sich, nach Bologna zu fahren und dort bis zur Wiederherstellung der Kammerfrau zu verweilen. Ohnedies lag ja diese Stadt nicht mehr weit entfernt; die Wirthsleute waren gute Menschen; die Kranke demnach in den besten Händen.

Die Stunde der Abreise wurde festgesetzt, und Kustroff hinterließ für die Kammerfrau geschriebene Verhaltungsregeln, welche die Fürstin ihm in die Feder dictirt hatte. Dieselben bezogen sich auf die Art und Weise, wie sich die Kranke nach ihrer Genesung weiter fortschaffen lassen, auf den Gasthof, in welchem sie absteigen sollte, und dergleichen mehr. Zugleich wurde die nöthige Summe zu ihrer Verpflegung hinterlegt, und überhaupt nichts unterlassen, was die Kranke zu beruhigen geeignet war. Die Fürstin gab sich inzwischen Mühe, ein Frauenzimmer im Dorfe ausfindig zu machen, das den Dienst bei ihr versehen könnte. Doch war ein solches nicht vorhanden, und so faßte sie denn den Entschluß, die kurze Strecke bis Bologna ohne weibliche Begleitung zurückzulegen. Als Kustroff das erfuhr, stieg plötzlich ein schrecklicher, furchtbarer Gedanke in seiner Seele auf.

Der Gastwirth war, wie das häufig der Fall ist, zugleich Postmeister. Unter seinen Postknechten nun befand sich auch einer jener Räuber, welche vormals in den Schluchten der Apenninen gehaust hatten. Dieser Mensch hatte sich eine vom Papste erlassene Amnestie zu Nutze gemacht, und eine weniger gefährlichere, dabei zugleich ehrenvollere Beschäftigung ergriffen. Sein Herr wußte freilich nicht, daß er einen vormaligen Räuber in seinen Dienst genommen hatte; doch die übrigen Postknechte mochten wohl ahnen, weß Geistes Kind er sei, und nannten ihn gewöhnlich nur den „alten Sünder.“ Rolando, so hieß er, galt für einen geschickten Kutscher. Sein vormaliges Gewerbe hatte er indessen lediglich aus Furcht vor dem Galgen aufgegeben, und deshalb zwar aufgehört, Räuber zu sein, doch ohne ein ehrlicher Mensch zu werden. Das ruhige, in gewöhnlichem Gleise fortlaufende Leben, das er jetzt führte, war ihm schon längst langweilig geworden; wie konnte auch einem an stete Abwechselung und Abenteuer aller Art gewöhnten Individuum seines Schlages das ewige Kläppern auf derselben Heerstraße zusagen? Jetzt mußte er sich mit wenigen Paoli als Trinkgeld begnügen, während er früher dem Reisenden gut gefüllte Börsen abnahm.

Gute Menschen fühlen sich bald gegenseitig zu einander hingezogen; leider aber schließen auch Böse sich schnell aneinander an. So ahnte denn auch Kustroff, welche Bewandniß es mit Rolando hatte, und bald war er mit Hülfe einiger Flaschen feurigen Weins dessen Freund und Vertrauter geworden. Der Postknecht erzählte dieses und jenes Abenteuer aus seinen frühern „guten“ Tagen, und nun glaubte Kustroff auf ihn rechnen zu können.

Rolando hatte an einem finstern Abend einen Wagen bis zur nächsten Station fahren müssen, und wurde gegen Mitternacht wieder zurück erwartet. Richtig kam er zur bestimmten Zeit zurück. Der Kammerdiener, der auf ihn gelauert hatte, gab, nachdem die Pferde besorgt worden waren, dem Postknechte ein Zeichen, ihm auf sein Zimmer zu folgen. In demselben fand er zu seiner großen Freude den Tisch gedeckt, und vier mit dunklem Weine gefüllte Flaschen reizten den Appetit des Hungrigen. Beide setzen sich und fangen an zu essen. Erst bringt der verschmitzte Kustroff das Gespräch auf ganz gleichgültige Gegenstände; als aber sein Kumpan sich satt gegessen hat, und die vierte Flasche angebrochen wird, nimmt der Russe einen freundschaftlichen, zutraulichen Ton an, und sagt halbleise: „Braver Rolando, sag' mir mal aufrichtig, wie viel arme Seelen hast du wohl ins Paradies befördert?“

„Das ist eine kitzliche Frage,“ entgegnete der Postknecht, „selbst der Vorsitzer im Rathe der Zehn würde sich, falls ich vor ihm erscheinen müßte, ein wenig besinnen, ehe er sie so ohne Weiteres an mich zu richten wagte.“

„Werde nur nicht gleich böse, mein Junge; Du siehst ja hier nicht vor Gericht, sondern sitzest einem Freunde gegenüber, der Dir gewogen ist. Also sag' mir's nur ganz dreist, wie viele?“

„Nun, von Belang ist's eben nicht; denn ich bin von Natur ein gutherziger Kerl, und habe nie ohne Noth Blut vergossen; wozu taugt auch Grausamkeit und Blutgier. Nur wenn die reichen Leute sich lange sperrten und zierten, und nicht herausrücken wollten, lief mir hin und wieder die Galle über.“ Bei diesen letzten Worten fing er an, mit dem rechten Zeigefinger die Finger der Linken zu zählen, und fuhr dann fort: „Nun weiß ich's, Herr Neugier. In den zwanzig Campagnen, die ich in beiden Calabrien und am Col di Tenda mitgemacht, habe ich dem lieben Gott, oder meinetwegen dem Teufel, im ganzen elf arme Sünder ohne viele Weitläufigkeiten zugeschanzt.“

„Was meinst Du, wenn Du der runden Summe wegen das Dutzend voll machtest? Ich stehe Dir dafür, es soll keine Gefahr für Dich dabei sein.“

„Was soll das heißen, Du Eisbär aus dem Norden? Willst Du Scherz mit mir treiben? Ich will Dir etwas sagen, Freund, Dein Wein ist vortrefflich, und Du hast mich gut bewirthet. Seitdem ich mich in Ruhe gesetzt habe, bin ich nicht mehr der Alte; wenn man aus der Gewohnheit kommt, wird man schwach und feig dazu. Also rechne nicht auf mich. Ein alter Kriegsmann, der nach durchgemachten Feldzügen sich auf sein Schloß zurückgezogen hat, und Abends dem Dorfprediger seine frühern Heldenthaten erzählt, ist nicht so leicht wieder aufzurütteln. Mir geht's auch so; seitdem ich Zügel und Peitsche handhabe, ist der Dolch eingerostet. Da es mir nun einmal bestimmt zu sein scheint, nicht in freier Luft zu baumeln, so habe ich mir vorgenommen, zu probiren, wie sich's im weichen Bette stirbt.“

„Das ist allerdings recht hübsch und lobenswerth, ehe Dir aber dieses ersehnte Glück zu Theil wird, mußt Du Dich noch manch liebes Jahr von dem ersten besten Reisenden schinden und placken lassen, und mußt Tag und Nacht auf der Heerstraße liegen. Rolando, Du hast nicht viel im Vermögen?“

„Gar nichts habe ich, Dank meiner Spielsucht und der Schelmerei meiner Kameraden; Alles, was ich mir im Laufe zehn mühevoller Jahre erworben, haben sie mir abgenommen.“

„Wie, wenn nun eine letzte kühne That, von der nie ein Mensch auch nur das mindeste erfahren soll, Dir Mittel verschaffte, den Rest Deines Lebens angenehm und sorgenfrei zu machen? Würdest Du es wohl noch einmal wagen?“ Bei diesen Worten zieht Kusiroff, ohne abzuwarten, was der andere sagen wird, eine Börse mit zweihundert Zechinen, und wirft sie auf den Tisch hin. Der Glanz des Goldes blendet das Auge des Postknechts; er macht einen langen Hals, blickt gierig nach dem Tische, und zieht gleichsam unwillkürlich seine Hände zurück, aus Furcht, der Macht der alten Gewohnheit zu unterliegen und etwas zu nehmen, das er noch nicht verdient hatte. Es trat eine minutenlange Pause ein; als aber der Russe meinte, sie habe lange genug gedauert, nahm er ganz kalt seine Zechinen wieder in die Hand und steckte sie in seine Tasche, zum großen Mißvergnügen Rolando's, der still und nachdenklich zu werden anfing.

„Weshalb zeigtest Du mir auch das Gold?“ rief er ärgerlich. „Soll ich etwa neidisch auf Dich werden?“

„Dummer Teufel, nein;“ entgegnete Kusiroff lachend, „ich wollte Dir nur zeigen, daß Gold recht hübsch aussieht, und Dir einen Vorgeschmack vom Besitze desselben geben. Noch heute können die zweihundert hier Dein Eigenthum werden, wenn Du willst.“

„Was soll ich dafür thun?“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Carnevalssonntag und Mardi gras.]

Der pariser Carneval — alle Welt spricht davon, und alle Blätter sind voll davon. Es würde nichts dagegen zu sagen sein, wenn nicht der ganze pariser Carneval eine bittere Ironie, eine Lüge wäre. Ich bin ihm nachgezogen, von Straße zu Straße, von Ball zu Ball; und mitunter glaubte ich ihn erfassen zu können, aber immer sah mich ein ganz prosaisches Alltagsgesicht hohnlächelnd an, wenn ich dem Erfaßten die Maske lüftete; und nur hier und da zeigte sich ein etwas verkümmerter Abkömmling des alten ehrlichen Carnevals, und bekundete sich als solcher durch seine kecke Lust, seine tolle Neckerei und seine ungebundene Freiheit.

Man sprach schon seit etlichen Wochen von ihm, und wollte ihn auf Bällen und in Concerten gesehen haben. Ich war vor Zeiten einer der getreuesten Anhänger des Helden Carneval und freute mich im Voraus auf unser Wiedersehen, und zog aus, um ihn auf den Bällen, wo man ihn wahrgenommen haben wollte, aufzusuchen. Vergebene Mühe. Ein halb hundert Postillone, ein Dutzend Robert Makaire behaupteten überall er sei unter ihnen, und schwuren Stein und Bein darauf. Aber wer kann einem Robert Makaire und einem Postillon von Longjumeau Glauben schenken, und ein alter treuer Anhänger des Helden sah bald, daß er nicht gegenwärtig war, wie toll sich auch das Volk geberdete, wie keck auch in den Quadrillen getanzt wurde, und wie wild auch die Galoppade vorübersauste. Es fehlte die Laune, die Lust, die Neckerei und vor allem die in seinem Reiche herrschende unbedingte Gleichheit; und oft gar sah man, wie auf den Bällen der großen Oper, daß gerade seine ärgste Feindin, die Langeweile, sich hinter die Maske des Carnevals versteckt und sein Reich usurpirt hatte.

Am Carnevalssonntage suchte man den Carneval auf den Straßen. Auf den Boulevards war auch nicht ein Vertreter der tollen Majestät zu sehen, und als ich dem fetten Ochsen begegnete, wurde es mir nur um so klarer, daß all das nur eine Verhöhnung, nur eine Ironie auf den Carneval sei. Es gibt kaum etwas ritoyableres als dieser Aufzug, in welchem eine ungestaltige Fettmasse, die sich mühsam durch die Straßen schleppt, die Hauptrolle spielt. Die Zeit, die den Zug führt, ist gezwungen, so langweilig zu sein als möglich, denn wenn auch kein Bleigewicht an ihren Füßen hängt, so muß sie doch das Fettgewicht des Ochsen nachziehen, und ihr Flug wird zum Schneckengange. Die Liebe, der gute arme Teufel Gott Amor, der vor ein Paar Jahrtausenden Fersengeld gab, als man ihn in ein Kloster einsperren wollte, thront hier auf den Schultern des zu Coteletten bestimmten, zum Schlachthause auf einem kleinen Umwege geführten, in seinem halbgeschmolzenen Fett erstickenden Boeuf gras. Die Türken, die Polen, die Heiducken und endlich gar die Wilden, die ihn begleiteten, sahen so civilisirt zahm in die Welt hinein, daß man gleich hinter der Wolfshaut das Schaf, und hinter der Löwenhaut den Esel erkannte. Die guten Leute sind dazu gemiethet, um eine freudige Miene aufzusetzen, und uns weis zu machen, daß

in ihnen das Herz vor Lust übersprudle. Leidtragende Weiber der Alten, die bezahlten lebendigen Thränenkrüge, die die Umherstehenden täuschen und einen ganz leidlich nachgemachten Kummer für ein Paar Silberlinge austauschen mußten, mögen die Griechen und Römer, die in ihrem Heidenthum nicht Zeit hatten, selbst ihre Gestorbenen zu betrauern, immerhin gerührt haben; aber mit den bezahlten Lustragenden ist dies nicht so leicht. Die Freude ist eine sehr rare Frucht in unserer neuen Welt, sie gedeiht nur unter der Sonne eines Himmels, den die Wolken des menschlichen Elends nicht von Morgen bis zum Abend decken. Der Kummer aber ist an jeder Ecke feil, und die Leidtragenden, wenn sie wieder, wie bei den Alten, Mode-werden sollten, würden in Masse zuströmen, und sich zu diesem Aemtchen, zu dem sie berufen und geboren, zu Tausenden und aber Tausenden melden.

Es ist ein charakteristischer Gegensatz, die gemietheten Leidtragenden der alten, und die gemietheten Lustragenden der neuen Zeit; jene sich stets wiederholenden, dem Staats- und Familienleben eingeflochtenen Feste der Griechen und Römer, und die Feste ihrer Nachkommen, die nur Statt finden, wie man etwa dem zum Tode Verurtheilten eine Galgenmahlzeit erlaubt, die nur eine Vorbereitung zu Fasten und Entbehrungen sind. So oft ich in der Geschichte den verzerrten Zügen eines Hofnarren begegnete, grinsten mich dieselben wie eine Todsünde gegen die Menschheit an. Auch sie waren die bezahlten Repräsentanten der Lust, und verkündeten, daß dieselbe nicht mehr umsonst zu haben sei, daß der Witz, die Laune, die Wahrheit selbst, ein Narrendiplom vorzeigen müsse, um sich geltend zu machen, um sich nur die Erlaubniß zu verschaffen, unter Alltagsmenschen, die der Ordnung und der Mode huldigen, Aufnahme zu finden. Es war eine schlimme Zeit, die der Hofnarren, und nur die würde noch schlimmer sein, wo selbst die Narrheit nicht mehr das Recht hätte, die Wahrheit zu sagen.

Der **Dienstag** — um wieder auf den pariser Carneval zurückzukommen — ist der eigentliche Festtag, an dem der Lust die Krone aufgesetzt werden soll. Aber auch an diesem Tage suchte man den Helden vergebens. Auf den Boulevards drängte sich eine halbe Million Menschen zusammen, und schon dies ist ein schönes Schauspiel. Aber wer mehr forderte, als sich in dieser Menge zu verlieren, hier oder dort sich in dem Blicke einer vorüber gehenden Schönen einen Moment zu sonnen, oder vor dem Fenster einer andern, eine Secunde lang den Wogen Widerstand zu leisten, hatte seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Masken gab es so zu sagen keine, wenn man nicht die Paar Wagen voll Postillone und Postilloninnen, oder die wandernden Anzeigen der phosphorischen Feuerzeuge, der der unzerstörbaren Hüte, der holländischen Bouillon, und des Gymnase enfantin für solche anerkennen will. Die Welt ist zu praktisch, zu prosaisch geworden — sich mit einer Narrenkappe zu schmücken um andere zum Narren zu halten. Und es wird sicher nicht lange mehr währen, daß sie selbst zu praktisch, uns nur am mardi gras sich noch von der alten Gewohnheit verführen, und auf die Boulevards hinauslocken zu lassen. Angenehme Rippenstöße, freundlichst entschuldigte Promenaden auf den Hühneraugen für die, die welche haben, ein Schlag eines Pferdes, ein zerstoßener Wagenkasten, ein gebrochenes Rad, im Gedränge geleerte Taschen, entwendete Uhren sind das Resultat eines solchen Festtages.

Unter den Paar Masken, die hier oder da mitunter in der Masse auftauchten, um gleich wieder zu verschwinden, war nur Eine, die aus dem alljährlichen Einerlei heraustrat. Es war dies die ehrbare Schwester der unbekannten Asiatin, Fräulein **Grippe**. Sie saß leichenblaß, kreideweiß, mit einem halben Dutzend Schlafmützen geschmückt, unter Kissen halbwegs begraben in einem großen Wagen, und trank Champagner aus Theetassen. Ich lasse mir gern eine solche Cur gefallen, und würde um ihretwillen der bösen Krankheit manches vergeben. Der kecke Hohn gegen die allherrschende Krankheit ist der Franzosen würdig, die selbst die Cholera nicht verschonten, als sie vor ein Paar Jahren in Paris hauste. Oft aber übernimmt es der Zufall, noch kecker die Zeit und die Lust und den Ernst zugleich zu verhöhnen, wie etwa im vorigen Jahre, wo man am Mardi gras in der Masse das Todesurtheil Fieschi's feil bot, und wo sich am Tage darauf die Menge der Carnevals-Freunde theilte, und die einen nach der Courtil, die andern nach der Barriere d'Enfer zogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z e n.

[Das Rheinweinlied.]

Nach Nro. 3 des Spiegels ist einer in Karlsruhe fortlebenden Tradition zufolge nicht Claudius, sondern der zu Karlsruhe 1823 verstorbene Kirchenrath Sander der Verfasser des berühmten Rheinweinliedes „Am Rhein, am Rhein da wachsen unsere Reben". Der Letztere soll dasselbe als Diakonus zur Hochzeitfeier eines Freundes gedichtet und einer der Gäste es Claudius übersandt haben, der es im Wandsbecker Boten ohne Unterschrift abdrucken ließ.

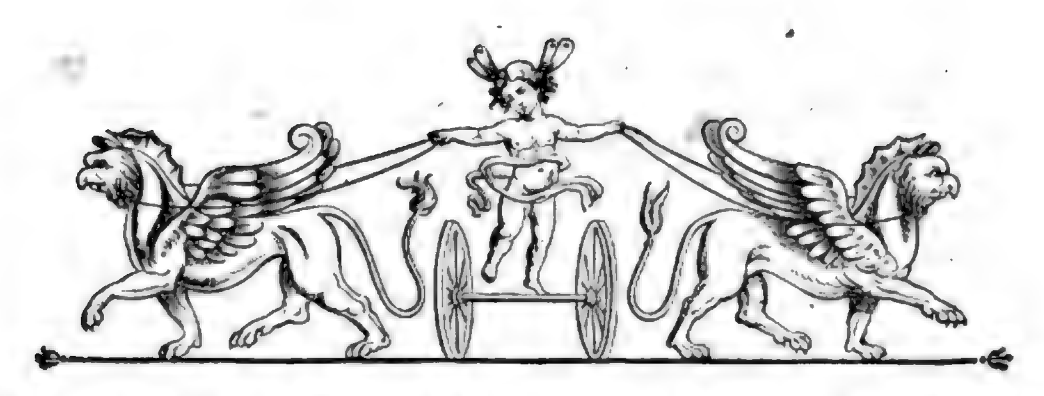
Es wäre sehr zu wünschen, daß ausgemittelt werden könnte, ob diese Tradition wirklich gegründet sei, indem dadurch ein bisher als Dichter gänzlich unbekannter Mann auf einmal zu einer bedeutenden Celebrität gelangen, der Schriftsteller dagegen, der bisher für den Verfasser dieses mehr als irgend ein anderes populär gewordenen Liedes gegolten, dadurch nicht wenig von seinem dichterischen Ruhme einbüßen würde, da dasselbe unbedenklich das vorzüglichste von Claudius' poetischen Erzeugnissen sein dürfte. Von Karlsruhe ist jedoch nach den von dem Einsender deshalb eingezogenen Erkundigungen für die Constatirung dieser Tradition nichts zu hoffen; der noch lebende Neffe Sander's hat sich viele Mühe deshalb gegeben, unter dem schriftlichen Nachlaß seines Oheims jedoch nicht das mindeste darauf Bezug Habende auffinden können. Wenn aber auch die Wahrheit der Tradition nicht ausgemittelt werden kann, so bleibt wenigstens ihre Entstehung merkwürdig; indem Sander nichts weniger als eitel und weit davon entfernt war, mit fremden Federn prangen zu wollen. Sollte er wirklich der Verfasser sein, so wäre es eine ebenso auffallende als seltene Erscheinung, daß ein Mann, bei dem sich sonst keine Spur von poetischer Ader zeigte, ein so herrliches Lied habe dichten können. Der Einzige, der vielleicht Auskunft über dessen wahren Verfasser zu geben im Stande sein dürfte, möchte Claudius' Schwiegersohn, Buchhändler Friedrich Perthes in Hamburg, sein.

G. H.

[Wasserabnahme in der Elbe.]

Heinrich Berghaus, über dessen geographischen Almanach wir berichteten, berechnet in seinem neuen Werke, daß wenn die Elbe nur noch 24 Jahre in demselben Maße an Wassermenge abnimmt, wie es seit 50 Jahren der Fall gewesen, dieser Strom nicht mehr schiffbar sein werde. Sollte die Rechnung des berühmten Geographen richtig sein, so thäten die Elbstädte Dresden, Magdeburg, Hamburg doppelt gut, sich durch Eisenbahnen in Verbindung zu setzen.

Leipzig, gedruckt bei J. P. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 44. — den 3. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne: Verleger: Leopold Voß.

Sein Tod!

Nicht mocht' er rechten mit dem Glücke:
Daß nimmer ihm sein Strahl gelacht —
Gern zog er an des Elends Krücke
Mit andern Edlen in die Nacht.
Das Täubchen liebt die sichern Kreise,
Nicht fragend: ob's gefangen sei;
Doch nur der Vogel auf der Reise,
Der heimathlose, der ist frei.

Wie einst Themistokles die Schiffe
Durch Brand zerstörte in der Bucht,
Daß er, zu siegen im Begriffe,
Den Weg versperre sich zur Flucht:
So hat auch er im fremden Lande,
Von einer Welt bestaunt, gehört,
Mit seines Wortes Freiheitsbrande
Den Weg zur Heimath sich zerstört.

Nicht mocht' er rechten mit der Liebe,
Daß sie sein Herz verödet ließ,
Daß sie um lebenswarme Triebe,
Beim kalten Haß ihn betteln hieß.
Mag ruh'n beim sanften Wellenkosen
Ein Schiffchen in geschloss'ner Bai;
Doch nur im Sturm, im liebelosen,
Im Sturm der Nacht, da ist es frei.

Nur mit dem Schicksal mocht' er rechten,
Daß es den Donner ihm versagt,
Die große Fehde auszufechten,
Bis einst der Freiheit Sonne tagt.
Was nützt ein Wetterschein im Sange?
Ein Blitz in Worten schlägt noch nicht.
Wohl röthet er des Sklaven Wange,
Doch schmilzt er seine Ketten nicht.

Ob ruhig nun im Grabeshügel —
Ob seiner Hülle Kerker sprang —
Ob auch sein Geist auf kühnem Flügel
Zum Himmel von der Erde drang —
Ob auch die Himmel um ihn tagen —
Ob auch ihr Thor geöffnet sei —
Er wird den Gott zuerst befragen:
Ist man in Deinem Himmel frei?

Karl Beck.

Die Nemesis.
(Fortsetzung.)

„Eben kein großes Wagstück; doch rücke 'mal näher mit Deinem Stuhle heran, denn die Wände haben Ohren; ... so, nun ist's gut, höre zu: Du kennst doch meine Fürstin?"

„Ja." — „Sie ist sehr blaß und bleich." — „Wie eine Leiche." — „Und abscheulich mager und dürr." — „Freilich; sie hängt nur noch in Haut und Knochen." — „Ja, Rolando, sie ist ganz durchsichtig; die gute Frau; keine drei Monate macht sie es noch; das haben mir die Aerzte in Wien ausdrücklich gesagt. Nun sieh, Freund, noch ein paar Wochen, und meine Fürstin ist todt; ich bin so unglücklich, sie zu verlieren."

„Das nennst Du ein Unglück?"

„Freilich; denn ich bekomme gar nichts aus ihrem Nachlasse; die Herrschaften sind undankbar, kümmern sich wenig um uns, und wenn man auch verhungern müßte. Unsere Frau will gar nichts vom Tode hören; sie denkt, bei ihr würde er wohl ein Auge zudrücken. Weißt Du, wie es kommt, wenn ich nicht bei Zeiten vorbaue? Meine Fürstin hat noch Kraft genug, die Reise bis Florenz aushalten zu können; dort wird es aus mit ihr sein, wie mit einer Lampe, die kein Oel mehr hat; dann kommt ein Rabenschwarm von Gerichtspersonen, die nehmen erst das Beste für sich und versiegeln das Uebrige. Und was bekomme ich? Einen schwarzen Traueranzug und die Erlaubniß, zu verhungern, wo ich Lust habe."

„Ja, so pflegt es in unserm Italien zu gehen."

„Ueberall geht es so. Meine Fürstin hat keine Kinder; ich benachtheilige Niemand; alle ihre Erben sind steinreiche Leute, und so sehr viel hat sie auch nicht einmal bei sich. Was aber für solche Leute eine wahre Bettelei ist, ist für unser einen .... Nun, fängst Du jetzt an, mich zu begreifen?"

Beim heiligen Januarius, ja, jetzt begreife ich Dich."

Ueber beider Lippen flog ein satanisches Lächeln. Sie leerten den Rest der Flasche, und dann fuhr Kustroff fort: „Weil Du nun weißt, was ich will, so ist weiter nichts mehr nöthig, als daß wir uns mit einander verständigen. Du wirst finden, daß ich für Alles schon gesorgt habe. Heute früh um elf Uhr reisen wir ab; die Kammerfrau bleibt hier." — „Das weiß ich." — „Du fährst uns doch?" — „Das läßt sich machen." — „Nun sag' mir, gibt es unterwegs nicht ein Dickicht." — „Drei für eins." — „Gut, Du wählst das dunkelste. Die Mittagsstunde ist für unsern Zweck die passendste; auf der Heerstraße werden wir wenige Leute treffen, weil Alle Siesta halten. Nun höre genau zu: Sobald wir mitten im Gehölze sind, hältst Du plötzlich den Wagen an und feuerst dieses blos mit Pulver geladene Pistol auf mich ab; ich falle vom Bocke, als sei ich schwer verwundet, und bleibe unbeweglich am Boden liegen, bis Du mit diesem Dolche hier...." Kustroff hielt plötzlich inne, als sei ihm die Zunge gelähmt. — „Nun, so rede doch aus," rief Rolando. — „Nein; ich habe genug gesagt; Deine Einsicht..." — „Wie? während Du im Grase liegst und Dich mausetodt stellst, soll ich die Sache allein besorgen?" — „Das meine ich eben, denn ich werde mich nie entschließen, meine Hand gegen die Fürstin aufzuheben. Wir in Rußland haben uns gar zu sehr daran gewöhnt, Respect vor der Herrschaft zu haben."

„Cospetto di bacco! Das ist mir ein wichtiger Skrupel! Respect vor einem alten Weibe, das man aus dem Wege räumen will. Es ist offenbare Thorheit."

„Meinetwegen Thorheit; aber ich werde ihr kein Härchen krümmen; so hat sie beim Hinscheiden doch wenigstens den Trost, daß sie nicht durch die Hand ihres Leibeigenen ums Leben kommt...." Hier stieg eine plötzliche Regung in Kustroff auf, die Stimme versagte ihm den Dienst; doch nach wenigen Augenblicken hatte er sich wieder gesammelt und fuhr fort: „Es muß ohne Zaudern und Schwanken ans Werk gegangen werden. Thue was ich Dir angedeutet habe, und das Geld ist Dein." — „Nun meinetwegen denn. Wenn man es sich recht überlegt, so ist auch nicht viel daran gelegen, ob ein altes Weib, das doch bald sterben muß, ein paar Wochen früher ins Gras beißt."

„Es ist in einem Augenblicke abgemacht. Nun versprich mir noch, daß Du die Arme nicht quälen willst."

„Darüber sei unbesorgt; ich habe Dir ja schon gesagt daß ich menschlich bin."

Kustroff stand auf und zählte zehn Goldstücke auf den Tisch. Diese Summe galt als Handgeld für die blutige That, welche sie mit einander verabredet hatten. „Es bewegt sich unten etwas," sprach der Russe, „schleich Dich sacht in Deinen Stall; und bist Du dort, so schnarche, daß die Matratzen auseinander reißen." Die beiden Bösewichter trennten sich.

Um neun Uhr, als die Fürstin Messe gehört hatte, ging sie noch einmal zu ihrer Kammerfrau, gab der Wirthin ein bedeutendes Geschenk an Geld, und empfahl ihr noch einmal dringend, ja die Kranke recht sorgfältig zu pflegen. Um elf Uhr, da Alles zur Abreise bereit war, stieg die Fürstin in ihren Wagen, Kustroff auf seinen Bock, und Rolando schwang sich in den Sattel.

Als sie das Dorf hinter sich hatten, schaute sich Rolando mehrmals um, und warf Kustroff fragende Blicke zu. Die Mienen und die ganze Haltung des Kammerdieners sprachen es deutlich aus, daß er auf seinem Vorsatze beharre. Als sie etwa eine Stunde lang gefahren sein mochten, kamen sie an einen rechts von der Heerstraße liegenden Wald. Rolando gab dem Russen ein Zeichen, lenkte seine Pferde zur Rechten, und gleich darauf stand der Wagen unter dem schattigen Laubgewölbe hoher Kastanien. Die Fürstin war eingeschlummert, und hatte deshalb auch nicht bemerkt, daß der Postillon eine andere Richtung einschlug. Die gräßliche That ward genau so vollzogen, wie sie verabredet worden war; binnen wenigen Minuten lag die Fürstin

ermordet da. Rolando hatte um so weniger Bedenken getragen, den Dolch zu zücken, da er unterwegs, trotz eifrigen Spähens, auch nicht einen einzigen Menschen bemerkt hatte. Der Leichnam ward in ein Loch geworfen und mit Rasen und Blättern bedeckt. Als das geschehen war, schloß Kustroff den Wagenschlag wieder zu, zahlte seinem Helfershelfer das Blutgeld, stieg wieder auf den Bock, und befahl Rolando, so schnell als möglich zu fahren, denn es war jetzt sein Wunsch, sich des Mitwissenden so bald als nur irgend anging zu entledigen.

Als der Postillon ans nächste Dorf kam, blies er auf seinem Horne und klatschte heftig, um schon aus der Ferne anzudeuten, daß seine Passagiere Eile hätten. Während die frischen Pferde vorgehängt wurden, bat der vorsichtige Kustroff den neuen Postknecht, alles so leise als möglich abzumachen, damit seine Herrschaft nicht im Schlafe gestört werde. Doch solche Vorsicht war überflüssig, weil die Postbedienten auf sehr befahrenen Straßen so viel fremde Gesichter sehen, daß allmälig in ihnen alle Neugierde erlischt. Nach ein paar Minuten war alles fertig und bereit; Kustroff und Rolando wagten nicht, einander Lebewohl zuzurufen; nur ein gegenseitiger Blick sprach aus, daß Beide mit dem Erfolge zufrieden waren.

Als Kustroff eine Strecke weit gefahren war, machte er dem neuen Postillon Hoffnung auf ein tüchtiges Trinkgeld, wenn er schnell fahren würde. In Italien kann man mit Geld alles ausrichten, und deshalb war der Russe, als die Nacht hereinzubrechen begann, schon weit von dem Schauplatze seines Verbrechens entfernt; es ward ihm immer leichter auf der Brust, so oft er eine Station weiter hinter sich hatte. Um elf Uhr Nachts, als eben die Pferde wieder gewechselt wurden, stieg er selbst in den Wagen, was durchaus nicht auffiel, weil Niemand gesehen hatte, daß er vom Bocke herabgestiegen war. Seitdem ließ er die bisher durchgeführte Rolle des Kammerdieners fahren und zeigte überall Ton und Benehmen eines Reisenden, der große Eile hat, und dem es auf einige Thaler mehr oder weniger nicht ankommt.

Da es sein fester Entschluß war, sich auf italienischem Boden keine Ruhe zu gönnen, so fuhr er durch die ewige Roma so gleichgültig, wie man durch ein unbedeutendes Landstädtchen zu fahren pflegt. Als er dem Postillon befahl, gerade nach dem Postgebäude zu fahren, konnte dieser seine Verwunderung nicht unterdrücken, denn die Römer sind nicht daran gewöhnt, daß Jemand theilnahmlos und gleichgültig durch ihre Stadt fährt, ohne auch nur einmal anzuhalten. Um allen Verdacht zu entfernen, rief daher Kustroff ganz nachlässig: „Bester Freund, ich kenne Rom so gut wie meinen Wagen; ich war schon mehrmals hier. Da ich in Neapel wichtige Geschäfte abzumachen habe, so kann ich mich jetzt nicht aufhalten.“ Das leuchtete dem Automedon ein. Erst als Kustroff einige Meilen über Rom hinaus war, gönnte er sich ein paar Augenblicke Ruhe, und nahm seit dem Tode der Fürstin zum ersten Male einige Bissen zu sich. Auch geschlafen hatte er nicht; Gewissen, Furcht und Freude hatten ihn abwechselnd in steter Aufregung gehalten.

Sein Plan war, Neapel sobald als möglich zu erreichen und dort seine Schätze zu mustern. Früher glaubte er es nicht mit Sicherheit thun zu können, und deshalb stieß er manchen Fluch aus über die langweilige Reise.

Seit drei Tagen ganz allein, und nur mit sich selbst und seiner Lage beschäftigt, konnte es ihm nicht entgehen, wie gefährlich die letztere war. Da er weit mehr habsüchtig als prunkliebend war, so faßte er den Entschluß, sich wie ein Mann aus dem Mittelstande zu benehmen, und nirgends merken zu lassen, wie reich er sei; denn wie leicht konnte ihm ein Russe in den Weg kommen, der ihn kannte. Geschah das, so war er rettungslos verloren. So nahm er sich denn vor, eine eigenthümliche Rolle zu spielen, und diese führte er mit einer Geschicklichkeit, Ausdauer und Verstellung durch, die zum Glück bei großen Verbrechern nur sehr selten sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Ball der großen Oper, Aschermittwoch.]

Wenn es hier in Paris noch einen Rest von Carneval giebt, so ist er wenigstens kein Freund des Tageslichtes, sondern etwa ein ächter Nachtwandler, denn erst in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch konnte man glauben, daß wirklich Carneval, und seine frohe Schaar ausgezogen sei, und in Paris übernachte. Man sagt oft: die Nacht ist keines Menschen Freund, und es ist das eines von den Kraftsprüchlein, die ein Hasenherz ersonnen, als es sich vor dem Mondlicht, das auf seinen an der Wand aufgehängten Mantel fiel, entsetzte und sein: „Alle guten Geister loben ihren Meister“ ausrief. Ich lobe mir die Nacht, denn ob ich in meiner einsamen Stube bin, oder in Gesellschaft, mir wird erst recht wohl, wenn die Kerzen halb abgebrannt sind. Der Tag gehört der Arbeit, den Bedürfnisse, der Noth und allen elenden Lebensplackereien an; die Nacht aber der Ruhe, der Lust. Wer sich am Tage einen Rausch antrinkt, begeht eine Todsünde, oft eine Cardinalsünde, aber wer Abends spät, am besten nach Mitternacht, mit einem solchen nach Hause kommt, darf ihn getrost dem Beichtherrn verschweigen, ich will dafür einstehen. In der Nacht des Mardi gras ging erst nach Mitternacht ein rechtes Leben los. In den Straßen jubelte man, und auf den Bällen hatte das Reich der Frei-

heit und Gleichheit begonnen, und Carneval thronte unter seinen Anhängern. In der großen Oper ging's am tollsten zu. Die Masse, die sich hier zudrängte, war so zahlreich, daß Tausende zurückgewiesen werden mußten, obgleich — oder vielleicht eben weil — die Ankündigungszettel erst am Abend in transparenten Laternen auf den Boulevards und in den Straßen herumgetragen werden waren. Ich könnte den Ball beschreiben, und bin sicher, daß die Beschreibung so aussähe, wie ungefähr die aller andern Bälle; es wurde eben getanzt, gejubelt, gesprungen, gehüpft; die Menge drängte sich mühsam durch, oder ordnete sich noch mühsamer zu Quadrillen und Galoppaden, wie das auf allen ähnlichen Bällen der Fall ist. Das zu Beschreibende gleicht sich hier überall, und doch ist so ein Ball in Paris etwas ganz anderes als einer in München, Wien oder Berlin. Der Geist, der auf diesen und jenen herrscht, ist ein anderer, und den beschreibe, Schwarz auf Weiß, wer da kann. Nur Andeutungen sind hier möglich. — Es muß oft in Paris auffallen, wie wenig Raum ein Pariser zum Leben, zur Lust und zum Genusse braucht, und es ist das natürlich, wenn man bedenkt, daß hier auf einem Raume von etwa 4 Stunden eine Million Menschen zusammengedrängt ist. Auf dem Balle der Oper aber trat diese Eigenschaft der Pariser klarer als je hervor. Rippenstöße, Hühneraugenpressen, Ueberschlagen, Uebertanzen, ist da an der Tagesordnung, aber lockt auch nicht eine mürrische Miene, nie ein Wort des Zankes hervor. In den verwickelten Figuren der Quadrillen winden sich die Herren und Damen auf einem Raume, den ein Deutscher nöthig hätte, um nur gemüthlich aufrecht stehen, oder wenigstens sitzen zu können, mit einer Leichtigkeit und oft mit einem Anstand oder mit einer Keckheit durch, die in Erstaunen setzt. Man spricht viel von den leicht zu befriedigenden Deutschen, aber der beste Deutsche würde mürrisch werden, wenn er mit einem Franzosen die Probe bestehen sollte. —

Die Menge nahm ein Aergerniß daran, daß die Logen des Königs und der Prinzen verschlossen blieben, und stürmte sie, und als das Heiligthum erstürmt war, da nahm sie wieder ein Aergerniß an den Fransen und Zierathen, und riß sie herab. Revolutionairer Vandalismus nennen wir das in Deutschland, hier aber beklagt man höchstens die Fransen.

Endlich wurden die Tänzer und Tänzerinnen von der Musik Musard's so begeistert, daß sie den Feldherrn des kleinen Musikantenheers von seinem Dirigentenstuhl herabrissen, auf die Schultern hoben, und mit ihm im Jubel durch den Saal flogen. Das war ein Enthusiasmus, als ob es gelte, einen Sieger von Marengo oder Austerlitz zu krönen, als ob ein König der Franken, von dem das Volk sich goldene Berge verspreche, auszurufen sei. Man muß sie sehen, die Franzosen, in solchen Augenblicken, um zu begreifen, was ein solches Volk kann, wenn erst diese hinreißende Begeisterung einem höheren Gegenstand gilt, als etwa Hrn. Musard und seinen Quadrillen. Die einzige Ballscene mit Musard würde dem, dem Eins und Anderes aus der Julirevolution oder aus der früheren unerklärlich, der es am Ende vielleicht noch unerklärlicher fände, daß ein Buonaparte nach 1793 erstehen konnte, diese und andere Räthsel in der Geschichte der Franzosen lösen, und vielleicht nur um so leichter ihm den Schlüssel in die Hand geben, wenn er, wie es mir beinahe vorkam, erst gewiß wüßte, ob dieser ganze tolle Enthusiasmus, der so natürlich erschien, und dem jungen Volk so schön stand, nicht am Ende etwa mit ein Paar Franken an ein Dutzend entrepreneurs du succès erkauft war. — Der Ball dauerte von Mitternacht bis gegen fünf Uhr Morgens, und der Tanz wüthete während dieser Stunden unter dem jungen Volke beinahe unablässig wie ein nicht zu bändigender Veitstanz. Dann aber ordnete sich allmälig die Wallfahrt nach der Courtille. In Vierspännern, in Fiakern, in Cabriolets und zu Fuß zog Alles nach dieser Barriere hin.

Das ist eine Frühmesse des Aschermittwoch, wo der Teufel das: der Herr sei mit Euch! über die Menge ausspricht, und das Aschenkreuz ertheilt. Wenn die katholische Kirche absichtlich, wie es beinahe zu glauben, drei Freitage oder besser Freinächte gab, um nach diesen die Lehre: „Mensch gedenke, daß du Staub gewesen, und wieder Staub werden wirst", recht eindringlich dem Volke beizubringen, so hat sie nie einen klügern Streich gemacht, denn ein Leib, der solche drei Nächte überstanden, ist ein Feld, in dem dieser geistige Saamen augenblicklich Boden fassen und Keime treiben muß. Aber auf der Courtille könnte man noch ganz andere Capitel aus der Bibel commentiren. Wer den Menschen in seiner tiefsten Entwürdigung zu sehen wünscht, der muß am Aschermittwoch hierher gehen. Soll ich's erzählen, was sich nur in Worten sagen läßt, die den grauen Sünder erröthen machen könnten? Soll ich mich der Sünde theilhaftig machen, die jene begehen, die zu Tausenden ausziehen, um hier die verthierte Menschheit zu belachen? Nur diese letztern sind verächtlich und mehr als dies; aber jene, die in ihrer Erziehung vernachläßigt, in Laster und Hunger erzogen, und den letztern durch das erstere zu ersticken oder zu stillen suchen, sind nur unglücklich, bodenlos unglücklich, des höchsten Mitleids werth. Und die, die ihr Unglück verstehen, vielleicht ihm abhelfen könnten, haben nur einen Blick der Neugierde für das nackte Laster, das sie belächeln, als ob es ein Schau- oder Lustspiel, das ihnen zur Ergetzlichkeit aufgeführt werde. Waren Sie schon einmal an der Courtille? — „Nein"! „O das müssen Sie sehen, das sehen Sie nicht wieder". — Und das ist Alles, was solche Scenen in der beau monde von Paris an Gedanken erregen. Nicht einmal das: Gedenke, daß du Staub bist, wird in ihnen hier lebendiger. Das aber heißt Civilisation.

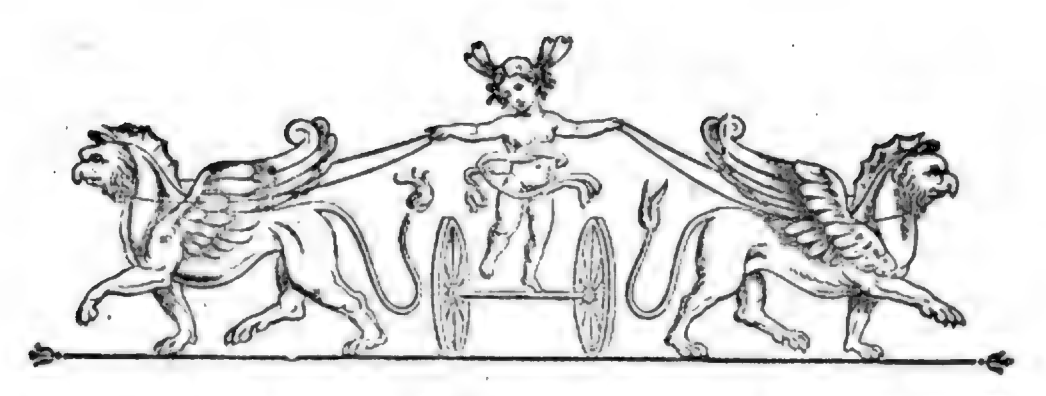
Mit der descente von der Courtille schließt der Carneval in Paris. (D. F. f.)

Notiz.

[Dampfschifffahrt von England nach Ostindien.]

Man geht in England wieder an das Project, den Weg nach Ostindien durch Aegypten zu versuchen. Man ist nur darüber uneinig, ob eine Eisenbahn von Alexandrien nach Suez, oder ein Kanal zwischen dem Nil und dem rothen Meere zur Vermittlung vorzuziehen sei. Dabei wollen Einige bedenklich finden, daß England von dem guten Willen des Pascha von Aegypten abhängig würde. Gleicherweise nimmt man in England das alte Project wieder auf, lediglich mit Dampfschiffen um das Cap herum nach Ostindien zu fahren. Man spricht in London von der Bildung einer Gesellschaft, die monatlich ein Dampfboot nach Calcutta schicken würde, und die berechnet, daß Böte von 800 Tonnen und Maschinen von 220 Pferdekräften in 60 Tagen die Reise machen würden. (Die kürzeste Zeit, in der bisher eine Fregatte nach Ostindien gelangte, war 84 Tage, aber freilich ein unerhörtes Beispiel von Zusammentreffen günstiger Umstände.) Die Zahl der Passagiere von England nach Ostindien beträgt jährlich 2500; man kann also auf eine jährliche Summe von 300,000 Pfd. rechnen. Wenn aus dem aegyptischen Project nichts wird, so tritt dies ins Leben.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 45. — den 4. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Börne's Tod.

Als vor fünf Jahren der Mann dahinschied, den man den König der Dichter nannte, da glaubten die Notabilitäten unserer Literatur Hoftrauer anlegen zu müssen. Die Herren gingen schwarz mit blau angelaufenen Degenschnallen, und die Damen erschienen ebenfalls schwarz. Die Zeit der ganzen Trauer verging und die der halben begann, welche ebenfalls verstrich. Mich dünkt, es war von Haus aus nur eine halbe Trauer.

Jetzt ist Börne gestorben, er ist in Paris, in halber Verbannung gestorben und man wird keine Hoftrauer für ihn anlegen. Wer wird um Börne trauern? Ich sage: Alle Diejenigen, welche ihn gekannt, nicht persönlich gekannt, die, welche ihn unbefangen gewürdigt.

Es kann meine Absicht nicht sein, für Börne's Meinungen in die Schranken zu treten, die den meinigen zum Theil schnurstracks entgegenlaufen. Aber was er immer schrieb, er glaubte es, was er immer lehrte, er that es aus Ueberzeugung, de bonne foi; er wäre nie ein Judas Ischarioth geworden an den ihn durchdringenden Ideen. Wir haben Fälle erlebt, daß es anders sein kann.

Börne mußte so weit kommen, als er kam; es hing mit nichten von ihm ab, einen andern Weg zu gehen. Schon seine Geburt hatte ihn mit der umringenden Welt in Opposition gesetzt, und diese Opposition hat er durchgeführt als ein Mann — vielleicht mit zu viel Trotz, zu viel Hartnäckigkeit. Es sei! Aber er stand ihm wohl an dieser Trotz, sie kleidete ihn schön diese Hartnäckigkeit! Wie viel Charaktere haben wir denn von diesem Stahl? Der müßige Börne war mehr werth, als tausend schnellfingrige Buchmacher.

Er war ein Mann, ein Lob, welches man nur wenigen von unsern Schriftstellern ertheilen kann.

Der Witz, diese glänzende, aber, wo sie nicht mit Charakter verbunden, gefährliche, oft degradirende Gabe, hat ihn nie verleitet, untreu zu werden an der Wahrheit — an der individuellen Wahrheit, an der Wahrheit, wie er sie erkannte.

Börne ist zuweilen bitter geworden, sehr bitter, denn er verstand es zu sein. Aber die Süßlinge, seine Gegner, haben kein Recht, es ihm vorzuwerfen. Wir wollen darüber schweigen.

Börne gehörte nicht zu jenen Lanzenknechten der Literatur, die sich dem verdingen, welcher den besten Sold zahlt. Er hätte sonst ein besseres Glück machen können.

De mortuis nil nisi bene ist eine schlechte Maxime, und Börne selbst würde eine Parentation an seinem Grabe — aus diesem Gesichtspuncte gehalten — abgelehnt, sehr beißend abgelehnt haben. Er hatte seine Fehler, und der Hauptfehler war, wie schon gesagt und entschuldigt wurde, daß er im Aerger getäuschter Hoffnungen und Erwartungen Alles und Jegliches auf die Spitze trieb und nicht mehr anders spielen konnte, als va banque.

Der Tod hat ihn vor dem Banquerott gerettet.

Man wird mich nun vielleicht fragen, wie ich dazu komme, Börne eine Leichenrede zu halten?

Die deutschen Arbeiter sind in Paris mit ihm zu Grabe gegangen.

Ich nehme in der Literatur keinen niedrigern Rang ein, als jene Männer in der Gesellschaft.

Ich will Börne's Leiche mit bestatten helfen.

Potsdam. Rudolph von Groscreutz.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Als Kustroff Neapel erreicht hatte, stieg er in einem der größten Gasthöfe aus. Er wußte, welch ein gefährlicher Schritt das war; doch den mußte er noch wagen. Er that an die Leute, welche seine Sachen auf die Zimmer schafften, eine Menge unerheblicher Fragen, und beiläufig auch die: ob im Hause auch Russen wohnten? Das ward verneinend beantwortet. Sodann erkundigte er sich nach dem Namen der Prima Donna, welche eben in Neapel alle Welt entzückte, und andern dergleichen Angelegenheiten, die ihn im Grunde sehr wenig interessirten.

Die Zeit bis zum Abendessen wandte er sehr nützlich an; denn er durchsuchte mit Sorgfalt alle Winkel seiner beiden Zimmer. Diese lagen in einem Flügel, und sein Schlafzimmer, das sich hinter der Wohnstube befand, ward von zwei Wänden dieses letztern und zwei dicken Brandmauern gebildet. Er durfte demnach mit Sicherheit annehmen, daß kein geheimer Ausgang, keine verdeckte Treppe zu demselben führte. Als er sich davon überzeugt, stieg er die zum obersten Stockwerke führende Treppe hinauf, und warf hier, wo er einen großen Bodenraum fand, Allerlei weg, das ihn verdächtigen konnte. — Doch darauf müssen wir nachher wieder zurückkommen.

Die Aufwärter brachten das Abendessen. Er aß so schnell er konnte, und ward erst ruhig, als sie ihm gute Nacht gesagt hatten. Jetzt verschloß und verriegelte er die erste Thür, gleich darauf auch die zweite und zündete ein halbes Dutzend Wachskerzen an, um den Inhalt der Koffer, welche er jetzt ausleerte, recht genau betrachten zu können.

Russische Damen vom Stande reisen nicht so einfach, wie englische Ladies, welche lediglich auf das Nützliche bedacht sind, und unterwegs allen Luxus bei Seite lassen. Die Töchter des Nordens dagegen würden sich unglücklich fühlen, wenn sie nicht in jeder einigermaßen bedeutenden Stadt große Toilette machen könnten. Die unglückliche Fürstin, die sich, wie wir wissen, über ihren wahren Gesundheitszustand täuschte, wollte überall standesgemäß auftreten, und hatte deshalb alle ihre Juwelen und Edelsteine bei sich. Kustroff nun, so methodisch zu Werke gehend, wie nur je ein Gerichtsdiener, der ein Protokoll über irgend eine Verlassenschaft aufnimmt, ordnete alles, was er in den Koffern fand, gruppenweise; Röcke, Pelze, Wäsche und Putzgegenstände legte er beisammen aufs Bett. Als er Alles auf einem Haufen da liegen sah, stahl sich doch ein Seufzer aus seiner Brust hervor. Zufällig blickte er in einen Spiegel, und erschrak über seine blasse Gesichtsfarbe. Doch dieser Eindruck verschwand augenblicklich wieder, als er das Schmuckkästchen mit den Juwelen in die Hand nahm. Bald funkelten auf dem Tische Diamanten, Rubinen, Saphire und andere kostbare Steine, Diademe von Topasen, Smaragden, Opalen und Amethysten, Hals- und Armbänder, Ohr- und Fingerringe. Länger als eine Stunde saß er vor dem Tische, und verwandte kein Auge von demselben. „Das Alles ist nun dein," flüsterte er vor sich hin, „nun endlich bist du frei, unabhängig und reich." Auch das Wort glücklich wollte sich durch seine Lippen Bahn brechen; aber er unterdrückte es, gleichsam unwillkürlich, und ein Seufzer trat an dessen Stelle. Sein Blick flog von einem Gegenstande zum andern. Als er sich endlich daran satt gesehen, betastete er Alles, und legte es bald hier, bald dorthin. Er verstand sich aber auf den Werth der Juwelen, theils weil sein Vater Goldarbeiter gewesen war, und theils, weil er in Moskau mit einem genuesischen Juwelenhändler viel verkehrt hatte. Sämmtliche Kostbarkeiten hatten, seiner Schätzung zufolge, einen Geldwerth von hunderttausend Rubel Silber. Das Kästchen, welches die Silbersachen der Fürstin enthielt, beachtete er kaum, als er in einem Beutel von grünem Sammet fünfhundert Goldstücke fand.

Als er solchergestalt sein Inventarium aufgenommen, legte er Alles wieder an seinen vorigen Platz, bis auf die kleinern Kästchen, die er ins Pult stellte, das er sorgfältig verschloß. Und nun machte er aus den Kleidern der Fürstin, deren er sich um jeden Preis entledigen mußte, mehrere Pakete. Verkaufen wollte er diese Sachen nicht, denn das hätte vielleicht gefährlich werden können. Auf dem Boden, dessen wir schon erwähnten, lag eine Menge alten Hausgeräthes, alte Kisten und Koffer standen umher, und waren, wie der dicke auf ihnen liegende Staub zeigte, seit Jahren nicht angerührt worden. Mitten in der Nacht, als es zwei Uhr schlug, öffnet Kustroff leise seine Thür, horcht, ob sich im Hause etwas rührt, nimmt seine Blendlaterne, geht

zwei Mal hinter einander auf den Boden, legt die Pakete in jene Kisten, und deckt dieselben wieder zu. Niemand hatte ihn bemerkt. Wenn nun auch zufällig Jemand gerade am folgenden Tage auf den Boden gegangen wäre, die Koffer untersucht und jene Gegenstände gefunden hätte, was ging das Kustroff an? Wie lange lagen jene Sachen schon dort? Wer hatte sie hingelegt? Diese Fragen vermochte Niemand zu beantworten, und auf einen Reisenden, der allein, ohne weibliche Begleitung nach Neapel gekommen war, konnte unmöglich Verdacht fallen.

Am folgenden Morgen ließ Kustroff den Wirth kommen und eröffnete demselben, daß er sobald als möglich sich nach Smyrna einschiffen und deshalb seinen Wagen verkaufen wolle. Der dienstbeflissene Wirth, froh, daß ein Handel abgeschlossen werden sollte, bei dem er unmöglich leer ausgehen konnte, ließ einen Sattler holen, einen Mann, wie er sagte, so redlich, als im ganzen Königreiche beider Sicilien keiner zu finden sei. Der redliche Mann kommt, betrachtet den Wagen von allen Seiten, und weiß an dem zwar einfachen, aber sehr zweckmäßigen Gefährt, das, beiläufig bemerkt, kein Wappen trug, allerlei auszusetzen. Nach langem Besinnen bietet er endlich ein Drittel des Werthes. Kustroff sah wohl, daß er es mit zwei Gaunern zu thun hatte, allein da ihm Alles daran lag, auch den Wagen sobald als möglich los zu sein, so handelte er zum Schein noch etwas hin und her, und gab sich dann zufrieden. Der Sattler ließ zur großen Befriedigung des Russen den Wagen noch vor Ablauf einer Stunde abholen.

Die übrigen Stunden jenes Tages benutzte Kustroff höchst zweckmäßig. Seine erste Sorge war, einen weniger bekannten Gasthof zu suchen und bei einem Tischler einen Kasten, wie ihn die Hausirer zu tragen pflegen, mit doppelten Fächern und einer geheimen Schublade zu bestellen. Sodann kaufte er bei einem Trödler ein altes karmoisinrothes Sammetkleid und eine ins Fuchsrothe hinüberspielende blonde Perrücke. Ein paar Tage nachher, als der Kasten fertig war, ließ er durch zwei Lazzaroni sein Gepäck aus dem Gasthofe schaffen, und sagte dem Gastwirthe, daß ein nach Smyrna fahrendes Schiff bereit sei, unter Segel zu gehen. Darauf ging er noch einmal auf sein Zimmer, zog die alten Kleider an, warf einen Mantel darüber, und gab sich in der andern Herberge für einen polnischen Juden aus, der mit Juwelen handle; keinem Menschen kam es in den Sinn daß er etwas Anderes sei, so gut spielte er seine Rolle. Nach ein paar Tagen hatte Kustroff allerlei Kleinigkeiten gekauft und die beiden obern Fächer seines Kastens damit gefüllt. Das dritte war so geschickt versteckt, daß Niemand dasselbe bemerken konnte. Bald nachher schiffte sich der polnische Jude auf einer genuesischen Feluke nach Palermo ein, und das italische Festland lag bald weit hinter ihm.

In der üppigen, volkreichen Hauptstadt beider Sicilien war Kustroff sicher. Er besuchte die Häuser aller Vornehmen und tauschte Juwelen ein, oder verkaufte solche. Binnen kurzem hatte er mehrere der obengenannten Kostbarkeiten vortheilhaft abgesetzt; auch an den weniger werthvollen Steinen, die er in Neapel eingekauft hatte, gewann er hübsche Summen, und so beschloß er denn, Juwelenhändler zu bleiben, und das mit Blut erworbene Gut auf rechtlichem Wege zu vergrößern.

Er blieb zwei Monate in Palermo, fuhr dann nach Cadix und reiste über Sevilla und Toledo nach Madrid. In diesen vier Städten setzte er die noch übrigen Juwelen der Fürstin um, und kaufte in Madrid andere an, die er in Paris und London wieder losschlug. In dieser letzten Stadt ließ er sich dauernd nieder; denn sein Handel ging vortrefflich. Die Russen besuchten vor hundert Jahren das Ausland bei weitem seltener als jetzt geschieht, und in dem ewigen Menschengewühle, das in London herrscht, suchte den vormaligen Leibeigenen Niemand. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden, den 22. Febr.

[Aus einem Briefe Spontini's.]

Daß das kunstliebende Publicum auch bei uns großen Antheil an dem Erfolg der Aufführung der Armide in Berlin nehmen würde, war wohl zu hoffen, denn auch wir schmachten nach Gluck'scher Musik. Mit Recht konnte man Außerordentliches erwarten, wo ein Meister wie Spontini das Ganze leiten und selbst in Scene setzen wollte. Nicht wenig waren wir daher erstaunt über die Kritik in der Voß'schen Zeitung vom 30. und 31. Januar, und das Erstaunen wuchs, als wir jetzt in derselben Zeitung vom 16. d. M. Nro. 40 bei Gelegenheit der Beurtheilung der 3ten Aufführung der Armide Folgendes lasen: „über andere Einwürfe, die wir gemacht, hat uns der Herr General-Musik-Director Spontini durch eine vermittelnde Hand theils Erklärungen, theils Rechtfertigungen zukommen lassen". Es war nicht zu begreifen, wie der Schöpfer der Vestalin sich der Kritik eines Dilettanten in der Musik unterordnen und demselben Entschuldigungen über verfehltes Auffassen der Tempi u. s. w. machen konnte. Da jedoch Herr Spontini schwieg, so entschloß sich ein hiesiger Freund desselben, darüber eine directe Anfrage zu machen; die Veröffentlichung der erhaltenen Antwort ist uns nicht verboten worden, und wir eilen daher, sie hier folgen zu lassen. Herr Spontini schreibt: „Haben Sie Dank für die freundlichen Worte, welche Sie an mich gerichtet. Wie können Sie verlangen, daß ich auf Geklätsch, Gewäsch und kritischen Unsinn oder Böswilligkeit, welche sich in hiesigen Zeitungen breit machen, Rücksicht nehmen, ja darauf sogar antworten soll? Ich habe weder Zeit noch Lust, mich mit solchen Widerlegungen zu befassen; meine eigene Kritik

ist mir in all diesen Beziehungen vollständig genug. Doch um Ihr Vertrauen zu rechtfertigen, theile ich Ihnen gern über die fragliche Angelegenheit Folgendes mit, doch — erlauben Sie es mir frei auszusprechen — es wird mein erstes aber auch mein letztes Wort über eine gegen mich erschienene Kritik sein. Der Herr Referent in der Voß'schen Zeitung hätte sagen sollen, es sei ihm meinerseits eine Berichtigung seiner ungegründeten und irrthümlichen Mittheilungen über die Einstudirung und Aufführung der Oper Armide zugegangen. Dies ist wirklich der Fall gewesen, und ich trage kein Bedenken, es offen zu bekräftigen. Denn da ich oft von Personen umgeben bin, welche sich seit 10 Jahren schon dienstfertig dem Geschäft unterziehen, den Musikreferenten der Voß'schen Zeitung von meinen angeblichen Unternehmungen in künstlerischer und privativer Hinsicht, von allen meinen Worten und Handlungen, in Kenntniß zu setzen, so habe ich diese so willfährigen Berichterstatter zuweilen schon ermahnt, ihre Mittheilungen, wenn sie sich doch einmal solche Mühe gäben, auch stets der strengsten Wahrheit gemäß einzurichten, da diese mich nie verletzen und mir nie mißfallen könne. Dasselbe ist im vorliegenden Falle geschehen. Wer mich kennt, wird schwerlich glauben, daß ich gezwungen, oder aus eigenem Antriebe, thöricht genug gewesen sein könnte, mich zu rechtfertigen. Weshalb auch sollte es geschehen sein, zu welchem Zweck, gegen wen, und in welcher Art? Hätte es etwa deshalb geschehen müssen, weil ich mit solcher Liebe und Verehrung, mit so freudigem Eifer ein Meisterwerk des Patriarchen der erhabenen lyrischen Tragödie, einem aus Kennern der classischen Musik bestehenden Publicum unter meiner Direction wieder vorführte? Welch ein Irrthum! — Ich habe bei dieser Gelegenheit, um ungerechte Beschuldigungen zurückzuweisen, einer Menge von Personen erklärt, daß ich der Ouverture zu Armide nichts von meiner Arbeit hinzugefügt, sondern, daß ich nur einige von den Anfangstakten am Schlusse in etwas lebhafterer Bewegung hätte wiederkehren lassen. Ich habe erklärt, daß die Arie Armidens in F. im dritten Acte (der Herbeiruf des Hasses) gekürzt worden sei, und zwar nicht durch mich, sondern gegen meinen Willen von der Sängerin, trotz meiner Ermahnungen und Vorstellungen, trotz des Schmerzes, den ich bei jeder Probe darüber empfand, und daß ich endlich genöthigt war, mich der bestimmten Erklärung: „ich kann die ganze Arie nicht singen, meine Kräfte reichen dazu nicht aus", zu fügen. Ich habe ferner gesagt, daß ich in der letzten Scene Armidens im fünften Acte, welche verstümmelt zu haben der Herr Recensent mir vorwirft, auch nicht eine Note gestrichen hätte. Ich habe nicht minder oft wiederholt, daß einzelne Piecen in der Partie der Armide im 1sten, 2ten und 3ten Acte, so wie die Arien Rinald's im 2ten und 5ten Akte bei der ersten Aufführung etwas schlaff und, was den Rhythmus und die lebendige Auffassung anlangt, nicht ganz angemessen vorgetragen worden sind, und daß dies daher rührt, weil man nicht genugsam meinem täglichen Unterricht und meinen speciellen Anweisungen, ja meiner vor dem gesammten Kunstinstitut, also vor 300 Zeugen ausgesprochenen dringenden Bitte gefolgt ist, diese und überhaupt alle Musikstücke der Oper mit mehr Seele und charakteristischer Auffassung, mit mehr Begeisterung, Adel und Großartigkeit, mit mehr Hingebung endlich und dramatischem Ausdruck vorzutragen. Was den Vorwurf anlangt, daß die Art und Weise, wie ich diese Musik charakteristisch auffasse, und die Tempi, welche ich dabei anwende, der Ruhe und erhabenen Würde entbehrten, so habe ich nur zu erwidern, daß sich meine Gegner hier in den Begriffen irren und daß sie dieselben verwechseln, — der Taktstab allein kann nicht Seele, nicht den Genius und die Empfindung hervorbringen. Außerdem habe ich, was die Tempi, den Rhythmus, den Ausdruck der Nuancen, überhaupt was die Direction eines großen dramatischen Ensembles anlangt, gesagt, und ich wiederhole es hier, daß ich mich für competenter und fähiger erachte, in dieser Beziehung das Richtige zu erkennen und wiederzugeben, für geeigneter halte, in die ungemessenen und tiefen Geheimnisse der Kunst und Empfindung einzudringen, als die Aristarchen in den Zeitungen, und bin ich der Meinung, daß diese Herren, wenn sie bescheiden sind, es auch lernen werden, dies einzusehen, besonders wenn sie das Urtheil des kunstverständigen und unparteiischen Publicums, meine vierzigjährigen Erfahrungen in der Musik, den Umstand, daß mir unmittelbar an der Wiege dieser Kunstschöpfungen, zu Paris, mündliche Ueberlieferungen über die Art und Weise, wie sie von Gluck selbst aufgeführt wurden, zu Theil geworden sind, beachten und außerdem in Erwägung ziehen wollten, daß ich mir durch eigne musikalisch-dramatische Werke doch auch einigen Ruf erworben habe. Dies Alles ist es, was der von dem Herrn Recensenten der Voß'schen Zeitung sogenannte Vermittler ihm nothwendiger Weise hätte hinterbringen müssen; es würde den Erstern sicherlich verhindert haben, zu behaupten, daß ihm von meiner Seite eine Rechtfertigung zugegangen wäre, selbiger hätte vielmehr, wie ich schon oben angeführt, zu erklären gehabt, es sei ihm von meiner Seite die Wahrheit gesagt und sein irriges Urtheil und seine falsche Meinung über die Einstudirung der Oper Armide dadurch widerlegt und berichtigt worden".

Notizen.

[Bulwer als Dramatiker.]

Im Coventgarden-Theater ist jüngst ein Trauerspiel „Die Herzogin de la Vallière" von dem bekannten Romandichter aufgeführt worden; doch soll es wenig Beifall bei dem Publicum gefunden haben. Edward Lytton Bulwer beschäftigte sich schon früher mit dramatischen Arbeiten. Sein bester Roman: „Eugen Aram" ward anfangs von dem Autor als Drama ausgearbeitet, aber nicht beendigt. In neuester Zeit hat Bulwer auch einen „Cromwell" geschrieben. Es müßte interessant sein, diesen Cromwell mit dem v. V. Hugo und dem von Raupach zu vergleichen. 3.

[Zur Schadenverhütung!]

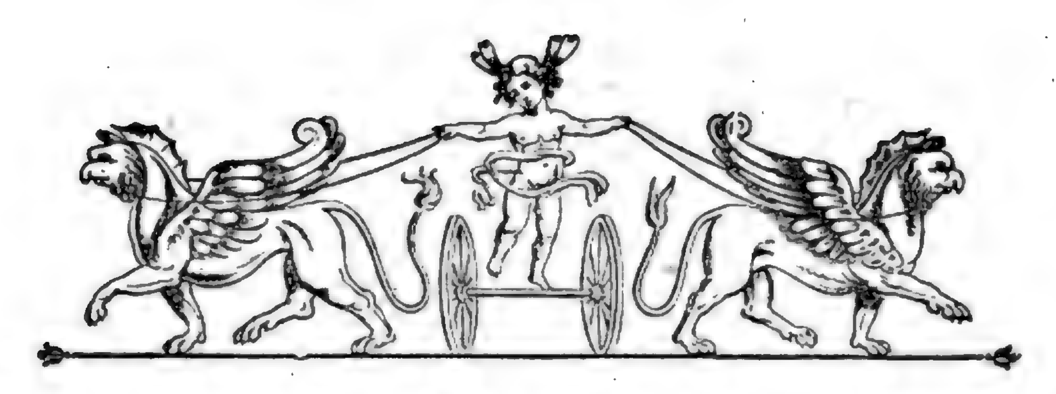
Als das Volk in Rom den diesjährigen Carneval hergebrachter Weise zu Grabe trug, entstand auf dem Corso eine kleine Revolte unter den Leuten. Allein die Polizei hatte am Tage zuvor in allen Nebengassen die umherliegenden Steine sammeln und fortschaffen lassen. Es wäre in der That der Schadenverhütung wegen zu wünschen, daß eine jede Polizei jedesmal bei jeder Revolte die Steine in den Straßen zuvor sammeln und fortschaffen ließe. Eine Revolution ohne Steine ist jedenfalls angenehmer als eine mit Steinen.

[Theatralisches.]

Vor Kurzem wurde auf dem Hofburgtheater in Wien ein neues historisches Schauspiel von Pannasch: „Maximilian in Flandern" mit vielem Beifall gegeben. Pannasch ist Major im Erzherzog Karl Infanterieregiment.

In Berlin sind Rellstab's „Venetianer" auf der königlichen Bühne gegeben. Dies Drama hat denselben Stoff, dieselben handelnden Personen mit der in unserer Zeitung im Sommer 1835 mitgetheilten Erzählung gleiches Namens.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 46. — den 6. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen.

Autographien zu sammeln war unter den emsigen Deutschen schon längst Liebhaberei Einzelner; seit Hofrath Dorow in Berlin aus seinen reichhaltigen Sammlungen ein erstes Heft lithographirter Handschriften herausgab, ist das Wohlgefallen an den Schriftzügen bedeutender Persönlichkeiten ein allverbreitetes geworden. Man glaubt den Geist eines großen Mannes leibhaft einzufangen, wenn man sich einer Zeile von seiner Hand bemächtigt, und macht sich ein interessantes Geschäft daraus, aus den Federzügen die Eigenschaften seines geistigen Wesens hervorzudeuten oder diese in jenen bestätigt zu finden; was man Schwarz auf Weiß hat, gilt immer für etwas Untrügliches. Der Herausgeber der lithographirten Handschriften erinnert im ersten Hefte an Lavater's Aeußerung über die Gewichtigkeit des Studiums, eine Persönlichkeit nach ihren Federzügen zu charakterisiren. Man hat allerdings aufgehört, den Zusammenhang körperlicher und geistiger Functionen an der menschlichen Persönlichkeit zu läugnen, allein Lavater nahm die leibliche Figuration nicht für eine bloße Bestätigung und nachträgliche, dem Spiele des physischen Zufalls nicht ganz entzogene Verwirklichung des Geistes, er suchte von außen nach innen, vom Spiel der Natur auf den Ernst des Geistes, vom Zufall der Formation auf die Nothwendigkeit des Gehaltes zu schließen. Hierin liegt das Gebrechliche seiner Lehre, die oft zu abstrusen Lächerlichkeiten führte. Es kann blos Sache des Humoristen sein, aus dem Bau der Nase die Spürkraft der geistigen Functionen wittern zu wollen. Eben so weiß man, wie Gall's Schädellehre am Schädel des Meisters selbst zu Schanden wurde. Sobald Gall todt war, mußte es für seine Schüler das wichtigste Geschäft sein, die Hirnschale desselben zum Gegenstande gründlichster Forschung zu machen. Man that es in feierlicher Sitzung, man nahm die Linien, Wölbungen und Winkelzüge des Schädels zu Protokoll, und ganz consequent nach den Lehrsätzen des Meisters gefolgert ergab sich, daß Gall ein sehr dummer Mensch gewesen sein müsse. Wer das nicht glauben konnte, durfte nicht mehr auf die Lehre schwören; wer an der Lehre hielt, war zu jener beleidigenden Schlußfolge genöthigt; genug, die Weisheit der Schädellehre zerplatzte an des Meisters eigenem Schädel. Und es hängt dies tiefer zusammen mit einer Art mephistophelischer Willkür, die sich in der Formgestalt der Aeußerlichkeiten bekundet, mit einer ironischen Einflüsterung, die sich im ganzen Weltall bei der Geburt der Einzelheit in der Erscheinung geltend macht. — Man sagt, unter der Gehirnschale gestalten sich und wachsen die Gedanken. Ist nun der Kinderkopf anfänglich weich wie Wachs, so formt er sich allmälig und nimmt nach Maßgabe der Gehirnausdehnung, wo sich die geistigen Kräfte regen, die bestimmbare Bildung an. Das mag gut und richtig sein. Aber gesetzt, das Kind wächst unter der Hand eines Grobschmieds auf. Dann

steht der Kopf des Kindes unter dem Drucke der Grobschmiedshand, und die Schädelwölbung gestaltet sich weit weniger nach Maßgabe der Gehirnausdehnung, weit mehr nach Maßgabe der Handbewegung vom Vater Grobschmied. Wirft nun das Geschick den Knaben gegen Erziehung und erste Naturbedingung dennoch in geistige Regionen, wo der junge Sinn zur Freiheit der Intelligenz erwacht, so hat die Schildkrötenschale seiner Gedanken doch einmal die Spuren des Drucks von väterlicher Seite mitgebracht, und was der Vater Grobschmied an der Schädelbildung verschuldet, fällt nicht der nachgebornen Intelligenz und Freiheit des geistigen Willens zur Last. Etwas vom Grobschmied haftet dem Jungen Zeitlebens an, das ist gewiß, aber dergleichen schlottert ihm nur als ironisches Beiwerk um die bei alledem frei gewordene Gestalt seiner innern schöngewachsenen geistigen Natur. Wie Einer später in ästhetischen Cirkeln die Theetasse faßt, den Zuckerzwieback zermalt oder verschmäht, und lieber nach dem Römer greift, das erinnert an den Vater Grobschmied oder respective Leinweber, Schneider, Dütchendreher, oder an das Wort Gottes vom Lande, das ihm sein Dasein gab. Allein nach solchem, bei Butterschnitten und laulichem Theewasser ausgestellten Paßsignalement läßt sich nicht der Bahn nachgehen, die der innerlich erwachte, in großen Sphären eingewohnte Geist beschreibt. Beides steht vielmehr in einer ironischen Controverse.

Und so ist es auch mit der Handschrift eines großartigen Erdenbürgers. Gleich die erste im zweiten Facsimile-Hefte, das Hofrath Dorow herausgibt, bekräftigt mir die Richtigkeit meines Einspruchs, bei dem ich gar nicht die mögliche Harmonie zwischen dem Zuge der Schrift und dem Zuge des Geistes in Abrede stellen, wohl aber auf die Berücksichtigung der Nebenumstände, die jene gestalteten, Gewicht legen will. Es ist Klopstock's Handschrift, ein Brief an Gleim, aus dem sechsundzwanzigsten Jahre seines Lebens. Dieser Geist, Klopstock, war in Schulpforta gewickelt, einer damals ausnehmend pedantischen Dressuranstalt. Er lief einmal als Junge fort, kam aber wieder und hielt die Strafanstalt der Schulbildung aus. Fortlaufen ist schön; es ist ein Durchbruch des Genies. Wäre er nicht wieder untergekrochen und hätte sich als vacirendes Genie durchgebracht, so wäre er zu einer Handschrift gekommen, die mehr der schwunghaften Kraft seines Geistes entspräche. So aber duckte er unter und hielt aus, und seine Schriftzüge haben nun jenen pedantisch gedrückten und gequetschten Charakter der eingepferchten todten Weisheit. Es ist eine abgearbeitete und verdrossene Handschrift, wie man gelehrte Hefte in Hörsälen geschrieben findet, wo die Hand trotz der stumpfen Müdigkeit nicht müde werden will, den Geist des Lehrers Schwarz auf Weiß aufzufangen. So schrieb ein in gelehrten Exercitien wie in einen Baumast eingeklemmter und ennüyirter Alraun, nicht das Genie der Sprache, das seiner Zeit den ganzen Bau der deutschen Diction revolutionirte. Es steckte zwar in Klopstock viel Pedanterie, die sich in abgelebten Tagen in seiner Gelehrtenrepublik und in den grammatischen Gesprächen Raum brach; aber wenn die Schriftzüge den eigentlichen Zug des Geistes abzeichnen sollen, so müßten sie ein Abgepräge sein von dem Blüthenfrühlinge des innern Menschen, und in vorliegendem Falle den Odenschwung des Sängers aus jener Zeit wiederspiegeln, als er den Genius seiner Nation und seine Meta besang und im trunkenen Pathos mit langgestrecktem Versfinger auf die Revolution des französischen Volkes hinwies!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nemesis.

Wahrheit ohne Dichtung.

(Fortsetzung.)

So verliefen zwanzig Jahre. Kustroff war ein angesehener Juwelenhändler und steinreich geworden. Aber glücklich war er nicht, denn unaufhörlich quälten ihn Gewissensbisse, vergebens suchte er das Andenken an den Kastanienwald aus seiner Brust zu verbannen; jede Nacht schwebte ein blutiges Phantom an seinem Lager vorüber, und oft zeigte es sich ihm sogar am hellen Tage in drohender Stellung, und die letzten Seufzer, welche sein Schlachtopfer ausgehaucht, klangen immer und immer in seinem Ohre wieder. Häufig, ohne daß ihm irgendwie Veranlassung dazu gegeben wäre, bebte er zusammen; war er im Schauspielhause und er vernahm auch nur die entfernteste Anspielung auf ein Verbrechen oder einen Mord, so war es ihm, als durchbohrte ein scharfer Pfeil sein Herz. Seitdem er aus Erfahrung wußte, daß man auch auf redlichem Wege ein wohlhabender, ein reicher Mann werden kann, hätte er gern zweimalhunderttausend Rubel, ja sein ganzes Vermögen dahingegeben, falls er durch ein solches Opfer sich hätte Ruhe erkaufen können.

Ganz abgesehen von dieser Gewissensqual, peinigte ihn noch ein anderes Uebel, das Heimweh nämlich; er fühlte schon seit Jahren eine so unendliche Sehnsucht nach dem kalten Norden; daß er schon vor Freude zitterte, wenn einmal tiefer Schnee fiel, oder ein starker Frost kam. — Doch wir wollen den Unglücklichen sich selbst und seiner

Qual überlassen, um wieder etwas aus jenem Lande zu berichten, das so lange schon Gegenstand seiner Sehnsucht und seiner Wünsche war.

Im südlichen Theile des Gouvernements Kaluga hatte ein Edelmann, Namens Woronitscheff, von seinem Vater ein hübsches Gut mit etwa zweitausend Bauern geerbt. Dieser junge Mann war stürmischen, aufbrausenden Charakters, hochmüthigen Sinnes, und seine Seele wußte nicht, was Edelsinn ist oder Hochherzigkeit. Vergebens hatten seine Eltern alle Mittel versucht, seine heftigen Leidenschaften zu mäßigen. Als einziger Sohn und Erbe sah ihm der Vater leider schon in jüngern Jahren vieles nach, was er billig nicht hätte thun dürfen. Als jener starb, herrschte im ganzen Dorfe aufrichtige, tiefe Trauer, weil Jedermann ahnte, daß die guten Zeiten nun vorüber seien.

Woronitscheff lebte ungern auf seinem Landgute; die lachende, anmuthige Gegend, in welcher er wohnte, hatte für ihn keinen Reiz. Schon vor dem Ableben seiner Eltern hatte er sich mehr in den beiden Hauptstädten des Reichs, als bei ihnen aufgehalten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und besonders nach dem siebenjährigen Kriege, war es in Rußland unter dem Adel Mode geworden, einige Jahre ins Ausland zu gehen. Sobald Woronitscheff daher sein eigener Herr geworden war, entschloß auch er sich, fremde Länder zu besuchen. Vergeblich gab ein alter Geschäftsführer seines Vaters ihm zu bedenken, daß sein Gut noch etwas verschuldet sei, und daß er besser thue, es erst von den auf ihm lastenden Bürden zu befreien; eine solche Reise koste viel Geld, und müsse füglich noch mehrere Jahre aufgeschoben werden. Auf diese Vorstellungen antwortete er barsch: „Mein Vater war dumm genug, seine Bauern mehr als nöthig zu schonen; das Pack ist reich geworden und kann etwas missen. Daher sollst Du die Abgaben erhöhen, und binnen hier und sechs Wochen schaffst Du mir Geld. Verstanden?" — Der alte Utpravitel verneigte sich seufzend und achselzuckend. Das Geld war zur rechten Zeit da, und so reiste Woronitscheff ab.

Nachdem er sich einige Zeit in Deutschland aufgehalten, reiste er durch die Schweiz nach Italien. Zwischen Modena und Bologna brach die Achse an seinem Wagen, und er sah sich deshalb genöthigt, in einem Dorfe einzukehren, wo sich eine Posthalterei befand. Das war für Woronitscheff ein verdrießlicher Umstand. Denn was sollte er während eines ganzen Tages, oder, im günstigen Falle, während der vier bis sechs Stunden anfangen, ehe sein Wagen wieder in Ordnung war. Mit großen Schritten ging er in seinem Zimmer auf und ab, rief seinen Leuten dieses und jenes zu, befahl ihnen zehn Mal ein und dasselbe, ließ den Wirth kommen, und schickte ihn wieder fort. Aergerlich stieg er endlich die Treppe hinab und ging vor die Hausthür, um mit Diesem oder Jenem ein Wort zu sprechen. Da sah er in einem an die Küche stoßenden Zimmer mehrere junge Mädchen und Bursche um eine schon ziemlich bejahrte Frau versammelt. Mutter Dorothea saß in einem ledernen Sessel, dessen Form sein Alter bewies; er mochte wohl ein Erbstück von der Urgroßmutter sein.

Dorothea war mit der Spindel beschäftigt, und die jungen Mädchen flochten das Stroh, welches die Burschen ihnen darreichten. Unserm Reisenden fiel die plötzliche Stille auf, welche eintrat, als er sich näherte, und er fragte, ob hier Räuber- oder Gespenstergeschichten erzählt würden? Das war allerdings der Fall. Die Großmutter bat ihn höflich, Platz zu nehmen, und der Schulmeister Francesco, der eben das Wort hatte, war höflich genug, die Geschichte, in deren Erzählung er durch des Fremden Eintreten unterbrochen worden war, noch einmal von vorn anzufangen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Bevölkerung von Paris, Production, Arme und Reiche.]

Der Carneval scheint ein Feind der schönen und nicht schönen Literatur zu sein. Sie fürchtet sich vor ihm und vor seinen Lachern, und zieht sich bescheiden in den Hintergrund zurück, um erst am Aschermittwoch und in der Fastenzeit wieder mit ihrem ungesalzenen Judenbrot hervorzukriechen. Ein Buch während der Carnevalszeit ist also eine wahre Seltenheit, und der Präfect des Seinedepartements, Herr Rambuteau, der es gewagt hat, mit einem hervorzutreten, hat sich dadurch als ein verwegener Neuerer und rücksichtsloser Revolutionair bekundet. Das Buch des Herrn Präfecten ist aber von der Art, daß es sich schon unter die Narren hinauswagen darf, denn es stellt sich auf so festen Boden, daß es von einem Peitschenhiebe nicht umfällt. Die Philosophie, die Geschichte, die Religion gar, ja da komme mir einer mit in unserer Zeit! Alles das gehört in die Plunderkammer, denn was sich nicht in Zahlen aussprechen läßt, was nicht zwischen Daumen und Zeigefinger rollt, ist in den hellen Tagen des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr des Redens werth. Hat doch unsere Zeit die Zahlenphilosophie förmlich in die Facultät mit aufgenommen, und sie Statistik genannt. Wie weit die Schlüsse dieser Philosophie über allen Zweifel erhoben sind, ließe sich bestreiten, aber nur dann ihre Richtigkeit oder Nichtigkeit für unsere Zeit beweisen, wenn man Angriff oder Vertheidigung abermals auf Zahlen reduciren könnte, denn unsere Zeit des materiellen Fortschrittes, der materiellen Bedürfnisse läßt eben keine andern Beweise zu. Das Büchlein des Herrn Rambuteau gehört dieser neuen philosophischen

Schule an. Es heißt dasselbe Compte-rendu, d. h. Abrechnung der Administration des Seinedepartements und der Stadt Paris, und die beiden Hauptbücher, die gegeneinander gestellt sind, gehen das erste bis 1830, und das andere bis 1836. Also das erste vor, das zweite nach der Julirevolution. Paris zählte vor 1830 etwa 800,000 Einwohner, und zählt jetzt deren 909,126. Das Seine-Departement dagegen in allem 1,100,000 Einwohner, und unter diesen 15,000 Wähler und 80,000 Mann Nationalgarden. Der Handel führte vor 1830 für 64,231,108 Fr. aus; dagegen im J. 1836 für das doppelte, für 134,495,449 Fr. Sowohl in Bezug auf die Menschenzahl als die Blüthe des Handels spricht also die Zahlenphilosophie sich für die Zeiten nach 1830 in Bezug auf das materielle Interesse aus. Auch in Bezug auf das moralische Interesse scheinen die Ziffern für die neueste Zeit zu sprechen, wenn sich überhaupt die Moral auf eine Ziffer reduciren läßt. Herr Rambuteau sagt uns nämlich, oder besser, zählt uns vor, daß, trotz des gesteigerten Reichthums und der Einwohnerzahl der Stadt, das Octroi, hauptsächlich auf geistige Getränke gelegt, sich seit 1830 nur um 544,784 Fr. vermehrt, daß sogar die Zahl der eingeführten vierbeinigen Ochsen von 81,460 auf 72,530 herabgestiegen, und die Zahlenphilosophie schließt hieraus, daß die Pariser in jeder Beziehung mäßiger geworden. Daß sie moralischer geworden, schließt sie aus einer andern Ziffer, die da sagt, daß die Zahl der Findelkinder im Jahre 1816 unter 22,358 Geburten sich auf 5080 belaufen, während das Verhältniß im Jahre 1835 nur 4877 Findelkinder unter 29,320 Geburten herausstellte, so daß die Anzahl derselben sich um 6% vermindert hat. Dann endlich wurde das Volk nach diesen philosophischen Zahlenschlüssen auch ordentlicher und sparsamer, denn 1832 betrug die Summe der in die Sparcassen gelegten Gelder 3,643,221 Fr., die im Jahre 1834 auf 17,239,215 Fr. gestiegen war, und sich 1836 auf 27,059,331 Fr. belief, und unter dieser letzten Summe zählen die Arbeiter für nicht weniger als 20,000,000 Fr. Die Schlüsse, daß das Volk in Paris seit 1830 mäßiger, moralischer, ordentlicher und sparsamer geworden, mag man angreifen, denn ich glaube selbst, wie gesagt, daß diese Zifferphilosophie, die sich in den % verliert, nicht über allen Zweifel erhoben. Nur gibt es Wenige, die ein Recht haben, sie anzugreifen, denn die Münze, womit du zahlst, soll dir zurückgegeben werden, steht irgendwo geschrieben. Aber neben all diesem Glücke, neben diesen heilbringenden Ziffern, steht auch ein Capitelchen, wo den Herren Präfecten die Zahlen im Stiche ließen, oder wo sie seit Jahren vor und nach der Julirevolution wie ein geschlossenes Bataillon feststanden, und beinahe nicht vor- noch rückwärts wichen. Paris zählt nicht weniger als 28,989 Familien oder 62,539 Menschen, die in die Classe der Armen, der officiell als Nothleidende Anerkannten gehören; und es ist das 32%. In dem zwölften Arrondissement steigt dies selbst auf 82%; und diese furchtbare Zahl hat seit 1832 nur um 6,447 abgenommen. Und jene Zahl von 62,539 Armen wird noch durch 21,283 Findlinge, durch 1676 Waisen, durch 70,452 Kranke und durch 12,447 Krüppel und Greise, die die Administration unterstützen mußte, vermehrt, so daß nicht weniger als 168,402 Menschen die öffentliche Unterstützung in Anspruch nehmen mußten, was, um wieder die Sprache des Tages zu sprechen, 18% macht.

Ich gehöre weder der Schule der Zahlen-, Ideen-, Urtheils-, Nebel-Philosophie noch sonst einer philosophischen Schule an, und deswegen enthalte ich mich aller Schlüsse, die so unumstößlich wie alle frühern mit Gott und etwas Menschenverstand längst umgestoßenen sein könnten. Aber mir graut vor solchen Zahlen, mir graut vor dem Gedanken, daß wenigstens der zweiunddreißigste Mensch, dem ich in den Straßen begegne, ein Bettler, und daß gar in dem 12. Arrondissement nur der achtzehnte keiner ist. Es ist eine böse Sache um alle Philosophie, sie hat immer etwas gespensterartiges an sich, sie gehört dem Geisterreiche an, und wäre sie selbst in dem Comptoir eines Rothschild, sicher eines praktischen Menschen, wenn auch eben so sicher ein Sonntagskind, zur Welt gekommen, wie dies beinahe mit der Prozentenphilosophie, die sich Statistik nennt, der Fall zu sein scheint. Zwei Nullen und ein Grausen überfährt uns! Ja, wenn die Statistik nicht das jüngste Kind unseres Jahrhunderts, wenn ohne dieselbe auch nur noch ein einziger Minister existiren könnte, nur ein einzig Einziger, so sollte man sie verbieten. Weg mit ihr! Sie ist nicht viel klarer als alle frühere Nebelei der guten Kantianer, Fichtianer und sonstiger Aner, um — ich glaube mit Heine oder irgend einem Heinianer — zu sprechen. (D. B. f.)

N o t i z e n.

[Claudius und das Rheinweinlied.]

Auch wir wünschen, mit dem Verf. der Notiz in Nr. 43. d. Bl., daß ausgemittelt werden möchte, wer eigentlich der Verf. des Rheinweinliedes sei. So lange aber dem Kirchenrath Sander diese Ehre nicht mit vollen Beweisgründen zugesprochen ist, dürfte wohl die Präsumtion auch ferner für Claudius streiten. Hauptsächlich aus dem Grunde, weil das Rheinweinlied nicht blos in dem von Claudius redigirten Wandsbecker Boten stand, sondern auch von Claudius selbst in die Sammlung seiner Werke, in die „gesammelten Werke des Wandsbecker Boten" aufgenommen wurde. Claudius aber war nicht der Mann, der sich mit fremden Federn geschmückt hätte. Er bedurfte dies auch nicht. Denn wir wenigstens können nicht mit dem Verf. jener Notiz übereinstimmen, wenn er das Rheinweinlied, das nur in einigen Versen dichterischen Schwung hat, für das Vorzüglichste von Claudius' poetischen Erzeugnissen erklärt. Weit höher dürfte z. B. das herrliche Lied stehen:

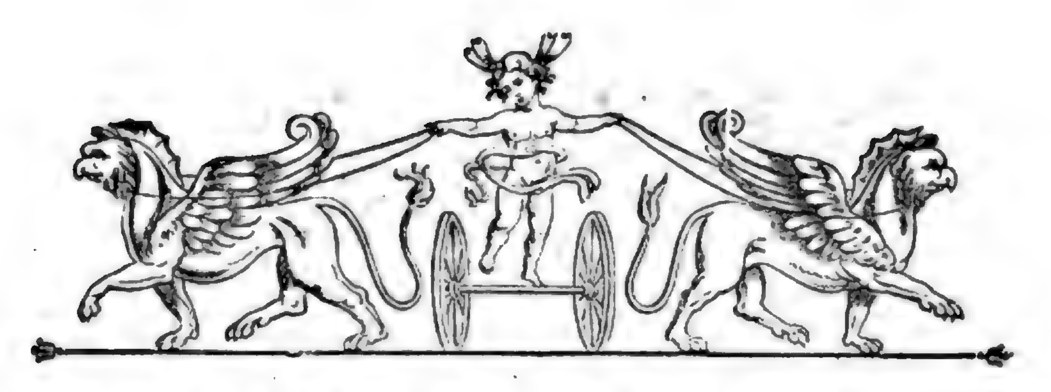
„Stimmt an, mit hellem, hohem Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder!"

dann das Lied beim ersten Reife, das Lied der Zufriedenheit, das Gedicht am Grabe seines Vaters u. A. 9.

[Leibnitz.]

Es ist schon einmal in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß Leibnitz gegenwärtig von mehrern Seiten der Gegenstand gründlichster Beachtung wird. Man geht in Berlin damit um, ihm ein Denkmal zu setzen, und die unsterblichen Denkmale, die er sich selbst gesetzt, seine Werke, aus dem Staube der Bibliotheken zu ziehen und dem Leben wieder anheimzugeben. Seit einer Reihe von Jahren bereits hat sich Dr. G. E. Guhrauer mit der Leibnitz'schen Philosophie befreundet, und es steht von ihm ein gründliches Werk zu erwarten. Zunächst ist Guhrauer mit der Herausgabe der deutschen Schriften des Philosophen beschäftigt. Als Vorläuferin erschien so eben (in Berlin bei Veit) die Dissertatio de principio individui, von Guhrauer kritisch eingeleitet. Leibnitz schrieb sie in seinem sechzehnten Jahre und gab später wenig darauf; allein sie ist für das ganze Philosophem sehr wichtig — wie der gelehrte Guhrauer weiter specificiren wird.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 47. — den 7. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

„Ein aus dem Languedoc gebürtiger Franzose war im Königreich Neapel auf Reisen. Da überfiel ihn Abends ein fürchterliches Unwetter, so daß er sich gezwungen sah, in einer armseligen Schenke, die ein paar Büchsenschüsse von der Heerstraße entfernt lag, Schutz und Schirm zu suchen. Wirth und Wirthin hatten ein ganz abscheuliches Aussehen, und wäre der Franzose nicht so sehr hungrig gewesen, so hätte er gewiß nichts zu essen gefordert. Er bat um ein Bett, aß und trank nach Herzenslust und argwöhnte nichts Böses, denn die Franzosen sind, wie Ihr wohl schon gehört habt, ein heiteres und leichtsinniges Volk. Daher machte er denn auch allerlei Späße über ein gebratenes Huhn, das so hart war, daß er es kaum mit seinen Zähnen bewältigen konnte. Doch der Wein war gut, darum trank er tapfer und ließ Federvieh Federvieh sein."

„Nachdem er gegessen hatte, ward der Franzose in ein schlechtes, armseliges Kämmerlein geführt. Er war matt und müde und wollte sich eben, nachdem er einen alten rostigen Riegel vor die Thür geschoben hatte, auf sein Lager werfen, als sein Siegelring ihm vom Finger fiel und unter sein Bett rollte. Natürlich bückt er sich, um ihn wieder aufzunehmen. Was faßt er aber da? Eine eiskalte Todtenhand! (Unwillkürlich drängten sich bei dieser Stelle die Mädchen dicht an die jungen Burschen.) Ihr könnt leicht denken, daß diese Sache dem Franzosen gar nicht lächerlich vorkam, es überlief ihn eine Gänsehaut; aber kaltblütig muß er doch dabei geblieben sein, denn er griff noch einmal herzhaft nach der Hand, und zog den Leichnam eines Menschen unter dem Bette hervor, den man wahrscheinlich aus einer oder der andern Ursache nicht hatte begraben können. Nun war es dem Reisenden klar, daß er sich in einer Mördergrube befand. Wie aber sollte er es anfangen, aus derselben zu entfliehen? Das rathet Ihr gewiß nicht, Kinder, was er sich da ausgedacht hat. Also hört zu. Er nimmt den Leichnam, legt ihn ins Bett, setzt ihm seine Nachtmütze auf den Kopf, kriecht seinerseits unter das Lager, kauert sich dicht an die Wand, und harrt solchergestalt der Dinge, die da kommen sollen. Sagt 'mal aufrichtig, Mädchen, hätte eines von Euch schlafen oder auch nur ein Auge zuthun können, wenn es an der Stelle des Franzosen gewesen wäre? — (Alle betheuerten natürlich, daß sie das unmöglich gekonnt hätten.) — Nun seht, — fuhr der Schulmeister fort, — der Franzose schlief auch nicht. Nach Verlauf einer Stunde etwa, die ihm so lange zu dauern schien, wie Anderen ein Jahr, kamen zwei Kerle durch eine verborgene Nebenthür, stürzten auf das Bett los und versetzten dem darin liegenden Körper mehrere Dolchstöße. Der unter dem Bette Versteckte war klug genug, einige Male zu röcheln, so daß die Mörder glaubten, seine Seele sei ihrer irdischen Hülle entflohen. „Der pfeift und singt nicht mehr," rief der Eine, „und macht sich nicht mehr

über unsere gebratenen Hühner lustig." — „Gute Reise in die Ewigkeit," rief der Andere und nahm die Uhr und Börse vom Tische; „jetzt wollen wir schlafen gehen und morgen bei Tageslicht den Plunder dieser Beiden untersuchen?" — „Gut, daß Alles so gekommen ist; ich fürchtete in der That, daß er den unter dem Bette bemerkt haben könnte." — „Das wäre im Grunde einerlei gewesen; entwischen hätte er uns doch nicht können." — „Aber sich vielleicht zur Wehr gesetzt." — Mit diesen Worten entfernten sie sich."

„Kaum dämmerte der Tag, da öffnete der Franzose das Fenster, um zu sehen, wie hoch es wohl sei, und ohne langes Besinnen machte er aus dem Betttuche eine Art von Seil, knüpfte es oben an und ließ sich sacht hinab. Wie ein Vogel fliegt, so schnell lief er durch das Feld dem Walde zu, und gelangte endlich zu einem schönen Schlosse, das dem Herzoge von Manfredonia gehört. Hier erzählte er dem gnädigen Herrn das von ihm bestandene Abenteuer. Der läßt nun ohne Weiteres die Räuberhöhle durch seine Leute umzingeln und den Wirth, dessen Helfershelfer und Frau der Gerechtigkeit überliefern, welche das ganze Gesindel verdientermaßen zum Tode verurtheilte und hinrichten ließ."

Der glückliche Ausgang dieser traurigen Geschichte befriedigte Alle. Da legte Mutter Dorothea ihre Brille und ihre Spindel auf den Tisch, seufzte tief auf, fing an zu husten und sprach: „Ach, Kinder, warum erzählen wir einander so betrübte Vorfälle aus der Ferne? haben denn nicht auch wir dergleichen bei uns erlebt? Wenn ich alle die Verbrechen, welche in unserer Gegend vorgefallen sind, erzählen sollte, ich würde heute gar nicht fertig. Jetzt fällt mir nur eine Geschichte ein, die von der alten Dame, welche mit dem Herrn da aus ein und demselben Lande kam. Nicht war, Sie sind ein Russe?" — „Allerdings, gute Frau," entgegnete Woronitscheff. — „Ja, Ihr Bediente hat's gesagt, und darum dachte ich wieder an die unglückliche Fürstin, die von Moskau kam und nach Neapel wollte." — „Weshalb ist sie denn nicht hingereist?" — „Weil sie eines unglückseligen Todes starb. Lassen Sie sich das erzählen." (D. F. f.)

Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen.

(Fortsetzung.)

Es ist sehr interessant, daß Herr Dorow mit der Reihenfolge, in welcher er die Handschriften vorführt, mitunter etwas bezweckt. Gleich auf Klopstock's Brief folgen die Schriftzüge Kaiser Alexander's, auf die gedrückte deutsche Stubenpflanze eine prächtige Palme mit weitgezogenen Blättern. So schreibt allerdings nur ein Selbstherrscher aller Reußen, allenfalls auch ein Autokrat en miniature, der sich wenigstens in der Briefführung mit Seinesgleichen nichts vergeben will, während ihm sein kleines ausgesogenes Ländchen eine gleich sehr weitgreifende Scepterführung verbietet. Ich sah einmal einen eigenhändigen Brief des letzten verstorbenen Fürsten von ——. Der Mann commandirte über einige Quadratmeilen Landes, auch über ein paar Tausend beengte Seelen; aber er hatte eine majestätische Federführung, es war eine gewisse selbstherrscherische Wegwerfung in seinen Zügen, so daß ich erst damals begriff, wie großartig der Herrscher einer miserablen Scholle Landes erscheinen kann, blos aus Mißverständniß seiner Lage. Es war ein sehr interessanter Brief. Der Herrscher empfahl dem Ober-Hof-, Kammer- und Jagdjunker, als er ins Bad reiste, seine funfzig Jagdhunde und seinen Staarmatz. Sein Staarmatz war die einzige Creatur, die in seinem Lande frei reden durfte, und den empfahl er seinem Ober-Hof-, Kammer- und Jagdjunker; es war in diesen selbsteigenen Schriftzügen des Herrschers eine erstaunliche Liberalität und ein glänzender Aufschwung landesväterlicher Oberheit unverkennbar. Die Majestät seiner Handschrift zeichnete aber nicht seine Persönlichkeit, nur seinen Stand ab. Auch in Kaiser Alexander's Schriftzügen finde ich nur das Standesmäßige, das autokratische Herkommen; so kann jeder Herrscher aller Reußen, däucht mir, schreiben. Aber als Schrift eines russischen Kaisers ist die Schriftart höchst merkwürdig, jeder Strich, besonders die Querstriche durch das t, ein kaiserlicher Scepterschwung.

Sehr merkwürdig sind Hamann's Züge. Dieser Magus des Nordens, wie man den speculativen Mystiker nannte, hat nur um seiner selbst willen und aus sich heraus geschrieben, darum sieht seine Handschrift wie sein Denken und Fühlen aus, in sich verwachsen, tiefsinnig ineinandergebückt, eine compresse Geheimschrift der in frommen Phantasieen schwelgenden Seele. Doch scheint mir auch etwas Kritzelei vom mißvergnügten Packhofsaufseher mit durchzulaufen.

Halb mit deutschen, halb mit lateinischen Lettern abgefaßt, grobkantig, schwerfällig und doch salopp, gehörig beschmuzt und beklekst, so was man eine gelehrte Klaue nennt, stellt sich Pestalozzi's Handschrift dar. Ich erinnere mich, daß Zschokke einmal von diesem würdigen Pä-

dagegen sagte, er habe ihn nie anders als mit Schmuz an den Fingern und Federn im Haar gesehen, Pestalozzi habe nie Zeit gehabt, langsam und deutlich zu reden, er habe fast immer gestottert oder die Worte gekullert. So ist auch des ehrenwerthen Mannes Handschrift. Um das Wohl der Jugenderziehung besorgt, hatte er keine Zeit, seine Handschrift zu erziehen. Dazu kommt, daß die beiden lithographirten Schreiben auch noch Spuren des müden Alters an sich tragen; das erste ist aus Pestalozzi's einundsiebzigstem Lebensjahre.

Auf diese unwillige, mühsam abgezwungene Handschrift folgen Wilhelm v. Humboldt's Züge, eine zum Gegensatz von jener völlig ausgeschriebene Hand, wie sie nur Jemanden eigen ist, der gern und mit Liebhaberei die Feder führt. Der Geist der Schönheit, der alles beseelte, was Humboldt gedacht und gefühlt, der in seinem Styl wie in seinem Ideengange waltete, liegt nicht geradezu in seinen Handzügen ausgeprägt, ästhetisch schön sind nur die Anfänge der Wörter, zumal die großen Anfangsbuchstaben, hinten schweifen die Wörter in jene Eiligkeit aus, zu welcher die Geschäftsführung nöthigt. Ueberhaupt ist auf die pflichtgemäße Amtsthätigkeit bei Betrachtung einer Handschrift sehr zu merken. Alle Wortenden in Humboldt's Zügen tragen das Gepräge einer im Dienst der Gewohnheit abgenutzten Juristen- und Actenschrift. Auch Alexander v. Humboldt's Federzüge werden uns vorgeführt. Es sind exotische Schlingkrautpflänzchen, transatlantische Moosarten mit kleinen ineinandergewachsenen Fäden. So konnte der große Naturforscher nur schreiben, nachdem sein mit Lupen und Ferngläsern vertrautes Auge sich aller Schriftzeichnung entwöhnt hatte. Es kann nichts Widersprechenderes geben, als Alexander v. Humboldt's freier, durchdringender Blick in die Naturreiche — und diese moosartig gewachsenen Züge seiner Hand. Wir sind dem Herausgeber Dank schuldig für die gedruckte Mittheilung dieses Briefes, dessen schöner Gehalt uns sonst entgangen wäre. Die Art und Weise der Schrift kommt also hier auf Rechnung der anderweitig im Dienst der Wissenschaft verbrauchten Augenkraft. So verräth die Handschrift des Ministers v. Stein den Dienst der praktischen Justiz, obwohl die kräftige Derbheit des Charakters nicht dabei verloren ging, während in Wilhelm v. Humboldt's Geschäftszügen eine milde Weichheit erkennbar blieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die erste Sylbe.

Ich bin der Feldherr einer kleinen Schaar,
Die mächt'ger ist, als jemals eine war,
Denn über Geist und Herz und Phantasie,
Hat sie schon oft gesiegt, wie Andre nie!
Doch nicht im Arm entdeckst du hier die Stärke,
Nur durch die Stellung siegen unsre Werke.

Die beiden ersten zusammen.

Auch wir steh'n wohl vor manchem guten Heer,
Und machten oft den Kampf den Griechen schwer!

Die Letzte.

Wenn Ihr verdoppelt habt das letzte Zeichen,
So glaubet mir — Ihr holt mich oft aus fernen Reichen,
Durchnäßt mich stark und trinkt mit heiterm Muth,
Was grausam Ihr erpreßt, mein nimmerrothes Blut!

Das Ganze.

Ein Name bin ich, der gar lieblich klingt,
Wenn ihn auch nicht die holde Seidler singt,
Die oft ihn führt in jenem Meisterwerke,
Das von des deutschen Geistesstärke
In fernes Land die Probe hat getragen
Kurz vor des Meisters letzten Lebenstagen!

Otto v. Deppen.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Ein neues Drama von Souvestre, G. Sand, Lamennais.]

Wenn man das Büchlein des Herren Präfecten gelesen, mag man Abends in die Porte St. Martin gehen, und sich den Eindruck ansehen, den das neue Drama, der Reiche und der Arme von Souvestre, macht. Der Gedanke, daß unter den Bewohnern von Paris nicht weniger als 160,000 Arme, offiziell als Arme anerkannt, leben, ist eine Unterlage für jenes Stück, die, wenn es auch an und für sich keine Pyramide, sondern nur ein einfacher Wegweiser, ihm eine so hohe Stellung gibt, daß man nothwendig darauf aufmerksam werden muß. Der Gedanke, der dem Drama des Hrn. Souvestre zum Grunde liegt, ist in dem Titel klar genug ausgesprochen. Es rührt an die wundeste Stelle unserer Zeit, und schon das erklärt es, warum dasselbe solches Aufsehen macht, warum es die Menge erschüttert und mit sich fortreißt. Ich habe dasselbe bis jetzt nur einmal gesehen, und behalte mir daher vor, in einem folgenden Bericht oder ins Besondere darüber näher zu sprechen. Hier nur noch ein paar Gedanken, die mir schon früher oft aufstießen, die aber von neuem bei der Aufführung des Reichen und Armen sich in mir regten. Jede Zeit hat ihre eigene Kunst, und die, wo die Leidenschaften schlafen, wo die Welt entweder nach einem tüchtigen Tagewerke ausruht, oder sich in Ruhe auf ein solches vorbereitet, ist wohl am geeignetsten für große Meisterwerke, in welchen die Ruhe des Schöpfers seinen Gegenstand ohne Leidenschaft in der höchsten plastischen Objectivität auffassen kann. Deswegen fallen die Epochen der goldenen Zeitalter der Literatur stets in die thatlosesten Epochen der Geschichte. Die Zeiten dagegen, wo die Menschheit sich regt, wo sie in Geburtswehen liegt, wo Alles sich gegeneinander

stößt und fortdrängt, wollen eine andere Kunst. Ob diese oder jene vorzuziehen, sich nach den Gesetzen der Kunst eher rechtfertigen lasse, ist nicht die Frage, denn es ist hier nicht von seiner Macht, sondern von der Nothwendigkeit die Rede. Es werden, wenn auch nicht alle Tage, doch öfter, als man glaubt, ein Goethe, ein Schiller, ein Shakspeare geboren, aber es gehört mehr als ein solcher dazu, um ihre Werke zu schaffen; es gehört ihre Umgebung, ihre Zeit, deren Ruhe, deren Gedanken dazu, um die Keime, die in den Boden gelegt sind, aufgehen zu lassen. Wenn heute ein Goethe den Werther, den Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften schreiben wollte, so ist es eine Frage, ob sie ein Buchhändler kaufen, oder ob sie der Leser viele finden würden. Eine andere Fiber ist es, die heute in unserm Herzen am höchsten gespannt ist und die allein raisonnirt, wenn der verwandte Ton angeschlagen wird. Das Drama: der Reiche und der Arme, hat diesen Ton getroffen, und deswegen hat es einen Nachklang in tausend Herzen. Da ich das Stück nur einmal gesehen, so mag ich eben nicht über dasselbe aburtheilen, aber schon jetzt glaube ich sagen zu können, daß, wie viele schöne Stellen es auch hat, wie herrlich auch Boccage in demselben spielt, und diese Stellen nur noch mehr heraushebt, es dennoch nicht Stich halten würde vor einer rein objectiven Kritik, die nur von dem Standpunkt des Schönen ausginge. Aber neben dieser objectiven Kritik gibt es auch eine subjective, und vor derselben steht das neue Drama gerechtfertigt. Unsere Zeit will eben, wie jede Zeit, die Etwas will, vorab ihren Zoll, ihre Huldigung haben; und eine Zeit des Ideenkampfes will in den Werken der Kunst selbst diese Ideen vertreten sehen, wenn dieselben, und seien es Meisterwerke in jeder Beziehung, nicht unbeachtet vorübergehen und am Tage nach ihrer Geburt vergessen sein sollen. Diesen Stempel der Zeit aber trägt das Drama Hrn. Souvestre's, und deswegen hat es einen so glänzenden Erfolg. —

„Monsieur l'Abbé et Madame Georg Sand." Das ist ein Skandal! rufen die Herrn vom alten Regime, und sie haben Recht. Es ist ganz entsetzlich. Der Abbé predigt gegen die Könige und Priester, und die tapfere Frau Georg Sand gegen die Tyrannei der Männer, und da ist es schwer, nicht wahr? sich zu erklären, wie diese Leute zusammenkommen. Die Freunde beider sprechen von einer Art Bekehrung, die in der schönen Ketzerin vorgegangen sei, und aus der Sünderin Magdalena eine büßende Magdalena gemacht habe. Der erste Brief G. Sand's, der in dem Monde stand, läßt auf so etwas schließen, doch wollen wir die andern abwarten, und können nur so viel gestehen, daß wenn die Büßerin in den folgenden Briefen so reizend, so schön, so stolz und keck auftritt wie in diesem ersten Briefe, sie beinahe gefährlicher werden wird, als sie vorher war. — Es ist eine Art Ereigniß, daß Lamennais sich wieder in die Tagesliteratur hineingeworfen hat, und man kann sich darüber nur freuen, welcher Ansicht man auch sein mag. Die Journalliteratur ist heute einmal beinahe die einzige lebendige, gelesene und wirksame. Seit Carrel's Tod aber stand dieselbe verwaist und der schlechte Geschmack machte sich vielfach geltend, und es gibt keinen gefährlichern Feind der Civilisation als diesen. Carrel hatte die Republikaner gezwungen, mit gekämmtem Haar und gewaschenen Händen in der Zeitungsliteratur aufzutreten, und die Nichtrepublikaner, die Käsekrämerschürze bei Seite zu legen, wenn sie in den Redactionen sich sehen lassen wollten. Nach Carrel's Tode war keiner mehr da, der sie im Zaume hielt, und es that Noth, daß sich ein Mann ihrer annahm. Es ist daher ein Glück, daß Lamennais in dem Monde an die Stelle Carrel's als moralischer Geschmacksdictator der Tagesliteratur getreten ist, und es fragt sich nur, ob der kleine gebrechliche Abbé im Stande sein wird, sein Amt mit gleicher Kraft zu versehen, als der ehemalige Lieutenant der Napoleon'schen americanischen Schule. — St.

Notizen.

[Die siamesischen Zwillinge.]

Chang und Eng, das zusammengewachsene siamesische Brüderpaar, sind gegenwärtig in Wilmington in Delaware. In Chang hat sich ein junges Landmädchen sterblich verliebt, sie verlangt durchaus ihn zu heirathen, allein sie bekäme zugleich den Eng als Schwager mit in die Ehe und den Eng kann sie durchaus nicht ausstehen. Schmerzliche Leidenschaft, lächerlich wehmüthiges Schicksal! Wie würden unsre christlichen Begriffe von der Ehe dies Problem lösen? Auch wenn das gute Mädchen den Eng nicht haßte, würde ihre Verbindung mit Chang moralische und physische Schwierigkeiten haben. Auch kann Eng, der Verschmähte, nicht dulden, daß der ihm angewachsene Bruder sich hinter seinem Rücken verheirathet. Des Bruders Gefühle afficiren und incommodiren ihn stark, obschon er sie nicht theilt. Seltsame Verschlingung der Verhältnisse!

[Neuer Schulatlas.]

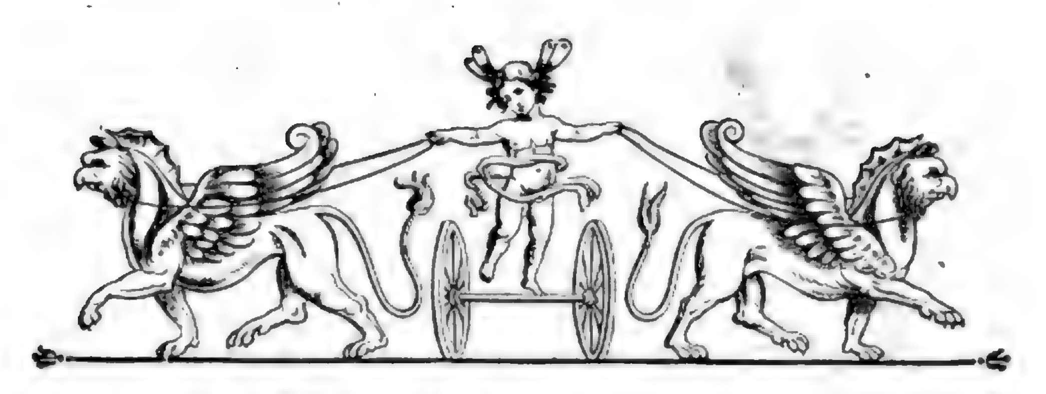
Dr. Vogel, Director der vereinigten Bürgerschulen in Leipzig, gibt einen Schulatlas heraus, der dem bisher oft so trocken betriebenen geographischen Unterricht eine vortheilhafte Umgestaltung gibt. Die Geographie ist, nach Herbart's Ausspruch, eine associirende Wissenschaft, sie muß Vegetation, Animalisation und Bevölkerung in ihr Gebiet ziehen. Demnach gibt Hr. Vogel die Länderkarten mit allen dahin bezüglichen Bestimmungen; das erste Heft enthält die vier Erdtheile und das Königreich Sachsen, und jedes Blatt zeigt auf breitem Rande die Productionseigenthümlichkeit des Landes, die jedesmal heimische Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt. Bei einzelnen Staatenbildern, wie auf dem Blatte vom Königreich Sachsen, sind auch die Hauptmomente der Culturgeschichte verzeichnet, so daß sich an das physische Bild des Landes auch dessen historisches und geistiges Bild auf sehr instructive Weise anschließt. Alexander v. Humboldt hat dem Bearbeiter sein Wohlgefallen an dem zweckdienlichen Unternehmen bezeigt. Der Atlas wird in den preußischen Bürgerschulen eingeführt werden.

[Fürstliche Autorschaften.]

Ein berliner Correspondent in der Allgemeinen Zeitung widerspricht dem Gerücht, daß der kürzlich erschienene Roman Godwin Castle der Feder einer fürstlichen Person angehöre. Die Verfasserin soll die Schwester eines berühmten Malers sein, die sich seit einigen Monaten bei ihrem Bruder am Rhein aufhält. Wohl möglich, daß eine Schwester des düsseldorfer Directors Schadow gemeint ist.

Das vor kurzem auf der königl. Bühne in Berlin erschienene Conversationsstück, die Isolirten, soll an dem Autornamen Weißhaupt einen Prinzen verrathen, der durch seine Verwandtschaft mit der verstorbenen Königin von Preußen dem Herrscherhause sehr nahe steht. Wir vermuthen, daß der Correspondent den Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, Schwager des Königs und Commandeur der berliner Garden, meint.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 48. — den 9. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen.

(Fortsetzung.)

Die Pflichtgesinnung und die Würde des preußischen Staatsbeamten, die in Stein's Zügen hervorleuchtet, finden wir auch in der Schrift des verstorbenen Ministers Grafen v. Dohna-Schlobitten, nur mit dem Unterschiede, daß sich in den steilen Buchstaben dieses Mannes ein noch strengeres Preußenthum offenbart. Johannes Voigt hat sein Leben beschrieben und ihn als den Stifter der preußischen Landwehr hingestellt, was man jetzt bezweifelt. Graf Dohna's Familie und eigene Persönlichkeit ist durch und durch altpreußisch, seine Schriftzeichen sehen aus, als wäre.. sie im Anschauen der gothischen Kirchenfenster von Marienburg gezogen. Der Brief ist aus dem Jahre 1820, und gibt von dem schon damals beginnenden Treiben der königsberger Mucker Bericht. Wir theilen ihn seiner merkwürdigen Ahnungen wegen, die er enthält, unsern Lesern mit. Mit dem Buchstaben J. ist das Haupt der Secte, eine dortige Gräfin, bezeichnet, in deren Hand die Prediger Ebel und Diestel nur Werkzeuge waren. „Das Vertrauen edler, frommer, theurer Menschen ist etwas so sehr Beruhigendes und Erhebendes. Es gibt göttliche unerforschliche Geheimnisse auch im äußern Leben eines jeden Menschen, welche wir nichts desto weniger glaubend, liebend, hoffend aufnehmen müssen. Es gibt der Dämpfer so gar mancherlei für die freieste, schönste Bewegung und Ausbildung des innern Lebens, ach! und oft legen sich Menschen, deren äußere Lage sonst wohl erträglicher wäre, durch eigene Verschuldung solche Dämpfer an!! — Sie haben gewiß sehr recht, wenn Sie der Meinung sind, daß es die christliche Liebe erfordert, daß wir anerkennen das viele wahrhaft Fromme und Vortreffliche, welches den Verirrungen unserer Freunde zum Grunde liegt, dagegen aber bin ich nicht Ihrer Meinung, wenn Sie dafürhalten, daß der Verstand jener guten Menschen wüchse, und daß sie Gründe für alles hätten — mir scheint es, als ob insonderheit in dem Treiben von J. aller und jeder wahre Verstand fehlt, daß die Behauptungen von J. durchaus jeder Tiefe und Gediegenheit ermangelten, und nur auf hohlen, spitzen, scharfen, gleißenden Sophismen und auf Klopffechterstückchen, und auf den allerwillkürlichsten, crassesten und unhaltbarsten Voraussetzungen beruhen. Allerdings aber besitzt J. viel Sectengeist und polemische Gewandtheit. Auch den Götterfunken Phantasie mache ich J. ganz streitig, dagegen besitzt dieselbe jene durch Eitelkeit und bittere scharfe Heftigkeit entsetzlich angeschürte kalte Gluth, womit sie mit dämonischer Wuth, aber ohne Phantasie und Begeisterung, ihr entsetzliches Wesen gewaltsam treibt. Natürlich arbeitet sie sich immer tiefer hinein, und eben deshalb muß die Sache sich in furchtbarer Progression steigern, und Gott weiß, wie dieselbe enden wird! Doch oft läßt die Vorsehung auch unbegreiflicher Weise den Menschen und den Begebenheiten eine höchst

unerwartete Inconsequenz angedeihen, wodurch alles einen mildern Ausgang gewinnt. — Von der wahren Natur des Menschen und von der Buße scheinen unsere Freunde sehr mangelhafte und verkehrte Vorstellungen zu haben. Die Gränzen, innerhalb wir armen Menschen nur etwas wissen können, und wie wir wissen können, wann und wo wir demuthsvoll glauben und anbeten müssen göttliche Geheimnisse, zu welchen nie ein Sterblicher Zugang haben wird, — diese ewigen Gränzen verkennen sie sehr; überdies hat auch wohl nicht Einer in dem ganzen Kreise irgend eine Wissenschaft als Meister gefaßt, und doch wollen sie alle Wissenschaften beugen zur Unterstützung ihrer Phantasmen und hohlen Spitzfindigkeiten ꝛc.“ — Dieser Brief des Grafen Dohna ist an einen ungenannten Freund in Königsberg gerichtet. (D. F. f.)

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Alle horchten auf und die Alte begann: „Es mögen nun wohl zwanzig Jahre vergangen sein — ja richtig, am 14. August, fünf Tage nach Sanct Laurentius, — der ist unseres Ortes Schutzheiliger, müssen Sie wissen, — als etwa um sieben Uhr Abends vor unserm Hause ein recht hübscher Reisewagen hält, ein flinker junger Mensch vom Bocke springt und eine Kammerfrau aus dem Wagen steigt, die eine blasse, ziemlich bejahrte Dame ins Haus führte. Es war die Fürstin .... Na, wie heißt sie doch gleich. Der Name ist schwer zu behalten. Doch meinetwegen, ein off war hinten dran. Ich räumte ihr unsere carmoisinrothe Stube ein, die beste, welche wir haben, und auf der Sie gegenwärtig logiren. Ich glaube nicht, daß es ein reinlicheres Zimmer selbst in Florenz gibt; schöner und prächtiger mögen sie es freilich dort wohl haben. Alle vornehmen Herrschaften, Cardinäle, Gesandten, Minister, alle, die nach oben logirt haben, sind zufrieden gewesen, sogar Se. kaiserliche Hoheit, der Großherzog von Toskana, die am Allerheiligen-Tage vor drei Jahren oben mit einigen Officieren Ihres Gefolges, während die Pferde gewechselt wurden, eine Flasche Lacrymae Christi getrunken haben. Doch, um wieder auf die russische Fürstin zu kommen, heiliger Gott! wie gut war die Dame! Ein Engel war sie, und hatte in ihrem kleinen Finger mehr Theilnahme und Mitleid für Andere, als gewisse Leute, die ich nicht nennen mag, in ihrem ganzen Körper. Und was gab sie nicht den armen Leuten, obwohl sie nur kurze Zeit hier verweilte! Sie reiste ihrer Gesundheit wegen, und ihr Diener Gregori Kustroff, dessen Namen ich nie vergessen werde, sagte mir, die Aerzte hätten seiner gnädigen Frau alle Hoffnung abgesprochen, und fügte mit einer Gleichgültigkeit, die mich empörte, hinzu: „es wäre wohl das Beste für sie, wenn sie stürbe!“ Die arme Dame; noch an demselben Tage, als sie nach Bologna abreiste, hörte sie eine Messe, obwohl sie nicht katholisch war. Man könne überall zu Gott dem Herrn beten, sagte sie. Sie muß wohl ein Vorgefühl ihres baldigen Todes gehabt haben, denn sie weinte in der Kirche. Ihre Kammerfrau, die krank geworden war, ließ sie bei mir zurück, und der Diener mußte derselben Verhaltungsbefehle aufschreiben, nach welchen sie sich richten sollte, sobald sie wieder genesen sein würde.“

„Zwölf Tage nach Abreise der Fürstin machte sich der Pfarrer eines benachbarten Dorfes auf den Weg, um unsern Herrn Prediger zu besuchen. Er kam richtig hier im Dorfe an und erzählte, daß die Holzhauer im Walde einen weiblichen Leichnam in einer Schlucht gefunden hätten, von dessen Brust man ein goldenes Kreuz genommen habe; dieses sei nebst den Kleidungsstücken ans Gericht abgeliefert worden. Barmherziger Himmel! die Fürstin war am Tage ihrer Abreise im Walde ermordet worden. Einer unserer Postknechte, Rolando, der die Dame gefahren hatte, verschwand plötzlich, und Niemand weiß, wohin er gestoben oder geflogen ist. Der Stalljunge sagte, er habe denselben mit dem russischen Diener eifrig sprechen sehen, und beide hätten Wein zusammen getrunken. Es ist kein Zweifel, diese Bösewichter haben die Fürstin getödtet und beraubt.“

„Doch ich will mich beeilen, mit dieser unglückseligen Geschichte zu Ende zu kommen. Ich war ins Gericht gegangen, um dort auszusagen, was ich wußte. Bei meiner Rückkehr, — ich war mehr todt als lebendig, — erzähle ich Alles, was ich gehört habe, meinem Manne, ohne auch nur zu ahnen, daß die Kammerfrau so nahe ist, daß sie verstehen kann, was ich sage. Sie hatte aber zum Unglück Alles gehört, denn sie war im Nebenzimmer, und fiel in Ohnmacht. Wir ließen den Doctor Valentia kommen, aber der konnte sie, trotz seiner großen Gelehrsamkeit nicht mehr retten, denn sie hatte einen Rückfall bekommen. Die Unglückliche verschied in meinen Armen. Mit dem Gelde, das sie besaß, bezahlten wir Arzt, Apotheker und Begräbnißkosten. Die Verhaltungsregeln, welche Kustroff auf Befehl der Dame niederschreiben mußte, habe ich sorgfältig aufbewahrt. Ich will sie Ihnen zustellen; unser Herr Pfarrer und der Herr Magister da können die Schrift nicht lesen, weil sie nicht la-

teinisch ist. Leonarde, — rief sie einer Magd zu, — hier nimm den Schlüssel, geh' zum Nußbaumschranke, in der dritten Schublade liegt mein Hochzeitskleid und daneben, in eine Serviette gewickelt, ein Päckchen Papier. Das bring' her."

Leonarde ging und kam mit den Papieren zurück, welche die alte Dorothea Herrn von Woronitscheff übergab. Er nahm sie gleichgültig und gleichsam nur aus Gefälligkeit gegen seine Wirthin an, und ein aufmerksamer Beobachter hätte sich auf den ersten Blick überzeugt, daß die Schriften ihn eben so wenig besonders interessirten, als die Geschichte, welche er so eben vernommen hatte. Als sein Diener kam und ihm meldete, daß er speisen könne, grüßte er nachlässig und ging. Die gute Dorothea konnte doch nicht unterlassen, zu bemerken, daß die Russen, welche sie bisher gesehen habe, ganz andere Leute gewesen seien, als dieser Herr.

Während er aß, warf Woronitscheff einen flüchtigen Blick auf die Papiere; der Inhalt schien ihm wenig bemerkenswerth; die Schriftzüge aber hatten einen ganz ungewöhnlichen und seltsamen Zug, dergleichen ihm noch nicht vorgekommen war. Indessen achtete er nicht weiter darauf, steckte die Schriften ein und setzte am andern Morgen bei Tagesanbruch seine Reise fort, auf der wir ihn nicht begleiten wollen: bemerken müssen wir indessen, daß sie etwa fünf Jahre dauerte.

Woronitscheff's Verwalter war ein recht verständiger und braver Mann, aber doch kam das Gut in keinen gedeihlichen Zustand. Der Edelmann war, wie bemerkt, eigensinnig und wunderlich; das Reisen sagte seiner Laune um so mehr zu, da er seine Liebe zur Prunksucht, welche bei einem Manne von so beschränktem Vermögen ganz unverantwortlich war, aus Herzensgrunde befriedigen konnte. In Italien kaufte er zum Beispiel für schweres Geld Gemälde und Kunstsachen, spielte den Kenner und ward abscheulich betrogen. Von Paris schickte er Meubles aller Art nach Rußland, lediglich, damit seine Nachbarn ihn darum beneiden sollten. Bisweilen ließ der Verwalter in seinen Briefen einige Bemerkungen einfließen, wie schwierig es für ihn sei, die geforderten Summen anzuschaffen; allein der gnädige Herr antwortete entweder gar nicht darauf, oder wenn er es ja einmal that, so geschah es in grobem, drohendem Tone.

Als er wieder heimkam nach Rußland, behandelte er seine Leute kurz und barsch, und vor allen ließ er an dem armen Verwalter seinen Zorn aus, so daß der Unglückliche oftmals das harte Schicksal, einem solchen Herrn anzugehören, bitter beklagte; denn er war ja ein Leibeigener, und an die Scholle mit einem Bande gefesselt, das nur der Tod lösen konnte.

Woronitscheff vernahm als Neuigkeit, daß ein schönes, wenige Werste von seinem Dorfe entferntes Landgut ein paar Monate nach seiner Abreise von einem gewissen Herrn Paradikin angekauft worden sei, von dem Niemand in der ganzen Umgegend früher etwas gehört hatte. Sein Erstaunen war groß, als man ihm allerlei Sonderbarkeiten über die Lebensweise des neuen Gutsbesitzers erzählte. Der Mann hatte mit keinem seiner Nachbarn Umgang, hielt mit Niemanden Bekanntschaft, lehnte die höflichsten Einladungen eben so höflich ab, verließ seine Feldmark selten oder nie, war oft Monate lang beinahe unsichtbar, kurz, man wußte sich sein Benehmen durchaus nicht zu erklären. Daß über eine so geheimnißvolle Person viel hin- und hergesprochen wurde, versteht sich von selbst; nach Ablauf eines Jahres indessen zerbrach man sich den Kopf nicht weiter darüber. Sonderlinge werden in der Welt häufig verläumdet, und die Bosheit sagt ihnen das Aergste nach; bleiben jene aber nach wie vor consequent, so wird allmälig die Verläumdung schwächer und erklärt solche Leute für alberne Subjecte, die man am besten sich selbst überlasse. Als Woronitscheff nach Rußland zurückkam, fand schon seit lange kein Mensch mehr es der Mühe werth, sich über Paradikin's wunderliche Lebensweise den Kopf zu zerbrechen, um so mehr, da derselbe Niemanden etwas zu Leide that, sondern im Gegentheile sich solchergestalt betrug, daß ihm allgemeine Achtung nicht versagt werden konnte. Jedes Jahr ward der Zustand seiner Bauern besser; er verlangte wenig von ihnen, behandelte sie väterlich und sanft, weshalb er denn auch ihr Abgott war, dessen Lob sie in der ganzen Gegend ertönen ließen. Woronitscheff hörte also manches von Paradikin und dessen Benehmen mit heimlichem Aerger, schon deshalb, weil die gute Behandlung, welche jener seinen Bauern angedeihen ließ, eine stillschweigende Kritik seiner ganz entgegengesetzten war. Und als er in Folge seiner Eitelkeit sich eine Demüthigung, oder wie er meinte Beschimpfung, zugezogen hatte, kannte seine Wuth keine Gränzen mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, den 14. Februar.

[Carneval, Musikalisches, Haydn's Jahreszeiten.]

Nachdem die Grippe wie ein hindernder Damm die Fluth der künstlerischen Ereignisse eine ganze Zeit lang gestauet hatte, ist jetzt eine so volle Strömung derselben entstanden, daß

man fast darin untergeht. Neue Lust- und Trauerspiele, neue Ballets, neue Opern, Concerte, Holtei'sche Soiréen, alles drängt sich in bunter Fülle durch- und übereinander, so daß es eines förmlichen Operationsplanes bedarf, um Zeit und Kräfte zum Genuß aller dieser Dinge einzutheilen. Trotz alle dem haben wir einen betrübten Carneval gehabt. Mehrere Umstände, als die Krankheit einiger hohen Personen, der Tod des Großherzogs von Mecklenburg Schwerin, u. s. w. haben dies verschuldet. Unser Carneval ist übrigens eine so bescheidne Größe, daß man sie gar nicht bemerkt, wenn man nicht eine Art von Lupe darüber hält. Unter einer solchen erscheint freilich eine Assemblée von hundert Personen so groß als sei sie der Sammelplatz der ganzen eleganten und vornehmen Welt. Genauer besichtigt indessen, berührt diese Lustbarkeit nur kleinere Kreise, und dem öffentlichen Leben ist es wenig anzumerken, ob seichter oder hoher Assembléen-Wasserstand ist. Die Subscriptionsbälle im Schauspielhause umfassen schon ein größeres Publicum. An ihrem sparsamen Besuch bemerkte man die mißrathene Carnevalsernte am meisten. Sehr hoch im Preise stiegen die Tänzer, denn sogar in Privatgesellschaften, wo gute Wirthinnen stets ein Drittheil Vorrathstänzer einladen, kamen oft drei Damen auf einen Herrn, der sich denn natürlich nicht wenig geltend machte. So war im Ganzen der Carneval einem guten Wiegenliede ähnlich, welches ganz unmerklich anhebt, und eben so unmerklich ausgeht. — Nun wieder in den Strom der Kunstereignisse zurück. Gleich den Engländern, welche ihr Schauspiel mit einer großen Tragödie beginnen, und dann ein Lustspiel darauf setzen, wollen auch wir mit einem tragischen Ereigniß anfangen. Kaum hatte das königstädter Theater in Dem. Dickmann eine Sängerin gewonnen, als es in Dem. Limbach eine wieder verlor. Die Flucht der sechs gefangenen Studenten aus Frankfurt und die der genannten Sängerin fielen ungefähr gleichzeitig; Leute von Scharfsinn können sich daher der Vermuthung nicht erwehren, daß höchst merkwürdige geheime Fäden beide Ereignisse mit einander verknüpfen. Ich lasse mich auf so feine Untersuchungen nicht ein, sondern schildere nur die Wirkung des Ereignisses. Der Director erblaßte, der Regisseur erröthete, der Capellmeister zitterte, der Concertmeister verzagte, das Orchester wankte, das Theater bebte, das Publicum erstarrte. „Sie ist fort!" raunte einer dem andern anfangs geheimnißvoll ins Ohr, und nun lief die Nachricht wie ein Pelotonsfeuer in Frage und Antworten durch Reih und Glied des Publicums. „Wer ist fort?" — „Die Limbach ist fort!" — „Was ist die Limbach!" — „Sie ist auf und davon!" — „Wer ist auf und davon?" — — — Und so in unendlicher Kette auf- und abwärts durch alle Reihen der Sperrsitze, des Parterres und der Logen. Am andern Morgen stand es in der Zeitung und wurde nun officiell, und alle Theaterenthusiasten hatten Gelegenheit, sich beim Kaffee und der Morgenpfeife noch einmal recht bequem zu erschrecken. Eine Hauptbesorgniß war die, daß man nun um etliche versprochene neue Opern, d. h. solche, die anderwärts schon alt sind, z. B. den Maskenball von Auber, kommen werde. Inzwischen hat die Direction schon Anstalt getroffen, die Oper dennoch mit allen übrigen ihr noch zur Disposition stehenden Kräften einzustudiren, und auch so schnell als möglich für eine Ersatzsängerin zu sorgen. — —

Mit Concerten sind wir reichlicher gesegnet, als wir bedürfen. Doch können wir nicht über dieselben klagen, da der größere Theil entweder die Ausführung classischer Musikstücke zum Zweck hatte oder doch Einiges der Art, und dabei den Genuß ausgebildeter Virtuosität darbot. Unter allen das wichtigste für die Kunst war eines der vier, welches die Singakademie jährlich zu geben pflegt. In demselben wurden Haydn's Jahreszeiten so vortrefflich aufgeführt, wie wir dieses Oratorium, wenn es diesen Namen empfangen darf, seit langer Zeit nicht gehört haben. Wir bezweifeln nämlich, daß Deutschland noch einmal einen solchen Gesangschor besitzt, wo mehrere hundert gebildeter Sänger und Sängerinnen beisammen sind. Unter dem Wort gebildet verstehen wir hier nicht blos eine musikalische Ausbildung, sondern eine geistige überhaupt, vermöge welcher die Individuen ihre Aufgabe durchweg edler lösen als gewöhnliche Chorsänger. Dadurch erhalten die Massen der Chöre einen so prächtigen, edlen Schwung, wie sie z. B. der Theaterchor niemals aufbringt, der sich immer roh dagegen verhält. In den meisten modernen Opern läßt sich dies ertragen, da dieselben überhaupt nur auf wilde Effecte hinarbeiten, aber bei einem Werk, wie Haydn's Jahreszeiten, würde der zarteste Hauch der Schönheit sogleich verwischt werden, wenn man es so derb anfassen wollte. Der leichte Schmetterling verträgt nicht die Berührung der Hand ohne Verletzung seines Blüthenstaubes. So sind die lustigen, launigen, vielbeweglichen und doch dabei oft so ernst erhabenen Chöre in Haydn's Werk. Dasselbe mußte daher in so gebildeter Behandlung wie in einem ganz neuen Lichte erscheinen und wirkte elektrisch auf die Hörer. Auch das Orchester war sehr lobenswerth, so schwierig die Aufgabe desselben auch gestellt ist. Denn einestheils wurde es höchst sorgfältig vom Herrn Concertmeister Ries geleitet, anderntheils hatte man auch eine Einrichtung getroffen, wonach für die Soli, welche zarter zu begleiten sind, nur ein Theil der anwesenden Violonisten, nämlich nur die besten Künstler, mitwirkten. Die Masse trat nur bei den Chören mit ein.

Ich habe mich bei dem einen Concert vielleicht etwas zu lange aufgehalten; dafür will ich aber auch der eleganten Welt den Besuch der andern gar nicht zumuthen, sondern ihr hiermit nur die Zettel der Möser'schen, Decker'schen und andern Soiréen einhändigen. Von Clara Wieck, welche vor einigen Tagen hier eingetroffen ist und Morgen zum ersten Mal im Theater spielt, kann ich für den Augenblick noch nichts berichten, verspare mir's aber entweder für den nächsten Brief oder für eine andere Stelle des gegenwärtigen.

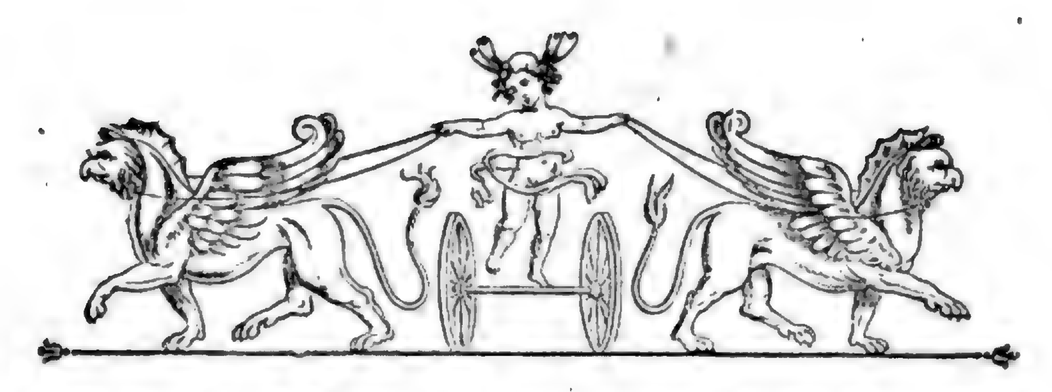
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Julius Minding.]

Ehe wir die neueste Lyrik in Summa besprechen, machen wir auf ein einzeln dastehendes Gedicht aufmerksam, das seinem Gehalt nach der Naturphilosophie angehört. Julius Minding in Berlin hat in einem schönen elegisch-didaktischen Gedicht das Leben der Pflanze besungen (Leipzig, bei Voß). Die Pflanze ist hier mit zartem poetischen Sinne und mit der Tiefe der Phantasie, die der speculativen Naturphilosophie eignet, als Individuum aufgefaßt, ihre Geburt, ihr Wachsen, ihr Leben und Lieben in Blüthe und Duft, ihr geheimnißvolles Andeuten der ihr unbewußten Gesetze der Natur, ihre Freuden und Leiden und ihr Tod sind hier Gegenstand eines Gedichtes, dessen Didaktik mit elegischen Elementen des subjectiven Empfindens auf eine reizende Weise gemildert, erwärmt und verklärt ist. Auch Hermann Marggraff hat im berliner Conversationsblatte auf diese Dichtung hingewiesen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 49. — den 10. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Eines Tages nämlich hatte Woronitscheff in einer zahlreichen Gesellschaft laut verkündet, es sei sein fester Entschluß, Herrn von Paradikin zu besuchen und mit demselben ein Freundschaftsband anzuknüpfen, weil er fest überzeugt wäre, daß jener seinen Besuch annehmen würde. Alle Anwesenden machten ihm kein Hehl daraus, daß er sich gewaltig im Irrthume befinde. Aber Woronitscheff war nicht der Mann, der sich so leicht abschrecken ließ, und begab sich deshalb am andern Tage richtig nach Paradikin's Gute. Der Verwalter bemerkte höflich, daß er bedauere, ihn nicht in seines Herrn Zimmer führen zu können. Woronitscheff sagte: er habe seinem Nachbar etwas höchst Wichtiges mitzutheilen, und der Utpravitel (Verwalter) ging deshalb noch einmal zu Paradikin, um ihm das zu melden, kam aber gleich nachher wieder und sagte im Auftrage seines Gebieters, daß dieser Niemand bei sich sehe, und wenn Herr von Woronitscheff ihm etwas Wichtiges zu melden habe, so lasse er ihn ersuchen, das schriftlich zu thun. Woronitscheff ward dringend, er ward stürmisch und machte Miene, sich zu den Gemächern Paradikin's durchzudrängen; allein dessen Diener bildeten einen Wall, und so sah er sich genöthigt, unverrichteter Sache wieder nach Hause zu reiten. Unter Drohungen und mit Schimpfreden entfernte er sich, und seit diesem Tage kannte seine Wuth gegen den Nachbar keine Gränzen mehr; er suchte überall Gelegenheit zu Zank und Streit mit demselben, aber die wollte sich nicht darbieten, und so schlief allmälig sein Rachegefühl ein, besonders da er häufig abwesend war und die Wintermonate abwechselnd in Moskau oder Petersburg verlebte.

So verflossen vier Jahre, ohne daß die beiden Gutsbesitzer den geringsten Verkehr mit einander gehabt hätten. Während dieser Zeit gingen in der Umgegend sehr nachtheilige Gerüchte über Woronitscheff von Mund zu Mund; man sprach sogar von einer Criminalklage, die gegen ihn eingeleitet worden sei, und daß er nur durch Intriguen aller Art und durch Bestechungen dieselbe nichtig zu machen gewußt habe.

Von alle dem, was vorging, erfuhr Herr von Paradikin nichts; er kümmerte sich nicht um die Außenwelt, und was darin vorging; die Aufsicht über sein Gut, die Bestellung seines Gartens, und fromme Andacht füllten seine Zeit aus. Wo sich ihm nur Gelegenheit darbot, trat er als Wohlthäter auf. Brach irgendwo eine Feuersbrunst aus, trat das Wasser verheerend über seine Ufer, so waren Paradikin's Bauern immer die ersten auf dem Platze, um Hülfe und Rettung zu bringen; dann war er nicht mehr Menschenfeind, als welchen die Leute ihn verschrien, sondern muthig, furchtlos, und stets da zu erblicken, wo sich die Gefahr am drohendsten zeigte. Seine Leute, von ihm geführt und angeleitet, thaten dann Wunder, und häufig hörte man in den Adelsversammlungen sagen: „Ohne Paradikin's

Beistand läge mein ganzes Dorf in Asche;" oder: „Dieser Mann ist ein wahrer Salamander; er läuft durchs Feuer, ohne daß ihm ein Haar versengt wird." Und Leute aus dem Volke behaupteten steif und fest, sie hätten gesehen, wie der heilige Basilius vor Paradikin hergegangen sei, ihn mit einem Kreuze geschützt, und die lodernden Flammen von ihm abgewehrt habe.

Sobald aber die Gefahr vorüber war, sprang Paradikin wieder auf sein Pferd und ritt im gestreckten Galopp mit solcher Eile nach Hause, als habe er eine böse That begangen. Leute, welche für die Hülfeleistungen ihren Dank bringen wollten, wurden nicht vorgelassen.

Wenn in Rußland zur Erntezeit schlechtes Wetter einfällt, dann helfen die Gutsbesitzer einander mit ihren Bauern aus, um das Getreide desto schneller vom Felde fortzubringen und unter Obdach schaffen zu lassen. In dem Jahre, von welchem wir reden, waren häufige Regengüsse im Gouvernement Kaluga gefallen, und wenn das Korn nicht so schleunig, als nur immer möglich war, eingebracht wurde, so entstand unberechenbarer Schaden. Daher nahm Jeder die Leute seines Nachbars in Anspruch. Paradikin aber hatte das nicht nöthig, sein Getreide war längst geborgen, aus dem einfachen Grunde, weil seine Bauern, mit Lust und Liebe an die Arbeit gehend, mehr leisteten als die Leibeigenen anderer Gutsbesitzer, die nie mehr thaten, als sie eben durchaus mußten. Kein Wunder, daß Woronitscheff mit seiner Ernte am weitesten von allen Gutsbesitzern, die sämmtlich alle Hände voll Arbeit hatten, zurück war. Niemand konnte ihm Hülfe leisten, und sein Getreide mußte nothwendig verderben, wenn Paradikin sich seiner nicht erbarmte. In der Hoffnung also, daß jener die frühere Beleidigung längst vergessen habe, schrieb er einen Brief an ihn und bat ihn um Hülfeleistung. Paradikin hatte freilich nichts vergessen; aber großmüthig, wie er war, antwortete er in höchst verbindlichem Tone, daß er sich ein Vergnügen daraus mache, dem Nachbar übermorgen mit Tagesanbruch dreihundert Bauern zu überschicken.

Als Woronitscheff den Brief las, kam ein Staunen über ihn, das er sich nicht erklären konnte. Die Schriftzüge, übrigens sehr lesbar, waren so wunderlich, daß sie ihm auffielen. Je genauer er sie betrachtete, um so mehr erregten sie seine Aufmerksamkeit. Er warf sich in seinen Lehnstuhl, drückte die Hand vor die Augen und dachte hin und her. Plötzlich sprang er auf, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und rief: „Die Hand kenne ich, habe sie schon irgendwo einmal gesehen! Aber wann, wo und bei welcher Gelegenheit? Dieser Brief ist der erste, den Paradikin an mich schreibt, und doch kenne ich diese Hand!"

Lange Zeit sann er hin und her. Im Laufe der letzten Jahre hatte er auf seinen Reisen so viel gesehen und erlebt, so viel Sorgen hatten an seinem Herzen genagt, daß er sich mancher Vorfälle nur dunkel, und mancher gar nicht mehr erinnerte. Jetzt ging er systematisch zu Werke, und rief Alles, was seit der Abreise aus Rußland ihm aufgestoßen war, der Reihe nach wieder in sein Gedächtniß zurück. Da eilt er plötzlich, während es ihn wie ein Blitz durchzuckt, nach einem Schranke, in dem seine wenigen Bücher und Dokumente lagen, wühlt in den Fächern herum und wirft alle Papiere heraus. Er wird ärgerlich, stampft mit dem Fuße auf den Boden, läßt seine Wuth an leblosen Gegenständen aus, und findet endlich, von Staubwolken, welche das Zimmer anfüllten, umgeben, ein kleines Paket Papiere, das mit einem schwarzen Bande zusammengeschnürt war; dieselben Papiere, welche die alte Dorothea in Italien ihm eingehändigt hatte. Woronitscheff eilt freudetrunken nach seinem Zimmer zurück, reißt das Band ab und liest mit flammendem Auge die Verhaltungsregeln, welche die russische Fürstin durch ihren Diener für ihre kranke Begleiterin zurückgelassen hatte. Er hält Paradikin's Brief daneben, die Schriftzüge beider Papiere sind dieselben, es ist dieselbe Hand. Kein Zweifel mehr, beides hat Niemand anders als Kustroff geschrieben. Woronitscheff erhebt ein Triumphgeschrei, eine höllische Freude malt sich in seinen Zügen, er wird nicht müde, die Schriften zu betrachten, denn sie mußten ja seinem Hasse gegen einen Nachbar, dessen Wohlstand und guter Ruf ihm ein Dorn im Auge waren, trefflich zu Statten kommen. „Ha, jetzt hab' ich Dich endlich, geheimnißvoller Paradikin! Des Himmels Wille, ein unbegreiflicher Zufall machen mich zum Herrn und Gebieter Deines Schicksals; ich habe Dich in meinen Händen; ob Du fortan ruhig und unbelästigt leben sollst, steht lediglich bei mir. Du sollst Deine Sicherheit theuer erkaufen. Ich will ... Ja, dieses Papier gibt mir Aufschluß darüber, woher Du Dein Vermögen hast! Und welches Glück für mich, welche Befriedigung, daß ich Dich dem Arme der Gerechtigkeit überliefern kann! Doch nein, da steigt ein anderer Gedanke in mir auf. Sollte ich etwa diese Entdeckung dazu benutzen können, meinen zerrütteten Vermögensumständen wieder aufzuhelfen? Uebereile Dich nicht, Woronitscheff, begehe keine Unbesonnenheit, mäßige Dich, ordne den Haß und Dein Rachegefühl dem Interesse unter!"

(D. F. f.)

Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen.

(Fortsetzung.)

Wir sind hier unversehens von den Zeichen einer Schrift auf deren Inhalt gekommen, und wir gestehen, daß in den Federzügen merkwürdiger Menschen deren Gedankenzüge uns doch als das allein Wichtige erscheinen. Hat man den Ernst des Lebens fest und sicher, so läßt man freilich gern dem Spiele sein Recht. Somit wollen wir auch noch einen andern Brief mittheilen, dessen Inhalt eben so interessant ist als die elegante Sauberkeit, welche der Perlschrift des Verfassers eigen ist. Ein Brief von Varnhagen v. Ense, vom 1. Januar 1835. Ich bevorworte, daß Varnhagen damals die Charakterskizze von Justus Erich Bollman schrieb, die mit Briefen des Mannes im Mundt'schen Zodiacus erschien. Hierauf bezüglich ist das, wahrscheinlich an Th. Mundt gerichtete Schreiben. Das Publicum verdankt diesem feinsinnigen Manne bereits so manche Beiträge zur deutschen Memoirenliteratur, so daß es erwünscht ist, zu erfahren, nach welchen Principien er jene brieflichen Mittheilungen aus dem Geheimschatz menschlicher Gedanken und Gefühle zur Oeffentlichkeit brachte.

„Die Briefe Bollmann's in engern Raum zusammenzuziehen, wäre allerdings äußerlich bald vollbracht; aber die innere Beschaffenheit, von der allein wir eine Wirkung erwarten dürfen, litte dabei zuverlässig Schaden. Solche Mittheilungen müssen in ihrer Fülle und Ursprünglichkeit geschehen, oder ganz unterbleiben. Ich rede natürlich hier nicht von den zufälligen Einzelnheiten, die selber nur Aeußeres und Vorübergehendes betreffen; nutzlose Umstände, trockene Namen, überflüssige Bemerkungen u. s. w., dergleichen opfere ich leicht, und habe vieles dergleichen gestrichen. Ganz anders aber ist es mit allen den besondern und noch so kleinen Zügen, durch welche das Lebendige bezeichnet wird, das Wesen der Person, ihrer Lage, die Eigenheit der Tagesstimmung, der Zustand überhaupt; da wird oft das Unbedeutendste zum Wichtigsten, und wo eine solche Möglichkeit mir einleuchtet, da kann und darf ich nichts weglassen. — In diesem Sinne habe ich auch bei Rahel's Briefen gethan, was mir das Richtige gedünkt, nach einer eigenen, langen Erfahrung. Seit dreißig Jahren lese ich Sammlungen von Briefen, Denkschriften jeder Art. Und ich erinnere mich sehr gut, welcherlei Züge mich am meisten erfreut, unterrichtet, belebt haben, welcherlei Einzelnheiten ich am wenigsten hätte missen mögen. Ich weiß wohl, es wird immer Leser geben, welche vornehm absprechen und solche Mittheilungen verwerfen; ich habe aber auch darin Erfahrung genug, und weiß, daß meist nur Unkunde oder Heuchelei hinter solcher Vornehmthuerei steckt. Wer z. B. die wiederholten Angaben von Krankheitsleiden in Rahel's Briefen überflüssig oder auch nur langweilig findet, mit dessen Einsicht steht es nur sehr schwach; er ahnt nicht, wie sehr sein Verständniß sich anstrengen müßte, um ohne diese erklärenden Angaben den Gegensatz zu finden, welchen ein so feingebildetes Nervensystem, ein so empfindlicher und leidender Körper nothwendig zu dem mächtigen Geiste und reichen Herzen geben muß. Und so sehr vieles Andere noch, die Schilderungen des Wetters z. B., die Nennung von Besuchen; was alles in jedem bestimmten Falle sich als unentbehrliche, oder mindestens aushelfende Färbung und Schattirung vollkommen rechtfertigen ließe. Genug, ich bin auch ein Leser, und darf nur denken, daß unter den Tausenden auch Viele sind, die mir beistimmen, gleichen Sinn, Geschmack und Anspruch haben wie ich. Diese haben doch auch ein Recht, daß man sie berücksichtige; sie sind gewiß nicht schlechter als die übrigen, für welche man ausschließlich sorgen will, indem man nur das gemeine Wichtige, das gemeine Unterhaltende gelten läßt. Ich bin weder anmaßend noch übermüthig, aber ich bekenne, daß mir Einer von meinen Gleichgesinnten Hunderte der Andern werth zu sein dünkt!" — (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Armide — Robinson Crusoe — Clara Wieck.]

Das wichtigste aller musikalischen Ereignisse aber war diesmal unstreitig die Wiedererweckung des größten musikalisch-dramatischen Kunstwerks, welches die Erde besitzt, Gluck's unerreichte wunderwürdige Armide. So lange Berlin den edlen Vorrang in der Kunst behauptet, Werken dieser Art ihre richtige Geltung anzuweisen, fordern wir dreist jede Hauptstadt Europas heraus, ihren Kunstzustand mit dem unsrigen zu messen. Nicht auf den Besitz einzelner größerer Talente fur die Ausübung, nicht auf die Häufung einer Masse glänzender Kunstmittel, nicht auf die bis auf eine schwindelnde Spitze der Nebenbuhlerschaft getriebene Virtuosität und deren Schätzung kommt es an: sondern darauf, ob der Sinn für das echte Schöne, Große und Erhabene in der Kunst am reinsten und ausgebreitetsten erhalten ist, und diesen Vorzug behauptet, so weit uns musikalische Zustände größerer Städte bekannt sind, Berlin vor allen andern. Hier am schwersten und letzten hat sich der sybaritische Genuß an Rossini und Bellini geltend gemacht; hier am wenigsten im Vergleich mit Wien, Paris, London ist dieser Götzendienst mit übergipfelten Virtuosenkünsten heimisch geworden; daher hat sich hier der Sinn für alles Classische in der Kunst am regsten erhalten. Wir wollen damit den nach Verhältniß höchst achtungswerthen Zustand der Musik in manchen Mittelstädten Deutschlands, z. B. eben Leipzig, durchaus nicht verkennen, denn wir wissen vielleicht besser als irgend Jemand, und haben die lauteste Klage darüber geführt, wie

viel schädliche Einflüsse z. B. unserm Theater in der Pflege neuerer deutscher Kunst entgegengetreten sind: allein nicht der minder gebildete Sinn im Ganzen, sondern nur die hemmende Wirkung Einzelner verschuldet diesen Fehler und binnen einem halben, einem Viertel-Jahre könnte es anders sein. Für die Pflege einer gewissen Kunstgattung sind aber großartigere Mittel, als die meisten Mittelstädte besitzen, unerläßlich; selbst beim gebildetsten Kunstzustande werden Gluck's Opern, bei dem, womit neuere Kunst die Hörer verwöhnt hat, immer nur einer ausgewählten Zahl verstandene Genüsse bereiten. Von diesen Wenigen aber können Bühnen, die nicht von höherer Seite eine Unterstützung genießen, nicht bestehen, und es muß sich daher ein anderes Element mit der reinen Kunst Gluck's verbinden, um ihr eine breitere Basis der Theilnahme zu sichern. Dies besteht zuerst in einer würdigen Darstellung, wozu nur große Bühnen die Mittel aufbringen können, nämlich wahrhaft erste Sänger und Sängerinnen, die des heroischen Stils mächtig sind, ein zahlreicher Chor, ein entsprechendes Orchester. Nächst dem dürfen nicht der Sache, aber des Erfolgs wegen auch die Glanzmittel, Decorationen, Costüme, Ballette nicht fehlen. Dies alles besaß Berlin, um einer frühern Periode nicht zu gedenken, seit dem Jahre 1815 im reichsten Maaße; daher vermochte es, wie eine sichere Feste, den stürmischen Andrang barbarischer Kunst, wenn man uns diesen harten Ausdruck gestatten will, abzuhalten. So lange die Bühne noch fähig war, Gluck's Werke würdig darzustellen (welches durch die Milder und Schechner bis etwa zum Jahre 1829 im vollsten Glanze geschah), haben wir alles Moderne ohnmächtig neben seiner Hoheit sinken sehen, hat der Flitterglanz italienischer und französischer Kunst (Rossini, Meyerbeer, Mercadante, Auber) seinem gediegenen Golde überall weichen müssen. Von da ab trat erst gewissermaßen ein alexandrinisches Zeitalter der Oper bei uns ein, und Rossini und Bellini fanden Raum, wo Gluck sich trauernd zurückzog. Nur einzeln tauchte er dann und wann unter den verzerrten Karikaturen, unter dem Larvengewühl, das ihn verdrängte, auf; aber schon war der Sinn von ihm entwöhnt, dem lockenden Verderben das Thor zu weit geöffnet. Fast ein Jahrzehend ging dahin; es ist unermeßlich, welche Rückschritte die Kunstbildung in einem solchen Zeitraume thun kann; die Gefahr ward dringender, daß der Sinn dafür ganz verloren gehen könnte. Aber mit der Entbehrung war bei einem großen Theile auch die Sehnsucht mächtiger geworden, und immer lebhafter sprach sich, als man durch die Anwesenheit des Frln. v. Faßmann nur die Möglichkeit dazu sah, der Wunsch aus, einmal eines jener lang zurückgelegten Werke Gluck's wieder zu hören. Talent und Persönlichkeit der Sängerin entschieden, nachdem sie zuerst in der nie ganz von der Bühne verschwundenen Iphigenia ihre Kräfte versucht hatte, für die Wiederbelebung Armidens. Alle Wünsche drängten sich nach diesem großen Ziele hin. Man sah von Seiten der Intendanz ein, daß man hier nur die Wahl zwischen einem großen und gar keinem Erfolg habe, und wagte daher Alles, um Alles zu gewinnen. Man hat Alles gewonnen. Als sei durch diese eine, wahrhafte Sonne der Kunst die ganze Schaar flüchtiger Meteore verscheucht worden, als kehre plötzlich das Bewußtsein ursprünglicher Größe und Hoheit in Aller Brust zurück, so entzündete Gluck's unsterbliches Werk eine Flamme der Begeisterung, wie sie von denen, welche die kühnsten Hoffnungen hegten, nicht erwartet worden war. Als hätte die lange dürftige, hohle Zeit sich selbst aufgerieben und übersättigt, so stand das Kunstwerk rein, frisch wie eben geschaffen vor uns da. Nie ist uns die Aermlichkeit neuerer Schöpfungen so anschaulich geworden als durch den Eindruck, welchen Armide auf alle Hörer machte. Drei Mal nunmehr war im Laufe von zehn Tagen das große Opernhaus bei erhöhten Preisen bis zum Brechen gefüllt; ja mehr als das, es zeigte sich eine so reine positive Begeisterung für das Werk, daß das Publicum mit entschiedenem Unwillen einige eingelegte Ballets, sonst die Lockspeise der Masse, zurückwies und bei der dritten Aufführung sich so entschieden dagegen erklärte, daß die Intendanz oder vielmehr Spontini, welcher die Ballets eingelegt hat, nachgeben und sie weglassen mußte. Sie werden es begreiflich finden, daß ein geborner Berliner, von Jugend auf ein Anhänger Gluck's, der stets die große Sache dieser Kunst mit höchstem Eifer geführt hat, stolz auf seine Vaterstadt ist, wenn sie sich so zeigt, während Paris noch vor wenigen Jahren eine Wiederbelebung der Armide gänzlich fallen ließ, und Publicum und Kritiker sich gleich thöricht darüber erklärten; während zu etwa derselben Zeit in München die Iphigenia, von einer Schechner dargestellt, für das tödtlich langweiligste Werk erachtet und zu ewiger Vergessenheit bei Seite gelegt wurde; während in Wien, wo freilich die Kunst ganz verfallen ist, Gluck's Name zu den verschollenen gehört, die kaum noch ein alter musikalischer Antiquar kennt und beachtet *).

Ich gehe jetzt zu andern Dingen über, welche die elegante Welt vielleicht mehr interessiren. Dies sind die fernern Leistungen der in diesem Monat ganz überaus thätigen königlichen Bühne; denn nächst der Armide brachte sie als Carnevals-Piece ein großes neues Ballet in drei Acten, „Robinson Crusoe", und drei neue Werke für das Schauspiel heraus, nämlich zwei Lustspiele und ein Drama von Ihrem gegenwärtigen Correspondenten.

Zuerst das Ballet. Robinson Crusoe ist ein berühmter Roman für Kinder, und für diese scheint nur das Ballet auch berechnet, mit Ausnahme der eigentlichen Tänze, an denen sich ein anderer Geschmack, der wahrlich nicht ein kindlicher zu nennen ist, ergetzt. Bin ich stolz gewesen auf meine Landsleute, daß Armide mit hohen Preisen das dritte Mal das Haus gefüllt hat, so bin ich es noch mehr auf sie, daß das Ballet bei einfachen Preisen dies das dritte Mal nicht vermocht hat, obwohl Ihre interessante Virtuosin Clara Wieck vor demselben sich zum ersten Male hören ließ und ihren Ruf als Meisterin bewährte.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Dudevant-Sand.]

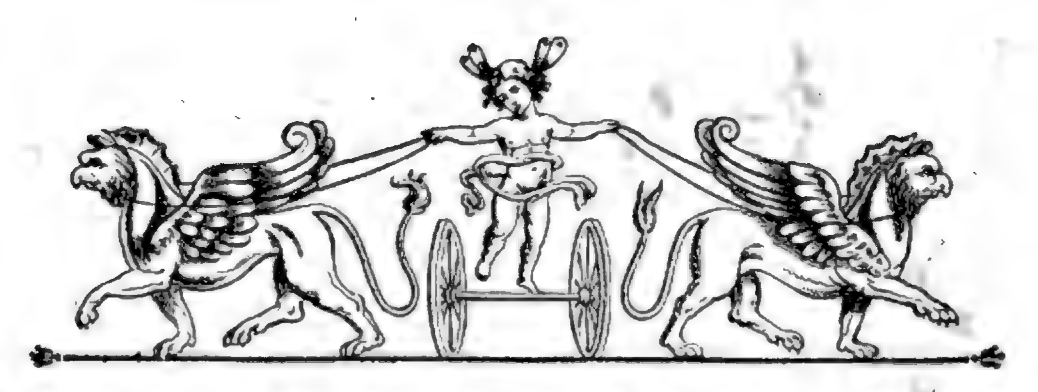
Wir erwähnten schon, daß nicht Madame Aurora Dudevant, sondern die Witwe eines Obersten gleiches Namens in Paris gestorben ist. Jetzt bethätigt jene als Georg Sand von neuem ihr Dasein, sie schreibt das Feuilleton zum Journal le Monde, das der Abbé Lamennais redigirt.

[Kottenkamp.]

Dr. Kottenkamp, der, ohne England gesehen zu haben, aus purer Gelehrsamkeit das interessante Buch über die Engländer schrieb, lebt gegenwärtig in Nürnberg und ist dort als Mitredacteur des nürnberger Correspondenten thätig.

*) Ehre sei dagegen Hamburg und Dresden, wo man dieses Kunstwerk neuerdings mit großem Glück in Scene gesetzt hat.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 50. — den 11. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen.

(Beschluß.)

Wir überlassen zur weitern Betrachtung der Handschriften den Leser seiner eigenen Leitung, uns mit wenigen Fingerzeigen begnügend. Wir finden die Federzüge des Grafen Gneisenau, des Generals Santander, des Grafen Rostopschin, jenes Russen, der seinen Antheil am Brande von Moskau in Abrede stellte, Handschriften vom Freiherrn v. Dalberg, vom Minister Guizot, von Canning, Herzog Beresford, Daniel O'Connel. Dieser große Instigator Altenglands, der durch die Macht seiner Beredtsamkeit drei Königreiche in Schach erhält, und sich nebenbei für seinen Patriotismus jährlich 10,000 Pf. zusammenbettelt, schreibt so rücksichtslos keck, aber zugleich weit schöner als ich dachte und als er spricht. Canning's Federzüge sind fein, klug und von Geschäftseile beflügelt. Guizot schreibt, wie fast alle Franzosen von Bildung, graziös ohne gesuchte Zierlichkeit. In den meisten Handschriften der Franzosen ist wenig persönlicher Charakter, schon die Einfachheit der lateinischen Lettern führt die Hand leichter zu dem Niveau gesellschaftlicher Bildung. Auch die drei englischen Hände haben mehr Verwandtschaft, als es unter deutschen bei der Schwierigkeit der gothischen Buchstaben vorkömmlich ist. In England und Frankreich scheint es auch nicht Styl zu sein, daß ein Minister sich eine Klaue erlaubt, die seine Namensunterschrift zu einer coquetten Hieroglyphe macht. In Deutschland ist diese Sitte unter hochgestellten Geschäftsmännern durchaus fashionable, selbst der ästhetische Wilhelm v. Humboldt huldigte bei Zeichnung seines Namens dieser Geschäftssitte. In England soll es nur unter den Altadeligen und Stockaristokraten Mode sein, die Namensschrift zu einem lächerlichen Mysterium abgeschmackter Querzüge zu verschnörkeln.

Sehr interessant ist die fein satyrische Federführung Lessing's in einem Briefe aus seinem neunundzwanzigsten Lebensjahre. Casanova schreibt wie ein genialer Bonvivant, Frau v. Krüdener wie jede alte Betschwester. Graf Gustav Schlaberndorf, der pariser Einsiedler, schrieb unsauber, willkürlich, aber gewichtig, weil er selten die Feder zur Hand nahm. Spontini's Buchstaben sehen wie Noten aus, die man mit stumpfer Feder langsam zeichnet; zugleich liegt in seiner Federführung dieselbe reflectirende Mühsamkeit, mit der er seine Compositionen aufsetzen soll. Der Inhalt des Briefes macht in Deutschland Aufsehen. Spontini legt hier sein Glaubensbekenntniß ab über den gegenwärtigen Zustand der Musik. Er schmäht, ohne seine eigenen Tonmassen zu bedenken, auf die force brutale des effets du vacarme épouvantable et déchirant des innombrables instrumens de cuivre, de gros et petits tambours, des grandes caisses, des timbales, cimbales, triangles, des beffrois, tamtam et des cloches. Der absolute Musikus setzt dies alles mit

revolutionnairen Umtrieben und Volksaufläufen in Einklang. — Vom Fürsten Pückler erhalten wir eine lithographirte Dedication, worin er sich als Verfasser der Briefe eines Verstorbenen bekennt; von Fouqué einen Brief aus seinem hohen Alter. Es wäre wichtiger, Fouqué's Handschrift aus jener Zeit zu haben, wo er die Undine schrieb und sich in der Blüthe seines dichterischen Lebens fühlte; diesen Brief aus dem Jahre 1831 schrieb nicht der Verfasser der Undine, sondern ein männliches altes Weib. Fouqué bittet hier eine Dame, ihm zu gestatten, daß er sie holdselige Schwester nenne: „Ach, es bekommt mir Armen so erquicklich wohl!“ Es ist immer widerwärtig, bei Persönlichkeiten, deren gute Stunden und glückliche Gedanken längst verschäumt sind, auf die Bierhefe ihrer Trivialitäten zu stoßen.

Hegel's Handschrift vom Jahre 1822, neun Jahre vor seinem Tode. Obwohl ich sie nicht gern betrachte, so wandelt mich doch vor ihr ein erstaunlicher Respect an. Es liegt in diesen Federzügen die ganze Grundehrlichkeit seiner kraftvollen Schwabennatur, eine göttliche Grobheit und eine rücksichtslose Unerschütterlichkeit des Geistes. Von Goethe's Handschrift erhalten wir Proben aus verschiedenen Zeitläuften seines Lebens, von 1774 bis 1810. Die Züge in der ersten, aus dem Jahre, wo er den Werther schrieb, wollen mich fast wie Satyre bedünken, aber zugleich auch voll kräftiger Bonhomie, mit Sicherheit und Innigkeit schön gepaart. Die Handschrift von 1810 hat einen scheinbar freiern Schwung, ist aber ministeriell aufgebläht. — Eine glänzende Größe der hochfliegenden Seele liegt in Schiller's Handschrift aus dem J. 1795; jeder Zug ist genial und rücksichtslos erhaben. Es ist eine seltene Erscheinung, daß sich der innere Geist so getreu äußerlich hinstellt.

K.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Woronitscheff ging hinab in den Garten, um Luft zu schöpfen. Die Sonne vergoldete mit ihrem hellen Strahle die Wipfel der düstern Tannen, welche das Haus umgaben. Er ging stundenlang umher; und erst als er seinen Plan vollständig entworfen hatte, ging er heim und ließ Pferde vor den Wagen spannen. „Fahre mich zu Herrn von Paradikin!“ donnerte er dem Leibeigenen zu, welcher in der Meinung, unrecht gehört zu haben, sich umdrehte. „Fahre mich zu Herrn von Paradikin, du Hund!“ wiederholte er, und der Kutscher gehorchte. Unterwegs überlegte Woronitscheff, wie er es anzufangen habe, daß der unsichtbare Mann, wie jener insgemein genannt wurde, ihm nicht entwische. Daß er nicht zu demselben gelassen würde, wenn er den gewöhnlichen Weg einschlug, war ihm aus Erfahrung bekannt, und deshalb ließ er einige Büchsenschüsse vom Gute entfernt den Wagen halten, gab dem Kutscher Befehl, hier auf ihn zu warten, und schlug einen Fußpfad ein, der zu einem vor dem Hause befindlichen Rasenplatze führte. Vorsätzlich mied er den großen Hof und den Hausflur, weil dort Leute waren, schlich sich in die Capelle und öffnete eine Seitenthür, welche zu der Nebentreppe führte, die Paradikin benutzte, wenn er zum Gottesdienste ging. Daß Woronitscheff die Localitäten so genau kannte, darf uns nicht Wunder nehmen; denn Jeder hatte ja von den Sonderbarkeiten des Mannes gehört und auch das Geringste, was sich auf ihn bezog, mit Interesse vernommen.

Als Woronitscheff die Treppe hinaufgestiegen war, ging er schnell auf eine Stubenthür zu, öffnete dieselbe ohne anzuklopfen, und sah sich Herrn von Paradikin gegenüber, der, unwillig und erstaunt über ein so freches Benehmen, unzweideutig merken ließ, wie sehr dasselbe ihm mißfalle. „Wie, mein Herr,“ rief er, „Sie sind unhöflich genug, ohne Erlaubniß in mein Zimmer zu dringen? Ist das der Lohn für meine Bereitwilligkeit, Ihnen dreihundert Leute zu überlassen?“

„Was kümmern mich Ihre Leute? Es handelt sich hier um etwas ganz anderes, als eine erbärmliche Kornernte!“

„Haben Sie etwa meinen Brief nicht erhalten?“ —

„Allerdings habe ich ihn erhalten; darüber dürfen Sie sich keine Sorge machen. Ja, der Brief ist in meinen Händen. Es ist eine Fügung des Himmels, daß ich ihn erhielt; er wollte mir dadurch ein Mittel an die Hand geben, Sie zu vernichten!“

Paradikin, der seinen Nachbar von Hörensagen als einen groben, hochmüthigen Wütherich kannte, achtete wenig auf die Bedeutung der Worte, welche er eben gehört hatte. „Hinaus, mein Herr! auf der Stelle verlassen Sie dieses Zimmer; ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen, und Ihr unverantwortliches Benehmen überhebt mich jeder Rücksicht.“

„Du willst mich aus einem Hause fortweisen, Du Elender,“ sprach Woronitscheff, die Arme über einander schlagend, „dessen Besitz Du lediglich einem Raubmorde verdankst?“

„Eine solche Beschuldigung ist eben so lächerlich als gehässig. Sie verlassen mein Haus, sage ich Ihnen, oder

zwingen mich, die Gebote der Höflichkeit außer Augen zu setzen. Wer Anderer Schwelle nur übertritt, um sie zu beleidigen und zu beschimpfen, verdient dafür gezüchtigt zu werden."

„Du bist ein Bösewicht, Mensch! Wisse, ich fürchte weder Dich noch Deine Leute. Wollte Gott, sie Alle wären hier beisammen, ich würde Ihnen sagen, weß Geistes Kind ihr Herr ist."

„Das wird denn doch zu arg. Sie ..."

„Ruhig, mein Freundchen! Ganz ruhig, sage ich Dir; Deine Frechheit ist hier nicht gut angebracht. Sieh nur, ein Wort bräuche ich zu sagen, und Du windest und krümmst Dich zu meinen Füßen und flehst um Erbarmen, denn ich bin Herr Deines Lebens, Deiner Ehre und Deines Vermögens!"

„Herr von Woronitscheff, wenn ich das Unglück hätte, Sie fürchten zu müssen, so wüßte ich auch, daß man von einem Menschen Ihres Schlages nicht das mindeste zu hoffen hätte."

Nun trat Woronitscheff näher zu ihm hinan, zwang sich ruhig zu scheinen und sprach leise: „Höre, Kustroff, — denn so ist Dein wahrer Name, — was hast Du vor etwa dreißig Jahren mit der Fürstin gemacht, welcher Du als Bediente nach Italien folgtest? Sie ist nicht nach Rußland zurückgekommen. Also was hast Du mit ihr angefangen? Rede!"

Paradikin stand unbeweglich da; aber dem Feinde entging die Bestürzung nicht, welche sich in allen seinen Zügen aussprach. Sich zusammenraffend, entgegnete er: „Von welcher Fürstin reden Sie? Ich habe Italien nie gesehen."

„Herr von Paradikin war freilich niemals in Italien, wohl aber der Leibeigene Kustroff, und der bist Du!"

„Herr von Woronitscheff, meine Sitten, meine Bildung, mein Betragen beweisen aufs deutlichste, daß ich nie irgend Jemandes Sklav und Leibeigener war; diese Behauptung ist eine neue Beleidigung, welche Sie den frühern hinzufügen. Damit setzen Sie Ihrer Unverschämtheit die Krone auf. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, Sie sind mir lästig, sehr lästig, und es bleibt mir nichts weiter übrig, als ..."

„Du umgehst die Antwort auf das, dessen ich Dich beschuldige. So will ich denn selbst diese Antwort geben. Du hast auf der Heerstraße nach Bologna zwischen Lagoscuro und Polesella die Fürstin ermordet! Dieses schöne Haus, diese Felder und Wiesen, Deine Leibeigenen, das Alles hast Du von dem Blutgelde gekauft, welches Du damals raubtest. Das Blut der Unglücklichen schreit um Rache. Ich weiß Alles, ich kenne Alles, denn ich war an Ort und Stelle, wo Du Dein Verbrechen begingest, und die Vorsehung hat mich zu Deinem Ankläger auserkoren. Morgen schon sollst Du vor Deinem Richter stehen."

Mit jeder Secunde stieg Paradikin's Unruhe. Indessen entgegnete er mit schwacher Stimme: „Daß Sie schamlos genug sind, mir eine solche Schandthat aufzubürden, kann mich kaum überraschen; ich weiß, daß Sie mein Feind sind; wessen Feind wären Sie auch nicht? Alberne Beschuldigungen, für die keinerlei Beweise vorliegen ..."

„Keine Beweise vorliegen? Meinen Sie das?" rief Woronitscheff laut und boshaft lachend. „Glaubst Du, ich würde so auftreten, wie ich es thue, wenn es mir daran fehlte? Kustroff, denkst Du noch an den Postillon? Rolando hieß er. Du erbleichst, da Du diesen Namen hörst. Nun erblasse noch mehr. Kennst Du diese von Deiner Hand geschriebenen Papiere noch? Es sind die Verhaltungsregeln für die kranke Kammerfrau, welche die Fürstin Dir dictirte. Hier steht Deine Namensunterschrift. Und hier sieh Deinen Brief an mich, zum Beweise, daß beide Handschriften von ein und demselben Menschen herrühren. Nun, was meinst Du jetzt? fehlt es mir noch an Beweisen?"

Die letzten Worte hörte Paradikin nicht mehr. Als Woronitscheff Rolando's Namen nannte und die verhängnißvollen Papiere vorzeigte, sank er bewußtlos auf sein Sopha zurück. Der Feind triumphirte, denn diese Ohnmacht war ein stillschweigendes Eingeständniß. Doch hütete er sich wohl, irgend Jemand herbeizurufen, weil Zeugen dieses Vorfalls seinem Plane hinderlich gewesen wären. Als Paradikin die Augen wieder aufschlug und seinen Gegner noch immer vor sich stehen sah, stammelte er die Worte: „Herr von Woronitscheff, stürzen Sie mich nicht ins Verderben! Was habe ich Ihnen denn zu Leide gethan?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Die Isolirten, die junge und alte Gräfin, die Venetianer, Gebr. Beike, Mad. Krickeberg.]

Was die Neuigkeiten des Schauspiels anlangt, so habe ich der ersten schon im vorigen Briefe gedacht, nämlich der „Isolirten", deren Verfasser sich in die Wolke des Geheimnisses hüllt. Das Stück selbst hat nur ein kleines, aber anhängliches Publicum gefunden. Es wird ganz vortrefflich gespielt; wie denn in Beziehung auf das elegantere Conversationsstück unsere Bühne jetzt ganz vortrefflich ausgestattet ist. Eines nähern Urtheils will ich mich enthalten, da es

für diese nur dem Referat bestimmten Blätter, wenn ich es motiviren sollte, den Raum zu weit überschreiten würde.

Die zweite Theaterneuigkeit war ein Lustspiel von Raupach „die junge und die alte Gräfin", welches eigentlich nur auf drei Personen beruht, die von den Damen Crelinger und Bertha Stich und Herrn Devrient dargestellt werden. Das Stück liefert einen Beweis, daß alle Kräfte eines scharfen Verstandes ohne die Zuthat eines gesunden Herzens (wir verlangen wahrlich keine weichliche Sentimentalität) nichts Wahrhaftiges zu erzeugen vermögen. Denn so geistreich der Dialog ist, so häufig die Feinheit des Scherzes und Witzes uns anregend berührt, so läßt doch das Ganze eine Mißstimmung über Unnatur der Gesinnungen und Charaktere zurück, welche sich so vorwaltend behauptet, daß sie uns vielleicht ungerecht gegen vieles Verdienstliche in dem Stücke macht.

Ich komme nun endlich zur dritten Neuigkeit, dem Drama „die Venetianer", von Ihrem Correspondenten selber. Sie werden nicht verlangen, daß ich als mein eigener Richter, ja nur als Berichter in eigener Sache auftreten soll, und ich muß es daher der Tagesliteratur überlassen, so viel Wahres oder Falsches davon zu verbreiten, als sie Lust hat. Allein da in diesen Blättern die Novelle gleiches Titels abgedruckt ist, welche denselben Gegenstand behandelt, so wird es vielleicht am Orte sein, hier zwei Worte zur Berichtigung des Irrthums zu sagen, als sei das Drama aus der Novelle entstanden. Der Fall ist gerade umgekehrt; ich hatte mir den Stoff zur dramatischen Behandlung ausgesehen; den ersten und zweiten Act bereits versifizirt, die übrigen entworfen, als ich den Auftrag erhielt, bis zu einem bestimmten Zeitpunct eine Novelle abzuliefern. Da der Zeitraum zu gering war, um mich nach einem andern Stoff sorgfältig umzuthun und ganz neue Vorstudien zu machen, und der vorhandene mir auch zur novellistischen Benutzung günstig erschien, meinte ich, es sei wohl erlaubt, einmal den umgekehrten Weg des Gewöhnlichen zu gehen, und aus dem Drama eine Novelle zu machen, während unsere Zeitgenossen, die fürs Theater schreiben, sich aller romantischen Erfindungen des In- und Auslandes zu bemächtigen pflegen, um dieselben aus dem Lesecabinet auf die Scene zu führen. Ist daher weder bei meiner novellistischen noch bei meiner dramatischen Arbeit auch irgend sonst ein Verdienst, so kann man mir doch das nicht streitig machen, als ehrlicher Mann von meinem Eigenthum gelebt zu haben, indem ich auch nicht einmal den Stoff, sondern nur seine Drapirung der venetianischen Geschichte entlehnte.

Mein Brief ist einige Tage älter geworden, und inzwischen hat sich wieder neuer Stoff in ansehnlicher Länge und Breite aufgesammelt. Ein Concert der Gebrüder Belcke versammelte beim abscheulichsten Wetter eine große Anzahl von Hörern, von denen ein großer Theil nicht aus Schicklichkeitsgründen einen Wagen zu nehmen pflegt. Es war daher kein so buntes Auditorium wie gewöhnlich, d. h. an Farben; sonst war es bunter, als es zu sein pflegt. Herr Belcke ist ein mächtiger Posaunist, dessen Ruf bis in die entferntesten Polizei-Reviere Berlins erschollen ist, weshalb denn auch aus allen Gegenden der Stadt Eltern ihre Kinder herbei führten, freilich mehr die erwachsenen schönen als die kleinen. Dies will weiter nichts sagen, als daß man in dem Saal fast kein Gesicht des gewöhnlichen Publicums erblickte, sondern vielmehr lauter ganz fremde Gesichter, doch aus allen Mienen ergab sich Zufriedenheit, nicht blos mit dem Concertgeber, sondern auch mit denen, die ihn unterstützten. Dies betrifft vorzüglich seinen Bruder und Associé, einen sehr guten Flötenspieler. Auch Dem. Maßdorf, eine Schülerin von L. Berger, spielte für ein erstes öffentliches Auftreten recht gut, indessen darf dieselbe nicht mit der vorzüglichen Virtuosin Clara Wieck verglichen werden, welche nun schon übermorgen ihr eigenes Concert gibt. Dies darf nur zur Hälfte so gut ausfallen, als der Zettel uns verspricht, nämlich so reichlich, so muß es schon ein sehr interessantes sein.

Weniger anziehend, als Neugierde erregend, war der am vorigen Sonntag gemachte Versuch, ein altes berühmtes Trauerspiel „Agnes Bernauerin", wieder beim Publicum in Gunst zu setzen. Man that alles mögliche, um gerührt und erschüttert zu werden, aber es wollte nicht mehr gelingen, obgleich zu seiner Zeit vor 36 bis 40 Jahren Fleck in der Rolle des Vice-Dom v. Straubing dem gebildetsten Publicum Berlins das Haar sträuben gemacht hat und ihm den Athem versetzte. Es ist wahr, weder das königstädter Theater noch sonst eines besitzt einen Fleck (den Pluralis haben sie dafür in Ueberfluß), allein die Geschmacksnerven der Zeit sind auch so umgestimmt, bedürfen solcher Reizung, wie die Friedrich's des Großen in seinen letzten Lebensjahren, und was damals den berauschten Sinnen glühender Naphtha dünkte, scheint ihnen jetzt ein schaales Phlegma. Ihr Correspondent wird es nie vergessen, welche Qualen in allen Gradationen von unwillkürlicher Komik bis zum höchsten Trismus der Langenweile er erduldet hat, als er sich einmal vor etlichen Jahren verführen ließ, Kotzebue's Kreuzfahrer zu sehen, die doch in ihrem Geburtsjahr 1801 oder 2 ganz Deutschland mit den wohlthuenden Schauern des Entsetzens anpackten und gefährliche Nebenbuhler der damals so beliebten Romane der Miß Anna Radcliff waren.

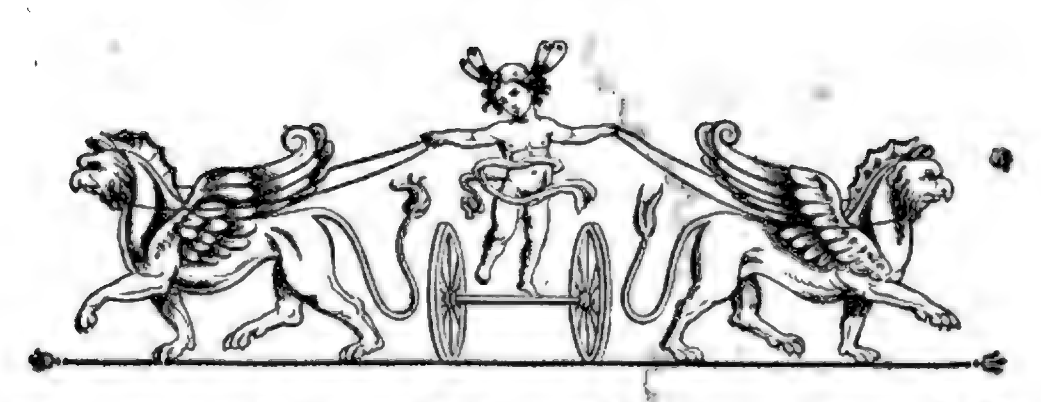
Den Schluß meines Briefes mache die Erwähnung eines theatralischen Festes, welches eine würdige Veteranin unseres Theaters, Mad. Friederike Krickeberg, gestern am 21. Februar beging. Es war dieser Tag ihr funfzigjähriges Jubiläum bei der Bühne, die sie als siebzehnjähriges Mädchen zuerst betreten hat. Dieselbe ist in ihrer Jugend eine sehr beliebte Darstellerin graziöser und munterer Rollen gewesen; in ihrem Alter war sie für das Schauspiel in gewissen Charakteren des bürgerlichen Lebens noch immer eine sehr angenehme Erscheinung. Nächstdem zeichnete sie sich sehr vortheilhaft durch ein wohlthätiges, das Gute förderndes Bestreben im bürgerlichen Leben aus, so daß sie allgemein die Achtung des Publicums besitzt. Jedermann erfreute sich daher der Gunst, welche ihr geworden war, den Ehrentag ihres so langen künstlerischen Wirkens durch ein Beneñz feiern zu können und ein allgemeiner Ausdruck der Freude und Theilnahme bewies der Veteranin, wie geachtet ihr Verhältniß zum Publicum sei. Historisch ist es vielleicht nicht uninteressant, daß der berühmte Gentz zu den großen Verehrern und sehr nahen Freunden der Künstlerin gehört hat, ja man sagt sogar, daß ein noch innigeres Band, heimlich geknüpft, zwischen beiden bestanden habe, welches späterhin durch die Schuld der Umstände zerrissen wurde, ehe es veröffentlicht werden konnte. Doch, man sagt, nicht ich sage, sondern schließe. L. Rellstab.

Notiz.

[Französische Fabelei.]

Ein französisches Blatt will aus der Stadt Bahn in Pommern benachrichtigt sein, daß dort eine Frau mit einem Monstrum, oben Kopf und unten Fisch, niedergekommen ist.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 51. — den 13. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel.

Ueber ein Buch zu sprechen, das bereits in den Cirkeln der lesenden Welt in Lob und Tadel seine vielzüngige Beurtheilung erlebte, könnte ein doppeltes Interesse voraussetzen, indem nicht nur der Inhalt desselben und sein Werth, sondern auch seine Geschichte im Publicum, Gegenstand der Beachtung wird. Diese Galerie hat wirklich ihre Geschichte gehabt. Hätte man die Gespräche, die durch Rahel's und ihrer Freunde und Freundinnen Briefe durch ganz Deutschland hin, besonders aber in den wiener und berliner Salons veranlaßt wurden, aus einem Oeil-de-boeuf auffangen können: man hätte ein Ragout von Ansichten, ein Zungengericht, keinesweges so fein als die Pastete von Nachtigallenzungen, die sich ein weltberühmter römischer Schlemmer bereiten ließ, aber doch piquant und merkwürdig genug, um darin den geistigen Zustand des gegenwärtigen Deutschlands herauszuschmecken. Es treten uns unter Rahel's Freunden manche Gestalten aus veralteten Lebenssphären entgegen, deren Gesinnung und Denkungsweise so wenig mit der jüngern Welt der Gegenwart zusammenklingt, daß ein eigentlicher Unwille, zu dem die Besorgniß vor Gefahr nöthigte, in den höhern Cirkeln der Gesellschaft sich gar nicht erzeugen konnte. An dem genialen Heldensohne eines Königshauses die leisen, menschlich schönen Herzensfalten aufgelegt zu sehen, kann so wenig gefahrbringend scheinen, als die Beleuchtung eines Gentz, der mitten in stürmischer Hinneigung zu den Revolutionsideen seiner Zeit sich plötzlich besinnt, an Burke sich orientirt und fortan den solidesten Zuständen europäischer Staatenbildung seine ganzen Geisteskräfte leiht. Nur in leisen, kleinen Regungen zuckte die alte Jugendneigung noch bis in die Spättage seines Lebens in ihm nach, und wie sich dies mit seiner diplomatischen, dem österreichischen Cabinette gewidmeten Thätigkeit zusammenreimte, kann nur von psychologischem Interesse sein, um in diesen Widersprüchen den vollen Umfang seiner merkwürdigen Persönlichkeit zu fassen. Weiter hinausgreifende, gegen den Bestand der Dinge gekehrte Betrachtungen lassen sich bei Gentz so wenig wie bei irgend einer in der Galerie portraitirten Figur anknüpfen. Es sind hier doch in der That nur obsolete Menschenbilder, die ein altes, uns nicht mehr zugehöriges Leben in seinen Freuden und Leiden abschildern; was so in sich fertig abgelaufen erscheint, sollte füglich noch weit vollständiger, als es geschehen, zur Mittheilung gebracht werden dürfen. So wie jene aristokratischen oder blos aristokratisirten Herren und Damen fühlten, dachten und lebten, lebt heut zu Tage doch keiner mehr, jene reizenden Widersprüche demokratischer Geistesoffenheit bei aller Hingebung an die Gemächlichkeiten bevorzugter und abgegränzter Gesellschaftskreise erzeugen sich doch nicht wieder; die Welt nach ihnen hat andere Leiden und Freuden, an jenen mehr, an diesen weniger, mehr Verzweiflung und weniger Talent, sich in Entschädigungen genug zu thun. Auch entstand der Unwille,

der sich gegen Varnhagen's Bildnisse verlautete, keinesweges aus Besorgniß um etwas Zuständliches und um vorhandene Verhältnisse, das Mißfallen wurde nur durch die private Furcht erzeugt, es möchte das Gewebe von Widersprüchen, das sich bei Friedrich Schlegel, Adam Müller, Oelsner und Gentz an den Tag gestellt, auch an lebenden Köpfen aufgedeckt, und die Heuchelei noch weiter bis in die Kreise der nächsten Gegenwart hinein entlarvt werden. Es läuft durch die Entwickelungsgeschichte einer großen Reihe deutscher Charaktere ein unverkennbarer Zug der Lüge, sei sie selbstverschuldet, oder Resultat der bedrängten Verhältnisse oder Ergebniß der rathlosen Reflexion. Die zartsinnige Discretion des Herausgebers ließ aber nur Gestorbene in die Reihe seiner Bildnisse treten, und übte auch an diesen eine besorgnißvolle Rücksicht, die es z. B. verbot, an Adam Müller das ganze Unglück eines perfiden Renegatenthums in ein anschauliches Licht zu stellen. In Oelsner waren Weltmann und Weltweiser, Aristokrat und Demokrat, in bei weitem gesünderer Mischung, seine Aristokratie war durch Talent und Freiheit der Stellung errungen; aber zu einer völlig klaren Gestalt verhilft uns das über ihn Mitgetheilte nicht. Eine völlig ausgeprägte Darstellung jener schwankenden Charaktere würde den wunderlich verworrenen, halb vorwärts gekehrten, halb wieder zurückgelenkten Geschichtsverlauf der deutschen Zustände auf überraschende Weise aufhellen. Ueber Adam Müller hat Varnhagen selbst noch Aufklärungen für spätere Zeit versprochen; ohne diese Verheißung würden wir nicht die Miene annehmen, hier, wo schon so vieles Dankenswerthe gegeben wurde, noch mehr zu verlangen oder zu erhoffen. Wahrscheinlich bleiben den eigenen Denkwürdigkeiten des Mannes, der zur Memoirenliteratur bereits so Wesentliches geliefert und sie in Deutschland erst recht eigentlich begründete, Ergänzungen solcher Art vorbehalten. Auch Wiesel *), der seltsame tiefsinnige Radicale, das sansculotte Anhängsel des absolutistischen Adam Müller, gehört in die Reihe jener schwankenden Charaktere, bei denen zu erörtern bleibt, wie weit das Lügnerische und zweideutig Spielende ihres Wesens ihnen von außen aufgenöthigt, oder als individuelle Wahrheit erschien. Das vollendetste Bild confuser Willkür bietet vielleicht Friedrich Schlegel, und was Varnhagen über diesen gährenden Kopf bemerkt, ist eben so beachtenswerth, als die mitgetheilten Briefe an Rahel, in denen sich die widersprechendsten Richtungen auf das schroffste zum Ausspruch bringen. In der innersten Lebensgeschichte Fr. Schlegel's ergibt sich kein dialektischer Proceß, wie etwa sich in Goethe's Leben eine freie Stufenfolge von Nothwendigkeiten und nach einander abgelaufenen Stimmungen erweist; in Schlegel blieb alles, was er gedacht und gefühlt, neben einander bestehen, die Sympathie mit der Revolution und die Hinneigung zum festen Bestande, die fromme Andacht und die crasseste Sinnlichkeit, die reinigende Lust zum Forschen und die lahme Müdigkeit, sich in dem Schooße der Sicherheit zu wiegen. In Gentz gilt der starke Wille für Gediegenheit und Gesundheit, die feste Zuversicht, protestantisch sein und bleiben zu können, und doch dem österreichischen Cabinet Hand und Kopf zu leihen, imponirt; wir nehmen diese Beharrlichkeit gern und gläubig für eine großartige Durchführung seltsamer Lebensverschlingungen, und sind fast wohlthätig überrascht von den Contrasten in den Zuständen des Mannes, der vielleicht in den Frühstunden in classischer Prosa ein Manifest gegen die Bewegungsideen der Julirevolution anfertigte und sich Nachmittags zum speciellen Genügen kleiner Herzenslaunen an Heine's Liedern ergetzte. Wir blicken gern in solche Zustände, denn sie prägen im Bildniß einer einzelnen Persönlichkeit die deutsche Gesammtheit ab. Es gibt in Deutschland wenig vollkommen klar entfaltete Charaktere, weniger Einseitigkeit als in andern Nationen, aber weit mehr Doppelgänger und solche Naturen, denen die Zweideutigkeit ihr eigenstes, für sie selbst durchaus nothwendiges Wesen ist. In Gentz war diese Doppelattraction, und man kann nicht sagen, daß er es nach irgend einer Seite mit sich oder den Ideen der Zeit falsch gemeint habe. Der Mangel an Klarheit im großen Ganzen spiegelt sich in dem geistigen Verhalten Einzelner wieder ab, und in solchen Wirren einen durchaus scharfsinnigen Geist sich herumschlagen zu sehen, ist ein außerordentlich lehrreicher Genuß, ein um so größerer, als das über seine Lebenssphäre Beigebrachte und die Briefe von ihm selbst, reichhaltig und vollständig genug sind, um sich in die Zustände dieser merkwürdigen Persönlichkeit heimisch hineinzuleben. Welch eine seltene Mischung von tumultuarischer Geisteskraft und kindischer Furcht in diesem üppigen Lebensgenießer, welche Eroberungslust und verzagende Scheu in diesem in Sinnlichkeit und Geist schwimmenden Gentz, der sich alle Reize des Lebens erobert, in ihnen untertaucht, und das ganze Dasein nur wie ein Wellenbad unaufhörlicher Genüsse auffaßt! Für solche Naturen war der Glaube an ewig dauernde Säulen des hergebrachten politischen Lebens eine nothwendige Bedingung; nur spartanische Naturen ertragen den Zwiespalt, der sich erzeugt,

*) S. den Art. in unserer Zeitung Jahrg. 1836. Nr. 11—14.

wenn der Glaube an jenen für ewig gehaltenen Hintergrund des gesammten Daseins wankend wird. Daher denn auch zeitweise das Gefühl der Verwesung, das diesen üppigen Lebenskörper beschleicht. Die politischen Katastrophen vom J. 1830 übermannen ihn, und er findet nur im Umgange mit einer reizenden Tänzerin in Wien Ersatz für die plötzlich entzogene Nahrung seines Geistes. Was hier über die liebenswürdige Fanny Elsler brieflich ausgetauscht wird, ist überaus schön, und vervollständigt nicht blos das Lebensbild, das sich von Gentz aus seinen eigenen Briefen herausstellt, es gibt auch erneute Blicke in das Wesen jener in der That wunderbaren Frau, die als Herzenskündigerin die Befähigung hatte, die Bekenntnisse der verschiedensten, der verschlossensten und geheimsten Naturen in die große Weisheit ihres Herzens aufzunehmen, und auch die fremdesten Schmerzen und Freuden wie eigene Wiegenkinder an ihrem Busen zu beschwichtigen. Es ist ein seltenes Schauspiel, die hundert Fühlhörner ihres Geistes nach so vielen Seiten und überall bis in die verborgensten Seelenwinkel hinausreichen zu sehen, um zu schlichten oder zu fördern, zu erheben oder zu beruhigen, und alles, was sich ihr und Andern als Lebensereigniß ergab, unter den Gesichtspunct ihrer religiösen Weltklugheit zu stellen. Das war das Geheimniß, das ihr die gewaltige Macht über die Gemüther verlieh. In Allen, die sich ihr geistig genähert, mitlebend, einem Jeden ganz gewidmet, um ihm sein eigenstes Wesen zu deuten, ragte ihr Naturell über alle jene Salonmenschen, Dichter und Künstler doch weit hinfort, so daß sie jedem, so lebendig er auch ihr Wirken verspürte, ein ungelöstes Räthsel blieb voll geheimer Wunderkraft. In ihrer Religiosität lag die Majestät dieser Rahel. Eine moderne Pythia, stieg ihr die Weisheit zu Kopfe wie aus verborgenen Tiefen der Natur, wo wir den Sitz der Gottheit wähnen. Solche Momente tiefster Entzückung erschienen allerdings bei ihr niemals frei von den Trübungen mißgestalteter Verhältnisse und krankhafter Eindrücke, die in körperlichen Leiden bedingt waren, allein die Wirkung solcher Momente brach sich Bahn, und alle die Weisheit der Welt, die sich um sie schaarte, fühlte sich gedrungen, hier mit gebeugtem Haupte zu huldigen. Das war die biblische Magie, die Rahel ausübte; nicht abgeschlossen altbiblisch und jüdisch, nicht im buchstäblichen Sinne neutestamentlich war ihr Wesen, aber urreligiös und ganz dem großen Gotte hingegeben, der sich vielfach über die Welt verzweigt und die Spuren seines Wesens allem Dasein einprägt. Ueberall schmerzlich ergriffen vom Anblick der mißgestalteten Welt der Erscheinungen, aber nie irre an dem verborgenen Gott, der sich in der Tiefe der stillen Andacht erschließt, war es ihr eigentliches Bemühen, in Jedem, der aus den Wogen des eitlen Weltlebens zu ihr auftauchte, den eigentlichen Kernpunct wieder aufzufinden. Sie nannte das, wenn mir recht ist, „im Menschen das Kind entdecken;" wenigstens wäre es die eigenste Bezeichnung für die Art und Weise, wie sie in Jedem den getrübten Kernpunct seines ursprünglich guten Wesens lichtete und von unreinen Stoffen löste. Prinz Louis nannte sie seine moralische Hebamme; noch bezeichnender dürfte man sie die Vestalin aller jener Lebenselemente nennen, die sich um ihren Altar drängten. Man lese, wie sie in Marwitz's Gemüthsstimmungen mit rettender Hand eingreift, und als Gegenstücke die dankbaren Ergüsse desselben an Rahel. Man lese die schwärmerischen Huldigungen jenes tumultuarischen Gentz, und man begreift den Zauber dieser vestalischen Weiblichkeit. Die Briefe beider Männer sind ohnedies von dem vorzüglichsten Gehalte in der ganzen Sammlung, in Bezug auf den Prinzen Louis von Preußen und andere Schreibende sind Varnhagen's Lebensskizzen gegen die Briefe selbst an Werth das Ueberwiegende.

Man kann diese Galerie von Personen nicht füglich betrachten, ohne auf den Mittelpunct dieser Kreise, auf Rahel selbst und ihr eigenstes Wesen wieder zurückzugehen. Ich glaube nicht, daß man fehlgreift, wenn man ihre tiefsinnige Religiosität als den Brennpunct ihres Naturells bezeichnet. Was sich als Liebreiz des Geistes, als Stärke menschlicher Empfindung, als Größe der Seele, in ihr offenbarte, mochte als das zunächst und augenscheinlich Wirkende gelten, hatte aber seine Stütze in jenem Boden, den sie inmitten einer vielfach durch Leidenschaft und Coquetterie zerrissenen Salonwelt festhielt. Sie war eine Art Prophetin, die auf die geheime Ursprache der Seele, auf die göttliche Kindschaft im Menschen zu lauschen verstand; das unterschied sie von Allem, die sie umgaben, das machte ihr alle jene an sich reichbegabten Weltgeister dienstpflichtig. Daß sie Jüdin gewesen, war für sie keine hemmende Schranke, um das Tiefste der Intelligenz zu erfassen; vielmehr trieb sie das recht eigentlich zurück zu dem der Welt verborgenen Gott, und was Andern als Angelerntes und Ueberkommenes zu Theil wird, das Christliche, dies eroberte sie sich selbst erst mit allen Mühen und trotz allem Widerspruch der vorurtheilsvollen, in Satzungen verknöcherten Menschenwelt. In diesem Betracht glich sie fast jenem Juden Abraham in Boccaccio's Decameron, der nach Rom geht,

die Ausschweifungen der Geistlichen sieht und — Christ wird, indem er meint, daß eine Religion göttlich sein müsse, die, trotz der Verirrungen ihrer Bekenner, auf Erden Stand hält. Rahel war eine tiefe Religiose; deshalb waren ihr Alle tributär. Im Mittelalter hätte sie für eine Heilige gegolten, hätte Wunder gethan. Die Gallerie gibt eine Reihe solcher tributpflichtiger Naturen, deren Gefühle der Hingebung sich entweder im Kleide inniger Liebe, tiefer Hochachtung oder schwärmerischer Huldigung zum Ausspruch brachten. Worin der große Werth dieser Zusammenstellungen ganz eigentlich beruht, läßt sich nach mehreren Seiten hin bezeichnen. Die dumme Scheu vor Oeffentlichkeit aller Verhandlungen des Lebens wird dadurch gebrochen. Der ängstlich beklommene Deutsche, der immer mit gesenkten Augenwimpern und beide Hände in den Rocktaschen durch die Welt läuft, kann immer noch nicht die Gesundheit jener Griechen begreifen, bei denen sich alles Innerste frei herausgestaltete ins offene Leben, so daß der Besitz der Auserlesenen nicht wie ein Diebstahl aus dem Geisterreiche verborgen blieb. So lange mit den Gedanken Versteckens gespielt wird, so lange wird es nicht heil in der immerfort wunden Welt. — Ein anderes Interesse solcher brieflichen Mittheilungen erwächst daraus, daß uns dieselben die Reize der unter den Deutschen immer nur dürftig verbliebenen Geselligkeit gewähren, wenigstens annäherungsweise die eigenthümlichen Vorzüge des persönlichen Umganges ersetzen. Endlich ist es auch von besonderer Bedeutsamkeit, hier Gestalten redend oder schreibend vorgeführt zu sehen, die mit den liebenswürdigen Eigenheiten der alten Chevalerie geschmückt, eine nach uns kommende Zeit schwerlich wieder erzeugen wird. Hat doch schon gegenwärtig die gemüthlich chevalereske Sitte, lange herzergießende Briefe zu schreiben, aufgehört. Dafür, sollte man meinen, wird auch mehr gleich in die Welt hinausgesprochen, — soweit dies eben die arge Welt selbst zuläßt. Allein es wird heut zu Tage wirklich mehr verschwiegen, auch in Briefen, trotz des erleichterten Postenlaufs. Viele Gedanken bleiben dem Schreibenden gleich im Tintenfaß stecken, blieben sie nicht stecken, so brächten sie ihn selbst in die Tinte. Gut für ihn, wenn sie stecken bleiben, aber schlecht für die Gedanken, die im geheimen giftig versumpfen, sobald sie der Luftzug der Mittheilung nicht frei entläßt und zertheilt. Die Charaktere der heutigen Welt sind weniger monologisch; selbst ein Tagebuch zu führen ist, glaube ich, schon sehr altmodisch. Aber auch die Bonhomie der alten Grazie früherer Zustände verschwindet gemach unter den Lebenden, eben so wie unter den Franzosen der Geist der altfranzösischen Courtoisie langsam abstirbt. So eine Figur, wie sie Varnhagen in dem Fürsten von Ligne vorführt, kann nicht wieder geboren werden. Das Talent, das Leben wie eine graziöse Spielerei zu fassen und im Gefühle der ernsten Annäherung des Todes zu sagen: „Das geht mir doch über den Scherz!" diese Gabe des ewigen Lächelns mit Geist und Anmuth kann sich unter dem harten Ernst der kommenden Zeiten nicht mehr erzeugen. (D. B. f.)

Notizen.

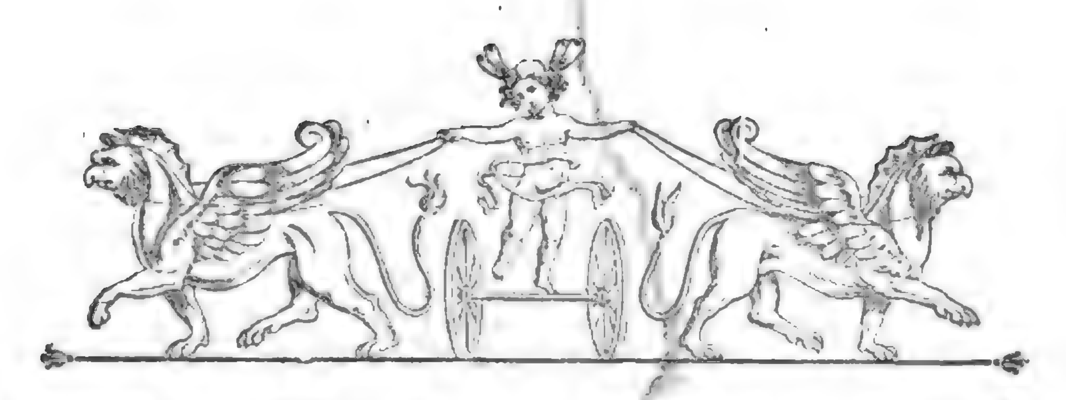
[Der Cotta'sche Kampfpreis.]

Bekanntlich haben die prager Hrn. Gerle und Uffo Horn mit einem zweiactigen Lustspiel, die Vormundschaft, den für das beste Lustspiel ausgestellten Preis von 300 Fl. gewonnen. Es waren 60 Stücke eingegangen. Von diesen war die Vormundschaft das beste, allein ein bestes scheint diesmal noch kein gutes zu sein, ein gutes wäre besser als dieses beste. Die Kunst- und Kampfrichter, Hofrath Reinbeck, August Lewald und Seydelmann in Stuttgart, äußern sich folgender Weise über das Stück: „Etwas lockere Composition, aber keck und jugendlich, dramatisches Interesse, dankbare Rollen, obgleich nicht neu, in der Hauptrolle stark an die Schachmaschine erinnernd, Komik in den Situationen, Witz, leichter geschmeidiger Dialog. — Im Ganzen — sagt der Herausgeber der Theater-Revüe — war aus dem Eingesandten keinerlei Fortschritt des deutschen Lustspiels wahrzunehmen, und es ward bald klar, daß hier von großen Kunstansprüchen überall nicht die Rede sein konnte, sondern nur von einem darstellenden Drama, das bei der Aufführung gefiele."

[Staatslexikon.]

Von dem unter sächsischer Censur erscheinenden Rotteck-Welcker'schen Staatslexikon ist bereits des dritten Bandes fünfte Lieferung ausgegeben. In der vierten schloß Welcker's Abhandlung über „Christenthum." Der Artikel über Civilliste ist unter andern ebenfalls von ihm, sowie in einem frühern Hefte die Aufsätze über Censur. Von Rotteck, der über den Buchhandel seine Ansichten gab, ist in der neuen Lief. mehreres Juridische. Bülau orientirt uns in dem jungen Freistaat Columbien. Buenos Ayres, Canada, Chile u. a. waren in den frühern Heften des 3. Bds. von derselben gewandten Feder ähnliche Genrebilder aus dem Völkerleben der Gegenwart. Der reichhaltige dritte Band enthält auch unter andern eine Reihe interessanter Charakterschilderungen von Männern der neuesten Zeit. Weitzel schilderte Canning, Brougham, Burke, den Herzog von Broglie, Chateaubriand, Constant. Von Rotteck war der Artikel über Castlereagh. — Die Abhandlung über Castel war von Jordan. — Das fünfte Heft des 3. Bds. bleibt noch bei dem Buchstaben C. stehen. Von Rotteck sind die Artikel Constitution und Congreß.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 52. — den 14. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Nemesis.

Wahrheit ohne Dichtung.

(Fortsetzung.)

Seit diesem Augenblicke nahm Woronitscheff einen ganz andern Ton an; kein Vorwurf kam mehr über seine Lippen; er dachte nicht mehr an das Verbrechen, oder an die Richter, denen er dasselbe hatte anzeigen wollen. Nur seinen persönlichen Vortheil hatte er im Auge.

„Sie wissen nun, Herr von Paradikin, daß Ihr Wohl oder Wehe gänzlich in meiner Gewalt ist; Sie haben zu viel Verstand, als daß Sie daran noch im mindesten zweifeln können; ob ich Sie unglücklich machen soll oder nicht, kommt lediglich auf Sie an. Ich lasse Ihnen die Wahl zwischen dem Gerichte, das nach Recht und Gesetz, und zwischen einem Nachbar, der mitleidig und nachsichtig verfahren wird."

„Was wollen Sie sagen? Erklären Sie sich deutlicher."

„Das sollen Sie hören. Wenn Sie wünschen, daß ich reinen Mund halte, und das müssen Sie wünschen, so verlange und fordere ich, daß Sie ohne Ein- und Widerrede mein Begehren erfüllen, das ich an Sie stelle."

„Und das ist?"

„Hören Sie mich an. Sie haben aus Habsucht einen Mord begangen. Dieses Verbrechen müssen Sie mit Geld büßen." —

„Freilich hätte ich gleich ahnen sollen, daß Alles darauf hinauslief. Und wie hoch beläuft sich die Summe, welche Sie fordern?"

„Auf hunderttausend Rubel."

„Wie, mein Herr, was denken Sie? Das ist ja mehr, als ..."

„Keinen Kopeken lasse ich ab, Herr Nachbar. Spätestens binnen hier und acht Tagen muß das Geld in meinen Händen sein. Ist das der Fall, so verpflichte ich mich mit allen Eiden, und bei Allem, was mir heilig ist, ewig über jenes blutige Ereigniß zu schweigen, und diese Papiere vor Ihren Augen ins Feuer zu werfen."

„Wenn ich diese Bedingung auch eingehen wollte, so übersteigt dennoch eine solche Summe meine Kräfte."

„Bedenken Sie, Herr von Paradikin, daß es sich um Ihre Ehre und Ihr Leben handelt, daß ein Geldopfer sich leichter verschmerzen läßt, als ewiges Arbeiten in den Bergwerken und Knutenhiebe. Und wer weiß, ob Sie damit noch abkämen? Wie Mancher wünscht nicht das auf ihm lastende, unschuldig vergossene Blut mit seinem ganzen Vermögen abzukaufen? Ich verlange nicht einmal einen Dritttheil Ihres Vermögens. Es wäre baare Tollheit, wenn Sie ein so vortheilhaftes Arrangement abwiesen."

Als Woronitscheff merken ließ, worauf er es eigentlich abgesehen hatte, schöpfte Paradikin wieder Athem und seine gewöhnliche moralische Kraft trat wieder hervor. Ein solcher Mensch konnte ihm keinen Schrecken mehr einja-

gen, und er hielt sich von nun an auf einer klugen Defension.

„Ich begreife in der That nicht, was Sie mit Ihrem „Morde und vergossenem Blute" sagen wollen. Habe ich mich denn jenes Verbrechens, das Sie mir sonderbarer Weise andichten, für schuldig erklärt? Ich bin ein friedlicher Mann, lebe abgeschieden von allem unruhigen Gewühle, und bin leicht einzuschüchtern. Die außerordentliche Lage, in die Sie, mein Feind, mich versetzten, hat mich überrascht. Eine Beschuldigung der Art, wie Sie sich dieselbe gegen mich erlaubten, muß auch den Unschuldigsten außer Fassung bringen. Und kann ich nicht vor Gericht Alles, was hier vorgefallen ist, ableugnen? haben Sie Zeugen meiner Schwäche aufzustellen? Sie sprechen von Beweisen, die angeblich in Ihren Händen sind; ich aber frage Sie dagegen noch einmal: Haben Sie auch Zeugen? Ich meine, es sollte Ihnen schwer werden, dergleichen aufzutreiben. Und was folgt aus der Aehnlichkeit der Handschriften? Nein gar nichts, Herr von Woronitscheff. Kann nicht irgend ein Bösewicht meine Hand fälschlich nachgemacht haben, um mich in eine unangenehme Geschichte zu verwickeln? Und gestehen Sie nicht selbst ein, daß seit dem Verschwinden jener Fürstin, von der ich nie etwas gehört habe, dreißig Jahre verschwunden sein sollen?"

„Ich merke schon, wohinaus Sie wollen. Sie gedenken mir einen Vorgeschmack von der Art und Weise zu geben, wie Sie sich vertheidigen wollen."

„Weshalb sollte ich das auch nicht? Aufrichtig gesprochen, ich bin der Ansicht, daß Herrn von Woronitscheff die Richter nicht für glaubwürdiger halten werden als mich, den Herrn von Paradikin."

„Sehr gut ausgesonnen. Und im Nothfall berufen Sie sich wohl auch darauf, das Verbrechen sei längst verjährt? Aber da möchten Sie doch wohl fehl schießen, denn es gibt Thaten, deren Strafbarkeit nie erlischt, und der Mord, den Sie sich zu Schulden kommen ließen, ist so schauderhafter Art, daß weder die Richter noch die Kaiserin Nachsicht und Gnade Ihnen angedeihen lassen können. Bedenken Sie, daß, sobald ich Herrn von Paradikin angeklagt habe, derselbe in den Stand des Leibeigenen zurücktritt; nur durch ein Verbrechen und durch den falschen Namen, welchen Sie jetzt führen, ist es Ihnen möglich geworden, in dieser Hinsicht alle Welt zu täuschen. Ich sage es Ihnen noch einmal, das einzige Tribunal, von dem Sie Rettung erwarten dürfen, bin nur ich allein. Unterwerfen Sie sich meinem Gebote und erfüllen Sie meine Forderung."

„Und wenn ich es nun für nöthig hielte, Ihnen zu willfahren, wer und was bürgt mir denn dafür, daß Sie Wort halten?" Paradikin blickte bei diesen Worten seinem Feinde scharf ins Gesicht, und entdeckte in dessen ganzer Physiognomie so viel Falschheit, Hinterlist, Hohn und Schadenfreude, die jener doch nicht ganz verbergen konnte, daß er keinen Augenblick mehr in Ungewißheit darüber war, was er zu thun hatte. Also fuhr er mit einem würdevollen Ausdrucke, der Herrn von Woronitscheff beinahe außer Fassung brachte, fort: „Mein Herr, auf Ihren Antrag kann ich nicht eingehen; er widerstreitet meinem Gewissen. Noch mehr: selbst wenn ich mich schuldig bekennen müßte, würden meine Grundsätze mich verpflichten, Ihre Forderung nicht zu erfüllen; denn lieber wollte ich mich dem Spruche gerechter Richter unterwerfen, als einem Manne zu Willen sein, der es lediglich auf niedrige Gewinnsucht abgesehen hat. Sie kennen nun meinen Entschluß, und der steht unerschütterlich fest. Klagen Sie mich immerhin an; das bleibt Ihnen unverwehrt; mein Richter aber sind nicht Sie, sondern ganz andere Männer, die das Gesetz dazu bestimmt hat."

„Mein lieber Nachbar, ich sehe, Sie können noch immer Ihre Fassung nicht wieder gewinnen, denn Sie reden wie ein Mann, dem es im Kopfe nicht ganz recht ist, und der muthwillig ins Verderben rennen will. Ich bin viel kaltblütiger; ich betrachte die Sache aus demselben Gesichtspuncte, aus welchem auch Sie dieselbe betrachten werden, wenn sich Ihr Blut erst ein wenig abgekühlt haben wird, und wenn sie ruhig nachzudenken im Stande sind. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen; lassen sie mich dann Ihre Absicht wissen; Ihre Antwort soll die Richtschnur meines Handelns bestimmen. Beharren Sie bei Ihrem Eigensinne, bestehen Sie darauf, Ihr eigener Henker zu werden, dann gehe ich ungesäumt nach Petersburg, klage Sie dort an, erzähle, was mir die alte Dorothea mitgetheilt hat, lege die Papiere vor, lasse die Verwandten der Fürstin kommen, und thue denen zu wissen, daß Sie reich sind, und daß von Rechtswegen Ihre Güter den Erben der Fürstin zugehören. Sie werden sehen, daß ich es gut mit Ihnen meine. Sie antworten nicht? Wie habe ich Ihr Schweigen zu deuten?"

„Daß ich auf meinem Entschlusse beharre. Wenn Sie mich näher kennten, würden Sie wissen, daß ich da stets unerschütterlich bin, wo meine Grundsätze in's Spiel kommen."

„Ihre Grundsätze! Unglücklicher, denk' an die Vergangenheit. Ich lasse Dir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Nun wäge ab. In der einen Schaale liegt ein ruhiges, ehrenvolles Alter, in der andern dagegen Schimpf, Schande, Verbannung nach Sibirien oder vielleicht Tod durch Henkershand. Nun wähle!"

Als Herr von Woronitscheff diese Worte gesprochen, eilte er aus dem Zimmer, und ging nach seinem Wagen. Nun erst athmete zwar Paradikin etwas freier auf, aber ein ungeheuter Schmerz wühlte in seiner Brust; der Auftritt, den wir eben beschrieben, riß alle alten Wunden wieder auf, und die Gewissensbisse, die zuweilen eingeschlummert waren, obwohl sie niemals ganz ruhten, erwachten wieder in ihrer ganzen Kraft, und waren jetzt eben vielleicht stärker als je zuvor. Er steigt hinab in seine Hauscapelle, um Trost in der Religion zu suchen, und wirft sich, mit Inbrunst betend, vor dem Bilde des Erlösers nieder. Er fleht Gott um Mitleid und Erbarmen an; er hat ja für ein einziges, freilich furchtbares und schweres Verbrechen schon so unsäglich viel gelitten, und wird noch unsäglich viel leiden müssen. Da erleichterte sich endlich seine Brust; heiße Thränen perlten ihm von den Wangen herab, und er weinte bitterlich. Als er die Kirche verließ, war er entschlossen, dem Ungewitter, das sich über seinem Haupte zusammen zog, Trotz zu bieten.

Um Paradikin's muthigen Entschluß erklärlich, und es nicht auffallend zu finden, daß er sich weigerte, in Woronitscheff's Anträge einzugehen, ist es nothwendig, hier dem Leser einige Aufklärungen über den Mann zu geben, der fortan die Scene nicht wieder verläßt. Wir werden sehen, daß ein und dasselbe Individuum recht gut zweierlei ganz von einander verschiedene Naturen in sich vereinigen kann.

Kustroff war, wie wir wissen, ein Leibeigener, der früh in schlechte Gesellschaft kam und schlechte Grundsätze annahm. In Hinsicht der Bildung stand er durch die gute Erziehung, welche er bekommen hatte, höher, als sonst bei Leibeigenen der Fall zu sein pflegte. Die Fürstin hatte ihn nämlich an dem Unterrichte Theil nehmen lassen, den ihre Söhne erhielten, und so hatte der junge Mensch, dem es an Kopf und Fähigkeiten durchaus nicht fehlte, in einigen Wissenschaften, in der deutschen, französischen und italienischen Sprache ziemliche Fortschritte gemacht. Je älter er ward, um so drückender lastete das Gefühl auf ihm, ein leibeigener Mensch zu sein. Tag und Nacht war sein Dichten und Trachten darauf gerichtet, wie er es anfangen müsse, um aus so schimpflichen Verhältnissen herauszutreten zu können; seine Hingebung und Treue für die Gebieterin, die er allerdings achtete und schätzte, ward immer schwächer und schwächer, und trat endlich ganz in den Hintergrund, als er sich überzeugt glaubte, daß ein Verbrechen in fremdem Lande begangen und mit Vorsicht vollführt, unentdeckt bleiben müsse. Die kluge Berechnung aller Umstände und Verhältnisse, die Art und Weise, wodurch er alle etwaigen Nachstellungen und Nachforschungen vereitelte, sind ein deutlicher Beweis für seine listige Verschlagenheit, und die seltene Energie, womit er einen einmal gefaßten Entschluß ausführte. (D. F. f.)

Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel.

(Beschluß.)

Von einer noch andern Seite erscheint uns das Interesse an den brieflichen Mittheilungen der Galerie, wenn wir in ihr auch manche jener stillen Naturen hervortreten sehen, die in Bezug auf Literatur und geistiges Hervorbringen nur Leser und Beschauer sind. Eine solche Figur haben wir in Wilhelm von Burgsdorf. Ein märkischer Edelmann, nichts weiter. Aber die redliche Bemühung, jene Geister, denen Offenbarungen des Lebens geworden, zu verstehen, ist eine sehr seltene und zugleich für die hervorbringenden Naturen höchst wichtige. Schon der eine Ausspruch, den Wilhelm von Burgsdorf in Bezug auf eine Aeußerung Rahel's that: „vor diesen Worten steht meine ganze Seele still" — bezeichnet diese lauschenden, verstehenden Menschen, deren Empfängnißlust mehr werth ist, als aller Lärm der Tagesliteratur. Eine liebenswürdige Figur solcher Art ist auch David Veit, ein Arzt, der von Jena aus in den Neunzigern des vorigen Jahrhunderts mit Rahel correspondirte und ihr viel über Goethe mitzutheilen hatte. Rahel war damals noch das frischbewegte Mädchen, und der Briefwechsel zwischen beiden gibt das Gemälde zweier jungen Personen, deren Zuneigung in der Unbefangenheit des gemeinsamen geistigen Strebens beruht. In den Briefen des in der Naturwissenschaft bekannten Engländers Thomas Young macht sich eine derbe Dreistigkeit geltend, mit der er redend und schreibend der Rahel Levin nahe rückte. Ein Anflug von Pedanterie überkommt ihn, wenn er zu ihr sagt: Zwischen uns existirt so viel von der Liebe, als ohne Sinnlichkeit existiren kann. Ihm gegenüber kann man sich Rahel sehr wohl denken mit den Worten: Quälen Sie mich nicht! Bei Peter von Gualtieri, der als Gesandter in Madrid starb, überwiegt Varnhagen's

Skizze den Werth der beiden Briefe, die nur durch die Bemühung des Schreibenden, Rahel zu schildern, von Interesse sind. In Hans Genelli's Briefen sucht man vergebens den Eulenbök zu entdecken, als welchen ihn Tieck in seiner Novelle geschildert haben soll. Man sieht diese Figur zu Rahel's Ueberlegenheit in einem nur tributären Verhältniß. Graf Tilly wurde von Rahel selbst zu den vier eitelsten Menschen gezählt, die sie je kennen gelernt, was unter den vielen Salonmenschen ähnlichen Gepräges gewiß viel sagen will. „Er war — sagte sie — ein Exempel ehemaliger verkehrter Franzosenwelt und Erziehung; er genoß alle ihre Vorzüge und erlag ihren tiefen Fehlern.“ Der tragische Ausgang seiner Donjouanerie macht ihn merkwürdig. Der freiwillige Tod einer Frau, die ihn geliebt und die er verlassen, warf sein Gemüth plötzlich in die Schlingen der Schwermuth, aus denen ihn endlich auch nur Selbstmord erlöste.

Auch einige Frauenbilder bringt die Galerie. Henriette Mendelssohn, die jüngste Tochter des berliner Philosophen, erscheint nur in sehr flüchtigen Umrissen. Auch was von Karoline von Humboldt, der geistvollen Frau des Ministers, geboten wird, genügt nicht zur Portraitirung; der Strom eines echt weiblichen Herzens, der in den wenigen Briefen dieser Frau durchbricht, bedurfte eines weiteren Spielraums, um in ihm alle Bedürfnisse einer reichen und gesunden Weiblichkeit abgespiegelt zu finden. In der Gräfin Pachta lernen wir ein reines, naturtiefes böhmisches Gemüth kennen; der Schmerz, leben zu müssen, wie sie nicht will und möchte, bestimmt ihr Bedürfniß zu geistigem Ersatz. Wahrscheinlich für Rahel eine Bekanntschaft aus dem Bade; später kam die Gräfin Pachta auch nach Berlin, machte sich in Rahel's Kreisen heimisch, und war vielleicht, wie es scheint, die Vertraute in einem Verhältnisse, das damals Rahel's Leben aus der Stille ihres einsamen Verkehrs zu reißen drohte. In der Gräfin Karoline von Schlaberndorf, einer Nichte des pariser „Einsiedlers“, erscheint uns eine große Seele voll Selbstprüfung, voll Raisonnement über sich selbst, und voll trotzigem Uebermuth, das Leben nur als Gewinn für Lieblingsgrillen werth zu achten. Obschon Weib, ist sie doch eine jener Fichte'schen Naturen damaliger Zeit, die die Welt an ihr Ich wie an einen Haken hängen und sich mit Keckheit das Leben gewaltsam erobern und zurechtstutzen. Zur Entfaltung dieser merkwürdigen Persönlichkeit gehörte ebenfalls ein größerer Umfang der Mittheilungen, weniger Scheu vor Veröffentlichung einer ungenirten Natursprache. Hier mochte freilich wieder vieles durch die Rücksicht auf Lebende geboten und versagt sein.

Ich schließe mit der Wiederholung, daß es fast thöricht erscheint, hier, wo so vieles aus den Schätzen des geheimeren Menschenlebens als dankenswerthe Gabe dargereicht wurde, die Miene eines weitern Verlangens zu zeigen. Neugier und Erkenntnißlust haben aber das Gemeinsame, daß sie nach der Hand greifen, sobald man ihnen den Finger bietet. K.

Notizen.

[Puschkin.]

Von Alexander Puschkin erschien noch kurze Zeit vor seinem Tode die dritte Auflage seines episch-lyrischen Gedichts „Eugen Onjegin.“ Das Werk hatte schnell hinter einander drei Auflagen erlebt. Der Witwe des Dichters hat der russische Kaiser eine ansehnliche Pension ausgesetzt. Nicht anders als billig, da die Papiere Puschkin's von der Regierung mit Beschlag belegt sind. Auch sandte man ex officio einen Popen zu dem Sterbenden, obschon Puschkin bei Lebzeiten ein Feind der griechischen Kirche gewesen war. Sein Gegner, der ihn im Duell erschoß, ein als Karlist aus Frankreich emigrirter Baron d'Antdes, Adoptivsohn des holländischen Gesandten Baron v. Heeckeren, ist in den Händen der Justiz. Puschkin's Adjutant ist vom Kaiser begnadigt. Puschkin hatte noch nicht sein 37stes Lebensjahr zurückgelegt. Vor einem Jahre begann er ein Journal, „die Zeitgenossen.“ Dem Gerücht nach machte er zuletzt Studien zu einer Geschichtsdarstellung Peter des Großen.

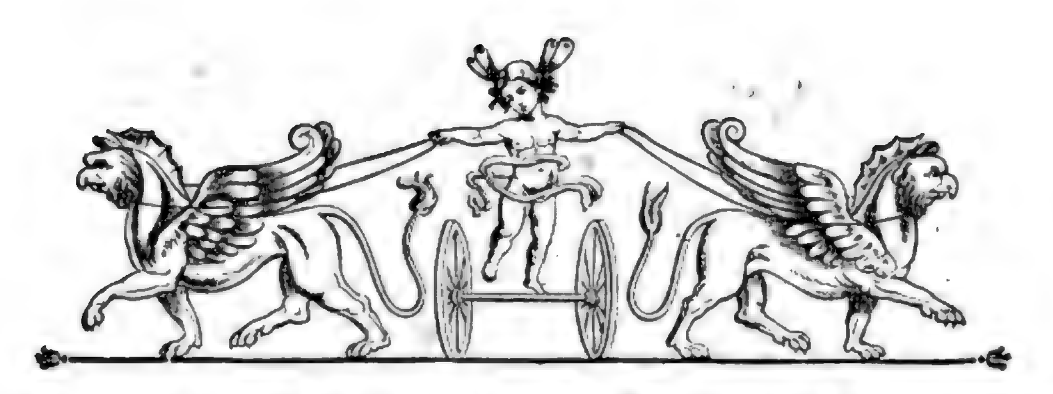
[Jarcke.]

Karl Ernst Jarcke, als Begründer des berliner politischen Wochenblattes und als anonymer Verfasser der Schrift über die Julirevolution bekannt, lebt seit dem Herbste 1832 als Rath in der Hof- und Staatskanzlei in Wien. Er war bis dahin außerordentlicher Professor an der Universität zu Berlin gewesen, wo er besonders Criminalrecht lehrte. Aus Wien hört man jetzt, daß die beiden Prinzen des herzoglich nassauischen Hauses, die sich dort wissenschaftlich bilden, seiner Leitung übergeben sind. — Jarcke ist 1799 in Danzig von protestantischen Eltern geboren und ging in Bonn mit seinem Freunde Philips, jetzt Professor in München, zum Katholicismus über.

[Der Tod aus Dankbarkeit.]

Vor kurzem starb in Marseille ein Wohlthäter der Armen. Beim Leichenbegängniß drängt sich ein betagter greiser Bauersmann durch die Menge. Er hat Jahrelang Gutes von dem Edlen genossen, er will den Retter seines Lebens noch einmal sehen. Mit Thränen in den Augen bittet er um die Gunst. Man öffnet den Sarg; der Greis stürzt weinend über den Todten und bleibt, vom Schmerz krampfhaft ergriffen, todt über der Leiche liegen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 53. — den 16. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Als Juwelenhändler war Kustroff unermüdet thätig; sein Fleiß belohnte sich, und aus dem Bösewichte wurde ein redlicher Mann. „Mein Gott," sagte er oftmals bei sich, „es ist so leicht auf geradem Wege und erlaubte Weise wohlhabend zu werden! Warum mußte ich auch meine Seele mit einem Verbrechen belasten, das mich nie wieder ruhig werden läßt, das mir mein ganzes Lebensglück verbittert, mir nie wieder frei aufzuathmen erlaubt?" Täglich gelobte er sich selbst, die begangene Sünde dadurch einigermaßen wieder gut zu machen, daß er fortan als guter Mensch denke und handle. Er hielt Wort. Niemand erfüllte gewissenhafter als er einmal eingegangene Verpflichtungen, und binnen kurzem hatte er sich die Achtung und das Zutrauen Aller erworben, mit denen er in Berührung kam. Wer etwas zu verkaufen hatte, kam zu ihm, denn er übervortheilte Niemand. Wer ein Brautgeschenk machen wollte, kaufte bei ihm die Diamanten; und bei keinem Juwelier wurden so viele altmodisch gewordene Schmucksachen neugefaßt als bei ihm. Und durch seine Redlichkeit wurde er reich, hatte Zutritt in der besten Gesellschaft, verfeinerte seine Sitten und lernte redliche Leute nach Gebühr schätzen und achten. Die Russen sind bekanntlich im Allgemeinen sehr mildthätig, und auch Kustroff war es; ein Unglücklicher, der hülfsbedürftig war, wandte sich nie vergeblich an ihn. London, denn in dieser Weltstadt hatte er sich niedergelassen, war der geheimnißvolle Schauplatz seiner Wohlthätigkeit; und wie manchen armen Landsmann, der darbte oder in Elend schmachtete, hat er heimlich unterstützt, ohne daß dieser ahnete, wer der großmüthige Geber war. Während der letzten Jahre hatte er sich besonders eines alten Edelmannes, Namens Paradikin angenommen, der im Auslande Geld und Gut durchgebracht hatte und nun in höchst dürftigen Umständen schmachtete. Dieser hatte sich vorgenommen, seinem Wohlthäter dadurch einige Erkenntlichkeit zu bezeigen, daß er ihn bat, seinen Namen anzunehmen. Als er starb, fielen die sämmtlichen Papiere und Titel Kustroff anheim. Jetzt faßte dieser, dem das Heimweh keine Ruhe ließ, den Plan, nach Rußland zurückzukehren, und dort in einem von Nischnei-Nowgorod entfernt liegenden Gouvernement ein Landgut zu kaufen. Das geschah. Der neue Gutsbesitzer lebte eingezogen, sah Niemand bei sich, und sicherte sich, abgesehen davon, daß die Einsamkeit ihm Bedürfniß war, durch dieselbe auch vor einer möglichen Entdeckung.

Das ist der Mann, den ein in der That sonderbarer und unerklärlicher Zufall in die Gewalt eines rohen Menschen geliefert hat.

Nun wollen wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen und uns in die Stelle des schuldbewußten Sünders versetzen, der sich in der furchtbarsten Lage befindet, die sich nur denken läßt. Das Alter mochte vielleicht die Ener-

gie von Paradikin's Charakter ein wenig geschwächt haben, aber sein klares, sicheres Urtheil war ihm in seinem ganzen Umfange geblieben. Er sah wohl ein, daß er in der größten Gefahr schwebte, er war eine Beute der peinlichsten Angst, denn eher hätte er des Himmels Einfall vermuthet, als auf solche Weise sich erkannt und verrathen zu sehen. „Erlange ich auch von Woronitscheff das verhängnißvolle Papier, wiege ich es auch tausendfach mit Golde auf, was bürgt mir dafür, daß er nicht binnen kurzem mich abermals belästigt? So wie der erste beste Gläubiger ihn mahnt, sobald er einmal beträchtlich im Spiele Verlust gehabt hat, kommt er sicherlich wieder und wird mir von neuem drohen, nach und nach mein Hab' und Gut abpressen, und mich zuletzt doch noch dem Gerichte anzeigen. Nein, ehe das geschicht, soll lieber das strenge Gesetz über mich kommen. Gott mag walten; für mich sprechen dreißig lange, lange Jahre schwerer, bitterer Reue, und einige gute Handlungen."

Der folgende Tag verging, ohne daß Paradikin Antwort sagen ließ. Woronitscheff, stürmisch und ungeduldig, sandte ihm am Morgen darauf schon zu früher Stunde seinen Verwalter mit dem Befehle, Herrn von Paradikin zu fragen: ob er Ja oder Nein sage.

Die Antwort war ganz kurz und lautete: „Nein!"

Gregorieff ritt wieder nach Hause und berichtete, was ihm aufgetragen war. Sein Herr geberdete sich wie rasend und fluchte fürchterlich; selbst der Verwalter, der doch von nichts wußte, ward mißhandelt. Woronitscheff ließ auf der Stelle die Reisewagen in Stand setzen, denn gleich morgen wollte er fort, in der Hoffnung, daß ein so rascher Entschluß den Nachbar wohl mürbe machen werde. Als es Abend geworden war, ließ er den Verwalter Gregorieff auf sein Zimmer kommen und gab ihm allerlei Befehle in seinem gewöhnlichen Tone. „Nun paß auf, Durak (Schafskopf oder Tölpel), höre zu, und wehe über Dich, wenn Du nicht Alles genau so vollführst, wie ich Dir befehle. Ich werde allen Leuten sagen, daß ich sehr schnell Tag und Nacht durchreisen wolle; Dir aber vertraue ich, daß meine Tagereisen nur sehr klein sind. Hier hast Du ein Verzeichniß der Route, und wenn Herr von Paradikin, mit dem ich eine wichtige Angelegenheit abzumachen habe, herschickt, so sendest Du mir unverzüglich den Andreas Alexiowitsch nach, der soll fliegen wie der Wind, bis er mich einholt; das nöthige Geld wirst Du ihm einhändigen. Nun packe Dich, und laß mich morgen früh um sechs Uhr wecken!"

Am andern Morgen war Alles bereit, und Woronitscheff stieg in den Wagen. Er hatte berechnet, daß er etwa um acht Uhr an Paradikin's Gute vorüberkommen würde. Um diese Zeit begab sich dieser stets in seine Capelle, die in einem Flügel des Schlosses lag. Ihr äußeres Thor ging nach der Landstraße hinaus. Woronitscheff ließ halten und ging in die Kirche; Paradikin aber drehte sich nicht um, sondern fuhr fort zu beten. Nach abgehaltener Messe verließen alle Leibeigenen die Capelle. Eben als der Herr seine Treppe hinaufsteigen wollte, trat Woronitscheff zu ihm heran und sprach: „Ich reise nach Petersburg, dort draußen steht mein Wagen; hat Herr von Paradikin (er sprach den Namen in höhnendem Tone) mir etwa einen Auftrag zu geben?"

„Ich gebe nur meinen Leuten Aufträge. Reisen Sie glücklich. Gottes Wille geschehe."

„Herr Kust..., Herr von Paradikin wollte ich sagen, kann sich auf meinen Eifer und mein Bestreben, ihm die besten Dienste zu leisten, sicherlich verlassen." Mit diesen Worten ging er weg und eilte seinem Wagen zu. Unterwegs, als er an das so eben Vorgefallene dachte, fiel ihm der ruhige, entschlossene Ton Paradikin's auf; die Hoffnung, daß derselbe ihn doch wohl noch zurückrufen lassen werde, schwand immer mehr; indessen änderte er doch nichts in seinem Reiseplane. Aber sein Haß, welcher bisher der Habsucht gewichen war, trat nun stärker als je hervor; die hunderttausend Rubel mußte er freilich verschmerzen, aber Kustroff wurde doch bestraft und sein Rachegefühl befriedigt. Auch daß er derjenige war, welchem es gelang, ein so lange Jahre mit Nacht bedecktes Verbrechen bekannt zu machen, schmeichelte seiner Eigenliebe; denn nothwendig mußte ja dann viel von ihm die Rede sein.

Paradikin saß, als sein Todfeind fort war, sprachlos und wie angedonnert auf seinem Zimmer. Als jener ihn im Gotteshause überraschte, eben als er inbrünstig betete, war er mit Würde und Festigkeit aufgetreten; allein die Natur ist oft mächtiger als der Charakter. Von namenloser Angst und Unruhe gepeinigt, ging er endlich auf ein Zimmer im dritten Stocke, von dessen Fenstern aus er die Landstraße weithin übersehen konnte. Noch erblickte er den Wagen Woronitscheff's, der schnell dahin rollte. Sein Entschluß wankte, einen Augenblick war er in Zweifel, ob er vielleicht nicht wohl daran thue, ihn zurückzurufen; er eilte hinab, gab seinen Leuten Befehl, eilig das beste Pferd zu satteln; aber wenige Minuten darauf ließ er es wieder abzäumen. Er schämte sich seiner Schwäche und seines Kleinmuthes, und bedenkend, daß er es mit einem

durch und durch verächtlichen Menschen zu thun habe, ward er allmälig etwas ruhiger, bestärkte sich in seinem gleich anfangs gefaßten Vorsatze, und eilte hinaus, um auf einem einsamen Spaziergange im Walde ungestört über die beste Art und Weise nachzudenken, wie er sich gegen Woronitscheff's Anschuldigungen vertheidigen wollte.

Ohne auf die ihn umgebenden Gegenstände zu achten, ging er schnellen Schrittes immer weiter und weiter; erst, nachdem mehrere Stunden verflossen waren, nahm der Lauf seiner Gedanken eine andere Wendung, als er unfern von sich, im Dickicht, ein Geräusch vernahm. Eben wollte er umkehren, da trat der uns bereits bekannte Gregorieff auf ihn zu und äußerte sein Erstaunen, ihn in einer so abgelegenen, einsamen Gegend anzutreffen: „Beim heiligen Nikolaus, Herr von Paradikin, wenn mir heute früh Jemand prophezeiht hätte, daß ich hier im Walde einem Manne begegnen würde, so hätte ich darauf gewettet, daß dieses eher der Großtürk sein würde, als Sie. Seit dem großen Brande um Pfingsten haben Sie sich ja nirgends wieder sehen lassen. Gott ist mein Zeuge, daß es mich recht freut, Ihnen begegnet zu sein, wiewohl Ihre kurze Antwort von gestern mir von Seiten meines Herrn üble Behandlung und Scheltworte genug eingebracht hat." — Zu jeder andern Zeit würde die Gegenwart des Verwalters Paradikin höchst unangenehm gewesen sein, jetzt aber, und bei seinem Gemüthszustande, war es ihm gerade lieb, diesen Menschen anzutreffen. „Ich war zerstreut und habe mich im Walde verirrt, so daß ich, ohne darauf zu achten, über meine Gränzmark hinauskam. Das fällt nur selten vor, Gregorieff."

„Sie sind auf unserm Grund und Boden, Herr von Paradikin. Wenn ich sage, auf unserm, so soll das heißen, auf dem meines Gebieters, des Herrn von Woronitscheff, den Gott erleuchten möge auf seinem Wege."

„Ist er fortgereist?"

„Dem Himmel sei Dank, ja. Würde ich denn wohl so freundlich aussehen, wenn er nicht wenigstens seine zwanzig Werste weit weg wäre? Aufrichtig gesprochen, wenn ich ihn sehe oder höre, dann zittere und bebe ich; sobald er aber fort ist, bin ich lustig und guter Dinge; es ist mir, als fielen mir drei Pud Blei vom Herzen. Und so geht's allen Leuten im Dorfe. Leider weiß ich, daß er wieder heimkommen wird, und mit ihm unser Aller Leiden. Doch daran will ich jetzt nicht denken. Heute bin ich glücklich wie ein Gott; morgen laß kommen, was da will."

„Dein Herr ist wohl sehr streng und hart?"

„Hart? Härter als Stahl und Eisen; er ist ein Hammer, und wir Unglücklichen sind der Amboß. Auf mich, den Verwalter, fallen sämmtliche Schläge zu allererst. Ich habe böse Leute gekannt, die doch wenigstens von Zeit zu Zeit gut und freundlich waren; aber er ist es nie. Mit Wuth und Groll steht er früh auf, mit Zorn und Aerger geht er Abends zu Bette. So lange der alte Herr lebte, ging es uns wohl; seit wir aber ihm gehören, hat alles Gute ein Ende genommen."

„Darüber tröste Dich, Gregorieff. Mit seinen Nachbarn macht er es nicht besser als mit Euch. Ich kann ein Lied davon singen."

„Ich weiß nicht, was er Ihnen am Zeuge flicken will; so viel aber ist gewiß, gestern, als ich von Ihnen mit einem Nein zurückkam, war seine Wuth gränzenlos; es fehlte nicht viel, so hätte er auf mich losgeschlagen. Und ich konnte doch nicht Ja sagen, weil Sie Nein gesagt hatten. Was kann er aber Ihnen anhaben? Ihr Rang und Stand stellt Sie ja sicher; Sie sind ja sein Leibeigener nicht."

„Da hast Du allerdings Recht; indessen muß ihn das doch nicht abschrecken. Er beneidet mir meine Ruhe, mein Vermögen, ist ärgerlich, daß ich keinen Umgang mit ihm pflege, und hat mir deshalb Verderben geschworen. Denk' Dir nur, er beschuldigt mich eines Mordes, den ich mir vor dreißig Jahren, ein paar tausend Werste entfernt von hier, hätte zu Schulden kommen lassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Hinrichtung. Fastnachtsbelustigungen. Bälle.]

Wie heiter und hoffnungsfroh in mancher Beziehung der erste Monat dieses Jahres für die Dresdner begonnen hatte, so bereitete er ihnen bei seinem Scheiden ein um so trostloseres Schauspiel! Leider ist dieser letze Ausdruck an seiner Stelle! Das Volk betrachtet eine Hinrichtung, deren Anblick es eher mit Abscheu fliehen sollte, noch immer als ein unterhaltendes Schauspiel, das man ja nicht versäumen zu müssen glaubt. Nicht minder, als die Neugierde, ist dabei der Aberglaube sehr geschäftig! Ein Tröpfchen des geflossenen Blutes, in ein Taschentuch aufgefangen, oder ein Stückchen rothgefärbtes Holz vom Schaffot, gilt ihm als ein Talisman gegen Unheil u. s. w. Eine Frau und ein Mann, Leute vom Lande, welche zusammen in einem Verhältnisse gestanden, das der Pöbel ein Liebeseinverständniß nannte, wurden, jene sogar zweier Mordthaten überführt und einer dritten verdächtig, in der letzten Woche des Januars auf einem etwas erhöhten Platze vor dem löbdauer Schlage vom Leben zum Tode gebracht. Vor Besteigung der schrecklichen Stufen sollen sie sich noch einmal umarmt und geküßt haben. Zwei Drittel von Dresdens Bewohnern sind versammelt gewesen, darunter eine sehr beträchtliche Anzahl von Frauen und

sogenannten Damen, die sich alle zum zarten Geschlechte rechnen, außerdem viele aus der Provinz, besonders von den Dörfern, herzugeströmte Neugierige. In der Physiognomie der Menge aber, sagte mir ein Freund, der sich unter das Volk gemischt hatte, um die Ansichten desselben von der Todesstrafe zu belauschen, von welcher in unsern Kammern viel und oft die Rede gewesen, habe sich die höchste Gleichgültigkeit kund gegeben, gleichsam als ob sie durch die in Sachsen während der letzten beiden Jahre auffallend häufigen Executionen an so Etwas gewöhnt sei! Bei einer frühern Hinrichtung soll man sogar dem geübten Scharfrichter für sein gut vollzogenes Werk applaudirt haben! Und dennoch glaubt man noch an die Abschreckungstheorie? — Wie sich die Extreme im Leben berühren, so erschien jetzt, um jeden üblen Eindruck völlig wieder auszulöschen, die Faschingszeit mit ihren Narrenschellen und vorzüglich mit ihren Schmausereien. Die Sachsen erinnern sich mit Ehrfurcht ihrer Urältern, welche ihren Neujahrsmonat, den Februar, mit einem großen Gelag begannen. Bei diesem Feste, wie die wahrhafte Geschichte vermeldet, opferten sie ein Schwein, das sie zu Ehren ihres Gottes verzehrten, und tranken in der Reihe herum aus einem großen Trinkhorne, woher denn auch der Name Hornung zu erklären; außerdem aßen sie, wahrscheinlich als Dessert, ein Gebäck, welches das sich zum Frühling wendende Rad der Sonne bedeutete und dessen Form nachahmte. Ob die alten Germanen auch Pfannkuchen gegessen, weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, doch möcht' es wohl anzunehmen sein, in Betracht, daß die übrigen Gebräuche nach so vielen Jahrhunderten noch in Ehren gehalten werden. Auch bei uns werden Schweine in Menge geschlachtet und zu köstlichen Bratwürsten verwendet, wobei man denn nicht verfehlt, die Kehlen weidlich zu netzen, und hat auch die vorgeschrittene Cultur die gewaltigen Hörner (in dem genannten Sinne) abgeschafft, so leert man die kleineren Gläser dafür desto öfter! Ingleichen werden auch die Sonnenräder, vulgo Brezeln genannt, an allen Straßenecken mit einem so barbarischen Geschrei ausgeboten, daß der selige Ottfried von Weißenburg, wenn er wieder aus dem Grabe auferstünde, unfehlbar seine bitteren Klagen über die gurgelnde Rauheit unseres Sprachidioms zu wiederholen Veranlassung haben würde! Vor allen aber ist der Fastnachtsdienstag von früh bis spät in die Nacht fast ausschließlich dem Bauche gewidmet. Der dresdner Anzeiger erhält da ein Beiblatt, sintemalen der gewöhnliche Raum nicht hinreicht, alle die öffentlichen Einladungen und Speisezettel zur Verherrlichung des Tages aufzunehmen. Auf gleiche Weise thut man sich in den Familienkreisen etwas zu Gute. In allen Küchen siedet's und bratet's, auf allen Gesichtern strahlt eine verklärte Wohllust, und wenn nun die Wirthin in das Zimmer tritt und die Punschgläser auf den reichlich gedeckten Tisch stellt, und auf großen rauchenden Schüsseln die fetten gefüllten Pfannkuchen oder die breiten schwammigen Blinzen — Adelung verzeihe mir, wenn ich das Wort unorthographisch schreibe — herbeitragen läßt und nach dem Schranke geht, die glänzende Zucker- und Zimmetdose zu holen, während die Kinder um den Tisch herumhüpfen und vor Freude quicken — welche gemüthliche, rührende Scene! Wahrlich, ein zweiter Voß gehört dazu, um sie würdig zu beschreiben! Ein gemeinschaftliches, sympathetisches Band umschlingt die Herzen der Dresdner an diesem Tage. Alle jubeln und freuen sich, und wenn die Deutschen sich so recht aus voller Seele freuen sollen, müssen sie bekanntlich essen und trinken; die Aerzte aber, die nach dem Feste vollauf zu thun haben, verdorbene Magen wieder in Stand zu setzen, können uns gegen historische Zweifler, welche uns so gern zu verpfuschten Wenden machen möchten, bezeugen, daß wir von ächt germanischem Herkommen sind! In größeren Gesellschaften fehlt's bei solchen Gelegenheiten nicht an Punsch-Dansant's und Gesängen, unter welchen besonders das Gesellschaftslied: „Mein deutscher Michel liebet mich &c." sehr beliebt ist! Was die Bälle, maskirte und unmaskirte, öffentliche und nicht öffentliche, betrifft, so haben sie in diesem Winter, mehr als sonst, florirt, und selbst die Grippe scheint ihnen keinen Abbruch gethan zu haben, obwohl diese fatale Vice-Cholera die gewöhnliche Zahl der Verstorbenen in den wöchentlichen Todtenlisten von etwa vierzig in der letzten Zeit bis über das Doppelte gesteigert hat! Der Künstlerball, dessen Veranstaltung und Leitung, nicht wie früher, den jungen Künstlern überlassen, sondern meistens von den Professoren selbst übernommen worden war, soll, was die äußere artistische Ausstattung angeht, hinter seinem vorjährigen Glanze beträchtlich zurückgeblieben sein! Mit um so größerer Pracht mag ein anderer Ball, an dem die königl. Familie Antheil genommen, bei einem reichen und vornehmen Engländer, ganz nach britischer Art geglänzt haben, wenn es wahr ist, daß er seinem splendiden Wirthe einige tausend Pfund Sterling gekostet hat.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Literarische Unternehmungen.]

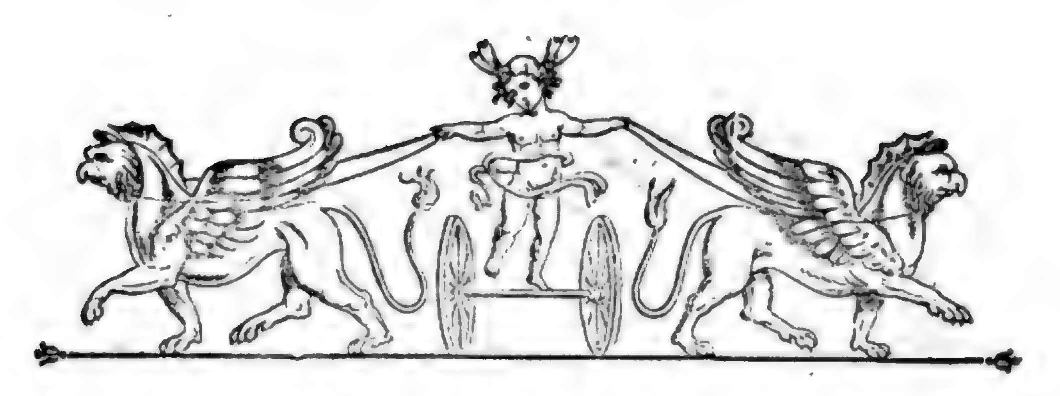
Die Cotta'sche Buchhandlung erließ die Ankündigung einer Vierteljahrsschrift, die sich zur Aufgabe stellt, die Früchte wissenschaftlicher Intelligenz dem allgemeinen Publicum auf eine Weise zu Genuß zu stellen, welche dessen Zuständen und Bedürfnissen gemäß ist. Allerdings fehlt es in Deutschland an Organen, welche wie die englischen Reviews diese Vermittlung zwischen Wissenschaft und Publicum zur Tendenz haben.

Beurmann's Telegraph erscheint mit nächstem April als Wochenrevue. Die Probelieferung ist ausgesucht interessant. Beurmann selbst gibt mit der gewandten Lebendigkeit seines Pinsels ein Charakterbild von den Parisern und einen Nachtrag zu seinen Skizzen aus den Hansestädten; Gutzkow einen neuen öffentlichen Charakter, den düsseldorfer Director Wilhelm Schadow, und einen sehr zart geschriebenen kritischen Aufsatz über die neue Medea des Hrn. v. Refues. F. Dingelstädt, der kasseler Bildermann, erzählt ein Ständchen im kasseler Ständehause; er läßt sein Gähnen, das ihn beschleicht, ins Protokoll tragen. Oestreichs Dichter und Gelehrte schildert ein wiener Anonymus, E. Jerrmann, der den Cölnern auch außer der Zeit einen Carnevalsscherz improvisirte, derselbe, der den Franz und Karl Moor in Einer Person zu spielen beliebt, tritt hier zum ersten Mal als Novellist auf.

Louis Lax in Aachen kündigt für den 1. Julius eine neue Zeitschrift an: Westliche Blätter für Unterhaltung, Kunst, Literatur und Leben. Das Rheinland wurde bisher nur wenig in der deutschen Journalistik repräsentirt; diesem sollen die westlichen Blätter abhelfen, obschon sie allgemeine deutsche Interessen zum Hauptwerk nehmen. Wöchentlich werden fünf halbe Bogen in Großquart erscheinen.

Ferdinand Stolle in Grimma stellt eine Repräsentation der deutschen „Lyrik" zusammen, ungefähr dreihundert deutsche Poeten alter und neuster Zeit sollen hier zu einer Art Nationalversammlung zusammentreten, jeder aber nur mit Einem seiner Gedichte, das ihn am vorzüglichsten bezeichnet.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 54. — den 17. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte Herr von Paradikin diese letzten Worte gesprochen, als Gregorieff's Miene, die bisher einen ruhigen, ja fröhlichen Ausdruck gehabt hatte, sich plötzlich verdüsterte. Paradikin wußte nicht, was er von dieser plötzlichen Umwandlung denken sollte, und erstaunte noch mehr, als dieser die Worte sprach: „Wie? Er beschuldigt Sie eines Mordes? Das hätte gerade er am allerwenigsten thun sollen."

„Was willst Du damit sagen?"

„Sie sollen Alles wissen, Herr von Paradikin; folgen Sie mir nach der Schlucht, welche unsere Bauern das Bärenlager nennen, da hört uns Niemand, wir sind dort ganz sicher vor ungebetenen Gästen. Ich will vorangehen und die Zweige zur Seite biegen, damit keiner Ihr Gesicht streift."

„Warum so weit, Gregorieff?"

„Es ist nicht weit, höchstens ein halbes Viertelstündchen. Sie haben nichts zu befürchten, denn, Gottlob, ich bin nicht so wie mein Herr. Sehen Sie sich einmal dieses Messer an, damit muß ich die Bäume bezeichnen, die an einen reichen Handelsmann verkauft werden sollen, auf daß mein Herr in Petersburg den Winter lustig und wüst leben kann. Nun sind die Arbeitsleute in der Nähe, um ans Werk zu gehen, und ich wäre verloren, wenn mein Herr erführe, daß ich hier mit Ihnen insgeheim mich unterredet habe."

„Freilich, wenn dem so ist, muß ich Dir wohl folgen," sprach Paradikin, und nun gingen Beide schweigend durch das Dickicht, bis sie zu der bezeichneten Stelle kamen; hier nahmen sie, von einer hohen Buche beschattet, auf dem grünen Rasen Platz, und der Verwalter begann seine Erzählung.

„Kaum zehn Werste von unserm Gute entfernt, liegt ein kleines Besitzthum, das der Witwe eines Edelmanns gehört. Dieser letztere stand mit meiner seligen Herrschaft in sehr freundschaftlichem Verkehr und war im Sommer fast täglich unser Gast, denn er ward wie ein naher Verwandter behandelt. Unser junger Herr, Ihr Feind und unser Plagegeist, ward deshalb Pathe bei dem neugebornen Kinde des Edelmanns, das späterhin, als es ein wenig heranwuchs, unser Aller Liebling ward. Jene Taufe gab Veranlassung zu einem großen Feste, und seitdem ward das Freundschaftsband zwischen beiden Familien noch enger geknüpft. Zehn Jahre nach der Geburt jenes Kindes starb unser Herr, bald nachher auch die gnädige Frau, und der junge Woronitscheff ging auf Reisen ins Ausland. Fünf Jahre blieb er weg. Bald starb auch unser guter Nachbar, und hinterließ Weib und Kind in ziemlich dürftigen Vermögensumständen. Indessen that Frau von Wolchoff alles, was in ihren Kräften stand, um ihrer Tochter eine gute Erziehung geben zu lassen."

„Nachdem unser Herr viel Geld und Gut durchgebracht hatte, kam er zurück und machte ein paar Tage nachher der Frau von Wolchoff einen Besuch. Seine Pathe mochte etwa siebzehn Jahr alt sein, und war ein Mädchen ...! Ich kann Sie versichern, Herr von Paradilin, im ganzen Moskowiterlande konnte kein schöneres gefunden werden; der Herr kannte die Kleine, die vor seiner Abreise noch mit der Puppe tändelte, kaum wieder, kurz, er verliebte sich in sie, aber das war keine edle Liebe, sondern nur Lüsternheit, wie sich von ihm erwarten ließ. Er war nun nicht mehr aus dem Hause fortzubringen, und überschüttete die Tochter sowohl wie die Mutter, welche es nicht merkte, worauf er es eigentlich abgesehen hatte, mit werthvollen Geschenken. Aber darum hatten die Leute doch kein Herz zu ihm. Maschinka namentlich mochte ihn gar nicht leiden, durfte sich das aber nicht merken lassen."

„So viel mein Herr sich auch Mühe geben mochte, sich dem Mädchen zu nähern, so wenig gelang es ihm. Wüthend darüber, daß sich Maschinka immer von ihm fern hielt, beschloß er, deren Kammermädchen durch Bestechung in sein Interesse zu ziehen. Und das unglückselige Weibsbild ließ sich auch beschwatzen, so daß Maschinka der Falle, welche von den Beiden ihr gelegt wurde, unmöglich entgehen konnte. Wie sie Alles zusammen abgekartet haben mögen, das weiß ich nicht, aber eines Abends hatten sie die Alte zu entfernen gewußt, und ..., kurz, am andern Tage war das Fräulein krank, und schwebte einige Zeit in Lebensgefahr. Doch erholte sie sich allmälig wieder. Der Bösewicht aber, welcher der armen Unschuldigen auf so himmelschreiende Weise Gewalt angethan hatte, war ihr ein Greuel und Abscheu; sie wollte Alles der Mutter entdecken, aber die furchtbaren Drohungen ihres Pathen, die Ueberzeugung, daß jene von einem solchen Schlage aufs Aeußerste betroffen werden würde, legten ihr Schweigen auf. Seitdem jedoch wußte Maschinka es immer so zu veranstalten, daß sie nie wieder allein mit ihm war. Sie wich nicht mehr von der Mutter Seite. Aber je kälter sie Woronitscheff behandelte, je höher stieg auch dessen unlautere Begierde. Wäre sie ihm entgegengekommen, ich wette, nach Ablauf von vierzehn Tagen hätte er sich nicht mehr um sie bekümmert. Aus Aerger und Mißvergnügen, daß alle seine listig geschmiedeten Pläne, Maschinka abermals zu berücken, mißlangen, entfernte er sich auf einige Zeit, und blieb drei Monate in Moskau. Während derselben erhielten Frau von Wolchoff und Maschinka die Einladung, einen dem verstorbenen Wolchoff sehr befreundeten General in der Bezirksstadt zu besuchen. Die nahmen sie an, und Maschinka zeigte sich zum ersten Male in einem größern Kreise. Die jungen Leute, denen sie gefiel, schwärmten um sie herum, wie die Mücken ums Licht, und besonders wich Einer nicht von ihrer Seite. — Nachdem Frau von Wolchoff wieder nach Hause zurückgekehrt war, erhielt sie bald darauf einen Brief vom General, der für diesen jungen Mann um Maschinka's Hand anhielt. Er lobte denselben sehr, und stehe dafür, daß keine bessere Partie so leicht zu finden sei. Die Mutter, hocherfreut über einen so vortheilhaften Antrag, schrieb zurück: daß sie des Jünglings Besuchen kein Hinderniß entgegensetzen werde. Maschinka war bald so zu Gunsten ihres Bewerbers eingenommen, daß sie einwilligte, ihm ihre Hand zu reichen. Der Pathe Woronitscheff sollte von alle dem nicht eher auch nur eine Sylbe erfahren, bis Alles zur Hochzeit vorbereitet und die Einwilligung von Seiten der Familie des Bräutigams erfolgt sei."

„Sie können leicht denken, daß mein Herr nach seiner Rückkehr von Moskau von dem jungen Mädchen nun vollends ungern gesehen wurde. Aber ein paar Tage nachher erfuhr er durch das Kammermädchen Alles, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war. Ich versichere Sie, eine Wölfin, der man die Jungen geraubt hat, kann nicht wüthender sein, als der verschmähte Liebhaber. Er überhäufte Frau von Wolchoff mit Schmähungen, warf ihr Undankbarkeit vor, schwur, er wolle eine Heirath mit einem solchen Menschen nicht zugeben, denn nur er allein habe sich um Maschinka's Versorgung zu bekümmern. Dann stieg er aufs Pferd, ohne auf irgend eine Gegenvorstellung von Seiten der Mutter hören zu wollen. Maschinka war bei diesem Auftritte nicht zugegen gewesen; als sie Woronitscheff erblickt hatte, war sie auf ihr Zimmer geeilt und hatte sich eingeschlossen."

„Es verfloß wohl ein ganzer Monat, ohne daß mein Herr die Frau von Wolchoff wieder besuchte. Diese glaubte, er würde sich endlich wohl zufrieden gegeben haben und in die Heirath willigen, was gewissermaßen erforderlich war, weil er als Pathe und natürlicher Vormund allerdings ein Wort zu sagen hatte. Ich aber glaubte nicht daran, weil ich wußte, daß er häufig mit unserm Hufschmied, den ich für seinen bösen Geist halte, geheime Unterredungen hatte. Dieser Schmied ist ein Bösewicht durch und durch, und darum paßte ich ihm auf und spürte seinen Schritten nach, wann und wo es nur anging. Mehr als einmal sah ich ihn Nachts zwischen elf und zwölf aus der Gegend, wo das

Haus der Frau von Wolchoff liegt, zurückkommen, und dann ging er heimlich auf des Herrn Zimmer. Da ich indessen nichts von irgend einem bedenklichen Vorfalle hörte, so glaubte ich zuletzt, der Herr gebrauche den Hufschmied als Boten in irgend einer der vielen Liebesangelegenheiten, in die er mit allerlei Mädchen in der Umgegend sich einließ."

„Auf einmal war mein Herr die Freundlichkeit selbst, er behandelte uns Alle recht gut, schalt wenig oder gar nicht, ließ keine Leute prügeln und das ganze Haus war froh. Eines Abends, es war am heiligen Michaelistage, — so lange noch Leben in mir ist, vergesse ich's nicht — ließ mich Woronitscheff auf sein Zimmer rufen. Er war allein. Da ich über Land gewesen und ermüdet war, so bot er mir einen Stuhl zum Sitzen an. Seit ich ihn kannte, war das noch nie zuvor geschehen. Aus Besorgniß, falsch gehört zu haben, lehnte ich mich aber nur an denselben."

„Gregorieff, so begann er, Du weißt, daß ich mich der Heirath des Fräuleins Maschinka mit dem jungen Laffen, den ihr der General aufbürden will, stets widersetzt habe. Indessen wollte ich es doch nicht unterlassen, mich nach den Verhältnissen jenes Menschen zu erkundigen. Nun habe ich gehört, daß er von guter Familie ist und fünfhundert Bauern erbt. Das ist mehr als Fräulein Wolchoff, die wenig oder gar kein Vermögen hat, je hoffen durfte. Kurz, die Partie gefällt mir jetzt, und deshalb will ich für eine angemessene Aussteuer sorgen. Du sollst nun unverzüglich zu den Damen Dich begeben und sie von meinen Absichten in Kenntniß setzen. Ich bin ein wenig hitzig gegen sie gewesen, und möchte darum meinen Fehler wieder gut machen. Weil ich aber morgen eine Reise nach Moskau antreten muß, so muß Maschinka heute noch hierher kommen, damit ich allerlei Nothwendiges mit ihr bespreche. Sobald ich wieder heim bin, kann dann Hochzeit sein. Nun geh' hinunter, laß vier Pferde vor meinen Wagen spannen und bitte Frau von Wolchoff nebst Tochter, sich gefälligst hierher zu bemühen; ist der Bräutigam da, so lade auch ihn ein, und bring' alle drei mit. Nun geh', mein Junge, und laß den Andreas Michaelowitsch scharfen Trab fahren."

„Hocherfreut über einen so angenehmen Auftrag, ließ ich schnell anspannen, und der Kutscher mußte nicht Trab, sondern gestreckten Galopp fahren. Frau von Wolchoff war unwohl und unvermögend, das Rütteln des Wagens auszuhalten; der Bräutigam aber seit gestern schon wieder nach Kaluga abgereist. Indessen schöpfte ich immer noch keinen Verdacht, sondern erzählte Alles, was mir mein Herr gesagt hatte, und daß es ihm leid thun würde, statt dreier Personen nur eine ankommen zu sehen. Schon der bloße Gedanke, die Schwelle ihres Pathen zu betreten, machte Maschinka bestürzt; sie ward bleich wie der Tod; sie erklärte, eher sterben zu wollen, als sich zu diesem Schritte zu entschließen. Darüber ward sie von der Mutter nicht wenig getadelt; es ward ihr vorgestellt, daß eine Aussöhnung mit Woronitscheff dem General wie dem Bräutigam gewiß lieb sein würde, und es sei außerdem auch unklug, den Sohn ihrer Wohlthäter sich zum Todfeinde zu machen."

„Ich unterstützte die Mutter und bat das Fräulein ebenfalls, Woronitscheff nicht zu beleidigen. Befürchten Sie nichts; keine Minute will ich von Ihrer Seite weichen; mein Herr ist seit einiger Zeit wie umgewandelt; Sie dürfen dreist und ungefährdet mit mir zu ihm gehen. — Das unglückliche Mädchen gab endlich dem Befehle, den Bitten, den Thränen der Mutter nach. Was auch kommen mag, sprach sie, es ist für mich ein Trost, Dir gehorsam gewesen zu sein. Ich bin bereit, Gregorieff; möge Gott mich in seine Obhut nehmen." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden. (Beschl.)

[Die Guerra'sche Bereitergesellschaft. Petitionen gegen die Emancipation der Juden. Reichenbach's und Doctor Fortlage's Vorlesungen. Angekündigtes Concert von Klotz. Die Oper florirt.]

Den Maskenbällen hat es auch diesmal, wie gewöhnlich, nicht an langweiligen Narren, wohl aber an Witz und unterhaltenden Späßen gefehlt. Wir sind zwar, ohne es selbst zu wissen, recht leidliche Narren in unserm Hause, aber wenn wir uns das Ansehen von denselben geben wollen, so gelingt's uns am allerwenigsten. Oft vermag ein ganzes Dutzend von Hanswürsten und Consorten mit vereinten Kräften nicht die Zwerchfelle, desto mehr aber die Gähnorgane, in Bewegung zu setzen, während man sich nicht enthalten kann, über einen in selbstgefälliger Grandezza einherstolzirenden Marquis Posa herzlich zu lachen! Die Harlequine hatten überhaupt diesen Winter einen schweren Stand durch einen ihrer furchtbarsten Nebenbuhler, den Komiker **Wirol** bei der hier anwesenden **Guerra**'schen Kunstreitergesellschaft. Dieses Non plus ultra von Gelenkigkeit, das seinen Körper, wie ein Band, in jede beliebige Form legen kann, so daß man schwören sollte, er sei, einer Raupe gleich, ohne Knochen geschaffen, ist ein fortdauernder Gegenstand unserer Stadtgespräche. Herr Wirol, dessen Portrait in den Kunsthandlungen aushängt, ist übrigens als geborner **Holländer** eine besonders merkwürdige Erscheinung. Bei dieser Gelegenheit will ich eines jungen Groteskttänzers bei dem hiesigen Ballet, Namens **Emil Perenz**, etwa sechzehn Jahr alt, gedenken, der ein würdiges Seitenstück zu Herrn Wirol zu werden verspricht. Zur bevorstehenden Ostermesse wird sich die Gesellschaft nach Leipzig wenden; mit ihrer Einnahme in Dresden soll sie nicht recht zufrieden sein. Kein Wunder, denn theils haben wir seit kurzem mehrere ähnliche Gesellschaften hier zu sehen Gelegenheit gehabt, theils ist unser Publicum bekanntlich zu haushälterisch, um sein schwerverdientes Geld der Schaulust zu opfern, und kann zwar, wie die alten Römer, auch nicht panem,

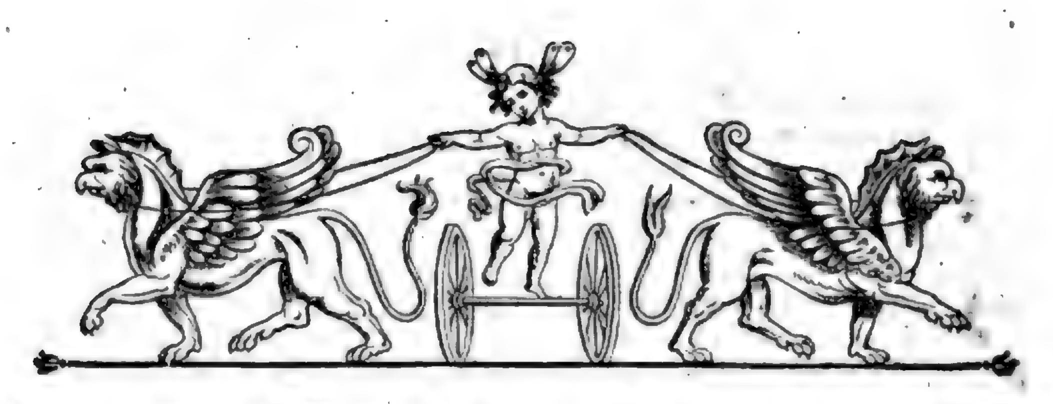
wohl aber circenses entbehren! Ein großer Theil vergißt außerdem das Vergnügen über der Theilnahme an politischen Angelegenheiten. Seitdem nämlich unsere Deputirten den Dresdner Bürgern (auszusprechen, wie die französische Uebersetzung von Schäfer geschrieben wird) mit der Judenemancipation bange gemacht, sind jene, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, in einen Bund zusammengetreten und haben, ne res publica detrimenti capiat, eine Petition unterzeichnet, in welcher sie den getreuen Ständen des Landes das entsetzliche Unglück vorstellen, welches nothwendig aus solch' einem unverzeihlichen, wider Völkerrecht, Christen- und Innungsthum streitenden Unternehmen über die sächs. Nation hereinbrechen werde. Die Provinzialstädte eifern der Residenz wacker nach, und Chemnitz soll, wie zu erwarten stand, auch bereits einige tausend Unterschriften zusammengebracht haben. Gespannt ist man auf das Benehmen Leipzigs in dieser Angelegenheit. Die dortige Kaufmannschaft könnte wohl, wenn sie wollte, bei der Frage um Emancipation der Juden einen entscheidenden Einfluß erlangen und eine gewichtige Majorität gegen die gewerbtreibenden Oppositionsmänner in die Wagschale legen. „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute!“ Nun, wir wollen's nicht beschreien, wie man zu sagen pflegt! Ist nur erst die Eisenbahn im Stande, die Vermittlungslinie zwischen den beiden sächs. Nebenbuhlerinnen, dann — ja, was wird dann nicht Alles geschehen! Was der Einen angehört, wird auch ein Eigenthum der Andern sein. Unsre Theaterzettel werden zugleich an den Thoren Leipzigs angeklebt sein; die Leipziger haben ihre Sommerlogis in Dresden, wir dagegen abonniren uns in den Gewandhausconcerten, u. s. f. Auch für die Universität wird ein neues Leben beginnen! Mancher bemittelte Studirende des Auslandes, welcher bisher den langweiligen Aufenthalt in Leipzig gescheut hat, läßt sich dann abwechselnd hier und in Dresden nieder, ohne deswegen in Gefahr zu kommen, sein Collegium versäumen zu müssen. Kein Professor wird beim Beginn seiner Vorlesungen mehr zu klagen haben: „Ja sonst, meine Herren, mußt' ich die Thür öffnen lassen, weil der Raum meine Zuhörer nicht faßte, im Vorsaale, auf der Treppe standen die wißbegierigen Lauschenden, und jetzt — ist es nicht ein Jammer, die leeren Stühle zu sehen?“ Dresden scheint sich wirklich schon jetzt das Ansehen geben zu wollen, als stehe es mit der Universität in einer Art von Verbindung! Nicht allein, daß die hiesige chirurgisch-medicinische Schule wesentlich dazu beiträgt, so hat auch z. B. diesen Winter der rühmlich bekannte Professor Reichenbach wieder eine Reihe von öffentlichen Vorträgen aus dem Gebiete der Naturgeschichte und Physik gehalten, welche ein sehr zahlreiches Publicum gefunden zu haben verdienen. Außerdem hat ein Doctor Fortlage aus Heidelberg einen Cursus über die Fortbildung der Poesie in weltgeschichtlicher Bedeutung begonnen und unter seinen Zuhörern sich des Königs und des Prinzen Johann zu erfreuen. Schon vorher hatte Herr Fortlage in der hiesigen Gesellschaft Albina über hebräische, persische und arabische Poesie gelesen, wobei er einzelne Gedichte verschiedenen Inhalts, meist von Fr. Rückert übersetzt, weniger vortrug, als vielmehr declamirte. Sehr interessant war unter Andern die Uebersicht über den Koran. Der letzte Theil der Vorlesung, den die erotische Poesie der Araber und Perser bildete — das hohe Lied, das einzige Denkmal dieser Gattung in der hebräischen Dichtkunst, blieb zu unserm Befremden unbesprochen — zog besonders die Damen an und entschädigte sie für das Vorhergehende, das ihrem Verständnisse freilich als ziemlich fernliegend vorkommen mochte! Sogar für die Musik fehlt es nicht an Bemühungen, dieselbe dem Publicum als einen historischen Gegenstand vor die Ohren zu führen. Der Musikdirector Herr Karl Klotz aus Berlin hat ein Concert angekündigt — schon früher hat er uns ein ähnliches gegeben — in welchem er uns von der Instrumental- und Vocal-Musik der Vorzeit einen Begriff geben und in einem Vortrage die nöthigen Erklärungen hinzufügen will! Herr Zezi, unser vortrefflicher Bassist, wird ein Solo mit hebräischem Originaltext aus der Zeit des Königs Salomon oder David singen, wozu ihn das Chor unsers Theaters begleiten soll! Doch wird, um die Geduld des Publicums nicht zu prüfen, das Concert auch Gegenstände aus der neuen und neuesten Musik enthalten. Der junge Violinist Schäfer wird sich auf seinem Instrumente hören lassen und Mad. Schröder-Devrient wird die einfach schöne Arie aus den Hugenotten von Meyerbeer: parmi les pleures etc. vortragen. Mit Riesenschritten naht die Zeit heran, wo uns Deutschlands Malibran — doch wozu der Vergleich mit einem andern Namen? — wo uns unsre Schröder-Devrient verlassen wird, um ihre Reise nach London anzutreten, welches sie auf drei Jahre für sich gewonnen hat! Wir genießen die seltene Frau jetzt noch, so gut wir können, denn wer weiß, ob wir sie nicht bald zum letzen Mal sehen, da sie, nach ihrer eigenen Aeußerung, nicht übel Lust hat, nach ihrer Rückkehr von England der Bühne gänzlich zu entsagen! Hoffen wir indessen, daß eine solche Entsagung nicht so leicht ist, mir wenigstens will es bedünken, als ob einem Genie, das die Natur für die Bühne geschaffen, das Theater zum unentbehrlichen Elemente werde, welches Geständniß auch wirklich Edmund Kean von sich abgelegt haben soll! Die Oper hat in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit des Publicums mehr in Anspruch genommen, als das recitirende Schauspiel: Euryanthe, Fidelio, Norma, die Montecchis haben uns wiederholt die köstlichsten Genüsse gewährt. Neben der Schröder glänzt besonders Frln. Botgorschek mit ihrer kostbaren Altstimme. Iphigenie in Tauris, die uns noch durch Frln. von Faßmann in gutem Andenken ist, haben wir als Benefizvorstellung der Scheidenden nächstens zu erwarten. Diese wird gewiß nicht ohne Rührung von uns gehen, denn wie oft auch die Dresdner den Vorwurf der „Fischblütigkeit“ verdient haben mögen, so haben sie doch niemals verkannt, welchen Schatz sie in Mad. Schröder-Devrient besessen, und bethätigen jetzt mit unverkennbaren Zeichen der Theilnahme ihre Trauer über solch' einen Verlust! Die Gesetze des Raums dieser Blätter verbieten mir diesmal, mich weitläufiger über das Theater auszulassen, was in meinem künftigen Berichte geschehen soll, in welchem ich bei der Besprechung einiger neuen Erscheinungen im Schauspiel auch die Tragödie von Fr. Halm, der Adept, welcher hier noch viel kälter gelassen als an andern Orten, zu beleuchten suchen werde. Schließlich noch die Bemerkung, daß die projectirten dramaturgischen Blätter von Winter durch die ausbleibende Concession zu erscheinen noch immer verhindert sind.

Notiz.

[Universität zu Athen.]

Diese wird zu Ostern eröffnet. Sie ist in vier Facultäten abgetheilt, deren jeder ein Dekan vorsteht. Auch gibt es ordentliche und außerordentliche Professoren tout comme chez nous. Die Mehrzahl der 31 Professoren hat in Deutschland ihre Bildung genossen; vier von ihnen sind auch geborne Deutsche.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 55. — den 18. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

„Als wir in den Wagen zu steigen uns angeschickt hatten, und nach dem Mädchen riefen, hieß es, dasselbe sei bettlägerig und habe sich eben das Bein verrenkt. Maschinka wollte umkehren, doch die Mutter trat aus dem Zimmer und rief: Kind, Du hast es mir versprochen. — Ach, hätte die Arme gewußt, oder geahnet, was sich ereignen würde! ... Aber das sollte nun einmal so sein."

„Als wir uns dem Schlosse näherten, klammerte sich Maschinka an meinen Arm und sprach in einem Tone, der mich beben machte: Gregorieff, laß mich um Gotteswillen nicht einen Augenblick mit Deinem Herrn allein, und befiehlt er Dir, wegzugehen, so thu' es doch nicht. Ich halte Dich für redlich. — Als wir vor dem Hauptthore ausstiegen, befremdete es mich, dort und auf dem Hofe keinen Menschen zu sehen."

Hier hielt Gregorieff einen Augenblick inne, stand auf, sah sich um, ob Niemand in der Nähe war, und horchte. Da er nichts weiter vernahm, als den Klang der Axt, der aus der Ferne herüberschallte, setzte er sich wieder und erzählte weiter:

„Wir waren schon die Treppe hinaufgestiegen, welche zu den Gemächern meines Herrn führt, als plötzlich auf dem Corridor eine Thür geöffnet wird, aus der ich den Schmied heraustreten sehe. „Hier ist der Eingang, gnädiges Fräulein," sagt er, und Maschinka tritt ins Zimmer. Als ich ihr folgen will, vertritt der Mensch mir den Weg und ruft: „Der Herr hat schon nach Dir gefragt, geh' und höre seine Befehle." Das arme Mädchen warf mir einen Blick zu, der bis tief in mein Herz drang; denn aus demselben sprachen die Worte: Du hast mich getäuscht und betrogen. Ich wollte den Schmied bei Seite schieben, aber er schlug mir die Thür vor der Nase zu und schloß ab. Nun ging ich ins Gemach meines Herrn, dessen Anblick mich beben machte. Denn ich sah nicht mehr die freundliche, leutselige Miene, wodurch er mich an jenem Morgen getäuscht hatte, sondern in seinen Zügen prägte sich deutlich der Sturm aus, der in ihm toben mochte. Von der Reise sprach er kein Wort, sondern befahl mir in barschem Tone, sogleich eine Liste aller der Arbeiten zu entwerfen, die im Laufe des Monats noch unternommen werden müßten. Ich merkte indessen gleich, daß er damit nichts weiter beabsichtigte, als mich zu entfernen. Gehorchen mußte ich freilich; doch faßte ich den Entschluß, wo möglich Alles zu beobachten, was vorfallen würde, möchte daraus auch entstehen, was da wollte."

„Ach, Herr von Paradikin, wie sehr bereue ich es bis auf den heutigen Tag, nicht die Bitten des unglücklichen Mädchens beachtet zu haben! Bis zum letzten Hauche wird das schwer auf mein Herz drücken! Aber der Herr stellte sich so gut und mild, daß er wohl einen Gescheidtern als mich hintergangen haben würde; von der frühesten Jugend, von Kindesbeinen an, hatte er sich immer nur so

gegeben, wie er wirklich war, und nie auch nur ein einziges Mal sich verstellt. Nur dieses einzige Mal hat er, von Eifersucht geplagt, eine Ausnahme gemacht, um desto sicherer zum Zwecke zu kommen. Das hat ihm aber kein anderer als der nichtswürdige Schmied eingegeben."

„Ich ging, um allen etwaigen Verdacht abzulenken, auf mein Zimmer, verließ es aber bald wieder, öffnete leise die Thür und schlich über den Corridor. Im ganzen Hause war Alles ruhig und still. Ich hatte bemerkt, daß alle Leute auf dem Felde oder ganz hinten im Garten, weit vom Wohngebäude entfernt, beschäftigt waren. Auf den Zehen schlich ich vor meines Herrn Wohnzimmer und horchte an der Thür, vernahm indessen keinerlei Geräusch oder Bewegung. Das brachte mich auf den Gedanken, sie möchten das Fräulein wohl in einen niedrigen, auf einem Flügel des Schlosses liegenden Saal geführt haben, weil dort Woronitscheff und sein Getreuer oftmals lange Zwiegespräche hielten. War das der Fall, dann konnte ich Alles, was etwa dort vorging, ganz genau sehen, weil in jenem Saale in frühern Zeiten manchmal Komödie gespielt worden war, und der alte Herr, da er kränklich ward und seine Kräfte schwanden, sich eine kleine Loge hatte bauen lassen, von welcher herab er der Aufführung zusah. Die Loge war seit dessen Tode unbenutzt geblieben. Die zu derselben führende Thür war nicht verschlossen, — so unbedachtsam sind oft die schlechten Menschen, — ich ging, ohne bemerkt zu werden, hinauf; ein Vorhang verbarg mich den Blicken des Herrn von Woronitscheff, ich aber konnte das ganze große Zimmer übersehen: auf einem mit Teppichen belegten Tische standen zwei brennende Leuchter, denn der vor dem Fenster sich erhebende große Baum verdunkelte das Zimmer; vor dem Tische, auf welchem ich ein Schreibzeug bemerkte, stand ein Sessel, und unweit von demselben noch ein Stuhl. Das Ganze kam mir so unheimlich vor, wie ein Inquisitionsgericht in Spanien, wovon ich hier und da wohl gelesen habe. Etwas anderes war es auch allerdings nicht."

„Nach einer kleinen Weile trat mein Herr mit dem Fräulein in den Saal, befahl dem Kutscher und dem Schmiede, im Nebenzimmer zu bleiben, schloß die Thür ab, und bat Maschinka, Platz zu nehmen. Sie setzte sich auf den Stuhl, er in den Sessel. Ihre ganze Haltung war stolz und würdevoll, sie schien mir größer geworden zu sein; aus ihrer Miene sprachen Unwillen und Verachtung. Als sie sich gesetzt hatte, konnte ich übrigens ihr Gesicht nicht mehr beobachten, denn sie drehte mir den Rücken zu. Mein Herr nahm das Wort. Die Scene, welche ich damals erlebte, ist mir so lebhaft im Gedächtnisse geblieben, daß ich Alles mit denselben Worten wieder erzählen kann."

„Maschinka Alexiewna, sag' mir, weshalb hast Du mich, Deinen Taufpathen, den Wohlthäter Deiner Familie, nicht selbst in Kenntniß von Deiner Verlobung gesetzt? Weshalb mußte ich die Nachricht davon zuerst aus dem Munde fremder Leute hören?"

„Der General hatte ausdrücklich von mir verlangt, nicht eher meine Verlobung bekannt zu machen, als bis meines Bräutigams Eltern ihre Einwilligung gegeben haben würden. Diese ist erst vor wenigen Tagen erfolgt, und ich würde Sie davon in Kenntniß gesetzt haben, wenn die Kränklichkeit meiner Mutter mich nicht daran gehindert hätte."

„Als der General sich im Namen des Bräutigams um Deine Hand bewarb, war sie nicht krank; gleich nach Empfang jenes Briefes hättet Ihr mir denselben zustellen müssen; das war Eure Schuldigkeit. Deine Mutter hat dadurch, daß sie es nicht that, alle Höflichkeit sowohl, als auch die schuldige Dankbarkeit außer Augen gesetzt. Ihr thörichten Weiber habt Euch dem jungen Burschen gleich ohne Weiteres an den Hals geworfen, ohne mich auch nur zu fragen. Und das geschah wahrscheinlich aus Furcht, daß ich eine Verbindung mit einem Unbekannten nicht billigen würde?"

„Mit einem Unbekannten? Für den General und uns ist er kein Unbekannter. Doch ehe wir weiter reden, erlaube ich mir, Ihnen zu bemerken, daß ich aufs Aeußerste erstaunt bin, sowohl über den Ort, an welchem wir uns befinden, den Ton, den Sie sich gegen mich erlauben, als auch über eine Sprache, die der gerade Gegensatz zu derjenigen ist, welche Gregorieff in Ihrem Namen führte. Nach dieser letztern zu schließen, mußte ich erwarten, Sie würden mir Ihre Einwilligung zu der ehrenvollen Verbindung geben, welche ich beabsichtige. Ich gestehe daher offen, daß ich Ihr gegenwärtiges Benehmen nicht zu deuten vermag, und daß ich nicht weiß, was ich davon denken soll."

„Was Du davon denken sollst, Elende? Daß Deine Hinterlist mich zu einer Heuchelei genöthigt hat, die meiner nicht würdig ist. Den Gregorieff, den Tölpel, habe ich hinters Licht geführt, und so würde ich es mit aller Welt gethan haben, nur um Dich in meine Gewalt zu bekommen. Jedes Mittel wäre mir recht gewesen. Ich sage Dir, Maschinka, laß den anmaßenden Ton nun bei Seite, er paßt schlecht zu Deiner jetzigen Lage. Undankbares Mädchen, hast Du meine Zärtlichkeit, die Wohlthaten, mit

denen wir Deine Eltern überhäuft, vergessen? Denkst Du nicht mehr daran, daß Dein alter Vater noch auf dem Sterbebette mich Dir empfahl?"

„Beschwören Sie den Schatten dieses Ehrenmannes nicht herauf, Herr von Woronitscheff. Er ruft aus seinem Grabe Ihnen die Worte zu: Was hast Du gethan mit der Unschuld, welche ich Dir anvertraute? Allen Anstand hast Du hinten angesetzt, kein Gebot der Ehre hast Du beachtet; grausamer als der Geier, der seine Opfer zerfleischt, bist Du gewesen; denn Du hast das Deinige entwürdigt."

„Bist Du nicht hundert Mal strafbarer, Mädchen, dadurch, daß Du den Mann, dessen Namen Du führen willst, hintergehst und betrügst? Der junge, leichtsinnige Thor weiß nicht, daß Du mein gewesen bist. Aber ich sage Dir, leistest Du nicht Verzicht auf seine Hand, so gehe ich selbst zu ihm, offenbare ihm Alles, und will ihm die Schande ersparen, ein Mädchen zu heirathen, das..."

„Die Offenbarung käme zu spät; darin bin ich Ihnen zuvorgekommen; mein Gewissen gebot mir das, und ich folgte seiner Mahnung selbst auf die Gefahr hin, mein ganzes Lebensglück dadurch zu untergraben. Meine eigene Schmach habe ich eingestanden. Mein Unglück, meine Thränen und mein Freimuth bewiesen zur Genüge meine Unschuld und Ihre Nichtswürdigkeit."

„Als Woronitscheff das hörte, zuckte er krampfhaft zusammen, und ich befürchtete einen Augenblick, er möchte sich in seiner Wuth auf Maschinka stürzen und sie mit dem Federmesser, das er in der Hand hielt, durchbohren. Da stieß er es mit Gewalt in die Lehne seines Sessels, brach die Klinge ab und knirschte mit den Zähnen."

„Du elendes Geschöpf! rief er laut, durch dieses Geständniß rennst Du in Dein Verderben. Ich wußte es wohl, Du hast mich nie gern gesehen, aber daß Du einen Andern liebst, und ihm Alles offenbart hast, ist für mich ein Hohn. Du hast mich beschimpft, und dafür will ich Rache!"

„So viel Achtung habe ich denn doch noch vor Ihnen, daß ich Sie nicht fürchte. Unmöglich können Sie das Vertrauen, welches ich in Sie gesetzt habe, mißbrauchen wollen. Freilich enttäuschen Sie mich schon durch die Art und Weise, in welcher Sie gegen mich auftreten. Ich wiederhole es, mit Gregorieff sprachen Sie ganz anders. Dennoch bitte ich Sie, lassen Sie mich nach Hause schaffen; was zwischen uns zu verhandeln ist, kann nur in Gegenwart meiner Mutter geschehen. Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß es Ihre Pflicht ist, mich nicht mit Ihrem Hasse zu verfolgen, sondern mich zu beschützen. Stehen Sie nicht meinem Glücke im Wege."

„Deinem Glücke! Was kümmert mich Dein Glück, wenn das meinige dadurch untergraben wird! Lieber wollte ich... Höre, ich kann viel für Dich thun. Wenn Du Dich aber fortwährend so starrköpfig gegen mich geberdest, und nicht ohne Umstände diesen Brief hier abschreibst, so verläßt Du mein Haus nicht wieder. Bedenke, unter diesem Saale liegt ein Gewölbe, wohin weder Sonne noch Mond scheint. Beharrst Du darauf, jenen Laffen heirathen zu wollen, so hast Du auch Dein Verderben besiegelt. Das wiederhole ich Dir noch einmal. Ja, dort unten lasse ich Dich hinwerfen; es ist schon Alles bereit; und..."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Triest, den 3. März.

[Physiognomie der Gesellschaft, Männer und Frauen, Carneval.]

Die Elemente der hiesigen Gesellschaft, insofern sich diese in Abendgesellschaften, Bällen und ähnlichen Gelegenheiten vereinigt, sind, wie die Stadt, der sie angehören, sehr völkergemischter Art, wodurch natürlich für einen geübtern Beobachter sich manche interessante Erscheinung gibt, die man schwerlich in einer andern als einer erst jugendlich emporblühenden See- und Handelsstadt gewahren dürfte. Italiener, und zwar aus allen Theilen Italiens, doch der Mehrheit nach Eingeborene, bilden den Hauptstamm in den größern Cirkeln; man erkennt sie augenblicklich an ihrer lebhaften Gliederbewegung und dem dunkleren Aug' und Haare; ihnen folgen die deutschen Familien, aus allen Gauen Deutschlands hierher geweht, doch mit überwiegender Anzahl von Oesterreichern. Da Sie die Deutschen vollkommen kennen, so überhebe ich mich jeder Schilderung. Daß natürlich die Engländer — die Nomaden der civilisirten Welt — nicht fehlen, versteht sich von selbst. Doch haben sie hier das Gute, daß sie theilweise hübsche Frauen und Nieçen besitzen, weshalb ich ihnen vieles Rostbeefartige zu Gute halte.

Die Franzosen — die natürlichsten Propagandisten — haben auch hier Emissäre, die jedoch, soweit ich sie bis jetzt kennen lernte, weniger auf Verbreitung von gewissen Ideen ausgehen, als vielmehr mit wohlfeiler Acquirirung von ägyptischer Baumwolle und türkischem Weizen sich befassen. Doch benehmen sie sich in Gesellschaft, wie immer, polirt und obligeant. Zu diesen 4 Hauptnationen kommen nun noch die schwarzen, abenteuerlichen Dalmatier, die pfiffigen Griechen, die inevitablen Juden, die sich hier den Teufel um Riesser's Emancipationsprojecte kümmern, und eine Mischung von Croaten, Türken, Wallachen 2c. 2c. In der guten Gesellschaft jedoch erscheinen nur die 4 Hauptnationen, deren Sprachen natürlich auch cursiren, woraus denn öfters das seltsamste Kauderwelsch wird, das Sie sich denken können. Englische Damen unterhalten sich mit deutschen italienisch, daß Italiener darüber weinen möchten, während Letztere in deutsch radbrechen, worüber der Deutsche sich todt lachen will. Das Sprachtalent der Franzosen ist ohnedies sprüchwörtlich und der Deutsche — worunter auch ich gehöre — bemüht sich auf desperate Weise, alle 4 Sprachen zu reden. Wenn es jemals ein Babel gegeben hat, so muß es wie Triest ausgesehen haben. An glänzenden Schönheiten ist Mangel, doch begegnet man charaktervollen und interessanten Physiognomien, am meisten unter

den Italienerinnen. Ihrem Geschmacke, lieber Doctor, würde vielleicht eine Miß Thornton, eine verlockende Americanerin mit einer bewundernswürdigen Taille zusagen, aus deren Nähe ich mich etwas zurückziehen muß, um nicht ein elendes Opfer ihrer Künste und Practiquen zu werden, die schon mehreren verderblich wurden. Doch hoffe ich, wird auch einmal unser Geschlecht sich an ihr gebührend rächen. Die Unterhaltung dieser Cirkel ist, wie in der ganzen Welt, eine Mischung von Médisance und Intrigue, Kartenspiel, Tanz ꝛc. ꝛc. Magister der freien Künste haben, wie es mir dünkt, noch keinen sonderlich festen Fuß darin gefaßt, doch bin ich eben bemüht, einige Präliminarien zu ziehen und vielleicht erhalte ich einmal unerwarteten Succurs.

Weil ich gerade von Magistern sprach, so kann ich leicht auf die literarischen Verhältnisse übergehen, die mir bis jetzt nur ein mitleidiges Lächeln abzwingen konnten; denn mich im Ernst darüber zu ereifern, ist mir theilweise auch schon in Deutschland die Lust abgekühlt worden. Die Männerwelt in einer Handelsstadt kennen Sie aus Ihrem lieben Leipzig; nun denken Sie Sich aber sämmtliche Magister, Privatgelehrte, bestallte Professoren, gedruckte Schöngeister, kurz Alles hinweg, was auch nur den entferntesten Bezug zu Literarischem hat — also selbst Universitätspedelle — und Sie erhalten ein Bild von Triest. Ich habe jetzt bisweilen den seltenen Hochgenuß, der mir früher niemals zu Theil ward, mich selbst für einen großen Literaten zu halten, weil mein kleines Licht durch solche Schattenmonstres ungeheuer gehoben wird. Doch „ehret die Frauen ꝛc. ꝛc." auch sie sind hier die Bewahrerinnen einer heiligeren Flamme und bei ihnen finde ich einigen Ersatz für jene Menschenlarven, deren Dasein zwischen die geistreiche Beschäftigung des Comptoirs und die interessante Erholung des Kartengebens getheilt ist. Unter den Frauen sämmtlicher Nationen trifft man Sinn für die heiteren und edleren Beschäftigungen, zu dessen Nahrung leider nichts fehlt — als Buch- und Kunsthandlungen. Denn diese stehen in vollkommenstem Gegensatze zu den Zucker- und Caffeemagazinen; so voll diese sind, so leer jene. Sie kennen meine Liebhaberei für Bücher, die ich mit dem berühmten Renegaten Graf Bonneville theile, dessen Mémoiren, wenn Sie sie noch nicht kennen sollten, ich Ihnen hiermit angelegentlich empfehle; allein hier wird es mir bisweilen doch zu bunt, wenn ich diesen lächerlichen Jammer besonders der deutschen Buchhandlungen betrachte, wo im eigentlichen Sinne nichts zu haben ist.

Die italienische Buchhandlung reicht für den Bedarf aus; allein ihre literarischen Producte leiden sämmtlich mehr oder weniger an einer gewissen Ideenbeschränktheit und Gealtertsein — eine Folge von Verhältnissen, die am besten das schöne Lied von Filicaja — o bella Italia! fossi tu men bella etc. charakterisirt. — So deplorabel diese Literaturbeziehungen sind, so lustig und ansprechend war für mich der kurze, aber energische Carneval. Da sich die civilisirte Gesellschaft allenthalben gleich sieht, so erzähle ich lieber von der uncivilisirten d. h. Matrosen, Facchini — die Lazzaroni Triests, — die sich auf den balli brillanti zusammenfinden. Als Hauptmerkmal dieser Reunionen erschienen mir — ein unbeschreiblicher Dunst, um nicht zu sagen Gestank und völlige Besoffenheit der Mehrzahl der edlen Theilnehmer. Denken Sie Sich eine Menschenmasse dieses Gelichters, die häufig 2000 betrug, maskirt und unmaskirt — die größtentheils aus den Matrosen aller Nationen besteht, welche der Rausch italienischen Puttanen in die Arme führt, dazu eine Musik, die etwas Beelzebubartiges hat und ihre Töne durch die geschwängerte Luft — eines durch ersterbende Lichter erleuchteten Saales schickt. — Denken Sie Sich diese ganze Masse, wie durch Kerdisus Zauberstab, auf einmal zu dem wunderlichsten Tanze getrieben, den man hier Manfrino nennt, zu deutsch wohl Herentanz, und der darin besteht, daß beide Partner die seltsamsten, von sinnlichem Rausche eingegebenen Stellungen versuchen, so daß der Besonnenere, zu dieser Classe gehörte auch ich — glaubt, unter eine Menge gerathen zu sein, welche, vom Tarantelstich getroffen, in tolles Rasen verfallen ist. Doch „grau ist alle Beschreibung. —" Um mich zu einer edleren Carnevalsunterhaltung zu wenden, komme ich auf den viertägigen Corso, am Schlusse der Carnevalszeit: Nachdem man Gelegenheit hatte, in Gesellschaften, auf Bällen ꝛc. die Damen kennen zu lernen und die liebenswürdigeren herauszusuchen, so folgt nun das Erntefest. An diesen 4 Tagen, besonders aber am Fastnachtssonntag und Dienstag fahren die Damen in offenen Wagen, deren am besuchten Corso 300 und mehr zu zählen sind, langsam eine Strecke von einer guten Viertelstunde; die Herrn pflanzen sich nun an geeigneten Stellen, mit einer starken Ladung von Bonbons, feinerer und ordinairer Qualität, wohl versehen, auf, und so wie ein Wagen erscheint, deren Besitzerinnen sie ihre Aufmerksamkeit und ihr Interesse bezeigen wollen, so beginnen sie ein Bombardement, das öfters damit endigt, daß man seine ganze Ladung ihnen ins Gesicht, in Busen und Schooß ausschüttet, um triumphirend eine neue zu holen, die gleiches Schicksal hat. Man geräth in eine Art von Extase, selbst Wuth bei diesem Werfen, das manchen, die schöne Casetten, Bouquets ꝛc. damit verbinden, auf 100 und mehr Gulden kommt. Um Sie nicht meinetwegen zu beunruhigen, so sage ich Ihnen, daß ich diesmal es bei 10 Fl. bewenden ließ, weil ich schon bei andern Gelegenheiten zu viel Geld hinausgeworfen hatte. — —

N o t i z e n.

[Neuestes aus England.]

Von dem Library of the newest english novels, tales and poems (Leipzig bei Wunder, mit schönen feinen Typen, in Heften à ½ Thlr.) erschienen bereits zweites und drittes Heft. Jenes mit auserlesenen Stücken von dem Neuesten, was die beliebten Romandichter James und Marryat brachten, einem Gedichte von L. E. L., unter welchen Chiffern Miß Landon bekannt ist; von der Mistreß Fairlie ein Landlebenbild: the old farmhouse (edited by the countess of Blessington), u. s. w. Das dritte Hft. bringt von der Miß Mitford, deren gemüthliche Landlebenerzählungen in Deutschland wenig bekannt wurden, eine country story; von Sheridan Knowles, dem Verfasser des hunchback, eine Guerillageschichte, von der Miß Landon abermals ein Gedicht, u. a.

[Godwin-Castle.]

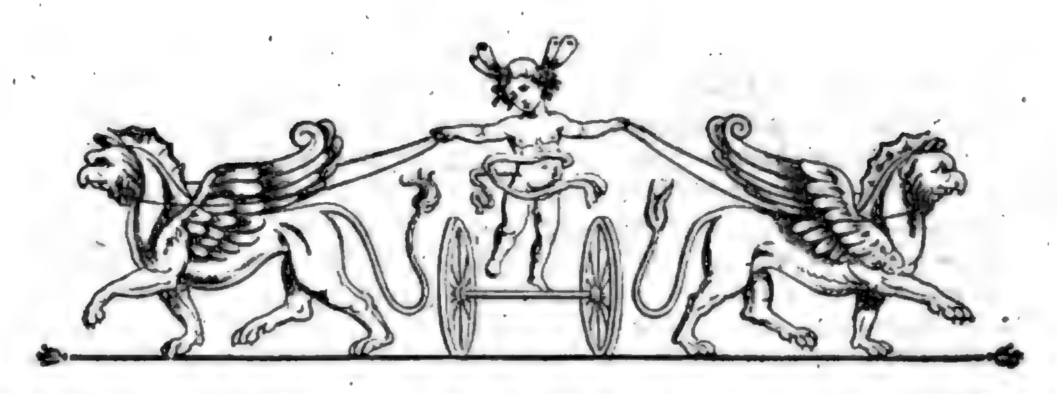
Nicht eine Schwester des düsseldorfer Directors Schadow, sondern eine Frau von Paalzow, Schwester des berliner Professors der Historienmalerei Hrn. Wach, soll die Verfasserin dieses Romanes sein.

[Merkwürdige Carrière einer Dame.]

Vor kurzem starb zu York, 52 Jahre alt, Miß Elisabeth Wright Macauly. Sie war anfangs Schauspielerin und dramatische Dichterin, darauf Predigerin in einer Capelle der Hauptstadt, und dann betrat sie wieder die Bühne. Sie hat sich fast in allen Zweigen des Wissens versucht; eine Zeit lang hielt sie öffentliche Vorlesungen über Botanik, Schädellehre, Staatsökonomie u. dgl. Eine merkwürdige Vielseitigkeit.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von Carl Cnobloch in Leipzig.)



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 56. — den 20. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus dem Leben zweier Dichter*).

Hoffmann in Bamberg. — Funfzehn Jahre sind es nun her, daß der Verfasser der Phantasiestücke aufgehört hat zu leben, dieser unsterbliche Geist, der nach den höchsten Tendenzen intellectueller Entwickelung strebte, und großentheils vergeblich rang, weil von Hoffmann's Geburt an bis zu seinem Ende das Schicksal ihm einen gewaltigen Stein in den Weg legte, der ihm, überall seine Schritte hemmend, entgegentrat. Vornehmlich sind die vier in Bamberg verlebten Jahre seine Marterjahre zu nennen, die aber ebendeshalb um so wichtiger und einflußreicher auf ihn als Mensch und Schriftsteller gewesen sind. Denn hier war es, wo die in ihm vorhandene Ironie aufs äußerste geschärft und sein Haß gegen das Gemeine und Schlechte im Leben in wahren Ingrimm verwandelt wurde. Hier entwickelte sich zum großen Theil in ihm jene fast höhnische Bizarrerie, jener maßlose Widerwille gegen die „schalen, eklen" Weltverhältnisse, kurz die diabolische Lust, die gewissermaßen alle seine Schriften durchweht. Hitzig gibt in seinem Werke über Hoffmann gerade hiervon nur geringe Andeutungen, weshalb Funck's biographischer Denkstein, welcher auf die genauesten Beobachtungen eines täglichen Umganges basirt ist, um so willkommener sein muß. — Bekanntlich erließ Hoffmann, nachdem er im Kriege seine Rathsstelle verloren, im „Allgemeinen Anzeiger der D." einen Aufruf, worin er sich zu einer Musikdirectorstelle empfahl, — und eine solche eröffnete sich ihm denn am bamberger Theater im Sommer 1808. Seine theatralischen Leiden begannen zeitig, gleich mit der Verunglückung seines ersten Probestücks, der Aufführung der „Aline." Diesem folgte bald der Banquerott des Theaterunternehmers, und in dieser hülflosen Lage war es, wo unser Dichter zuerst mit Funck zusammentraf. Er suchte sein Mißgeschick nach Kräften zu überwinden; er gab Musikunterricht, arbeitete für die „Leipziger musikalische Zeitung," zeichnete, malte und componirte, brachte es aber durch alles dieses zu keiner sorgenfreien Existenz. Am meisten quälten ihn seine Musikstunden. Voll hohen, heiligen Ernstes für die Kunst, die als ein inneres Evangelium in ihm lebte, aus ihm sprach und magnetisch wirkte, mußte er natürlich von der Talentlosigkeit seiner Schülerinnen und dem ewigen Predigen der gemeindenkenden Mütter aufs tiefste verletzt werden. Oft bat er den Freund mit gefalteten Händen, er möge ihm rathen, wie er aus dieser Misère komme: — Da erschien zu seinem Glücke Holbein als neuer Unternehmer der Theateranstalt und engagirte ihn vortheilhaft als Directionsgehülfen, in welcher Stelle er sich bald als Theatermaler, Architect, bald als Compositeur versuchte. Dies war die einzige Rosenzeit für ihn in Bamberg. Die Geschäfte gingen gut und nach den Vorstellungen vereinigte sich H. mit seinen Freunden und Bekannten stets zu einem Souper, wobei er von der genialsten Laune übersprudelte und alle Gäste auf

*) Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's und Friedrich Gottlob Wetzel's. Von Z. Funck. Leipzig bei Brockhaus.

jene seltene Weise ergetzte, wie später abermals bei Lutter und Wegener in Berlin. Nur zu bald gerieth er jedoch nach Holbein's Abgang wieder in die alte Noth, und verließ endlich, zum Schlusse von einer gänzlich getäuschten Liebe zu einer gewissen Julie noch höchlichst degoutirt, Bamberg im April 1813, um die Musikdirectorstelle bei der leipziger Operngesellschaft anzutreten. — Noch jetzt betrachten eine Menge Fremde das Duodezdachstübchen auf dem bamberger Theaterplatze wenigstens von außen, in welchem Kreisler-Hoffmann lebte, componirte und viele seiner schönsten Werke schuf oder doch zum großen Theil vorbereitete, — das Stübchen, das ihm gar wohl gefiel bis auf die infamen Störungen von Seiten der musicirenden Nachbarschaft, von denen er selbst ein ganz getreues Bild (Phantasiestücke. Theil I. S. 45—46.) gibt. — —

Friedrich Gottlob Wetzel. — Auch einer von den Dichtern, die ganz besonders das Bleigewicht fühlten, das ihre Ferse nachschleppte, bei ihrem Ausfluge in das heitere Land der Ideale! Sohn eines armen Tuchmachers in Bautzen, war er schon während seiner Studienjahre in Leipzig genöthigt, zur Fristung seines Lebens literarischen „Plunder" auszuarbeiten; doch die Ironie, mit der er dies trieb, schützte ihn vor aller Verflachung, wie dies seine spätern, nicht nach Würden bekannten Schriften bezeugen, als: „Rhinoceros", eine geistvolle Parodie der Tiedge'schen „Urania", der „Prolog zum großen Magen", worin er mit Aristophanischem Witze die Nützlichkeitstendenzen des Zeitalters rügt, ferner seine „Schriftproben", vortreffliche Mythen und Romanzen enthaltend, — und anderes mehr. Auch erwähnt ihn Heine in seiner „Romantischen Schule" und nennt ihn als Lyriker einen Wahlverwandten Uhland's, den er in einigen Liedern an Süße und hinschmelzender Innigkeit übertreffe. — 1809 zog Wetzel nach Bamberg, übernahm die Redaction des „Fränkischen Merkurs" und ward Funck's Freund, dem wir die angezeigte, sehr umfassende biographische Skizze verdanken. Als Redacteur des besagten Blattes, welches er in jeder Hinsicht trefflich leitete, gerieth er in allerhand gefährliche Conflicte, selbst mit der damaligen Regierung; doch rettete ihn sein wahrhaft männliches Benehmen aus allen Gefährden. Allein diese mannichfachen Reibungen, dazu schwere Sorgen wegen des Leibes Nahrung und Nothdurft, so wie namentlich der Schmerz, der ihn ob der, durch die Nothwendigkeit gebotenen Vernachlässigung der Poësie erfüllte, verzehrte vor der Zeit seine Lebenskraft. Bemerkungen über Entstehung und Wesen seines größten Gedichtes, der „Jungfrau von Orleans", unterhaltende Notizen über seine Recension des „Yngurd", welche zu dem famösen Streite zwischen Müllner, Brockhaus und Krug, und sonach zur Herausgabe der bekannten Brochüre „Müllneriana" Veranlassung gab, so wie endlich eine detaillirte Nachricht von Wetzel's angeblichem Uebergange zum Katholicismus machen den Schluß der anziehenden und das Gepräge der reinsten Wahrheit tragenden Biographie. — — S.

Die Nemesis.

Wahrheit ohne Dichtung.

(Fortsetzung.)

„Diese Drohungen erschrecken mich nicht. Die Sorge für Ihre äußere Ehre, für Ihre Sicherheit müssen Ihnen wichtiger sein, als Befriedigung unerklärlicher Rache an einem unglücklichen Wesen, das Ihnen nie etwas zu Leide that, gegen das Sie aber unverantwortlich gehandelt haben. Ich bin zwar arm, aber nicht ohne Beschützer und Vertheidiger. Der General, der Gouverneur, mein Bräutigam, meine Mutter würden mich schon zu finden und mir Gerechtigkeit zu verschaffen wissen. Lassen Sie mich nach Hause zurückkehren."

„Das hängt lediglich von Dir ab. Schreibe diesen Brief ab; hast Du das gethan, dann geh', wohin Du willst."

„Nun las Woronitscheff sehr schnell einen an den Bräutigam gerichteten Brief vor, in welchem Maschinka demselben gestand, daß sie lediglich aus Furcht, ihrer Mutter zu mißfallen, sich geneigt erklärt habe, ihm die Hand zu reichen, daß sie ihn aber nicht lieben könne, weil schon seit lange ihr Herz nicht mehr frei sei. Der Brief schloß mit einer Aufforderung an den Jüngling, Maschinka's Schwelle nicht wieder zu betreten."

„Bisher hatte sie dem beleidigenden Wesen und Benehmen meines Herrn nur edle Festigkeit entgegengesetzt; jetzt aber vermochte sie nicht mehr an sich zu halten. Als er sie aufforderte, sich an den Tisch zu setzen und den Brief abzuschreiben, stand sie rasch und hastig auf, nahm das Papier, zerriß es, warf die Stücke auf die Erde, trat mit den Füßen darauf und rief: Wie konnten Sie frech genug sein, zu glauben, daß ich in solche Anmuthungen eingehen würde!"

„Und wenn ich selbst Dir nun meine Hand antrüge?"

„Großer Gott! Ihre Hand! Ehe ich die annähme, wollte ich tausend Mal lieber den Tod erleiden..."

„Seiner nicht mehr mächtig, von Aerger, Zorn und Wuth überwältigt, greift er nach einem marmornen Brief-

beschwerer und schleudert ihn der armen Maschinka an den Kopf, so daß sie ohnmächtig zu Boden sinkt. Er hatte die Schläfe getroffen, das Blut rieselte durch die blonden Locken; ich hörte sie ächzen und stöhnen; sie war nicht todt. Da rief Woronitscheff den Kutscher und den Schmied herein und sprach einige Worte zu ihnen, die ich nicht verstehen konnte. Sie nahmen den am Boden liegenden Körper auf und gingen damit hinaus. Mein Herr setzte sich wieder an den Tisch, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, und blieb in solcher Stellung, bis der Schmied zurückkam und ihm einige Worte zuflüsterte."

„Todt? — Das wollte ich gerade nicht; aber es ist ihre eigene Schuld, sagte Woronitscheff. Deutlich sah ich, wie aus seinen Zügen befriedigtes Rachegefühl sprach. Er ging mit weiten Schritten im Saale auf und ab, während der Kutscher das Blut am Boden mit einem Tuche auftrocknete und die rothen Stellen abwusch. Um sich zu überzeugen, daß keine Spur desselben mehr zu bemerken sei, nahm Woronitscheff ein Licht und beleuchtete die Stelle. Darauf ging er fort und ich war allein. Vorsichtig meine Schuhe ausziehend, gelang es mir, mich unbemerkt nach meinem Zimmer zu schleichen. Es war jetzt acht Uhr Abends, und es wehte draußen ein scharfer Nordostwind. Ich war mehr todt als lebendig, warf mich, ohne meine Kleider abzulegen, aufs Bett, konnte aber die ganze Nacht kein Auge zuthun."

„Vielleicht sind Sie, Herr von Paradikin, darüber erstaunt, daß ich bei einer solchen That ruhiger Zuschauer blieb. Allein, konnte ich ahnen, daß es so weit kommen würde? Mein Herr selbst hatte das nicht gewollt; der Mord war unwillkürlich geschehen. Und hätte ich mich nachher blicken lassen, so wäre ich sicherlich ein Kind des Todes gewesen, ohne Maschinka nützlich sein zu können. Hätte er sie in der That eingesperrt, so konnte ich doch wenigstens der Mutter hinterbringen, wo sie geblieben war."

„Als kaum der Tag angebrochen war, hörte ich einen Wagen vorfahren. So vorsichtig als möglich öffnete ich mein Fenster und sah meinen Herrn in seine mit vier Pferden bespannte Reisekutsche steigen. Es wurde mir ordentlich leicht ums Herz, denn wahrscheinlich hätte mich mein Benehmen, dessen ich nicht Herr werden konnte, ihm verrathen, falls er mich wieder vor sich kommen ließ. Eine Stunde später ging ich auf den Hausflur hinab und fand hier die Dienstleute in eifrigem Gespräche miteinander. Der Schmied führte das Wort und sprach, wie gewöhnlich, schon früh Morgens seiner Branntweinflasche tüchtig zu. Ich fragte, scheinbar ganz gleichgültig, um welche Zeit Fräulein von Wolchoff wieder nach Hause gefahren sei? Mit einbrechender Nacht, gab der Bösewicht mir zu Antwort; aber beim heiligen Andreas, Gregorieff, Du wirst sie nicht wieder sehen, falls Du nicht geneigt bist, mit dem Popen an ihrem Sarge zu beten."

„Was willst Du damit sagen?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig.

[Physiognomie der Gesellschaft. Concerte.]

Nein, nein, die Elegante ist nicht vergessen, sondern sie ist nur verschont worden vom Correspondenten in Braunschweig. Er wollte das Elegante, Amüsante und als anerkennungswürdig Anerkannte sich nur einmal ein Bischen häufen sehen, um nicht, wie wohl sonst früher geschah, raisonnirend, sondern rein referirend von Braunschweigs öffentlichem Leben Zeugniß zu geben. So haben sich denn im Verlaufe der Monate die Stoffe nicht unbedeutend gesammelt — ich erschrecke selbst vor deren Menge, und verspreche in allem Ernste, um ja nicht zu viel des Raumes der eleganten Zeitung wichtigern Sachen zu rauben, nicht ausführlicher zu werden, als O. L. B. Wolff's Pfennig-Encyklopädie ist, die jüngst Seume's so scharf und unterscheidend ausgeprägtes literarisches Bild in die wenigen Worte drängte: „Er war ein beliebter Schriftsteller." — Können Sie größere Kürze, können Sie minderes Raisonnement verlangen? — Gewiß nicht.

Ich bin nicht bange, womit ich beginnen soll. — Ungewöhnliches, Großartiges, plausibel Ergötzliches oder Entsetzliches findet in einer Stadt von 37,000 Einwohnern kein paßliches und ein zu beschränktes Feld. Wo auch einmal eine wichtige Erscheinung auftritt, da geht sie durch die Herzen und Köpfe und über die Zungen der norddeutschen Kleinstädter doch nur in ruhiger, abgemessener und bescheidener Weise; es gilt bei uns für eine Anstandsregel, die wir unseren Nebenmenschen schuldig sind, keine entschiedene, scharf bestimmte, sich um den Widerspruch Gottes und der Welt kümmernde Meinung vom Wesen eines Dinges oder einer That zu haben. Es erscheint als sträflichster Egoismus, wenn wir, bei der Möglichkeit, gegen fremde Meinung zu verstoßen, nicht unter hundert mildernde und verwischende Zusätze unsere geistige Eigenthümlichkeit und die daraus entspringenden Leidenschaften, Wünsche und Ansichten verhüllen; — nur der eine Egoismus ist concessionirt gebilligt und gutgeheißen, der, um sich bei Andern Liebeskind zu machen, sein eignes, wahrhaftigstes Ich in Wort und That fremdem Einflusse unterwirft; und nur dann ist eine Leidenschaft geduldet und entschuldigt, wenn sie sich nur in der äußern modernen Culturpuppe nicht ausspricht, und bei nobler Gesellschaft nicht errathen läßt, ihr Inhaber wage es, seine eigene Individualität zu haben, und noch anderes sein zu wollen, als eine Verkörperung allgemeiner Lebens- und Anstandsregeln.

Nur im Theater ist einiger Enthusiasmus erlaubt, und höchstens daneben noch in einem Concerte oder einer Kunstausstellung; das ist sehr zu entschuldigen, denn zuweilen muß man doch eine Gelegenheit finden, zu zeigen, auf welcher hohen Stufe geistiger Ausbildung man steht. —

Obgleich nun jene oben genannten Umstände den Charakter des hiesigen sociellen Lebens verwischen, flau und nüchtern machen, und selbst Bedeutendes in seine Unentschiedenheit hineinziehen, so sind sie doch auf der andern Seite in einem

Bilde Braunschweigs so wichtig, daß man sie gelegentlich, wie eben hier, schon einmal erwähnen muß.

Jetzt zu den Beiträgen für künftige Historiographen Braunschweigs.

In den Wintersemestern spielt die Musik immer eine höchst bedeutende Rolle im städtischen Leben; Heil dem Glücklichen, dem sie nur in den öffentlichen Concerten, und nicht auch in Familienkreisen, Clubbs rc. begegnet. Ach! die Musik muß ein zähes Leben haben, sonst wäre sie schon längst unter den Martern der Dilettanten verendet.

Den Reigen der Concerte eröffnete jenes der Sängerin Madame Schmidt aus Halle; nur hinsichtlich dieses Umstandes kann seiner hier Erwähnung geschehen; denn im Uebrigen glich es zehntausend andern seiner Geschwister auf ein Haar. Später kam der alte würdige Böhme Swoboda aus Prag mit seiner Harfe hier an. Er wußte dieses, in der Heiligen- und Göttergeschichte so renommirte Instrument mit vieler Virtuosität zu benutzen, und erweckte nebenbei, als unentgeltliche Zugabe, eine ganz kleine Welt mythologischer und historischer Erinnerungen, von denen manche dieser alte Harfenspieler gar nicht übel repräsentirte.

Ihm folgte schnell noch ein anderer alternder Künstler oder künstelnder Alter, es war der Mechanikus und musikalische Instrumentenmacher Fr. Kaufmann aus Dresden, mit seinen fünf musicirenden Körpern ohne Seele. Harmonichord und Symphonion haben auch hier den gerechten Beifall gefunden, und besonders Ersteres verdient ihn sowohl hinsichtlich seiner seltsamen Construction, als seiner wunderbar-geistigen Tonweisen. Die übrigen drei Instrumente mögen immerhin in Bezug auf Mechanik viel Nachdenken und Mühe gekostet haben — doch ihre musikalischen Leistungen sind der Art, daß man am gelindesten tadelt, wenn man sie ganz mit Schweigen übergeht. — Herr Kaufmann hat hier keine große Einnahme gehabt; die gutmüthige Bereitwilligkeit, mit welcher er auch außer der Zeit der Concerte seine Instrumente zeigte, lockte stundenlang eine Unzahl anständiger Besucher hinzu, von denen die meisten, was sie einmal gratis gesehen hatten, nachher nochmals für Geld zu sehen und zu hören nicht für räthlich fanden — daher jene Erfolge der Concerte.

Herr Kaufmann thät wohl, sich dergleichen zu notiren; auch dürfte es andern Leuten bemerkenswerth sein.

Unseres tüchtigen Oboevirtuosen Ferling, den auch das Ausland zu schätzen wußte, darauf erfolgendes Concert gab uns die leider seltene Gelegenheit, diesen in jeder Hinsicht höchst achtbaren Künstler einmal in Solopartieen zu hören. Er ist einer der vielen ausgezeichneten Männer, die außer dem Vierkleeblatt der Gebrüder Müller das braunschweigische Orchester zieren und dasselbe zu einem der eben so intensiv-bedeutendsten machen, als es extensiv-reichhaltig ist. Für die Saiteninstrumente haben wir auch außer jenem Vierkleeblatte gute Künstler, wie sich während der Abwesenheit desselben am besten ergab, und auch die Blasinstrumente sind durchgängig sehr gut besetzt; ein Clarinettist wie Tretbar, ein Flötist wie Kizold, und selbst ein Posaunist wie der für die Zukunft sehr viel versprechende Wilhelms würden der größten Bühne Deutschlands zur Zierde gereichen. Schlimm ist es nur und für Braunschweig gar nicht löblich, daß, wenn einer dieser Herren einmal zur Erringung einiges Ruhmes oder anderer Zwecke — denn nicht alle sind, selbst verhältnißmäßig, wie C. Müller gestellt — einmal ein Concert zu geben wagt, der Erfolg regelmäßig ein unerfreulicher ist. — Was von keiner Coterie ausgeht, findet in Braunschweig keinen günstigen Boden und kein Gedeihen. Das gilt hauptsächlich von Concerten.

Die Gebrüder Müller haben mit ihren Quartetten sehr spät begonnen. Eine Reise des ältesten, Carl, verschuldete dies. Ueberhaupt reist derselbe jetzt so öfter und lange, daß er sicher eher überall in Deutschland, als eben in Braunschweig anzutreffen ist. Ueber die Quartette selbst sage ich diesmal kein Wort, was sollte es auch frommen, da sie ja schon europäischen Ruf gewonnen haben und überall gekannt und gerühmt sind.

Ein Prüfungsconcert der Zöglinge des hiesigen Militair-Musikinstituts zeugte von der erfreulichen Blüthe des letztern, von den Bestrebungen des Herrn Director Schönemann und der übrigen Lehrer für dasselbe und von dem regen Eifer der Zöglinge um ihre musikalische Bildung. Schon hat das Institut mehrere sehr schätzbare Mitglieder dem Opern-Orchester geliefert, wie die Herren Bieling, Reiber und Wilhelms, und dadurch bewiesen, daß es auch über seine nächste Gränze hinaus Nutzen schafft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Clara Wieck in Berlin.]

Clara Wieck feiert in Berlin fortwährend die glänzendsten Triumphe. Die Künstlerin spielte zuerst im königl. Opernhause ein Concert eigner, sehr geistreicher, Composition, und Variationen von Herz mit stürmischem Beifall. Hierauf entwickelte sie in drei musikalischen Soiréen die größte Vielseitigkeit ihrer Leistungen mit hier nie gehörter Vollendung und stellte sich außerdem die schwierigste und gefahrvollste Aufgabe einer Pianistin: — sie spielte stets Solo! — nur Thalberg und Liszt haben in letzter Zeit einige Mal Aehnliches gewagt. Die Virtuosin trug in den verschiedenen Soiréen vor: Fugen von S. Bach, große Fmoll-Sonate von Beethoven, Notturnen, Mazurken und Etuden von Chopin, Etuden von Henselt, Compositionen von Thalberg, von Mendelssohn, mehre Partien und Variationen von Herz, Beethoven's große Amoll-Sonate mit Violine (Herr Musikdirector Ries), und nächst einigen kleinen Piecen (Mazurken, Bolero) Bravour-Variationen eigner Composition; letztere auf Verlangen wiederholt. Der allgemeine Wunsch des Publicums wird die Künstlerin wahrscheinlich zu einem vierten Concert vermögen.

7.

[Literarisches Eigenthum.]

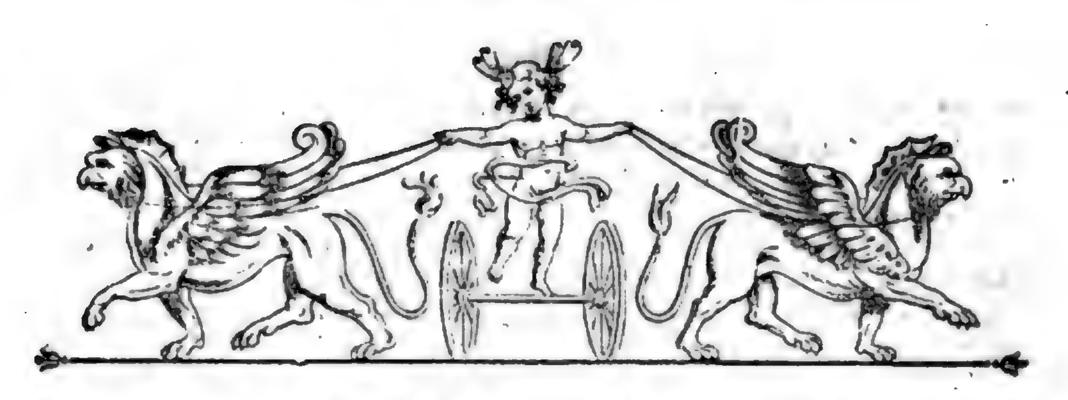
In Berlin wird jetzt, dem Vernehmen nach, ein Gesetzentwurf discutirt, der für die deutsche literarische Welt von größter Wichtigkeit ist. Es handelt sich nämlich, bestimmte Regeln über das geistige Eigenthum der Schriftsteller und Künstler, und respective der Verleger, festzusetzen. Zwar ist der Ausdruck geistiges Eigenthum schon ganz irreführend, denn dieses ist, seiner Natur nach, keinen gesetzlichen Regeln unterworfen, und soll und wird frei bleiben; aber man versteht schon, was damit gemeint ist, nämlich Bestimmungen über den Nachdruck. In dem Chaos widerstreitender Ansichten und Meinungen hierüber hofft man von dem Geheimenrath von Savigny die lichtvollsten Resultate; als Jurist und Schriftsteller ist er vorzüglich befähigt, diese schwierigen Verhältnisse klar zu durchschauen.

15.

[Kater Murr.]

Hoffmann's Kater Murr wird ins Russische übersetzt; ein russisches Journal, der Telegraph, brachte Fragmente der Uebertragung.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 57. — den 21. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

Daß sie todt ist; weiter nichts. Das ganze Dorf weiß ja das schon. Der Tölpel Dmitri ist Schuld daran. Auf der Heimfahrt ist der Wagen in die Ulmoschlucht hinabgestürzt, und in der gibt's, wie Du weißt, Felsen, so scharf und spitz wie ein neugeschliffenes Messer. Die arme Maschinka ist mit der Schläfe auf einen solchen Stein gefallen und hat sich einen Arm gebrochen. Der Esel war betrunken und hat sie liegen lassen. Kein Mensch ahnete, daß er etwas im Kopfe hatte, denn ehe er wegfuhr, stand er so fest auf beiden Beinen, wie Sanct Peter, der an unserer Kirchthür Wacht hält. Er mag sich wohl vor der Knute gefürchtet haben, und hielt deshalb die Ohren steif, so lange der gnädige Herr ihn im Auge hatte; nachher aber ist er über Stock und Stein dahin gefahren, bis es denn an jener Schlucht ein Ende gehabt hat. Die Droschke ist in tausend Stücke gebrochen und ein Pferd will jeden Augenblick fallen. Um alles Gold, das im Ural steckt, möchte ich nicht an des Kutschers Stelle sein. Es kann ihm sein Leben kosten, wenn der Herr zurückkommt."

„Wohin ist denn der Herr gefahren?"

„Danach fragst Du noch? Zum Bezirksrichter, um Anzeige zu machen. Der arme Herr, fügte der Bösewicht im kläglichen Tone hinzu, dauert mich, wenn ich ihn ansehe. Der Himmel mag geben, daß er sich dieses Unglück nicht noch mehr zu Herzen nimmt. Gestern war er noch seelenvergnügt, und zwei volle Stunden haben sie von Heirathsangelegenheiten und Brautschatz gesprochen; ich hörte hin und wieder ein Wort von Kleidern und Edelsteinen, die der Herr für das Fräulein in Moskau kaufen wollte. Sie mochte noch so oft sagen, das wäre zu viel, immer sprach er: im Gegentheil, es ist noch nicht genug. Die arme Maschinka, eine Stunde nachher war es schon vorbei mit ihr. Der Tod ist doch ein schlechter Bräutigam, und der Leichenzug eine schlechte Hochzeitsfeier."

„So empört ich auch im Innern über die Gefühllosigkeit und die Lügen des Nichtswürdigen war, so mußte ich mich dennoch stellen, als glaubte ich an seine Erzählung. Weder der General noch der Bräutigam erfuhren die That; beide wurden, Gott weiß wodurch, getäuscht; die Mutter schöpfte zwar Argwohn und ahnete, daß irgend etwas Schändliches vorgegangen sein mochte; allein der Verlust ihres Kindes war ihr so schmerzlich, daß ihre Krankheit sich verschlimmerte und jeder Tag ihr letzter sein konnte. In ihren Fieberträumen phantasirte sie von Mord und Todtschlag, worauf natürlich der Arzt kein besonderes Gewicht legte, denn das thun ja Kranke häufig. Das Kammermädchen dagegen, um das Woronitscheff sich nicht mehr bekümmerte, als er dasselbe nicht mehr bedurfte, ließ einige verdächtige Worte fallen. Jedoch hatte diese Person das Fräulein nicht selbst begleitet, und ihr Zeugniß war demnach von geringem Gewichte. Desto wichtiger waren des Schmieds

unvorsichtige Worte. Er war in ein Mädchen verliebt, das mir gewogen ist, und diesem hat er eines Tages in der Trunkenheit Maschinka's Tod erzählt. Von ihr weiß ich, daß das Fräulein zwar gefährlich, aber nicht gerade tödtlich verwundet war. Sie konnte wahrscheinlich gerettet werden, aber Woronitscheff fürchtete ihre Anklage, und wurde nun Mörder aus Vorbedacht und Nothwendigkeit, um durch ein größeres Verbrechen das kleinere zu verdecken. Die Gerichte, denen allerlei Verdächtiges zu Ohren kam, leiteten zwar eine Untersuchung ein, doch ist nichts darauf erfolgt; wahrscheinlich haben ein paar tausend gut angewandte Rubel das ihrige gethan. Monate und Jahre sind seitdem vergangen; wer da lebt, gedenkt der Todten nicht, und von der armen Maschinka ist schon seit lange keine Rede mehr. Die unglückliche Mutter aber ist noch immer trostlos, und nimmt jede Gelegenheit wahr, ihren Abscheu vor meinem Herrn zu äußern, der seit jenen Tagen ihr nicht mehr vor die Augen kommen darf. Das Kammermädchen ist späterhin in sich gegangen, hat die schlechte Rolle, zu welcher mein Herr sie verleitete, bereut, und Alles, was sie wußte, der Frau von Wolchoff mitgetheilt. Gern würde diese noch jetzt die Gerechtigkeit gegen den Mörder in Anspruch nehmen, aber man weiß ja leider nur zu gut, wie diese so oft gegen den armen Bedrängten taub und blind ist. Nun, Herr von Paradikin, kennen Sie den Mann, welcher Sie eines Mordes beschuldigt. Sie sind der Einzige, dem ich mein Geheimniß, das mir oft mein Herz abdrücken wollte, offenbaren mochte; und jetzt fühle ich mich noch einmal so leicht. Sie, ein Mann, den die ganze Gegend hochachtet, werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen, sondern bei einer etwaigen Anklage sicherlich meinen Namen aus dem Spiele lassen."

Paradikin hörte dieser Erzählung mit der gespanntesten Theilnahme und Aufmerksamkeit zu. Als Gregorieff zu sprechen aufgehört hatte, sah jener ihn scharf ins Auge, und ein ungewöhnlicher Gedanke stieg in seiner Brust auf. Nach einigem Sinnen fragte er den Verwalter: „Glaubst Du, daß Woronitscheff in der That schnell nach Petersburg eilen wird?"

„Gerade das Gegentheil wird er thun; Schnelligkeit und Eile müssen wohl nicht in seinen Kram passen; er wird so langsam als möglich reisen."

„Also bist Du mit seiner Reiseroute bekannt?"

„Vollkommen; ich habe sie in meiner Brieftasche. Hier haben Sie das Verzeichniß der Städte und Güter, wo er sich aufhalten wird. Beiläufig muß ich Ihnen sagen, daß er nur ungern abgereist ist. Lesen Sie diese Zeilen und Sie werden selbst finden, daß er gern zurückberufen werden möchte. Weshalb, werden Sie am besten wissen."

„Das ist vortrefflich. Indessen meinst Du nicht, daß er, nach einigem Harren auf den ersten Stationen, endlich, des Wartens überdrüssig, schneller reisen wird? Vielleicht thut er das doch; denn er möchte mich gar zu gern in Unannehmlichkeiten verwickeln."

„Sein Sie unbesorgt. Auf der ganzen Strecke hat er gute Freunde, die ihm sein Geld abnehmen, und denen er willkommen ist, weil er fast immer verliert. Dazu kommt, daß Jagd, Tafelfreuden und Weiber ebenfalls seine Zeit in Anspruch nehmen; denn der gute Herr verschmäht nichts. Aber die Zeit wird kommen, wo Alles ein Ende hat, denn es steht schlecht mit uns; noch zwei Herbste und die ganze Geschichte ist vorbei; es muß zum Klappen kommen. Dann kaufen Sie uns, Herr von Paradikin; und wir Alle wollen uns glücklich preisen, aus des Teufels Krallen erlöst zu sein."

„Von Herzen gern möchte ich Dich erlösen, guter Gregorieff; aber ehe wir daran denken können, muß zuvor die wichtige Sache, um welche es sich nun handelt, erledigt werden. Sag' mir, weshalb ist Frau von Wolchoff nicht nach Petersburg gereist?"

„Woher sollte die Arme wohl das nöthige Geld auftreiben, und obendrein kränkelt sie fortwährend."

„Gut, Gregorieff. Sei ganz unbekümmert; ich werde Dein Vertrauen nicht mißbrauchen. Vielleicht erfährst Du bald, daß ich von Deinen Aussagen auf eine Weise Gebrauch mache, die ich verantworten kann. Doch jetzt müssen wir uns trennen. Lebe wohl, behalte guten Muth und vertraue auf Gott."

Gregorieff küßte Herrn von Paradikin achtungsvoll die Hand, zeigte ihm den rechten Weg und ging zu den Holzschlägern, welche die besten Bäume im Walde fällten.

Gleich nach seiner Ankunft im Schlosse ging Paradikin auf sein Zimmer, schloß sich ein, und war bis tief in die Nacht eifrig mit Schreiben beschäftigt. Am folgenden Morgen ließ er anspannen und fuhr zur Frau von Wolchoff. Die ehrwürdige Matrone war angenehm von dem Besuche eines Mannes überrascht, der, wiewohl als Menschenfeind verschrieen, doch von Jedermann hochgeachtet ward. Nach einigen Worten über Ernte und Wetter, brachte Paradikin das Gespräch auf die unglückliche Maschinka. Kaum hatte er diesen Namen genannt, als auch schon die Mutter in Thränen ausbrach und Woronitscheff ihres geliebten Kindes Mörder nannte. Paradikin bezeigte der Armen eine

Theilnahme, von der sie tief gerührt ward, und sagte ihr, als sie es beklagte, daß der Missethäter ungestraft so abscheulich an ihnen gehandelt habe: „Noch ist es Zeit, ihn zur Verantwortung zu ziehen; aber auf dem gewöhnlichen Wege läßt sich nichts ausrichten, hier würden Ihre Klagen ungehört verhallen; Sie müssen Woronitscheff, den Mörder Ihrer Tochter, bei der Kaiserin selbst verklagen. Reisen Sie in Gottes Namen nach Petersburg; Katharina, unsere Mutter, wird Sie hören; denn sie will Recht und Gerechtigkeit aufrecht erhalten wissen im Reiche."

Frau von Wolchoff gestand offen, daß es ihr an den nöthigen Mitteln zu einer solchen Reise fehle. Darauf war Paradikin schon vorbereitet; er stellte ihr Geld, Wagen, Empfehlungsbriefe zur Verfügung, und zum Begleiter gab er ihr einen einsichtsvollen Mann, auf den sie sich in jeder Hinsicht unbedingt verlassen konnte.

Da man seit Jahren wußte, daß Paradikin überall gern half, wo er Leiden und Noth gewahrte, so war die Witwe überzeugt, daß er sich ihrer lediglich darum annehme, weil sie unglücklich war. Mit Freuden willigte sie daher in Alles, was er ihr vorschlug, und zeigte einen Muth und eine Willenskraft, die Paradikin für seine Plane das Beste hoffen ließen. Die Witwe sollte in aller Stille während der nächsten Nacht abreisen; den Leuten wollte man sagen, sie begebe sich auf einige Zeit zu einer Verwandten, die bei Kaluga wohnte; das Kammermädchen aber sollte sie begleiten, denn dessen Aussagen waren allerdings von Wichtigkeit.

Ehe Paradikin die Witwe verließ, stellte er ihr einen Brief zu, den sie an einen seiner Bekannten in Petersburg abgeben sollte, dem er es dringend ans Herz legte, für die arme Frau alles Mögliche zu thun, was nur irgend nöthig sei. Er gab ihm den Rath, sie der Kaiserin in einem Augenblicke vorzustellen, wann es am gerathensten wäre, derselben eine Bittschrift zu überreichen. Diese Bittschrift, kurz und einfach und von Paradikin entworfen, mußte Frau von Wolchoff abschreiben. Der Ton, in welchem dieselbe abgefaßt war, konnte nicht verfehlen, auf die Kaiserin Eindruck zu machen.

Dem offenen Empfehlungsbriefe an seinen Freund legte er einen versiegelten bei, dessen Inhalt der Frau von Wolchoff unbekannt blieb. Dieser die beste Reise wünschend, schied er nach langer Unterredung, um zu Hause alles Nothwendige zu besorgen. Ein Diener, in dessen Redlichkeit er volles Vertrauen setzen durfte, ward zum Begleiter der Witwe erkoren, der Wagen so bequem als möglich eingerichtet und mit Vorräthen aller Art versehen; denn nur da, wo es unumgänglich nöthig war, sollte angehalten werden.

(D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Fortsetzung.)

[Militair-Gesangschule; Concerte.]

Bei dem hiesigen Militair hat sich seit einigen Jahren auch ein Gesangscorps unter der Leitung und Lehre des Herrn Wrede gebildet. Er gab neulich mit Begleitung der gesammten Militairmusik zum Besten der Armen ein sehr besuchtes öffentliches Concert. Wenn Seume bei seinem reichen Fond praktischer Menschenkenntniß sagen konnte:

> Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder,
> Böse Menschen haben keine Lieder;

so kann man wohl mit gleich gutem Rechte von einem sittlichenden Einflusse des Gesanges auf den Singenden reden; und von diesem Gesichtspuncte aus besonders die Errichtung von Singschulen für das Militair gut heißen. Text und Melodie eröffnen dem Kopfe des minder Gebildeten einen neuen Ideen-, dem Herzen einen neuen Gefühlskreis, in diesen erwacht das bessere Selbstbewußtsein immer heller, und die rohen, scharfen Ecken und Kanten weichen einer humanisirenden Politur. Das wäre, wenn wir noch die, durch ein eignes Comité veranstalteten Abonnements-Concerte hinzuzählen, die musikalische Chronik des dahinsterbenden Winters. — Uninteressant möchte auch wohl ein Blick auf ein Werdendes nicht sein, was durch Kaufmann's Instrumente in Anregung kam. Ein hiesiger, in Erbauung musikalischer Instrumente, wie Flötenwerke rc., praktisch-erfahrner Uhrmacher, Sander mit Namen, bezweckt nämlich die Verfertigung eines solchen Werkes, welches, durch 400 Pfeifen von höchst verschiedener Construction ein vollständiges Orchester, bis zur täuschendsten Aehnlichkeit der Töne, repräsentiren soll und nur durch mechanische Mittel getrieben wird. Bedeutend große Tondichtungen sollen durch das Instrument executirt werden können, und der Geschmack des Erfinders bürgt in dieser Hinsicht für eine gediegene Auswahl.

Mag man nun ein Concert für ein unvermeidliches oder aber für eine der wenigen Lichtseiten des Erdenlebens halten — genug, Sie sehen, daß wir deren wenigstens nicht zu wenig haben. — Die Locale zu dergleichen Ohrenschmäusen sind auch in Braunschweig nicht dünn gesäet, werden aber sämmtlich von einem Einzigen weit übertroffen, das — wunderbarer Weise nur ganz außerordentlich selten einmal in Benutzung gezogen wird. Es ist das der Saal des sogenannten medicinischen Gartens. Das Gebäude ruht auf einer Halbinsel, die auf drei Seiten durch Wasser abgeschlossen ist; ein Umstand, der die, schon durch den Bau gegebenen höchst günstigen akustischen Verhältnisse des Saales noch bedeutend steigert, indem er die Zuleitung fremdartiger, störender Töne und die Ableitung der Musik nach außen hin verhindert. Der Saal ist 100 Fuß lang, 40 Fuß breit und 30 Fuß hoch und an ihn grenzen, sowohl parterre als in mittlerer Höhe, mehrere große und kleine heizbare Locale, von denen manche unmittelbar mit dem Saale in Verbindung stehen und zum Theil geräumige Logen darstellen. Daß dieser Saal, wie gesagt, so äußerst wenig benutzt wird, hat seine seltsamen Ursachen. Der Eigenthümer, ein Privatmann, hat nämlich das Glück, glücklich zu sein, ich meine nämlich, recht viel Geld zu besitzen. Das ist nun zwar an und für sich gerade keine Sünde, aber dafür jedenfalls ein mächtiger Stachel zum Neide für solche enge Seelen, denen Fortuna nicht ganz eben so günstig war. Aus dieser Neiderei und, Gott weiß, welchen andern Dingen hat sich nun allmälig die Ansicht heraus-

gestellt, der Eigenthümer des medicinischen Gartens müsse diesen, der ihm durch seinen jetzigen höchst eleganten Neubau so manches Opfer kostete, um der genannten Fortuna willen, mit ganz außerordentlicher Liberalität zu Spottpreisen, ja recht oft gelegentlich ganz gratis zur Benutzung darbieten. Man kann nun zwar nichts dagegen haben, wenn ein Concertgeber, der jedesmal in Braunschweig an einer Menge Fragezeichen zu laboriren hat; unbeschadet der Trefflichkeit des Saales sich nicht mit dem Miethpreise versöhnen kann; doch eben so wenig kann man dagegen haben, wenn Herr Bräuner, der Eigenthümer jenes Saales, Forderungen stellt, wie sie seinen Ansichten und auch dem Locale angemessen sind: ein gegenseitiges Nein! bedingt ja so leicht die ganze Sache. Mehr als lächerlich ist es aber, wenn man, wie neulich Döbler widerfuhr, fremden Künstlern mit geflissentlicher Sorge das Vorhandensein jenes Locales verbirgt und Himmel und Hölle zur Hülfe ruft, um den Fremden vom medicinischen Saale abzuwenden und in ein Local zu zwingen, das zwar dem Gegenstande nicht angemessen, mit dessen Wirth jedoch der Empfehler in irgend einer Weise liirt ist. Döbler lernte zufällig den medicinischen Saal kennen, den einzigen, der in Braunschweig zur Aufstellung seines Hydrooxygen-Gasmikroskops tauglich war, und hat es nicht bereut, dieses Local in Benutzung gezogen zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipziger Chronik.

[Die Aufführung des Paulus; Concertleistungen.]

In der gedrängten Reihe musikalischer Leistungen machte die Aufführung von Mendelssohn-Bartholdy's Paulus gewissermaßen den Schluß der musikalischen Wintersaison in Leipzig. Sie hatte in der hiesigen Pauliner-Kirche am 16. März Statt; sechs Tage vorher, am 10., war das Oratorium in London, in der Exeter-Halle, zur Aufführung gekommen. Somit wäre dies tiefsinnige Kunstwerk bereits drei Mal, in Düsseldorf, London und Leipzig, vollständig und mit Chören von mehreren hundert Stimmen, ins Leben getreten. Nach englischen Blättern soll es zum Musikfest in Birmingham unter des Componisten persönlicher Leitung aufgeführt werden. Allerdings erging an denselben eine Aufforderung dieser Art, ohne daß jedoch eine Entscheidung von ihm erfolgt wäre. Mendelssohn-Bartholdy geht in diesen Tagen nach Frankfurt a. M. und kehrt erst im Herbst zum Beginn unserer Saison nach Leipzig zurück, da wir ihn vorläufig für drei Winter hin den Unsrigen nennen dürfen. Was den Paulus betrifft, so ist in diesen Blättern ein wissenschaftlich-musikalisches Urtheil nicht an Ort und Stelle, in Bezug auf ästhetische Charakteristik des Werkes verweise ich auf die Mittheilungen aus Düsseldorf in meinen geistlichen und weltlichen Briefen (Nr. 140 und 141 vom vorigen Jahrgang dieser Blätter). Bei der hiesigen Aufführung wurden die Tenor- und Sopranpartien würdig executirt, nicht minder das Instrumentale; weniger sagte die phlegmatische Baßstimme zu, die den Paulus selbst zum Ausspruch brachte. Im Ganzen war die düsseldorfer Darstellung bedeutender.

Wenn von einer gedrängten Reihe musikalischer Genüsse in Leipzig die Rede ist, so nehmen hierin Fräulein Grabau's Gesangleistungen eine wesentliche Stelle ein. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß wir Einiges von Gluck ihr verdanken. Das Benefiz-Concert dieser ausgezeichneten Gesangkünstlerin brachte uns einige Lieder und Balladen, in deren Vortrag Frln. Grabau Meisterin ist. Sehr erfreulich kündigte sich in Frln. Auguste Werner eine naturfrische, klang- und seelenvolle Stimme an, die uns für die Zukunft reiche Genüsse verspricht. In den Donnerstags-Concerten, welche der Stadt Leipzig in der musikalischen Welt einen bedeutenden Rang sichern, hörten wir zu wiederholten Malen Mendelssohn als Claviervirtuosen, solo und vereint mit Hrn. William Sterndale-Bennett, der sich seit einiger Zeit behufs musikalischer Studien hier aufhält. Auch Ferdinand David's Geige, Queißer's Posaune, Grabau's Cello ließen sich in Solopartien hören. In einem Concerte eigner Composition hatte David besonders Gelegenheit, die gewandte Feinheit seiner Bogenführung zu entfalten. Als Composition betrachtet, ist sein Concertstück in Bezug auf die Introduction sehr interessant, keck und neu, im Fortgange dient es jedoch nur zur Entwickelung des Spiels. Vom ästhetischen Standpuncte aus scheint es mir nämlich nicht ohne Wichtigkeit, ob ein Concertstück blos dazu dient, dem Instrumente den Umfang seiner Kräfte zu eröffnen, oder ob sich eine musikalische Production von größerer Bedeutsamkeit darin regt. Dies letztere ließ die Introduction vermuthen, während die weitere Entwickelung des Tonstücks nur jenen erstgedachten Zweck vor Augen führte. — Von Mendelssohn hörten wir unter anderm Sebastian Bach's D moll-Concert für den Flügel. Von neuen Compositionen ward uns eine nicht unbedeutende Menge geboten, die der Tag gebracht und der Tag verschlingt. Von Sterndale-Bennett möchten zwei Ouvertüren, „zu der Najade“ und zur Byron'schen „Parisina“ nennenswerth erscheinen. In jener hörten wir allerdings eine Najade in Tönen plätschern und flüstern, wie sich denn dieser jugendliche Componist zur Naturmalerei überhaupt hinzuneigen scheint, allein in Weber's Oberon sind schon reichere Najadentöne laut geworden. In der Ouvertüre zur Parisina dürfte es schwer sein, das Gedicht Byron's mit Sterndale's Musik in irgend einer Verwandtschaft zu finden, wie es denn überhaupt nicht leicht glücken mag, die Töne zur Charakteristik ganz bestimmter Gestalten und Situationen zu zwingen. Auch Mendelssohn's Ouvertüre zum Sommernachtstraum malt weit mehr die musikalische Mährchenwelt des Componisten als Shakspeare's Dichtung, sie ist eine Ouvertüre zur gesammten Mährchenpoesie, vermag aber nicht die Eigenthümlichkeit der individuellen Dichtung festzuhalten. Der Ton verallgemeinert zu sehr jede Bestimmtheit, um fertig ausgeprägten dichterischen Gedanken sich mit Glück anzuschmiegen. (D. F. f.)

Notizen.

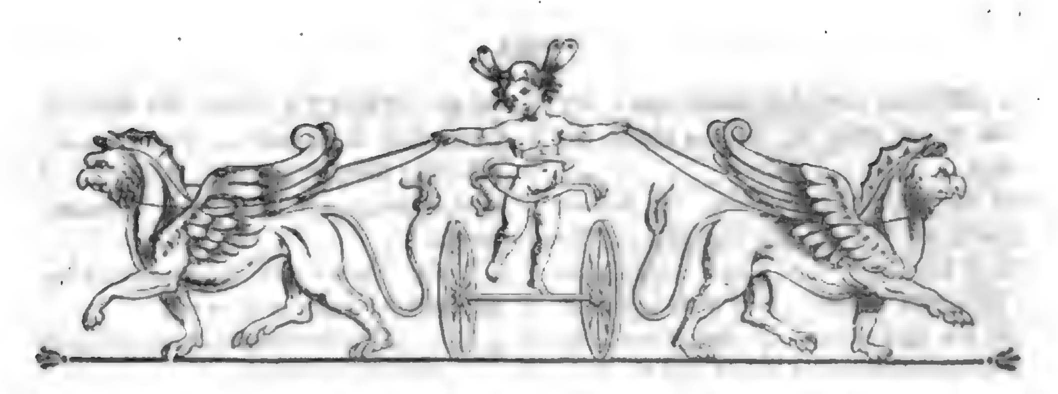
[Neue Manier, Pferd' und Wagen zu stehlen.]

Französische Blätter erzählen folgenden Gaunerstreich. Ein Fashionable in Paris besteigt ein glänzendes Cabriolet, das auf dem Boulevard Montmartre hält, und fährt mehrere Straßen entlang. Vor dem Hause eines Kaufmanns läßt er halten und gibt dem Kutscher ein Goldstück, mit dem Geheiß, er möge wechseln, er selbst habe keine Münze, um ihn zu zahlen. Der gute Kutscher thut, wie ihm geboten. Als er das Wechselgeschäft beendet hat, ist der Fremde mit Fuhrwerk längst auf und davon, im Gewühl der Straßen verschwunden.

[Lafayette's Memoiren.]

Man spricht in Paris von der bevorstehenden Veröffentlichung der von Lafayette hinterlassenen Memoiren und Papiere. Sie sollen manche Aufschlüsse geben. Francisque Corcelles hat sie geordnet.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 58. — den 23. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Nemesis.

(Fortsetzung.)

In der nächsten Nacht fuhr der Wagen bei Frau von Wolchoff vor. Umsichtig, wie er stets war, hatte Paradikin seinen Verwalter mitgeschickt, um, falls gestern etwas vergessen wäre, gleich thätig einzuschreiten, und jedenfalls den Wagen bis zur nächsten Station zu begleiten. Als er zurückkam, übergab er seinem Herrn einen Brief folgenden Inhalts:

„Mein hochgeehrter Nachbar. Ich bin im Begriffe, abzureisen. Ihre Fürsorge hat Alles vortrefflich eingerichtet; vom Grunde der Seele weiß ich es Ihnen Dank. Wenn ich an mein unglückliches Kind denke und mir vorstelle, daß der Zweck meiner Reise ist, Gerechtigkeit zu erlangen, dann fühle ich eine Kraft in mir, die mich Alter und Schwäche vergessen läßt. Keine Minute will ich verlieren; ich hoffe, daß unter Gottes Beistand Alles wohl von Statten geht. Wird der Schuldige zur Verantwortung gezogen und bestraft, so ist er doch wenigstens für die Folge unschädlich, und wird Niemand mehr kränken. Dieser Gedanke ist mir süßer denn alles Rachegefühl."

Jetzt legte Paradikin, der in den letzten achtundvierzig Stunden sich keinen Augenblick Ruhe gegönnt hatte, sein Schicksal ruhig in Gottes Hand, und kehrte wieder zu seiner frühern Lebensweise zurück.

Der Leser wundert sich vielleicht darüber, daß ein bekehrter Sünder die Anklage eines Feindes durch eine Gegenanklage zu entkräften und dadurch den sein Haupt bedrohenden Streich abzuwehren sucht; ein frommer Christ hätte, so meint er wohl, hingebend und mit Entsagung, der gerechten Strafe entgegen sehen müssen. Aber solche Frömmigkeit mag hienieden wohl selten gefunden werden, und Paradikin mochte glauben, daß er ein gutes Werk thue, weil er der armen Witwe Mittel und Wege an die Hand gab, den Mörder ihres Kindes zur Verantwortung zu ziehen, und die gequälten Leibeigenen aus der Gewalt eines Wütherichs zu befreien.

Seit jener Nacht, in welcher Frau von Wolchoff abreiste, sind zehn Tage vergangen, und zweihundert Wegstunden hatte sie zurückgelegt, um bis zum Throne der Kaiserin zu gelangen. In den Winterpalast zu St. Petersburg begeben sich heute die geheimen Räthe, unter denen man mehrere alte Generäle bemerkt, die sich in den Türkenkriegen mit Lorbeeren bedeckt haben. Darauf tritt der Mann, welcher an der Spitze der Gerechtigkeitspflege steht, in den Saal, und ein ihn begleitender Diener legt ein großes Portefeuille auf den Tisch; der Präsident des Senates nimmt seinen Platz zur Rechten von dem für die Kaiserin bestimmten Sitze ein.

So lange die Sitzung des Senates noch nicht eröffnet war, vertrieben sich die Anwesenden die Zeit mit Erzählen von allerlei unwichtigen und gleichgültigen Dingen, auf

die Manchet so viel Werth legt; hier lächelt man, dort flüstert Einer dem Andern etwas zu, und das dauert, bis es zehn Uhr schlägt.

Da werden die Flügelthüren geöffnet, die Kaiserin tritt ein und begrüßt ihre Räthe. Die Begleiter und Adjutanten entfernen sich wieder, die Thüren werden zugemacht und die Sitzung ist eröffnet. Aber heute liegt dunkles Gewölk über der edlen Stirn; sie nimmt das Wort und spricht lauter als gewöhnlich der Fall zu sein pflegt:

„Meine Herren," so beginnt sie, nachdem sie sich einige Augenblicke gesammelt hat, „Wir wollen nicht, daß jenes Portefeuille heute geöffnet werde; die gewöhnlichen Geschäfte mögen einmal ruhen. Denn zwei außergewöhnliche Gegenstände beschäftigen Uns in diesem Augenblicke, und würden Uns heute nicht zu ruhigem Nachdenken kommen lassen. So eben, als Wir die Capelle verließen, fällt eine Frau Uns zu Füßen, umklammert Unsere Knie und ruft: Gerechtigkeit, Mutter, Gerechtigkeit! Meine Tochter ist ermordet worden, vier Jahre sind seitdem vergangen, und noch immer ist der Mörder ungestraft! Von diesem mütterlichen Schrei tief ergriffen, hoben Wir die Arme vom Boden auf, ermuthigten Sie, offen und frei zu sprechen, denn ihr solle Gerechtigkeit werden. Und diese Verpflichtung, die Wir eingegangen sind, ist eine heilige, und mit Ihrer Unterstützung wollen Wir sie erfüllen. Wenn, zum Unglücke, die Gerechtigkeit vier lange Jahre geschlafen hat, dann ist es nöthig, daß sie endlich einmal wach werde, schneller als der Blitz. In der Bittschrift jener Frau werden zwei Personen bezeichnet, die Aufklärung über Alles zu geben im Stande sind. Diese Leute sollen unverzüglich herbeigeschafft werden; der Beklagte aber muß unserm Senate Rede und Antwort stehen."

Der Generalprocurator erhob sich und empfing aus den Händen Katharina's die Bittschrift und sprach zur Kaiserin: „Gleich nach geschlossener Sitzung werde ich zwei Eilboten an Ihren Gouverneur von Kaluga absenden, und werde nach Verlauf weniger Tage die Ehre haben, Ihnen Bericht über das Verhör der beiden bezeichneten Personen und die Verhaftung des Angeklagten abzustatten."

Die Kaiserin machte eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe und fuhr dann fort: „Glück oder Unglück pflegt nie allein zu kommen; das zu bemerken haben Wir mehr als einmal Gelegenheit gehabt. Heute früh ist uns ein Brief zugestellt worden, dessen Inhalt Uns mit Staunen erfüllt hat. Etwas Aehnliches haben Wir noch nicht erlebt. Ein Mann klagt sich aus freien Stücken eines begangenen Mordes an. Diesen Tag können Wir daher mit Recht einen schwarzen Tag nennen. Doch, meine Herren, ich will Ihrer Ueberraschung nicht vorgreifen. Der Herr Generalprocurator wird Ihnen das merkwürdige Document vorlesen."

Der Minister nahm das Papier und las langsam und mit Ausdruck folgenden Brief vor.

„Erhabene Mutter des russischen Volkes."

„Der schuldbeladenste aller Ihrer Unterthanen wirft „sich vor den Stufen des Thrones nieder, um selbst ein „Verbrechen zu offenbaren, das er sich zu Schulden kommen „ließ. Die Fürstin ***, aus edlem Blute entsprossen, „meine Gebieterin und Wohlthäterin, ist vor dreißig Jah„ren in Italien meuchlings von mir ermordet worden. Hab„sucht war die einzige Triebfeder jener abscheulichen Hand„lung. Die Einzelnheiten und nähern Umstände dieses „Mordes will ich Ew. Majestät ersparen; meine zitternde „Hand sträubt sich, dieselben niederzuschreiben. Furchtbare „Gewissensqualen haben mich seit jener unglückseligen That „nicht mehr verlassen. Ich bin ein reicher Mann gewor„den, und auf redlichem Wege; aber den Grund zu mei„nem Vermögen hat das Blutgeld gelegt, welches ich mir „durch Mord verschaffte. Ich nehme mir die Freiheit, „diesem Briefe an Ew. Majestät eine Abschrift meines Te„staments beizulegen, das schon seit zehn Jahren gerichtlich „deponirt ist. Die Art und Weise, in welcher ich über „meine Habe verfüge, beweist, daß ich nicht das Greisen„alter abwartete, um Reue zu zeigen. Was ich durch „Mord mir verschafft habe, gehört von Rechtswegen den „natürlichen Erben meiner Gebieterin, falls deren noch am „Leben sind. Doch fürchte ich, daß diese erlauchte Familie „ausgestorben ist. Den Ertrag eines thätigen und arbeit„samen Lebens vermache ich den Hospitälern zu Kaluga. „Diese letztwilligen Verfügungen eines Greises sind indessen „ungültig, falls Ew. Majestät sie nicht genehmigt; denn „von diesem Augenblicke an, in welchem ich als mein eige„ner Ankläger auftrete, habe ich kein Eigenthum mehr, „sondern stelle dasselbe Ew. Majestät anheim. Ich habe „mich zwar der Schande, die den Verbrecher brandmarkt, „und der Gerechtigkeit zu entziehen gewußt, aber nicht den „Vorwürfen und Qualen meines Gewissens: die haben „mich nicht ruhig werden lassen, und sind mit mir alt ge„worden. Die Zeit, welche Alles heilt, heilt doch die „nicht, und seit dreißig Jahren schon habe ich keinen Au„genblick Ruhe gehabt. Das ist eine gerechte, wenn auch „nur schwache Strafe für mein Verbrechen; aber sie ist bei

„weitem nicht genügend; auch die irdische Gerechtigkeit „will befriedigt sein. Ich würde dem Tode nicht furchtlos „ins Auge sehen können, wenn ich mich noch ferner der „Strenge des Gesetzes entzöge. Darum bin ich mein ei- „gener Ankläger bei Ew. Majestät. Ihr Urtheilsspruch, „erhabene Mutter, wird mich in jenem Asyle treffen, wo- „hin ich mich mit meinem unendlichen Schmerze geflüchtet „habe, und wo es mir gelungen ist, bisweilen eine gute „Handlung zu thun. Mit Gehorsam und Ergebung er- „warte ich Ihre Befehle, und unterwerfe mich freudig jegli- „cher Strafe, die Sie über mich Schuldigen verhängen. „Wenn Ihre Hochherzigkeit mich vielleicht Ihrer Gnade nicht „für unwürdig halten sollte, dann will ich die mir vielleicht „noch vergönnten Lebensjahre dazu verwenden, den gehei- „ligten Namen Unserer Mutter zu segnen. Soll mich aber „die wohlverdiente Strafe treffen, dann will ich dieselbe „mit einer Standhaftigkeit erleiden, die vielleicht Gottes „Erbarmen auf mich lenkt.“

„Paradikin.“

„Nun, meine Herren,“ begann die Kaiserin abermals, „ist das nicht ein befremdlicher, seltener Vorfall? Ist es nicht unerhört in den Jahrbüchern des Verbrechens und der Reue? Das erwähnte Testament, nebst zahlreichen Schreiben Unserer Gouverneure und Vicegouverneure, so wie mehrerer Nachbarn Paradikin's, sind hier in meinen Händen, und alle sind ein löbliches Zeugniß der Wohlthätigkeit und des vortrefflichen Benehmens dieses sonderbaren Mannes. Wenn wir einen Schleier über das Verbrechen werfen, dessen er selbst sich anklagt, dann erscheint sein ganzes Leben als eine fortlaufende Kette edler und rührender Handlungen. Freilich hatte er viel gut zu machen; aber wo möglich eine ungeheure Schuld zu tilgen, ist auch der einzige Gedanke seines Lebens gewesen. Sie sehen, meine Herren, daß Wir mit Aufmerksamkeit und Theilnahme alle Documente, welche dem Briefe beigefügt waren, gelesen haben. Seit Sonnenaufgang schon denken Wir über den Entschluß nach, den Wir in dieser Angelegenheit zu fassen haben, und baten Gott am Altare um Einsicht und Erleuchtung. Ein himmelschreiendes Verbrechen ist zur Zeit der Kaiserin Elisabeth, ruhmreichens Angedenkens, begangen worden; das schuldlos vergossene Blut ist nicht gesühnt, die Gerechtigkeit nicht befriedigt, der Schuldige nicht bestraft worden. Allein, meine Herren, lassen Sie uns auch erwägen, daß lange Jahre seit dem Tage des Verbrechens dahingeflossen sind, und daß wir lediglich durch den Uebelthäter selbst von demselben etwas erfahren. Es lag nur an ihm, ob er das fürchterliche Geheimniß mit ins Grab nehmen wollte. Soll die Gerechtigkeit jetzt noch ihren Arm erheben, um einen Greis zu treffen, der tausend tugendhafte und wohlthätige Handlungen vollbracht hat, und nur eine einzige, freilich schwere, unverantwortliche Missethat? Sind Sie nicht, gleich Uns, der Meinung, daß wir die Sache Gott im Himmel anheim geben, der in seiner Gnade und Barmherzigkeit wissen wird, was hier das beste sei? Wir stellen die Entscheidung ganz in das Ermessen Unserer getreuen und erfahrenen Räthe. Herrscher können irren, wenn sie Gnade ertheilen, wie wenn sie Strenge vorwalten lassen. Lassen Sie Uns Ihre Meinung hören.“

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Fortsetzung.)

[Die Messe.]

Unsere Messe ist, nach halbjährigem Schlafe, kürzlich noch einmal zum vierwöchentlichen Leben erwacht gewesen und hat sich so eben wieder in ihren regelmäßigen Semester-Schlaf begeben. Ach, die gute alte Dame leidet sehr an den schädlichen Einwirkungen sogenannter Verbesserungen; mit hohläugigem Antlitze, die Wangen vom Hunger abgezehrt, schlich sie, ein Schand- und Spottbild ihres kräftigen Jugendlebens, sich matt auf den Krücken der Gewohnheit aufrecht erhaltend, durch die leeren, nüchternen Gassen mit halbunterdrücktem Klagegeschrei dahin, und es ist dem traurigen Aussehen der guten alten Ernährerin Braunschweigs manche aufrichtige Thräne geflossen, die aus bitter gepreßtem Herzen ins Auge emporquoll. Die politischen Journalisten oder sicherer die Correspondenten politischer Journale — denn die Beiden sind nicht Eines — haben darüber deliberirt, ob die Alte an der Grippe oder am Zollverbande krank liege; aber die letztere Meinung hat die Oberhand gewonnen und ist selbst in die Hallen der Landstände gedrungen, wo eine sehr lebhafte staatsärztliche Consultation zu Gunsten dieser Meinung abgehalten ist. Die arme Dame soll sehnsüchtigst nach ihren alten Freunden in Sachsen und Preußen verlangt haben, von denen immer mehrere auf Nimmerwiedersehen von ihr schieden; nur bei ihrer, durch keinen Gränzzwang und keine Steuerfolter behinderten Wiederkehr könne und werde sie genesen. Ja, lieber Gott, man sieht, was das Alter oft für sonderbare, ja unvernünftige Ansichten vom Wesen der Dinge hat; und das schadete am Ende auch nicht so viel, wenn nur das unvernünftige Volk ihr nicht so entschieden beistimmte und überall jedes Wort laut wiederschrie, was dem Munde der Alten entströmt. — Dadurch wird das Ding aber gefährlich, und räthlichst möchte es deshalb sein, der Dame das Wiederkommen ein für allemal zu verbieten.

Betrachte ich jedoch das Befinden der Oftgenannten bei Lichte, so ist, glaube ich, ein solches Verbot nicht nöthig. Kümmert sie sich auch den Sommer noch einmal durch, so wird sie doch die Herbststürme nicht überleben. Sie stirbt dann an Altersschwäche und wir können im Januar 1838 die langjährige Freundin einläuten und einleiten in die ewige Ruhestätte. (D. F. f.)

Leipziger Chronik.

(Fortsetzung.)

[Fürst Radziwill's Faust, Psychometer-Beobachtungen.]

In der Oper ist das Verhältniß ein anderes. Hier ist kein fertiges poetisches Kunstwerk, sonst müßte der Componist verzweifeln; er erhält mit dem Operntext nur einen rohen Stoff, dem er die Seele erst einflößt, wie Prometheus einem Lehmkloß den Athem verleiht durch göttliche Feuerfunken. Aus einer fertigen dramatischen Dichtung hat nie ein Musiker eine gute Oper gemacht. Auch des Fürsten Radziwill Faust-Compositien, die wir im vorigen Monat hier zum Theil hörten, steht in diesem Mißverhältniß; sie ringt vergeblich darnach, den Gehalt der fertig gegebnen und individuell ausgemalten Dichtung zu erschöpfen. Man hat überhaupt aus dieser Composition mehr gemacht, als wir in ihr finden können. Der edle Componist hat sich Jahre lang in das Werk des Dichters wie ein Seidenwurm eingesponnen, — wie Jemand sich darüber ausdrückte. Aber deshalb hält ihn auch jeder Faden des Dichters fest, er ist gebunden und der musikalische Genius ist lahm, weil er nicht frei ist und dem gegebenen Stoffe dient. Ein dienender Geist ist aber kein schaffender, nur der freie, der aus einem gegebenen Stoffe erst seine Welt formt. Es ist merkwürdig, was der alte Zelter vom Faust des Fürsten Radziwill sagt. Er meinte, Dichtung und Musik hätten sich hier verehlicht, aber es sei Eifersucht daraus erwachsen, eines bringe das andere um, wie der Mohr sein schönes weißes Weib und sich selber. Was in diesem Zelter'schen Gleichniß der Mohr sein soll, ob Dichtung, ob Musik, weiß ich freilich nicht, vielmehr sollte ich meinen, die Radziwill'sche Musik sei weder der Mohr, der die Goethe'sche Dichtung umbringt, noch eine fleckenlose Desdemona. In Zelter's Briefen findet sich auch folgende Aeußerung über die Ouverture: „Der Componist hat zur Ouverture eine Clavierfuge von Mozart (eine sogenannte Studie) erwählt, ihr ein Kopfzeug aufgesezt und am Ende eine lange Cauda drangeschwänzt; da sie sich denn im Gespann mit Posaunen und desgleichen fortbewegen und (nicht ohne Geißel) mitziehen muß, wie ein unwilliges Pferd vor einer Karthaune." Soviel ist mir klar, daß die Ouverture mühsam nach dem Tiefsinn der Dichtung sucht, ohne ihn zu finden, weil sie ihn nicht selbstständig gestaltet, sondern der Poesie nachläuft wie ein Diener seinem Herrn. Die Osterchöre sind in der Grandezza des einfachen Kirchenstyls gehalten, verrathen aber wenig Production. Bei der hiesigen Aufführung war es tadelnswerth, daß sie nicht gedämpft und wie aus der Ferne erklingend gehalten wurden; dadurch verloren sie an magischem Reiz. Einzelnes in der Composition, unter anderem die Begleitung der nahenden Geister, als sie Faust heraufbeschwört, ist von großartiger Wirkung.

Von Neuigkeiten hörten wir noch unter anderem Spohr's Phantasie über „die Tochter der Luft", in Form einer Concert-Ouverture, eine Composition, die das oben Behauptete über das mißliche, unselbstständige Verhältniß der Musik zu einer fertig ausgeprägten Dichtung mir keineswegs zu widerlegen scheint. Von Reissiger hörten wir ein schönes „Salve regina", wahrscheinlich ein Stück aus einer neuen Kirchencomposition dieses Musikers, der in diesem Felde sich am glücklichsten bewegt. Einigen seiner ältern Lieder will ich gar nicht ihren Werth abstreiten, aber auch das Glücklichste seiner weltlichen Compositionen steht z. B. weit zurück gegen eine seiner Messen, die ich in Dresden hörte und die noch Manuscript ist.

Mit Beethoven's Symphonie über die Freude wurde für diesmal die Reihe der Winterconcerte geschlossen.

Des Hrn. Portius Psychometer wird nächstens von neuem die Aufmerksamkeit denkender Menschen auf sich ziehen; Hr. Portius wird einige Vorlesungen über seine merkwürdige Maschine halten. Auf überraschende Weise hat sich das Instrument, das mit Hülfe des Elektromagnetismus die Temperamentseigenschaften zum Ausspruch bringt, an einem Verbrecher bewährt. Das Protokoll der Justiz über diesen Menschen gab durchaus dasselbe Signalement, das der Psychometer ihm stellte. Nicht minder hat sich das Instrument vor einigen Tagen in meiner Gegenwart an einer deutschen Schriftstellerin bewährt, welche ihre Cardinaltugenden und Schwächen getreulich bezeichnet fand. Wollte ich die Aussage der seelenkundigen Maschine über mich selbst, den Schreiber dieses, mittheilen, so hätte das geneigte Publicum fortan in diesen Blättern nur Gedanken und Gefühle eines Hypochondristen zu gewärtigen, was ich bei dermaligem Zustande der Literatur absolut in Abrede zu stellen nicht wohl geneigt sein kann. Als Hypochondristen bezeichnete mich in der That der Psychometer des Hrn. Portius, mit allen löblichen und üblen Eigenschaften eines solchen. Die elegante Welt braucht indessen nicht bange zu sein dieserhalb. Der Psychometer bezeichnet nur das angeborne Temperament, die im Blut gegebenen Eigenschaften des Individuums, nicht das im Wandel des Weltlaufs, in dem Umschwung der Ideen, in den geistigen Strömungen des Lebens Errungene, Erworbene und Verlorne. Nehme ich die Aussprüche des Instruments über andere Personen, die sich in meiner Gegenwart signalisiren ließen, zu Hülfe, so ergibt sich für mich die Ansicht, daß die Befähigung und Glaubwürdigkeit des Psychometers auf die von Natur gegebenen Qualitäten, auf die Familieneigenheiten, beschränkt werden müsse. Hier treffen allerdings die Neigungen und Abneigungen des Magnets oft auf wunderbare Weise richtig zu. Dagegen glaube ich nicht, daß die ganze geistige Person eines Individuums hier ihren Richterstuhl habe. Dies mir selbst und meinen Lesern zum Trost, damit die Besorgniß vor Hypochondrie schwinde. Ob es aber nicht schon hypochondrisch ist, auf ein Magnetspiel soviel zu geben, mag dahingestellt sein; in solchen Spielen der geheimnißvollen Naturkräfte liegt jedenfalls ein tiefer Sinn, der sich auch in allen jenen nicht ganz abzuläugnenden Wundererscheinungen der psychischen Welt verräth.

(Die Fortsetzung folgt.)

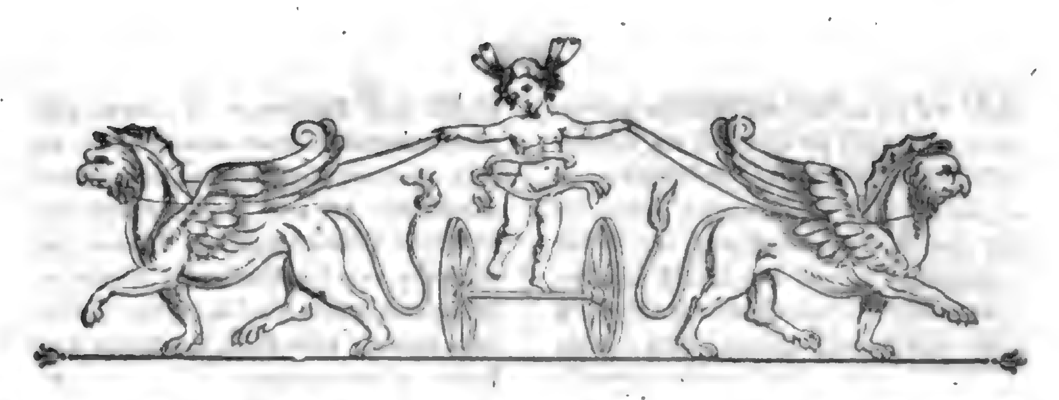
Notiz.

[Französische Journale.]

Seitdem das französische Ministerium das Journal de Paris angekauft hat, arbeitet Thiers nicht mehr für dieses Blatt, er schreibt jezt in den Constitutionnel. Dupin schreibt in den Temps, bekanntlich das Organ des Tiersparti, wie der Courier français das Organ des Hrn. Odilon-Barrot ist.

Das Journal de Paris erscheint seit kurzem als Morgenblatt. Der neue Hauptredacteur, Henri Fonfrède, stiftet mit demselben eine gouvernementale Politik; er erklärt, er sei persönlich und aus Grundsaz für die Familie Orleans, die er als die einzige Vermittlerin zwischen Frankreichs Vergangenheit und Zukunft ansehe. Das Blatt wird „ministerieller als das Ministerium" werden; es kostet statt 80, nur 40 Fr., um es recht zu vertreiben.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 59. — den 24. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Nemesis.

(Beschluß.)

Langes Schweigen folgt auf die Rede der Kaiserin. Der Generalprocurator wirft einen Blick auf die ganze Versammlung, steht dann auf und spricht: „Ew. Majestät! Je aufmerksamer ich die hier anwesenden Räthe betrachte, um so mehr darf ich hoffen, deren Organ zu sein, wenn ich es wage, in Aller Namen die Bewunderung zu verkünden, mit der uns Ew. Majestät Weisheit erfüllt. Paradikin ist offenbar schuldig und der Strenge des Gesetzes verfallen; ein solches Verbrechen kann nie verjähren; allein seine freiwillige Anklage, sein musterhaftes Benehmen, seine Reue empfehlen ihn Ew. Majestät Milde; er ist ein nicht unwürdiger Gegenstand der kaiserlichen Gnade."

Darauf erhebt sich ein Senator und spricht: „Wenn Ew. Majestät mir erlauben, daß ich einige Worte über Paradikin äußere, so kann ich bemerken, daß dieser Mann mir nicht unbekannt ist. Als Ew. Majestät so gnädig war, meinen Sohn zum Gouverneur von Tula zu ernennen, begleitete ich denselben auf seinen neuen Posten, und hielt mich einige Tage in dem Bezirke auf, in welchem Paradikin's Gut liegt. Man wußte nicht genug zu erzählen von seiner Wohlthätigkeit, von seinem Eifer, Andern zu dienen und gefällig zu sein. Noch jetzt erinnere ich mich lebhaft mehrerer, für ihn höchst ehrenvoller Züge, und vernehme daher mit unendlicher Freude, daß Ew. Majestät einen Strahl Ihrer Gnade auf des alten Mannes greises Haupt fallen zu lassen gedenken."

Die Kaiserin stand abermals auf. „Wir freuen Uns von ganzem Herzen, daß Unsere Ansicht mit jener Unserer weisen Räthe übereinstimmt, und entzückt thun wir Ihnen kund, daß wir den Entschluß gefaßt haben, Milde vorwalten zu lassen. Paradikin sei begnadigt!"

Diese Worte, aus der Fülle des Herzens und mit freudestrahlendem Gesichte gesprochen, elektrisirten die Anwesenden, und Alle brachen einstimmig in lauten Beifall aus. Das war freilich der Etiquette durchaus zuwider, aber that Katharinen wohl. Lächelnd erhob sie sich von ihrem Sitze; die Flügelthüren werden geöffnet, die Kaiserin geht, und die Sitzung ist beendigt.

Während dessen befand sich Woronitscheff noch immer auf der Reise nach St. Petersburg. Ueberall, wo er Freunde oder Bekannte fand, hielt er sich einige Zeit auf, und war bei den Landedelleuten, die damals wie jetzt häufig von Langeweile geplagt wurden, ein recht angenehmer Gast, dem man es Dank wußte, daß er in die ewige Einförmigkeit einige Abwechslung brachte. Man lebte in Saus und Braus; die Nachbarn wurden eingeladen, Treibjagden angestellt, Concerte, Schauspiele, Wettrennen veranstaltet, Bank ward aufgelegt. Woronitscheff hatte einen zwiefachen Grund, sich unterwegs so lange als möglich auf-

zuhalten, einmal, wie wir wissen, um Paradikin gehörige Zeit zur Besinnung, das heißt zur Abtretung von hunderttausend Rubeln, zu lassen, und sodann, um überall so viel Vergnügen zu genießen, als sich nur immer darbot; ein Umstand, der für jeden Russen von Bedeutung ist. Jeden Abend fragte er, ob nicht Andreas Alexciewitsch angekommen sei, aber immer erhielt er verneinende Antworten, so daß er zuletzt nur noch schwache Hoffnung hatte, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, und sich Vorwürfe machte, so dringend gewesen zu sein. Inzwischen tröstete es ihn einigermaßen, daß er sehr glücklich im Spiele gewesen war; Börse und Brieftasche hatten sich weidlich gefüllt, und er konnte demnach in der Hauptstadt mehr als gewöhnlich darauf gehen lassen.

In St. Petersburg trat er auf, wie ein Mann, der eine wichtige Rolle zu spielen sich berufen glaubt, hier, so dachte er, sind die Leute stets begierig, Neuigkeiten zu erfahren, und es kann nicht fehlen, daß ich für einige Zeit Mann des Tages werde, um den sich Alles drängen wird. Sie werden sagen: Da ist der Herr, der vermöge seines ungewöhnlichen Scharfsinns ein Verbrechen ans Tageslicht zog, von welchem Niemand auch nur eine Ahnung hatte. Jeder wird mich zuvorkommend behandeln, Fragen an mich richten; doch das gilt mir Alles gleich, wenn nur der Minister mir sein Wohlwollen zuwendet. Doch das läßt sich erwarten; das Auge des Reichs (so nannte Peter der Große den Justizminister) wird mir geneigtes Gehör schenken, mir es Dank wissen, daß ich ihm Mittel und Wege an die Hand gebe, den alten Starrkopf zur Strafe zu ziehen!

So dachte Woronitscheff, als sein Wagen vor dem Hotel d'Europe still hielt. Gleich nachdem seine Sachen auf die ihm eingeräumten Zimmer geschafft waren, setzte er sich, ohne noch die Kleider gewechselt zu haben, schrieb einen Brief an den Minister und bat um Audienz. Nach einer Stunde schon war die Antwort da; um neun Uhr desselben Abends sollte er sich einfinden. Das schmeichelte ihm außerordentlich, und schon um sieben Uhr mußte der Friseur da sein und seine Perrücke in Ordnung bringen. Dann warf er sich in seine besten Kleider, stieg in einen mit Vieren bespannten Wagen, und fuhr freudetrunken und aufgeblasen beim Minister vor. Er ward sogleich vorgelassen und trat dem Minister mit einer ungemessenen Selbstgenügsamkeit entgegen. Daß er Paradikin's Brief, und die Documente, welche Dorothea ihm eingehändigt, bei sich hatte, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Er begann seine Eröffnungen in einem gespreizten Tone, machte ausdrücklich darauf aufmerksam, wie wichtig dieselben seien, ging dann zur Erzählung des in Italien begangenen Mordes über und war, die Physiognomie des ihm Gegenüberstehenden kaum betrachtend, überzeugt, tiefen Eindruck zu machen, als der Minister ihn plötzlich unterbrach, und in trocknem, dürrem Tone entgegnete: „Das Alles ist mir schon bekannt, mein Herr; also können Sie sich die Mühe sparen, weiter zu reden."

„Das wäre Ihnen bekannt, Excellenz? Es ist unmöglich, nur ich allein weiß darum, nur ich allein kann darum wissen."

„Meinen Sie das? Wenn nun aber Herr von Paradikin sein eigener Ankläger gewesen ist, und nichts verheimlicht hat, — und das ist allerdings der Fall, — dann werden Sie mir doch wohl einräumen, daß Ihre Anklage überflüssig sei? Denn ich darf voraussetzen, daß der Thäter besser unterrichtet ist als Sie. Ueberdies ist jene Angelegenheit bereits völlig erledigt worden."

„Erledigt worden? Darf ich Ew. Excellenz fragen, zu welcher Strafe jener Bösewicht verurtheilt wurde?"

„Es ist ihm auferlegt worden, ruhig wie bisher fortzuleben, und nach wie vor sich die Liebe und Achtung seiner Umgebungen durch einen musterhaften Wandel zu bewahren."

„Ew. Excellenz, ich bemerke zu meinem größten Erstaunen, daß der Leibeigene Kustroff durch trügerische Gleißnerei seine Richter hintergangen hat."

„Ihre Bemerkungen können Sie sparen. Es ist verwegen von Ihnen, den Mann zu beschimpfen, den Ihre Majestät der Gnade für würdig hielt. Bereits haben die Gerichte die Weisung erhalten, denselben die hohe Theilnahme der Kaiserin zu versichern."

Jetzt konnte Woronitscheff seinen Aerger nicht mehr zurückhalten, und in ziemlich frechem Tone sprach er: „Wenn sich die Sache so verhält, dann bedaure ich in der That, Ew. Excellenz gestört zu haben." Damit wollte er sich entfernen, der Minister jedoch hieß ihn bleiben. „Noch ein Wort, wenn's Ihnen gefällig ist, wir sind noch nicht fertig. Es scheint, als ob Ihnen recht viel daran liegt, daß kein Verbrechen, es mag begangen sein, wann und wo es wolle, ungestraft bleibe. Nun legen Sie einmal die Hand aufs Herz: haben Sie sich gar nichts vorzuwerfen? haben Sie nicht etwa vor einigen Jahren ebenfalls sich dieses oder jenes zu Schulden kommen lassen?"

„Ich, Excellenz?"

„Ja, freilich, Sie. Was ist aus Maschinka Alexiewna

von Wolchoff geworden; dem jungen Mädchen, dessen Pathe Sie waren?"

Auf diesen Schlag war Woronitscheff nicht gefaßt. Er ward blaß wie der Tod und zauderte mit der Antwort. Der Minister wiederholte mit erhobener Stimme seine Frage. Der Ankläger war zum Angeklagten geworden, und es bewahrheitete sich an ihm das alte Sprüchwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Indessen affektirte er eine Unbefangenheit und Ruhe, die nicht in seiner Brust wohnen konnte, und entgegnete: „Ew. Excellenz sind im Irrthum. Fräulein von Wolchoff ist in Folge eines Sturzes mit dem Wagen gestorben; das weiß in unserer Gegend Jedermann. Mein Kutscher, der sie nach Hause fuhr, war betrunken, und ..."

„Genug! Schweigen Sie. Ich habe nicht Lust, die Lügen anzuhören, mit denen Sie Ihr Verbrechen damals vertuscht haben. Ich bin von Allem unterrichtet. Das Fräulein ist in Ihrem Hause gestorben, in Folge Ihrer Brutalität. Zwei Ihrer Leute ..."

„Glauben Sie mir, das ist eine schändliche Verläumdung. Ich brauche mich, um meine Unschuld darzuthun, lediglich auf das Zeugniß der Frau von Wolchoff zu berufen; seit vier Jahren bereits ist das Fräulein todt, und doch ist es der Mutter nie in den Sinn gekommen, eine Klage gegen mich anhängig zu machen."

„Gerade Frau von Wolchoff ist Ihre Anklägerin; sie und niemand Anders verlangt, daß der Mörder ihrer Tochter nach der Strenge des Gesetzes bestraft werde."

„Eine so spät angebrachte Klage kann unmöglich von Gewicht sein. Meine Leute können beweisen, daß ich unschuldig bin; ich werde mich beeilen, sie nach Petersburg kommen zu lassen."

„Auch die Mühe können Sie sich ersparen; denn sie sind bereits hier. Das scheint Sie zu überraschen? Glauben Sie mir, es hat sich, seitdem Sie Ihr Gut verließen, manches Merkwürdige ereignet. Ihre Leute sind einzeln verhört worden; alle stimmen in ihren Aussagen überein; auch das Zeugniß des Kammermädchens der Frau von Wolchoff ist nicht zu Ihren Gunsten; wir haben Beweise gegen Sie in Hülle und Fülle. Schon seit zehn Tagen sucht die Polizei Ihrer habhaft zu werden. Morgen werden Sie vor Gericht gestellt. Die Gerechtigkeit darf zuweilen gegen einen reuigen Verbrecher, der seine Missethat durch ehrenvolle Handlungen einigermaßen zu sühnen strebt, nachsichtig sein, nie aber gegen einen Menschen, der frech und schamlos genug ist, Andere, die besser als er sind, aus Bosheit unglücklich machen zu wollen, und der überdies selbst mit Schmach, Schande und Unthaten aller Art sich bedeckt hat."

Es ist unmöglich, zu beschreiben, was während dieser Rede des Ministers in Woronitscheff vorging. Als er vollends gar hörte, daß die Zeugen seiner Unthat anwesend und abgehört worden seien, brachen die Knie unter ihm zusammen; er mußte sich setzen, und wählte unwillkürlich den am weitesten vom Minister entfernt stehenden Stuhl. Dieser klatschte jetzt mit den Händen, und alsogleich trat ein Polizeibeamter mit vier Leuten ins Zimmer. „Bringen Sie diesen Missethäter auf die Festung; der Gouverneur ist bereits davon in Kenntniß gesetzt, daß derselbe dorthin abgeliefert wird."

Woronitscheff verfluchte den Tag, an welchem er seinem Nachbar Paradikin Untergang und Verderben geschworen hatte; und der Umstand, daß diesem, der begnadigt worden war, auch nicht ein Haar gekrümmt ward, vermehrte noch seine Wuth und seine Verzweiflung.

Hier endigt unsere Geschichte. Denn wir wollen dem Schuldigen nicht bis in den Gerichtssaal folgen, wo er zur Deportation nach Sibirien verurtheilt ward, um dort, nebst seinen beiden Helfershelfern, zeitlebens in den Bergwerken zu arbeiten. Diese letzteren erhielten die Knute nicht, weil berücksichtigt ward, daß sie als Leibeigene sich für verpflichtet gehalten hatten, ihrem Herrn unbedingten Gehorsam zu leisten.

Die Kaiserin befahl, daß, nach Befriedigung von Woronitscheff's Gläubigern, der Rest des Vermögens capitalisirt werden sollte, damit Maschinka's Mutter von den Zinsen ruhig und ohne Sorgen leben konnte. Paradikin aber kaufte den wackern Gregorieff frei und nahm ihn in sein Haus, wo er ihn mehr als Freund, denn als Diener betrachtete. Aber seitdem nun alle Welt erfahren hatte, wer er war, und sein Leben offen vor Jedermann da lag, hielt er sich wo möglich noch einsamer und eingezogener als bisher. Er lebte noch funfzehn Jahre, und fuhr fort, durch gute Handlungen und wahrhafte Frömmigkeit alle, die ihn kannten, zu erbauen bis an seiner Tage Ende.

Was wir hier berichtet haben, lebt noch jetzt im Munde des Volkes, und während der langen Winterabende erzählen die Leute dem Fremden, der unter ihrem gastlichen Dache Schutz und Schirm gesucht, die Geschichte von Paradikin und Woronitscheff.

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Fortsetzung.)

[Theater, Hr. Marr und sein Proceß.]

An Sehenswürdigkeiten war die Messe sehr arm, und es fand sich darunter auch nicht ein Bemerkenswerthes. Braunschweig hat allmälig den wohlgegründeten Ruf erhalten, für Gegenstände dieser Art kein geeigneter Platz zu sein, und überdies macht das Theater so habsüchtig neidisch über jeden der Schaulust gewidmeten Groschen, daß es außer den scharf gezogenen Gränzen der Messe solche Schaustellungen entweder nicht einen Augenblick duldet, oder davon seine Procente zu erhalten sucht. Nichts desto weniger ist bei dem Theater jährlich doch noch ein Deficit zwischen 40 bis 60,000 Thaler zu decken; bei dem nur das einzige Gute ist, daß weder Correspondent, noch Redacteur, noch Leser dieser Blätter zur Deckung dieses Deficits verpflichtet ist. Kürzlich hörte ich von einer projectirten Minderung der Theaterausgaben — die würde sicher nur die kleinern Götter treffen.

Ad vocem: Theater, noch Einiges. — Zwischen einem Mitgliede desselben, dem Regisseur Marr und einem Correspondenten des „Kometen" ist jetzt ein Proceß anhängig, der, da der Genannte neben seinen guten Freunden und blinden Enthusiasten auch eine ganz ansehnliche Zahl Feinde und solcher Gegner hat, denen er nun entweder von seiner menschlichen oder artistischen Seite oder von beiden Seiten nicht genügen dürfte — eben nicht wenig Aufmerksamkeit auf sich zieht. Marr hatte auf frühere Beschuldigungen jenes Blattes sich ein Zeugniß vom Theaterintendanten geben und seine Collegen eine Schrift unterzeichnen lassen, in welcher er den Letztern manche Fragen, sein collegialisches und anderweitiges Verhalten betreffend, zur Beantwortung vorlegte. Was sich denken ließ, geschah: Intendant und Collegen, das heißt so ziemlich auf gut deutsch: Herr und Mitgenossen und Untergebene wollten an dem Fragsteller nichts zu mäkeln finden, und dieser ging nun mit Sturmesschritt zur Veröffentlichung der Zeugnisse in der Theaterchronik über. Das Ding wäre nun wohl gut gewesen, selbst im Fall das Publicum über diese Certificate seine absonderlichen Ansichten gehegt hätte. Nun aber fuhr im Kometen ein correspondenzliches Donnerwetter auf Marr's Rechtfertigung hernieder, schlug sie ganz und gar in Grund und Boden und stellte ungefähr ein Dutzend ganz andere Fragen auf, die Marr sich von seinen Collegen beantworten lassen sollte. — Ließe sich der Beweis führen, daß das hier fragweise „habe ich das und das gethan?" Aufgestellte wirklich von einem Jemand ausgeübt wäre, so könnte sich dieser Jemand von dem Vorwurfe eines brutalen, höchst intriguanten Menschen, bei dem selbst Schriftverfälschung und Contractbrüchigkeit im Sündenregister ständen, durchaus nicht reinigen. Hoffen wir indessen zu Marr's Gunsten, daß solche Beweisführung dem Correspondenten des Kometen, ungeachtet seines guten Gedächtnisses, nicht möglich wird, und gestehen wir ein, daß überhaupt die Veröffentlichung solcher skandalösen Persönlichkeiten nicht zu rechtfertigen und höchstens in dem Falle etwas zu entschuldigen ist, wenn der Betroffene sich der hämischen Untergrabung fremder Ehre und fremden Glückes schuldig machte.

Herr Marr will über den Erfolg seines Processes öffentlich Kunde ertheilen — ich werde es in der Eleganten auch thun. — Für die Schauspieler und Sänger, auch Schauspielerinnen und Sängerinnen nicht zu vergessen, geht aber aus dieser wichtigen Angelegenheit unserer Stadt die Lehre hervor, eine Beurtheilung unwillkommner Art lieber zu ignoriren, als gegen den Stachel zu lecken — ein Bischen Ignoranz dürfte ihnen ja in den meisten Fällen eben nicht gar zu fern liegen. (D. J. f.)

Leipziger Chronik.

(Fortsetzung.)

[Dem. Oswald.]

Um von diesem hypochondrischen Thema abzukommen, erinnere ich in meiner bescheidnen Chronik an Demoiselle Oswald, die sich hier einige Male als Virtuosin auf der Geige hören ließ. Jedenfalls eine Erscheinung, um von Hypochondrie erlöst zu werden. Ich will der interessanten Dame gar nicht den Beruf zum Fiedelbogen absprechen. Es wäre boshaft, wenn ich das thäte, und der Psychometer des Hrn. Portius hat mich als einen wilden, zahmen Hypochonder signalisirt. Den Beruf zum Fiedelbogen mache ich der Dame nicht streitig, es fragt sich nur, ob der Fiedelbogen, den sie führt, der ihr gemäße ist, und ob nicht vielmehr ein anderer, ganz kleiner, den man nur mit zwei Fingerspitzen faßt, und den man sich für zwei Dreier aus einer englischen Stahlfabrik kommen läßt, ihr weit besser steht. Ich frage, sag' ich; und bin gar nicht so boshaft, diese bescheidene Frage zu bejahen. Nur soviel bejahe ich, daß die Bogenführung der Demoiselle Oswald mir keineswegs sublim vorkam. Sie war natürlich weiblich costümirt, sie trug ein geblümtes Cattunkleid mit bauschigen Aermeln, nicht mehr hammelkeulenartig, aber à la cosaque, glaub' ich. Mit dem rechten Arm fuhr sie denn auch à la cosaque über die Geige her; das machte mir ein heiteres Stündchen, für heitere Stündchen muß ein Hypochonder dankbar sein, aber ich müßte lügen, wenn ich diese Bogenführung à la cosaque schön nennen wollte, und der Psychometer des Hrn. Portius sagt, ich sei ein wahrheitsliebender Mensch. Man wittere hier in meinen Worten keine Bosheit! Der Psychometer des Hrn. Portius sagt, ich sei ein milder Hypochonder, und somit mögen mir die leipziger musikalischen Kunstrichter, denen ich, wie sie sagen, Uebels gethan, verzeihen, es geschah alles nur aus milder Hypochondrie.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

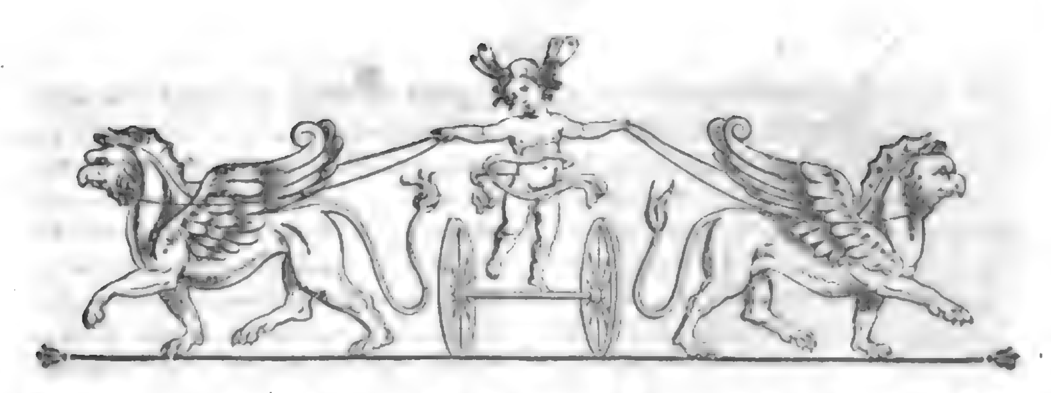
[Nestroy.]

Dieser dramatische Lumpacivagabundus, der die Bühne bereits schon halbirte, geht jetzt damit um, sie zu viertheilen. Er schreibt ein Stück, wo in vier Piècen zu gleicher Zeit gespielt wird, wahrscheinlich gibt er Stube, Kammer, Küche und lieu d'aisances auf einmal zu schauen und präparirt so in vier Gemächern einen vierfachen Theatercoup. Massacrirt ist die deutsche Bühne schon hinlänglich, man hat sie bereits mit Zangen gezwickt, ein Wunder, daß sie noch nicht umgekommen ist; nunmehr wird sie wie Franz Ravaillac, der Königsmörder, auch noch geviertheilt.

[Kosciusko-Denkmal.]

In der Nähe von Paris hat man dem Kosciusko ein Denkmal errichtet. Es besteht aus einem Erdhügel, der jährlich um eine gewisse Quantität erhöht werden soll. Aus dem noch übrigen Subscriptionsfonds wird nicht weit von dem Platze eine kleine Colonie polnischer Familien gegründet.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 60. — den 25. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Schiller in den Jahren 1782 bis 1785.

So oft auch Schiller's Jugendleben schon erzählt worden ist, eine tiefer eingehende Erörterung derjenige Epoche, die mit seiner geistigen Gestaltung in so unmittelbarem Zusammenhange steht, hat bisher der biographischen Literatur noch gefehlt. Diese Lücke im Leben eines Mannes zu füllen, der so großen Einfluß auf die deutsche Volksbildung gehabt, ist die vor kurzem erschienene Schrift: „Schiller's Flucht aus Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785," vor allen andern geeignet. Andreas Streicher, der Verf. derselben, war Musiker und lebte gerade zu jener Zeit, wo sich Schiller im Ringen nach geistiger Unabhängigkeit so gewaltsam über die flache Alltäglichkeit heraushob, mit dem Dichter in der innigsten Freundschaft. Vertraut mit Schiller's Schmerzen und Freuden, ward er sein steter Begleiter in den verhängnißvollen Tagen, wo er die Fesseln zersprengte und die Kette, an der er bisher gelaufen, weit von sich warf. Die Mittheilungen, welche der aufrichtige Verehrer des Dichters dem überlebenden Geschlechte jetzt vorlegt, tragen das Gepräge der unumstößlichsten Wahrheit, und sind schon in der schmucklosen Auffassung und Zusammenstellung von Thatsachen, die wichtig wurden durch den Conflict der Verhältnisse, aller Beachtung werth.

Die frühere Entwickelungsgeschichte von Schiller's geistigem Leben erscheint hier zum Theil in einem Lichte, mit dem bisher bekannte Ueberlieferungen nicht ganz übereinstimmen. So erfahren wir z. B., daß Schiller bei seinem Eintritte in die Militairschule auf der Solitude die Rechtswissenschaft ergriff, um dem Wunsche seines Vaters nachzukommen, der dadurch nach Aussage des Herzogs eine baldige Anstellung des Sohnes in der Zukunft gewiß vor Augen sah. Schiller'n konnte aber, vermöge seiner zwar noch schlummernden Geisteskräfte, das trockene, abstruse Formelwesen der Jurisprudenz, in dem alles tiefere Gefühl, und zuweilen sogar die gesunde Vernunft zu Grunde geht, nicht genügen. Dennoch überwand er aus Pietät und einer angebornen Sanftmuth seinen Widerwillen, bis nach Verlauf eines Jahres der Herzog befahl, er müsse Medicin studiren, da sich schon zu viele Zöglinge der Jurisprudenz gewidmet hätten, und es ihm nicht möglich sei, in der Zukunft auf eine gute Anstellung für ihn bedacht zu sein. Mit Widerstreben und blutendem Herzen brachte Schiller auch dieses Opfer, und lebte bis zu seinem Austritt aus der Akademie in bekannter Weise. Ueber sein erstes Auftreten als dramatischer Dichter finden sich keine neuen Aufschlüsse. Das hier Mitgetheilte stimmt mit Allbekanntem völlig überein. Nur später, nach der ersten Aufführung seiner „Räuber" in Mannheim, berauscht von den Schmeicheleien der Schauspieler und Anderer, die sich um ihn drängten, faßt er den Entschluß, durch Verwendung Baron von Dalberg's bei seinem Herzoge eine Entlassung in Form eines Urlaubs auf unbestimmte Zeit zu bewirken. Sein Verhältniß zu Dalberg, dessen Wohlwollen er sein ganzes Lebensglück über-

läßt, erscheint hier in so eigenthümlicher Färbung, daß auf Dalberg selbst nicht das günstigste Licht fällt. — Schiller fühlte, je mehr sein dichterischer Mensch sich entwickelte, das Drückende und Entmuthigende seiner Lage. Halb Soldat, war er weder Herr seines Willens noch seiner Handlungen, und nicht einmal so weit reichte seine individuelle Freiheit, daß er seine Mutter und Schwester, die nur eine Stunde von Stutkgart wohnten, ohne Erlaubniß des Officiers besuchen konnte. Im unbegränzten Streben nach geistiger Freiheit sah er sich in die Sklaverei barocker Fürstenlaunen gezwängt, die ihm um so unerträglicher werden mußte, je tobender die Elasticität des productiven Geistes in ihm sich bemerkbar machte. Liebe zu den Eltern allein, und die angeborne Sanftmuth seines Wesens, hielten ihn bis zum Aeußersten von gewaltsamen Schritten zurück, und um in jeder Art dem vorzubeugen, was er dunkel hereinbrechen sah, suchte er jedes Mittel zu ergreifen, das ihn einer Lage entreißen konnte, in der entweder sein geistiger und moralischer Mensch erliegen oder zu excentrischen Schritten getrieben werden mußte.

In dieser Hinsicht sind die Vorschläge, welche er dem Baron Dalberg in der Beilage eines an ihn gerichteten Briefes macht, eben so charakteristisch für ihn als Mensch, wie sie ihm als Psychologen zur Ehre gereichen. Er bittet Dalberg darin unter Anderem, den Herzog dadurch für seinen Plan zu gewinnen, daß er in dem Briefe die Meinung durchblicken lasse, er betrachte Schillern für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln. „Denn,“ setzt er hinzu, „dies ist der passe par tout beim Herzog.“ Desgleichen bittet er den Baron, in dem Schreiben an den Herzog einen Termin für seinen Aufenthalt beim National-Theater in Mannheim festzusetzen, und der ganzen Ausbürgerung den Anschein einer Reise zu geben. „So sieht es nicht einer völligen Entschwäbung gleich, und fällt auch so hart nicht auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, wird man froh sein, wenn ich selbst nicht mehr anmahne.“ Endlich wünscht er, Dalberg möge ja nicht zu berühren vergessen, daß ihm Wege gebahnt werden sollten, um sich in Mannheim der medicinischen Praxis ergeben zu können. „Dieser Artikel,“ setzt er hinzu, „ist vorzüglich nothwendig, damit man mich nicht, unter dem Vorwande, für mein Wohl zu sorgen, cujonire und weniger fortlasse.“

Aus allem Nachfolgenden aber geht deutlich hervor, daß Dalberg keine Notiz von den Anträgen des bedrängten Dichters nahm. Schiller blieb in seiner vorigen Lage, die durch das Verbot des Herzogs, nichts mehr zu schreiben und sich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten, noch unerträglicher gemacht wurde. Unter solchen Verhältnissen bedurfte es nur noch des 14tägigen Arrests, der Schiller'n zuerkannt ward, als dem Herzoge sein ohne Urlaub erfolgter Ausflug nach Mannheim bekannt ward, um die damals noch vulkanische Natur des Dichters zur Eruption zu treiben. Da ihn Dalberg nicht unterstützte, entschloß er sich zur Flucht, die, vor dem Vater verheimlicht, in aller Stille am späten Abend des 17. September 1782 vollzogen wurde. Man hatte diesen Tag gewählt, weil ein großes Fest auf der Solitude, das von Seiten des Herzogs zu Ehren des anwesenden Großfürsten Paul von Rußland gegeben wurde, die Wachsamkeit etwaiger Späher verminderte. Schiller und sein Freund Streicher, dem wir diese Mittheilungen verdanken, verlassen in einem Wagen Stuttgart durch das eßlinger Thor, der Erstere als Doctor Ritter, der Andere als Doctor Wolf. Schiller besaß dreiundzwanzig und Streicher achtundzwanzig Gulden, und weder Aussicht auf Verdienst, noch die Hoffnung auf Unterstützung. Ueberdies hinterließ der Dichter noch 200 Fl. Schulden, die ihm der Druck seiner Räuber eingebracht hatte, und von denen er späterhin noch während seines mannheimer Aufenthaltes unsäglich leiden mußte.

Die Aufnahme in Mannheim war nicht so, wie er erwartet hatte. Zwar sorgte der Regisseur Meier für Quartier und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse; allein sein Fiesko, der bereits beendigt und dessen Darstellung Schiller's heißester Wunsch war, brachte ihm nur Aerger und Verdruß. Dalberg fand das Stück erst zu lang und rieth zur Umarbeitung, der sich der Dichter in Oggersheim, wohin er sich begeben hatte, unterzog, allein auch in dieser Gestalt wollte der Intendant des mannheimer Theaters es nicht gebrauchen können. Schiller hatte seine wenige Baarschaft verzehrt, stand von Schulden belastet, von Sorgen bedrückt und von Seiten des Vaters mit Vorwürfen überschüttet, freund- und schutzlos in der Welt, die ihn von sich stieß, als er mit liebezitterndem Herzen sich ihr in die Arme geworfen hatte. Seine Briefe an Dalberg, in denen er mit hohem Edelsinne um eine Unterstützung bittet, wurden nur in trockenem Geschäftsstyl beantwortet, und Schiller war nahe daran, an sich, der Menschheit und dem Walten der Vorsehung zu verzweifeln. Groß und edel bewies sich allein Iffland in dieser Zeit, wo dem verfolgten Dichter Alles entgegen war. Von diesem Edelmuthe gibt das Protokoll des mannheimer Theaters einen

deutlichen Beweis. Dort nämlich finden sich in Bezug auf Schiller's Fiesko, der von der Intendanz als nicht aufführbar zurückgewiesen ward, folgende Zeilen:

„Obwohl dieses Stück für das Theater noch Einiges zu wünschen lasse, auch der Schluß desselben nicht die gehörige Wirkung zu versprechen scheine, so sei dennoch die Schönheit und Wahrheit der Dichtung von so ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiermit ersucht werde, dem Verfasser als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste, eine Gratification von acht Louisd'or verabfolgen zu lassen." — Unterzeichnet war: Iffland.

Baron von Dalberg jedoch war anderer Meinung. Schiller hatte länger als einen Monat, der Aufforderung des Intendanten folgend, umsonst gearbeitet, und mußte ärmer als der niedrigste Bettler Mannheim wieder verlassen. Erst die freundliche Aufnahme in Bauerbach bei der Familie Wollzogen versöhnte ihn wieder mit der Welt, und er erlebte nun wenigstens die Genugthuung, daß im folgenden Jahre Dalberg selbst sich an ihn wendete und seine Anstellung in Mannheim als Theaterdichter wünschenswerth fand, woron Schiller so überrascht wurde, daß er an den Regisseur Meier schrieb: „es müsse wohl ein dramatisches Unglück in Mannheim vorgegangen sein." —

So erwünscht nun auch dem Dichter dieser ehrenvolle Antrag war, so wenige Vortheile gewährte er ihm doch hinsichtlich seiner ökonomischen Lage. Er erhielt 300 Gulden Besoldung, die sich indeß später auf 500 steigerte. Allein Gesellschaften, „Ehrenausgaben", wie er es nennt, Logis und Kleidung zehrten diesen geringen Gehalt schnell auf, und er befand sich in fortwährender Geldverlegenheit, was er in einem Briefe an den Bibliothekar Reinwald in Meiningen bitter beklagt. Nimmt man dazu noch die unablässigen Vorwürfe, denen er ausgesetzt war durch die philisterhaften Bedenklichkeiten seines braven, aber schwachen Vaters, so bewältigt sich mit Recht des gefühlvollen Lesers eine Bitterkeit, die sich in Verwünschung aller kleinstädtischen Erbärmlichkeiten und solid beschränkter Staatsbürgeransichten Luft machen möchte. Es ist traurig und entsetzlich zugleich, daß dem Talent der Weg fast immer auf alle nur erdenkliche Weise versperrt wird, und hat sich dennoch hier und da eins durchgebrochen, so lag es wahrhaftig nicht an den Deutschen! Schiller widerstand anfangs hartnäckig, bald aber gab seine sanftmüthige Natur nach, und es hätte wenig gefehlt, so wäre er nochmals zur Jurisprudenz übergegangen, nur um den unaufhörlichen Klagen und Mahnungen eine Gränze zu setzen. Glücklicherweise trat eine momentan beschwichtigende Aenderung seiner Verhältnisse dadurch ein, daß er weimarischer Rath ward. Die stuttgarter Vettern und Basen pfiffen darüber ein Lob- und Danklied und ließen den Dichter gewähren. Wer aber könnte in seiner ganzen späteren literarischen Wirksamkeit den nachtheiligen Einfluß verkennen, den ein gewaltsames Beherrschenmüssen ursprünglich riesenhafter Kräfte auf den durch zehnfachen Kummer Ermatteten ausgeübt hat! Elternliebe, Pietät und bürgerliche Rücksichten sind die Hemmketten aller genialen Lebensentwickelung. W.

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Fortsetzung.)

[Theatralisches.]

Von C. P. Berger ist ein neues Lustspiel „Maria von Medicis" mehrere Male mit Beifall gegeben werden. Nicht so viel Lob als Tadel fand ein, aus dem Französischen, wenn ich nicht irre, von Marr übersetztes Drama „das Weib" dem es an Handlung im Geschmacke der neuromantischen Schule nicht fehlt *). — Weber's „Euryanthe" wird hier einstudirt — Sie müssen gestehen, daß das eben keine zu voreilige Handlung ist. Wenn einmal die Welt untergeht, wird Braunschweig noch hundert Jahre bestehen — denn um soviel sind wir in Manchem zurück.

Heute gibt Fräulein von Hagn aus Berlin ihre erste Gastrolle als Donna Diana. Madame Schütz, geb. Höffert, ist nämlich erst vor einigen Tagen eines Knäbleins genesen, wie das ihr Herr Gemahl einem hochverehrten Publicum im Intelligenzblatte anzeigte. Herr Schütz ist in Verfertigung von Geburts- wie Todesanzeigen gleich groß und einzig. — Im April wird die Schröder-Devrient hier gastiren, und da will der Correspondent der eleganten Welt nach langer Pause einmal wieder in Enthusiasmus gerathen. — Herr Gaßmann ist sehr krank. Iffland kehrt sich im Grabe um, wenn G. seine biedern Väter und alten Kriegshelden einmal nicht mehr spielen kann — und ohne Scherz, diese Rollen, nebst allen ähnlichen haben gewiß selten einen geeignetern Repräsentanten gefunden.

Unsere Oper will in den Sommerferien nach London reisen, um dort Vorstellungen zu geben. Die Hoffnung auf diese Reise hat selbst die feindlichsten Elemente vereinigt und Alle sind ein Herz und eine Seele. O Wunder! — O Glück! Mit dem Theater wäre ich durch. — (D. F. f.)

Leipziger Chronik.

(Beschluß.)

[Kunstverein, Wunder'sche Lithographien, Theatralisches.]

Es sei mir hier in der leipziger Chronik ohne Hypochondrie ein Hinweis auf die Gründung des leipziger Kunstvereins erlaubt. Der Zweck dieses Vereins geht darauf hin, alle zwei Jahre hier eine Ausstellung zu veranstalten, und zwar zunächst von Werken lebender, ausgezeichneter Künstler, welche zu Einsendung derselben aufgefordert werden sollen; aus dem Bestande jeder Ausstellung werden dann Kunstwerke angekauft und theils unter die Mitglieder des Vereins verloost, theils zur Bildung eines Museums der Stadt Leipzig verwendet. Der Verein ist ein Actien-Verein, jedes Mitglied hat sich zur Einzahlung von drei Thalern Pr. jährlich, auf mindestens zwei Jahre verbindlich zu machen. Natürlich begrün-

*) Nach dem hamburger Freischütz ist das Weib in Hamburg total durchgefallen.

det jede Actie ein Recht auf die Verloosung der angekauften Kunstwerke. Die Actien-Beiträge sind bis zum ersten August eines jeden Jahres dem derz. Cassirer franco einzureichen, wofür dann ein Schein verabfolgt wird. Aus diesen Beiträgen und aus dem Ertrage der Eintrittsgelder bei den Ausstellungen resultiren die Geldmittel zu diesem Unternehmen. In den Jahren, in welchen keine Ausstellung Statt findet, läßt der Verein, so weit thunlich, eines der besten der von ihm erworbenen Kunstwerke durch einen geschickten Kupferstecher oder Lithographen wiedergeben, und Abdrücke davon an alle zeitigen Mitglieder nach der Zahl ihrer Actien vertheilen. Das städtische Museum erhält jedesmal zehn Exemplare vor der Schrift, sowie ihm auch die Platte zu weiterer Benutzung anheimfällt. Die Verwaltung der Geschäfte hat ein Directorium unentgeltlich übernommen. Im Herbste des laufenden Jahres soll bereits die erste Ausstellung und Verloosung Statt finden. Die geneigten Leser und Leserinnen der eleganten Welt werden hiermit freundlichst aufgefordert, recht zahlreich Theil zu nehmen und so den Interessen der Kunst eine wünschenswerthe Unterstützung angedeihen zu lassen.

Ein gleich willkommnes Interesse bieten die Wunder'schen Lithographien von Gemälden der dresdner Gallerie, von denen vor kurzem die vierte Lieferung erschien. Sie ist geradezu die ausgezeichnetste und bekundet von neuem das Gedeihen des Unternehmens. Wir erhalten diesmal Ruysdael's Kirchhof, Netscher mit seiner Tochter, Gabriel Metzu's Wildprethändler und Dosso Dossi's Kirchenlehrer. Die pariser Lithographen Leon Noel, Maurin und andere längst anerkannte französische Künstler, haben hier Meisterstücke geliefert. Vor allen dürften die Blätter von Netscher und Dosso Dossi glänzende Documente sein, bis zu welcher Vollendung die Steinzeichnung der Pariser bereits gediehen ist. Von Marienbildern hätten wir in der Wunder'schen Sammlung nun drei verschiedene, eine Raphael'sche, eine Holbein'sche und die Maria in Dosso Dossi's Bilde. Es ist dies jenes wunderbare Stück aus der Ferraresischen Schule, das die vier Väter der altchristlichen Kirche, in einer Gebirgslandschaft versammelt zeigt, um sich, fern vom Geräusche der Welt, über die Wahrheit des jungfräulichen Mysteriums zu berathen. Vortreflich sind die Köpfe der Heiligen, scharf, sicher und tief, wie sonst nur dem Stahlstich eine gleiche Charakterzeichnung in den Gesichtslinien glückt. Während die frommen Männer deliberiren, schwebt die heil. Jungfrau in einer Wolkenglorie, um die Satzungen der irdischen Weisen unbekümmert, aber der tiefsten Heiligung bewußt, in demüthiger Stellung vor Gott Vater, der sie segnet. Es liegt in Dossi's Maria etwas Klösterliches, allein nicht wie es die Carracci malten, deren Muttergottesbilder die enge Beschränkung der Nonnenzucht verrathen; die Maria der Ferraresischen Schule trägt das Habit der Demuth, nicht den Kittel der Bornirtheit, ihre süße Anmuth ist voll aller Reize einer in Schmerzen glücklichen Himmelsbraut. Möchte diese schöne Lithographie dazu beitragen, den liebenswürdigen Dosso Dossi bekannter zu machen, als er ist. Gleich ausgezeichnet in Charakterzeichnung ist das Blatt von Netscher und seiner Tochter, desgleichen Metzu's Wildprethändler, obschon komische Gesichtszüge an Prägnanz verlieren müssen, wenn ihnen das Colorit abgeht. — Das rasche Fortschreiten des Unternehmens ist ein erfreulicher Beweis von der Befriedigung eines längst gefühlten Bedürfnisses. Gegen das Hanfstängl'sche Unternehmen ähnlicher Art hat dieses den Vorzug, daß die Blätter aus der Hand der bewährtesten pariser Lithographen kommen.

An unserer Bühne studirt man jetzt fleißig die Hugenotten. In der nächsten Woche wird die Schröder-Devrient bei ihrer Durchreise drei Vorstellungen hier geben. Im nächsten Junius wird Hr. Weymar von der dresdner Bühne gastiren, unter anderen als Othello. Madame Dessoir, geb. Reimann, bisher in Breslau, beim leipziger Publicum noch im besten Andenken, wird wieder der hiesigen Bühne angehören. Von Neuigkeiten im Lustspiel sahen wir Blum's Herrin von der Else, nach dem Hunchback von Sheridan Knowles, nur mit dem Unterschied, daß die Figur des Hunchback selbst fortgefallen ist. Mich dünkt, die Interessen des Stücks kommen dadurch in eine ganz schiefe Stellung. Die Fortlassung der Erbschaftsangelegenheiten der Herrschaft von der Else schien für ein deutsches Publicum nöthig, allein es fehlt ein Substitut, das dem Stücke den Zusammenhang zu geben hätte. In einzelnen, sehr glücklich aus dem deutschen Leben gegriffenen Frescoscenen zeigt sich Blum's Situationstalent auf erfreuliche Weise. Sonst ist die Hauptrolle selbst zu sehr der Eigenthümlichkeit des Frln. v. Hagn angepaßt, um bei anderen Darstellerinnen von gleichem Erfolg zu sein. Die hiesige Darstellerin spielte gut, allein wo es auf die Entfaltung weiblicher Reize, auf Entwickelung aller Grazien der Coquetterie ankommt, ist gut ein sehr dürftiges Attribut. Wo einer liebenswürdig sein soll und sich blos richtig zu benehmen versteht, ist er nicht an seiner Stelle.

Notizen.

[Wilhelm v. Humboldt, Ludwig Robert.]

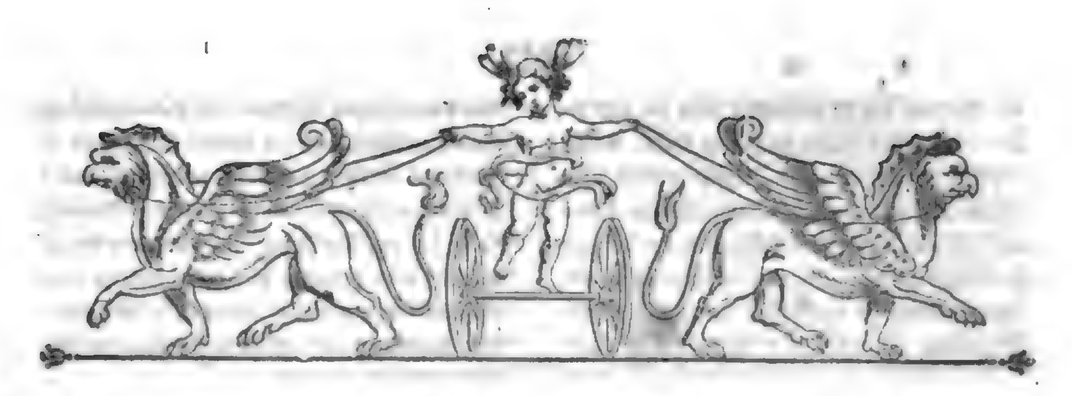
Man erwartet schon längst eine Sammlung der zur deutschen Literatur gehörigen ästhetischen und kritischen Schriften des verstorbenen Staatsministers Wilhelm von Humboldt, und es ist keine Frage, daß eine solche Herausgabe sehr erwünscht wäre. Von der Recension über Jacobi's Woldemar an, bis zu der über Goethe's römischen Aufenthalt herab, sind eine Menge gediegener und schätzenswerther Arbeiten von Wilhelm von Humboldt erschienen, die aber wegen ihrer Vereinzelung nicht nach Verdienst bekannt sind. Die Briefe an Schiller, Jacobi, Forster u. s. w. sind ebenfalls in verschiedenen Büchern zerstreut. Das Buch über Hermann und Dorothea, die Uebersetzung des Agamemnon, die Elegie Rom u. s. w. sind nur wenig verbreitet und oft schwer aufzufinden. Wie es heißt, steht der neuen Herausgabe hauptsächlich nur der Zweifel noch im Wege, wiefern die schon gedruckten Schriften mit noch ungedruckten neuen zu vermehren sein möchten? Der Verstorbene hat mancherlei Aufsätze hinterlassen, besonders auch merkwürdige Gedichte, und blos an Sonetten, wie verlautet, über zwölfhundert! Ob und was von diesem Nachlaß gedruckt werden soll, darüber scheinen die Erben dieser Verlassenschaft noch unschlüssig. Möchte man nur einstweilen anfangen, uns das schon Gedruckte gesammelt zu geben!

Bei dieser Gelegenheit wollen wir doch auch fragen, warum die schon mehrmals besprochenen Schriften Ludwig Robert's nicht erscheinen, besonders die Gedichte, die in dieser Zeit nothwendig einen starken Anklang finden müßten? Wie mag man nur das Publicum der Gleichgültigkeit anklagen, wenn Erben und Verwandte eines Schriftstellers sich solche Säumniß zu Schulden kommen lassen! 15.

[Dürer's Standbild.]

In Nürnberg ist das Modell zu Dürer's Standbild aus der Werkstätte Rauch's in Berlin, angelangt. Der Guß der Statue geht unverzüglich vor sich. Der nürnberger Correspondent schließt seinen Bericht mit den Worten: Rauch hat in seinem Dürer sich selbst ein Denkmal gesetzt.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 61. — den 30. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Physiognomik des Johann Kaspar Lavater und seiner Freunde.

Von Hermann Marggraff.

Das Interesse für den originellen Gesichtskundigen Lavater, der gewissermaßen die menschliche Nase als Mittelpunct der Weltordnung ansah, insofern sie im Mittelpuncte des Gesichts steht als Grund- und Urgebirge, woran sich die übrigen Theile des menschlichen Antlitzes an- und ablagern, das Antlitz aber seinerseits den Mittel- und Schwerpunct der verschiedenen Charakterbildungen, und diese Charakterbildungen weiterhin die Centralknoten und Knochen des werdenden Gedankens, also der Geschichte selbst, abgeben, ist in jüngster Zeit durch verschiedene Unternehmungen mannichfach angeregt worden. Seine gesammelten Werke erscheinen lieferungsweise und beginnen mit seiner poetischen Umschreibung der Evangelien, die voll frommer Gesinnung und schlechter Hexameter ist; sein Briefkasten endlich ist erschlossen worden durch Ulrich Hegner, dessen merkwürdige „Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung J. K. Lavater's" neulich erschienen sind. Die erste Abtheilung des Buches gibt, nach dem Grundsatze „noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se," Auszüge aus den Briefen bedeutender Freunde an ihn, die zweite eine Darstellung des originellen Mannes, wie er, seinem geistlichen und leiblichen Profile nach, dem Freunde, der zwanzig Jahre mit ihm verkehrt und drei Jahre in seinem reinlichen Hause gewohnt hat, in vollster Bedeutsamkeit und Eigenthümlichkeit erschienen ist.

Lavater las in den menschlichen Gesichtern, die ihm aufstießen oder sammt ihrem körperlichen Anhange die Aufwartung machten, eben so gern wie wir Andern in Büchern; er las die Duodez- und die Quer- und Großfolio-Gesichter; kein Einband schreckte ihn; er blätterte in den Gesichtszügen herum und verblätterte sich häufig; er war der Champollion der Gesichtshieroglyphen, der als Spion in den Mienen herumhandthierte und das Bischen Geist und Capacität, was an Nase, Stirn und Augenbrauen, nach allen Revolutionen des innern und äußern Menschen, hängen bleibt, mühsam heraustastete. Er befolgte dabei den gemüthlichen Grundsatz, „daß er bei allen Menschen auf das Gute zu sehen habe, und daß sich an allen Menschen Gutes finde." Vielleicht hätte er in seiner Kunst Ersprießlicheres geleistet, wenn er ein wenig bösartigeren Gemüthes gewesen wäre. Das Uebelste aber war, daß er die Regeln seiner Gesichtskunde in ein System brachte. Wir Deutsche sind geborene Systematiker. Selbst unsere Vergnügungen werden systematisch betrieben. Darum lebt sich's so schwer und schwerfällig in Deutschland, und auf so leichtem, flottem Lebenswege in Frankreich und in einem so heißen Strudel in Italien, wie überall, wo man sich vom System abwendet. Wie kann man wohl sagen: Regula I. „die und die Stirnfalte correspondirt mit der und der Herzensfalte;" Regula II. „der und der Lippenzug,

oder der und der Zug um die Mundwinkel zeigt die und die Gemüthsart an" — wahrlich! wer kann uns sagen, welche Täuschungen, welche körperliche und geistige Leiden jene Falte auf die Stirn gedrückt, welche Verbitterungen diesen geheimnißvollen Zug um Lippen und Mundwinkel gezogen haben! — Man soll in einem Gesichte nicht blättern und buchstabiren, sondern man soll darin lesen als in einem aufgeschlagenen Buche im Ganzen und Großen, als in einem Abbilde, dessen Uebereinstimmung mit dem Urbilde in der Gesammthaltung und dem Gesammtlichte, das darüber sich ausgießt, hauptsächlich zu suchen und zu finden ist.

Lavater zog aus seiner Kunst, die keine schwarze, aber auch keine fromme, sondern eine rein weltliche war, die lieblichsten Vortheile. Keiner der geringsten war der, daß die bedeutendsten Männer sich an ihn drängten, um in ihren Gesichtern ihre Bedeutendheit sich ablesen, sich bestätigen, und vor aller Welt in den physiognomischen Fragmenten documentiren zu lassen. So lernte Lavater die berühmtesten Gesichter seiner Zeit im Original kennen. Und von aller Welt Enden kamen die Damen, die schönsten und geistreichsten, um das Gute, Edle und Schöne aus ihren Profilen sich herausdemonstriren zu lassen, so daß Lavater, ein Verehrer des weiblichen Geschlechts, auch nach dieser Seite hin die ausgebreitetste und angenehmste Bekanntschaft hatte. Die Gräfin Branconi schreibt einmal an den wohlgewachsenen Mann, der sehr schöne Augen hatte, und den Claudius, seiner reinen und blassen Gesichtsfarbe wegen, „den Mann mit Mondstrahl im Gesicht" hieß: „Seele meiner Seele! Dein Taschentuch, Deine Haare sind für mich, was für Dich meine Strumpfbänder! (ton mouchoir, tes cheveux sont pour moi ce que mes jarretières sont pour toi)." Diese und andere glänzende Erfolge errang er mit nichts Andern, als mit den Taschenspielerkünsten seiner Gesichtskunde und mit seinen schönen Augen, welche Seele hatten und nach der Seele unablässig forschten. So kam es zuletzt, daß er nicht das Gesicht liebte der Seele wegen, sondern die Seele des Gesichts wegen, und daß er, eitel prunkend auf seine neuen Entdeckungen in der alten Welt der Physiognomien, und bei aller anscheinenden Demuth ehr- und ruhmsüchtig, mit seinen überschwänglich pietistischen und hyperreligiösen Phantasmagorieen und Ideen in einen offenbaren Widerspruch gerieth, dessen er nimmermehr Herr werden konnte. Und obgleich er einen hohen Begriff von Freundschaft hatte, und damals die Zeit der Freundschaften und einer so ausschließlichen Bewunderung für ungewöhnliche Menschen war, daß ihm Damen gegen Kopfhaar und Schnupftücher ihre Strumpfbänder abließen, und ein bremer Schiffsherr ein vom Stapel gelassenes Schiff „Lavater" taufte, so war der Mann in allen religiösen und physiognomischen Angelegenheiten, auf die er sich versessen hatte, ein so wilder Christ und Fanatiker, daß seine treuesten und bedeutendsten Freunde nicht mit ihm aushalten konnten, sondern der Mehrzahl nach sich von ihm abwandten und ihn in seiner allzu ausschließlichen Stellung vereinsamen ließen.

Seine in der damaligen Schweiz unerhörte galante Bildung, Honettität und Zierlichkeit im Ausdruck, sein seegensreiches Wirken als Geistlicher, seine moralische — keineswegs physische — Unerschrockenheit, seine christliche Menschenliebe, die ihm einen schmerzhaften Tod zuzog, sind preiswürdige Verdienste, die man bewundern, aber nicht kritisiren darf. Hierüber lese man Ulrich Hegner nach, der mit Biederkeit und Pietät ein Portrait von ihm entworfen hat, welches die Tugenden des Mannes leuchtend hervorhebt, ohne darum seine Schwächen beschönigen und verheimlichen zu wollen. Altschweizerische Redlichkeit und Rechtlichkeit führten den Pinsel, und freundschaftliche Gesinnung trug die Farben herbei und bestimmte das Gesammtlicht.

Das Interessanteste jedoch bietet die erste Abtheilung der Hegner'sche Schrift, eine Briefsammlung, oder vielmehr Auszüge aus Freundesbriefen, welche gleich Schlaglichtern über die geistige Physiognomie Lavater's zu fallen bestimmt sind. Wir sollen ihn erkennen, wie seine Zeitgenossenschaft ihn erkannt, wie er sich in der Anschauungs- und Auffassungsweise seiner Freunde abgeschattet hat. Der Hohlspiegel einer fernen Zeit wird uns vorgehalten, aus welchem das Bild des Mannes auf uns zurückprallt. Diese von Hegner besorgte Briefsammlung zeichnet sich sehr wesentlich von andern aus, indem sie nur das Wesentlichste und des Ueberflüssigen, was sonst Sammelschaften der Art verunstaltet und verdickt, nur sehr wenig mittheilt. Aus manchen Briefen gibt der Sammler nur ein Paar bezeichnende Worte, bloße Streckverse, Ausrufe, Belobungen. Manche von diesen Schnitzelchen sind eben so unnütz, als sie klein sind. Man kann sie leicht überspringen. Von den größern Briefen wird man nicht leicht einen vermissen wollen. Der Herausgeber hat unter den Briefen wirklich gewählt, verworfen, ausgeschieden; — eine Verfahrungsweise, die eine Tugend und bei einem deutschen Sammler selten ist.

Die berühmtesten Namen drängen sich hier auf einem kleinen Raume an einander; man wird mit ihnen förmlich überschüttet; wir finden Briefe von Campe, Chodowiecki,

Garve, Gleim, Goethe, Hamann, Herder, Jacobi, Jerusalem, Klopstock, Knebel, Lenz, Moses Mendelssohn, Merk, Schlosser, Schlözer, Spalding, den Stolbergen, Sulzer, Wieland, Zimmermann und Andern, die in der Literatur-, Gelehrten- und Kunstgeschichte kaum eine geringere Stellung einnehmen. Eigentliche Musterbriefe und solche, welche in die Ferne der Nachwelt und des Nachruhms einen begehrlichen Blick werfen, und mit Nebenabsichten und in einer derselben entsprechenden anderweitigen Fassung, als die augenblickliche Verfassung des Gemüths gestattete, geschrieben sind, suche man hier nicht. Das erwarte man höchstens von den Briefen Goethe's, welcher dem Empfänger seine Briefschaften zu sammeln und zu heften anräth. Aber auch Goethe gibt sich gegen Lavater rein, in ursprünglichster Unumwundenheit, vollständig, ehrlich, voll Jugendsturm und Feuer des Genies. Damals kehrte man sich in Briefen heraus, nicht stückweise, sondern in entschiedenster Ganzheit; man spielte nie und nirgends Versteckens; man lobte und tadelte, pries, segnete, betete an, verwarf und verdammte einander, wie es einem ums Herz war, und wie das Herz gerade auf der Zunge lag. Die Zeit der Rücksichten und der Berechnung kam erst späterhin und mit ihr zugleich — wenn sie nicht als Ursachliches voranfging — die Zeit der Verdächtigung und des Argwohns. Man hatte seiner Freundschaft eben so wenig Hehl als seiner Feindschaft. Die Interessen kreuzten sich nicht so bunt und wirr, wie in gegenwärtiger Zeit; Parteien gab es nicht, am wenigsten politische, höchstens poetisch und religiös phantastische; überhaupt wußte man von einem politischen Verfahren nichts, und wie man durchaus ungemischter und ursprünglicher war als jetzt, so ließ man auch den Menschen zumeist gelten, die entschiedene Individualität, die Originalität, die man als etwas Außergewöhnliches bewunderte; man verlangte kein Nivellement, keine Ausgleichung, sondern sondern ging Selbstheit und in sich abgeschlossene, wenn auch scharfkantige Individualität aus.

Der Briefstyl war damals nicht wenig burschikos, oft bengel- und flegelhaft, ja häufig schmuzig gemein, wovon selbst die Edelsten und am feinsten Gebildeten sich nicht frei erhielten. Die Literatur stak damals in den Flegeljahren, und spazierte mit einem Knotenstock und in Pelzstiefeln; sie war aber auch die Zeit des Genies, des Sturmes und Dranges, des Hochfahrenden und Hochtrabenden. Jeder wollte seine Stellung haben, und weil kein Widerstand und allgemeiner Gegendruck statt fand, errang er sie. Später bildete sich erst die deutsche Grazie aus, die aber niemals Gemeingut wurde. Wir haben des Rohen, was aber nicht zugleich das Geniale ist, noch immer zum Uebermaß, und daneben das Schwächliche, Süßliche, Flaue, Verblasene, Glatte und Matte, was uns mit gläsernen und verschwommenen Augen und hohlen Wangen überall her anstarrt.

Zimmermann besonders gehört zu den Burschen und Cannibalen unter den Briefstylisten; er hat alle Fehler und Vorzüge eines Naturmenschen, der inmitten der Civilisation immer als ein unbewußtes, naives Original erscheint. Den Physiognomen in Lavater betet er förmlich an; er wirft ihm die süßesten Kußhände zu und die wärmsten Gefühle an den Hals, er nennt ihn eine zarte Engelsseele, seinen unaussprechlich und unendlich geliebten Freund, aber in dieser Unaussprechlichkeit spricht er sich gegen Lavater als Pietisten und Ascetiker derb und deutlich genug aus. „Lavater," schreibt er einmal, „bist Du toll? — Von zwei Dingen wähle Eins. Entweder gestehe mir Deine Tollheit, damit ich Mitleiden mit Dir habe, oder ich zeige Dir und ganz Deutschland öffentlich mit meines Namens Unterschrift, ob der Student Kaufmann vermögend sei, durch seine stille Gegenwart (— wie Lavater geäußert hatte —) mich zu tödten oder durch ein Wort meine Gebeine zu zerschmettern. — Wählst Du das letztere, so thut es mir leid, weil dabei unsere Freundschaft (die in meinem Herzen Wurzeln zur Ewigkeit hatte) in Trümmern geht." — „Die Liebkosungen von Goethe," schreibt er ein anderes Mal, „scheinen mir die Liebkosungen eines Tigers. Man faßt unter seinen Umarmungen immer an den Dolch in der Tasche." — Lavater hatte Zimmermann mit seiner Physiognomik völlig umstrickt. „Du magst Wunder glauben, Wunder erzählen und Wunder verfechten, so viel Du willst; ich glaube an ein einziges Wunder, das Du wirklich gethan hast; dieses Wunder ist Deine Physiognomik." Es ist viel Kern und Originalität in diesen Briefen, die das Ding immer beim rechten Namen nennen, und schon darum, so sehr sie es durch ihren Gehalt verdienen, nicht immer mittheilbar sind.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Fortsetzung.)

[Neue Anstalten und Projecte; Eisenbahnen.]

Der gegenwärtige Landtag hat schon einige Früchte getragen. Dahin gehört zuvörderst die Errichtung eines Handelsgerichtes, wozu der Antrag wohl angenommen werden durfte. Die mancherlei Handelsstreitigkeiten, welche von

den Civilgerichten oft so sehr in die Länge gezogen wurden, haben die Gründung eines solchen Gerichtes lebhaft wünschenswerth gemacht. Auch das Reglement der Militairpflichtigkeit wird bedeutende Veränderungen erleiden. Statt des 20sten ist das 21ste Jahr zur Conscription angesetzt und die Dauer der Militairpflichtigkeit wird von 5 auf 7 Jahre ausgedehnt werden. —

Große Erwartungen erregen die höchst mißlichen Verhältnisse der hiesigen Brandversicherungsanstalt. Seit einigen Jahren sind, durch die bedeutenden Feuersbrünste auf dem Lande, die Verpflichtungen der Versicherten zu einem im Verhältnisse zu auswärtigen Assecuranzanstalten so ungewöhnlich und lastend hohen Grade gesteigert worden, daß in Folge dessen in Braunschweig allein über 700 der bedeutendsten Gebäude (von den circa 3000 Häusern) mit einem Versicherungswerthe von 4,464,000 Thalern aus der hiesigen Assecuranz genommen und andern einverleibt worden. Bedenkt man, daß die meisten Brände Dörfer oder kleinere Städte oder aber in der Hauptstadt die Häuser der ärmeren Classe betreffen, die durchschnittlich nicht in andere Assecuranzen übergeben, so geht daraus hervor, daß bei einer Anstalt, wo die Beisteuer der Versicherten nicht nach festen Procenten, sondern nach der Totalsumme des jährlichen Brandschadens bestimmt wird: die Versicherten immer größere Opfer für eine und dieselbe Versicherungssumme bringen müssen. Jene 4,464,000 Thaler bilden ungefähr den zehnten Theil aller Versicherungswerthe der hiesigen Brandcasse, die man ungefähr auf 43 Millionen Thaler anschlagen dürfte. — Der Landtag wird diese Uebelstände ernstlich in Berathung ziehen, und es steht eine, so dringend nothwendige, Entscheidung und heilsame Aenderung in dieser Sache zu erwarten. Von verschiedenen Seiten verbreitete sich das Gerücht, die Assecuranz des ganzen Herzogthums werde an eine auswärtige bedeutende Anstalt dieser Art übertreten. — Ein neues Gesetz, die, gegen die öffentliche Ordnung gerichteten Vergehen betreffend, wodurch ein älteres, widerwärtig strenges, den Geist unserer Zeit beleidigendes Gesetz, das oft gemißbraucht ist, aufgehoben werden wird, — steht gleichfalls durch die Thätigkeit des jetzigen Landtages bevor.

Was wohl aus unsern projectirten Eisenbahnen werden mag? — Aus jener zwischen Hamburg, Hannover und Braunschweig wird nun einmal, bei den vielen von Hannover entgegengesetzten Hindernissen, sicher wohl nichts, als ein gescheiterter Plan werden. Die Bahn von Hamburg ins Innere von Deutschland läuft dermaleinst über Magdeburg u. s. w. und läßt Braunschweig gnädig mit ihren Vortheilen verschont. — Wenn nun auch die Hamburg-Braunschweigische Eisenbahn nicht realisirt wird, so haben wir zum Ersatze doch die Freude, von Zeit zu Zeit einmal ein Wort über die Eisenbahn zu vernehmen, welche Braunschweig mit dem Harze verbinden — soll! Die Kosten sind zu 400,000 Thaler veranschlagt, und die Bahn ist wirklich — bis auf die Ausführung — vollendet da.

Besser denn mit den Eisenbahnen, gehts mit unsern Chausseen; sie liegen nicht allein auf den Charten, sondern auch im wirklichen Lande; und nur ihre Qualität gab zuweilen Anlaß zu einigen Debatten von Seiten der Reisenden. Betrachtet man jedoch unsere Landstraßen als Pferdekraftmessungs-Verrichtungen, so lassen sie durchaus keinen Comparativ zu, und es kommt sogleich nur darauf an, ob die respectiven Reisenden unsere Chausseen als solche Vorrichtungen betrachten wollen, oder aber nicht. —

Im Wintersemester sind bei einem, freilich sehr engagezogenen Kreise die Fuchshetzen nach dem Vorbilde Englands, von woher vor einigen Jahren ein ganzes Rudel Fuchshunde als Geschenk kam, lebendig im Gange. Jedoch, da variatio delectat, so sind kürzlich an Stelle der Füchse Hirsche getreten, von denen einer beim Hinausführen zur Jagd durch übergroße Alteration noch vor Beginn der Hetze verendete. Das Vergnügen ähnelt täuschend den humanen Parforcejagden des Mittelalters, und mag für Jagdliebhaber großen Genuß darbieten. Ich, der ich nicht zu den letztgenannten gehöre, habe dennoch mein Ergötzen an denselben, da die weißen Namenlosen und rothen Jacken mich immer lebhaft an Loisset's Reitergesellschaft erinnern, in deren Mitte ich vorjährig so manche heitere Stunde verlebte. Nun, de gustibus non est etc.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Robert Fridolin.]

So nennt sich in der „constitutionellen Bürgerzeitung" ein junger leipziger Autor, der, seinem eigentlichen Metier nach, auf eine Actuarstelle wartet, inzwischen aber hier um Leipzig herum in aller Schnelligkeit ein berühmtes Schriftstellerchen werden will. Deshalb begnügt er sich nicht mit allerlei gemüthlichen Erzählungen, sondern schreibt bald unter diesem bald unter jenem Namen in viele sächsische Blätter, berichtet über Leipzig und posaunt sich auf unverschämte Weise aus. Den Vornamen Robert mag er mit Recht führen, und Fridolin nennt er sich mit gleichem Rechte, als „ein frommer Knecht" der Abendzeitung. Fridolin ist ein junger blonder hochaufgeschossener Mensch, die Fülle geschwätziger Seichtigkeit fließt über seine Lippen, seine Gesichtszüge sind fast eben so breitspurig und langweilig, als eine seiner Erzählungen in der Abendzeitung. Dabei hat er die gefälligen Manieren eines leipziger Commis, der in vielen Zeitschriften servirt. Da er mich für so ausnehmend kritisch hält, und auf eine Kritik von mir wartet, so nehme er dies für einen kritischen Versuch. Ueber seine Erzählungen, die zum Theil etwas Wendisches, zum Theil etwas Bettelhaftes an sich haben, werde ich sprechen, sobald ich nichts besseres zu thun habe. Man spricht immer so viel von Heller-Magazinen und Pfennig-Literatur: mich dünkt, dieser fromme Knecht Fridolin sei eigentlich der wahre Heller in der leipziger Literatur. Ich werde später in der leipziger Chronik über derlei berichten, da es in die Literatur überhaupt nicht hingehört.

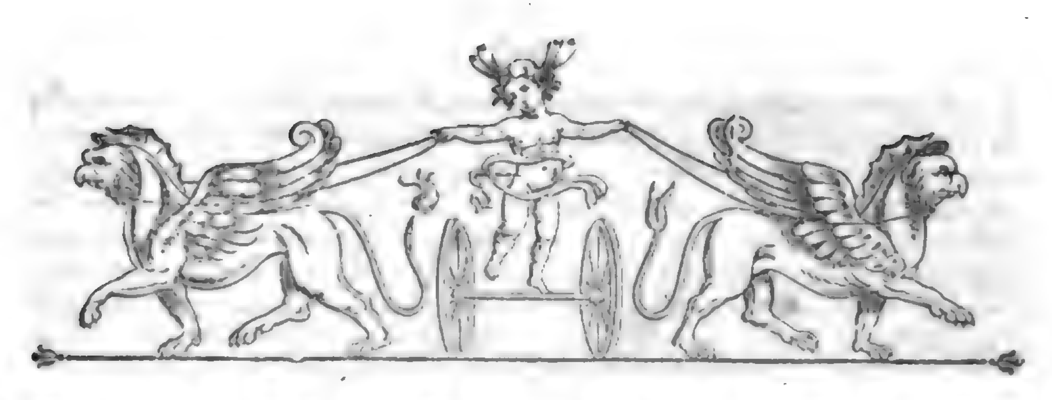
[Eine neue Seherin.]

Die würtembergischen Localblätter beschäftigen sich viel mit einer neuen Seherin, welche in einem Dorfe unweit Pforzheim aufgetreten war. Sie sagte, sie lebe nur von Manna, das ihr Engel brächten. Sie heilte alle kranken Bauern des Orts; wer nicht geheilt war, galt für einen verlornen Sünder; mithin stellte sich jeder geheilt, um nicht dem Argwohne seiner Mitmenschen zu verfallen. — Abermals ein Ausbruch dumpfer Gemüthsbedürfnisse mitten in einem protestantischen Lande.

[Scribe.]

Scribe's neueste Novelle, denn seit einiger Zeit schreibt er nicht blos Vaudevilles und Dramen, führt den Titel: Judith, oder die Loge im Opernhause. Sie spielt nämlich in den Zwischenacten der Hugenotten.

Leipzig, gedruckt bei J. P. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 62. — den 31. März 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Fürst von Pückler-Muskau.

Die Theilnahme für den genialen Reisenden, das Verlangen nach seinen Mittheilungen und die bewundernde Anerkennung derselben regen sich mit neuer Kraft. Die Deutschen sind wunderlicher Art; leicht sind sie hingerissen, dann werden sie plötzlich scheu und mißtrauisch, und zuletzt harren sie doch treu und fest in der Gesinnung aus, zu der in ihrer selten täuschenden ersten Empfindung der Anlaß gegeben war. So geht es auch mit der literarischen — denn von dieser kann hier nur die Rede sein — Erscheinung des Fürsten von Pückler. Bald nach seinem ersten Auftreten, das in Betreff der Sensation, der Aufnahme und des Erfolgs fast beispiellos zu nennen ist, brach die Julirevolution in Frankreich aus, und setzte auch in den Nachbarländern die bis dahin bestgegründeten Meinungen und Urtheile in unseliges Schwanken und trostlose Verwirrung. Der demokratische Krampf, — wir können es nicht besser bezeichnen —, der sich in den literarischen Richtungen spüren ließ, wirkte nothwendig auch auf die Urtheile ein, die über die Schriften gefällt wurden. Man sah nun hauptsächlich den Fürsten in ihm, und mit entschiedenem Mißtrauen, das durch das preisende Wort Goethe's — auch eines Fürsten in seiner Art — noch vermehrt wurde; man glaubte, die Literatur vor einer gefahrvollen aristokratischen Invasion und Suprematie bewahren zu müssen. Börne war ehrlich genug, dies gerade herauszusagen und zu gestehen, daß die Wappenvögel des Autors und das Lob von Goethe ihn gegen das Buch eingenommen hätten, in welchem er, mit verstockter, blinder Befangenheit, nun auch die Bestandtheile nicht erkannte oder doch nicht nach Verdienst würdigte, die auch er nach seiner Denkart sonst hätte preisen und rühmen müssen. Viele andere mißliebige Stimmen sind seitdem laut geworden, aus dunklen Winkeln meist, wo die dürftigste Beschränkung, die kleinlichste Leidenschaft herrscht, wo trüber Neid, verletzte Eitelkeit, selbstsüchtige Absicht, eingeflüsterter fremder Eifer, und eine bei allem ihrem Trotz doch verzagte Bosheit, ihr trauriges Wesen treiben. Was kam da nicht alles an den Tag! Man glaubte dem Fürsten von Pückler sogar solche Vorwürfe machen zu dürfen, von denen eher das Gegentheil ihm Schuld gegeben werden könnte. Die Einfalt ging so weit, ihm Gefallsucht vorzuwerfen, ein Buhlen um die Gunst der Lesewelt! Und Niemand hat ganzen Classen seiner Landsleute scheuloser unangenehme Wahrheiten ins Gesicht gesagt, Niemand leichter über bedeutende Einflüsse, die schaden konnten und geschadet haben, sich hinweggesetzt, Niemand weniger um das Urtheil der Menge sich bekümmert! Auch zeigt sich das in der Thatsache der allgemeinen Aufmerksamkeit und der allgemeinen Achtung, welche gerade das große Publicum, im Gegensatze jener kleinen Kritiker, für die Schriften des Fürsten hegt; denn das große Publicum pflegt diejenigen Autoren, die ihm schmeicheln, wenig zu lieben, sondern im Gegentheil die, welche es tadeln, ihm die Wahr-

heit sagen, es nicht berücksichtigen. Deswegen möchten die Gegner am liebsten diesen Vorwurf geltend erhalten, und den Leuten einreden, der Autor sei gefallsüchtig. Der bessere Sinn aber unterscheidet sehr wohl häßliche Gefallsucht und das heitere Behagen, welches jedem Menschen an seiner eigenen Natur, seinem Thun und Gelingen zu haben, so erlaubt als anständig ist. Dieses Behagen nun hat der Fürst von Pückler, und wird es behalten, trotz aller Scheelsucht derer, die sich in der eigenen Haut und in der eigenen Lage nicht so fühlen können. Andere haben ihm zum Vorwurfe gemacht, daß, wo er vaterländische Gegenstände bespreche, er weniger anziehend sei; als ob die Mark und Schlesien und Franken sich mit dem Weltleben von London und Paris, mit den Scenen von Wales, Schottland, Irland, den Pyrenäen, Algier und Tunis vergleichen ließen! Noch Andere haben gar die gelegentlichen Gedankenbekenntnisse eines geistreichen Weltmannes vor den Richterstuhl einer bestimmten kirchlichen Orthodoxie ziehen und untersuchen wollen, wiefern die Ansichten dieses Weltmannes gerade mit ihr übereinstimmen. Als ob man Datteln vom Weinstock zu pflücken oder zu erwarten berechtigt wäre! Solche Forderung machen denn wohl gar Leute, die, selbst angeblich Weinstöcke, doch nicht einmal Trauben bringen, geschweige Datteln! Genug, die kleine Kritik, — die obscure, anonyme, einseitige, befangene —, hat sich auf alle Weise an den Fürsten gehängt, und ihn durch ihr Gewicht herabzuziehen gesucht, — aber mit nichten! Er hat seinen Flug ungehindert fortgesetzt, und es wohl kaum bemerkt, was für Spinnweben er zerrissen und mit sich geführt.

Die eigentliche Lesewelt, die höhere und geistig gebildete, ist hingegen dem Fürsten vollkommen treu geblieben, wie er ihr. Und auch in den literarischen Kreisen, wo es vielleicht eine Zeit lang gelungen war, seinen Namen in etwas zu verdunkeln, besonders gegen seine Aristokratie mißtrauisch zu machen, erhellt sich die Luft wieder, und alles stellt sich in das richtige, für die Dauer geordnete und durch sie hoffentlich noch in späten Zeiten gerechtfertigte Verhältniß. Die Eigenthümlichkeit des Fürsten, sein Freiblick, Unternehmungsgeist, sein vielseitiger Muth und daneben seine liebenswürdige Grazie und Feinheit, sein unvergleichliches Darstellungstalent, wie sein persönliches Verdienst und seine bedeutungsvolle Stellung in unserer Literatur, sowohl nach innen als gegen das Ausland hin, werden aufs neue mit entschiedener Ueberlegenheit hervorgehoben, anerkannt, gewürdigt. Dem ausgezeichneten Aufsatz von Mundt im deutschen Taschenbuche haben wir in diesem Betreff auch ein Wort von Laube beizurechnen, das in einem der neuesten Blätter der Mitternachtzeitung ausgesprochen steht. Hier wird mit der eigenthümlichen kräftigen Auffassungsgabe, welche den genannten Schriftsteller auszeichnet, die literarische Stellung und wahre Bedeutung des Fürsten von Pückler in das hellste Licht gebracht, und unwiderleglich dargethan, welchen Schatz wir an diesem vornehmen, dem höheren Weltleben und allen seinen Begünstigungen angehörigen Element besitzen, das aus den Mittheilungen des Fürsten so merkwürdig und ausgezeichnet in unsere so dürftige und vielfach bedrängte Literatur einströmt, während gleichzeitig andere Bemühungen und Gaben aus derselben Sphäre wohlthätig dahin mitwirken, unsere derbe, volksmäßige Bildung mit der einer feineren Geselligkeit und höheren Weltstellung auszugleichen, zu vermischen, wodurch allein erst eine wahrhaft nationale Literatur entstehen kann, die nicht nur den Hütten, und allenfalls den Wohnhäusern des Mittelstandes, sondern auch den Palästen der Vornehmen und Großen gemeinsam ist, wie wir dies bei andern Nationen zu ihrem größten Vortheile schon immer verwirklicht sahen. —

X.

Physiognomik des Johann Kaspar Lavater und seiner Freunde.

(Beschluß.)

Auch der Maler Füßli schreibt originell und eigenthümlich kräftig und ist aller Orten der tiefsten Verehrung für Lavater voll, worin der seltsame Mensch Pfenninger ihn noch übertrifft. Seit Christus ist wohl noch keiner, weder ein Menschen- noch Gottessohn, mystischer verehrt worden, als Lavater von Pfenninger. „Ich versinke in demüthigem Preise für Deine Existenz!" schreibt er; „ich meine und umfasse Deine Knie!" — „Ach, Lavater!" ruft er aus, „daß ich das Trinkgeschirr zu trinken vermöchte, und mit der Taufe getauft zu werden — womit Du!" — Herder schreibt in angeeigneter theologischer Würde, die er nur einmal vergißt, als er in dem ungezügelten Briefstyl jener Zeit davon spricht daß Lavater die Blut- und Sch—theologen sollte gehen lassen. Dafür, daß der Herausgeber solche mit Ohrenzwang drohenden, aber für die Capitano's der damaligen Literatur höchst charakteristischen Stellen, wie Mancher aus übel angewandtem Schicklichkeitsgefühl gethan haben würde, nicht unterdrückt hat, verdient er unsern doppelten Dank. Sehr bezeichnend wird Lavater von Herder einmal „ein lie-

der Gottesschwätzer" genannt. Die anständigsten, aber auch unbedeutendsten Briefe sind die von Wieland.

Der herbe, einen von Lavater angesagten Besuch ablehnende Brief von Klopstock ist beachtenswerth. „Es sei nicht mehr möglich," schreibt Klopstock an Lavater, „diesen von seinem Fanatismus zu heilen; er sei zudringlich, glaube, daß er inspirirt sei, und habe in Bremen, wo er das Magnetisiren eingeführt, erlaubt, daß man sich gegen ihn wie einen Heiligen betrug; er antworte seinen Gegnern bitter und feindselig, sei ein Fanatiker, unfähig zu aller Selbsterkenntniß," woraus denn der Schluß gezogen wird, daß eine Zusammenkunft mit Lavater nicht zu den Aufheiterungen Klopstock's in seinem Alter gehören könne. — Man sieht, daß man damals sehr unumwunden, ohne alle Floskeln und Beimischungen conventioneller Höflichkeit zu schreiben wußte. Man fand sich mit der Grobheit leicht ab, denn man war selbst nicht fein. Kaum brauchte man die Bayonnetspitze, man zog die Kolbe vor. Höchstens, daß man jetzt dasjenige, was man sich von herzlichen Grobheiten zu sagen hat, gleich veröffentlicht und in offenen Briefen dem Publicum gedruckt vorlegt. Unter Couvert und Siegel haben wir, auch im schlimmsten Falle, noch immer die Ehre, ein hochachtungsvoller und ergebenster Diener zu sein. „Mit Achtung Ew. Wohlgeboren Ergebenster" schreibt jetzt sogar ein Gläubiger, der im Briefe mit dem Schuldgefängnisse gedroht hat.

Klopstock's derbgliedriger und entschiedener Brief mochte Lavatern um so mehr zu Herzen gehen, je mehr er an die ausschließlichste Verehrung, ja die unsäglichste Anbetung seiner Person gewöhnt war. Eine recht alberne Scene der Art beschreibt uns Häfeli, der, wie alle junge Menschen der damaligen Zeit, über seine schwärmerische Verehrung für bedeutende Männer förmlich den Verstand verlor, und sich nicht entblödete, einmal an Lavater zu schreiben: „Ach, könnte ich an Deiner Brust liegen in sabbathheiliger Abendstille — o, Du mein Engel!" Die Scene bestand in einer Geburtstagfeier, wie sie zu Ehren Lavater's im wörlitzer Garten von königlichen, fürstlichen und gräflichen Personen begangen wurde. „Des Morgens," schreibt Häfeli an Lavater, „stand der Fürst unerwartet wieder in meiner Stube. Ich gab ihm Deine Verse zu lesen und das Zettelchen an mich — Er mir Deinen Brief an ihn. — Nun stellte ich Deine große Silhouette, die mir Luise vor einigen Wochen geschenkt hat, auf, und unten stellte ich Deine Verse hin. — Luise kam, sie las Deine Verse, wir standen vor Deiner Silhouette. — Du mußt doch einen Hauch der Wünsche und Gebete der Liebe, mit der Du geliebet wirst, gefühlt haben u. s. w." Weiterhin beschreibt der süße Berichterstatter, wie die Comtesse, Mama, Luise und er selbst einen großen Geburtstagkuchen verspeist und auf Lavater's Gesundheit getrunken haben, nicht etwa sprudelnden und hitzigen Champagner, sondern Kaffee und Chokolade. „Wir schwiegen und sprachen," setzt er hinzu, „aber schweigend und sprechend meinten wir Dich." — Endlich gelangte man zum Poculiren, stieß auf Lavater's Gesundheit an; Luise brachte eine große Tragbahre mit zwei grünseidenen Kissen. Darauf wurde Lavater's steinernes Brustbild gelegt. Nun faßte man die Tragbahre; der Fürst selbst war unter den Trägern; auf einer Gondel, unter Musikbegleitung, schiffte man zum Tabernakel. Hier waren drei Nischen, in denen eine der steinerne Lavater gestellt wurde. Nun behing man ihn mit Kränzen, stand längere Zeit davor, um ihn und den sommerlichen Himmel darüber anzusehen, schiffte in der sanftesten, „wonnewehmüthigsten" Dämmerung, unter Musik, wieder zurück, las die Lavater'schen Werke, worunter die Physiognomik, vor oder im Stillen, aß, aber sprach desto weniger, und dachte desto mehr 2c. Man weiß in der That nicht, ob man diese Menschen eines solchen liebevollen Schnickschnacks wegen beneiden, oder ihn verwerflich finden soll! Jedenfalls hätte es sich für den christlichen Lavater geeignet, diese nur den unsterblichen Göttern gebührenden Huldigungen sich ernstlich zu verbitten. Er aber hat sie als rechtmäßigen Tribut hingenommen und zu seinen Gegnern gesprochen: ehren mich so ein deutscher Fürst und Häfeli, was wollt denn Ihr? — Häfeli aber fiel später, als er sich ausgewachsen hatte und seiner frühern Kindereien sich zu schämen anfing, von Lavater ab, wie Goethe selbst, der mit Lavater in congenialischer Brüderschaft stand, so lange seine „homiletische" Jugend dauerte.

Goethe's hier mitgetheilte Briefe zeugen von der Leichtigkeit und Sicherheit des Genies und einem Alles niederstürmenden Jugendfeuer. Damals hielt er es mit Allem, was Genie war oder darnach aussah; in seinem Alter emancipirte er die Mittelmäßigen, die unter seiner großen und weitverbreiteten Gefolgschaft die Mehrzahl bildeten. Das ist wohl ein schönes und stolzes Bewußtsein, wenn er an Lavater schreibt: „Schreibe mir viel, und stiehl Dir eine Viertelstunde für mich. Ich heiße Legion. Du thust vielen wohl, wenn Du mir wohl thust." Ein andermal ruft er treffend aus: „ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne!

Gott habe Geduld mit mir, wie bisher!" — Und so dämonische Gewalt übte der Mann über seine Freunde aus, daß selbst der pietistische Lavater in Goethe den Heiden über das Genie vergaß, nach seiner Freundschaft lüstern war, ihm die unchristlichsten Aussprüche verzieh, und daß wohl der Moment, als Goethe ihn bei seiner spätern Anwesenheit in Zürich gänzlich ignorirte, und Lavatern, welcher ihn in seinem Gasthofe aufsuchte und seinen Namen an die Stubenthür schrieb, nicht vorließ, der bitterste seines Lebens sein mochte. — Warum müssen in Deutschland die geniale, für Freundschaft glühende und schrankenstürmende Hamletsnatur und die steifkalte, perrückenartige und eitelgeschwätzige Poloniusnatur so nahe aneinander gränzen?

Auflösung der Charade in No. 47:

A g a t h e.

C o r r e s p o n d e n z.

Aus Braunschweig. (Beschluß.)

[Literatur und Literaten.]

Lessing's diesjährige Todtenfeier und Aussicht zu einem Denkmale, beides von einem der hiesigen vielen Kunst- und künstlichen Vereine, nämlich dem Kunst-Club angeregt, bespreche ich in der allernächsten Correspondenz; desgleichen das neue Schloß und das Denkmal der, in Braunschweig erschossenen Schill'schen Husaren. — Ich bemerke dafür in aller Kürze nur einige Einzelnheiten.

Hermes beginnt in seiner Nationalzeitung seit kurzem literarische Zustände und Personen zu schildern und zu kritisiren. Auf Heinrich Laube, den er früher vom Verdachte, Mitglied des sogenannten jungen Deutschlands zu sein, zu reinigen und seinen literarischen Werth in das hellste Licht zu stellen bemüht war, ist er, seitdem der Sage nach Laube es verschmähte, seinen Wohnort nach Braunschweig zu verlegen und mit Hermes gemeinschaftlich ein neues literarisches Unternehmen zu gründen und zu leiten — durchaus gar nicht gut zu reden, und hat es neulich mit eben so viel Gallsucht als literarisch unwürdigem Schimpftalente nicht allein versucht, Laube's Werth herabzusetzen, sondern, nach des von ihm vertheidigten Menzel's berüchtigter Weise, der Preß-Polizei in die Hände gearbeitet, indem er in Anregung bringt, daß Laube ohne eigentliche Erlaubniß die Mitternachtzeitung redigirt. —

Sollte Laube einmal nach Braunschweig kommen, so wird es, nach solchem Vorgange, Herrn Dr. Hermes doch nicht gelingen, in ihm das zu erhalten, wonach er sich so lange gesehnt haben soll; nämlich einen Mann, dessen geistige Capacität ihn würdig macht, eines Hermes literarischer Freund zu sein. — Bis jetzt soll Dr. Hermes einen solchen Mann hier noch nicht gefunden haben. — O armes Braunschweig! —

Die Mitternachtzeitung wird demnächst beginnen, Portraits der Zeitgenossen und Theatercostüme zu bringen.

Ich zeigte früher in diesen Blättern das Erscheinen einer tüchtigen Specialkarte des Herzogthums Braunschweig, bearbeitet von den Herrn Kolbe und Küchenmeister, an. Der erstere dieser Herren hat nun auch einen Plan von der Stadt Braunschweig und ihren nächsten Umgebungen begonnen, der sowohl in Hinsicht der Schönheit als Treue und Ausführung jener sehr gelungenen Karte nichts nachgeben wird.

Seit ich der Eleganten keine Nachricht aus Braunschweig gab, haben uns drei Literaten verlassen. Weinholz, der arme Leidende, ging zur Ruhe in das dunkele Jenseits — er hat die Horizontal- und Vertikaldirection des Luftschiffes nicht realisirt gesehen. Eckenstein, der ewig Bewegliche, schlüpfte einmal nach Frankfurt a. M. hinüber, um dort einige seiner zahllosen literarischen Pläne auszubrüten, und W. v. Binder, der Panegyrist Metternich's, der hier vielleicht ein halbes Jahr zubrachte, ohne sich jedoch literarisch zu regen, ist nach Stuttgart gegangen.

Aber für unsere Verlagshändler hat Braunschweig noch immer genug Literaten.

Auch regen sich einige neue junge Kräfte — auch darüber nächstens.

F. W. L.

N o t i z e n.

[Oesterreichischer Musenalmanach.]

Die Idee, die schönsten lyrischen Producte eines Jahres der Nation in Musenalmanachen gesammelt vorzuführen, ist gewiß eine dankenswerthe und verdient die regste Theilnahme aller wahren Freunde deutscher Kunst in nicht geringerm Grade, als Gemälde-, Industrieausstellungen und jeder öffentlich zu Tage gelegte Beweis nationalen Fortschritts. Wir heißen deshalb den zur Ostermesse 1837 angekündigten „Oesterreichischen Musenalmanach auf 1837 (Wien bei Gerold und Dresden bei Arnold)" willkommen. Die Namen eines Anastasius Grün, Lenau, Halm (Münch-Bellinghausen), Grillparzer, Egon Ebert, Uffo Horn u. a. m. haben guten Klang und der Name des geschmackvollen Braun von Braunthal als Herausgeber verbürgt eine treffliche Auswahl. Möge das Echo deutscher Lieder die süßen Schauer der Begeisterung wecken in allen deutschen Herzen für das gemeinsame Vaterland! ......rl.

[Gegen-Bemerkung in Bezug auf Leibnitz und Hannover.]

Der Verfasser des in Nr. 247. dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre eingerückten Aufsatzes über Leibnitz dachte bei den in Berlin und Hannover dem großen Manne zu errichtenden Denkmälern nur an vollständige Statuen oder Standbilder, wie auch aus dem Zusammenhang und aus dem Hinweis auf Justus Möser's Denkmal in Osnabrück sattsam hervorgeht. Mit Büsten, Tempelchen, Spitzsäulchen u. s. w. ist wenig gethan. Auch wo das Denkmal nicht auf offnem, freien Platze, so zu sagen vor allem Volke dasteht, sondern sich in Hallen, Höfe, abgelegne Gebüsche, verkriecht, möge man lieber die ganze Sache unterlassen! Man könnte mir am Ende sagen, das Bild, das ich unter Glas und Rahmen in meiner Stube habe, sei auch ein Denkmal; oder — im andern Extrem — die ganze Stadt, wo ein großer Mann gelebt und gewirkt, sei ihm schon Denkmal, wie wir dies neulich von Weimar aus in hochtrabender Lächerlichkeit ausgesprochen fanden! — Von einem Standbilde, ähnlich dem des Justus Möser, war die Rede von Hannover her, und die dortigen Freunde der Sache fühlten recht gut, daß Hannover, besonders nach dem Vorgang Osnabrücks, für Leibnitz mit geringerem sich nicht gut abgefunden halten darf. — 15.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1836, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Adernson, E., die Regenwürmer auf den Feldern der orientalischen Numismatik. gr. 8. geh. 8 Gr.

Agardh, C. A., Icones algarum europaearum. Représentation d'algues européennes suivie de celle d'espèces exotiques les plus remarquables récemment découvertes. Livr. 4me et dernière avec 10 planches coloriées. gr. in 8. 1 Thlr. 16 Gr.

*—, J. G., Synopsis generis Lupini. Acced. tabb. II. lithogr. 8. Lundae, 1835. geh. 16 Gr.

*Barkow, J. C. L., Disquisitiones neurologicae. Acced. tabula lith. 4. Vratislaviae, 1836. 6 Gr.

— —, Monstra animalium duplicia per anatomen indagata. Habito respectu ad physiologiam medicinam forensem et artem obstetriciam. T. II. et ultimus. 4 maj. cart. 4 Thlr. 12 Gr. (Tom. I. Acced. tabb. 15 aen. 1828. 5 Thlr.)

*Bericht an S. M. den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1835. gr. 8. St. Petersburg, 1836. geh. 6 Gr.

Berthier, P., Handbuch der metallurgisch-analytischen Chemie. Nach d. Franz. bearbeitet und mit Zusätzen u. eignen Erfahrungen vermehrt von C. M. Kersten. 2r und letzter Band, mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 5 Thlr. (1r Band, mit 5 Kupfertafeln, 1835. 3 Thlr. 12 Gr.)

*Brandt, J. F., Mammalium exoticorum novorum vel minus cognitorum musei academici zoologici descriptiones et icones. Acced. tabb. XIX col. 4 maj. Petropoli, 1835. 5 Thlr. 8 Gr.

*— —, Prodromus descriptionis animalium ab H. Mertensio in orbis terrarum circumnavigatione observatorum. Fasc. I. 4 maj. Petropoli, 1835. 18 Gr.

*— —, Bemerkungen über die Mundmagen- oder Eingeweidnerven (*Nervus sympathicus seu nervi reproductorii*) der Evertebraten. Mit 3 Kpft. gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

*— —, Descriptiones et icones animalium Rossicorum novorum vel minus rite cognitorum. Aves. Fasc. I. Cum 6 tabb. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 2 Thlr. 12 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. I. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Erster Band, mit Beiträgen von K. E. von Baer und H. Rathke. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von E. Meyer, H. Rathke und G. Valentin. Mit 6 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 7r Jahrgang f. 1836. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 2r Jahrgang für 1836. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Choulant, Ludwig, Anleitung zur ärztlichen Praxis. gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Drobisch, M. W., neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhange. gr. 8. 18 Gr.

Hartmann, Ph. C., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, oder die Kunst das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper und Geistesstärke zu erhalten und zu vervollkommnen. Dritte, verbesserte Auflage. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Herschel, J. F. W., Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen von Dr. Albert Weinlig. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hülsse, J. A., die einfache und zusammengesetzte Zinsrechnung mit ihrer Anwendung auf Rechnung von Interessen, Discont, Zahlungstermine, mittlere Zahlungen, Zeit- u. Leibrenten, Lebensversicherungen u. Schuldentilgung. 4. 6 Gr.

*Jomini, Baron de, Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre et de leurs rapports avec la politique des états. 4me édition consid. augmentée. Avec 2 planches. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1836. 3 Thlr.

Leti, Calvidii i. e. Claudii Quilleti Callipaedia seu de pulchris prolae habendae ratione poema didacticon. Secundum editionem alterum seu Parisiensem cum integra lectionis varietate editionis primae seu Leidensis edidit Ludovicus Choulant. 12. cart. 18 Gr.

*Mémoires de l'Academie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.
- Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.
- Sciences naturelles. Tome II. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 11 Thlr. 6 Gr.
- Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.
- Mémoires présentes par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.
- Recueil des actes des séances publiques. Partic. XI. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege. Vol. I. Fasc. I. 8 maj. 1 Thlr. 20 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 15 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad geographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. III. Cum 8 tabb. aen. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 1 Thlr. 21 Gr.

Pinder, E., das Provinzial-Recht der königl. preußischen vormaligen königl. sächsischen Landestheile mit Ausschluß der Lausitz, nebst Beweisstellen, Gründen und Bemerkungen. Im Auftrag des königl. Justiz-Ministeriums für die Gesetz-Revision bearbeitet. 2 Theile. gr. 8. 5 Thlr.

Pogodin, Michael, historische Aphorismen. Aus dem Russischen von E. Göring. gr. 8. geh. 12 Gr.

Prinz, C. G., das Verschneiden oder die Castration der Milchkühe, eine landwirthschaftliche Operation für Oekonomen und Thierärzte. 8. geh. 6 Gr.

Radius, J., auserlesene Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte u. Wundärzte. Mit Berücksichtigung d. neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. 16. cart. 1 Thlr. 18 Gr.

Schmidel, C. T., Verwandlungstafeln verschiedener Maasse in pariser Fusse, Zolle und Linien berechnet. 1. Heft. Millimeter, Meter und engl. Fusse. 12. 6 Gr.

*Schmidt, J. J., die Thaten des Vertilgers der zehn Uebel in den zehn Gegenden, des verdienstvollen Helden Bogda Gesser Chan; eine mongolische Heldensage, nach einem in Peking gedruckten Exemplare aufs Neue abgedruckt. Herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften. gr. 4. St. Petersburg, 1836. 3 Thlr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände, mit Titelkupfer. 8. geb. 1 Thlr. 18 Gr.

*Trinius, C. B., Species graminum iconibus et descriptionibus illustravit. Fasc. 29 et 30. 4 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr. (Complet III Vol. s. 30 Fasc. cum 360 tabb. 1823 — 1836. 45 Thlr.)

Wagner, R., Prodromus historiae generationis hominis atque animalium sistens icones ad illustrandam ovi primitivi, imprimis vesiculae germinativae, et germinis in ovario inclusi, genesin atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam. Acced. tabb. II. aere incisae. Fol. maj. cart. 3 Thlr. 12 Gr.

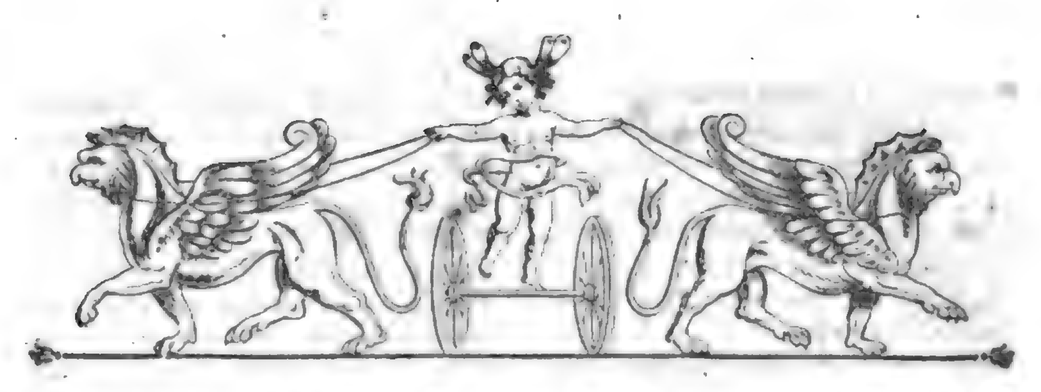
*Weinmann, C. A., Hymeno- et Gastero-Mycetes hucusque in imperio Rossico observatos. Pars prodromi florae rossicae. 8 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr.

Weissenbach, C. G. A. von, Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem sächsischen Erzgebirge. Mit 32 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Inhalt.

(Hierbei zwei Beilagen.)

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 63. — den 1. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Ritter d'Eon, Cavalier und Dame*).

Historiker und Biographen insonderheit kennen aufs Daus das Geburtsjahr des Chevalier d'Eon, seinen Tauftag, seine Vaterstadt und die Schule, wo er den ersten Unterricht genossen. Sie erzählen, daß die berüchtigte Personnage am 5. October 1728 zu Tonnerre in Frankreich geboren ward, einem freundlichen Städtchen an den rebenbekränzten Ufern des Armançon. Das Kirchenbuch von Notre-Dame de Tonnerre kann seinen Taufact unterzeichnet von drei achtbaren Zeugen vorlegen; ja, wem am Namen der Amme gelegen sein sollte, der wird ebenfalls hinlänglich belehrt, denn die gute Frau Benoist hat außer unserm Helden noch einem halben Dutzend ansehnlicher Bürger von Tonnerre die Brust gereicht, was nach Kräften von der Milchbruderschaft benutzt worden, und ihr zu ersprießlichem Gedeihen verholfen haben soll. Auch die Schuljahre des jungen Chevalier enthalten nicht das kleinste Mysterium, da er wie andere ehrliche Leute, nachdem er den sorgsamen Händen der Wärterin entwachsen, zur Schule ging und, nachdem er eine Zeit lang die Gassen von Tonnerre nach Bubenart durchtobt, auch hinlängliche Proben von Geist und Witz abgelegt, eintrat in das Mazarinische Collegium zu seiner weiteren Ausbildung.

Da sind insgesammt weder Räthsel noch Hieroglyphen im ersten Lebenscapitel des jungen Edelmanns. Plötzlich aber wird die Geschichte complicirt und die Nacht der Hypothesen und Widersprüche bricht über ihn herein. Der Cavalier wird ein zweideutiges Wesen, ja sogar eine Zweieinigkeit. Bald sehen wir ihn, von Kopf bis Fuß ein Dragonercapitain, in Uniform, den Degen am Gehänge, kampflustigen Blicks, mit festem Tritt, mit geballter Faust. Kaum ist die chevalereske Erscheinung vorüber, so erblicken wir statt des handfesten Cavaliers, Capitain d'Eon, ein zartes Hoffräulein ganz im Ungeschmack der Mode am Hofe Ludwig's XV. angethan, den Dragonerrock vertauscht mit Falbel, Reifrock und Vertugadin, das Schwert mit dem Fächer. Das Antlitz bedeckt mit Schönpfläſterchen und Carmin, statt der Kriegerstirn und trotzigem Wort, bescheiden das Auge zur Erde gesenkt, ein feines Lächeln und sanften Blick. An wen soll man glauben, an den Chevalier d'Eon, gleich gewandt in Handhabung von Feder und Schwert, schlauer Diplomat und tapferer Soldat? Oder an das schöne Fräulein d'Eon im Atlasschuh, mit geschminkter Wange und duftendem Haar, begleitet von einem kleinen Neger, der ihr Schleppe und Fächer trägt? Wer ist's? Weib oder Mann? Cavalier oder Dame?

Das achtzehnte Jahrhundert mit seinen Maitressen und schlüpfrigen Romanen war fürwahr nicht gemacht, um vor den Equivoquen dieser Hermaphroditgeschichte zu erröthen, auch hat sich's nach Kräften bemüht, den „Kern des Pudels" zu enthüllen, den Schleier hinwegzuziehen von der

*) Mémoires du chevalier d'Eon, par Frédéric Gaillardet. Paris 1837. 2. Edit.

complicirten Geschichte. Es war eine köstliche Gelegenheit für die Sittenverderbniß des Pompadourhofes und Landes, und man beutete sie aus nach Herzenslust. Daher war Hof-, Stadt- und Landgespräch, der unerschöpfliche Stoff an Zweideutigkeit und Witzwort, das Geschlecht des Ritters d'Eon. Ja, es bildeten sich zwei Parteien zu ernstlichem Kampfe. Die Gründe der Einen waren jedoch eben so wenig überwiegend, als die der Andern nichtig! Jeder stritt für seine Meinung. Citirten diese seine Dienstzeit im Regimente Prinz Conti, Duelle und Dragonersuiten, ja fünf bis sechs Campagnen nebst eben so viel Proben von Bravour und Männerkraft, so replicirten Jene, wie die räthselhafte Person Jahre lang an den Höfen von England und Rußland als Dame gelebt und galante Abenteuer keineswegs verschmäht. Ja, wozu das Beispiel aus der Fremde? Sah man die Dame von Eon nicht zu Paris selbst mit allen Attributen des weiblichen Geschlechts, hingegossen auf die Polster ihrer Carrosse, oder auf den glänzenden Promenaden der Tuilerien durch die Eleganz ihrer schlanken Formen, die Schönheit eines wahrhaft idealischen Kopfes mit zwei blitzenden Augen und die feine Gewandtheit graziöser Bewegung auf zwei allerliebsten kleinen Füßchen alle Blicke auf sich ziehend alle Männerherzen ihr zugewendet? Man brannte vor Begier ob der Lösung des Räthsels, und man verhehlte die Ungeduld nicht länger. Berühmte Männer, schöne Frauen und liebessieche Jünglinge bestürmten unsern Helden mit Briefen und demüthiger Bitte, den ängstlichen Zweifeln des Jahrhunderts durch eine großmüthige Enthüllung des Mysteriums zuvorzukommen, und öffentlich zu erklären, daß er entweder wirklich ein kräftiger Dragoner oder eine zarte Dame sei, damit man hinfüro wisse, ob man vor seinem Degen zittern, oder vor seinen schönen Augen in Liebe entbrennen dürfe. Antwort und Entgegnung des lebendigen Logogryphen dienten in der That nur dazu, die Fäden des Gewebes noch mehr zu verwirren. Die Frage ward immer dunkler, denn kaum glaubte man bei ihm die Keule des Herkules nunmehr mit dem Rocken der Omphale vertauscht zu sehen, — schon pochte man auf unwiderlegbare Beweise der Frauenqualität, als flugs der gewandte Chevalier die klaren Gründe durch irgend einen kühnen Mannesstreich zurückwarf in die dunkle Nacht des Zweifels. So geschah es im Jahre 1771 zu London. Der Dragonercapitain erschien hier nur in Frauenkleidung und hatte durch sein Auftreten die Fackel der Zwietracht unter den Parteien wieder angefacht. Ungeheure Wetten wurden offerirt und angenommen, ja am Hofe und in der City bot man öffentlich Prämien und Versicherungspolicen aus für die Wetten, deren Betrag in kurzer Zeit 100,000 Pf. weit überstieg. Das Geschlechtsmysterium ward ein Gegenstand der Agiotage. Die Mehrzahl der Spieler parirte für die weibliche Natur ihrer Heldin, pochend auf Kleidung, Tournure und unläugbare Verwandtschaft des Benehmens mit irgend einer eleganten Hofdame, wie sie je aus den Boudoirs von Versailles und Trianon hervorgegangen. Schon zitterten die Champions der Mannheit, schon streckten ihre Gegner die Hand nach dem Preise der Wetten, als eines Morgens die schöne Sphinx den seidenen Strumpf abstreift mit dem Atlasschuh, die Wange reinigt von Schminke und Mouchen, Hals und Stirn entledigt des Diamantenschmucks und der Perlen, sich wirft in den Capitainsrock des Regiments Prinz Conti, den Degen umschnallt und einen tüchtigen Stock in der Faust sich nach der Börse begibt, wo man auf ihr Geschlecht speculirte. Der Banquier Bind, der Geschlechtspolicenecurtier, wird mit geschwungenem Stock zur Abbitte und Ehrenerklärung gezwungen, den Spielern die Wahl gelassen zwischen Waffe oder Prügel, und all' denen, die sich beschweren wollten über das ungalante Benehmen des Cavaliers, flugs Ort und Stelle angedeutet, wo man bereit sei, jederzeit Rede und Antwort zu geben. Alles nach Dragonerart. Jetzt war guter Rath Geld werth. Wie sollte man die Wetten erledigen? Wer hatte gewonnen, wer verloren? Gestern war's in der That noch das zarte, elegant geschmückte Weib; heute ist's sonder Zweifel der kühnste Degen, dessen Humanität sich darauf beschränkt, den Leuten die Wahl zu lassen zwischen Todtstechen, Schädelspalten oder Stockprügeln!

Das achtzehnte Jahrhundert hatte so manches Räthsel gelöst, so manches Geheimniß enthüllt, hier brach sich seine Macht; es stieg ins Grab, ohne vom Chevalier d'Eon mehr zu wissen, als der geschichtsunkundige Leser bisher erfahren. Unsere Zeit ist von der Geschichte besser unterrichtet, als ihre ältere Schwester und das Geschlecht des Ritters d'Eon, der im Jahre 1810 zu London verstarb, wird heut zu Tage kaum zu einer Wette um eines Pfennigs Werth Anlaß geben. Ehe man seinen Leib dem Sarge anvertraute, hatten Aerzte und zahlreiche Zeugen der Ungeduld und Neugier der civilisirten Welt ein Ziel gesetzt, und dem Todten, sonder Gefahr vor seinem blanken Degen, das interessante Geheimniß entlockt. Das angebliche Fräulein von Eon hatte, unter uns gesagt, die trefflichsten Qualitäten zu einem tüchtigen Dragonercapitain! Unter der Zahl der ehrenwerthen Zeugen figuriren der berühmte Ad-

miral Sir Sidney Smith, Graf Yarmouth und Vater Elysée, der wohlbekannte Leibarzt Ludwig's XVIII., unter dessen geschickten Händen unser Chevalier verschied.

Das Geschlechtsräthsel ist somit vollkommen gelöst, doch hierdurch nicht etwa das ganze Mysterium. Wozu die Komödie der doppelten Personnage, jener Mummenschanz von Uniform und Unterrock? Das Buch, das wir oben genannt, löst auch diese Frage genügend und interessant im höchsten Grade. Sein Verfasser, Herr Gaillardet, zeigt uns den Chevalier hier als einen der thätigsten Agenten der geheimen Politik des Königs Ludwig XV. Während die königliche Maitresse, die Marquise Pompadour, nebst den officiellen Ministern ihre politische Komödie auf dem Hoftheater zu Versailles und an den Höfen Europas aufführte, ein offnes Schauspiel authentischer Diplomatie, lauerte der königliche Schwächling in der Coulisse, um später durch die Tragödie geheimer Contrepolitik, gespielt von politischen Spionen und geheimen Gegenministern, die Projecte und Maaßregeln der Maitresse und ihrer Minister, insoweit sie sein Mißfallen erregten, zu paralysiren. Der Schattenprinz durfte keinen persönlichen und öffentlich erklärten Willen haben gegen den Wunsch seiner Favoritin, und er tröstete sich damit, daß er insgeheim seine Minen springen ließ, um ihre Pläne zu zernichten. Der Chevalier d'Eon gehörte zu jenen geheimen Mineurs der Herrschgewalt der Pompadour, im Solde des Königs. Ja er war einer der wichtigsten Schauspieler in diesem Regierungsdrama und oft zu Hauptrollen auserkoren. Kein Wunder, daß seine äußere Erscheinung und auffallend weibähnliche Organisation ihm bei den geheimnißvollen Sendungen trefflich zu Statten kam, und er sich dieser Maske bei seinem Auftreten mit größtem Vortheil bediente. Die sonderbare Verkleidung ward bald ruchbar und rief das Geklatsch und die zweideutigen Gerüchte über das Geschlecht des Chevalier hervor. Begreiflich war das beharrliche Stillschweigen des diplomatischen Agenten dabei, denn außer seinem Interesse gehorchte er dem Willen und Befehl — eines Königs.

Höchst interessant ist namentlich die Geschichte seiner Missionen an die Höfe von Petersburg und London, abgesehen von den galanten Aventüren hier mit der Czarina Elisabeth, wie dort mit der Königin Sophie Charlotte, seiner alten Leidenschaft und vielleicht von ihm Mutter König Georgs IV. Einen unausgesetzten und gefährlichen Kampf bestand der Chevalier zu London gegen den französischen Ambassadeur Marquis von Guerchy. Der letztere, eine Creatur der Pompadour, spionirte schon längst die Demarchen des geheimen Agenten seines Königs, allein er wollte sich, gleichviel durch List oder Gewalt, in den Besitz der Geheimnisse und Papiere des Chevalier setzen und sparte keine Mittel; Entführung, Dolch, Gift schienen ihm nicht unerlaubt zur Erreichung seines Zwecks. Der schlaue Chevalier vereitelte alle Intriguen seines mächtigen Gegners und der Hohn, mit dem er ungestraft die Drohungen des Marquis verspottete, ließ wohl den noch mächtigern Schutz errathen, der im Verborgnen seine kühnen Schritte deckte. —

Wer das berüchtigte Melodram desselben Verfassers „der Thurm von Nesle" kennt, der kann nach diesem auch auf die deutschen Breter verpflanzten dramatischen Ungethüm, seine „Memoiren des Chevalier d'Eon" beurtheilen. Nicht etwa, daß ihr Verfasser einen Thurm von Hypothesen aufgebaut, nein! denn wir finden einen schätzenswerthen Reichthum an Originalpapieren, Documenten und authentischer Correspondenz. Auch hat Herr Gaillardet, beiläufig gesagt ein Landsmann des Chevalier d'Eon und aus Tonnerre gebürtig, die Familienarchive wie die staubigen Cartons des Staatsarchivs durchstöbert und keine Mühe gescheut, um sich historische Evidenz über seinen Helden zu verschaffen. Allein die romantische Partie des Buchs ist sein Eigenthum oder das des Theaters de la Porte St. Martin zu Paris, der eigentlichen Heimath unsers Autors, der die hyperbolische Grammatik, das pyramidalische Lexikon Victor Hugo's und Alexander Dumas' auch hier nach Kräften exploitirt hat. Ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung, von Schwulst und Poesie, von Brutalität und Kraft führt uns das Buch trotz der kolossalen Taktlosigkeit, die in demselben herrscht, in ein Labyrinth von unzähligen interessanten Abenteuern, pikanten Situationen und merkwürdigen Aufschlüssen. Die galanten Episoden aus dem Leben seines Helden schildert uns der Verfasser mit zu starken Pinselstrichen, und er hatte hierin wirklich die delicaten und bescheidenen Farben der geistesverwandten Schilderung Louvet's entlehnen können. Damit sei aber nicht etwa gesagt, daß Louvet's „Abenteuer des Chevalier Faublas" als ein Muster sittsamer Schreibart dienen könnten! Wir werden später noch einmal auf den Ritter d'Eon zurückkommen. —

Dr. Robert Lippert.

Correspondenz.

Aus Dresden, den 22. März.

[Musikalisches.]

Daß unsre Prima Donna des dramatischen Gesanges, Mad. Schröder-Devrient, Dresden auf vier Monate verläßt (— nicht auf drei Jahre, wie irrigerweise in Nr. 54.

d. B. berichtet worden ist —), hat seine Richtigkeit; daß sie aber in ihre alte Stellung zurückkehren werde, ist, nach ihrem eignen Ausspruch, problematisch. — Die Oper und das recitirende Schauspiel bewegen sich hier in ihrer alten wohlbekannten soliden Weise. Neues und Gutes von Bedeutung, ist, außer Halévy's „Jüdin" und Halm's „Adept", nicht vorgeführt worden; desto gelungener manches Alte in öftern Wiederholungen. — Concerte, öffentliche und in geschlossenen Vereinen, heißen Legion; letztere bis zum Ersäufen in Harmonie nebst chinesischem Wasser. Unter den öffentlichen Künstlerconcerten verdienen rühmlichster Erwähnung: Lipinski (Violin); Kummer (Cello); Henselt (Piano); Franz Schubert (Violin); Karl Kloß (Piano). Letzterer hielt zugleich einen nicht uninteressanten Vortrag „über die Musik der alten Hebräer" und ließ dazu hebräische Melodie-Fragmente, aus den metrischen Accenten der hebräischen Sprache entziffert, singen. Eine von dem Concertgeber componirte Cantate für Soli und Chöre, von dem königl. Opernpersonale gesungen, erwarb sich allgemeine Anerkennung. Das Concert, welches die königl. Capelle am Palmsonntage im großen Opernhause mit Unterstützung mehrer Singvereine und Instrumentisten gab, brachte das Oratorium: „der Messias" von Händel, und die Symphonie in C moll von Beethoven. Die Direction des Oratoriums führte: Morlachi; die der Symphonie Reissiger. Schade, daß die Fuge: „Alle Gewalt u. s. w.", durch das zu schnelle Zeitmaaß ins wahrhaft Komische verfiel! die starkbesetzten Chöre und das Orchester (gegen 300 Individuen), und die Soli der Damen Wüst und Potgorscheck, so wie die der Tenöre und Bässe, verdienen Anerkennung. Musterhaft wurde die herrliche Symphonie unter der höchst sorgfältigen Leitung Reissiger's von der königl. Capelle ausgeführt. Welches Werk! welche Ausführung! In Ehrfurcht sei dem nun ruhenden Schöpfer dieses ewigen Werkes unser Dank gebracht! die königl. Capelle bewährte durch die Ausführung, in ästhetischer und technischer Beziehung, vollendete Meisterschaft. Wenn letztere nur immer so wollte! — Dr. Fortlage aus Heidelberg hält Vorlesungen: über Poesie in welthistorischer Bedeutung, die zwar nur ein kleines, aber intellectuelles Auditorium haben. Auch Se. königl. Hoheit Prinz Johann befand sich einige Male unter den Zuhörern; nicht aber Se. Maj. der König, wie irrigerweise von jenem Ref. in Nr. 54. d. J. berichtet worden ist. A.

N o t i z e n.

[Aus einem Briefe aus Wien.]

In ausländischen Zeitschriften verbreitete sich das irrige Gerücht, als wollte man hier einen Theil des Stephanthurmes abtragen. Was ficht die Journalisten an? Wollen sie auch dessen uns berauben, das einzig und allein bei uns bis in die Wolken ragt? Bilder aus dem gesellschaftlichen Treiben will ich Ihnen später malen; für jetzt nehmen Sie gütigst mit Notizen aus unserem literarischen Leben vorlieb. Im Renner'schen oder anders: silbernen Kaffeehause versammeln sich täglich unsere Dichter und Dichterlinge (die humoristische Clique ausgenommen, die an anderen Orten ihre Witze reißt) und rauchen, lachen, recensiren — ist das nicht viel, sehr viel? Auf seinem Rittergute: „Hart am Thurn" sammelt Anastasius Grün einsam und menschenscheu seine lyrischen Gedichte. Man erzählt sich hier, daß Grillparzer mit einer Buchhandlung über seine neueste Dichtung unterhandle. Auch er lebt zurückgezogen und geht fast nur mit seinem Freunde Bauernfeld um. Und, denken Sie — ich schäme mich es ins Ausland zu berichten — Oesterreichs ausgezeichnetsten und vielleicht Deutschlands ersten jetzt lebenden Tragöden, den gedankenreichen, schwerverfolgten, schwerverkannten Grillparzer, hat ein hiesiger Dichter, der erst ein einziges und sehr mittelmäßiges Trauerspiel geschrieben, einen Strohmann genannt. Solche Burschen, die schamlos genug in Bierkneipen ähnliche Geisteskinder erzeugen, sollte man wieder in die Schule schicken, der sie kaum entlaufen. Ludwig August Frankl, der jüngst einen „Colombo" geschrieben und ihn dem Könige von Sicilien gewidmet, reist auf Kosten dieses Monarchen durch Italien und schickt interessante Reiseskizzen in die Witthauer'sche Zeitschrift. Soll ich Ihnen auch etwas von Saphir erzählen? Man sieht ihn fast immer auf den Straßen, zwei dienstbare Gespenster begleiten ihn. H. Wilhelm Schlesinger und das weltberühmte Humoristikerchen: Wilhelm Turteltaub. Sein „Humorist" erfreut sich einer großen Anzahl Leser und gefällt jetzt mehr als anfangs. Die Theaterzeitung ist sehr schläfrig und verdrießlich, desto lustiger aber springen der „Telegraph" und das „österreichische Morgenblatt" umher. H. Sigmund Schlesinger hat ein episches Gedicht (?) geschrieben oder besser ausgeschwitzt und es dem hiesigen Bürgermeister dedicirt. Die hiesigen Literaten, besonders die Redacteurs ärgerten sich sehr über eine Correspondenz im „Leipziger Kometen", als deren Verfasser man Rudolph Hirsch nennt. Man machte hier den Witz: daß dieser Hirsch wohl Geweihe, aber keine Weihe hätte. Die Journale sind nun unter polizeiliche Censur gestellt und bewegen sich also weit freier als sonst. Uffo Horn soll ein neues Trauerspiel: „Benvenuto Cellini" dem Hofburgtheater eingereicht haben. Das Stück soll wenig taugen, Löwe wird aber den Cellini spielen. Auch heißt es, habe ein junger Dichter aus Prag Namens Lederer ein ausgezeichnetes Lustspiel voll der tiefsten Poesie, schlagenden Witzes und reicher Menschenkenntniß an Deinhardstein eingesandt. Die Gedichte des Freiherrn von Feuchtersleben sind den Wienern und Wienerinnen zu gelehrt; sie werden selten verstanden und noch seltner gekauft. Was wird Cotta dazu sagen? Auf den Musenalmanach von Ritter Braun v. Braunthal ist man hier sehr gespannt — ebenso in Deutschland? Er soll bei Brockhaus zur Ostermesse erscheinen, da lesen Sie ihn gewiß noch eher als wir. 16.

[Stradella.]

Pariser Blätter loben an dieser neuen Oper des jugendlichen Componisten Niedermayer die einfache Eleganz und Klarheit. Dies wäre unter den jetzigen Erscheinungen in der musikalischen Welt allerdings eine seltne. Der Text der Oper ist sehr interessant. Alessandro Stradella war ein berühmter venetianischer Componist und Sänger des 17. Jahrhunderts. Einer seiner Arien verdankt er sein Leben. Banditen lauerten ihm auf: er sang und entwaffnete durch die Macht seiner Stimme die Gegner. Dies die Wendung des Opernstoffes.

[Literarische Processe.]

Für alle Recensenten tröstlich ist die verbürgte Nachricht, daß der Auditeur Gustav Nicolai seinen Proceß gegen den Professor Friedländer in Halle bei dem naumburger Gericht in zweiter Instanz verloren hat.

Die Mitternachtzeitung meldet, daß Lebrün seinen Proceß gegen Cerf beim Obertribunal in Berlin in letzter Instanz gewonnen hat. Das Gericht hat entschieden, daß der Dichter eines ungedruckten Stückes jedenfalls auf Entschädigung dringen kann, wenn es ohne sein Wissen von einer Direction aufgeführt wird. Gestohlene Abschriften sind also auch verpönt.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 3.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 3. — den 1. April 1837.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünktlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Polytechnisches Centralblatt,

3. Jahrgang für 1837. No. 7 — 12, mit 36 Abbildungen.

(Der Jahrgang 3 Thlr. 12 Gr.)

Ueber verbesserte Fasshähne. — Gordon's patentirte Gasventile. — H. Berry's gasdichter Verschluss von Gefässen. — v. Tscheffkin's Nasspochwerk und v. Warwinsky's Amalgamationsvorrichtung. — Heineken's Medaillendrehbank. — J. Hennel's Spannbret für Zeichnenpapier. — J. Tracy's Schraubenklappe. — Heinecken's Schraubenschneidezeug. — Brunel's Methode, Brücken ohne Gerüst zu bauen. — Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn. — Kettenbrücke über den Beose bei Sagar in Indien. — Länge und Kosten der in Frankreich vom Staate ausgeführten Kanäle. — Dmitri Davidow's Beiträge zur Runkelrübenzucker-Fabrikation. — Th. Lyman Wright's Federreinigungsapparat. — R. Trevithik's tragbarer Apparat zum Heizen mit heissem Wasser. — Vergleichende Uebersicht englischer Eisenbahnen. — Ueber einige Porzellanfarben von Creuzburg. — Dorn's Dachdeckung für flache Dächer. — Ueber die Steinfournire oder den Massamarmor des Mechanikus Grabmayer in München von J. H. Bernheim in München. — Ueber Avary's rotirende Dampfmaschine. — Symington's patentirte horizontale Windmühle. — J. Barsham's Verbesserung in Fabrikation von Oxalsäure und Sauerkleesalz. — Ueber den Einfluss des Kupfers und Schwefels auf die Güte des Stahls von Stengel. — Ueber den Einfluss des Gerbstoffs auf die weinige Gährung stärkmehlhaltiger Substanzen, von Creuzburg. — Ueber die Bereitung der rothen Lacke aus Fernambuk- und St. Martens Holz, von Gentele. — Hancock's Chausseo-Dampfwagen. — Vortheile und Nachtheile der grössern Spurweite der Eisenbahnen. — Braconnot's Tinte zum Schreiben auf Silber, Zink und Messing. — Darstellung eines guten Saftgrüns, nach Stickel. — Verbesserte Lampenschirme. — Baiersche Patente. — Würtembergische Patente. — Ueber die Fabrikation des Blausalzes im Grossen, nach Höfllmayr und Prückner. — Ueber Bereitung des Roggenkaffees. — Fabrikation von Bittersalz aus Magnesit nach Anthon. — Ueber eine blaue und eine gelbe Malerfarbe aus Wolfram, nach Anthon. — Dampfboote auf Flüssen und Kanälen. — J. Champion's Verbesserungen an den Spindeln. — E. J. Johnson's Versuche mit der Magnetnadel auf dem eisernen Dampfboote Garryowen. — Würtembergische Eisenbahnen. — Th. Aitkin's Verbesserungen in der Maschinerie zum Baumwollespinnen. — Eiserne Kunstsätze. — Stangentonnenfach und Bretertonnenfach. — Eisenkitte. — Morin's neue Untersuchungen über die Reibung, vom Jahre 1833, im Auszuge von Boulanger. — Stratingh und Becker's electromagnetischer Wagen. — Isaac Dodd's verbesserte Parallelbewegung bei Dampfmaschinen. — J. Franklin Apparat zum Verfertigen der Stielelchen für die Fischbeinstäbe an Regen- und Sonnenschirmen. — Vorzügliche Pulverkohle aus faulem Holze, nach Meyer. — Verfälschung des Wachses.

Neue Moden-Zeitung.

Seit Beginn dieses Jahres erscheint bei uns:

Eilpost.

Neue Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Moden,

welche sich bereits einer allgemeinen Verbreitung zu erfreuen hat. Es erscheint davon wöchentlich regelmäßig eine Nummer von 1½ Bogen Text in gr. 4. auf Velinpapier gedruckt (enthaltend interessante Erzählungen, Novellen, kurze Notizen über Kunstgegenstände und Musik, Berichte über die neueste schönwissenschaftliche Literatur und aus der Bühnenwelt, Miscellen, Anecdoten u. s. w., so wie Correspondenzen über die

neusten Erscheinungen im Gebiete der Moden) mit einer äußerst fein gestochenen und eben so sauber colorirten Kupfertafel; die neuesten Moden darstellend, und außerdem jährlich noch 24 Portraits das allgemeine Interesse ansprechender Personen (mit kurzen Biographien), oder Abbildungen anderer besonders interessanter Gegenstände **als Extrakupfer ohne Preiserhöhung.**

In den bisjetzt erschienenen No. befinden sich u. A. als Extrakupfer die Portraits von Ludwig Napoleon Buonaparte, Guizot, Franz Mühlfeld (ungarischer Räuber in Nationaltracht), Amalie, Königin von Griechenland, und Otto I. König von Griechenland (Beide in reichem griechischen Nationalcostüme); was die Modenkupfer anlangt, so wird darauf der größte Fleiß verwendet, und dürften dieselben die meisten in ähnlichen Zeitschriften an sauberer und geschmackvoller Ausführung übertreffen.

Der **Preis** für den vollständigen Jahrgang aus circa 80 Bogen Text mit 52 Modenkupfern (gegen 200 Figuren) und 24 Extrakupfern bestehend, ist äußerst niedrig auf 6 Rthlr. — ohne Kupfer auf 3 Rthlr. — und der Moden- und Extrakupfer allein auf 4 Rthlr. gestellt.

Neu eintretende Abonnenten können diese Zeitschrift auch vom 2ten Viertel- oder Halbjahre an ohne Preiserhöhung erhalten, falls sie sich nicht zur Abnahme des ganzen Jahrganges entschließen sollten.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Expeditionen (für letztere durch die K. S. Zeitungs-Expedition in Leipzig) **gratis** zu erhalten, bei welchen wir etwaige Bestellungen **baldigst** zu machen bitten, damit die Zusendung regelmäßig erfolgen kann.

Leipzig im März 1837.

Expedition der Eilpost für Moden.
G. Wattig. Ed. Meißner.

Schiller's Dichtungen,

nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange. Von H. F. W. Hinrichs. Erster lyrischer Theil. gr. 8. 21 Bog. Velinpapier. broch. 1837. 1½ Thlr.

Der Herr Verf. hat hier gesucht, den Streit über den poetischen Vorrang Goethe's oder Schiller's, durch die Betrachtung des Verhältnisses beider großer Dichter zu einander, in ihrer eigenthümlichen Bildung und von ihrem besonderen Standpuncte aus, zu erledigen, und sich bemüht in der Darstellung der Gedichte Schiller's den poetischen Entwickelungsgang zu zeigen, und den kritischen Einfluß, den seine nächsten Freunde, Goethe, Herder, Wieland, Wilh. v. Humboldt u. A. auf denselben gehabt haben. Die Schrift ist daher ein fast unentbehrliches Supplement zu Schiller's Werken, indem sie sich zugleich der neuesten Ausgabe dieser Werke im Aeußern würdig anschließt.

Rom im Jahrhunderte des Augustus,

oder Reise eines Galliers nach Rom rc. Nach dem Franz. des Dezobry bearb. von Th. Hell. In 4 Bändchen 1s und 2s Bändchen mit 1 Plane. 8. 1837. geh. 1½ Thlr.

In diesen, Bulwer's Pompeji übertreffenden, Schilderungen wird röm. Leben, Sitte und Verfassung gar treffend dargestellt, und den, belehrende Unterhaltung Suchenden eine geistreiche Lectüre dargeboten.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung in Leipzig.

Ankündigung
einer neuen vom 1. Juli d. J. ab erscheinenden Zeitschrift,
unter dem Titel:

Westliche Blätter
für
Unterhaltung, Kunst, Literatur und Leben.

Redigirt
von
Louis Lax.

An dem äußersten Ende des westlichen Deutschlands liegt Aachen, eine Stadt voll Erinnerungen an die Vergangenheit und voll eines lebendigen, heitern Sinnes für die Gegenwart. An ihren Mauern, dem letzten Bollwerke deutscher Größe und deutscher Sprache, bricht sich der Wortstrom mehr als Einer fremden Zunge. Und von hier aus sollen Blätter hinflattern bis an die entgegengesetzten Marken des Vaterlandes? Wird ein freundlicher Hauch sie so weit tragen? Aber die Lüfte verbreiten ja auch den Samen in die Ferne, so mögen sie sich auch unserer Blätter annehmen: daß sie am Ende sie uns nicht ganz entführen, daß man uns nicht vorwerfe, wir hätten in den Wind gerechnet und eitel Luftschlösser gebaut, muß freilich unsere Sorge sein. Und sind wir auch weit ab vom innersten Kerne Deutschlands, so hören wir doch früher, als dieser, was drüben geflüstert wird in Belgien, Holland, Frankreich und England und früher als andere sollen unsere Blätter es wieder erzählen. Als letzte Schildwache des öffentlichen Lebens und Treibens blicken wir hinüber und herüber, melden, was auf beiden Seiten geschieht und wägen eines gegen das andere ab. Und es soll kein verlorener Posten sein, und die Losung sei

Unpartheilichkeit, Anerkennung des Guten, wo und unter welcher Farbe es sich findet, Züchtigung des Schlechten, wenn es sich auch hinter vornehmer Larve verbirgt, Offenheit und Redlichkeit in jeder Beziehung. Was wir bringen wollen? Alles, was die Zeit erfordert und die Lage bedingt, Unterhaltung und Belehrung voll frischen Geistes und Muthes, wechselnd wie das Leben, Ernst und Scherz, der eine nicht schwerfälliger, der andere nicht leichter, als es die Sache verlangt. Es ließe sich noch mehr versprechen, aber Ankündigungen sind lose Blätter, die oft mehr Lärm machen, als ihren Nachfolgern gut ist, und ihr Geplauder hat keinen guten Klang mehr. So wollen wir lieber später unsere westliche Stimme selbst für sich sprechen lassen, uns mit der Versicherung begnügend, daß wir bereits der Unterstützung tüchtiger Männer von gutem Schrot und Korn gewiß sind und uns bemühen werden, deren mehr zu gewinnen, am Schlusse aber nur noch das Geäder hinzeichnen, das den Grundriß unserer Blätter bilden soll.

1. Erzählungen und Novellen; aber so viel als möglich nur solche, die aus dem Leben und den Verhältnissen der Gegenwart herausgewachsen sind.

2. Uebersetzungen, doch selten, und nur um eine Uebersicht von dem Geiste und der Manier der in der fremden Literatur auftauchenden Erscheinungen zu geben.

3. Dem Verkehr des Vaterlandes, wie des Auslandes wird sein gebührender Raum angewiesen werden.

4. Berichte, aus allen Ländern und Städten.

5. Der Literatur, deutscher wie fremder, soll eine schnelle Beurtheilung zu Theil werden.

6. Ueber Kunst wird uns besonders die treffliche Düsseldorfer Malerschule zu interessanten Mittheilungen Anlaß geben.

7. Eine für jeden, der mit Literatur verkehrt, ergiebige Rubrik werden die fortlaufenden Bulletins aller neuen aus Frankreich, England, Belgien und Holland zu erwartenden Werke bilden. Durch die Pünktlichkeit und Schnelligkeit der Mittheilungen werden dieselben einen nützlichen Fingerzeig besonders für Buchhändler abgeben.

8. Auf das Rheinland, das bis jetzt noch so unverhältnißmäßig gering in der deutschen Journalistik repräsentirt wird, soll in den Westlichen Blättern besondere Rücksicht genommen werden, durch Besprechung seiner Verhältnisse und durch Gewinnung seiner Talente für dieses Unternehmen.

Vom 1. Juli 1837 erscheinen wöchentlich von dieser Zeitschrift fünf halbe Bogen in Großquart in guter Ausstattung. So oft als möglich werden Beilagen, so wie auch literarische Anzeigeblätter hinzugefügt werden.

Der Pränumerationspreis ist auf ein ganzes Jahr 8 Thaler, wofür die Blätter durch die Post, so wie durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. Bei den Letztern ist auch der vollständige Prospectus zu haben.

Briefe und Beiträge, um welche Letztere alle geachteten Schriftsteller, an die keine directe Einladung ergangen sein sollte, hiemit höflichst ersucht werden, wolle man franco zur Post oder durch Buchhändlergelegenheit einschicken.

Aachen, im Februar 1837.

Redacteur: Louis Lax. — Verleger: J. A. Mayer.

Exemplare der ersten Lieferung sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Köln und Aachen, im Januar 1837.

Ludwig Kohnen.

In Untersuchungssachen gegen den dahier wohnenden Dr. phil. Herrn Friedrich Wilhelm Carové von Coblenz, einen in der Zeitung für die elegante Welt erschienenen injuriösen Aufsatz betreffend, ist der

Bescheid:

Da

1) Herr Dr. Carové zugestanden hat, daß er der Verfasser und Einsender des in No. 110 der Zeitung für die elegante Welt am 7ten Juni a. c. erschienenen Correspondenzartikels aus Frankfurt a. M. sei, —
2) dieser Artikel aber des Herrn Pfarrers und Dris. theolog. Friederich auf eine Weise gedenkt, welche ihn bezüglich seiner kirchlichen Amtsfunctionen in der öffentlichen Meinung herabsetzt und die ihn in seiner Achtung verletzt, —
3) Herr Dr. Carové auch zu einer öffentlichen Kritik der Amtshandlungen eines Geistlichen, des Herrn Dris. Friederich, um so weniger berufen war, als er durch solche in seiner Rechtssphäre auf keine Weise berührt wurde, so wird Herr Dr. Carové nunmehr wegen des ihm hiernach zur Last fallenden Vergehens in eine Geldstrafe von 20 Reichsthalern verurtheilt, und ist dieser Bescheid zur Privatsatisfaction des Herrn Dris. Friederich in der Zeitung für die elegante Welt bekannt zu machen, zu welchem Ende die Aufnahme erwähnten Artikels in gedachter Zeitung auf Kosten des Herrn Dris. Carové durch Requisition an die betreffende Behörde zu Leipzig gerichtlich zu erwirken ist.

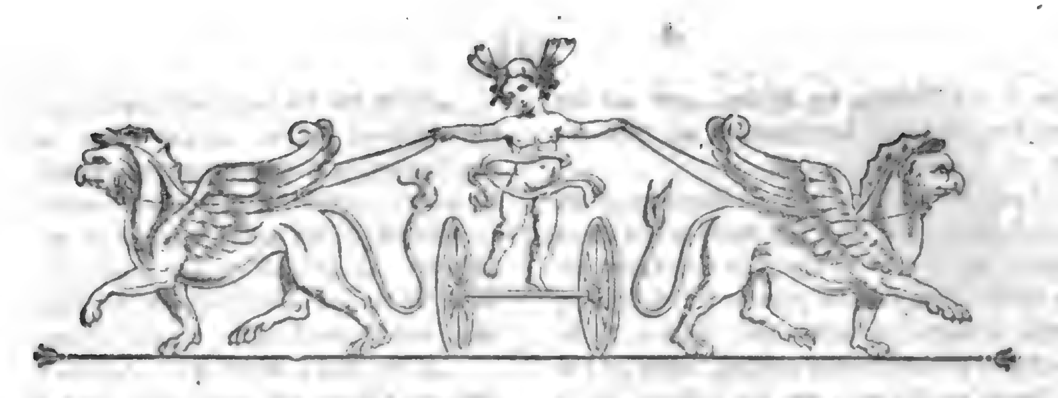
Die Untersuchungskosten sind von Herrn Dr. Carové ebenfalls zu bezahlen.

Frankfurt a. M., den 5ten October 1836.

Polizeigericht.

(L. S.) Zur Beglaubigung. Dr. Marschall.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 64. — den 3. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geständnisse einer tugendhaften Marquise.

Nach einer Skizze von George Sand.

Die Marquise von R. war eben nicht besonders geistreich, obwohl es in der literarischen Welt eine gewöhnliche Sache ist, daß alle alte Frauen von Geist sprühen müssen. Vielmehr besaß sie eine außerordentliche Unwissenheit in allen den Dingen, welche sie sich nicht etwa in der Berührung mit der Welt zu eigen gemacht; auch hatte sie nicht jene ungemeine Delicatesse des Ausdrucks, noch jenen durchdringenden Blick und bewunderungswürdigen Takt, durch den sich sonst Frauen, die das Leben kennen lernten, auszuzeichnen pflegen. Eigentlich hatte sie in mir gänzlich alle die Vorstellungen, die ich mir von einer Marquise aus der guten alten Zeit gebildet, zerstört. Und doch war sie eine wahre Marquise, die den Hof Ludwig's XV. gesehen, aber wie sie selbst damals ein Ausnahmcharakter gewesen, so muß ich auch bitten, in ihrer Geschichte kein ernsthaftes Sittenstudium ihrer Epoche zu suchen. Es ist so schwierig zu allen Zeiten, die Gesellschaft zu erforschen und gut darzustellen, daß ich mich an diese Aufgabe nicht begeben mag. Ich will mich nur darauf beschränken, einige besondere Begebenheiten zu erzählen, welche eine unablengbare Sympathie zwischen den Menschen aller Gesellschaftsverhältnisse und aller Jahrhunderte anschaulich machen werden.

Ich muß gestehen, daß ich eigentlich nie einen besondern Reiz in der Gesellschaft dieser Marquise gefunden. Wenn sie mir merkwürdig erschien, so war es theils wegen des bewunderungswürdigen Gedächtnisses, das sie aus der Zeit ihrer Jugend bewahrt, theils wegen der männlichen Klarheit, mit der sie ihre Erinnerungen auszudrücken verstand. Sie war keine jener pikanten Schönheiten gewesen, die in Ermangelung glänzender und regelmäßiger Form nicht leicht ohne Geist bestehen können. Die Marquise im Gegentheil hatte das Unglück gehabt, unbestreitbar schön zu sein. Ich habe nur ihr Bild gesehen; denn sie besaß, wie alle alte Frauen, die Coquetterie, es in ihrem Zimmer allen Blicken zur Schau auszustellen. Man sah sie darauf als jagende Nymphe dargestellt, in einem Gewande von gedrucktem Atlas, der das Fell eines Tigers nachahmte, mit Spitzenärmeln, einem Bogen von Sandelholz und einem Kreuzbande von Perlen, das um ihre gekräuselten Haare spielte. Es war trotz Allem ein bewunderungswürdiges Gemälde, und besonders eine bewunderungswürdige Frau; groß, leicht hingegossen im dunklen Colorit, schwarze Augen, wie die einer Spanierin, strenge und edle Züge, rothe Lippen, die keinen Anflug von einem Lächeln hatten, und Hände, die, wie man sagt, die Verzweiflung der Prinzessin von Lamballe ausgemacht. Ohne die Spitzen, den Atlas und den Puder hätte man in der That glauben können, eine jener stolzen und leicht beweglichen Nymphen zu sehen, wie sie die

Sterblichen in den Gründen der Wälder, oder auf den Höhen der Berge schauten, um ihretwegen aus Liebe und Sehnsucht toll zu werden.

Indeß hatte unsere Marquise wenig Abenteuer gehabt. Wie sie selbst gestand, war sie in dem Rufe, daß es ihr an Geist fehle, und die Blasés der damaligen Zeit liebten weniger die Schönheit an sich, als vielmehr den Stachel der Coquetterie, die mit ihr verbunden war. Frauen, die bei weitem weniger die Bewunderung erregten, hatten ihr doch alle ihre Anbeter entrissen und, was das seltsamste ist, sie schien sich niemals sonderlich darum zu kümmern. Nach dem, was sie mir stückweise von ihrem Leben erzählt, war ich geneigt zu glauben, daß dies Herz niemals Jugend besessen, und daß die Kälte des Egoismus stets alle andern Fähigkeiten in ihr beherrscht habe. Indeß, wenn man ihre Umgebungen betrachtete, so traf man auf Freundschaftsverhältnisse, die für ihr Alter ein seltenes Leben und Feuer hatten; ihre kleinen Enkel liebte sie herzlich, und sie that Gutes, ohne es zur Schau zu tragen. Aber da man auf gar keine bestimmten Grundsätze bei ihr stieß, und sie mir einmal gestand, ihren begünstigten Freund, den Vicomte von Larrieux, niemals geliebt zu haben, so konnte ich keine andere Erklärung für ihren Charakter finden.

Eines Abends traf ich sie mittheilender als gewöhnlich, und es lag ihr ein gewisser Trübsinn in den Gedanken. „Ach, liebes Kind," sagte Sie zu mir, „der Vicomte von Larrieux ist so eben an seiner Gicht gestorben! Ist das nicht eine große Betrübniß für mich, die ich sechzig Jahre lang seine Freundin war? Und dann ist es doch immer schrecklich, zu sehen, wie man stirbt! Bei alle dem ist's freilich nicht zu verwundern, er war ja schon so alt!"

„Und wie alt war er?" fragte ich.

„Vierundachtzig Jahre. Was mich betrifft, ich bin achtzig, aber ich bin nicht so schwach, als er es war, und darf noch darauf rechnen, länger zu leben. Was thut's! Aber da sind so viele meiner Freunde, die sich in diesem Jahre fortgemacht haben, und man hat gut reden, daß man jünger und stärker ist; man kann sich doch nicht des Schreckens erwehren, wenn man so alle seine Zeitgenossen dahinfahren sieht."

„Und ist das," sagte ich zu ihr, „die ganze Trauer um den armen Larrieux, der Sie 60 Jahre lang anbetete, nie aufhören konnte, sich über Ihre Härte zu beklagen, und sich doch niemals davon zurückstoßen ließ? Das war ja das Musterbild und Modell eines Liebhabers! Solche Männer werden heut zu Tage gar nicht mehr erschaffen."

„Lassen wir das gut sein," sagte die Marquise mit einem frostigen Lächeln, „dieser Mensch hatte die Manier, beständig zu klagen und sich für unglücklich auszugeben. Er war es aber keinesweges und Jedermann weiß es."

Indem ich nun meine Marquise so im Zuge sah zu plaudern, bestürmte ich sie mit Fragen über diesen Vicomte von Larrieux und über ihre eigene Person, und man höre, was für eine besondere Antwort ich von ihr erhielt:

„Liebes Kind! ich sehe wohl, daß Sie mich für einen etwas zweideutigen und wenig zuverlässigen Charakter halten. Es ist möglich, daß es sich so mit mir verhält. Aber Sie sollen selbst urtheilen, ich will Ihnen meine ganze Geschichte erzählen und Kreuz- und Querzüge meines Lebens beichten, die ich noch Niemandem enthüllt habe. Sie gehören ja einer Zeit ohne Vorurtheile an, und werden mich vielleicht weniger schuldig finden, als ich mir selbst erscheine, aber welche Meinung Sie auch von mir fassen mögen, so werde ich doch nicht sterben, ohne daß mich Jemand gekannt hat. Und vielleicht empfange ich von Ihnen ein Zeichen des Mitgefühls, das die Schwermuth meiner Erinnerungen versüßt."

„Ich wurde in Saint Cyr erzogen. Die glänzende Bildung, welche man dort empfing, trug in Wahrheit wenig Früchte. Ich verließ in meinem sechzehnten Jahre diese Anstalt, um den Marquis von R., der schon Funfzig zählte, zu heirathen, und wagte mich nicht einmal darüber zu beklagen, denn alle Welt wünschte mir zu dieser herrlichen Verbindung Glück, und alle jungen Mädchen ohne Aussteuer beneideten mein Loos. Es ist wahr, ich habe immer wenig Geist gehabt, und in der damaligen Zeit war ich vollends ein Gänschen; eine klösterliche Erziehung hatte nur dazu beigetragen, meine an sich schon langsamen Fähigkeiten ersterben zu lassen. Ich verließ das Convent mit einer Unschuld von jener einfältigen Art, die man uns mit großem Unrecht zum Verdienst anzurechnen pflegt, und die oft dem Glücke unsers ganzen Lebens schadet. Die Erfahrungen, die ich in einer sechsmonatlichen Ehe zu erwerben Gelegenheit hatte, trafen in der That auf einen so engen Geist bei mir, daß sie mir zu nichts dienten und nützten. Ich lernte nicht das Leben kennen, sondern an mir selber zweifeln. So trat ich in die Welt mit gänzlich falschen Ideen und mit Vorurtheilen, deren Einfluß mein ganzes nachmaliges Leben nicht wieder hat zerstören können. Mit sechzehn und einem halben Jahre war ich Witwe, und meine Schwiegermutter, die mir wegen der Unbedeutendheit meines Charakters ihre besondere Freundschaft schenkte, er-

mahnte mich zu einer neuen Heirath. Ich fühlte mich nämlich guter Hoffnung, und das geringe Witthum, welches man mir ließ, mußte der Familie meines Gatten wieder anheimfallen, sobald ich seinem Erben einen Stiefvater gab. Nachdem meine Trauerzeit abgelaufen war, führte man mich also in die große Welt und umgab mich an allen Orten und von allen Seiten mit Galans. Ich befand mich damals in dem vollständigen Glanze meiner Schönheit, und nach dem Eingeständnisse aller Frauen konnte man weder eine Gestalt noch eine Taille sehen, die sich mit mir vergleichen ließ. Aber mein Gatte, der mir immer nur eine ironische Verachtung bezeugt, und mich lediglich aus eigennützigen Gründen geheirathet, hatte so vielen Abscheu gegen die Ehe in mir zurückgelassen, daß ich mich niemals dazu verstehen wollte, neue Bande zu knüpfen. In meiner Unkenntniß des Lebens bildete ich mir ein, daß alle Männer dieselben wären, mit jener Trockenheit des Herzens, jener unbarmherzigen Ironie und jenen kalten beleidigenden Liebkosungen, die mich so sehr erniedrigt hatten. So beschränkt ich auch in meinen Vorstellungen war, so hatte ich doch sehr wohl begriffen, daß die seltenen Aufwallungen meines Gatten doch immer nur dem schönen Weibe galten, und daß nichts von seiner Seele damit überging. Vielmehr wurde ich alsbald wieder für ihn eine Närrin, um deren willen er vor den Leuten erröthete, und die er gern hätte verleugnen mögen. Dieser traurige Eintritt in das Leben entzauberte mich für immer. Mein Herz war vielleicht nicht zu dieser Kälte erschaffen, aber es verschloß sich und verriegelte sich hinter Mißtrauen. Ich bekam einen Abscheu und Widerwillen gegen die Männer, und ihre Huldigungen beleidigten mich nur. Ich sah in ihnen nichts als heimtückische Betrüger, die sich zu Sklaven machten, um Tyrannen zu werden, und gelobte ihnen ewigen Haß und Vergeltung. Wenn man der Tugend nicht bedarf, hat man sie auch nicht. Das war der Grund, warum ich mit den strengsten Sitten doch nicht tugendhaft war. O, wie viel Schmerzen hatte ich, es nicht sein zu können, und wie beneidete ich jene sittliche und religiöse Kraft, welche die Leidenschaft bekämpft und dem Leben eine bestimmte Farbe gibt! Das meinige war so kalt und so nichtig! Was hätte ich nicht darum gegeben, Leidenschaften zu besitzen, deren Unterdrückung einen Kampf gekostet, und mich auch auf die Knieen hingestreckt hätte, um zu beten! Aber ich Unglückliche, was gab es für mich auf Erden zu thun? Nichts als mich schmücken, mich zeigen und mich langweilen. Ich fühlte kein Herz, kein Gewissen und keine Furcht in mir, und mein Schutzengel schlief, anstatt zu wachen. Die heilige Jungfrau und ihre keuschen Mysterien waren für mich ohne Trost und ohne Poesie. Ich trug kein Bedürfniß nach dem himmlischen Schutze, denn er gab keine Gefahren für mich, und ich verachtete mich, während ich mich hätte preisen sollen. Denn Sie können glauben, daß ich mir eben so sehr als den Anderen einen Vorwurf daraus machte, wenn ich in mir diesen Entschluß, nie zu lieben, endlich in die Unfähigkeit, es thun zu können, ausschlagen sah. Oft hatte ich Frauen, die mich zur Wahl eines Gatten oder eines Liebhabers drängten, mein Ansicht vertraut, daß es die Undankbarkeit, die Selbstsucht und die Brutalität der Männer sei, welche mir diese Entfremdung einflößten. Wenn ich so sprach, lachten sie mir ins Gesicht, versichernd, daß nicht Alle meinem alten Ehegemahl glichen, und daß sie geheime Künste besäßen, weshalb man ihnen ihre Fehler und Sünden vergeben müsse. Dieses Raisonnement empörte mich, und ich fühlte mich höchlich gedemüthigt, eine Frau zu sein, wenn ich hörte, daß andere Frauen so grobe Gesinnungen an den Tag legten, und wie Tolle lachten, während mir der Unwille ins Gesicht stieg. Dann bildete ich mir einen Augenblick ein, besser zu sein als sie alle. Aber bald darauf versank ich wieder mit Betrübniß in mich selbst, und die Langeweile nagte und zehrte an mir. Das Leben der andern war doch wenigstens ausgefüllt, aber das meinige war leer und müßig. Alsdann klagte ich mich der Thorheit an und eines maßlosen Ehrgeizes, und war im Begriff, Alles zu glauben, was jene Frauen, die wie lachende Philosophen ihr Zeitalter so nahmen, wie es war, mir ins Ohr geraunt hatten. Ich sagte mir da, daß die Unwissenheit mich in das Verderben gestürzt, und daß ich mir chimärische Hoffnungen geschmiedet, daß ich vollkommene und rechtliche Männer geträumt, die sich gar nicht auf dieser Welt befanden. Mit einem Worte, ich beschuldigte mich selbst alles des Unrechts, das man gegen mich gehabt hatte!" (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Lamennais als Journalist.]

Auf den Kampfplatz der politischen Journalistik treten neue mächtige Kämpfer, und an der Stelle kleinlicher Interessen und persönlichen Gezänks nimmt ein ernster Kampf über hohe, wichtige Fragen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Einer der wärmsten Vertheidiger der Volkssache, der Abbé Lamennais, den man seit dem Aufhören seines trefflichen „Avenir" der periodischen Presse entzogen glaubte, betrat plötzlich wieder die alte Laufbahn und übernahm die Redaction des neubegründeten Journals „le Monde": „die

Stimme, die Niemanden täuscht, Gottes Stimme ruft ihm zu: Du sollst es" wie es in dem Programm, womit der bedeutende Mann sein Journal einleitet, heißt. Lamennais vereinigt mit einem hohen stylistischen Talent eine tiefe Ueberzeugung, eine fast naive Redlichkeit, und jenen Muth der Begeisterung, der weder Gefahr noch Hindernisse scheut. Persönliche Interessen und Eigennutz sind diesem Geiste, der nach dem höchsten Ziele strebt, völlig fremd. Er pflanzt sein Banner auf, indem er jene verhängnißvollen Worte für Frankreich „Freiheit und Gleichheit" zum Wahlspruch wählt. Doch er proclamirt ihn nicht unter dem Schutze der Principien von 1793, sondern „unter dem des Evangeliums, wo Gott selbst diese Worte verzeichnete." Der Raum dieser Blätter verstattet uns nicht, diesen trefflichen Compte rendu der Anforderungen der Zeit an die Herrscher und die Beherrschten in seiner Vollständigkeit wiederzugeben, wie er uns hier von Lamennais vorgelegt wurde. Nachdem der begeisterte Prophet die Gründe entwickelt, die seinen Kampf auf Leben und Tod zwischen den Unterdrückten und ihren Unterdrückern ins Dasein gerufen, schildert er uns dessen Folgen, Frankreichs Fortgang auf der neuen Bahn und die unaufhörlichen Hemmnisse durch die Gewalt. An die Stelle der alten Privilegien treten neue, die Macht des Besitzes ersetzt die der Geburt. Das Wahlgesetz concentrirt die Gewalt in dem Corps der Wähler, die nur ein Surrogat sind für die Feudalaristokratie der alten Monarchie. Das Volk streitet für Gleichheit der Rechte, die Gewalt stützt die Privilegirten, — vergeblich sucht man das Volk aufzuhalten. „Man fürchtet seine Heftigkeit, jedoch mit Unrecht. Das Volk ist nur zornig über die gewaffnete Ungerechtigkeit. Es hängt instinctmäßig am Gesetz, das nur von ihm verletzt wird, sobald es leidet; ja das Volks ehrt sogar den Schein des Gesetzes, und wenn es aufsteht, um gegen das Gesetz zu streiten, dann ist's die Stimme, die nimmer täuscht, die Stimme des Herrn, die ihm zuruft: „Du sollst es." Die Privatinteressen, das egoistische Streben der Einzelnen, das sind die Krebsschäden, die die kräftige Gestaltung der Zukunft vernichten. Jeder lebt nur für sich und für den Moment, und mißt das Schicksal einer Generation mit dem elenden Maßstabe des Individuums. Man will das „Heute" genießen, denn das Individuum hat kein „Morgen." Nur durch Aufopferung aber der Individualität ist das Große und wahrhaft Dauernde zu vollbringen. Nur das Volk ist der Aufopferung fähig. Aus ihm werden die Männer hervorgehen, denen das Vollbringen des socialen Werkes vorbehalten ist. Die Organisation der Nationalinteressen auf der Basis völliger Rechtsgleichheit — und zunächst Organisation der Thätigkeit, nebst einer zweckmäßigen Vertheilung ihrer Früchte zum Besten der Gesammtheit, ohne Verletzung aller rechtmäßigen Ansprüche der Einzelnen, das sind die Probleme, durch deren Lösung das Leben der Völker bedingt wird. Der Zwiespalt in der Gesellschaft selbst liegt einzig in dem Hindernisse einer freien Discussion der Interessen der jetzt sich feindselig gegenüberstehenden höhern und niedern Classen. Also Freiheit der Discussion im vollsten Sinne des Wortes. Wir fügen hier die Schlußworte, durch die der Verf. das eigene Streben zu Tage legte vollständig bei: „Wir glauben aus dem Vorstehenden den Geist unsers Strebens hinlänglich auseinandergesetzt zu haben. Feindselig ist dasselbe nur dem Egoismus, der Zwiespalt erregenden Leidenschaft und den Sonderinteressen, die ihre Befriedigung auf Kosten der Gesammtinteressen der Nation suchen. Ueberall, wo wir sie finden, gegen diese Tendenz anzukämpfen, halten wir für unsere heiligste Pflicht. Von Grund unsers Herzens dem Vaterlande, das Gott uns gab, zugethan, rufen wir alle Völker auf, sich allmälig in einen Menschheitbund zu verschmelzen, so wie die Einzelnen, sich der Gesammtheit anzuschließen, im gemeinsamen Interesse Aller. Wird unser Wunsch in Erfüllung gehen, so wird Freiheit und Gleichheit in der vollsten Bedeutung herrschen; nur allein durch Freiheit und Gleichheit kann sich dieser Wunsch erfüllen. Bis zu diesem Augenblicke aber wird der Kampf unabläßig fortdauern zwischen den Einzelnen und der Gesammtheit. Die Zukunft durch sociale Formen in Fesseln schlagen, deren wesentliche Grundlage Bevorrechtung ist, das heißt ewige Zwietracht und den unzerstörbaren Keim der Revolutionen unter die Institutionen säen, die ein Wall der Ordnung und ihres Bestehens sein sollten. Eine allgemeine Verbrüderung ist das höchste Gebot der Menschenliebe; ohne dieselbe keine Ruhe, kein Frieden! Dies sei unser Streben, dies das Ziel, das die Vorsehung in diesem Leben unserer freien Thätigkeit vorgezeichnet. Wer nur einen Schritt zu diesem Ziele gethan, oder Andern den Weg dazu gebahnt, wer im Herzen seiner Brüder den Trieb dazu geweckt, der kann am Tage, wo jeden Sterblichen chaotische Finsterniß einst umhüllt, an der Gränze zweier Welten, wo uns nichts bleiben wird, als das Gedächtniß unserer Thaten, ruhig hinüberschlummern. Er hat nicht umsonst gewandelt auf Erden!"

F. Lamennais.

So begrüßt der neue Apostel sein Publicum. Die Mission, die er übernommen, ist aber für die periodische Presse selbst vom größten Einflusse, indem dieselbe durch den neuen Kämpfer in ihren Reihen auch an neuer Kraft und Ansehen gewinnt. Es bedarf gewiß eines hohen Talents, die Begeisterung, sei sie auch eine irrthümliche, zu bekämpfen, und keines geringern, sich ihr an die Seite zu stellen. Ward die Regierung bisher von der legitimistischen Presse im Namen der Stabilität und Ordnung, von der demokratischen im Namen der Freiheit und des Fortschrittes angegriffen, so wird sie hier von einer neuen Partei bekämpft, deren Symbol das Evangelium, deren Stützpunct die Religion ist. (D. F. f.)

Notizen.

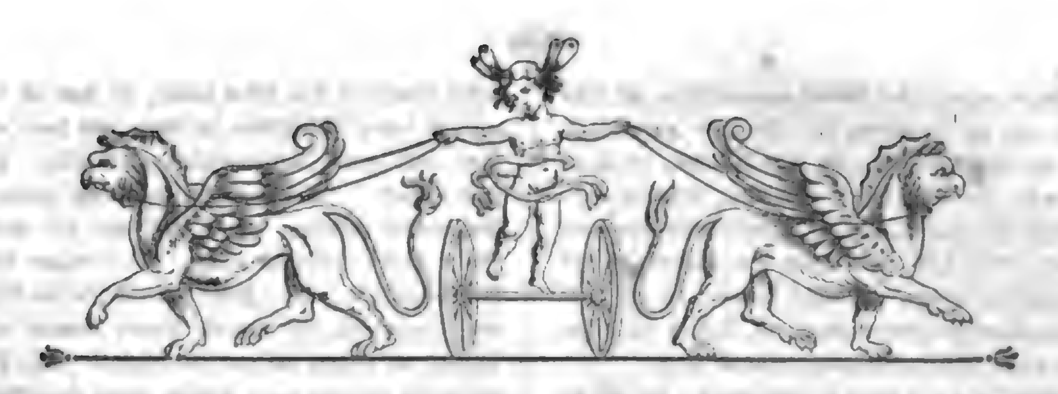
[Kritik in England.]

Herr Lockhart, der Herausgeber des Quarterly Review, hat eine Biographie seines Schwiegervaters Walter Scott geschrieben. Die Times wirft bei Beurtheilung des ersten bereits erschienenen Bandes höchst philiströse Seitenblicke auf einige Autoren, deren Art und Weise mit dem prosaischen Nützlichkeitsprincip der Engländer nicht harmonirt. „Walter Scott," heißt es dort unter anderem, „war nicht angesteckt von jenem Dandyismus, von dem sich Byron nicht immer frei erhielt, so wie von der widerlichen Ostentation des überschätzten Coleridge." Dann ist die Rede von Sterne's grillenhaftem Gewinsel," von Voltaire's „gewissenloser Frechheit." Selbst dies letzte über den raffinirten Spötter Frankreichs Gesagte kann, so nackt und baar hingestellt, nicht geduldet werden. Es ist in Deutschland um des Nützlichkeitsprincips und der hausbackenen Moral halber manche kritische Schandthat vorgefallen; nach jenen Aeußerungen sollte man meinen, auch England habe seinen Menzel.

[Franzilla Piris.]

Franzilla Piris hat am 19. März auf dem italienischen Theater zu Paris als Arsazes in der Semiramis mit großem Beifall debütirt.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 65. — den 4. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geständnisse einer tugendhaften Marquise.

(Fortsetzung.)

„So lange die Frauen noch hoffen konnten, mich bald zu ihren Grundsätzen und zu dem, was sie ihre Klugheit nannten, bekehrt zu sehen, ertrugen sie mich allenfalls noch. Ja es gab sogar mehr als eine unter ihnen, die auf mich große Hoffnungen ihrer Rechtfertigung für sich selbst gründete und sich schmeichelte, daß ich der Welt nächstens das Beispiel eines Leichtsinnes geben würde, das den ihrigen zu entschuldigen im Stande wäre. Aber als sie endlich sahen, daß von dem allen nichts eintraf, und daß ich schon 20 Jahre zählte und noch unverdorben war, faßten sie einen Abscheu gegen mich und behaupteten, daß ich ihr leibhafter und eingefleischter Sittenrichter wäre. Sie suchten mich lächerlich zu machen und meine Eroberung wurde der Gegenstand der ausschweifendsten Projecte und der unsittlichsten Unternehmungen. Frauen von hohem Range in der Welt errötheten nicht, lachend schändliche Anschläge gegen mich zu spinnen, und bei größerer Sittenfreiheit auf dem Lande wurde ich auf alle Weise mit einer Heftigkeit des Verlangens angegriffen, welches dem Hasse glich. Es gab Männer, welche ihren Geliebten versprachen, mich zahm zu machen, und Frauen, die ihren Liebhabern erlaubten, es zu versuchen. Es gab Damen, die sich dazu erboten, meine Vernunft mit Hülfe der Weine bei ihren Abendmahlzeiten zu berücken. Selbst Freundinnen und Verwandte suchten mich in Versuchung zu bringen, und machten mich mit Männern bekannt, die ich in der That zu trefflichen Kutschern für meinen Wagen hätte brauchen können. Da ich die Unbefangenheit besaß, ihnen mein Inneres ganz offen zu zeigen, wie es war, so wußten sie wohl, daß weder die Frömmigkeit, noch mein Ehrgefühl oder eine alte Liebe daran Schuld waren, wenn ich geschützt blieb, sondern vielmehr das Mißtrauen, das ich hegte, und ein unwillkürliches Gefühl des Widerstandes. Sie ermangelten auch nicht, meinen Charakter ins Gerede zu bringen, und ohne sich an die Zweifel und Beängstigungen meiner Seele zu kehren, verbreiteten sie mit kecker Stirn, daß ich alle Männer verachte. Nichts gibt es aber, das diese mehr beleidigt, und sie verzeihen eher eine Ausschweifung, als eine Herabwürdigung, mit der man auf sie blickt. Bald theilten auch sie denselben Abscheu, welchen die Frauen gegen mich hatten, und sie suchten mich nur noch aus dem Grunde auf, um ihre Rache zu nehmen und mich zu verspotten. Da fand ich nichts als Ironie und falsche Züge auf allen ihren Gesichtern, und meine Misanthropie wuchs nun immermehr von Tag zu Tag. Eine mit Geist und Selbstständigkeit begabte Frau würde sich bei alle dem bald zu helfen gewußt haben, und in dem Widerstande fortgefahren sein, wäre es auch nur, um die Wuth ihrer Rivalinnen zu vermehren; ja, sie hätte sich vielleicht offen in die Frömmigkeit gestürzt, um sich der Gesellschaft jener

kleinen Anzahl tugendhafter Frauen anzuschließen, die selbst in jener Zeit die Erbauung der Redlichen ausmachten. Aber so viel Charakterstärke, um dem Sturme, der gegen mich anwuchs, die Stirn bieten zu können, besaß ich nicht. Ich sah mich zurückgesetzt, gehaßt, verkannt, und schon hatte man meinen Ruf den entsetzlichsten und abgeschmacktesten Verläumdungen geopfert. Manche Frauen, die sich selbst den größten Ausschweifungen überließen, stellten sich sogar, als wenn meine Nähe gefahrbringend für sie wäre."

„Während sich dies begab, langte aus der Provinz ein Mann ohne Talent, ohne Geist, ohne irgend eine besondere oder verführerische Eigenschaft in Paris an, der aber eine große Reinheit der Sitten und eine Rechtlichkeit besaß, die in der Welt, in der ich lebte, sehr selten waren. Da fiel mir ein, daß ich doch endlich einmal eine Wahl treffen müsse, wie meine Genossinnen zu sagen pflegten. Als Mutter konnte ich mich nicht vermählen, und ich glaubte auch nicht das Recht dazu zu haben, weil ich kein Vertrauen auf die Redlichkeit irgend eines Mannes hegte. Hier zeigte sich mir aber ein Liebhaber, den ich annehmen mußte, um mich im Niveau der Gesellschaft, in die ich einmal geworfen war, zu halten. Ich entschied mich also zu Gunsten dieses Mannes aus der Provinz, dessen Stand und Namen hinreichten, um mir in der großen Welt einen hübschen Schutz zu gewähren; dies war der Vicomte von Larrieux. Der wahrhaftig liebte mich, und zwar ganz in der Lauterkeit seiner Seele. Ach seine Seele! hatte er denn wohl eine? Er war einer von jenen kalten und gesetzten Menschen, die nicht einmal die Eleganz der Sünde, oder das Geistreiche der Lüge für sich haben. Er liebte mich für gewöhnlich, so wie mein verstorbener Mann mich bisweilen geliebt hatte. Nur meine Schönheit hatte es ihm angethan; aber mein Herz zu entdecken, gab er sich nicht erst die Mühe. Bei ihm war es nicht Mißachtung, sondern lediglich seine liebe Albernheit. Hätte er in mir die Kraft der Liebe gefunden, so würde er gewiß in Verlegenheit gewesen sein, wie er ihr entsprechen sollte. Ich glaube, es hat niemals einen materiellern Menschen gegeben, als diesen armen Larrieux. Er aß mit einer wahren Wollust, er schlief auf jedem Lehnsessel ein, auf dem er saß, und den übrigen Rest seiner Zeit verbrachte er damit, Tabak zu schnupfen. So war er immer beschäftigt, irgend einen physischen Trieb zu befriedigen, und ich bin überzeugt, daß er den Tag auch nicht einen einzigen Gedanken gehabt. Bevor ich ihn bis zu meinem vertrautern Umgange erhob, fühlte ich nur Freundschaft für ihn, denn wenn ich auch nichts Großes in ihm finden konnte, so fand ich doch wenigstens nichts Schädliches in ihm, und darin allein bestand seine ganze Ueberlegenheit über Alles, was mich sonst umgab. Ich schmeichelte mir also, indem ich seine Galanterien anhörte, daß er mich mit der menschlichen Natur wieder versöhnen würde, und vertraute mich seiner Rechtlichkeit an. Aber kaum hatte ich ihm die Rechte über mich eingeräumt, die schwache Frauen niemals wieder gewinnen, als er auch auf eine unerträgliche Weise Besitz von mir ergriff und das ganze System seiner Zärtlichkeit lediglich auf die Gunstbezeugungen beschränkte, deren Werth er zu schätzen fähig war."

„Sie sehen also, Freund, wie ich aus der Scylla in die Charybdis gerathen war. Dieser Mann, dem ich nach seinem ungeheuren Appetit und nach seinen schläfrigen Nachmittagsgewohnheiten ein so ruhiges Blut zugetraut hatte, besaß nicht einmal ein Gefühl für jene starke und kräftige Freundschaft in sich, der ich noch immer zu begegnen hoffte. Einstmals sagte er mir lachend, daß es ihm unmöglich sei, Freundschaft für eine schöne Frau zu haben. Ach, wenn Sie wüßten, was er Liebe nannte!"

„Ich will keinesweges behaupten, daß ich aus einem andern Holze gezimmert gewesen sei, als alle übrigen menschlichen Creaturen. Jetzt, wo ich gar kein Geschlecht mehr habe, halte ich mich überzeugt, daß ich damals eben so sehr Weib war, wie irgend eine Andere, und daß mir nur zur Entwickelung meiner Fähigkeiten die Begegnung mit einem Manne fehlte, zu dem ich genug Liebe hätte empfinden können, um mir ein wenig Poesie über die Dinge des thierischen Lebens zu breiten. Aber da sich dies nicht traf, so werden selbst Sie, die Sie ein Mann und deshalb weniger zartfühlend bei diesen Begriffen sind, den Ekel begreifen, der sich des Herzens bemächtigen muß, wenn man sich den Forderungen der Liebe unterwirft, ohne das Bedürfniß darnach verstanden zu haben. In drei Tagen wurde mir der Vicomte von Larrieux unausstehlich."

„Und doch, werden Sie es glauben, habe ich niemals die Energie gehabt, mich seiner wieder zu entledigen! Sechzig Jahre lang hat er meine Qual und meinen Ueberdruß ausgemacht. Aus Nachsicht, aus Schwäche oder aus Langeweile habe ich ihn immer ertragen. Obwohl er beständig mißvergnügt über meine Widerspenstigkeit und beständig hingezogen zu mir sich fühlte durch die Hindernisse, die ich seiner Leidenschaft entgegenstellte, so hat er doch die geduldigste, muthigste, ausdauerndste und langweiligste Liebe zu mir gehabt, die nur ein Mann jemals für eine Frau hegen

konnte. Zwar war seit der Zeit, wo ich ihn an meiner Seite als Protector aufgestellt, meine Stellung in der Welt unendlich weniger unangenehm. Die Männer wagten nicht mehr, mich aufzusuchen, denn der Vicomte war ein fürchterlicher Fechter, und die Heftigkeit seiner Eifersucht kannte keine Gränzen. Die Frauen, die meine Unfähigkeit behauptet hatten, einen Mann zu fesseln, sahen mit Ingrimm, wie der Vicomte an meinen Wagen geschmiedet war, und vielleicht hatte sich in meine Nachsicht gegen ihn auch etwas von jener Eitelkeit eingeschlichen, die einer Frau nicht erlaubt, vernachlässigt und zurückgesetzt zu erscheinen. Viel gab es freilich nicht in der Person des armen Larrieux, worauf man hätte stolz sein können, aber er war doch immer ein sehr schöner Mann, hatte Muth, wußte zur rechten Zeit zu schweigen, besaß große Lebensart, und ermangelte auch nicht jener bescheidenen Einfältigkeit, die das Verdienst einer Frau erst recht ins Licht setzt. Kurz, die Frauen verachteten nicht nur nicht jene alberne Schönheit, die mir der Hauptfehler des Vicomte zu sein schien, sondern sie waren sogar erstaunt über die reine Hingebung, die er mir bezeugte, und stellten ihn ihren eignen Liebhabern zum Muster auf. Ich befand mich also auf einmal in einer ganz beneideten Situation, aber wahrlich, das konnte mich nur wenig für die Langeweile dieses vertrauten Umgangs entschädigen. Ich ertrug sie indeß mit Ergebung und bewahrte meinem Larrieux eine unverletzliche Treue. „Sehen Sie nun wohl, liebes Kind, ob ich so schuldig gegen ihn bin, als Sie geglaubt haben?“ —

„Ich denke, daß ich Sie vollkommen verstanden habe,“ erwiederte ich ihr, „und ich muß Ihnen bekennen, daß ich Sie beklage und hochschätze zu gleicher Zeit. Sie haben den Sitten Ihrer Zeit ein wahres Opfer gebracht, man hat Sie verfolgt wegen einer Lebensweise, die der entgegengesetzt war, welche Ihnen heut zu Tage Schimpf und schmähliche Verurtheilung zuziehen würde. Mit einer etwas größern moralischen Kraft würden Sie in der Tugend alles das Glück gefunden haben, das Sie in einer Intrigue nicht zu finden vermochten. Aber über etwas muß ich mich wundern, daß Sie im ganzen Verlaufe Ihres Lebens auch nicht einem einzigen Manne begegnet sind, der fähig gewesen wäre, Sie zu verstehen, und würdig, Sie zur wahren Liebe zu bekehren. Darf man daraus schließen, daß die Männer heut zu Tage besser sind, als die jener vergangenen Zeit?“

„Das wäre Ihrer Seits eine große Thorheit!“ antwortete sie mir lachend. „Ich habe wenig Ursache, mich der Männer meiner Zeit zu rühmen, aber ich zweifle doch, daß Ihr besondere große Fortschritte gemacht habt, aber wir wollen nicht weiter moralisiren. Sie mögen sein, wie sie wollen, der Fehler meines Unglücks gehört mir allein an; denn ich besaß nicht den Geist, es zu beurtheilen. Zu meinem wilden Stolze hätte sich der Charakter einer überlegenen Frau gesellen müssen, die mit einem Adlerblicke unter allen diesen platten, falschen und leeren Menschen eines jener wahren und edlen Wesen herauszulesen verstanden hätte, die so selten und ausnahmsweise in allen Jahrhunderten sich finden. Aber dazu war ich zu unwissend und zu beschränkt. Durch die Erfahrungen des Lebens bildete ich mir allerdings mehr Urtheil, und wurde gewahr, daß es unter denen, die ich in meinem Hasse zusammengeworfen hatte, wohl manche geben mochte, die andere Empfindungen verdienten, aber da war ich schon alt. Es war nicht mehr Zeit, diese Bemerkung zu machen.“

„Aber so lange Sie jung waren,“ erwiedette ich, „haben Sie auch nicht ein einziges Mal die Versuchung gehabt, eine neue Probe zu wagen? Ist dieser trotzige Widerwille niemals auch nur einen Augenblick erschüttert worden? Das ist doch wunderbar!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Die Journalistik des Ministeriums u. s. w.]

Da die dynastische Presse, welche die Julirevolution nebst ihren Folgen in der weitesten Ausdehnung annahm, sich heut zu Tage ihrer Mission kaum mehr gewachsen fühlen dürfte, sei es nun aus Schwäche oder falscher Scham, so ist zur Abwehrung des Angriffs die ministerielle Presse allein übrig geblieben. Zwar fehlt es auch dieser nicht an Talent und Beredtsamkeit, doch geht ihr die innere überzeugende Wahrheit ab; desto reicher überströmt sie an Heftigkeit und Erbitterung. Die Rollen sind jetzt vertauscht, die Oppositionspresse übernahm seit den letzten Septembergesetzen die der würdevollen Zurückhaltung, die ministerielle die Rolle der zornigen Gereiztheit. Der wüthendste Champion des Ministeriums plus ministeriel, que le ministère lui-même ist gegenwärtig der neue Redacteur des Journal de Paris, Henri Fonfrède, ehemals Redacteur eines ministeriellen Provincialblattes, le Mémorial bordelais. Herr Fonfrède soll für den neuen Feldzug expres aus Bordeaux verschrieben worden sein, da man seine Bereitwilligkeit schon aus früherer Zeit kannte, wo jedoch die angebotnen Dienste nicht benuzt wurden; es war dies die Zeit der Septembergesetze, — damals reichten jedoch die politischen Diatriben des Journal des Débats noch aus. Jetzt soll man ihm zu einer starken Subvention, nicht minder zur Pairie bedeutende Hoffnung gemacht haben. Der neue Redacteur des Journal de Paris ist nicht ohne Feuer und Talent, sein Eifer jedoch ein wahrhaft cynischer, wovon er in seinem Debütartikel, den er die „Regierungspresse“ betitelt, eine eclatante Probe ablegt. In der That ist neben Lamennais' Rechenschaftsbericht der des Herrn Fonfrède die interessanteste Erscheinung, wenn auch nur in schlechter Bedeutung. Wir wollen die affectirte Selbstständigkeit dieser

Regierungspresse gänzlich mit Stillschweigen übergehen, da dieselbe vielleicht eine nicht ganz freiwillige ist; denn in der That braucht die Regierung ihre neuen Freunde nur mit Hoffnungen abzuspeisen, da sie schon auf diese Gefahr hin sich des Andrangs kaum erwehren kann. Wenn aber die Regierungspresse das Princip aufstellt, daß die Regierung nur auf die Interessen und den Charakter der Nation basirt sein, sich dagegen von der Meinung völlig unabhängig erhalten müsse, so finden wir darin den grellsten Widerspruch, indem die Regierung selbst ja nur der Ausfluß einer Meinung ist, und die wahre öffentliche Meinung auf der andern Seite nur aus den Interessen und dem Charakter der Nation hervorgeht. Auch halten wir das Ergebniß der öffentlichen Meinung durch die Repräsentanten des Landes in der That trotz aller Mängel noch für ein gediegeneres Urtheil über die Zeitereignisse, als die beredtesten Diatriben des Herrn Fonfrède. Der letztere beklagt sich über den Einfluß des Journalismus und — begründet ein Journal! Er kämpft gegen die Herrschaft der Meinung und — empfiehlt der öffentlichen Meinung seine Doctrine! Er beschwert sich über den Zwang, den die Regierung leiden müsse und — thut ihr selbst durch seine Ansichten den größten Zwang an! Oder sind etwa die Artikel des Journal de Paris etwas höheres als der Ausdruck einer Meinung? Welche Garantie gibt der erzürnte Journalist für seine Ansicht, daß die Regierung zu Grunde gehen müsse, weil sie der Presse, der Kammer, der Jury eine zu große Gewalt einräume? Vielleicht ist's gerade der umgekehrte Fall und die Regierung richtet sich zu Grunde, weil sie gegen jene Gewalt zu hartnäckig ankämpft, die Herr Fonfrède vernichten will. Bei alledem ist der wüthende Verdeleser noch lange kein Mann, der im Sinne der Regierung, er ist höchstens ein Mann, der im Zorn spricht; heute aus denselben Motiven ultradoctrinair, als er vor kurzem ultraliberal war, und seine Regierungspresse wird deshalb nichts anderes sein als eine mehr oder weniger beredte Inconsequenz. — Außer dem Monde und dem Journal de Paris hat die Vierzigfrankenpresse ein neues Organ der legitimistischen Opposition l'Europe unter Leitung des Marquis Jouffroy, sowie einen Rival der Gazette des Tribunaux, la Loi, redigirt von zwei Advocaten der cour royale, Delasalle und Cellrez erhalten. Das letztere Journal macht in seiner Ankündigung die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs der Vierzigfrankenjournale durch folgende materielle Demonstration ziemlich plausibel:

Progressive Ausgabe:	1 Abonn.	1000 Ab.	5000 Ab.
Papier, Druck, Falzen der Bogen, Adressen	7 Fr.		
Stempel	15 „ 65 Ct.	34650 Fr.	173250 Fr.
Post	12 „		
Stehende Ausgaben			
Administration .	12000 „		
Redaction . . .	30000 „		Total: 67000
Satz	25000 „		
			Total: 240250
Einnahmen			
1500 Abon. in Paris . . .	69000 Fr.		
3000 „ in d. Depart.	138000 „		
500 „ Succursalen u. Ausland . .	20000 „		Total: 327000
Annoncen	100000 „		

Dabei ergebe sich nun allerdings ein Ueberschuß von 87000 Fr., der bei einem Actiencapital von 500000 Fr. einen Ertrag von 17' Prozent gewährte; der einzige Stein des Anstoßes sind nur die 5000 Abonnenten; sind diese gewonnen, so läßt sich gegen den Kalkul nichts einwenden*). — Von neuen Monatsschriften erscheinen die seit einiger Zeit eingegangenen Revue du Nord und France littéraire abermals am Journalhorizont, jedoch unter andern Redactionen als den bisherigen; das gediegene Journal de l'Industriel et du Capitaliste redigirt von den Herren Perdonnet, Flachat und Burat in Levrault's Verlag eröffnet seinen zweiten Jahrgang, und an die Stelle des ehemaligen versaintsimonistischen Globe und der Revue encyclopédique tritt eine Revue française et étrangère, unter deren Mitarbeitern wir den Baron Eckstein und den Bibliophilen Jacob wahrnehmen. Je wie sich diese Lebensthätigkeit in allen Zweigen der periodischen Presse verbreitet, so hat sie auch die Sonntagspresse, die seit dem Gesetz über die Crieurs publics in Erstarrung lag, wieder geweckt. Eine Zeit lang bestand nur noch der Sens comun, dessen Ausruf in den Straßen die Polizei duldete, weil er ministeriell war, und sein Antagonist, ein Sonntags erscheinendes Beiblatt des Bon Sens, das außerhalb der Barrieren verkauft ward. Jetzt erscheinen zwei neue Organe der Sonntagspresse le Journal du peuple redigirt von zwei ehemaligen Géranten des seit Raspail's Einkerkerung in Stocken gerathenen Réformateur, den Herren Dupoty und Dubosc. Die Tendenz des Blattes läßt sich aus dem frühern Debut seiner Redacteure schon absehen; beide sind Männer von erprobter Redlichkeit und Entschlossenheit. Daneben hat die Legitimistenpartei ebenfalls ein populaires Sonntagsblatt begründet, le Royaliste populaire, dessen erste Nummern jedoch bereits mit Beschlag belegt worden sind. Mit dieser wunderbaren Thätigkeit der periodischen Presse contrastirte die Schlaffheit der Kammer in der letzten Zeit auffallend, so ward das wichtige Gesetz über die Municipalverfassung mit einer unverzeihlichen Nachlässigkeit discutirt. (D. B. f.)

Notiz.

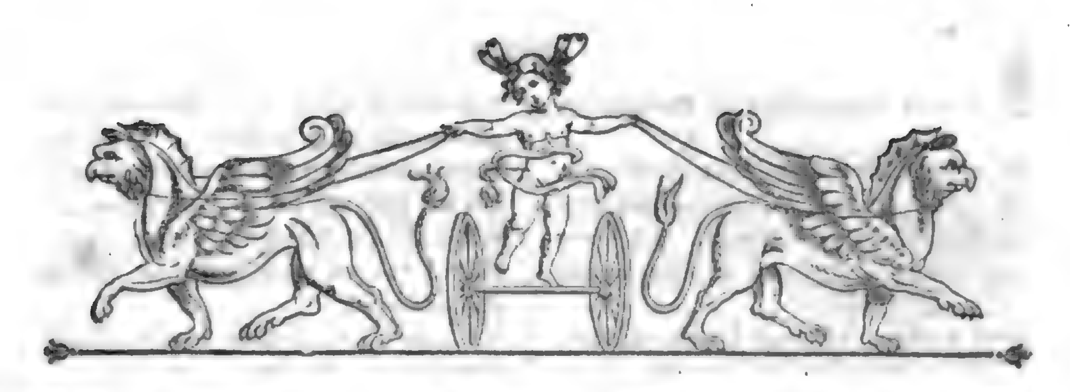
[Literarische Neuigkeiten in England.]

Von Bulwer sind Athen und die Athener und die Belagerung von Granada unter der Presse. Von Morier, Verf. des Hadschi Baba und der Ayescha, erschien ein neuer Roman: Abel Allnut, von Lady Morgan: das Weib und ihr Herr, von Lady Blessington: die Schlachtopfer der Gesellschaft, zwei Romane, in denen wahrscheinlich die Leiden der duldsamen Weiblichkeit abermals einen Gegenstand abgeben. Fenimore Cooper's „Erinnerungen aus Europa“ beschäftigen jetzt am meisten die englische Lesewelt.

In Stuttgart erscheint ein aus dem Manuscripte übersetztes neues Werk von Bulwer: „Die Zeitgenossen, ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere.“ Die Verlagshandlung soll dem Verf. das Werk mit dem Beding abgekauft haben, es in England erst später herauszugeben.

*) Wie sehr übrigens diese Berechnung, um die Actionnairs zu ködern, dem im voraus verkauften Bärenfell in der Fabel gleicht, beweist der Ansatz des Verkaufspreises nach dem Maßstabe von 46 Fr., der eigentlich nur 40 Fr. ist; doch entschuldigt man diesen coup de main durch die Behauptung, daß die Mehrzahl der Abonnements vierteljährig oder halbjährig sei, wo das Abonnement allerdings einige Franks höher zu stehen kommt.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 66. — den 6. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geständnisse einer tugendhaften Marquise.

(Fortsetzung.)

Die Marquise beobachtete einen Augenblick ein tiefes Stillschweigen, aber dann stellte sie plötzlich ihre goldene Dose, die sie lange zwischen den Fingern gerollt, mit einigem Geräusch auf den Tisch und sagte: „Nun wohlan, da ich einmal angefangen habe, zu beichten, so will ich auch Alles bekennen. Hören Sie mich an. Ein Mal, ein einziges Mal in meinem Leben war ich verliebt, aber verliebt, wie es niemals Jemand gewesen, mit einer leidenschaftlichen, unbezwinglichen, verzehrenden Liebe, die doch zugleich ideal und platonisch war, wenn es je eine gewesen. Ach, das nimmt Sie vielleicht noch mehr Wunder, von einer Marquise aus dem achtzehnten Jahrhundert zu hören, die in ihrem ganzen Leben nur eine Liebe gehabt, und dann eine platonische! Aber sehen Sie wohl, liebes Kind, das kommt daher, daß Ihr jungen Leute die Frauen zu kennen glaubt, und doch nichts davon versteht. Wenn viele alte Frauen von achtzig Jahren sich hergeben wollten, Euch offen ihr Leben zu erzählen, dann würdet Ihr vielleicht in der weiblichen Seele Quellen der Sünde und der Tugend entdecken, von denen Ihr nie einen Begriff gehabt. Aber nun rathen Sie, von welchem Range der Mann war, um den ich, eine Marquise, und zwar eine so hochfahrende und stolze Marquise, plötzlich den Kopf verlor.“

„War es der König von Frankreich, oder der Dauphin Ludwig XVI.?“ —

„O, wenn Sie so anfangen, dann brauchen wir drei Stunden, um bis auf meinen Freund zu kommen. Ich will es Ihnen lieber sagen, es war ein Schauspieler.“

„Also doch immer wohl ein König, denke ich?“

„Der edelste und eleganteste, der jemals die Breter bestiegen. Setzt Sie das nicht in Erstaunen?“

„Nicht allzusehr. Ich habe oft gehört, daß Verhältnisse dieser Art nichts weniger als selten waren, selbst in der Zeit, wo die Vorurtheile die strengste Macht in Frankreich ausübten. Welche von den Freundinnen der Madame d'Epinay lebte doch mit Jeliotte?“

„Wie gut Sie unsere Zeit kennen! Sie dauern mich. Gerade darum, weil diese Züge in den Memoiren aufgezeichnet und mit besonderem Befremden hervorgehoben sind, müssen Sie schließen, daß sie selten waren und im Widerspruche mit den Sitten ihrer Zeit standen. Glauben Sie mir, sie erregten damals ein großes Skandal, und wenn Sie von jener fürchterlichen Depravation sprechen hören, die den Herzog Guiche und von Manicamp, die Frau von Lionne und ihre Tochter an der Spitze hatte, so können Sie versichert sein, daß diese Dinge eben so empörend waren für die Zeit, in der sie sich zutrugen, als für die jetzigen, in der Sie davon lesen. Meinen Sie denn, daß Die, deren unwillige Feder sie Ihnen über-

liefert hat, die einzigen ehrlichen Leute in Frankreich gewesen?"

Ich wagte es nicht, der Marquise zu widersprechen, auch wußte ich nicht, wer von uns Beiden competent wäre, um über diese Frage zu entscheiden. Ich brachte sie also auf ihre Geschichte zurück, die sie folgendermaßen begann:

„Um Ihnen zu zeigen, wie wenig Toleranz es damals gab, will ich Ihnen erzählen, was das erste Mal, als ich ihn sah, die Gräfin von Ferrières, gegen die ich dem Gefühl meiner Bewunderung freien Lauf ließ, mir darauf antwortete: „Meine Allerschönste," sagte sie, „Sie werden gut thun, Ihre Meinung keiner Andern als mir so warm zu vertrauen; welcher grausame Spott würde über Sie herfallen, wenn Sie den Argwohn auf sich zögen, nicht zu wissen, daß in den Augen einer Frau von Stande ein Komödiant nicht für einen Mann gelten kann!" — Dieses Wort der Frau von Ferrières blieb mir beständig im Sinne, ich weiß selbst nicht warum. In der Lage, in der ich mich befand, schien mir dieser so verächtliche Ton abgeschmackt, und die Furcht, daß ich mir durch meine Bewunderung etwas vergeben könnte, dünkte mich eben so sehr eine schändliche Heuchelei. Er nannte sich Lelio, und war von Geburt ein Italiener, aber er sprach das Französische bewundernswürdig. Er konnte wohl schon fünfunddreißig Jahre alt sein, obwohl er auf der Bühne nur zwanzig zu haben schien. Im Corneille spielte er besser als im Racine, aber in beiden war er unnachahmlich und unübertrefflich."

„Ich wundere mich," unterbrach ich einen Augenblick die Marquise, „daß sein Name nicht in den Annalen des dramatischen Talents aufbewahrt worden ist."

„Er hatte niemals Ruf," entgegnete sie, „und man schätzte ihn weder in der Stadt noch bei Hofe. Bei seinem Debüt soll er, wie ich hörte, auf eine schmähliche Weise ausgepfiffen worden sein. In der Folge rechnete man ihm die Gluth seiner Seele und seiner Bemühungen, womit er nach Vollendung strebte, ein wenig mehr an; man ertrug ihn und beklatschte ihn auch zuweilen, aber im Ganzen hielt man ihn doch immer nur für einen Schauspieler von schlechtem Geschmack."

„Er gehörte in der Ausübung seiner Kunst eben so wenig seinem Zeitalter an, wie ich in Hinsicht der Sitten, und dies war vielleicht die geistige Wechselwirkung, die unsere Seelen von den beiden äußersten Endpuncten der Gesellschaft zu einander hinzog. Das Publicum begriff diesen Lelio eben so wenig, als die Welt mich richtig beurtheilte. „Dieser Mensch ist übertrieben," pflegte man von ihm zu sagen, „er thut sich Gewalt an und empfindet nichts," und von mir sagte man früher: „Diese Frau ist kalt und hochmüthig, sie hat kein Herz," und wer weiß, ob wir nicht die beiden Wesen waren, welche am lebhaftesten in unserer Zeit fühlten!"

„In jener Zeit spielte man die Tragödie mit besonderer Decenz. Man mußte guten Ton zeigen, selbst wenn man eine Ohrfeige austheilte, man mußte mit Anstand zu sterben und mit Grazie zu fallen wissen. Die dramatische Kunst befand sich in ihrer Kindheit, und die Aussprache wie die Geberden der Schauspieler standen in genauester Uebereinstimmung mit den Reifröcken und dem Puder, worin Phädra und Klytemnestra noch erschienen. Die Fehler dieser Schule waren mir niemals aufgefallen, noch hatte ich je Betrachtungen darüber angestellt. Nur so viel wußte ich, daß die Tragödie mich bis zum Sterben langweilte; aber da es schlechter Ton gewesen sein würde, dies zu gestehen, so zeigte ich so viel Muth, mich zwei Mal in der Woche darin zu ennuyiren. Doch hörte ich die pomphaften Tiraden mit einer so kalten und gezwungenen Miene an, daß man dennoch von mir sagte, ich sei unempfindlich gegen den Reiz dieser schönen Verse."

„Ich war eine Zeit lang von Paris abwesend gewesen, als ich eines Abends zurückkehrte, um in der Comédie française den Cid zu sehen. Während meines Aufenthaltes auf dem Lande war Lelio bei diesem Theater engagirt worden, und ich sah ihn zum ersten Male. Er spielte den Rodrigo. Kaum hatte ich den ersten Ton seiner Stimme gehört, als ich mich schon bewegt fühlte. Es war eine Stimme, die mehr durchdringend als wohlklingend war, voll von Nervenkraft und scharfer Accentuirung. Seine Stimme gehörte aber gerade zu den Dingen, welche die Kritik an ihm tadelte. Man wollte damals, daß der Cid durchaus im Tenor sprechen sollte, so wie man auch die Anforderung stellte, daß alle Heroen des Alterthums groß und stark sein mußten. Ein König, der nicht 5 Fuß 6 Zoll maß, war nicht würdig, das Diadem zu tragen, dies war einmal in dem Kanon des guten Geschmacks angenommen."

„Lelio war klein und schmächtig, und seine Schönheit bestand nicht in den Gesichtszügen, sondern in dem Adel seiner Stirn, in der unwiderstehlichen Anmuth seiner Stellungen, in der Nachlässigkeit seines Ganges, und in dem stolzen und melancholischen Ausdrucke der ganzen Physiogno-

mie. Niemals habe ich bei einer Statue oder auf einem Gemälde eine männliche Schönheit gesehen, die eine idealere und süßere Gewalt in sich gehabt hätte. Seinetwegen allein und zu seiner Bezeichnung mußte das Wort Zauber erfunden sein, der sich in der That an alle seine Worte, Blicke und Bewegungen heftete."

„Und was soll ich Ihnen von mir sagen. Es war in der That wie ein Zauber über mich gekommen. Dieser Mensch, der ohne Methode und ohne Ansprüche ging, sprach und agirte, der mit dem Herzen eben so wie mit der Stimme zu meinen verstand, und sich selbst vergaß, um sich mit der Leidenschaft des Dichters eins zu machen, dieser Mensch schloß in einem einzigen seiner Blicke alle die Liebe ein, die ich bisher vergeblich in der Welt gesucht hatte, übte auf mich eine Gewalt aus, die wahrhaft elektrisch war. Er, der nicht in dem rechten Zeitalter geboren war, um Ruhm und Sympathie zu finden, und der außer mir Niemanden hatte, der ihn verstanden und beachtete, war fünf Jahre hindurch mein König, mein Gott, mein Leben und meine Liebe."

„Ich konnte nicht mehr leben, ohne ihn zu sehen, ich fühlte mich von ihm gelenkt und beherrscht. Er war allerdings kein Mann für mich, aber ich verstand dies in einem andern Sinne, als Frau von Ferrières. Er war mir viel mehr, er war eine moralische Gewalt für mich, ein geistiger Herr, dessen Seele sich in der meinigen abdrückte und sie nach ihrem Gefallen bildete. Bald war es mir nicht länger möglich, die Eindrücke bei seinem Anblicke in mir zu verschließen. Ich gab meine Loge in der Comédie française auf, um mich nicht zu verrathen. Dann stellte ich mich, als wäre ich plötzlich fromm geworden und müßte Abends zum Gebet in die Kirche gehen. Statt dessen aber kleidete ich mich als Grisette an und mischte mich unter das Volk, um ihn zu belauschen und nach Gefallen betrachten zu können. Endlich gewann ich einen von den Theaterbedienten und verschaffte mir in einem engen Winkel des Saales ein geheimes Plätzchen, wo kein Blick mich gewahr werden konnte, und zu dem ich durch einen verborgenen Gang gelangte. Zur größern Sicherheit kleidete ich mich als Schüler an. Diese Thorheiten, die ich um eines Menschen willen beging, mit dem ich niemals weder ein Wort noch einen Blick gewechselt, verschafften mir doch alle Illusionen des Glückes und hatten für mich einen wahrhaft mysteriösen Reiz. Wenn der ungeheure Goldpendel in meinem Salon die Theaterstunde anschlug, bemächtigte sich meiner die heftigste Bewegung. Ich versuchte mich zu sammeln, während mein Wagen angespannt wurde, mit unruhigen Schritten ging ich im Zimmer auf und nieder, und wenn Larrieux bei mir war, zankte ich mit ihm, um ihn fortzuschicken; in der Entfernung der Andern, die mir lästig waren, gewann ich bald eine ungewöhnliche Kunst. Man glaubt nicht, wie viel Geist mir plötzlich diese Theaterleidenschaft einflößte, und ich muß gewiß viel Verstellungskunst und Feinheit angewandt haben, um sie sowohl meinem Larrieux, welcher der eifersüchtigste Mensch von der Welt war, als auch allen jenen boshaften Gemüthern in meiner Umgebung diese 5 Jahre hindurch zu verbergen." –

„Ich muß Ihnen gestehen, daß ich meine Leidenschaft keineswegs bekämpfte, sondern mich ihr vielmehr mit Begierde und mit Entzücken ganz überließ. Und war sie nicht so rein? Weshalb hätte ich nöthig gehabt, darüber zu erröthen? Sie schuf mir ein neues Leben und führte mich zuerst in Alles ein, was ich jemals zu wissen und zu empfinden gewünscht, ja, sie machte mich bis auf einen gewissen Punct zum Weibe."

„Ich war glücklich und fühlte einen Stolz, mich selbst zu sehen, wie ich bewegt war, wie ich zittern und erbeben konnte, wie mir der Athem verging und Mattigkeit mich überschlich. Ja ich wurde sogar trotzig, spöttisch, lustig, voll der unregelmäßigsten Laune, so daß der gute Larrieux die Bemerkung machte, die Frömmigkeit habe mich zu ganz besondern Capricen gebracht. In der Welt um mich her aber fand man, daß ich von Tag zu Tag schöner wurde, daß mein schwarzes Auge einen dunklen Glanz empfing, mein Lächeln etwas Gedankenreiches hatte, und meine Bemerkungen über alle Dinge richtiger waren und weiter gingen, als man mir sonst zugetraut hatte. Man war geneigt, die ganze Ehre dieser Veränderung dem Larrieux zuzuschreiben, der doch daran gewiß unschuldig war!"

„Ich bin etwas zerstückelt in meinen Erinnerungen, denn jetzt beginnt eine Epoche meines Lebens, wo sie mich wahrhaft überfluthen. Indem ich Ihnen davon erzähle, ist es mir, als würde ich wieder jung und als schlüge mein Herz noch bei dem Namen Lelio. Ich sagte Ihnen aber, daß, wenn ich die Pendeluhr anschlagen hörte, ich vor Freude und Ungeduld zitterte. Noch jetzt ist es mir, als müßte ich jene entzückende Beängstigung wieder empfinden, die sich damals beim Klange dieses Glockenschlages meiner bemächtigte. Seit jener Zeit aber haben mich die Wechsel des Glückes dahin geführt, mich in einem kleinern und ärmlichen Gemache äußerst glücklich zu finden. Ach, ich bedaure von meinem reichen Hotel und dem Glanze der Vergangenheit

nichts weiter als die Gegenstände, welche mir jene Zeit der Liebe und der Träume wieder vergegenwärtigen könnten. Ich habe aus der Zerstörung nur einige Meubel gerettet, welche jener Periode angehören, und die ich mit derselben Bewegung betrachte, als wenn die Stunde tönte und der Fuß meiner Pferde das Pflaster schlüge. Ach, gutes Kind, lieben Sie niemals auf diese Art, denn das ist ein Sturm, der sich nur im Tode erst besänftigt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden, den 25. März.

[Musikalisches.]

In Nr. 54. dieser Zeitschrift befindet sich ein Referat aus Dresden, das, neben mehreren Unrichtigkeiten, auch insbesondere ganz unwahre und ungerechte Bemerkungen über die Concerte des Musikdirectors Karl Kleß mittheilt. Da ich beide Concerte besucht habe, so kann ich, der vollkommensten Wahrheit gemäß, versichern, daß selbige den größten Beifall erhalten und verdient haben. Jener Referent aber hat diesen Concerten nicht beigewohnt und sein Referat nach einer frühern Anzeige vulgo Concertzettel (der jedoch später geändert wurde), wie er selbst dort zu erkennen gibt, abgefaßt. Wie kann aber ein Referent über Kunstleistungen der Art wahr und gerecht urtheilen, bevor selbige ins Leben getreten sind, und denen derselbe auch später während der Ausführung nicht beigewohnt hat?! — Die Bemerkung: Hr. Zezi wird zu der Vorlesung ein Solo aus der Zeit David's oder Salomo's singen! rc. ist einzig aus dem Gehirn jenes Berichterstatters geflossen. Ich erinnere mich sehr deutlich, daß Hr. K. in seiner Vorlesung, über die Musik der alten Hebräer, ausdrücklich bemerkte: „daß der aufzuführende hebräische Gesang zwar einer der ältesten sei, jedoch dessen Entstehung nicht habe ermittelt werden können. Prof. Speidel hat ihn entziffert und in seinem Werke, über die Musik der alten Hebräer, mitgetheilt." Die historische Vorlesung scheint jedoch nicht die Hauptsache dieser Concerte zu sein, da sie in den drei Abtheilungen nur eine derselben ausfüllt. Die zweite und dritte Abtheilung enthielten classische und moderne Musik aus den verschiedenen Schulen der Italiener, der Franzosen und der Deutschen. Außerdem trug Hr. Kleß im ersten Concerte selbst ein geniales Pianoforteconcert von Beethoven, und im zweiten ein modern-brillantes Concertante für vier Pianos von Czerny mit den Fräulein Weltheim und Schmiedel, und dem Hoforganisten Eisert unter außerordentlichem Beifall vor. Eine neue Cantate für Soli und Chöre, von des Concertgebers Composition, welche von dem Solo- und Chorpersonale der königl. Hofoper trefflich ausgeführt wurde, sprach allgemein an. F. E.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Krankheiten, Todesfälle.]

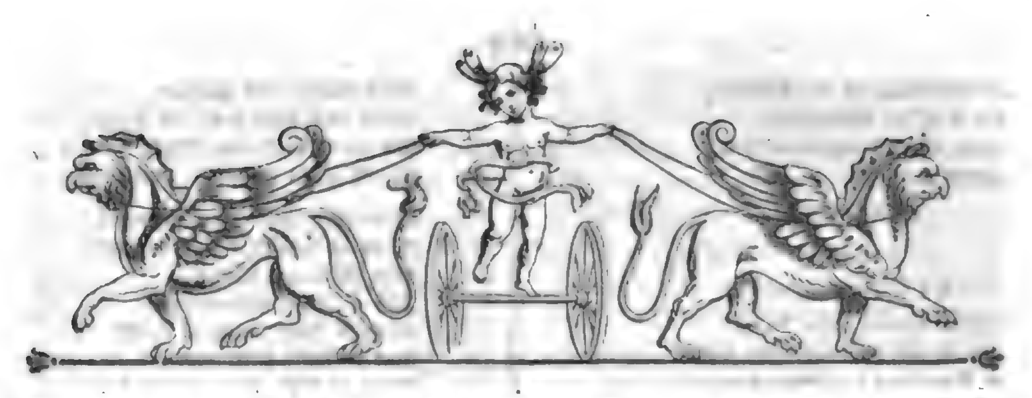
Das lange Zeit fortdauernde Ausbleiben der Deputirten, weshalb mehre Sitzungen wegen mangelnder Vollzähligkeit der Kammer ausgesetzt werden mußten, schob man unverschuldeter Weise auf die Grippe, der es nur zum kleinern Theile, zum größern aber dem Mangel an Theilnahme an den nicht interessanten Verhandlungen zuzurechnen war. — Die Verhandlungen über die Expedition von Konstantine werden Wunder thun und die preßhaften Deputirten werden der Kammer in Masse wieder zuströmen. Allgemeine Sensation erregte die bereits im Moniteur angekündigte Abberufung des Marschall Clauzel vom Gouvernement der Nordbesitzungen in Africa und sein Remplacement durch den General Denys de Damremont. Ein neuer Beweis, wie wenig sich die Regierung in ihrer Leidenschaftlichkeit zu mäßigen versteht. Künftig Ausführlicheres hierüber. — Bei alledem wüthete die Epidemie und eine Menge mit derselben zusammenhängender Krankheiten aufs Furchtbarste und steigerte die Sterblichkeit auf eine Weise, die uns die traurige Cholerazeit ins Gedächtniß zurückführte. Täglich fallen Opfer in Menge, unter denen wir die berühmtesten Namen nicht vermissen. Guizot's ältester Sohn, ein talentvoller junger Mann von 20 Jahren, starb vor mehrern Tagen; der Vater verließ das Bett des kranken Jünglings keinen Augenblick, und seine Abwesenheit in der Kammer veranlaßte die Aussetzung des Elementarschulengesetzes. Auch Börne ist zu früh gestorben, er war 53 J. alt, sein sehnlicher Wunsch, Italien noch einmal zu sehen, ist ihm nicht in Erfüllung gegangen, — auch war ihm ja dieser Wunsch versagt — die hesperischen Gefilde einer andern Welt wird er ungestraft sehen dürfen — die Gerechtigkeit des Himmels ist barmherzig. Die hier anwesenden Deutschen, die das Verdienst des Mannes kannten, werden seine sterblichen Reste zur Ruhe begleiten. In Deutschland wird mancher Hofrath frohlocken und die Nachtmütze noch einmal so tief über die Ohren ziehen. Gestern griff ich nach einem Bande seiner gesammelten Schriften und traf auf die Stelle „Glücklich der, dessen Herz erst nach dem Tode beunruhigt wird." Börne spricht von Gretry's Herz, das man in Lüttich ausgrub, um es nach Paris zu bringen. Du kannst ruhig schlafen, vielverkannter Mann, die Frankfurter werden nicht um Dein Herz mit der Stadt Paris processiren, um Deinen Kopf hätte man's vielleicht gethan. Das große Herz ward auch schon im Leben genug beunruhigt. Have pia anima! Ein anderes Mal würden wir vor dem Leser der Eleganten Welt die unzähligen Lustbarkeiten und Wintergenüsse der Hauptstadt die Revue passiren lassen, Theater, Concerte, Soiréen. Für diesmal dürfen wir wohl aus gerechter Ursache uns von der Schilderung der Freude dispensiren, während Trauer unsere Brust durchzieht! Péril.

Notiz.

[Canal zwischen Rhein, Donau und Constanzer See.]

Das amsterdamer „Handelsblad" versichert, daß die von Hrn. Molineau projectirte Unternehmung, einen Verbindungscanal zwischen dem Rhein, der Donau und dem Constanzer See zu bauen, ihrer Verwirklichung bereits um vieles näher gerückt sei. Die Actien-Gesellschaft beabsichtigt die Erbauung einer doppelten Canalstrecke: von Heilbron am Neckar nach Ulm an der Donau und zugleich nach Friedrichshafen am Constanzer See, auf dem würtembergischen Gebiete, — und der Strecke von Basel am Rhein nach Riedlingen an der Donau, auf dem Gebiete von Baselstadt in der Schweiz, von Baden, Würtemberg und Hohenzollern-Sigmaringen. Von dem, 14 Millionen Fl. betragenden, Gesellschaftsfonds sollen 8 Mill. auf die erste, 6 Mill. auf die andere Canalstrecke verwandt werden.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 67. — den 7. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gepanzerte Lieder von Karl Beck.

1.

Ein Donnerschlag.

Wen's mächtig treibt ins Meer hinaus, ins wilde,
Wo vom Orkan gepeitscht die Wogen schäumen,
Der kann nicht still auf trocknem Lande säumen
Wo Frohe sich ergeh'n im Saatgefilde,
Wo zu Schalmeien sanft die Bäche fließen,
Und Blumen langsam auf in Samen schießen.

Der muß mit Thaten kämpfen, mit Gedanken;
Die Ruhe ist ein Weib, groß kann sie säugen,
Gebären nur, nicht schaffen, nicht erzeugen;
Der muß des Schicksals steingeformte Schranken
So lang an seines Willens Stahl zerschlagen,
Bis rings umher die hellen Funken tagen.

Mich drängt's hinaus ins Stürmen und ins Grauen,
Wo Völker bluten, Männerthränen blitzen —
Auf des Gedankens Eichen möcht' ich sitzen,
Ein Aar ins dunkle Thal hinunter schauen —
Kein Vöglein, das begehrt im sichern Hafen
Auf eines Mädchens Busen einzuschlafen.

2.

Der Gefangene.

Seht den bleichen Heldenjüngling
Rings von Schergen streng bewacht!
Seine Eisenketten klirren
Dumpf und schaurig durch die Nacht.

Ihm ist alles abgestorben,
Nur der stumme Kummer blieb,
Der aufs Angesicht dem Armen
Seine Klagelieder schrieb.

Fragt Ihr, welches harte Schicksal
Ihm dies Trauerloos gebracht?
Weil er wie ein Mann gehandelt,
Weil er wie ein Mensch gedacht:
Wenn die treue Mutter=Erde
Um die Geistersonne kreist,
Muß auch nach dem Lichte streben
Ihres Sohnes freier Geist.

Weil er auf zum Lichte strebte,
Ward er in die Nacht gesetzt —
Weil er Ketten brechen wollte,
Bindet ihn die Kette jetzt.
Himmel! Du bist alt geworden
Ohne Macht ist dein Gericht!
Weiche Herzen kannst du brechen,
Aber Ketten brichst du nicht.

3.

Lebt wohl!

Lebt wohl! Lebt wohl ihr Freiheitspläne,
Lear's undankbaren Töchtern gleich,
Euch haben wir im trunknen Wahne
Geopfert unsres Glückes Reich.

Nun thut sich auf des Sturmes Rachen,
Rings Nacht und Graus, — wir sind allein:
Der Narr: die Hoffnung, macht uns lachen,
Wegscherzend unsres Herzens Pein.

Und nur Erinnrung an die Stunden,
Wo jedes Aug' die Freiheit sah,
Hat liebend sich mit uns verbunden
Als tröstende Cordelia.

4.

An Heinrich Heine.

In meiner Kindheit dämmerhellen Tagen
Vernahm ich oft mit ahnungsvollem Beben
Im trauten Vaterhaus die Amme sagen:
Die einen blut'gen Mord verübt im Leben,
Die sind verdammt als Geister umzugehen,
In düsterer Gestalt umherzuschweben.
Ich konnte nicht des Mährchens Sinn verstehen;
Nun kann ich, großgesäugt in Lust und Bangen,
Den Traum in Wirklichkeit verwandelt sehen.
Auch Du hast einen blut'gen Mord begangen,
Mit Nachtgedanken Herzen hingeschmettert,
Mit Bildern ausgebleicht so manche Wangen.
Hast Deinem Herzen selbst den Sarg gebretert;
Dem Haselbusch' vergleich ich Dich, o Dichter,
Der Blüthen treibt, wann ihn der Sturm entblättert!

Du warst Dir selbst ein unbestochner Richter;
Du ließest Dir das Herz zu Asche brennen,
Und suchtest drin des Liedes Geisterlichter.
Du hast's gethan, die Welt muß es erkennen,
Du hast des Friedens Engel hingeschlagen,
Um durch die Nacht, ein dunkler Geist, zu rennen.

5.

Palästina.

Land der Wunder! Land der Trümmer!
Dich begrüßet mein Gesang!
Deine Zedern steh'n — noch immer
Braust Dein Meer mit wildem Klang.
Aber Deine Helden fielen,
Und verstummt ist Dein Prophet,
Und von Deinen Saitenspielen
Ist das letzte Lied verweht.

Dort begrüßt der Rauch die Lüfte!
Steht der Priester am Altar?
Nein, o nein, die Opferdüfte
Bringt der Türke frevelnd dar.
Bläst des Rauches Nebelstreife
Hoch empor zum Himmelszelt,
Wirft die Asche aus der Pfeife
Auf die Asche — einer Welt.

Land! Du heiligstes von allen,
Du des Himmels holde Braut,
Du bist in den Staub gefallen,
Und dein Bürger jammert laut.

Seine Kleider sind zerrissen,
Staub und Asche deckt sein Haupt,
Und die Erde ist sein Kissen,
Und so weint er fort — und glaubt.

Wird der Retter ihm erscheinen?
Bricht er dann das Joch entzwei?
Aber Millionen meinen
Daß er längst gekommen sei.
Wenn er käme, wenn er bräche
Das verhaßte Kettenband;
Wenn er käme, wenn er spräche:
Ziehet ins gelobte Land.

Tempel will ich Euch erbauen,
Priester geb' ich Euch hinzu,
Einen König, Aecker, Auen,
Lebt vereint, und lebt in Ruh'.
Ach, nach Wundern fragt der Jude,
Sieht in Wolken seinen Hort;
Aber von der theuren Bude
Geht er nicht um Welten fort.

Jubelt, Mächtige der Erde!
Euch gelang der große Plan;
Rückzukehren zu der Heerde
Seiner Heimath, nennt er Wahn.
Denn Ihr machtet ihn zum Sklaven,
Daß er nicht die Fessel bricht
Muß er tief im Drucke schlafen —
Schläft man tief, so träumt man nicht.

Grollt man, schwört er sich zum Götzen
Einer dunklen Unterwelt?
Hat man zu des Lichtes Schätzen
Ihm nicht jedes Thor verstellt?
Sterne, Bänder am Gewande?
Nichts von dem, was glänzt und gleißt;
Aber starke, schwere Bande
Legte man um seinen Geist.

Und er muß das Dunkel lieben,
Hebt das Antlitz scheu empor.
Denn es steht darauf geschrieben:
Daß ein Gott ihn auserkor.
Und so geht's von Tag zu Tage,
Und er kauft und wägt und mißt;
Dann nur endet seine Plage,
Wenn sein Markt zu Ende ist.

Geständnisse einer tugendhaften Marquise.

(Fortsetzung.)

„Damals nun ließ ich mich gehen, lebendig, leichtsinnig, jung und glücklich, wie ich war. Ich begann erst Alles zu schätzen, woraus sich mein Leben zusammensetzte, den

Reichthum, die Jugend, die Schönheit. Das Glück offenbarte sich mir durch alle Sinne, aus allen Poren. Sanft hingestreckt im Grunde meiner Carrosse, die Füße in den Pelz gehüllt, sah ich mit Wohlgefallen meine glänzende und geschmückte Gestalt in dem goldgefaßten Spiegel, der mir gegenüber war, sich wiederholen. Die Frauentracht, über die man sich seitdem so lustig gemacht hat, war damals von einem außerordentlichen Reichthum und Glanz, und wenn man sie mit Geschmack trug und ihre Uebertreibungen verhütete, so verlieh sie der Schönheit einen gewissen Adel und gehaltvolle Grazie, wovon die Gemälde, die man hat, kaum eine Andeutung geben. Mit diesem ganzen Zubehör von Federn, Stoffen und Blumen, war eine Frau genöthigt, allen ihren Bewegungen eine gewisse gemessene Langsamkeit mitzutheilen. Ich erinnere mich einiger Frauen von besonders weißem Teint, die, wenn sie gepudert und weiß angekleidet waren und dann den ganzen langen Schweif ihrer schweren Seidenstoffe hinter sich herzogen und mit Gewandtheit die Federn auf ihrer Stirn balancirten, ohne Uebertreibung einem Schwane verglichen werden konnten. Wir waren in der That, was auch Rousseau darüber gesagt haben mag, mehr den Vögeln als den Wespen ähnlich, wenn wir in unsern ungeheuren Falten steckten, und diese Verschwendung von Mousselin und Quasten um uns rauschte, die einen kleinen Körper ganz einhüllen konnte, so wie der Flaum die Turteltaube einhüllt. Wenn wir die langen Floßfedern von Spitzen und Kanten anhatten, die uns von den Armen herunterfielen, wenn jene lebhaften bunten Farben von unsern Kleidern, Bändern und Gesteinen schimmerten, und wir dann unsere kleinen Füße in den niedlichen Absatzschuhen im künstlichen Gleichgewicht hielten, so schien es in der That, als befürchteten wir die Erde zu berühren, und als wandelten wir am schmalen Rande eines Baches mit der nichtachtenden Vorsicht einer Schäferin hin."

„In der Zeit, von der ich Ihnen erzähle, begann man gelblichen Puder zu tragen, der den Haaren ein mildes und aschfarbiges Colorit verlieh. Diese Weise, die Grellheit des Tons in dem Haupthaar zu vermindern, gab dem Gesichte mehr Sanftmuth und den Augen einen außerordentlichen Glanz. Die gänzlich freigelassene Stirn verlor sich in den leichten Umrissen dieses vorschriftsmäßigen Haarputzes, und erschien dadurch größer und reiner, und alle Frauen hatten etwas Edles in der Miene. Den Crepons, die nach meinem Geschmack niemals graziös gewesen, waren die niedrigen Coiffüren gefolgt mit den großen Haarlocken, die hinten zurückgeworfen wurden und über den Hals und die Schultern fielen. Diese Tracht stand mir vortrefflich, und ich war berühmt wegen Reichthum und Erfindungsgeist meines Schmuckes. Bald ging ich mit einer Robe von Carmoisinsammet, bald mit einer Tunica von weißem Atlas mit Tigerfell besetzt; zuweilen auch in einem ganz aus Lilladamast bestehenden Kleide, das mit Silber durchwirkt war und mit weißen Federn von Perlen gesäumt. In diesem Aufzuge machte ich einmal einige Visiten, indem ich die Stunde des zweiten Stücks erwartete, denn Lelio spielte niemals in dem ersten."

„Ich erregte Aufsehen in den Salons, und als ich wieder in meinen Wagen stieg, betrachtete ich mit Wohlgefallen die Frau, welche den Lelio liebte, und die im Stande war, ihm Liebe einzuflößen. Bis dahin hatte das einzige Vergnügen, das ich in meiner Schönheit gefunden, nur in der Eifersucht bestanden, die ich einflößte, und die Sorgfalt, die ich darauf verwandte, um mich noch schöner zu zeigen, war nur eine sehr wohlmeinende Rache gegen die Frauen, welche so schändliche Pläne gegen mich angezettelt hatten. Aber von dem Augenblicke an, wo ich liebte, begann ich meine Schönheit für mich selber zu genießen. Nur dies hatte ich dem Lelio zu bieten, als Ersatz für alle die Triumphe, die man ihm in Paris verweigerte, und ich freute mich, wenn ich mir den Stolz und das Entzücken dieses armen, verspotteten und verkannten Komödianten vorstellte, womit er eines Tages erfahren würde, daß die Marquise von R... ihm ihre Verehrung gewidmet hatte."

„Uebrigens waren dies nur lachende und flüchtige Träume; in ihnen bestanden alle Resultate und aller Gewinn, den ich aus meiner Lage zog. Seitdem meine Gedanken eine Gestalt angenommen und ich der Festigkeit zu jeglichem Vorhaben in meiner Liebe mir bewußt geworden, faßte ich den muthigen Entschluß, sie zu ersticken, und der Stolz meines Ranges gewann wieder seine Rechte über meine Seele. Sie sehen mich mit einer verwunderten Miene an, theurer Freund? Ich werde Ihnen sogleich Alles erklären. Lassen Sie mich nur ruhig die Zauberwelt meiner Erinnerungen durchlaufen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien.

[Panem et Circenses!]

Man ist so sicher, in einer Zeitschrift Correspondenzen zu finden, als Spiegel in den Stuben einer eitlen Dame, als Schulden bei Studenten, Spürnasen bei Polizeidienern. Die Leute sind gar zu neugierig und wissen für ihr Leben gern, wie es denn zugeht an allen Ecken und Enden. Es naht

aber mit Siebenmeilenstiefeln eine Zeit heran, wo mittelst Dampfschiffe, Eisenbahnen und Luftballons der Mensch zum lebendigen Briefe wird, und die Zeitschriften alle von Morgen bis Abend und Mitternacht werden bald eine Rubrik in ihren Spalten weniger zählen.

Liest man einen Bericht aus Wien: so ist man sicher, gleich in den ersten Zeilen ins Theater mit hineingerissen zu werden. Wir gleichen den Tarentinern, die stets im Theater saßen; Schauspiele sind unsere Volksfeste, die Mimen unsere Redner, der Theaterzettel die magna Charta und das Flüstern des Souffleurs die Stimme der Zeit. Unsere Schauspieler dürfen kühn unserem Monarchen sagen, was einst jener berühmte Mime, dessen Namen ich vergaß, seinem Augustus Caesar: „Laß uns gewähren, sei froh, wir unterhalten dein Volk, wisse uns Dank, daß wir seine Aufmerksamkeit von wichtigen Dingen ablenken."

Ich will in den Theaterreferaten ganz kurz sein. Dem. Jenny Lutzer aus Prag, eine liebliche junge Sängerin mit der glockenreinsten Stimme von der Welt, entzückte uns im Kärnthnerthore. Saphir nennt sie durch und durch Stimme, andere Recensenten durch und durch Nachtigall. Das ist gewiß: im Gesange steht die reizende Jenny wenigen Sängerinnen nach; wer aber eine Schröder-Devrient spielen gesehen, muß hier billig ein Auge zudrücken. — Wild ist ein Invalide, er kann mit seinem mächtigeren Gegner Breiting durchaus nicht in die Schranken treten; in Rossini's „Belagerung von Corinth" wurde er urplötzlich heiser, er entschuldigte sich ganz naiv und setzte, wie es in Wien Mode geworden, sogleich hundert Hände in Bewegung. Man muß den Wienern nur schmeicheln, dann werden sie mit einem Male ganz gewaltig großmüthig. Das Theater in der Leopoldstadt bringt wie gewöhnlich erbärmliche Stücke erbärmlicher Dichterlinge, man kann sich vor Zauberern und Feen gar nicht retten, man hört Zoten, wobei man in Ohnmacht fallen könnte. In neuester Zeit tanzte eine Signora Romanini, als betrunkener Soldat, auf straffem Seile, das ist dann gerade das Rechte für die Wiener, da war alles mäuschenstille, das Haus war überfüllt, und man hörte sogar nicht die Jungen auf den Galerien: Würstel, Bier, Kirsel — rufen. Richtig, unser Volkstheater, das einzige Volkstheater in Deutschland, ist ein Circus geworden — für Seiltänzer, wie das Theater an der Wien zu einer Menagerie von Hunden und Affen. Ja, der Inhaber dieser Menagerie, Herr Carl, weiß am besten sein Publicum zu unterhalten und zu langweilen, was kümmert er sich um die Kunst, wenn nur der Kunst auf den Bretern herumpoltert; mögen die Kritiker den größten Heidenlärm erheben — seine Häuser und seine Taschen füllen sich immer mehr und mehr. Haben Sie denn nie gehört von diesem weltberühmten Thiergarten, wo der Affe Mischnigg die Zähne gefletscht und der lange Nestroi seine Bocksprünge macht! Sahen Sie nie diese aschgraue Ritterburg mit ihren Humpen und verrosteten Harnischen und zerbrochenen Säbeln, Burgfraulein, Castellani und anderem Gesindel? O, danken Sie ja dem Himmel für diese göttliche Gnade. — Das Theater in der Josephstadt ist nur noch eine Ruine, in deren Schutte mancher Wanderer gerne ruht, einer schönen, herrlichen Vergangenheit nachsinnend. Wo sind die Zeiten hin, als noch eine Sabine Heinefetter auf diesen Bretern sang! wo aus Stadt und Vorstädten Hunderte über das Glacis hinströmten in diese kleine, heilige Halle der Kunst. Damals nannten wir noch Pêk den unsrigen und Kreuzer, der Uhland's Lieder in Musik übersetzte, beherrschte die Oper. — Fort, fort, die Ruine muß bald zusammenkrachen, und noch sehe ich keinen Balken, der sie stützt. Das Hofburgtheater hält sich stets in seinem alten Adel und gewinnt immer mehr jugendliche Dichterkräfte, die Gut und Blut, Kraft und Saft für die Blüthe des Dramas in Oesterreich verwenden. Man hegte sanguinische Hoffnungen von Halm und hegt sie vielleicht noch. Gewiß ist es aber, daß er in seinem „Adepten" bedeutend von der Höhe herabgefallen, auf die ihn seine „Griseldis", wenn auch nur momentan, hinaufschnellte. Wir werden sehen, was uns sein „Camoens" sagt. Ein anderer Dichter, Uffo Horn, bekannt durch seine „Vormundschaft" mit der er in Compagnie mit Gerle den Cotta'schen Preis für das beste Lustspiel gewonnen, will in einem „Ottokar" mit Grillparzer in die Schranken treten; er wird aber tüchtig durchgebläut werden, denn sein jüngstes Stück: Benvenuto Cellini soll ganz und gar nichts taugen. Wer kennt das Mährchen vom Frosche nicht, der sich blähte und blähte und zersprang? Bereits wurde in der Josephstadt der „Adept" in einem erbärmlichen Machwerke: „Das Recept zur Goldmacherkunst" parodirt. — Wo es nur blüht und wächst, gleich kommen die Raupen und die Würmer hinzu.

Unser Fasching war kurz, aber glänzend, es wurde, wie wir hier sagen, rasend getanzt, und manches junge Mädchen stirbt jetzt an der Schwindsucht, das jüngst noch in der Schwindelsucht lebte und webte. Denn ich will es Ihnen nur sagen, ein enges Mieder und ein Strauß'scher Walzer haben schon so manche Blume in die Erde gebracht, und könnte eine Wienerin wieder aufstehen und hörte sie einen Geigenstrich von Lanner, ich wette, sie tanzt sich wieder zu Tode. Der brillanteste Ball war bei dem türkischen Botschafter Ferik Achmet Pascha; ich kann ihn nicht beschreiben, denn ich wurde zufällig nicht geladen, — aber man ist doch neugierig, und so ließ ich mir sagen, daß der Türke französisch gesprochen und Wein getrunken. — Himmel! da kann man lernen, wie der Zeitgeist nach und nach das bringt, was die Menschen augenblicklich stürmisch wollen. — In Spanien jagte man die Pfaffen fort, die Juden taufen sich, ohne durch Feuer und Schwert gezwungen zu werden, und die Türken, die Alles hassen, was nicht im Koran steht — sprechen französisch und trinken Wein.

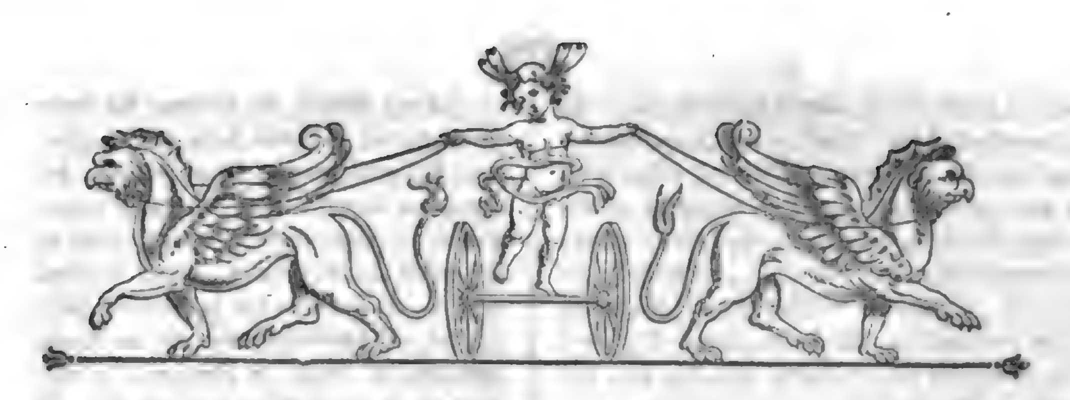
Man kennt den Violinvirtuosen Vieuxtemps — ich bemerke also nur, daß er hier spielte. — Bindocci improvisirte ein Thema über den berühmten Flohebändiger Italiens, Nicolai, und was das Nagelneueste ist, Herr Saphir wunderte sich in seinem Humoristen über den Ausspruch des Professor Gans: „Tieck's dramaturgische Blätter erstanden aus der Ehe zwischen einem Seufzer und einer Bewunderung," — und setzt hinzu: „Wer das versteht, bezahlt vier gute Groschen." — Wenn der gute Mann nur nicht immer witzig sein wollte! Ein junger, liederlicher Laffe, Namens Wiest, hat im „österreichischen Morgenblatte" Heinrich Laube auf eine gemeine Art abgefertigt. Darüber kriegt wohl Laube graues Haar über Nacht! Ha! ha! ha! Sehen Sie, ich schließe meine Arbeit lachend wie jeder Wiener. —

Notiz.

[Börne.]

Der pariser Correspondent des Morgenblattes bestätigt es, daß Börne Lamennais' Worte eines Gläubigen ins Deutsche übersetzte und in Frankreich drucken ließ. Außerdem meldet derselbe, daß Börne eine Geschichte der französischen Revolution für Deutsche schreiben wollte. Wie weit dieser Vorsatz ausgeführt, ist ungewiß.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 68. — den 8. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geständnisse einer tugendhaften Marquise.

(Fortsetzung.)

„Gegen acht Uhr ließ ich mich nach der kleinen Kirche der Carmeliter beim Luxembourg fahren. Ich sandte meinen Wagen zurück, und man glaubte, daß ich den Erbauungsstunden beiwohnen wollte, die um diese Zeit dort gehalten wurden, aber ich durchstreifte nur die Kirche und den Garten, und dann entfernte ich mich durch eine andere Straße. Ich suchte eine junge Putzmacherin, Namens Florentine, die mir sehr ergeben war, in ihrer Mansarde auf, schloß mich in ihrer Stube ein, und legte dann mit Freuden auf ihr Bett meinen ganzen Schmuck ab, um dafür das schwarzgestreifte Kleid, den Degen und die symmetrische Perrucke eines jungen Repetenten am Collége, der nach einer Pfarre strebt, anzuthun. Groß, wie ich war, braun und mit schüchternem Blicke hatte ich ganz das linkische und heuchlerische Ansehen eines kleinen Pfaffen, der sich verkleidet, um ins Theater zu gehen. Florentine, die glaubte, daß ich eine wirkliche Intrigue draußen hätte, lachte mit mir über meine Metamorphose, und ich gestehe, daß ich sie nicht mit größerer Lust hätte vornehmen können, wenn es mir wirklich darauf angekommen wäre, mich in Liebe und Vergnügen zu berauschen."

„Ich bestieg dann einen Fiaker und kauerte mich in meiner kleinen Theaterloge nieder. Ach, dann hörten auf einmal meine Bewegung, meine Schauer, meine Entzückungen und meine Ungeduld auf. Ein tiefes Versinken in mich selbst bemächtigte sich aller meiner Gedanken, und ich blieb, bis sich der Vorhang erhob, wie hingerissen, als gelte es die Erwartung einer großen Feierlichkeit."

„Wie der Geier in seinem magnetischen Fluge sich des Rebhuhns bemächtigt, wie er es keuchend und unbeweglich in dem magischen Kreise, den er über ihm zieht, fesselt, so war es die Seele Lelio's, die große Seele des Tragöden und Poeten in ihm, welche alle meine Fähigkeiten entwickelte und mich in ein tiefes Staunen der Bewunderung versenkte. Die Hände über meinem Knie gefaltet, das Kinn auf den Sammet der Loge gestützt, die Stirn in Schweiß gebadet, so hörte ich ihm zu. Ich hielt den Athem an und schmähte auf die Helle der Lichter, die mein Auge, das sich an alle seine Gesten und an jeden seiner Schritte heftete, trocken und brennend machten. Es kam mir darauf an, den geringsten seiner Herzschläge, die kleinste Falte auf seiner Stirn zu fassen. Seine verstellte Erregung, seine Theaterleiden durchdrangen mich doch so tief, als wären sie wirklich gewesen, und bald wußte ich in der That den Irrthum nicht mehr von der Wahrheit zu unterscheidet. Lelio existirte nicht mehr für mich, es war Rodrigo, es war Xiphares, es war Hippolyt, die ich sah. Ich haßte seine Feinde und zitterte für seine Gefahren, sein Schmerz brachte mich dahin, Ströme von Thränen mit ihm zu vergießen, sein Tod preßte mir Angstschreie aus, die ich mit Gewalt er-

ſticken mußte, indem ich in mein Schnupftuch biß. In den Zwischenacten ſank ich erſchöpft in den Hintergrund der Loge zurück und blieb dort wie todt, bis das widerwärtige Ritornell mir das Wiederaufgehen des Vorhanges verkündete. Dann faßte und ermunterte ich mich wieder und gewann von neuem Stärke und Feuer, um zu bewundern, zu empfinden und zu weinen. Wie viel Friſche, Poeſie und Jugend lag nicht auch in dem Talente dieſes Menſchen! Die ganze Generation mußte von Eis geſchaffen ſein, daß ſie ihm nicht zu Füßen ſank!"

„Und doch, wie ſehr er auch alle hergebrachten Ideen verletzte, und es ihm unmöglich ſchien, ſich nach dem Geſchmacke dieſes thörichten Publicums umzubilden, wie ſehr er auch die Frauen durch die Unordnung ſeiner Haltung abſtieß, und die Männer durch ſeine an den Tag gelegte Verachtung gegen ihre abgeſchmackten Anforderungen reizte, ſo hatte er doch Momente von einer wahrhaft erhabenen Gewalt und unwiderſtehlichen Bezauberung, wo er dies ganze widerſpenſtige und undankbare Publicum in ſeinem Blick und Wort ſo gefangen hielt, als hätte er es in ſeiner hohlen Hand, und wo er es zwang, ihm Beifall zu klatſchen und vor ihm zuſammenzuſchauern. Dies war indeß ſelten; denn man verändert nicht ſo plötzlich den Geiſt eines ganzen Jahrhunderts, aber wenn es ſich ereignete, ſo waren die Beifallsbezeigungen wirklich raſend, und es ſchien alsdann, daß die Pariſer, unterjocht durch ſein Genie, alle ihre Ungerechtigkeiten gegen ihn wieder ausſöhnen wollten. Ich für meinen Theil glaubte, daß dieſem Menſchen zu Zeiten eine übernatürliche Macht gegeben war, und daß ſeine bitterſten Verächter ſich dann getrieben fühlten, ihm wider ihren Willen einen Triumph zu bereiten. In der That, in dieſen Augenblicken ſchien der Saal der Comédie française wie von Wahnſinn geſchlagen, und wenn man hinausging, ſah man ſich ganz erſtaunt an, daß man dem Lelio applaudirt hatte. Ich aber überließ mich dann völlig meiner Bewegung, ich ſchrie, ich weinte, ich nannte ihn mit Leidenſchaft und rief, wie in der Wuth, ſeinen Namen, und meine ſchwache Stimme verlor ſich glücklicherweiſe in dem ungeheuren Sturm, der rings um mich losbrach. Zu andern Zeiten ziſchte man ihn auch aus, bei Stellen, wo ich ihn erhaben fand, und dann verließ ich wüthend das Haus. Dieſe Tage waren die gefährlichſten für mich. Ich war dann in der heftigſten Verſuchung, zu ihm zu gehen, ihn aufzuſuchen, mit ihm zu weinen, auf das Jahrhundert zu ſchmähen und ihn zu tröſten, indem ich ihm die Gaben meiner Begeiſterung und meiner Liebe darbot."

„Eines Abends, als ich durch den verborgenen Gang ſchlich, zu dem ich Zutritt hatte, ſah ich ſehr eilig vor mir einen kleinen und magern Mann hergehen, der ſich nach der Straße zu wandte. Ein Maſchiniſt nahm vor ihm den Hut ab und ſagte: „Guten Abend, Herr Lelio!" Auf der Stelle beeilte ich mich, ſeinen Schritten zu folgen, begierig, in der Nähe den außerordentlichen Mann zu betrachten, ich durchkreuzte mit ihm die Straße, und ohne mich um die Gefahr zu kümmern, der ich mich ausſetze, trete ich in ein Caffhaus mit ihm ein. Glücklicherweiſe war es ein ganz gemeines Café, wo ich Keinem meines Ranges begegnen konnte."

„Als ich bei dem Scheine eines ſchlechten rauchenden Wandleuchters die Augen auf Lelio warf, glaubte ich mich geirrt zu haben und einem Andern gefolgt zu ſein. Er war wenigſtens 35 Jahr alt, ſah gelb, verfallen aus, ſchlecht angekleidet, und ſeine Miene dünkte mich gemein. Er ſprach mit einer heiſern und erloſchenen Stimme, ſtürzte eine Menge Branntwein hinunter und fluchte auf eine gräuliche Weiſe. Ich mußte erſt mehrere Male ſeinen Namen ausſprechen hören, um mich zu vergewiſſern, daß dies wirklich der Gott des Theaters und der Interpret des großen Corneille war. Von den Zaubern, die mich umſtrickt hatten, konnte ich nichts an ihm wiederfinden, nicht einmal ſeinen ſo edlen, brennenden und ſchwermüthigen Blick. Sein Auge war finſter, erloſchen, faſt ſtupide, und ſeine ſonſt ſo accentuirte Ausſprache wurde gemein, wenn er ſich an den Garçon des Caffeehauſes wandte, und vom Spiel, vom Weinhauſe und von Mädchen ſprach. Sein Gang war nachläſſig, ſeine Haltung unanſtändig, und auf den Wangen ſah man noch die ſchlecht verwiſchten Spuren der Schminke. Das war nicht mehr Hippolyt, das war Lelio. Der Tempel war leer und verlaſſen, das Orakel ſtumm, und der Gott hatte ſich zum Menſchen, ja nicht einmal zum Menſchen, ſondern zum Komödianten gemacht."

„Er ging fort, und ich blieb noch lange Zeit wie gebannt an meinem Platze ſitzen, nicht daran denkend, den Glühwein hinunter zu trinken, den ich, um mir ein cavaliermäßiges Anſehen zu geben, gefordert hatte. Als ich mich endlich des Ortes erinnerte, wo ich war, und die auf mich gehefteten Blicke bemerkte, erfaßte mich die Furcht. Es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich mich in einer ſo zweideutigen Situation und in ſo directer Berührung mit Leuten aus dieſer Claſſe befand; ſpäter hat mich wohl die Emigration abgehärtet, ſolche Unangemeſſenheiten der Lage zu ertragen."

„Ich erhob mich und versuchte zu fliehen, aber vergaß dabei zu bezahlen. Der Garçon lief hinter mir her, und ich schämte mich ganz abscheulich. Ich mußte wieder zurückgehen, mich beim Comptoir erklären und alle die mißtrauischen und spöttischen Blicke, die sich gegen mich richteten, aushalten. Als ich wieder fortgegangen war, schien es mir, als verfolge man mich. Ich suchte vergeblich einen Fiaker, um mich hineinzuretten, aber es gab keinen mehr vor der Zeit des Schauspiels. Leise Tritte ließen sich immer hinter den meinigen her vernehmen. Endlich drehte ich mich zitternd um und gewahrte einen großen ungeschlachten Menschen, den ich in einem Winkel des Caffeehauses bemerkt hatte, und der das Ansehen eines Aufpassers oder von noch etwas Schlimmerm hatte. Er redete mich an, ich weiß nicht mehr, was er mir sagte, denn der Schreck entriß mir die Besinnung; indessen behielt ich doch noch Geistesgegenwart genug, um mich seiner zu entledigen. Plötzlich, wie mit einem Schlage durch den Muth, den die Furcht eingibt, in eine Heroin umgewandelt, stieß ich ihm auf einmal meinen Stock über den Leib, warf den Stock dann fort, um besser laufen zu können, und während er noch angedonnert über meine Kühnheit stehen blieb, lief ich leicht wie ein Pfeil von dannen und hielt erst still, als ich bei Florentinen anlangte. Als ich am andern Tage gegen Mittag in meinem Bett hinter den seidenen Vorhängen erwachte, glaubte ich geträumt zu haben, und empfand über meine Enttäuschung und mein Abenteuer am vorigen Abend einen tödtlichen Schreck. Ich meinte nun im Ernst, von meiner Liebe geheilt zu sein, und versuchte mir dazu Glück zu wünschen, aber das war vergeblich. Ich empfand bald eine Betrübniß bis zum Sterben, die Langeweile fiel wieder auf mein Leben zurück, und Alles schien mir wie entzaubert. An diesem Tage war es, wo Larrieux von mir zur Thür hinausgewiesen wurde."

„Der Abend kam und brachte nicht mehr die wohlthuenden Bewegungen der frühern Abende mit sich. Die Welt erschien mir abgeschmackt. Ich ging in die Kirche, hörte die Erbauungsstunde mit an, entschlossen, jetzt fromm zu werden, holte mir einen Schnupfen und wurde davon krank. Ich mußte mehrere Tage das Bett hüten. Die Gräfin von Ferrières besuchte mich, versicherte mich, daß ich gar nicht das Fieber hätte, daß das Bette mich nur krank mache, daß ich mich zerstreuen, ausgehen, ins Theater fahren müsse. Ich glaube, sie hatte damals Absichten auf Larrieux, und wollte meinen Tod."

„Aber es kam anders. Sie nöthigte mich, mit ihr zu gehen und den Cinna zu sehen. Sie kommen gar nicht mehr in das Schauspielhaus, sagte sie zu mir, die Frömmigkeit und die Langeweile werden Sie noch zu Grunde richten. Wie lange ist es nicht schon, daß Sie den Lelio nicht gesehen haben, er macht Fortschritte und man beklatscht ihn jetzt zuweilen; ich glaube, daß er noch einmal erträglich werden wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Halm's Adept.]

Das kürzlich aufgeführte Trauerspiel der Adept, vom Verfasser der Griseldis, hat hier noch weit kälter gelassen, als an andern Orten, was ich indessen unserm Publicum nicht zum Vorwurf zu machen wage, dessen Erwartungen, durch Griseldis vielleicht allzuhoch gespannt, schon eben deswegen unerfüllt bleiben mußten. Aber auch dann, wenn dieses neue Stück keinen Vorläufer oder einen weniger glücklichen gehabt hätte, würde es unbezweifelt ohne namhaften Erfolg geblieben sein, denn sowohl der Stoff, als die Ausführung blieben beträchtlich hinter dem Erstlingswerke Fr. Halm's zurück. Jener ist meinem Erachten nach sehr wenig bildsam für die Tragödie. Diese nicht ohne bedeutende Mängel. Sie entbehrt der innern Harmonie, steht in keinem Gleichgewichte mit der Intention, die man errathen muß, scheint nicht aus einem Guß hervorgegangen, ja, wenn ich nicht irre, in Unterbrechungen und vielleicht sogar mit einer gewissen Unlust gearbeitet zu sein, deren Grund wohl in dem Bewußtsein des Dichters liegen mag, die Aufgabe, die er sich gestellt, nicht bewältigen und lösen zu können. Der Zwiespalt des Dichters mit seiner Aufgabe, die er, nun einmal gefaßt, nicht fallen lassen will, ist nicht selten eine sehr schlimme Klippe gewesen, deren Gefahren ja selbst in Schiller's Carlos nicht unbemerkt bleiben. Je öfter ich den Adepten überblicke, desto auffallender wird mir jenes Mißverhältniß zwischen der ursprünglichen Idee des Dichters und dem, was später daraus geworden ist. Der Held des Stückes, so edel, wenn auch leidenschaftlich, so tiefsinnig und von höhern Planen erfüllt er uns im Anfange, welcher, nicht zu Gunsten des Dichters, an Goethe's Faust erinnert, erschienen, eben so klein stellt er sich uns schon im zweiten Acte dar, wo wir ihn bereits, sich selbst vergessend, in einem wüsten Sinnentaumel gefangen sehen, ohne daß dieser Uebergang auch nur oben hin motivirt sei. Zwischen diesem Acte und dem ersten ist eine nicht zu entschuldigende Lücke; es wäre weit eher zu rechtfertigen, wenn man annähme, das Stück habe vier Aufzüge mit einem Vorspiele. Durch alle Acte hindurch aber können wir keinen rechten Antheil an dem Manne nehmen, der uns so arg getäuscht hat, und seine Reue am Schlusse gewährt uns nicht die nöthige Erhebung und Beruhigung. Das Wiederzusammentreffen mit seiner sterbenden Frau peinigt uns mehr, als daß es uns das an tragischen Gegenständen eigenthümliche Vergnügen gewährte. Wir haben die Verlassene seit dem ersten Acte nicht wiedergesehen, sie aus den Augen verloren und würden zufrieden sein, wenn sie gar nicht wieder erschiene, welch eine schöne Scene uns auch dadurch verloren ginge. Der letzte Aufzug nimmt übrigens einen ganz neuen Anlauf und steht nicht in der gehörigen unmerklichen Verbindung mit den frühern. Ebenso beleidigend für unser Gefühl ist des Schweizerhirten abscheulicher Verrath, um so mehr, da dieser in Beziehung auf den Zuschauer seinen Zweck verfehlt. Alle mögliche Beispiele von Verrätherei können doch nicht unsern Glauben an die Menschheit erschüttern, den der

Goldmacher verloren: denn die größte Schuld an seinen traurigen Erfahrungen finden wir doch immer in ihm selbst. Daß endlich das Stück gleichsam mit der Spitze des Dolches schließt, ist ein gewaltsamer Ueberfall auf unser Gefühl, der bei dem plötzlichen Schrecken den tragischen Eindruck hinwegnimmt. Dem Trauerspiele fehlt es nicht an schönen Einzelnheiten — der dritte Aufzug scheint mit Vorliebe ausgearbeitet, obwohl etwas auf die Spitze getrieben — aber es ist kein Ganzes. Selbst die Sprache möchte wohl weniger eigenthümlich sein, als in Griseldis, was mich veranlassen könnte zu glauben, der Adept sei, wenigstens theilweise, früher geschrieben. Manche Scenen haben mich sogar — man entschuldige den Ausdruck — an eine Art von neuromantisch-französischer Nachahmung des Shakspeare erinnert. Wir haben in der That zu bedauern, daß Fr. Halm keinen glücklichern Stoff gewählt. Die Möglichkeit, Gold hervorbringen zu können — um Alles im ersten Acte zu verstehen, muß man noch außerdem chemische Kenntnisse haben — liegt uns zu fern, als daß wir überhaupt recht daran glauben können, und ist dies nicht der Fall, dann geht natürlich die Wirkung der ganzen Dichtung dahin, da alle Illusion auf diesem Glauben beruht. Zu einer heitern mährchenhaften Behandlung würde sich die Idee viel besser geschickt haben, wie wir denn in der deutschen Literatur etwas Aehnliches an Tieck's Fortunat besitzen. Wie ganz anders sind hier die Situationen, welche der verführerische Reiz eines ungemessenen Reichthums hervorbringt. — Die Darstellung des Adepten war im Ganzen zum Unglück auch nicht recht gelungen. Wie sehr wir jederzeit die Verdienste des Herrn Weyman, der die Titelrolle gab, anzuerkennen geneigt sind, so können wir diesmal den Tadel nicht bergen, daß sein Spiel nicht selten zu hastig und gewaltsam war, welcher Fehler vielleicht — wiewohl wir dies sonst an diesem Künstler nicht bemerkt haben — durch die Kälte des Publicums erhöht wurde. Den letzten Acten schadete im hohen Grade, wie mich deucht, die falsche Besetzung der beiden Rollen des Schweizerhirten und seiner Schwester. Diese wurde — wie soll ich sagen? — indifferent, farblos, tonlos — jene dagegen unnatürlich mit falschem Pathos gegeben. Der Darsteller sollte auf das Trauerspiel ganz verzichten und sich lediglich zum Lustspiele wenden, für welches er, wie ich früher schon einmal ausgesprochen, gar nicht ohne Talent ist und bei seiner Jugend etwas erwarten läßt. In Rollen, z. B. wie der Bauerbursche im goldenen Kreuz und Hanns Luft, wird man ihn immer gern sehen und eine gewisse natürliche Laune nicht verkennen. — Unter den übrigen Neuigkeiten auf unserer Bühne wird die gefährliche Tante, Originallustspiel von Albini, mit fortdauerndem Beifall aufgenommen, der sich bei den ersten Aufführungen mit stürmischem Jubel kund gab. Fräulein Bauer entzückte durch die liebenswürdige, treue Copie einer renommirten Künstlerin, welcher von allen Seiten auf die verschiedenartigste Weise gehuldigt wird. Marie, oder die drei Zeiträume, nach dem Franz. der Mad. Ancelot von Th. Hell hat nicht allgemein gefallen und selbst den Damen wollen die bis zum Ueberfluß wiederholten Entsagungen nicht munden. Wenn die französischen Schriftstellerinnen einmal sentimental werden, sie übertreffen selbst unsere Birch-Pfeiferinnen! Onkel und Nichte von Einer der letztgenannten hält die Theilnahme unsres Publicums noch immer in Athem, obwohl man in diesem Lustspiele einen Widerwillen gegen Alles, was Tugend heißt, zu bekommen im Stande wäre. Die Censur sollte es in Berücksichtigung der Moralität verbieten. Doch ist das Stück mit vieler Theaterkenntniß geschrieben und läßt es an Rührung nicht fehlen. Ein derbdeutscher Onkel, eine sentimentale, langweilige und eine liebenswürdige, flotte Nichte, ein bis in den Tod treuer alter Diener, ein leichtsinniger fader Husarenlieutenant — man merkt schon. — Ein Herr Hessen aus Hannover ist hier zwei Mal aufgetreten und hat, im Trauerspiel wenigstens (Kabale und Liebe), so ziemlich Fiasko gemacht, weshalb man auch für gut befunden, den bereits angekündigten Don Karlos für diesmal vom Repertoir wegzulassen. Der Tartüffe nach Molière ist für die nächsten Tage angesetzt und wahrscheinlich wird Herr Porth, den ich schon früher anderswo in dieser Rolle sich auszeichnen sah, auch hier dieselbe Partie übernehmen. Mit dem herannahenden Frühling und den Ferien werden uns, wie gewöhnlich, mehrere Mitglieder unsers Theaters auf mehr oder minder längere Zeit verlassen, unter ihnen zwei Lieblinge des Publicums, Herr Devrient, der, wenn er noch vor seiner Abreise allen im dresdner Anzeiger ausgesprochenen Wünschen „vieler Theaterfreunde" Genüge leisten wollte, sich zerstückeln müßte, und Fräulein Bauer, welche gegen Ende des vorigen Monats abgereist ist, um in Breslau und Wien eine ziemlich bedeutende Anzahl von Gastvorstellungen zu geben.

Notizen.

[Fesca's Opern.]

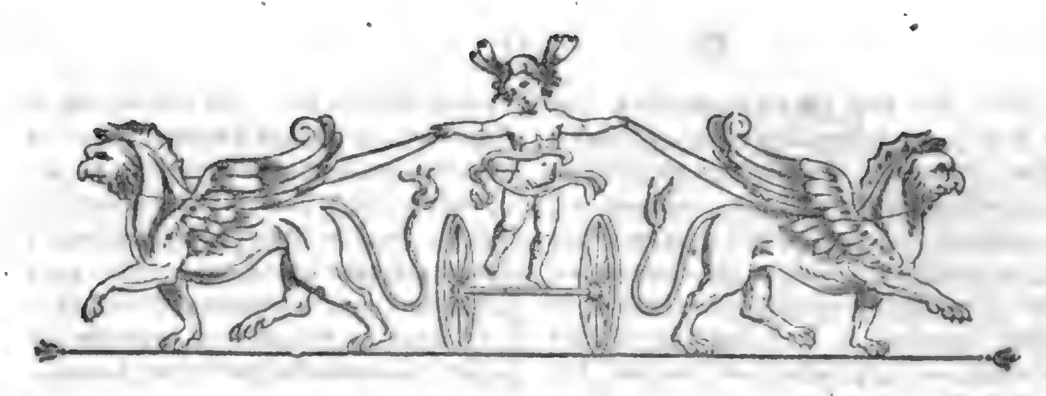
In Karlsruhe, wo F. E. Fesca als Künstler lebte und wirkte, wird eine von des Meisters Opern „Kantemire" in Scene gesetzt. Es geschah in Folge eines Aufrufs in der karlsruher Zeitung, dem die dortigen Musikvereine beipflichteten. „Zehn Jahre — heißt es in dem genannten Blatte — sind verflossen, seit die Asche dieses Künstlers innerhalb unserer Mauern ruht, und bereits jetzt hat das unbestechlich richtende Urtheil der Nachwelt auf seine Schöpfungen in vielen Fächern der Tonkunst den unvertilgbaren Stempel der Classicität gedrückt. Seine Violinquartette, Symphonien, religiösen Gesänge und Lieder, sämmtlich Ergüsse einer tiefpoetischen Natur, einer idealen Phantasie und der eigenthümlichsten Originalität, sind bereits jetzt in den verdienten Rang neben den Werken der ersten deutschen Meister eingewiesen und allgemein anerkannt; ja selbst dem brechenden Auge des sterbenden Künstlers war es noch vergönnt, in der Botschaft, daß jenseit des Rheines der Ruhm seines Namens in drei gleichzeitig veranstalteten Prachtausgaben seiner Quartette verherrlicht worden, den ersten Schimmer der Unsterblichkeit zu erblicken. Nur über einen herrlichen Zweig, den dieser fruchtbare Genius erzeugte, hat die Welt noch nicht gerichtet, seine beiden Opern: „Kantemire" und „Omar und Leila" ruhen noch immer verborgen und fast ungekannt in den Archiven des hiesigen Theaters."

Die Kränklichkeit des Componisten in den letzten Lebensjahren behinderte ihn, seine Opern auf einer der größern Bühnen in Deutschland persönlich zur Aufführung zu bringen; hierin mag der Grund zu suchen sein, daß sie nicht über Karlsruhe weit hinauskamen. Nur „Kantemire" wurde in den Jahren 1820—22 in Frankfurt und Darmstadt aufgeführt und wegen Theilnahme später wieder mehrmals begehrt. Möchten andere Bühnen zur Wiederbelebung dieser Oper der karlsruher Hofbühne nacheifern.

[Balsac.]

Balsac ist, wie franz. Bl. melden, in Mailand auf der Straße von Räubern angefallen und ausgeplündert. Er wird dies Ereigniß zweifelsohne novellisiren, und so zu seinem Gelde kommen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 69. — den 10. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Höfe und Cabinette Europas im achtzehnten Jahrhundert *).

Kein Geschichtswerk der neuern Zeit verbindet eine so große Summe historischer Entdeckungen mit einer so gediegenen und umsichtigen Behandlung des Gegenstandes. Während die Historiker gewöhnlich ihren Stoff an der Peripherie des großen Rades der Begebenheiten sammeln, ist der Verf. in das innere verworrene Getriebe desselben hinabgestiegen und hat die geheimsten Ursachen der uns bereits bekannten Wirkungen erlauscht und zu Tage gefördert. Man möchte daher das Unternehmen des Verf. weniger mit einer Seereise zur Entdeckung unbekannter Länderstriche — denn nach ihrer Lage, Höhe, Länge und Breite waren die historischen Partien, zu denen er die Reise machte, bereits entdeckt — als mit der weit schwierigern und gefahrvollern Reise in das noch unbekannte Innere vergleichen, wo die wildesten Bergvölker, Kaffern, Hottentotten und Menschenfresser, wo die größten Mühen und Gefahren ihn erwarteten. Daß er diese Mühen, verbunden mit der kärglichsten Nahrung, gefunden habe, kann wohl nicht bezweifelt werden, da er zurückging in eine Zeit, „wo aus der Familie die Sitte, aus der Kirche der Glaube, aus dem Staate die Freiheit gewichen war; wo mit Treu und Glauben, mit der Heiligkeit der Verträge und Bündnisse ein frevelhaftes Spiel getrieben wurde; der Bund, den man heute beschwor, morgen gebrochen, der Freund, den man gestern gewählt, heute verrathen wurde;" wo in einem Wuste von Untreue und Verbrechen der Embryo der großen französischen Revolution genährt wurde, als deren Vorgeschichte man das oblge Werk betrachten kann. Ob bei der Betrachtung dieser Zustände der Blick wirklich so ruhig auf die angeblich sehr verschiedene Politik des 19. Jahrhunderts sich wenden könne, als der Verf. meint; ob sich ihm nicht vielmehr zahlreiche Vergleichungspuncte darbieten, ob er nicht gebrochenen Eiden, ungerecht zerrissenen Friedens-, Neutralitäts-, Interventions- und Nichtinterventions-Verträgen begegnet und zu der Ueberzeugung gelangt, daß Treue und Glauben auch heute eben nicht in der Politik, und die Wahrheit nicht immer in den Cabinetten zu finden sei, das wollen und können wir hier nicht untersuchen; aber aus Ueberzeugung glauben wir dem Verf. die Versicherung, daß „wenn wir mit historischer Wünschelruthe den verfallenen Krönungsmantel des heiligen römischen Reichs ausklopfen, es keine raubgierigen Adler, sondern nur lichtscheue, aber gefahrlose Motten sind, die herausfliegen; und daß, wenn wir die verlegenen Perrücken des achtzehnten Jahrhunderts schütteln, Niemand zu fürchten hat, daß aus den daraus emporsteigenden Staubwolken sich ein drohendes Gewitter zusammenziehen werde."

Betrachten wir flüchtig den reichen Inhalt des Buches, so gewährt uns zuerst der überaus klägliche Zustand der riesigen spanischen Monarchie ein eben so trauriges als grotesk-

*) Von Dr. Friedrich Förster. 2 Bände. Mit Urkundenbüchern. Potsdam, bei Ferd. Rieger. 1836.

komisches Bild. Hier sehen wir die allerchristlichste Majestät von Spanien und beiden Indien im eigentlichsten Sinne Mangel leiden an den nothwendigsten Bedürfnissen; sehen die Verwaltung des Reichs in einer Zerrüttung, von der die Geschichte kein Seitenstück aufzuweisen hat, und die Macht der gesammten Königreiche hinabgesunken auf nicht 20,000 Mann Krieger, die sämmtlich halbnackt im tiefsten Elende schmachten. — Nach dem nun folgenden Successionskriege und der Besteigung des deutschen Kaiserthrones durch Karl VI., zieht der Friedenscongreß zu Utrecht besonders unsere Aufmerksamkeit an. Hier hat der Verf. an die Entschleierung der diplomatischen Ränke und Intriguen so manche charakteristische und ergetzliche Anekdote gereiht, daß man die Darstellung eben so amüsant als wichtig nennen muß, denn ein großer Theil der hier zu Tage geförderten Details war uns bis jetzt gänzlich unbekannt. Wahrlich, diese diplomatischen Combinationen verdienten von einer „in ganz Europa widerhallenden" Ohrfeige eines Bedienten zertrümmert zu werden, die ihnen denn auch eine entschiedene Wendung gab. — Von hier an geht das Werk in eine Hof- und Regierungsgeschichte Karl's VI., in eine Biographie dieses Kaisers im weitern Sinne über, und gibt uns besonders eine vollständige mit eben so viel Fleiß als Scharfsinn zusammengestellte Relation über die Schritte, Mühen und Opfer Oesterreichs, um die Anerkennung der pragmatischen Sanction von den übrigen Mächten zu erlangen. Kein Geschichtswerk hat bis jetzt jene unselige Grille Karl's, durch welche er seine Staaten in Noth und Ohnmacht stürzte und sie dem Verderben entgegenführte, so ausführlich beleuchtet. Der zweite Band gibt dann zunächst eine treffende Darstellung der Zustände Polens und der tiefen innern Zerrüttung dieses Reiches; wir erfahren hier, daß der Plan der Beraubung und gewaltsamen Zerstückelung dieses Reiches bereits im Jahre 1710 aufgefaßt und eifrig besprochen wurde, jedoch an der Rechtlichkeit des österreichischen Hofes scheiterte. Dieser Skrupel war später kein Hinderniß, und man ersieht, daß jenes Cabinet sich wenigstens später beeilte, sich auf eine gleiche Höhe mit den übrigen zu stellen, und ihren modernen Humanitäts- und Rechtsideen zu folgen. — Der unglückselige Türkenkrieg bildet die Fortsetzung dieses Bandes, und der Proceß des Grafen von Seckendorf, welcher in Ungnade fiel, weil er mit einem kleinen Heere ungeübter und schlechtgehaltener Truppen einen kriegsgewohnten Feind nicht vernichten konnte, ist eine der interessantesten Partien des Werks, die der Verf. auch mit möglichster Ausführlichkeit behandelt hat. Mit dem nun bald erfolgten Tode des Kaisers ist das Werk geschlossen, und der letzte Abschnitt, ein Gemälde des kaiserlichen Hofes, dient nur zur Vervollständigung der Geschichte. Nach der dunklen Färbung, welche die Natur der letzten Ereignisse bedingte, ist dieser Abschnitt ungemein wohlthuend. Außer den vollständigsten statistischen und topographischen Nachrichten über den Hof, den Staat, die Hauptstadt und kaiserlichen Lustschlösser, und einer ergänzenden Charakteristik des Kaisers, gibt der Verf. eine genaue, den Leser gewiß erheiternde und belustigende Beschreibung aller Gebräuche und Ceremonien, welche die Etiquette verlangte in jener glücklichen Zeit, „in welcher man an den Höfen keine andere Freiheit verlangte, als die Vergünstigung der Perrücke und des Haarbeutels."

Die Urkunden — aus dem bisher unbenutzten v. Seckendorf'schen Archive genommen — bestehen aus mannichfaltigen Verträgen, Instructionen und Correspondenzen, die bisher entweder gar nicht, oder höchst unvollständig bekannt waren; der Verf. hat in diesen Papieren mit feinem Takte und kritischem Scharfblicke gewählt, und man darf dreist sagen, daß er die vaterländische Geschichtsforschung wesentlich bereichert hat. Eine sehr schätzenswerthe Zugabe ist das dem zweiten Bande angehängte lebendige und naturgetreue Gemälde des turiner Hofes im Jahre 1731.

Man hat dem Verf. — vielleicht nicht mit Unrecht — den Vorwurf gemacht, daß Karl VI. und sein Hof nicht geeignet seien, den Mittelpunct eines Gemäldes europäischer Staatenzustände des 18. Jahrhunderts abzugeben; indem Oesterreich in jener Zeit fast gar keine Selbstständigkeit entwickelte, — einem Schiffe gleich — abwechselnd von England und Frankreich bugsirt, und durch die stets wache Eifersucht beider Höfe, selbst willenlos, bald von der einen, bald von der andern auf eine Achtung gebietende Höhe erhoben wurde. Wäre indessen die Wahl des Stoffes durch die umsichtige und gewandte Behandlung des Materials, und die wirklich pragmatische Anwendung desselben, nicht gerechtfertigt, so dürfte sie es durch den Umstand sein, daß dieses Werk zunächst bestimmt ist, sich an die frühere historische Arbeit des Verf., die „Biographie Friedrich Wilhelm I." anzuschließen, und daß sie in dieser Reihenfolge die Fortsetzung eines umfassenden Geschichtswerkes sein soll. Möchte der Verf. uns bald mit einigen weitern Bänden erfreuen, und möchten dieselben im Innern und Aeußern so schön und gediegen sein, als die vorliegenden, die wir jedem Geschichtsfreunde angelegentlichst empfehlen. K. B.

Geständnisse einer tugendhaften Marquise.

Nach einer Skizze von George Sand.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß nicht, wie ich mich bereden ließ. Uebrigens, da ich so völlig entzaubert von Lelio war, lief ich eben keine große Gefahr, mich seinen Verführungen im Publicum auszusetzen. Ich schmückte mich ausnehmend und ging in die große Prosceniumsloge, um einer Gefahr zu trotzen, an die ich nicht mehr glaubte. — Aber die Gefahr war mir niemals drohender. Lelio war erhaben, und ich nahm wahr, daß ich niemals stärker von ihm hingerissen gewesen. Die Aventure jenes Abends erschien mir nur noch wie ein Traum, und es war nicht möglich, daß Lelio ein anderer sein konnte, als er mir auf der Bühne erschien. Wider meinen eigenen Willen fiel ich wieder ganz in jene Aufregung zurück, die er mir mitzutheilen verstand. Ich mußte mein in Thränen schwimmendes Gesicht in mein Schnupftuch bergen, in meiner Verwirrung riß ich meine Schönpflästerchen herunter und verwischte das Roth auf meinen Wangen, so daß die Gräfin von Ferrières mich in den Hintergrund der Loge zurückziehen mußte, weil meine Bewegung Aufsehen im Hause zu machen anfing. Glücklicherweise besaß ich noch so viel Geschicklichkeit, um zu thun, als wäre meine ganze Rührung durch das Spiel der Mademoiselle Hippolyte-Clairon hervorgebracht. Dies war nach meiner Ansicht eine sehr kalte und abgemessene Tragödin, die vielleicht durch ihren Charakter und ihre Erziehung dem Handwerke des Theaters, wie man es damals verstand, sehr überlegen war, doch war sie zu jener Zeit berühmt durch die Manier, mit der sie das tout beau im Cinna aussprach. Zwar mußte man es ihr lassen, daß, wenn sie mit Lelio spielte, sie gewöhnlich über sich selbst hinausging, und obwohl sie ebenfalls eine Verachtung des guten Tons gegen seine Methode an den Tag legte, so unterlag sie doch oft dem Einflusse seines Genies, ohne es zu wissen, und begeisterte sich an ihm, wenn die Leidenschaft auf der Bühne sie miteinander in Berührung brachte."

„An diesem Abend war es, wo Lelio mich bemerkte, sei es nun meines auffallenden Schmuckes willen, oder wegen meiner großen Bewegung; denn ich sah ihn einen Augenblick, wo er nicht in der Scene beschäftigt war, zu einem der Herren, die in jener Zeit einen Sitz auf dem Theater hatten, sich hinneigen und ihn um meinen Namen befragen. Ich schloß dies aus der Art und Weise, wie sie mich nachher mit ihren Blicken bezeichneten. Ein Herzklopfen bemächtigte sich meiner, daß ich zu ersticken glaubte. Im Verlauf des Stücks bemerkte ich noch, daß sich die Augen Lelio's mehrere Male nach mir hinwandten. Was hätte ich nicht darum gegeben, zu erfahren, was ihm der Chevalier von Bretillac, den er nach mir gefragt, und der, mich ansehend, zu wiederholten Malen zu ihm gesprochen hatte, von mir gesagt! Das Ansehen Lelio's, der, um der Würde seiner Rolle nichts zu vergeben, ernsthaft zu bleiben gezwungen war, hatte mir nichts von dem Eindrucke verrathen können, den die ihm auf meine Kosten gegebenen Aufschlüsse verursacht haben mochten. Uebrigens kannte ich sehr wenig diesen Bretillac, und wußte nicht, was er etwa Gutes oder Schlechtes von mir hatte hinterbringen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Lübeck.

[Physiognomie der Stadt, Beurmann skizzirt, Theater, Winkelliteratur.]

Aus Lübeck? Wo liegt Lübeck? wird die elegante Leserin ihren Mann, wenn sie nämlich schon einen hat, fragen, und der legt sein Gesicht in gelehrte Falten und sagt: Lübeck? Gott, Lübeck liegt am — Ding's da und hat Einwohner. — Ich als ein gebildeter Lubecker, der auf die Bälle bei Ebbe subscribirt und ein Partout-Billet fürs Parterre bezahlt, zeige hiermit an, daß Lübeck zwischen 2½ Flüssen unterm 54. Gr. nördl. Br. liegt, und bin fest überzeugt, hiermit manchem Lübecker, der bis Dato selbst nicht gewußt hat, wo er liegt, ein Licht angezündet zu haben. Lübeck ist unbegreiflicher Weise dem Süddeutschen noch immer eine terra incognita, ein Capitel aus einem norwegischen Heldengedichte oder sonst Etwas. Und doch ist Lübeck nur 8 Meilen von Hamburg entfernt, und doch ist unser Klima sanft, wie eine gelobte Sängerin, und anschmiegend, wie eine Cravatte. Bären kennt man bei uns nur dem Namen nach, und die, die sich ein hoher Senat aufbinden läßt und aufbindet, und wenn uns auch anderes wildes Getbier fehlt, so können wir doch über Mangel an Geschmeiß, lobhudelnden Recensenten und sonstigen Unannehmlichkeiten nicht klagen. —

Lübeck hatte nach einer früheren Angabe 40,000 Einw., doch da aus Ursachen Hunde und Katzen mitgezählt waren, mußte man, um zu einem richtigen Resultate zu gelangen, Hunde und Katzen besonders zählen, und sie von der runden Summe subtrahiren. Das jetzige Ergebniß ist 24,693 Einw., doch weiß man nicht, ob hin und wieder nicht ein Hund mit durchgelaufen ist. Außerdem haben wir 4 Bürgermeister, 16 Senatoren, 40 Nachtwächter, ein Correctionshaus, eine Hochschule, eine Irrenanstalt und ein Theater. Letzteres unterscheidet sich vom Ersteren nur dadurch, daß wir Dieses nur im Winter, Jenes aber das ganze Jahr durch haben. 200 Mann Leibgarde dienen dazu, Ordnung und Thorsperre aufrecht zu erhalten, und die Anzahl der unehelichen Kinder um das Dreifache zu vermehren. 14 Kavaleristen bivouakiren in Israelsdorf, einem Lübeck nahegelegenen Orte, werden außer der Zeit zu Modellstehern gebraucht, und sind augenblicklich in Verzweiflung, weil einer von ihnen gestorben ist. Das sinnreiche Mittel eines Kavaleristen, die Zahl wieder voll zu machen, soll nicht zum Besten aufgenommen worden sein.

Wie es sonst in Lübeck aussieht, ersieht man am Besten aus Beurmann's Skizzen, die zum Theil Lübeck nicht nur portraitiren, sondern wirklich abspiegeln. Beurmann, der es

verstanden hat, sich in neuerer Zeit einigen Ruf zu erwerben, verdient eben darum einige erwähnende Worte, um so mehr, da er in Lübeck noch im frischen Andenken steht. B. gehörte seiner Zeit auch zu den Merkwürdigkeiten Lübecks. Die ungeleckte Figur, in einen Ueberrock von zweideutiger Farbe gehüllt, die langen Beine, die ihn eben so sehr wie das dünne Spazierstöckchen zu geniren schienen, das kalte reflectirende Doctor-juris-Gesicht, und dabei der schlottrige Gang auf unserm holperigen Straßenpflaster, das Alles zog die Aufmerksamkeit der Lübecker auf ihn. Dazu kam, daß seine Frau als erste Liebhaberin auf der Bühne durch bescheidenes geschmackvolles Spiel sich allgemeinen Beifall erworben hatte. Sie ging, um in Aachen, Cassel und Würzburg zu gastiren, er blieb, wahrscheinlich um Stoff zu seinen Skizzen zu sammeln, doch da man von Stoff zu Skizzen nicht leben kann, und B. in Hinsicht des Essens und Trinkens durchaus kein ätherisches Wesen war, das dessen nicht bedurfte, so konnte man bemerken, daß B. wirklich von Tag zu Tag ätherischer wurde, und es nahm kein Wunder, als er an einem schönen Tage völlig verschwunden war. Einige glaubten, er habe sich zu sehr „gehen lassen". Andere blieben dabei, er habe sich in Aether aufgelöst, noch Andere wollten ihn in Hamburg gesehen haben, wie er dem blinden Georg Lotz und andern Hamburgern den Staar gestochen.

Unser Theater, das sich, wie schon gesagt, nur im Winter hier halten kann, unterhält eben so wenig, als es unterhalten wird. Es vegetirt wie eine kostbare Pflanze, die unser Klima nicht vertragen kann, und wahrlich, Kunst und Handelsgeist sind eben so heterogene Gegenstände, wie Lübeck und der Parnaß. Schütze, der an der Spitze einer zusammengeschneiten Gesellschaft steht, spielt den Damian mit Glück, wirkt aus Liebe zur Kunst als Habaritter im Maskenballe mit, und ist in allen übrigen Fächern so unglücklich, wie er als Director ist. Madame Schütze, die uns als edle Mutter rührte, sitzt jetzt in der Casse. Herr Urspruch, der dem Leser wohl vielleicht aus Börne's Wage bekannt ist, übertreibt aufs Aeußerste, man hat daher beschlossen, die Qualität seines Spiels künftig nur nach der Quantität seines vergossenen Schweißes zu beurtheilen. Madame Willmann-Lohmann ist Prima Donna der Opera buffa und seriosa. Woher sie stammt, wie alt sie sein möge? sind Fragen, worüber man sich schon lange den Kopf zerbrochen hat. Einige glauben, sie sei 1833 bei Pompeji mit ausgegraben worden, Andere aber sagen, sie habe schon mit Orpheus vereint die wilden Thiere der Wüste gezähmt und besänftigt. Hat Madame W.-L. überhaupt jemals Thiere durch ihre Stimme gezähmt, so muß es schon lange her sein, jetzt kann sie nur noch Menschen damit wild machen. — Mad. Jost, die Frau des berühmten Jost in Hamburg, ist die Einzige, der es gelungen ist, sich in der Gunst des Publicums festzusetzen. Ihre Elvire in Zampa und der Stummen, Malvina in Gustav rc. sind Partien, die ihr mit allem Rechte das Epitheton: Künstlerin, verschafft haben. — Herr Sesselmann, Bassist, cajolirte das Publicum durch seine sonore Stimme, und es wurde allgemein bedauert, daß er sich plötzlich aus dem Staube gemacht hatte. Es ist und bleibt unbegreiflich, mit welchem unverantwortlichen Leichtsinn diese Leute durch eine Wortbrüchigkeit die Verachtung eines ganzen Publicums auf sich ziehen, da es doch ihre schöne Bestimmung ist, dieses Publicum durch Kunstleistungen für sich zu gewinnen. Ist es denn Lübeck, das doch sonst nicht ohne Liebe zur Kunst ist, zu verdenken, daß es, durch Infamien der Art geschreckt, Schauspielern und Sängern Achtung, Vertrauen und Credit versagt! — Noch sind es keine 4 Jahr her, als an einem Abend 7 theils männliche, theils weibliche Mitglieder der Oper und des Schauspiels davonliefen, und noch geschieht nichts, um diesem Unfuge ein Ende zu machen. Wahrlich, diese Herren und Damen sollten es entgelten, daß man dem Molière ein christliches Begräbniß versagt hat. —

Herr Sesselmann soll in einer Conditorei hier von einigen jungen Doctoren, ohne Beschäftigung und Sitte, zum Singen aufgefordert und, da er sich geweigert, gröblich beleidigt worden sein. Sesselmann soll hierauf Worte gesprochen haben, die Hand und Fuß hatten, auch hat er, wie man sagt, den Herren gezeigt, daß man in einer Conditorei doch etwas ganz Anderes reichen könne, als Baisers. Daß er die Nacht auf der Hauptwache zubringen mußte, war kein Grund zum Davonlaufen. Wäre er geblieben, d. h. in Lübeck, nicht auf dem Bette der Ehre, so würde ihn der dauernde Beifall des Publicums gewiß bald für die Anmaßung der jungen Tagediebe entschädigt haben, so aber, wer das Feld räumt, hat Unrecht, er mag Recht haben oder nicht. —

Als literarische Notabilität auf Reisen verdient Hoffmann von Fallersleben genannt zu werden, der sich hier einige Tage aufhielt, um seinen Freunden in literis einen Besuch abzustatten.

Hier in Lübeck munkelt man, daß, da Börne ja doch todt sei, Kriegsrath K. Müchler die Fortsetzung der „Briefe aus Paris" herausgeben wolle, und deshalb nächstens dahin auswandern werde. Die Briefe sollen, wie man sagt, an G. Harrys gerichtet und reichlich mit Anekdoten und Charakterzügen aus „Friedrich des Großen" Leben angefüllt sein. —

Bemerkenswerth ist es, daß es Niemand versucht, hier ein belletristisches Blatt zu begründen. Anklang würde ein solches Unternehmen schon finden, und es wäre auch wohl einmal an der Zeit, daß wir darauf eingingen, uns Sitz und Stimme zu verschaffen in dem Gebiete der Literatur. Außerdem mangelt uns weder Papier noch Stoff, weder Gedichte noch Druckerschwärze, weder — Censur noch Preßbengel, es fehlt nur an einem Manne, der sich an die Spitze eines solchen Institutes stellen und ihm mit Muth und Geschick eine Stellung und Richtung geben würde, die wenigstens über das Gemeine erhaben wäre. Herr Asmus, Feuilletonist der „Originalien", Verfasser der Räuber im Harzgebirge (eine Kritik des Meßkatalogs bezeichnete das Buch: „Asmus der Räuber im Harzgebirge", und wunderte sich über den bizarren Titel; ein lübeckscher Bürger und ein Räuber! welche Zusammenstellung!), also Herr Asmus ist ein Pädagoge, hat vor kurzem geheirathet, daher glauben wir ihn mit der Zumuthung als Redacteur verschonen zu müssen. Der Witz des Herren Hintze aber erstreckt sich höchstens auf ein Compliment für eine Tasse Thee, und fragen wir den Mann, warum er, statt für die Nachwelt ein Epos zu dichten, für ein Honorar von 12 Schillingen einem verstorbenen Gevatter Schneider oder Handschuhmacher nachruft, so zuckt er die Achseln, lächelt bedeutsam und sagt: Que faire? Und wir lächeln ebenfalls bedeutsam und drücken uns, leise brummend: Ja! Que faire? —

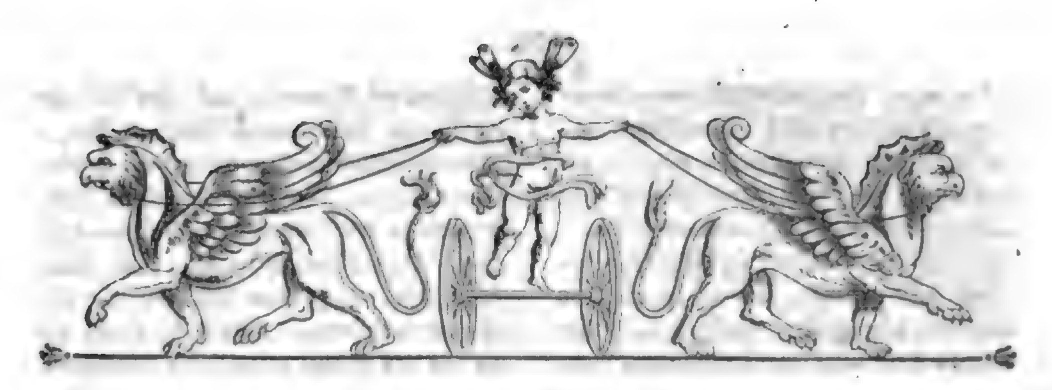
p.

N o t i z.

[Eßlair.]

Eßlair in München, dem Tode nahe, geht seiner Wiederherstellung entgegen. Er hat bei der Behörde eine Klage gegen die Homöopathie eingereicht, deren falsche Behandlung ihn fast dem Verderben preisgegeben hätte. Ein seltsamer Theatercoup! Die Klage ist denkbar; allein der Beweis!

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 70. — den 11. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geständnisse einer tugendhaften Marquise.

(Fortsetzung.)

„An diesem Abende begriff ich erst die Art der Liebe, die mich an Lelio fesselte. Sie war rein geistig und romanesk. Er war es nicht, den ich liebte, sondern die Heroen jener alten Zeiten, die er so darzustellen verstand, diese Musterbilder des Freimuths, der Rechtlichkeit und Zärtlichkeit, die auf ewig verloren gegangen, lebten mir in ihm wieder auf, und ich fand mich mit ihm und durch ihn in ein Zeitalter von Tugenden, die seitdem in Vergessenheit gerathen, zurückversetzt. Ich empfand den Stolz, mir zu denken, wie ich in jenen Tagen niemals verkannt und beschimpft worden wäre, wie ich mein Herz hätte hingeben können, und niemals dazu gebracht worden wäre, ein Phantom der Komödie zu lieben. Lelio war für mich nichts als der Schatten des Cid, als der Repräsentant der alten chevaleresken Liebe, die man gegenwärtig in Frankreich verspottete. Ihn, den Mann, den Schauspieler achtete ich wenig, ich hatte ihn gesehen und konnte ihn nur im Publicum lieben. Mein Lelio war für mich nur ein künstlich gebildetes Wesen, das ich nicht mehr fassen konnte, sobald man den Kronleuchter des Schauspielhauses auslöschte. Es gehörte zu ihm die Illusion der Scene, der Widerschein der Lichter, die Schminke seines Costüms, um der zu sein, den ich liebte. Wann dies Alles von ihm abgestreift wär, kehrte er für mich in das Nichts zurück, wie ein Stern, der beim Glanze des Tages erlischt. Außerhalb der Breter empfand ich auch nicht die geringste Lust, ihn zu sehen, ja es würde mir zur Verzweiflung gereicht haben, und wäre mir eben so gewesen, als einen großen Mann, in ein wenig Asche aufgelöst, in einem thönernen Gefäß zu betrachten."

„Meine häufige Abwesenheit gerade in den Stunden, wo ich sonst den Larrieux empfangen hatte, und besonders meine förmliche Weigerung, künftighin auf einem andern Fuße mit ihm zu stehen, als auf dem der Freundschaft, brachten ihn zu den heftigsten Anfällen der Eifersucht, die diesmal besser begründet war als früher. Eines Abends, als ich zu den Carmelitern ging, in der Absicht, durch einen andern Ausweg wieder zu entschlüpfen, bemerkte ich, daß er mir folgte, und ich sah ein, daß es mir künftig fast unmöglich sein würde, ihm meine nächtlichen Wanderungen zu verbergen. Ich faßte also den Entschluß, ganz offen ins Theater zu gehen, und gewann allmälig die nöthige Verstellungskunst über mich, meine Eindrücke zu verschließen. Uebrigens suchte ich jetzt meine Bewunderung für Hippolyte Clairon laut an den Tag zu legen, um dadurch Jeden über meine wahre Neigung hinters Licht zu führen. Freilich war ich nun mehr befangen und mußte genau auf mich Acht geben, wodurch schon mein Vergnügen an Lebhaftigkeit und Tiefe verlor, aber aus dieser Lage erwuchs dagegen eine andere, die schnell ein Gleichgewicht herstellte. Lelio sah mich nämlich und beobachtete mich, meine Schönheit

hatte ihn getroffen, meine Empfänglichkeit ihm geschmeichelt. Kaum wandte er seinen Blick von mir ab. Zuweilen verfiel er dadurch in Zerstreuungen, über die das Publicum mißvergnügt wurde, bald konnte ich mich nicht mehr täuschen, er liebte mich bis zum Rasendwerden!"

„Meine Loge hatte der Prinzessin von Vaudemont gefallen, und ich fand mich veranlaßt, sie ihr abzutreten, um dafür eine kleinere und bessergelegene einzunehmen. Jetzt konnte ich nun keinen Blick mehr von Lelio verlieren, und die seinigen durften mich verstohlener suchen, ohne mich in Verlegenheit zu bringen. Uebrigens bedurfte ich nicht einmal dieser Mittel, um mich in Wechselwirkung mit allen seinen Empfindungen zu erhalten; in dem Tone seiner Stimme, in den Seufzern seiner Brust, in der Betonung, die er gewissen Versen und Worten gab, verstand ich, daß er sich nur an mich wandte. Jetzt war ich die stolzeste und glücklichste der Frauen, denn in diesen Stunden war es kein Schauspieler, es war ein Heros, der mich liebte."

„Nach zwei Jahren einer Liebe, die ich unbekannt und einsam im Grunde meiner Seele genährt hatte, folgten sich nun drei Winter in einer von jetzt an getheilten Neigung, ohne daß je einer meiner Blicke dem Lelio das Recht gegeben hätte, etwas anderes zu hoffen, als diese innerlichen und geheimnißvollen Beziehungen. Ich erfuhr seitdem, daß Lelio mir oft auf der Promenade gefolgt war, aber niemals würdigte ich ihn, seine Gestalt von der Masse zu unterscheiden, so wenig Lust hatte ich, ihn außer dem Theater zu kennen. Diese fünf Jahre aber sind die einzigen, die ich von achtzigen gelebt habe!"

„Endlich bekam ich eines Tages den Mercure de France in die Hand und las darin den Namen eines neuen Schauspielers, der bei der Comédie française an der Stelle Lelio's, welcher ins Ausland abreiste, engagirt war. Diese Nachricht brachte mir einen tödtlichen Schlag bei, und ich begriff nicht, wie ich künftig würde leben können, ohne diese Aufregung und ohne diese Existenz der Leidenschaft und der stürmischen Bewegung, die mich getragen hatten. Dies aber ließ die Liebe in mir nur ungeheure Fortschritte machen, und hätte mich beinahe zu Grunde gerichtet. Von jetzt an kämpfte ich nicht mehr mit mir, um schon in seiner Geburt jeden Gedanken zu ersticken, welcher der Würde meines Ranges entgegen gewesen wäre. Ich litt viel und flüsterte mir jetzt im Geheimen alles das zu, was Lelio nicht war, und was er doch auf den Bretern zu sein schien, ich ging so weit, ihn jung und schön zu wünschen, so wie die Kunst ihn jeden Abend machte, damit ich ihm jeden Stolz meiner Vorurtheile und alles Widerstreben meiner Natur zum Opfer bringen könne. Jetzt, wo ich dieses moralische Wesen, welches so lange meine ganze Seele ausfüllte, verlieren sollte, ergriff mich die Lust, alle meine Träume zu verwirklichen und ein positives Leben zu versuchen. Noch befand ich mich in dieser fürchterlichen Unschlüssigkeit, als ich einen Brief von einer mir unbekannten Handschrift empfing. Dies ist der einzige Liebesbrief, den ich von den tausend geschriebenen Betheurungen des Larrieux, und von den tausend parfümirten Erklärungen hundert Anderer aufbewahrt habe, denn es ist in der That der einzige Liebesbrief, den ich empfangen." —

Die Marquise unterbrach sich hier, stand auf und öffnete mit sicherer Hand einen zierlichen Koffer, aus dem sie einen ziemlich zerknitterten und fast verloschenen Brief, den ich kaum noch entziffern konnte, hervorzog:

„Madame! Ich halte mich moralisch überzeugt, daß dieser Brief Ihnen nur Verachtung einflößen wird, ja Sie werden ihn nicht einmal Ihres Zornes würdig finden, aber was thut einem Manne, der in einen Abgrund versinkt, noch ein Stein mehr oder weniger in der Tiefe! Sie werden mich für einen Narren ansehen, und täuschen sich vielleicht nicht darin. Aber es ist auch möglich, daß Sie mich in der Stille beklagen werden, denn an meiner Lauterkeit dürfen Sie nicht zweifeln. Bei der Demuth, die ihnen die Frömmigkeit verlieh, werden Sie den Umfang meiner Verzweiflung zu ermessen verstehen; ja Sie müssen es schon wissen, gnädige Frau, wie viel Schlimmes und Gutes Ihre Augen anrichten können. Nun wohlan, sage ich, wenn ich nur eine einzige Regung des Mitgefühls von Ihnen erlange, wenn ich diesen Abend zu der sehnsüchtig herbeigerufenen Stunde, wo ich täglich erst zu leben anfing, auf Ihren Zügen nur einen leichten Ausdruck von Barmherzigkeit gewahr werde, so reise ich weniger unglücklich von dannen und werde aus Frankreich ein Andenken mit mir nehmen, das mir vielleicht die Kraft gibt, anderwärts zu leben und dort meinen undankbaren und qualvollen Beruf zu verfolgen. Aber Sie müssen es schon wissen, denn es ist unmöglich, daß meine Verwirrung, meine Hingerissenheit, mein Schrei des Zornes und der Verzweiflung mich nicht zwanzig Mal auf der Bühne hätten verrathen sollen! Sie haben alle diese Gluthen nicht anzünden können, ohne ein wenig das Bewußtsein von dem zu haben, was Sie thaten. Ach, vielleicht haben sie gespielt, wie der Tiger mit seiner Beute, und wohl ein Vergnügen an meinen Qualen und meiner Tollheit gefunden. Doch nein, daß ich mir nicht

zu viel einbilde! - Nein, ich glaube nicht, daß Sie jemals daran gedacht haben. Sie sind empfänglich für die Verse des großen Corneille und Sie versetzen sich in die hohen Leidenschaften der Tragödie, das ist Alles! Und ich Sinnloser wagte zu glauben, daß meine Stimme allein es war, die zuweilen ihre Sympathien erweckte, daß mein Herz ein Echo in Ihrem fand, und daß es zwischen Ihnen und mir noch etwas mehr gab, als zwischen mir und dem Parterre. O, dies war eine ausgezeichnete, aber süße Thorheit! Lassen Sie sie mir, was thut sie Ihnen? Oder fürchten Sie, daß ich mich dessen rühmen könnte? Mit welchem Rechte aber vermöchte ich es, und wie könnte ich meinen Worten Glauben verschaffen? Ich würde nur zum Gelächter aller Verständigen werden. Lassen Sie sie mir also, bitte ich, diese Ueberzeugung, die ich zitternd hege, und die mir allein mehr Glück schaffen konnte, als die Strenge des Publicums gegen mich nur Leides gethan hat. Lassen Sie mich Sie segnen und Ihnen auf den Knien danken für diese Empfänglichkeit, die ich in Ihrer Seele gefunden, und die noch keine andere mir gewährte, für diese Thränen, die ich Sie über mein Unglück auf dem Theater vergießen sah, und die oft meine Begeisterung bis zum Wahnsinn hinrissen, für diese schüchternen Blicke, die, ich glaubte es wenigstens, mich zu trösten suchten über die Kälte meiner Zuhörer. O, warum sind Sie so im Glanze auf der Höhe geboren? Warum bin ich nur ein armer Künstler ohne Ruhm und ohne Namen? Warum besitze ich nicht die Gunst des Publicums und die Reichthümer eines Banquiers, um sie gegen einen Namen und einen jener Titel zu vertauschen, die ich bisher verachtete, die mir aber vielleicht erlauben würden, nach Ihnen zu streben! Sonst zog ich die Aristokratie des Talents jeder andern vor, ich fragte mich, wozu es gut sei, für einen Chevalier oder Marquis zu gelten, wenn nicht um einen Narren, Faden oder Impertinenten zu spielen; ich haßte den Stolz der Großen, und glaubte mich hinlänglich gerächt für ihre Verachtung, wenn ich mich über sie erhoben durch mein Genie. Chimären und Täuschungen! Meine Kräfte haben meinem unsinnigen Ehrgeize einen Streich gespielt. Ich bin dunkel und unbekannt geblieben, ja noch schlimmer, ich war schon beim Erfolge angelangt und habe ihn wieder entschlüpfen lassen. Es schien mir, als würde ich groß, und man schleuderte mich wieder in den Staub zurück, ich glaubte schon das Erhabene zu berühren, und man verdammte mich zum Lächerlichen. Das Geschick nahm mich mit meinen maßlosen Träumen und meiner kühnen Seele und zerbrach mich wie ein schwaches Rohr; ich bin ein unglücklicher Mensch! Aber die größte meiner Tollheiten ist die, daß ich meine Augen über die Rampe des Schauspielhauses hinüberzuwerfen wagte, die zwischen mir und dem übrigen Theile der Gesellschaft eine unübersteigliche Linie zieht; es ist für mich der Zirkel des Popilius, und ich wollte ihn überspringen! Ich wagte Augen zu haben, ich, der Komödiant, und sie auf eine schöne Frau zu heften, auf eine Frau, die so jung, so vornehm, so edelmüthig, so liebend und so hochgestellt ist! Denn alles das sind Sie, ich weiß es! Die Welt beschuldigt Sie der Kälte und der übertriebenen Frömmigkeit, ich allein kenne Sie, und weiß Sie zu beurtheilen. Ein einziges Lächeln von Ihnen, eine einzige Ihrer Thränen reichten hin, um die thörichten Fabeln Lügen zu strafen, welche ein gewisser Chevalier von Bretillac mir gegen Sie ins Ohr raunte. Aber welches ist denn Ihr Geschick? Welches seltsame Verhängniß lastet auf Ihnen wie auf mir, daß Sie mitten im Schooße einer glänzenden Welt, die sich die aufgeklärte nennt, kein Herz gefunden haben, das Ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließe, als das eines armen Komödianten? Nun wohl, nichts soll mir diesen trüben aber trostreichen Gedanken entreißen, daß, wenn wir auf derselben Stufe der Gesellschaft geboren wären, Sie mir nicht hätten entgehen können, wer auch mein Nebenbuhler und wie groß auch meine Mittelmäßigkeit gewesen. Ich mußte Ihnen eine Wahrheit vor Augen stellen, nämlich, daß es mir etwas Größeres gibt als ihre Glücksgüter und ihre Titel, und dies ist die Macht, Sie zu lieben." „Lelio."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Droschken, Omnibus, Eisenbahn-Actien.]

Seit meinem letzten Brief hat sich in der Welt der Kunst- und Lebensereignisse gar Manches begeben, was des Berichts werth ist. Freilich ist es ein buntes Glücksrad voller Nieten und Gewinne mannichfaltiger Art, aus welchem ich den Stoff für meinen Brief zu ziehen habe, und es wird schwer sein Plan und Ordnung hineinzubringen; indessen wer will Systematisches, wenn er die leichten Blätter einer Zeitschrift in die Hand nimmt, um vielleicht vor einer schweren Zeit (denn jeder hat seine eigene oft mitten in der besten, deren die Welt sich erfreut) auf Augenblicke zu flüchten. Ich will versuchen einige Logik in die Masse zu bringen, und sie folgendermaßen abtheilen. 1) Von Fuhrwerken, und zwar a, von Galgenkarren, b, Droschken, c, Omnibus, d, Eisenbahnen.

Ad a. Der Galgenkarren bildete mehrere Tage lang das Hauptgespräch der Berliner. Sie erharrten denselben nämlich höchst ungeduldig, um ein zartes weibliches Wesen darauf zum Rabenstein fahren zu sehen. Die Holde, welche diesen zweideutigen Triumph feierte, war eine zärtliche Gattin, die aus Liebe zum zweiten Mann schon ihrem ersten den Hals abgeschnitten haben soll, und aus reuiger Liebe zum

ersten es dem zweiten ebenfalls that. Jedennoch drängte sie ihr ganzer Beruf so zur Ehe, daß sie sogar im Gefängniß noch einen Bund mit dem Wärter schloß, den der Himmel nicht ungesegnet ließ. Dieses kleine häusliche Hinderniß mochte Ursach sein, daß die öffentlichen Geschäfte dieses Musterbildes von Ehefrau sich etwas verzögerten und daher ihre Hinrichtung den Berlinern zu lange dauerte. Inzwischen, was lange währt, wird gut, und so fiel denn auch dieses Schauspiel zur höchsten Zufriedenheit aller Kenner aus. Der *tausendstimmige Beifall*, welchen, *wörtlich genommen*, der Actus erzeugte, giebt gewiß den schönsten Maßstab für die feine Bildung unsers Volkes. Ihr Correspondent freut sich allemal wahrhaft der Höhe unserer Civilisation, wenn er von so einem Actus berichten kann, was ihm, seit der große Hobus das Schaffot bestiegen, nicht so gut geworden ist. Der Galgenkarren hat nun seine Rolle ausgespielt und ich gelange

Ad b zu den Droschken. Wollte Gott, auch sie hätten ihre Rolle ausgespielt. Dieser Wunsch aber ist es gerade, der ihnen zu einer in diesem Briefe verhilft. Man hofft nämlich, daß mit dem ersten October dieses Jahres, wo das Privilegium für die Fuhrwerke erlischt, bessere an ihre Stelle treten sollen, die weniger theuer, aber dafür rascher und zahlreicher sind. Man hat sich abgemartert, ein nec plus ultra von Lohnfuhrwerken erfinden zu wollen, woran gar nichts mehr zu verbessern wäre. Aber ein Vorschlag nach dem andern ist gescheitert, weil er Mängel hatte. Es wird uns hier wahrscheinlich gehen, wie dem Deutschen so oft, der gar nichts erreicht, weil er zu viel erreichen will. Wir sollten vor der Hand zufrieden sein mit etwas Besserem, dann könnte das Beste immer noch nachfolgen. Alle Welt ist einig darüber, daß das hamburger Fiaker-Wesen vortrefflich sei. Allerdings hat es einige Mängel, z. B. den, daß man, wenn auch nicht viel, doch *etwas* dafür bezahlt, während es freilich vollkommner wäre, falls man *ganz umsonst* führe oder noch besser, Geld dazu bekäme: allein ich würde es unbedenklich einstweilen, trotz dieser Gebrechen, genau nach dem Muster der Hansestadt einführen, um nur vor der Hand einen Schritt vorwärts gegangen zu sein. Aber bei uns sind wir rein des Teufels und verlangen mit einem Satz *vollkommen* zu sein oder *nichts*; „aut Caesar aut nihil" heißt das Loos, welches für unsere Zukunft geworfen wird; aber ich wette, wir ziehen das nihil, die Niete, nämlich die Droschken.

Ad c. Die Hauptfrage von veredelten Droschken hat die Nebenfrage von *Omnibus* in den Gang gebracht. Wir finden nämlich nach gerade, daß Berlin nicht nur langweilig, sondern auch lang genug ist, um lieber hindurch zu fahren als zu gehen, und deshalb hat sich, von einem kühnen Stimmführer begonnen, plötzlich ein wildes Geschrei nach Omnibus erhoben. Vom Minister bis zum Eckensteher fühlt jeder jetzt ein dringendes Bedürfniß, von Tivoli nach der Charité, vom brandenburger Thor nach dem stralauer, und andere kleine Distanzen künftig bei schlechtem oder heißem Wetter nicht mehr zu gehen, sondern zu fahren. Man möchte gern für einen Silbergroschen eine halbe Reise um die Welt machen, und dazu taugt nichts besser als ein Omnibus. Auch packt manche schon eine gewaltige Angst, wie sie es machen sollen, um an die Bahnhöfe unserer Eisenbahnen zu gelangen, was, da dieselben an den entferntesten Thoren liegen werden, ohne ein eigenes Fuhrwerk dazu, wie man es in Brüssel hat, kaum möglich wäre. Diese Verlegenheit ist in der That sehr groß, da wir

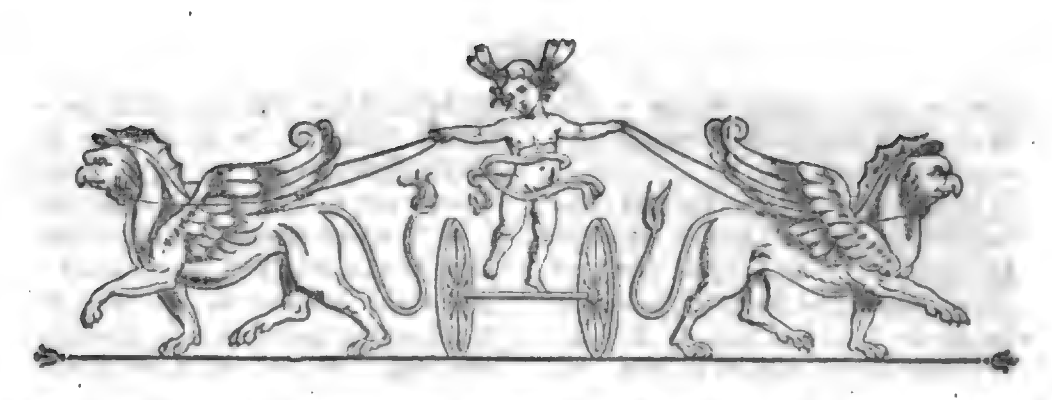
Ad d vor Eisenbahnen bald nicht mehr zum Thore hinaus können werden. Wie glücklich ist Leipzig, welches nur zwischen den Hoffnungen und Sorgen einer einzigen Eisenbahn hin- und hergewiegt wird, gegen Berlin, wo man sich, schlimmer wie der scholastische Esel, nicht zwischen *zwei*, sondern zwischen sechs Bund Heu befindet, und nicht weiß, wohin man sich wenden soll. Mein Fall trifft alle meine Mitbürger; und er ist wahrhaftig traurig genug. Ich besitze ein kleines Capital, etwas uber einen Thaler, aber etwas unter einer Million. Meine Sorge ist, es gut anzulegen. Gute Hypotheken sind nicht zu haben, die Staats-Schuldscheine stehen zu hoch, und man munkelt von Reduction der Zinsen; Pfandbriefe sind vollends nicht zu bezahlen. Kurz es ist ein Elend, und man weiß nicht, wie man zu einem paar Thalern ruhiger Interessen kommen soll. Da kommt ein Heer von Rathgebern herbei und alles schreit: „Du Thor, lege doch Dein Geld in Eisenbahn-Actien an! Hast Du nicht gelesen, daß die Nürnberger fünfhundert stehen, daß die Belgier ihr Capital alle Jahr drei Mal amortisiren, daß man sich in Frankfurt die Hälse gebrochen hat, um nur zu unterzeichnen? Also Eisenbahn-Actien!" — „Vortrefflich! Aber welche?" — Bei dieser Frage geht der Jammer von Neuem an. Denn hier üben die Heubunde ihren vielbekannten Zauber erst recht. „Unbezweifelt müssen Sie Stettiner nehmen," läßt sich ein Rathgeber mit einer Stentorstimme vernehmen. „Die Seehäfen sind die Hauptsache! Der ganze Ostseehandel, alle Producte Rußlands, Finnlands, Schwedens und Norwegens müssen durch diesen Canal. An der Spitze der Actionaire steht der einflußreichste Banquier Berlins; Alexander v. Humboldt hat ebenfalls dem Könige diese Bahn als die wichtigste gerühmt." Schon will ich mein Geld aus der Tasche ziehen und die Stettiner kaufen, so flüstert es hinter mir: „Ums Himmels Willen verlieren Sie Ihr Geld nicht! Potsdamer-Actien müssen Sie nehmen, denn dort wird der wahre Confluxus der Menge sein. Von Berlin nach Potsdam fährt jeder Eckensteher! Eine Unzahl von Potsdamern wird nichts weiter thun als hin- und herreisen, und die Bahn bekommt den Titel „*Hof-Eisenbahn*." Jetzt bin ich überzeugt und fest entschlossen für etliche Millionen Eisenbahn-Actien zu kaufen, als ein dritter Mäkler mir noch glücklicher Weise in den Arm fällt, und mich und mein Geld vom Abgrunde zurückzieht. „Sie Thor! Sie leichtgesinnter Familienvater! Wie können Sie Ihr schwererworbenes Gut in eine solche Speculation werfen! Die potsdamer Bahn wird ja eine Vergnügungsbahn! Wenn vierzehn Tage Regen eintritt, zahlt nicht Christ nicht Jude mehr einen Groschen Zinsen und die Hof-Eisenbahn ist so banquerott wie mancher Hof! *Binnenhandel* allein ernährt die Eisenbahnen! Für die Küste sorgt die See! Aber die Eisenbahnen sind die Goldströme des Festlandes! Berlin-Riesa-Actien, die auf die dresdner-leipziger Bahn stoßen, müssen Sie kaufen! Nach der ersten leipziger Messe sind Sie ein Millionair." — — Diese Aussicht ist zu reizend. Ostern ist ja fast vor der Thür, gleich nach Ostern könnte ich also schon diesen schönsten Titel der Erde „*Millionair*" in Anspruch nehmen. (D. F. f.)

N o t i z.

[Machiavell.]

Vom Grafen v. *Hohenthal-Städteln* in Leipzig erschien ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß Machiavell's, als erste Lieferung und Frucht von langjährigen Forschungen in den Schätzen der italienischen Literatur. Es ist eine Schilderung Machiavell's nach Ginguenée's Histoire littéraire d'Italie; in der bald nachfolgenden zweiten Lieferung sollen die Forschungen Artaud's und einiger Andern mitgetheilt werden.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 71. — den 13. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geständnisse einer tugendhaften Marquise.

(Fortsetzung.)

„Dieser Brief,“ fuhr die Marquise fort, „merkwürdig für die Zeit, in der er geschrieben, schien mir, ungeachtet einiger Erinnerungen Racine'scher Declamation, die in dem Anfange durchschimmern, doch dergestalt ächt und wahr, und ich fand darin einen so neuen und kühnen Ausdruck der Leidenschaft, daß ich mich ganz erschüttert davon fühlte. Der Ueberrest von Stolz, der noch in mir kämpfte, verschwand, und ich hätte gern mein ganzes Leben für eine einzige Stunde solcher Liebe hingegeben.“

„Ich will nicht von meinen Unschlüssigkeiten, von meinen Träumen und Schrecknissen reden. Ich würde selbst nicht mehr den Faden und die Verbindung davon auffinden können. Ich antwortete einige Zeilen, wie folgt, so weit ich mich ihrer noch erinnere: Ich klage Sie nicht an, Lelio! Ich verklage das Geschick. Nicht Sie allein bedaure ich, auch mich. Ich möchte Ihnen nicht aus irgend einer Absicht des Stolzes, der Klugheit oder der falschen Schaam den Trost entziehen, sich von mir ausgezeichnet zu glauben. Nehmen Sie ihn, denn er ist der einzige, den ich Ihnen bieten kann. Niemals kann ich einwilligen, daß wir uns sehen.“

„Am andern Morgen empfing ich ein Billet, das ich nur in der größten Hast las, und kaum Zeit hatte, ins Feuer zu werfen, um es dem Larrieux, der mich im Lesen überraschte, zu entreißen. Es war ungefähr folgendermaßen abgefaßt:

„Madame! ich muß Sie sprechen, oder ich sterbe. Ein Mal nur, nur ein einziges Mal, nur eine Stunde, wenn Sie wollen. Was fürchten Sie denn von einer Zusammenkunft, wenn Sie sich meiner Ehre und meinem Zartsinne vertrauen? Ich weiß, wer Sie sind, ich kenne die Strenge Ihrer Sitten, Ihre Frömmigkeit, ich weiß auch, welches Verhältniß Sie zu dem Vicomte von Larrieux haben. Ich bin nicht so thöricht, etwas Anderes von Ihnen zu hoffen, als ein Wort der Barmherzigkeit, aber dies muß auch von Ihren Lippen auf mich fallen. Mein Herz muß es auffangen und mit sich nehmen, oder mein Herz muß brechen!“ — „Lelio.“

„Ich kann es zu meinem Ruhme sagen, denn jedes edle und muthvolle Vertrauen ist ruhmwürdig in der Gefahr, daß ich mich auf keinen Augenblick der Furcht überließ, ich könne etwa von einem unverschämten Wüstlinge verspottet sein. Ich glaubte heilig an die Demuth und Lauterkeit Lelio's. Ich beschloß also, ihn zu sehen. Seine verkommene Gestalt, seinen niedrigen Ton und seine gemeine Miene hatte ich vollständig vergessen, und kannte nichts weiter mehr von ihm, als den Zauber seines Genies, seine Schreibart und seine Liebe. Ich antwortete ihm: Ich will Sie sehen, finden Sie einen sichern Ort, aber hoffen Sie von mir nichts, als was Sie begehrten. Ich habe Glau-

ben an Sie, wie an Gott. Sollten Sie ihn zu mißbrauchen suchen, so wären Sie ein Elender und ich hätte nichts von Ihnen zu fürchten."

Antwort: „Ihr Vertrauen würde Sie selbst gegen den ruchlosesten Verbrecher schützen. Lelio ist dessen nicht unwerth. Der Herzog von *** hat öfters die Güte gegen mich gehabt, mir sein Haus in der Straße Valois anzubieten; was hätte ich aber damit thun sollen? Seit drei Jahren gibt es für mich nur eine Frau auf der Erde. Geneigen Sie, an diesem Orte nach Beendigung des Theaters zu erscheinen." (Folgt die Bezeichnung des Ortes.)

„Dies Billet empfing ich um vier Uhr, und diese ganze Verhandlung wurde im Verlauf eines Tages gepflogen. Wie sinnlos lief ich an diesem Tage durch alle meine Zimmer, ich hatte das Fieber, und bald kam es mir vor, als träume mir dies Alles nur. Dieser schnelle Lauf von Ereignissen und Bestimmungen, die fünf Jahre voll fester Entschließung über den Haufen warfen, riß mich fort wie ein Traumbild, und als ich den letzten Entschluß gefaßt, als ich sah, daß ich mich verwickelt, und es nicht mehr Zeit sei, zurückzutreten, fiel ich überwältigt auf meine Ottomane, kaum mehr athmend, und mein Zimmer drehte sich unter meinen Füßen. Ich fühlte mich ernstlich unwohl, und man mußte nach einem Chirurg schicken, der mir zur Ader ließ. Meinen Leuten verbot ich, irgend Jemanden ein Wort von meiner Unpäßlichkeit zu sagen, denn ich fürchtete die Zudringlichkeit der Rathgeber, und wollte nicht, daß man mich auf den Abend am Ausgehen verhindern möchte. Der Stunde harrend, warf ich mich auf mein Bett und verwehrte selbst dem Herrn von Larrieux den Eintritt. Der Aderlaß hatte mir eine physische Erleichterung verschafft, indem er mich schwächte. Ich verfiel in eine große Betäubung, und die Aufregung des Fiebers bemächtigte sich mit tausend Trugbildern meiner Phantasie. Als ich die Vernunft und das Gedächtniß wiederfand, stellte sich mir die schreckliche Enttäuschung in jenem Kaffeehause und das erbärmliche Ansehen Lelio's vor Augen; ich fing an, über meine Thorheit zu erröthen und fiel aus der Höhe meiner Phantasiewelt in eine platte und unwürdige Wirklichkeit herab. Ich begriff selbst nicht, wie ich mich hatte entschließen können, jene heroische und romantische Liebe gegen den Ekel, der meiner wartete, und die Scham, die künftig alle meine Erinnerungen vergiften würde, zu vertauschen. Eine tödtliche Reue über das, was ich gethan, befiel mich. Ich beweinte den Zauber meines Liebelebens, und die reine und innerlich schöne Zukunft, die ich zu zerstören in Begriff stand. Ich beweinte besonders den Lelio, den ich durch diese Begegnung auf immer zu verlieren Gefahr lief, den zu lieben fünf Jahre lang mein süßestes Glück gewesen, und den ich vielleicht in einigen Stunden nicht mehr zu lieben im Stande sein würde."

„In meinem Kummer rang ich die Arme mit Gewalt, meine Aderlaßwunde öffnete sich wieder und das Blut floß in reichlichen Strömen; ich hatte nur noch Zeit, meiner Kammerfrau zu schellen, die mich ohnmächtig auf meinem Bette fand. Ein tiefer und schwerer Schlaf, gegen den ich vergeblich kämpfte, bemächtigte sich meiner. Ich träumte nichts, ich hatte keine Schmerzen, ich war wie todt einige Stunden lang. Als ich die Augen wieder aufschlug, war es in meinem Zimmer finster, in meinem ganzen Hause herrschte Schweigen, und meine Dienerin war auf einem Stuhle zu Füßen meines Bettes eingeschlafen. Ich verharrte eine Zeit lang in einem Zustande der Betäubung und der Schwäche, der mir keine Erinnerung, keinen Gedanken verstattete. Plötzlich aber kehrte mir das Gedächtniß wieder; ich frägte mich, ob Stunde und Tag des Rendezvous schon vorüber wären, ob ich eine Stunde oder ein Jahrhundert geschlafen, ob es Tag oder Nacht, ob meine Wortbrüchigkeit den Lelio getödtet, und ob es noch Zeit! Ich versuche mich zu erheben, meine Kräfte versagen mir und ich kämpfe einige Augenblicke wie mit einem Alp, der mich belastet. Endlich raffe ich meine ganze Willensstärke zusammen, um meine hinfälligen Glieder zu unterstützen. Ich schwanke über den Boden hin, öffne die Vorhänge und sehe den Mond über den Bäumen meines Gartens blitzen; ich stürze nach der Uhr, und sie zeigt erst zehn. Ich springe auf meine Kammerfrau zu, schüttele sie und erwecke sie stürmisch mit den Worten: Quinette, welchen Tag haben wir heut? Sie springt schreiend von ihrem Stuhle auf und will fliehen, denn sie glaubt, ich rase; ich halte sie zurück, suche sie zu beruhigen und erfahre, daß ich nur drei Stunden geschlafen. Wie dankte ich Gott! Ich begehre rasch einen Fiaker, Quinette sieht mich mit Staunen an. Endlich überzeugt sie sich, daß ich meine ganze Besinnung habe, vollzieht meinen Befehl und schickt sich an, mich anzukleiden."

„Ich ließ mir das einfachste und züchtigste meiner Kleider geben, mein Haar ließ ich ohne allen Schmuck, und legte nicht einmal Roth auf. Ich wollte vor allen Dingen dem Lelio Achtung und Ehrerbietung einflößen, die mir mehr werth waren als seine Liebe. Und doch hatte ich ein Gefühl des Wohlbehagens, als Quinette, erstaunt über Alles, was mir in den Sinn gekommen, endlich mich vom Kopf

bis zu den Füßen betrachtend, ausrief: In Wahrheit, gnädige Frau, ich weiß nicht, wie Sie es anstellen, Sie haben da nur ein ganz einfaches Kleid an ohne Schleppen, Besatz und Alles; Sie sind krank und bleich wie der Tod; Sie haben nicht einmal ein Schönheitspflästerchen anlegen wollen, und doch will ich sterben, wenn ich Sie jemals so schön gesehen, wie diesen Abend. Ach, ich beklage nur die Herren, die Sie ansehen werden. — Du glaubst mich also bei gutem Verstande, meine arme Quinette? — Ach, gnädige Frau Marquise, ich bitte alle Tage den Himmel, mich so klug werden zu lassen, aber bis jetzt — — Nun wohl denn. Du Offenherzige, gib mir meinen Mantel und den Muff."

„Um Mitternacht war ich in dem Hause in der Straße Valois. Ich hatte mich sorgfältig in meinen Schleier gehüllt. Eine Art Kammerdiener kam mir entgegen, um mich zu empfangen. Er schien der einzige sichtbare Inwohner dieses mysteriösen Hauses. Er führte mich durch mehrere Gänge eines finstern Gartens bis zu einem Pavillon, der in Schatten und Schweigen wie vergraben stand."

Nachdem er in dem Vorzimmer seine Laterne niedergestellt, öffnete er mir die Thür eines dunklen und tiefen Gemachs, zeigte mir mit einer ehrerbietigen Geberde und einer unempfindlichen Miene den Strahl einer Leuchte, die von der Decke an einer Schnur herabhing und sagte mit gedämpfter Stimme, als fürchte er das schlummernde Echo zu erwecken: Madame befinden sich allein, noch ist Niemand da. Madame werden in dem Sömmersalon eine Glocke finden, der ich entsprechen werde, wenn Sie etwas bedürfen. — Darauf verschwand er wie durch Zauberei, indem er die Thür hinter mir verschloß."

„Eine entsetzliche Furcht ergriff mich, und ich besorgte, in irgend eine Falle gegangen zu sein. Ich rief ihn. Er erschien sogleich, und seine feierlich dumme Miene gab mir wieder Muth. Ich fragte ihn, was es an der Zeit sei, obwohl ich es sehr genau wußte, denn ich hatte mehr als zehn Mal meine Uhr im Wagen anschlagen lassen. Es ist Mitternacht, — antwortete er, ohne die Augen zu mir zu erheben. Ich sah, daß ich es mit einem Menschen zu thun hatte, der von seinen Berufsgeschäften vollkommen erfüllt war. Ich entschloß mich also, bis zu dem Salon vorzudringen, und überzeugte mich hier von der Ungerechtigkeit meiner Besorgnisse, indem ich sah, daß alle Thüren, die nach dem Garten hinausgingen, lediglich durch seidene Vorhänge, nach orientalischer Manier gemalt, verschlossen waren. Nichts war köstlicher als dieses Boudoir, das mir, um die Wahrheit zu gestehen, nur wie der anständigste und sittsamste Musiksaal erschien. Die Wände waren von Stuccatur, weiß wie Schnee. Die Spiegel schimmerten in mattes Silber gefaßt, und musikalische Instrumente, von einem außerordentlichen Reichthume, lagen über Möbel von weißem Sammet mit Perlenquasten ausgestreut. Die ganze Beleuchtung kam von oben, aber verborgen durch Blätter von Alabaster, die am Plafond gewissermaßen eine Rotunde bildeten. Man hätte diesen matten und sanften Glanz für den des Mondes nehmen können. Ich durchspähte mit Neugier und mit Interesse diesen verborgenen Aufenthalt, dem meine Erinnerungen nichts zu vergleichen wußten. Eine Statue von weißem Marmor zierte den mittlern Raum; sie war antik und stellte die verschleierte Isis dar, die einen Finger an ihre Lippen legt. Die Spiegel, die uns zurückstrahlten, sie und mich, alle beide bleich und weiß gekleidet und züchtig drapirt, versetzten mich dermaßen in eine Illusion, daß ich mich bewegen mußte, um nur ihre Gestalt von der meinigen zu unterscheiden." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsez.)

[Theaterverwaltung, Oper, die Hohenstaufen.]

In solchen Hoffnungen wiegen sich jetzt viele tausend Berliner; nur neulich schreckte sie ein Donnerschlag auf, der nämlich, daß die ersten zehn Procent auf die nominellen Millionen, die sich auf dem Papier so köstlich ausnahmen, wirklich eingezahlt werden mußten. Wie viel Ohren haben wir da hängen sehen! Und die Köpfe werden hinterdrein folgen!

Wer nicht vom Gelde träumt, träumt doch von künftigen zauberischen Tagen, wenn nur erst die dreißigtausend Meilen Eisenbahn fertig sind, auf die man in den nächsten zwei Jahren hofft. Schon theilt der Berliner seine Spazierfahrten nicht mehr nach Charlottenburg, Pankow, Treptow, Tegel, Pichelsdorf, sondern nach Potsdam, Frankfurt, Stettin, Dresden, Leipzig ein. Raffinirt er etwas weiter, so findet er es gar nicht uneben, auch dann und wann einen ganzen Tag daran zu setzen, und etwa Breslau ein paar Ostseebäder, Cassel, Frankfurt am Main, und München mitzunehmen. Wer Phantasie genug hat, um auf zehn Jahre hinauszudenken, calculirt sicher für jede künftige Osterfeiertage einen Katzensprung nach Paris und für Pfingsten einen Abstecher nach der Schweiz und Italien. Seit der Ritter von Gerstner hier gewesen, um für deutsches Geld den Russen die Bahn von Petersburg nach Moskau zu bauen, zählt man mit mathematischer Sicherheit darauf, Anno 1848 zur Bärenjagd nach Finnland zu fahren so gut wie jetzt der Prinz Karl. Genug wir bauen Luftschlösser über Luftschlösser, aber auf eisernen Grundlagen.

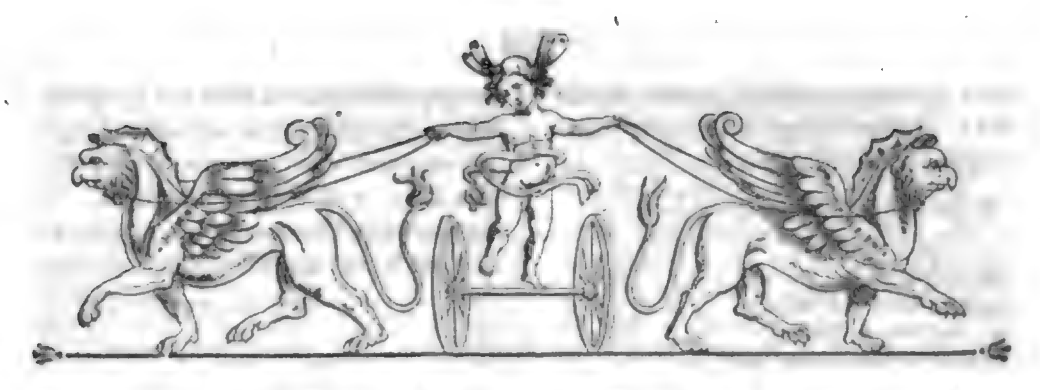
Inzwischen läßt man es sich doch noch hier und auch bisweilen im Theater gefallen. Sie werden gestehen, ich kennte keinen feineren und geschickteren Uebergang machen, um von der Weltbühne der Eisenbahnen auf die Schaubühne zu gelangen. Wenn es auf dieser letztern so rasch vorwärts ginge als auf der erstern, so würde der Posten eines Kritikers und Berichterstatters zu beneiden sein. Wie die Sachen aber einmal stehen, sind wir froh, wenn es nur nicht rückwärts geht, sondern beim Alten bleibt; daß das Rad nicht

immer tiefer bergab rollte, dagegen hat man in letzten Zeiten einige Anstalten getroffen. Dies geht vorzüglich die Oper an. Weil nämlich es zuletzt in keinerlei Weise mehr gehen wollte, hat man sich entschließen müssen, eine Reformation des Gesangspersonales vorzunehmen. Dem. Löwe aus Wien ist engagirt worden und wird binnen vierzehn Tagen erwartet. Eben so Frln. v. Faßmann. Diesen beiden Schritten der Bühne kann man nur Beifall schenken; freilich hat es lange und harte Kämpfe genug gekostet, bis es zu dieser vernünftigen Maßregel gekommen ist. Mit Gewalt wollte man uns Dem. Clara Heinefetter aufdrängen, deren allerdings schöne und stärkere Stimme nicht verkannt werden darf, die aber im Uebrigen zu jeder Art von edler Darstellung nicht nur unbrauchbar ist, sondern sogar durch ihre sonstigen Eigenschaften in der directesten und positivsten Opposition dazu steht. Indessen droht uns noch immer dieses Ungewitter, wiewohl jetzt aus etwas weiterer Ferne. Da man nämlich Dem. Grünbaum, unsere angenehmste Darstellerin und Sängerin in den verschiedenartigsten Fächern, plötzlich verabschiedet hat, und das noch dazu in einer sehr rauhen Weise: so würde allerdings zum nächsten Herbst ein Platz hier leer werden; hoffentlich redressirt sich die Sache aber, oder die Stelle wird anders ausgefüllt. — Als ein unnützes Engagement machen wir das des Herrn Fischer vom königstädter Theater bemerkbar, der zwar eine gute Baßstimme, und eine lange Gestalt, weiter aber auch nichts besitzt. Man wird mir sagen, daß zwei solche Eigenschaften genügen; allerdings, wenn man es nicht besser haben kann. Wir aber besitzen eine Menge Bassisten, die schon einander im Wege sind. Ein neu engagirter Sänger, doch aber ein Jahr früher als Herr Fischer, und viel vorzuglicher als derselbe, Herr Bötticher, hat noch gar kein Repertoir bekommen und verbraucht seine frischesten Jugendkräfte in Concerten und Theegesellschaften. Heißt das also die Kräfte einer Bühne wirksam zusammenhalten? Ueberhaupt erlebt man bei uns Erscheinungen von einer Anomalie, die sich nirgends ereignen. Für die Aufführung der Armide sind bis jetzt jedesmal zwei Gastsängerinnen nöthig gewesen, Frln. v. Faßmann und Dem. Hanal, letztere für die Rolle des Hasses, die wir sehr gut aus eigenen Mitteln hätten besetzen können. Statt dessen bezahlen wir monatlich, wie man sagt, hundert und zwanzig Thaler an diese Fremde auf sechs Monate, bis zu welcher Zeit vielleicht ein dauerndes Engagement zu Stande kommt, und in dieser ganzen Zeit hat Dem. Hanal auch noch keine andere Note gesungen als den Haß in der Armide. Wahrlich, man könnte einen eigenen Theaterminister mit zwölftausend Thalern Gehalt anstellen, und würde doch, falls derselbe nur verantwortlich wäre wie in der Königsstadt, vielleicht noch dreißigtausend jährlich dabei ersparen. Die Schuld liegt hier weniger an Einzelnen, als an der ganzen verwirrten Organisation unserer Directionsverhältnisse.

Ich habe genug von Theaterpersonalien berichtet. Es ist Zeit, daß ich nun auch einmal an die Realien d. h. die wirklichen Leistungen komme. In Beziehung auf die Oper ist seit der Einstudirung der Armide nichts Neues von Belang vorgekommen. Wir sind es schon gewohnt in dieser Hinsicht immer guter Hoffnung zu sein; schade nur, daß wir es dabei mit einem ewigen mons parturiens zu thun haben. Im Schauspiel ist man dagegen fleißiger gewesen. Herr Raupach ist es, welcher diesmal die Kosten der Unterhaltung des Publicums auf seine Schultern geladen hat. Zuerst ist ein neues Lustspiel „die junge und die alte Gräfin" von ihm zu nennen, dessen Erfolg jedoch nicht glücklich gewesen ist. Die Idee des Ganzen ist geringfügig, die Ausführung hinsichtlich der Charakteristik auf eine carikirte Spitze gestellt; was jedoch den Dialog anlangt, so ist er reich an geschickten Wendungen, bleibt nicht ohne witzige Pointen, und zeigt überall den Mann von gründlicher und schärferer Bildung. Was jedoch am unerfreulichsten berührt, ist die völlige Abwesenheit alles dessen, was das Gemüth in Anspruch nehmen könnte. Ihr Correspondent gehört wahrlich nicht zu den sentimentalen Seelen, die etwa siegwartisiren möchten; allein eine so absolute Dürre, wie in dieser Beziehung nicht selten bei den Raupach'schen Figuren hervortritt, scheint doch einen wesentlichen Mangel dieser Seite im Producenten selbst zu verrathen. Ein zweites Stück von demselben Verfasser versirt mehr in der Sphäre der Posse. Es betitelt sich, „Ein theurer Spaß;" allerdings theuer genug, denn es handelt sich um die Enterbung eines etwas leichtsinnigen jungen Paares, welches sich mit einer Großtante einen ungebührlichen Scherz erlaubt. — Ich kann fast nicht so rasch Briefe schreiben als Raupach Stücke; denn während ich an diesem schreibe, hat er spielend ein drittes neues Stück auf die Bühne gebracht, und zwar ein neues Kettenglied in den Hohenstaufen, „Heinrich der VI." betitelt. In diesem Augenblick ist das Stück noch nicht zur Aufführung gekommen, aber die Anzeige davon steht in den Zeitungen. Ich würde dessen nicht Erwähnung thun, wenn nicht ein anderer Umstand damit zusammenhinge, der in der Geschichte des Theaters, nicht nur unserer Bühne, sondern der Bühne überhaupt allerdings merkwürdig ist. Es ist schon selten genug, wenn ein Dichter eine Trilogie zu Stande bringt; unerhört ist es aber wohl gewesen, seit der Gigant Shakspeare in der Erde des alten Englands ruht, daß ein Dichter eine Dekalogie auf die Bühne gebracht hat. Dies ist durch Raupach geschehen, indem er jetzt zehn seiner Hohenstaufen'schen Stücke in chronologischer Ordnung zur Darstellung bringt. Wir wollen ganz davon absehen, ob diese zehn Stücke wirklich einen hohen dichterischen Werth haben, soviel ist gewiß, daß das Unternehmen, sowohl von Seiten des Dichters als von Seiten der Bühne ein höchst ehrenwerthes ist; indem man doch, was so selten geschieht, ernste Kräfte an ein ernstes würdiges Ziel setzt. Läugnen läßt es sich aber nicht, daß das Unternehmen auch große Aufopferungen und ganz ungewöhnliche Anstrengungen von Seiten der Bühne und der dabei beschäftigten Künstler fordert. Denn zehn große Stücke, in deren jedem beinahe immer das ganze Personale des Theaters beschäftigt ist, hintereinander zu geben, ohne daß ein einziges wiederholt werden soll; dabei ein oder das andere ganz neu einstudirte, oder solche, die Jahre lang gelegen haben: Das ist in der That eine außerordentliche Aufgabe, und es würde sie schwerlich jemand anders durchgesetzt haben als ein Dichter, der mit einer solchen Suprematie alle Kräfte des Theaters für sich in Anspruch zu nehmen gewohnt ist. So viel sich daher auch gegen das Unternehmen sagen läßt, dennoch zollen wir demselben im Ganzen unsern Beifall, weil es einmal, ohne die gewöhnlichen ganz gemeinen Theaterstandpuncte festzuhalten, etwas Außerordentliches ins Werk richtet. Freilich wäre zu wünschen, daß es der innere Werth der Dramen, nicht die äußere einflußreiche Stellung des Dichters veranlaßt hätte. So aber glauben wir freilich, daß mit dem Aufhören von Raupach's persönlichem Einwirken diese Werke zum größten Theile von der Bühne und aus der Literatur ausscheiden werden, indem sie zu sehr die Spuren der Flüchtigkeit an sich tragen, um sich einer längeren Dauer zu erfreuen. Ueber den Erfolg, welchen die Dekalogie gehabt hat, werde ich in einem meiner nächsten Briefe Bericht abstatten. —

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 72. — den 14. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Italienische Poesie.

Volkslieder, Gesänge des Grafen Leopardi, Bojardo's verliebter Roland.

August Kopisch war Jahre lang in Italien; viele seiner Lieder und Erzählungen, besonders sein Carnevalsfest auf Ischia, waren Früchte seiner italienischen Muße und Studien. Man kennt ihn schon seit lange als den glücklichen Dichter der „Historie vom Noah", die nach Reissiger's Composition gesungen die Tafelfreuden würzt. Unter seinen kürzlich in Berlin bei Duncker erschienenen Gedichten finden sich manche italienische Volkssagen zu Balladen und Romanzen benutzt, die goldne Henne, eine sorentiner Sage, das Weihnachtslied der Pifferari in Neapel u. a. Er stellt jetzt italienische Volkslieder (Berlin bei Crantz) zusammen, Text und Uebertragung neben einander. Das erste Heft erschien bereits. Italien ist eine Sammelei von Provinzen, deren jede ihre eigenen Götter, Fürsten, Heiligen, Lumpe und Schufte hat. Die provinziellen Dialecte sind so verschieden von einander, wie die Sprachen ganz entlegener romanischer Länder. Kopisch betrieb die Sammlung der Volkslieder als Privatliebhaberei, und erwirbt sich jetzt durch Mittheilung und Verdeutschung derselben den Dank aller Freunde der italienischen Poesie. Vielleicht hat mancher, der Italien besuchte, sich hier und da aus einem Schäferstündchen bei Amalfi, aus einem Gondelabenteuer in den Lagunen Venedigs, aus den Rauschen des Meeres in Genuas Buchten, oder aus den calabresischen Wildnissen einen Naturton erlauscht, einen neapolitanischen Schiffergesang oder ein römisches Maccaronilied sich mitgebracht als Denkmal der Erinnerung: er würde durch Mittheilung seines zufällig erworbenen Schatzes an Herrn Kopisch in Breslau, sich verdient machen. Der Deutsche ist zur Sammlung der kleinen wilden Heideblümchen auf den freien Feldern des Volkslebens berufen, in Italien selbst achtet man wenig darauf; was der Gondolier zum Ruderschlage und der Verliebte zur Mandoline singt, das singt er wie der Vogel in der Luft; Liebe und Lust gehen dort nicht auf Strümpfen wie bei uns, was dem Rausche des Augenblicks dient, Lied und Musik, kann dort nicht der nachfolgenden Stunde der Betrachtung anheimfallen. Agrumi nennt Kopisch die Pflanzen der italienischen Volkspoesie, und er bezeichnet damit den freien Wachsthum dieser Feldblumen. Wir finden in dem ersten Hefte ein buntes Gemisch von venetianischen, römischen, neapolitanischen Liedern, auch Piemont, Sardinien, Calabrien und Sicilien steuern Einzelnes bei. Lieder zur Tarantella, erotische Gondolierssprüche, ernste Serenaden und Pulcinellständchen, Nonnenseufzer und Bauermädchenwünsche, Schiffergesänge und Maccaronilieder, alle Töne des Volkslebens schwirren um unser Ohr. Auf den schwierigen Text hat der Herausgeber viel Mühe verwandt; in einem der nachfolgenden Hefte wird er eine Charakteristik der rhythmischen Dialecte in den verschiedenen Gegenden Italiens geben.

Zur Probe seiner Uebertragung mögen folgende komische Lieder hinreichen; an schmachtenden Liebesklagen, Serenaden und Notturni fehlt es nicht.

Aller Welt Liebhaber.

(Rom.)

Aller Welt Liebhaber bin ich,
Jede Locke kann mich binden,
Jedes Angesicht entzünden,
Keines Nebenbuhlers sorg' ich!
Ich nehme, was mir Liebe hat beschieden,
Mit Allem, Allem stell' ich mich zufrieden.

Ist sie lahm, so wen'ger flieht sie,
Ist sie reich, so schickt sie Gaben,
Ist sie garstig, wen'ger zieht sie!
Ist sie dumm, will sie nichts haben!
Ist bucklig sie und will sich schnöd' erzeigen,
Muß sie sich mir ihr selbst zum Trotze neigen.

Eine welche schielt mit Blicken,
Füllt mich gänzlich mit Entzücken!
Hierher blickt sie, raubt da drüben,
Immer schlau in ihrem Lieben.
Mit solchen Augen, mit so mannichfachen,
Kann sie mit zween auf einmal Liebschaft machen!

Der Frohsinn.

(Piemont.)

Fahr' zum Kuckuck alles Grämen,
Und wer's hegt in seiner Brust!
Wer da Kreuz will, mag es nehmen,
Ich hab' dazu keine Lust!
Wer da Kreuz rc. rc.

Frohen Herzen hilft der Himmel,
Ist ein Sprichwort alt und wahr;
Wer dagegen disputiret,
Mit dem ist's im Kopf nicht klar!
Wer dagegen rc. rc.

Auf sein gutes Glück zu leben,
Ist das schönste Lebensfeld.
Wer nichts von der Welt begehret,
Der ist Herr der ganzen Welt!
Wer nichts rc. rc.

So ist die Meinung des Haufens, der dem Augenblick lebt und stirbt. Ihnen gegenüber erklingen die Stimmen der Edlen wie Grabgesänge um eine todte Geliebte, und diese Todte ist Italien. Die Menge lockt der Moment, für sie ist das Leben noch immer voll und reich, Himmel und Erde halten sich noch immer umarmt über der Wiege des Kindes, das sie schaukeln, und das ihnen träumerisch entgegenlächelt. Aber für die Denkenden unter Italiens Söhnen ist die Welt eine öde Stätte, und der entflohene Geist des Lebens ruht nicht, sie müssen ihn in den Schlaf singen oder ihm folgen über die Trümmer hin, wo sein Schatten wandelt, sitzt und weint. Italiens Leiber sind noch alle frisch und lebendig, Italiens Seele ist todt, trotzdem sie nicht schlummern kann; sie geht um.

(Der Beschluß folgt.)

Geständnisse einer tugendhaften Marquise.

(Fortsetzung.)

Plötzlich wurde dies trübe Schweigen, das erschreckend und süß zu gleicher Zeit war, unterbrochen; die Thür des Hintergrundes öffnete und verschloß sich wieder, und leise Schritte schlugen sacht gegen den Boden. Ich sank auf einen Sessel, mehr todt als lebendig; ich sollte den Lelio in der Nähe sehen, außer dem Theater. Ich verschloß die Augen und sagte ihm in meinem Innern Lebewohl, bevor ich sie wieder aufschlug. Aber wie groß war mein Erstaunen! Lelio war schön, wie Engel sind. Er hatte sich nicht Zeit genommen, sein Theatercostüm abzulegen; es war das eleganteste, das ich jemals an ihm gesehen. Seine schlanke und zarte Gestalt war in einen spanischen Wamms von weißem Atlas eingeschlossen. Die Schnüre über seiner Schulter und die Kniebänder waren kirschroth, und ein kurzer Mantel von derselben Farbe hing ihm über der Schulter. Er trug einen ungeheuren Kragen in englischer Manier, seine Haare waren kurz und ohne Puder, eine Toque, umschattet von weißen Federn, wiegte sich auf seiner Stirn, auf der eine diamantene Rose glänzte. In diesem Costüm hatte er so eben die Rolle des Don Juan gespielt. Niemals hatte ich ihn so schön, so jung, so poetisch gesehen, wie in diesem Augenblick. Velasquez würde sich vor einem solchen Bilde niedergeworfen haben. Er sank vor mir auf die Knie, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm die Hand zu reichen. Er sah so furchtsam und unterwürfig aus! Ein Mann, der so von Liebe zu einer Frau entbrannt war, daß er scheu vor ihr erschien, das war etwas zu Seltenes in jener Zeit, und noch dazu ein Mann von 35 Jahren, ein Schauspieler! Was thut es; es schien mir und es scheint mir noch, daß er sich in der ganzen Frische und Fülle der Jugend befand. In diesen weißen Kleidern glich er einem jungen Pagen; seine Stirn zeigte ganz die Reinheit und sein bewegtes Herz die Gluth einer ersten Liebe. Er nahm meine Hände und bedeckte sie mit ver-

schlingenden Küssen. Da wurde ich bewegt, ich zog seinen Kopf auf mein Knie, ich liebkoste seine brennende Stirn, seine schwarzen durcheinander gewirrten Haare und seinen braunen Hals, der sich in die Weiße seines weichen Halskragens verlor; und Lelio wurde nicht kühner. Der ganze Ungestüm seiner Entzückungen sammelte sich nur in seinem Herzen, und er begann zu weinen wie ein Weib. Ich wurde überfluthet von seinen Thränen."

„O, ich gestehe, es war ein Entzücken für mich, die meinigen mit seinen Thränen zu vermischen. Ich nöthigte ihn, sein Haupt zu enthüllen und mich anzusehen. Großer Gott, wie schön war er! Welchen Glanz und welche Zärtlichkeit drückten seine Augen aus! Welche Reize verlieh seine wahrhafte und tief erglühende Seele selbst den Mängeln seines Gesichts und den Spuren der Nachtwachen, der Jahre, die man darauf abgedrückt las! O, die Macht der Seele! wer ihre Wunder nicht begriffen hat, hat nie geliebt! Als ich frühzeitige Runzeln auf seiner schönen Stirn, Mattigkeit an seinem Lächeln und Blässe auf seinen Lippen gewahrte, war ich gerührt, und mußte über die Leiden, die Täuschungen und die Mühsale seines Lebens weinen. Ich versetzte mich in alle seine Pein, selbst in die seiner langen und hoffnungslosen Liebe für mich, und ich fühlte nur noch einen Willen in mir, nämlich den, das Leiden, das er erduldet, wieder gut zu machen."

„Mein theurer Lelio, mein großer Rodrigo, mein schöner Don Juan! sagte ich ihm in meiner Verwirrung. Seine Blicke brannten mich. Er sprach zu mir, er erzählte mir alle Phasen und Fortschritte seiner Liebe; wie aus einem Komödianten mit lockern Sitten ich aus ihm einen neuen von Leben blühenden Menschen gemacht, wie ich ihn erhoben in seinen eigenen Augen und ihm den Muth und die Illusion der Jugend wieder verschafft; er sagte mir von seiner gränzenlosen Verehrung für mich und von seiner Verachtung für die faden Händel einer Liebe nach der Mode; er sagte mir, daß er alle Tage, die ihm noch zu leben übrig, für eine Stunde hingeben würde, welche er in meinen Armen verbracht; aber daß er selbst diese Stunde und alle seine Tage opfern würde, wenn er fürchten müsse, mich zu verletzen. Niemals war wohl eine ergreifendere Beredtsamkeit in das Herz einer armen Frau gedrungen, niemals hatte der zärtliche Racine die Liebe mit solcher Ueberzeugung, mit solcher Poesie und Gewalt reden lassen. Alles, was die Leidenschaft Zartes und Ernstes, Süßes und Heftiges einhauchen kann, seine Worte, seine Stimme, seine Augen, seine Liebkosungen und seine Unterwürfigkeit lehrten mich es. Ach, täuschte er sich selbst? Spielte er Komödie?" —

„Ich glaube es gewiß nicht!" rief ich unwillkürlich, indem ich die Marquise betrachtete. Sie schien sich zu verjüngen, indem sie sprach, und, wie jene Fee, ihre hundert Jahre wieder abzustreifen. Ich weiß nicht, wer einmal gesagt hat, daß die Herzen der Frauen keine Runzeln hätten. —

„Hören sie nun das Ende!" sagte sie. „Entflammt, verwirrt, verloren wie ich war durch Alles, was er mir sagte, schlang ich meine beiden Arme um ihn und schauderte, als ich den Atlas seines Kleides berührte und den Duft seiner Haare einathmete. Mein Kopf verwirrte sich. Alles, was ich noch nicht kannte, und Alles, was ich mich für unfähig gehalten zu empfinden, offenbarte sich mir da, aber es war zu heftig, meine Sinne schwanden."

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Beckmann, Concerte, Clara Wieck.]

Sie ersehen daraus wenigstens, daß das Theater, da es überdies noch ein neues Stück der Prinzessin von Sachsen, „der Unentschlossene," über dessen Erfolg ich mich indessen nicht aus eigener Anschauung zu unterrichten Gelegenheit gehabt habe, zur Aufführung gebracht hat, sehr fleißig gewesen ist.

Das königstädter Theater hat in anderer Art hohe Festtage gehabt. Ich will die Einstudirung einer neuen Oper, die eigentlich eine alte ist, nämlich Auber's „Gustav III.," und die Aufführung einiger neuen Kleinigkeiten, die eben so rasch gehen, als sie kommen, nicht in Anschlag bringen. Doch ein Ereigniß ganz eigenthümlicher Art, nämlich die Auferstehung des vortrefflichen Komikers Beckmann von einem Krankenlager, das man schon für sein Todeslager hielt, darf unmöglich übergangen werden, weil es der ganzen eleganten Welt Berlins auf doppelte Art, nämlich medicinisch und künstlerisch zur Unterhaltung gedient hat und noch dient. Medicinisch, aus dem Grunde, weil unsere beiden berühmtesten Aerzte, die Geheimeräthe Gräfe und Rust uneinig über die Natur des Uebels waren, indem der letztere es für einen Markschwamm und unheilbar erklärte, ersterer dagegen es für eine Speckgeschwulst hielt und demnächst operirte, und zum Verdruß seines gelehrten Collegen, aber zum Vergnügen der ganzen Stadt glücklich. Wenn ich sage zum Verdruß, so meine ich damit nur den Verdruß in wissenschaftlicher Hinsicht; denn in menschlicher sind wir überzeugt, daß der Geheimerath Rust, sich über einen Geretteten nur erfreuen wird, wäre er gleich kein Komiker wie Hr. Beckmann. Dieser hatte das vor andern Sterblichen voraus, daß die ganze Stadt ihm ihre Freude öffentlich und selbstthätig zu erkennen gab, so viel Platz dazu war nämlich im königstädter Theater, welches an dem ersten Abende seines Wiederauftretens beinahe erstürmt wurde. Ich befand mich, leider muß ich's gestehen, nicht unter den Tapfern, die die ersten auf der Bresche waren, allein der Siegesjubel drang doch bis in mein Armee-Corps und ich rapportire ihn pflichtschuldig weiter. Seitdem hat sich ein Genesungsfest an das andere gedrängt, mancher aber wurde dabei hinausgedrängt, und noch dazu freute man sich darüber etwas boshafter Weise beinahe eben so, wie über das

Fest selber. Kurz, die Berliner hatten eine Reihe von Triumphen, und ich kann wirklich meiner Theaterabhandlung keine schönere Grenze geben als diesen Beckmann-Gräfe'schen Triumphbogen. Somit sei denn das theatralische Grenzgebiet dieses Berichtes damit bezeichnet, und man gestatte mir, in ein anderes einzurücken, in das der Concerte.

Hier könnte ich dem Homer auf eine recht leichte Weise ähnlich werden, aber ich verachte es, weil ich nur seinen schwächsten Theil, das zweite Buch der Ilias, nämlich den Catalogus navium nachahmen würde, wenn ich das zahllose Heer der Concertgeber hier vor der eleganten Welt aufzählen, und sagen wollte, von welchen Völkern und Geschlechtern sie stammten. So mögen denn die diversen Möser, Gans'e, Ries'e, Griebel, Stallknechte :c. :c. ungenannt bleiben d. h. sich mit dieser Benennung begnügen; jedoch von einer thät mir's weh, wenn ich sie nicht nennen sollte, von Clara Wieck. Ueber diese vortreffliche Virtuosin könnte ich aber ein ausführlicheres Urtheil fällen, ohne der Billigkeit zu nahe zu treten, denn sie hat sich wirklich vor den Erscheinungen dieser Gattung auf mehrfältige Weise ausgezeichnet. Mein Urtheil über sie geht dahin, daß ich sie für die beste mir bekannte Clavierspielerin, die jetzt lebt, halte, jedoch lege ich dabei einen Accent auf die weibliche Endung, indem ich vielen Männern den Vorrang vor ihr lassen muß. Seltsamer Weise hat diese Künstlerin gerade die weiblichen Eigenschaften des Spiels minder ausgebildet, und excellirt mehr in den männlichen, indem sie durch Fertigkeit und Kraft öfter und mehr wirkt, als durch zarten Vortrag und Ausdruck. Dies wäre schwer zu erklären, wenn nicht die Erfahrung es bestätigte, daß Frauen überhaupt die mechanische Seite leichter und besser ausbilden, als die mehr geistigen Eigenschaften der Virtuosität. Uebrigens läßt sich von Einem nicht Alles verlangen, und Dem. Wieck leistet so Vorzügliches, spielt so alle Gattungen, daß man sich damit genügen lassen kann. Ein solches Talent ist wie jedes wahrhaft ausgebildete über marktschreierische Intriguen und elende Kunstgriffe unserer heutigen verächtlichsten Journalistik zu weit hinaus, als daß es nicht in jedem Sinne dergleichen Mittel zurückwiese. Desto beklagenswerther, wenn der Lauf der Welt von der Art ist, daß man auch mit solchem Schmutz bekannt und davon besudelt wird. Mögen sich die Personen und Umstände, welchen diese allgemein bezüglich gesprochenen Worte gelten, dieselben hinters Ohr schreiben, und bedenken, daß auf die Dauer alle solche Hülfsmittel nicht nur unnütz bleiben, sondern äußerlich sogar schädlich werden, wie es auch anfangs umgekehrt zu sein scheinen mag. Am strafwürdigsten sind allerdings aber diejenigen, die auf solche Weise noch überdies eine sittliche Pflicht der heiligsten Art verletzen, und sich nicht scheuen aus Neid oder Gewinnsucht sich in den Augen derer moralisch zu compromittiren, denen sie als Beispiel vorangehen sollten.

Nächst den weltlichen Concerten wären die geistlichen wohl einer nähern Betrachtung werth. Wir müssen uns aber des drängenden Raumes und Stoffes wegen damit genügen lassen, derselben nur Erwähnung zu thun. Sie bestanden in der Aufführung der Bach'schen Passionsmusik, und in der zweimaligen des Tod Jesu von Graun, welcher einmal in der Kirche unter der Leitung des wackern Componisten Julius Schneider, von dessen Gesangsverein, das andere Mal im Saale der Singakademie von diesem Institut aufgeführt wurde.

Endlich haben wir uns noch um einige andere Erscheinungen des geselligen Lebens zu kümmern, welche die Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch nehmen. Dahin gehört ein Professor und eine Professorin. Der erstere docirt nicht vom Katheder, sondern vom Drehstuhl und bläst den Zuhörern keinen Staub in die Augen, sondern Glas vor ihren Augen, wobei er sich als ein neuer Phidias bewährt, und in unglaublicher Schnelle die artigsten Figuren bildet, als: Hunde, Kätzchen, Hirsche, Rehe, Vögel, Körbchen, Waagschalen u. s. w. Da man bei seinem Entrée-Gelde den Vortheil, hat allemal irgend ein solches Werk der plastischen Glasbläsekunst mitnehmen zu dürfen, so hat der Mann vielen Zulauf, besonders von kleinen Zuschauern, die sich weniger an seinem Blasen als an seinem Geblasenen ergetzen, mithin dem Participium den unbedingten Vorzug vor dem Infinitiv geben. Das weibliche Professorat wird von einer Madame Bernhard aus Wien ausgeübt. Sie titulirt sich wirklich Professorin. Es soll mir indessen schwer werden, anzugeben, zu welcher Facultät ihre Professur zu rechnen ist, da sie in den gemischten Wissenschaften des Stelzentanzes und der Taschenspielerkunst Collegia liest. Versteht sich, lauter Praktika, wobei den Leuten Hören und Sehen vergeht vor Erstaunen.

Ich habe mich schon lange rechts und links umgeschaut, ob ich noch etwas Wichtiges von Frachtstück für diesen Bericht vergessen hätte, allein dem ist nicht so, sondern ich glaube die Ladung ist vollständig und kann nunmehr nach Leipzig abgehen. Nur ein Pröbchen unserer Frühlingsluft, die wir hier an der Spree einschlucken, schickte ich Ihnen gar zu gern nach Leipzig, wenn ich nicht vermuthete, daß Sie dort mit derselben feinern Gattung versehen sind wie wir hier, wornach einem Nägel und Nasen blau werden. Unsere Damen haben den Carmin verschworen seit dem 21. März (so roth färbt sie die Frühlingsluft), und nicht nur Torf und Holz, sondern auch Pelze und Wintermäntel sind ansehnlich im Preise gestiegen. Ein Frühling bei acht Grad Kälte gehört zwar nicht zu den absoluten Unmöglichkeiten, wie eben der unsrige beweist, aber doch zu den Seltenheiten und deshalb muß das von die Rede sein in der Weltgeschichte, an welchem ja Ihr Blatt so gut mit baut, wie irgend eines in der Welt. Da ich aber nichts Merkwürdigeres vorläufig aufzubringen wüßte, so will ich auch hiermit den Beschluß meines Berichts machen, und nur wünschen, daß ich beim nächsten den fallenden Blüthenschnee eben so vor meinen Fenstern sehe, wie jetzt den scythischen, vor dem sich schon der ionische Vater, Herodot, entsetzte. — L. Rellstab.

P. S. Eben fällt mir noch etwas ein. Ich habe eine Quantität Gobelins von der trefflichsten Qualität vergessen, die hier ausgestellt sind, und mehr von Kennern als von Liebhabern bewundert werden, da der letztern zu wenige sind. Ich fürchte aber, der Kenner sind auch keine Legion. Da ich inzwischen, weil der Ballen geschnürt ist, die Teppiche nicht mehr mit verpacken kann, so thue ich wohl am besten, die ganze Sendung darein zu emballiren, was hiermit geschehen sein soll.

Notizen.

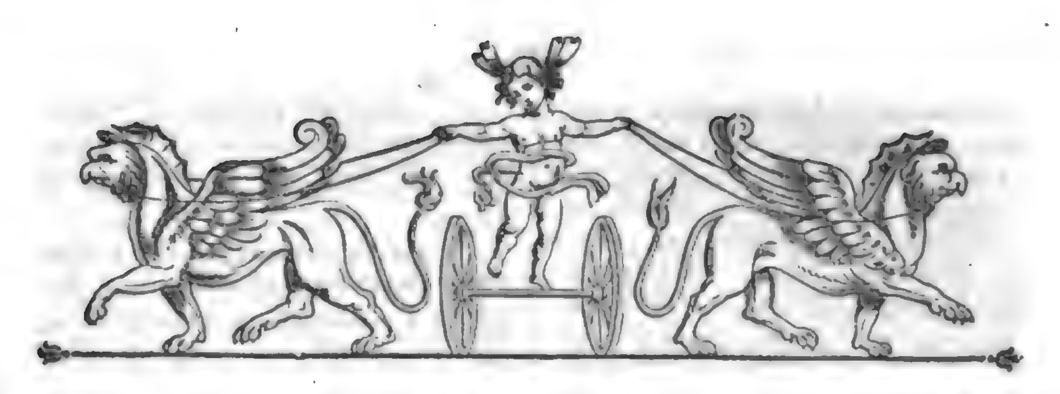
[Schnee in Rom.]

Aus Rom schreibt man: In den Manuscripten des Vaticans steht zu lesen, daß am 25. März 1595 Schnee fiel, der den ganzen Tag liegen blieb. An demselben Tage des laufenden Jahres wiederholte sich nach so langer Zeit dasselbe Phänomen.

[Berlioz.]

Berlioz hat den Auftrag, eine Messe zu schreiben, die zur Todtenfeier für die gefallenen Juli-Helden in der Kirche der Invaliden aufgeführt werden soll. Die Manen werden mit Musik bedient und eingeschläfert.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 73. — den 15. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geständnisse einer tugendhaften Marquise.

(Beschluß.)

„Lelio brachte mich durch schnelle Hülfe wieder zu mir selbst. Ich fand ihn zu meinen Füßen noch furchtsamer und bewegter als vorhin. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, tödten Sie mich, treiben Sie mich fort! rief er aus. Er sah noch bleicher und hinsterbender aus als ich. Aber alle diese Nervenerschütterungen, die ich im Laufe eines so stürmischen Tages empfunden, ließen mich rasch von einem Zustande zum andern übergehen. Dieser schnelle Blitz eines neuen Daseins war wieder verblaßt, mein Blut ruhig geworden, und die Delicatesse der wahren Liebe gewann darüber die Oberhand."

„Hören Sie mich an, Lelio, sagte ich zu ihm. Es ist nicht die Verachtung, die mich von Ihnen reißt. Es kann sein, daß auch ich alle jene Empfänglichkeit besitze, die man uns von Kindheit an einimpft, und die uns zur zweiten Natur wird, aber hier wünscht' ich nicht, daß sie mich gemahne, weil meine ganze Natur so eben in eine andere mir völlig unbekannte sich umgewandelt hat, und wenn Sie mich lieben, so helfen Sie mir, Ihnen zu widerstehen. Lassen Sie mich von hier das köstliche Bewußtsein mit fortnehmen, Sie nicht anders als mit dem Herzen geliebt zu haben. Vielleicht, wenn ich noch niemals einem Andern angehört, würde ich Ihnen angehören, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich, getrieben durch die entsetzliche Nothwendigkeit, mit meinem Zeitalter zu gehen, die Liebkosungen jenes Larrieur, eines Menschen, den ich nimals liebte, geduldet habe. Wissen Sie auch, daß der Widerwille, den ich davon empfunden, die Einbildungskraft in dem Grade in mir ertödtet hat, daß ich Sie vielleicht in demselben Moment hassen würde, wo ich Ihnen unterlegen wäre. Bleiben Sie mein in meinem Herzen und in meinem Gedächtnisse. Trennen wir uns für immer und nehmen wir mit uns von hinnen eine ganze Zukunft lachender Gedanken und herrlicher Erinnerungen. Ich schwöre, Lelio, daß ich Sie lieben werde bis an den Tod, und ich fühle, daß selbst das Eis des Alters niemals diese glühende Flamme auslöschen wird. Ich schwöre auch, niemals einem andern Manne anzugehören, nachdem ich Ihnen widerstanden. Dies wird mir nicht schwer werden, und Sie können darauf bauen."

„Lelio warf sich vor mir nieder, er flehte mich nicht an, er machte mir keine Vorwürfe, er sagte nur, daß er nicht alle die Güte erhofft, die ich ihm bewiesen, und nicht das Recht habe, mehr zu fordern. Und doch, indem ich sein Lebewohl erhielt, erschreckte mich seine Niedergeschlagenheit und die Bewegung seiner Stimme. Ich fragte ihn, ob er nicht immer mit Freuden an mich denken würde, ob die Entzückungen dieser Nacht nicht immer ihren Reiz auf alle seine Tage ausgießen und seine vergangenen und zukünftigen Leiden jedesmal, so oft er daran gedächte, mildern

würden. Er ermannte sich, um Alles, was ich nur wollte, mir zu versprechen und zuzuschwören. Dann sank er aufs neue zu meinen Füßen und küßte mit Begeisterung den Saum meines Kleides. Ich fühlte, daß ich schwankte, da machte ich ihm ein Zeichen und er entfernte sich. Mein Wagen, den ich gefordert hatte, erschien. Der automatenartige Aufseher dieses heimlichen Zufluchtsortes klopfte draußen drei Mal, um mich zu benachrichtigen. Lelio warf sich, wie ein Verzweifelnder, in die Thür; er sah wie ein Schatten aus. Ich überließ meine Lippen seinen Küssen, dann stieß ich ihn sanft zurück, und er wich. Darauf schritt er über die Schwelle, und als ich sah, daß er mir folgen wollte, deutete ich auf einen Stuhl in der Mitte des Saales unter der Statue der Isis. Dort setzte er sich nieder. Ein Lächeln der Leidenschaft irrte um seine Lippen, und seine Augen schimmerten einen letzten Strahl ihrer Dankbarkeit und Liebe nieder. Er war noch schön, noch jung, noch Grand von Spanien. Noch einige Schritte und im Moment, ihn für immer aus dem Gesicht zu verlieren, wandte ich mich noch einmal um, und warf auf ihn den letzten Blick. Da war er wieder alt geworden, entstellt, verändert, schreckenerregend. Sein ganzer Körper schien gelähmt. Seine zusammengezogene Lippe versuchte ein verwirrtes Lächeln, sein Auge war gläsern und glanzlos; es war nicht mehr Lelio, es war der Schatten eines Geliebten und eines Prinzen."

Die Marquise machte eine Pause, dann mit einem trüben Lächeln, und wie eine auseinandergehende Ruine sich in sich selbst auflösend, sagte sie leise: „Von diesem Augenblicke an habe ich nie wieder von ihm sprechen hören." Sie machte abermals eine Pause, länger als die vorige; dann mit jener schrecklichen Seelenstärke, welche entweder die Wirkung der langen Jahre ist, oder durch eine hartnäckige Liebe zum Leben, oder die baldige Hoffnung auf den Tod gegeben wird, wurde sie wieder heiter und sagte lächelnd: „Nun wohlan, werden Sie jetzt an die Tugend des achtzehnten Jahrhunderts glauben?"

„Madame," antwortete ich ihr, „ich habe keine Lust, daran zu zweifeln, indeß, wenn ich weniger gerührt wäre, würde ich Ihnen sagen, daß es sehr vorsichtig von Ihnen war, an jenem Tage zur Ader zu lassen."

„Schlechte Menschen!" sagte die Marquise. „Ihr versteht nichts von der Geschichte des Herzens!"

Italienische Poesie.

Volkslieder, Gesänge des Grafen Leopardi, Bojardo's verliebter Roland.

(Beschluß.)

Graf Giacomo Leopardi ist einer von den Edlen, die mit Bewußtsein geschlagen sind; mit Blindheit ist er ohnedies noch geschlagen, ein Nervenübel beraubte ihn schon früh der Augenkraft, und so ist er ein echter Sänger, der von der öden Nacht des Lebens singt und von dem Lichte seines Volkes nichts weiß, als daß es eine Kerze ist, die ein Gott längst schon umkehrte. Seine Gesänge erschienen in Florenz 1831. Karl Ludwig Kannegießer gibt eine treffliche Uebersetzung nach dieser Ausgabe (Leipzig bei Brockhaus). Die an einen Freund gerichteten Strophen bezeichnen die Stimmung jener italienischen Edlen, denen der Genuß des Augenblicks keine Täuschung bietet für den Verlust der heiligsten Lebensgüter, Freiheit und Thatkraft.

„Der unruhvolle, kummerreiche Schlaf,
Den Leben man benennt, wie trägst du ihn,
Mein Pepoli? Mit welchen Hoffnungen
Stärkst Du Dein Herz? Mit welchen frohen oder
Läst'gen Gedanken oder Werken füllst Du
Die Muße, die der Vorzeit Väter Dir
Als schwermühsel'ges Erbe hinterließen?
Das ganze Leben männiglich ist Muße,
Wenn man dem Thun und Treiben, das nichts Würd'ges
Zum Zwecke hat, und das zum Ziele nimmer
Gelangen kann, den Namen Muße wohl
Beilegen darf. Wenn Du des Haufens Fleiß,
Dem wie die Morgenröthe so der Abend
Die Scholle brechen, Pflanz' und Heerde sieht
Besorgen, mäßig nennst, weil er nur lebt
Das Leben hinzubringen, und das Leben
An sich von keinem Werth ist für den Menschen,
So sprichst Du wahr und recht. Der Schiffer zieht" —

Und nun zählt Leopardi die Nichtigkeiten des menschlichen Thuns hinter einander auf, und schließt für sich mit der völligen Vereinsamung aller seiner Wünsche. Das ist die todmatte Traurigkeit seiner Muse, die sich nicht einmal den Laut der aufschreienden Verzweiflung gönnt, nicht einmal in der Phantasie die verlornen heil'gen Güter des Lebens für die Zukunft sich hervorzurufen wagt. Das Bild, in welchem er sein Vaterland sieht, ist erschütternd:

„Mein Vaterland, ich seh' die Mauern, sehe
Die Säulen, Bogen, Thürme, die zuvor
Der Ahnen Eigenthum,
Nur seh' ich nicht den Ruhm,
Den Lorbeer seh' ich nicht, den Stahl, der ehe
Die Väter schmückte! Ha, die Stirn verlor,

Die Brust verlor, die nackte, ihre Zier.
Die Striemen dort, weh dir!
Die Beulen und das Blut! Wie bist du häßlich,
Du schönste Frau! Zur Welt ruf' ich hinaus,
Zum Himmel auf, sagt an:
Wer hat ihr das gethan? Und gräßlich, gräßlich,
Wie schwere Ketten ihr die Arm' umzieh'n!
Am Boden sitzet sie in Gram und Graus,
Die Locken wild zerstreut und schleierlos;
Und zwischen ihren Knien
Verbirgt die Arm' ihr Angesicht und weint.
Ja, mein' Italien, dir blüht sonst kein Glück,
Geboren du zum Loos
Der Weltherrschaft im Glück und Mißgeschick. —
Wenn meine Augen glichen Wasserbächen,
Doch könnt' ich nun und nimmer
Gnug weinen um Dein Leid und deine Schmach,
Du Herrin sonst, jetzt eine arme Magd."

Und dann fährt der Dichter mit der Hand über die Stirn, blickt wieder auf und sieht mit dem Auge des Geistes die Heldensöhne des griechischen Alterthums, die seine Harfe feiert. So matt ist die Melancholie seiner Muse, eben so weichlich wie Bellini's Musik, nur daß diese von Liebe und Wollust tönt, und Leopardi's Poesie nichts weiter kennt, als den Gram um die gestorbene Seele seines Vaterlandes. An einigen Stellen seiner Gedichte schmäht er auf sein kaltes Herz, das mitten in dem Blüthenfrühlinge des Lebens sich nicht vor den Hinfälligkeiten des verbitterten Alters verwahren könne! Sehr viel Sympathie mit seiner eigenen Gemüthsstimmung liegt in dem „Nachtgesange eines unstäten Hirten Asiens" und in „Sappho's letztem Gesange." Dies sind zwei seiner schönsten Gedichte. Man höre, wie er Sappho klagen läßt:

„Hold ist dein Schleier, heil'ger Himmel, hold
Bist du, bethaute Erd', ach und von dieser
Endlosen Schönheit gaben keinen Theil
Die hohen Götter und das grause Schicksal
Der armen Sappho. Deiner stolzen Herrschaft,
Natur, als ein gemeiner, trüber Gast
Verbunden, bei verschmähter Liebe, wendet
Demüthig sich vergebens Aug' und Herz
Zu deinem holden Reiz. Mir lächelt nicht
Das sonn'ge Ufer und aus Aethers Pforten
Der Morgenschimmer, mich begrüßet nicht
Das Lied der buntgefärbten Vögel, nach
Der Buchen Säusellaut, und wo im Schatten
Von hingeneigten Weiden seines Busens
Krystall der helle Bach entfaltet, höhnt
Des Wassers Krümmung meinen irren Fuß,
Die Welle rückwärts ziehend,
Dem würzeduftenden Gestad' entfliehend.

Welch ein Vergeh'n, welch ungeheurer Frevel
Befleckte die Geburt mir, daß der Himmel
Und das Geschick so grimmen Blick mir zuwarf?
Warum in frühem Alter, wo man frei
Von Schuld noch lebt, in Unerfahrenheit
Und blöder trüber Jugendzeit, empfing
Der unbarmherz'gen Parze Rocken meinen
Mitleidentblößten Tag! — Dein Mund verbreitet
Unüberlegtes Wort. Die Schickungen
Gibt ein verhüllter Rath. Verhüllt ist alles,
Nur unser Schmerz nicht. Unbeachtet werden
Für Thränen wir geboren, und der Grund
Liegt in der Götter Schooß. O Sorg', o Hoffnung
Der Blüthenzeit. Dem Scheine gab der Vater,
Dem holden Schein ein ew'ges Reich hienieden
Und heldenmüth'ge Unternehmungen;
Gesang und würd'ge Leier
Vielleicht der Tugend einen edlen Schleier."

Den Freunden der ältern italienischen Poesie wird die Uebersetzung von Bojardo's verliebtem Roland, von Gries, (Stuttgart bei Beck und Fränkel) eine willkommene Gabe sein. Von diesem Meisterstücke kunstgewandter Verdeutschung ist bereits der dritte Theil erschienen.

K.

Leipziger Chronik.

[Mad. Schröder-Devrient; Meyerbeer's Hugenotten.]

Die Schröder-Devrient hielt ein paar Wochen lang unser musikverliebtes Publicum in Athem. Sie gab in einer Reihe von sieben Darstellungen den Fidelio, die Norma, die Emmeline, zwei Mal den Romeo und ebenfalls wiederholt die Sonnambula. Beethoven's phantastischer Rausch und Bellini's wollüstige Wehmuth können nicht in volleren Zügen genossen werden als durch die Repräsentation der Schröder-Devrient. Unter sieben Darstellungen sogar vier Mal Bellinische Musik; Mozart und Gluck waren freilich auch früher keine bevorzugten Götter dieser Priesterin. Eine Kritik dieses musikalisch-dramatischen Phänomens ist überflüssig; weit eher thäte eine Kritik des Enthusiasmus und der Enthusiasten noth; was freilich nicht ohne bösen Spaß abginge. — Die Künstlerin spendete eines ihrer Abendhonorare als Beitrag für die kürzlich durch Brandschaden heimgesuchten Annaberger; ein edler Zug, der gewiß der Aufzeichnung werth ist. Die Theaterdirection war dadurch in den Stand gesetzt, eine sehr ansehnliche Summe beizusteuern. Sonst erhielt die Sängerin 40 Fr.d'or für jede Darstellung. Auch die Concertdirection war thätig und Mad. Schröder-Devrient war nicht minder bereitwillig, ihr Talent zum Besten der verarmten Gebirgsstädter zu verwenden. Sie sang einige Lieder mit der ganzen Gewalt ihrer dramatischen Virtuosität. Diese Art, Lieder vorzutragen, halte ich freilich für unbedingt unglücklich, wenigstens auf keine Weise für nachahmenswerth; die Schröder-Devrient überschüttet das Lied mit dramatischen Effecten, und das Lied will, meines bescheidenen Bedünkens, eine andere Haltung. — Von hier ging die Sängerin direct nach Hamburg, wo sie bis zum ersten Mai gastirt, um dann nach England zu schiffen. Möchte ihre Physis der Gewalt ihrer innern Organisation nicht zu früh erliegen!

Am 10. d. kamen die Hugenotten zum ersten Male auf der hiesigen Bühne mit einer verschwenderischen Pracht zur

Darstellung. Der Genuß der ersten vier Acte, der mir nur vergönnt war, konnte meine Stimmung nicht klar werden lassen. Man fühlt, daß hier alle bisherigen Kategorien aufgegeben werden müssen; alle Stylarten der bisherigen Musik laufen hier irre durcheinander und aus diesem Chaos steigt allerdings ein neuer buntbefiederter Vogel auf, dem man einen glänzenden Flügelschlag und eine coquette Pracht zugestehen muß. Bei alledem erfasse ich oder sehe den leitenden Faden nicht, merke nur das raffinirende Talent, vermisse das sich selbst klare Genie. Es ist dies ein Werk, von dem öfter die Rede sein muß. Vor der Hand mißglückte mir der erste Anlauf; die ersten Acte entzückten mich, bis diese Entzückung in Schwindel überging; nach dem vierten Acte räumte ich betäubt das Feld. — Madame Franchetti-Walzel hatte als Königin von Navarra Gelegenheit, die glänzende Geläufigkeit ihres Organs zu entfalten. In den Sommermonaten geht die Sängerin zu einem Gastspiel nach Karlsruhe. Hr. Pögner sang den alten Hugenotten Marcell mit der Virtuosität seiner vortrefflichen Stimme. Vor kurzem gastirte dieser Sänger in Weimar, unter anderem als Sarastro, und erntete auch auf fremdem Terrain den reichsten Beifall.

Notizen.

[Aus einem Briefe aus Brüssel.]

— Ich bin seit fünf Tagen in Brüssel, habe eine Eisenbahnpartie nach Antwerpen gemacht und sehne mich nach Paris, um festen Fuß zu fassen. Von Brüssel sieht man in fünf Tagen mehr als zuviel; es herrscht hier eine kalte Pracht, die aber nicht einmal überraschen kann, weil sie künstlich hervorgebracht ist und auf Nachahmung beruht. Man merkt hier überall die Absicht und ist verstimmt. Der eigentliche Kern der belgischen Bevölkerung ist weder französisch noch deutsch, und versteht beide Sprachen eben so schwer als der Fremde das Flamändische; der Gebildete ist Franzose und pikirt sich jetzt darauf, Belgier sein zu wollen. Man merkt, daß die Zustände, wie sie hier sind, sich nicht lange so halten können, und daß am wenigsten die Bestrebungen, ein belgische Nationalität hervorzurufen, zu etwas führen. Was mir an Belgien am merkwürdigsten erscheint, ist auf so kleinem Terrain die Zusammendrängung so vieler großer und bedeutender Städte wie Lüttich, Gent, Antwerpen, von deren Umfang, Schönheit und Großartigkeit ich vorher keinen Begriff gehabt. Die katholische Geistlichkeit hat auch hier jetzt einen bedeutenden Stoß erhalten; was sie stufenweise zu Grunde richtet, ist das Industrielle. Von deutscher Literatur weiß man hier in Brüssel gar nichts, doch kennt man — — dem Namen nach. Ich habe hier eine sehr angenehme Bekanntschaft an dem Professor Ahrens gemacht. Er ist derselbe, der früher in der Revue encyclopédique mehrere Artikel über deutsche Literatur und Philosophie, besonders über das System Krause's, dessen Schüler er ist, geliefert. Er war früher Privatdocent in Göttingen, seit drei Jahren ist er hier Professor und liest Naturrecht, Psychologie u. dgl. Mit Ahrens bin ich täglich zusammengewesen; deutsche Gutmüthigkeit, wie er sie besitzt, erscheint einem doch im Auslande doppelt liebenswürdig. Sonst kann man sich hier ziemlich langweilen bei aller Schönheit der Stadt. Die Brüsseler Frauen sind fast durchgängig häßlich und ohne Reiz. Das Theater ist sehr miserabel und nicht auszuhalten; ich hörte le cheval de bronze, Lestocq u. a. —

[Literarische Neuigkeiten.]

Unter der Presse befindlich: Rückert, der Koran Mohammed's, poetisch übertragen und erläutert. Chamisso, die Sprache der Hawaii. Hermann Marggraff, Bücher und Menschen. Leibnitzens deutsche Schriften, herausg. v. Guhrauer. Anastasius Grün's Gedichte. Funck's Erinnerungen, Bd. 2. Iffland und Devrient enthaltend. Daub's philos. u. theolog. Vorlesungen, herausg. v. Marheineke. Bülau, Geschichte des europäischen Staatensystems.

Als fertig zeigt der Meßkatalog an: Theodor Melas, Joseph Sanazar, eine Novelle. Lewald's Aquarelle, Bd. 3. u. 4. Laube, das Glück, eine Novelle. Duller, Kaiser und Papst, historischer Roman. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, 2 Thle. Strauß, Galerie der Gegner meiner kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu, Hft. 1. Von Rückert's Gedichten Bd. 1. die 4. Aufl., vom 2. Bd. die 2. Aufl. und vom 3. Bd. die erste. Von Ranke's Fürsten und Völkern die 2. Aufl. Mager, Geschichte der französischen Nationalliteratur neuerer und neuester Zeit. (Unsern Lesern theilten wir aus diesem Werke den Artikel über Thiers mit). Von Mundt's Dioskuren der 2. Bd. mit Beiträgen von Varnhagen, Rosenkranz, Schefer, Laube, Willkomm, Marggraff x. Michael Beer's Briefwechsel.

Unter der dramatischen Literatur ist Grabbe's Hermannsschlacht herauszuheben. Von Bauernfeld der 2. Bd. seiner Schauspiele, enth. Helene und der Zauberdrache. Halm's Griseldis. Von Raupach die Fortsetzung des Hohenstaufencyclus. Außerdem bezeichnenswerth in der Geschichte des deutschen Dramas: die 23. Aufl. vom Eckensteher Nante.

Unter der schauderhaften Literatur der Deutschen: der Hundsfättler oder Scenen aus dem Leben eines Bösewichts; ein Beitrag zur Galerie menschlicher Teufel. Hasper a Spada auf Burg Ilmen oder Rache und Versöhnung. Hildebrandt, Rollino der furchtbare Räuberhauptmann in den apenninischen Felsklüften.

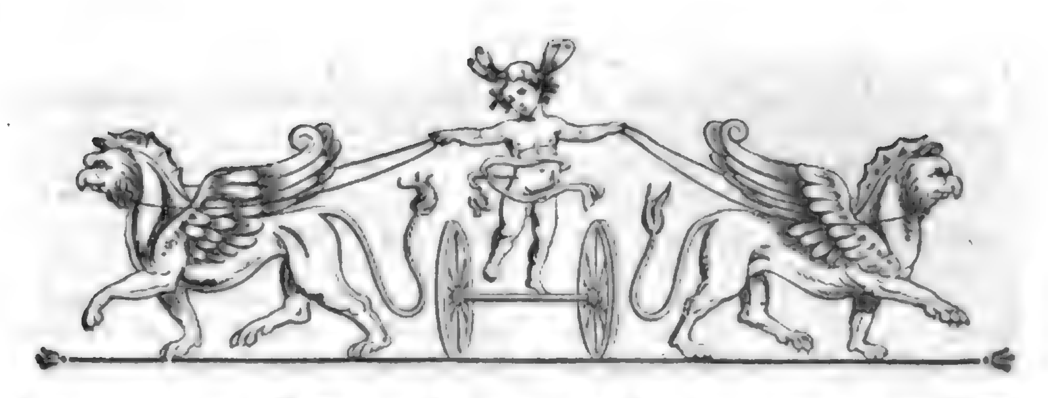
[Schlosser.]

Der Professor Schlosser in Heidelberg sagt von den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Baireuth, dieses Buch hätte wohl ungeschrieben, oder doch wenigstens ungedruckt bleiben können. Nach diesem Urtheil eines Historikers muß man glauben, das Buch enthalte nichts, was der Historie wichtig und nütze sei, und der Historiker, der so urtheilt, werde dasselbe ganz unberücksichtigt lassen. Aber was thut der heidelberger Professor? Er benutzt und citirt das Buch ganz fleißig, gerade die unbedeutendsten Sachen daraus stopft er in seine ausführlichen Noten, sogar S. 242 (seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts) setzt er aus jenem Buch eine ganz infame Geschichte hin, die wirklich, und besonders an diesem Ort, besser ungedruckt geblieben wäre. Schon Spittler bemerkt einmal, es sei der Wahrhaftigkeit der Historie gar nicht nöthig, daß jede Schändlichkeit, die einmal vorgegangen — oder vielleicht auch nur erzählt worden — einregistrirt und aufbewahrt werde. **15.**

[Banquerotte.]

In der letzten Woche des März stellten in Paris 12 Häuser ihre Zahlungen ein, seit dem Ende des J. 1830 ein unerhörter Fall. Sonst ist das Maximum von pariser Banquerotten in einer Woche drei.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 74. — den 17. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gränzwanderungen von E. Willkomm.

1.

Die Trompter-Marie.

Der Herbst hatte die Felder geleert und malte das Laub der Bäume mit tropischer Farbenpracht. In den Dörfern an der böhmischen Gränze ist dies die Zeit des volksthümlichen Jubels. Es nahen sich die Kirchweihfeste, die mit einer Art religiöser Andacht wenigstens zum Theil noch in den Gebirgen begangen werden. Der arme Tagelöhner und Lohnweber spart das halbe Jahr, um an dem Kirmestage eine außergewöhnliche gute Mahlzeit mit heiterer Genügsamkeit verzehren zu können; der wohlhabendere Bauer sucht durch Ueberfülle zu ersetzen, was der Anordnung des Festmahles an Geschmack abgeht. Er hält streng an den Sitten und Gebräuchen, die er von seinen Voreltern ererbt hat, und ist so stolz auf dies sein selbst geachtetes Recht, als der Adelige auf seinen Stammbaum. Das feinste Hemd mit den silbernen Knöpfchen am Handgelenke wird hervorgesucht, die großgeblümte Sammetweste mit Silber gestickt darf nicht fehlen; Beinkleider von schwarzem Manchester und ein kleines Mützchen von Sammet vollenden den Festtagsschmuck. Freundlich lächelnd erwartet er, in bloßen Hemdeärmeln unter der Hausthür stehend, die geladenen Gäste, und geht ihnen erst dann langsamen, gemessenen Schrittes entgegen, wenn sie die größte Hälfte des zierlich aufgeräumten Hofraumes überschritten haben. Ein herzlicher Händedruck und höfliches Abnehmen des Sammetkäppchens machen die ganzen Empfangsfeierlichkeiten aus. Umständlicher und mit weltmännischerer Sitte behandelt schon der Fabrikherr seine Kirmesgäste. Er fühlt, daß von seiner weitverbreiteten Thätigkeit die Umgestaltung der Lebensverhältnisse großentheils abhängt. Die vielen Menschen, denen er Lohn und Brot gibt, sind, will er hart sein, nicht viel besser daran als Leibeigene. Er hat die Macht, ein kleiner, grausamer Tyrann zu werden, weil ihm die Mittel dazu gegeben sind. Der Fabrikherr nimmt in Europa dieselbe Stelle ein, die der Pflanzer in America. Seine Arbeiter sind seine Sklaven, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach, und es fehlt nicht an Beispielen, wo rohe Fabrikherren ihre Untergebenen mit grausamer wollüstiger Tyrannei behandeln. Ein solcher erscheint am Kirchweihfeste nicht in Hemdärmeln, sondern als halber Städter, in der kurzen feinen Jacke, oder wohl gar im Frack, beide nach einem Schnitt gearbeitet, wie ihn kein Modejournal kennt. Es ist der Gränzschnitt, ein Bild des Ueberganges aus dem Altväterischen in das Moderne.

Gleich der Kleidung scheiden sich scharf und grell auf der böhmischen Gränze die Physiognomien der Bewohner. Alle Gränzländer erzeugen Eigenthümlichkeiten, nirgends aber tritt das Schroffe der Bildung zweier Stämme in so schreienden Contrasten hervor, als auf den Gebirgszügen, die Böhmen von den anliegenden Ländern trennen. Der alte Czeche ist ein Anderer in Körperbau, Wuchs, Gang, Bewe-

gung, als alle anderen Stämme in Deutschland. Die langgestreckten Glieder des Böhmen, die schlank aber muskulös und kraftvoll sind, haben etwas Urwaldartiges an sich. Ein echter Böhme ist ein halber Waldmensch, dunkel von Gesicht, mit stark markirten Zügen, auf denen noch dunkel die asiatische Sonne liegt. Man erkennt den Böhmen an seinem Gange aus dem dichtesten Menschengewühl heraus, wenn ihn auch nicht sein echt slavisches Gesicht verrieth, in das wild oder doch finster das dunkle Haar hereinhängt.

Wem es darauf ankommt, Gesichterstudien zu machen, der muß zur Zeit der Kirchweihfeste die Gränzen besuchen. Eine Wanderung von Dorf zu Dorf bietet alle Tage interessante Erscheinungen. Wie eine Reihe lebendig gewordener Mährchenbilder klingt ein asiatischer Lebenston herein in die stille europäische Nüchternheit.

Die Kirchweihfeste der Gränzer sind die lustigsten Arbeitstage der faulen Böhmen. Wie alle Slaven singt, spielt und trinkt der Böhme lieber, als daß er sich durch Arbeiten verdrießliche Stunden bereitet. Er ist ein freier Sohn des Augenblicks, Feind alles Zwanges, den er nur mürrisch erträgt, und weil es ihm unbequem ist, an Ketten zu rütteln, die sich schwerlich leicht abschütteln lassen. Mit dem Eintritte des Herbstes, wo die Feldarbeiten beendigt sind, die Obsternte vorüber ist und der Winter mit seiner geschäftigen Nichtsthuerei vor der Thür, beginnt dem gesanglustigen Böhmen das Herz zu hüpfen. Er stimmt seine Geige, auf der er in seiner Art Meister ist von Jugend auf; die Harfe wird hervorgesucht, zuweilen auch das beliebte Hackebret mit dem Tambourin. Hinter dem Ofen liegt der alte, drittehalb Ellen lange Eichenstock, in dem zierlich sämmtliche Kirmesfeste der Gränzdörfer ihrer Reihenfolge nach verzeichnet sind. Das Bündel wird geschnürt, drei, vier musikalische Nachbarn finden sich noch dazu — denn das böhmische Sprichwort: „In zwei Häusern drei Geigen" — trifft auf ein Haar — und frohgemuth, das Herz sorgenfrei, die Brust voll Lieder und Hoffnungen steigen sie über die Berge hinab in die freundlichen Thäler, wo reinliche Dörfer arbeitslustige Menschen beherbergen.

„Böhmische Musikanten" sind bei den Gränzern gleichbedeutend mit Virtuosen, namentlich bei den Oberlausitzern, denen es zwar als einem Mischlingsstamme aus deutschem und slavischem Blute ebenfalls nicht an musikalischem Talente gebricht, wohl aber an der graziösen Leichtfertigkeit und der wehmüthigen Heiterkeit, womit der Böhme in Gesang und Spiel sich bewegt, seinem eigenthümlichen Lebenselemente. —

Es war ein heiterer Herbstmorgen, der mich als Kirmesgast nach S* geführt hatte. Ein frischer Reif bedeckte die Fluren wie ein silbernes Netz, rauschend stürzte das Laub von den Bäumen, die böhmischen Gebirge glänzten durch duftigen Nebel. Von fern und nah schallte das Klatschen der Peitschen, womit die zünftige Hirtenjugend ihren Brotherren zum frühen Morgen ihr herkömmliches Ständchen zu bringen pflegt. Zur Abwechselung ließen sich wohl auch Büchsenschüsse hören, bis das Glockengeläute dem vollen Ausbruch der Freude eine Gränze setzte. Die Kirche am Kirchweihfeste zu versäumen, hält der in Glaubenssachen etwas hartnäckige Gränzer für eine arge Sünde. Hierin versteht er keinen Spaß, und wer auch nur freigeisterische Blicke sich zu Schulden kommen läßt, kann sich auf ein unfreundliches Begegnen und gelegentliches Gehenheißen gefaßt machen. Ich bequemte mich der Sitte und wartete geduldig den Gottesdienst ab. Darüber kam der Mittag heran mit seinen Festtagsfreuden, und Schlag zwölf begann die Kirmeslust, der Carneval dieser Gebirgsbewohner.

Schon am frühen Morgen zogen einzeln und in Truppen Musikantenbanden über die Felder und Berge in den festlich bewegten Ort. Die ersten sind gewöhnlich die schlechtesten. Der Abschaum des Lebens sieht ihnen aus Kleid und Haltung. Sie betteln für das liebe arme Leben, und Hand in Hand mit den lockenden Tönen geht die sittenlose Ungebundenheit. Anständige Musikanten finden sich erst während des Festmahles ein, und erhalten dann, wie bei den Griechen in der Odyssee, einen besondern Sitz am Ende der Tafel. Da werden ihnen freigebig Speisen in Menge gereicht, damit ihr Herz sich erfreue und Mund und Lippe beredt die Anwesenden mit frohen Liedern ergetze.

Die Gäste waren in der heitersten Laune, unser Wirth, ein jovialer Fabrikherr, von feiner Weltbildung, hatte sich die naive Herzlichkeit der Gebirgsnaturen zu erhalten gewußt unter den Lebensbewegungen, in die ihn sein Beruf oft wider Willen stieß. Klug und doch harmlos von Haus aus, war er ganz Mann des Volkes unter seinen Leuten, deren Dialect er mit sprachgewandter Zunge redete, und die ihn liebten, wie einen Vater. Mild und doch streng füllte er ganz seinen Platz aus. — Mehrere seiner Geschäftsgehülfen waren zur Tafel, und es fehlte nicht an heitern Scherzen, wenn der Kirmesvater jetzt das harte, aber ehrliche Idiom dieser Menschen redete, um augenblicklich das

abgebrochene Gespräch im reinsten Hochdeutsch mit der übrigen Gesellschaft fortzusetzen.

Vor dem Hause unter der großen Linde tanzten die jungen Bursche mit den Dienstmädchen, ein paar Harfenisten spielten Straußische Walzer. Wir Speisenden hörten nur von weitem das lustige Getümmel, bis herauf in den Saal hatte sich noch kein Musikant gewagt.

Da sprangen athemlos die jüngern der Gäste herein und riefen wiederholt mit Jauchzen und Händeklatschen: „eine Trompter-Marie! eine Trompter-Marie!"

Ich zweifle stark, daß Trompter-Marie ein Allen verständliches Wort ist. Sein Ausdruck ist echt gränzerisch und nur in Stockböhmen und den naheliegenden Gegenden bekannt, wie das Instrument, das diesen seltsamen Namen führt. — Die Trompter-Marie besteht aus einer einzigen starken Darmsaite, die über einen der Harfe ganz gleichen Resonanzboden von drittehalb Ellen Länge gespannt ist, und mit einem Bogen, ähnlich dem einer Baßgeige, gespielt wird, während die Scala der Töne durch ein höchst fein nüancirtes Anpressen der Saite mittelst des Daumens und Zeigefingers bestimmt werden muß. So schwer dieses einförmige Instrument zu handhaben ist, so groß und hinreißend ist seine Wirkung, wenn es der Spieler mit Geschick zu behandeln versteht. Da das Griffbret höchstens sechs Zoll beträgt, beruht das feinere Spiel allein auf der sanftern oder stärkern Berührung der Saite. Ein geübter Spieler der Trompter-Marie ist aber im Stande, auf diesem engen Raume der Tonentwickelung die verschiedensten Instrumente täuschend ähnlich erklingen zu lassen.

Schon öfters habe ich die Gelegenheit gehabt, dieses böhmische Nationalinstrument mit leidlicher Fertigkeit spielen zu hören, auch die übrigen Gäste kannten es größtentheils und hatten es lieb gewonnen. Der Hausherr rief den Kindern zu, den Spieler einzulassen, als dieser bereits mit einer höflichen Verbeugung, das Instrument im Arme, den Saal betrat.

Es war ein hochgewachsener Böhme, reinlich, aber nach echt böhmischer Sitte gekleidet, dunkle, eng anliegende Beinkleider, ein brauner kurzer Frack, eine dünne Ledermütze mit rundem Deckel, und Stiefeln, die nur die halbe Wade bedeckten, bildeten seine einfache Toilette. Ueber dem dunklen Gesichte hing düstere Schwermuth, aus dem schwarzen Auge flammte die heiße Gluth einer zusammenstürzenden Leidenschaft. Die feingebildete Hand, obwohl von dunkler Farbe, hätte als Modell für die schönste Männerhand dienen können.

Stillschweigend nahm er den dargebotenen Stuhl an, lächelnd, fast spöttisch, dankte er für die Speisen, die ihm reichlich aufgetragen wurden. Es war etwas Aristokratisch-Anziehendes in dem böhmischen Musikanten.

„Einen Straußischen Walzer!" baten die Mädchen, denn, meinten sie, auf der Trompter-Marie müsse sich diese wollüstige Raserei der Musik seltsam genug ausnehmen. — Der Böhme nickte bejahend, lehnte sich an die Wand, das Instrument schräg gegen den Fußboden stützend, und spielte mit hinreißender Prägnanz das geforderte Musikstück. Die Gäste vergaßen Essen und Trinken, man hielt die Weingläser schwebend in der Hand, ein Zauber schien aus der einzigen dicken Saite der Trompter-Marie allmächtig über jeden Einzelnen zu kommen.

Der Böhme endete und stimmte gleichgültig die Saite.

„Wo habt Ihr denn so spielen gelernt?" fragte der Kirmesvater. „Das ist ja, als ob alle die guten und bösen Geister an Eurer einzigen Saite auf- und niederliefen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig.

[Ignaz Tedesco, Lessing's Todtenfeier.]

Braunschweig beginnt sicher ein neues Zeitalter; denn so mannichfaltig bewegt wie jezt habe ich's, rechne ich den Herbst 1830 ab, wohl kaum jemals gesehen. Lessing's Todtenfeier, der Schill'schen Krieger Denkmal, das sich wieder rüstiger regende Interesse für Eisenbahnen, die Schwulitäten der Brandassecuranz, der Wiederbeginn des Schloßbaues, dem wir täglich entgegensehen, das unsichere Gerücht über des Herzogs Vermählung mit einer würtembergischen Prinzessin, das große Malheur, daß abermals Clubbs und Soiréen für ein halbes Jahr in Todesschlaf versinken, und alle die ausgezeichneten sociellen und artistischen Genüsse auf einige Zeit enden, und nun gar die ungeheuren Ereignisse im Theaterleben, dieses Wiedergenesen, diese Gastspiele, diese Contractkündigungen — — — Ich mußte fürwahr einige Gedankenstriche machen, auf daß ich Zeit finde, mich zu sammeln und meine Correspondenz eigentlich zu beginnen.

Den Anfang mache keiner jener Gegenstände, sondern der prager Pianist Ignaz Tedesco, dessen sich die meisten musikliebenden Leser der Eleganten in Hannover, Leipzig und besonders im Süden Deutschlands recht wohl erinnern werden. Tedesco läßt es den Laien nicht errathen, welche Schwierigkeiten der mechanische Theil seiner Leistungen enthält. Gewandt, leicht und sicher gleiten seine Finger über die Tasten dahin, selbst wenn die complicirtesten Griffe, wenn die schwierigsten Octavenpassagen — deren Ueberwindung ihm den Namen eines Octaven-Hannibal erwarb — sich darbieten. Obgleich er in mehreren seiner eigenen Compositionen die mechanischen Schwierigkeiten nach besten Kräften sich anhäufen ließ, so vergißt er doch keineswegs die oft vergessene höhere Aufgabe der Musik, die ihr vom Gemüthe gesetzt wurde. Die feinen Nüancen stellen sich in seinem sinnigen tiefen Piano deutlich heraus, wie auf der andern Seite sein Anschlag markig, sein Forte hervorragend ist.

Einen nicht gewöhnlichen musikalischen Genuß brachte uns noch der Abend des Charfreitags durch das im Theater gehaltene geistliche Concert des Chordirectors **Partzsch**. Es bestand dasselbe aus dem von Döring gedichteten und von Anacker componirten **Bergmannsgruße**, aus Morlacchi's **Salve regina**, und dem zweiten Theile des Händel'schen **Messias**, mit der schönen Fuge, „durch seine Wunden sind wir geheilt", und dem „Hallelujah."

Mag die Composition des „Bergmannsgrußes" immerhin keinen außerordentlichen Kunstwerth haben — abzuläugnen ist es nicht, daß sie Gemüth und Herz tief und lebendig ergreift, und daß der Componist in seinem Malen mit Tönen oft recht glücklich war. Ich rechne dahin besonders die höchst effectvolle Stelle des wahrhaft poetischen Gedichtes, welche den Sonnenaufgang schildert:

Er tritt hinaus, noch schweigend ruht die Flur.
Im heil'gen Dunkel schlummert die Natur,
Der Vogel selbst regt nur die raschen Schwingen,
Wenn Furcht, wenn Hoffnung ihn im Traum umfingen,
Da glänzt herauf am fernen Horizonte,
Den noch sein Auge nicht erreichen konnte,
Ein lichter Streif u. s. w.

Die physische Verwandtschaft von Licht und Ton trat in dieser Stelle besonders durch die allmälige Steigerung des Effectes vom leisesten Piano bis zum aufbrausendsten Forte so lebendig hervor, daß sie, noch unterstützt von der wirklich vortrefflichen Declamation des Sprechers (Hrn. Marr), die Illusion auf den höchsten Grad erhob; jede neue Tonwelle ward zum Lichtstrahle, der die Nacht durchdrang. — Die Aufführung dieser, wie der beiden übrigen Piecen, verdiente, besonders durch die Bestrebungen der ungewöhnlich tüchtigen Theaterchöre, den regsten Beifall; nur Schade war es, daß die der Madame **Fischer-Achten** übertragenen Soloparthieen des Händel'schen Messias den Eigenthümlichkeiten ihrer nur für Opern angemessenen Stimme sehr wenig entsprachen, und besonders durch den Mangel an Kraft derselben in den Hintergrund traten.

Eine Todtenfeier und abermals eine Todtenfeier ist in Braunschweig innerhalb fünf Wochen gehalten worden. Die erste war am 15. Februar die des 56. Todestages **Lessing's**. Einem unserer vielen wissenschaftlichen Vereine, dem Kunstclubb, war es nämlich eingefallen, daß Lessing's Andenken wohl werth sein möchte, in unserer Zeit der Denkmalwuth wieder zu neuem Leben erweckt zu werden. So versammelten sich denn, ohne lächerliche pompöse Ankündigungen und Aufrufe am Nachmittage des funfzehnten Februars in einem, dem Magni-Gottesacker naheliegenden öffentlichen Garten, die Mitglieder des Kunstclubbs und der Liedertafel und einige, sehr wenige andere Personen und zogen still und einfach um zwei Uhr zum Gottesacker. Die Liedertafel eröffnete, an Lessing's Grabe angelangt, mit einigen passenden Strophen die Feier, worauf einer der Anwesenden das Wort nahm, in einer kurzen Rede die Verdienste des großen Verewigten um Religion, Wissenschaft und Kunst in kurzen Umrissen andeutete, die Hoffnung aussprach, daß Lessing's noch in der Gegenwart für Entwickelung des Bessern und Lichtern mittelbar kräftig wirkendes Streben demnächst in einem Denkmale ein Zeichen dankbarer Anerkennung finden werde; — und endlich mit einigen Lehren für's Leben, wozu Lessing das Beispiel gab, schloß.

Lessing's Grabstätte hat seit 1805 einen einfachen viereckigen Stein zur Bezeichnung. Bis zum genannten Jahre erhob sich bei derselben nur ein einfaches Bäumchen, das ihm, dem als Atheisten Verschrieenen, scheu und heimlich von einem Verehrer 1785 gesetzt worden war. Im Jahre 1805 erforschte mit vieler Mühe die Räthin Campe diese im Munde der Menge ganz verschollene Grabstätte, und ließ darauf jenen einfachen viereckigen Stein legen, welcher noch jetzt die einzige Bezeichnung von Lessing's Grabe bildet. Erst seit kurzem gelang es, auch diese wieder zu finden, und so ist es uns Braunschweigern denn möglich, dem Fremden die Grabstätte des höchst verdienten Mannes der ganzen braunschweigischen Geschichte zu zeigen, der hier im Leben von dem Unverstande und der Bosheit vielseitig angefeindet und nach seinem Tode so unverantwortlich schnell mit seiner ganzen Zeit vergessen wurde, die wenigstens in Hinsicht auf Braunschweigs Gelehrtengeschichte bis jetzt noch nicht wieder ihres Gleichen hatte und sobald nicht wieder haben wird. — Ja, ja, Braunschweig hat auch seine Fürsten gehabt, welche Wissenschaft und Gelehrsamkeit kannten, ehrten und förderten, und die Namen Karl und Karl Wilhelm Ferdinand sind in dieser Hinsicht unvergeßlich.

Lessing's Denkmal wird sich wohl realisiren, und nicht nur Braunschweig, nein, mindestens ganz Deutschland wird freudig seine Beisteuer dazu liefern. Darum ergeht hiermit an Jene, denen wir den ersten Impuls zu diesem Denkmale, welches, wie man sagt, auf dem sogenannten Akademieberge (einer der schönsten Partieen der städtischen Promenaden) errichtet werden soll, verdanken, der ernste dringende Aufruf, das gute Werk zu fördern. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

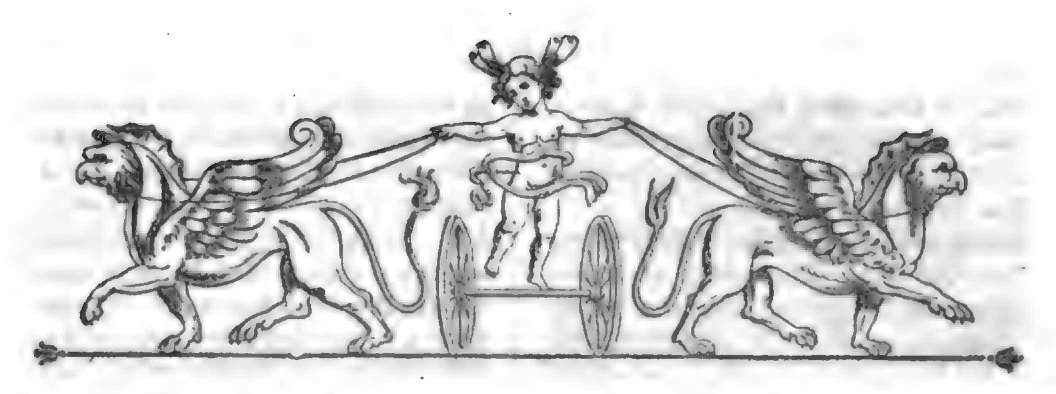
[Eisenbahnen in Nordamerika.]

Philadelphia und Pittsburg, eine Entfernung von 392 engl. Meilen, sind bereits durch Canal und Eisenbahn verbunden. Jetzt will man eine Bahn von Charleston in Südcarolina nach Cincinnati am Ohio, 715 engl. M., anlegen. Die Actien zu diesem Unternehmen sind schon gezeichnet. Ueber die Schnelligkeit des Reisens in Nordamerica muß man staunen. Morgens bricht man in Boston auf, reist über Newyork, Philadelphia und Baltimore, und trifft am folgenden Tage Abends in Washington ein. Eine Entfernung von 470 engl. M., 190 Stunden! Kein Zweifel, in kurzem wird das ganze Gebiet der Union, von den großen Seen bis zum untern Mississippi, vom Maine bis zum Red River auf der einen, vom atlantischen Meere bis Illinois auf der andern Seite, auf diese Art zu bereisen sein.

[Baron Vaerst.]

Unsere Leser erinnern sich, daß wir den Baron Vaerst, der die breslauer Zeitung redigirt, als den Verfasser der Cavalier-Perspective bezeichneten. Derselbe hat in einem wechselvollen Leben bald den Degen, bald die Feder geführt. Gegenwärtig befindet er sich in Paris, und man hört aus Breslau, daß er zu Don Carlos nach Spanien gehen werde, um für dessen Sache — man weiß nicht, die Feder oder das Schwert zu führen. Ein berliner Correspondent in der hannoverschen Zeitung macht die Bemerkung, die Cavalier-Perspective des Hrn. v. Vaerst sei nicht mit dem Neigebauer'schen Werke gleichen Titels zu verwechseln. Derselbe will auch wissen, daß das Bulwer'sche Werk, „die Zeitgenossen", welches der „Verlag der Classiker" in Stuttgart an sich gekauft haben sollte, von Gutzkow wäre. Gutzkow ist aber vielleicht nur der Uebersetzer des Bulwer'schen Manuscripts.

Leipzig, gedruckt bei J. P. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 75. — den 18. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gränzwanderungen von E. Willkomm.

(Fortsetzung.)

Um den schönen Mund des Spielers weinte ein bitterer Schmerz. Eine leichte Verbeugung dankte für das beifällige Urtheil, indem er ruhig hinzufügte: „Ich hatte lange Uebung."

Die Mädchen waren eingeschüchtert durch das gewaltige Spiel des Böhmen. Sie nahmen wieder Platz an der Tafel. Der Musikant ergriff das volle Weinglas und rief, es zum Munde führend: „Auf das Wohl aller Glücklichen unter den Schönen!" Flüchtigen Zuges leerte er es aus, ließ es, wie von Begeisterung ergriffen, zu Boden fallen, daß es zersprang, und begann die Ouvertüre zum Don Juan auf der einzigen Saite seines Instrumentes zu spielen.

Es vergingen einige Minuten, ehe wir uns von der Wahrheit dessen, was wir hörten, überzeugen konnten. Nicht ein einzelnes Instrument jubelte in losgelassenem Sinnentaumel, alle Geigen weinten und schluchzten, das Violoncell wehklagte, der Baß brauste zornig dazwischen, wie der Donner des strafenden Gottes, und schmetternd rauschten die Fanfaren der Trompeten in das Beben sinnlicher Verzückung. Es war ein Geisterschauer, der mitten durch den Jubel sein eisiges Frösteln wehte, die Stimme der Warnung, die aus den sprudelnden, glanzfeuchten Weinaugen kniegebeugt flehte und bat; und aufgelöst, hingerissen in die Allmacht der tönenden Welt, lag eine Todtenstille über der freudetrunkenen Gesellschaft, als der letzte hüpfende Jubelton verklungen an den nachzitternden Fensterscheiben.

Der Böhme lehnte sein Zauberinstrument an die Wand, trank in einem zweiten Glase die Gesundheit des Kirmesvaters und seiner werthen Gäste, und ließ den aufgetragenen Speisen, weniger, wie es schien, aus Bedürfniß, als der Sitte zu genügen, ihr Recht widerfahren.

„Ihr solltet Euch hören lassen, lieber Mann," nahm einer von den Anwesenden das Wort. „Geht auf Reisen, besucht die Hauptstädte Deutschlands, und der Erfolg wird nicht ausbleiben. Es wäre himmelschreiend, wenn ein Talent, wie das Eurige auf Kirmeszügen ungekannt verkümmern sollte. Ihr müßt in die Welt, lieber Mann, müßt Euch einen bleibenden Namen erwerben und den Lorbeer pflücken, während er grünt."

„Ich komme aus der Welt," versetzte der Böhme, „und bin nicht immer aufgelegt, auf diesem armen Instrumente die Schmerzen meiner Seele, die Erfahrungen meines Lebens vor tauben Ohren abzuklimpern. Die Menschen hören wohl die Musik, aber sie verstehen sie nur selten. Ich spiele keine Töne, keine Accorde, ich spiele Lebensjahre zerbrochen auf den Folterbänken der heiligsten Gelübde!"

Die Gäste verließen ihre Plätze, die jungen Mädchen eilten aus dem Saale. Des Böhmen Augen brannten wie dunkelglühende Kohlen aus den tiefen Augenhöhlen, seine Hände griffen nach dem Rosenkranze, der in glänzenden

Bernsteinkorallen an seiner Brust hing. Mit seltsamer, von weltlichem Heiligenschein gehobener Andacht rollten die Perlen durch die zitternden Finger. Inbrünstig drückte er die Lippe auf die Saite der Trompter-Marie.

Wir Männer hatten uns um den sonderbaren Virtuosen gedrängt. Von mehrern Seiten ward der Wunsch ausgesprochen, uns etwas Näheres wissen zu lassen von seinen trüben Lebenserfahrungen. — Er schwieg einige Augenblicke und rieb sich die Stirn, als wolle er quälende Erinnerungen ersticken. Dann stand er auf, verneigte sich mit Anstand gegen uns und sprach: „Ihre Theilnahme macht mich offen gegen meinen Willen. Hören Sie die Geschichte meines Spieles; ich fürchte keinen Mißbrauch derselben.“ Wir drückten ihm der Reihe nach die Hand und setzten uns im Kreise um den Böhmen. Der junge Virtuos erzählte:

„Die Verhältnisse, unter denen ich geboren ward, verhießen mir ein glücklicheres Leben als das gegenwärtige. Es gebrach mir an nichts, alle Wünsche waren erfüllt, noch ehe ich sie aussprach; ich besaß im Ueberfluß, was Sitte, Gewöhnung und Vorurtheil zu den höchsten Gütern des Lebens zählen. Meine Eltern waren böhmische Edle, aus einem alten Geschlechte, das in der Geschichte des Vaterlandes sich immer bedeutend ausgezeichnet hatte. Eins unserer Besitzthümer lag in dem blühenden Moldauthale unweit der Hauptstadt, die wir im Sommer öfters besuchten und den Winter über zum bleibenden Wohnsitze erwählten. Dieser doppelte Lebensgenuß befreundete mich frühzeitig mit Natur und Kunst, und ich lernte beide mit gleichem Enthusiasmus lieben. Die winterlichen Festlichkeiten Prags regten die Lust in mir auf, dereinst allen Glanz einer hoch gesteigerten Cultur auf das innigste vereinigen zu können mit dem Zauber der Natur. Die Kunst sollte der Verschönerung des Lebens ihre blendendsten Reize leihen, sich aber nie über die stille Einfachheit erheben, worin ihre Göttlichkeit besteht.

Mit den Jahren vermehrte sich der Hang zu diesen phantastischen Ausschmückungen meiner Zukunft, und ich fühlte bald, daß wohl das Schwärmen in der Möglichkeit hoher Zauberfreuden ein Genuß sei, das Verwirklichen derselben aber nur mit den theuersten Opfern erreicht werden könne. — Der Fortschritt an Jahren weckte neue Bedürfnisse, die Welt, die in der Entwickelung des stillen, inneren Menschen verborgen emporstieg, führte einen andern Lebenshimmel herauf über den gewöhnlichen. Die Leidenschaften wurden lebendig in mir, und mit ihnen die Schmerzen des Lebens, die sich sättigen von den süßesten Empfindungen. Ich trat in die Welt des Glanzes, die nur auf dem spiegelglatten Parquet der Paläste ihr künstliches Dasein fristet. In den Salons des hohen und reichen Adels begegnete mir zum ersten Male die ganze überströmende Fülle von Schönheit, die Herz und Geist zugleich überwältigt. Musik und Tanz warfen ihre verführerisch reizenden Guirlanden um die Unerfahrenheit meines jugendlich frischen Strebens. Keck und fröhlich ergriff ich den flatternden Schimmer und schwebte unter den lächelnden Bogen dahin auf dem Wogenschwall der Töne.

Der Sinn für Musik hatte bisher unbeachtet in mir geschlummert. Berührung des Momentes und Leidenschaft rüttelten ihn schnell auf, und ließen ihn eben so rasch zur Schwärmerei anwachsen, wie alles Uebrige, was meinem Wesen entsprach. Ich begann für Musik zu schwärmen, wie ich für die Natur geschwärmt hatte und noch schwärmte. Der neue Zuwachs an heißen Bedürfnissen ermüdete nicht mein heftiges Begehren. Anlage verband sich mit Leidenschaft, und in kurzer Zeit konnte ich mich eben sowohl als gewandter Tänzer, wie als guter Violinspieler in geselligen Zirkeln sehen und hören lassen.

Als die Saison zu Ende ging und Anstalt getroffen wurde, den Aufenthalt in der Hauptstadt mit den stilleren Freuden des Landlebens zu vertauschen, fühlte ich, daß diese Ortsveränderung ein Riß in mein Glück sein würde. Ich suchte Maßregeln zu ergreifen, um in der Metropole bleiben zu können, und fand meine Bestrebungen mit Erfolg gekrönt. Meine Eltern ließen mich zurück in der Stadt, wo ich bei Verwandten den Studien oblag, die mir am meisten zusagten. Die Heiterkeit meines Volksstammes, die unablässig herausbricht in Musik, Gesang und Tanz, verschönert das Leben in Prag eben so sehr, als die Menge von Fremden, die ihre Wanderungen immerwährend hindurchführen. Großartige Erinnerungen zählen den Muth, jede Straße hält öffentlich Vorlesungen über die Weltgeschichte, die versteinert, mit geschlossenem Auge in den Palästen und Thürmen schläft, womit die alte Czechenstadt umpanzert ist. Doch hatte mein Auge wenig Licht, diese schlummernde Geschichte zu beleuchten, denn der Winter mit seinen glänzenden Freuden und rauschenden Vergnügungen hatte andere Räume in mir erhellt. Die Liebe schlug gewaltsam an mein Herz und steigerte durch das Unbewußte ihrer Natürlichkeit mein leidenschaftliches Wesen.

Diana, ein Mädchen von kaum sechzehn Sommern,

geschmückt mit allen Reizen jungfräulicher Anmuth, zu denen sich hohe Vorzüge des Geistes gesellten, riß mich unaufhaltsam in den Kreis ihres schuldlosen Zaubers. Gleiche Neigungen, denen doch auch wieder nicht die interessanten Gegensätze fehlten, brachten uns schnell in nähere Berührung, und wir lebten und webten nur in gegenseitigem Anschauen, lange zuvor, ehe der winterliche Frost dem Schmelz des Frühlings und seinen duftigen Hoffnungen wich.

Damals hätten wir beide nie den Jammer geahnt, der aus dieser unschuldigen Begegnung für uns erwachsen sollte. — Diana's Eltern standen in einem seltsamen Gegensatze zu ihrer Tochter. Diana war ganz Leben, voll naiver Heiterkeit, sprudelnder Laune, hinreißender natürlicher Coquetterie, die immer verschönt und anzieht, wenn sie nicht Product des Bewußtseins, sondern reines Ergebniß der Entwickelung ist. Ihre Eltern dagegen starrten den Scherz der Welt an, wie träumende Sphinxe. Faltiger Mißmuth lag auf den donnertrüben Gesichtern, in ihren Augen lachte keine selige Lebenslust, kein kecker Freiheitsgedanke, keine süße Lust zum Sündigen, ohne die Tugend und Frömmigkeit nur Ekel erregen, und frevle Kasteiung. So oft die Tochter lachte und freudenvolle Blicke dem Leben ans Herz warf, zogen dunklere Wolken über die bigotten Klostermienen der Eltern, und wir mußten in geheimster Verschwiegenheit unsere Welt aus zitternden Küssen erbauen, wenn nicht ein unheilvolles Ungewitter über uns ausbrechen sollte.

Instinct und Lebensart ließen uns gegenseitig unsere Leidenschaft verbergen, die um so heftiger wuchs, je geheimer sie genährt ward. Das stille verlangende Warten steigerte den Wunsch, Befriedigung zu finden im höchsten Glücke, und auf der schwanken Leiter der Sehnsucht erklomm täglich mein Herz die Wohnung Diana's, die, nahe am Wallenstein'schen Palast gelegen, eine reizvolle Aussicht eröffnete über die Kleinseite, den palastgekrönten Hradschin und die Ufer der breiten Moldau.

Der düstere Katholicismus, dem Diana's Eltern täglich einen Theil ihres kargen Glückes zum Opfer brachten, bot uns nur spärliche Augenblicke zum Sprechen und Sehen. Die Bigotterie ist eifersüchtig wie die Liebe. Jene betet den Staub alter Satzungen und den Zorn eines gefürchteten Gottes an, wie diese die blühende Weltlust und den Schaum des Lebens, der herabfließt aus dem Freudenhimmel eines glücklichen, heitern Schöpfers. Die Bigotterie fürchtet das Glück der Liebe als Nebenbuhler, sie muß sie tödten oder selbst erliegen der Macht eines kecken und lebenskräftigen Gegners.

Noch heut ist es mir unbekannt, ob Diana's Eltern unsere Liebe geahnt haben mögen. Wie dem aber auch gewesen sein mag, der Erfolg bleibt derselbe. Diana, listig und doch fromm und schuldlos, ersann bald ein Mittel, das zu ungestörtem Glücke führen mußte. Der Wallenstein'sche Garten gränzte an das Haus, das sie bewohnte. Nur eine hohe Mauer schied beide Besitzthümer. Diana wußte sich ihr Schlafzimmer mit der Aussicht auf den strahlenden Palast mit seinem Garten zu wählen, und die Eltern gaben dem Eigensinne der Tochter nach, da sie behauptete, sie würde vor Kummer krank werden, könne sie nicht mehr hinabsehen auf das goldene Kugelspiel der Fontainen, die Pracht der Gewächse, den stillen Reiz der Laubboskets.

So stieg mit jedem Tage der heitere Bogen, auf denen Glück und Liebe auf und nieder wandelten. Kaum warf der Abend seine goldenen Funken herab in das fruchtbare Moldauthal, so schlüpfte ich durch die Pforten des Palastes und verbarg mich in den künstlichen Stalaktitenhöhlen, die einen Theil des Gartens begränzen. Hier unterhielt ich mich mit den fremden Vögeln, die der Graf auf dieser Seite nährte, und machte mich bald so bekannt mit den gelehrigen Thieren, daß sie nie durch lautes Geschrei die Anwesenheit eines Menschen verriethen. Sobald die Nacht hereinbrach, flog ich dem Ende des Gartens zu, ein Nachtigallruf gab Diana mein Dasein kund, und eilig fiel eine zierliche Strickleiter von dunkler Seide über die Mauer herab, auf der mit leichtem Zephyrtritt Diana selbst in meine Arme glitt.

Nur der Mond belauschte unser Liebesglück, das stille Flüstern des Flieders mischte sich in unser Gespräch, und erst, wenn der kältende Thau sein silbernes Perlennetz auswarf über die Erde und flammende Funken im Osten aufflogen an den Horizont, geleitete ich Diana hinauf an ihr Fenster und schwelgte noch in Kuß und Scherz, bis sie mit sanfter Gewalt mich zur Flucht nöthigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Beschluß.)

[Todtenfeier der Schill'schen Krieger.]

Eine zweite Todtenfeier war jene der vierzehn, im Monat Julius 1809 hierselbst erschossenen Schill'schen Soldaten. Wenn ihr Verdienst um das wahre Wohl der Menschheit sich gleich mit dem eines Lessing nicht messen darf, wenn es auch zweifelhaft ist, inwiefern sie für jenes Wohl wirklich entflammt waren und wenn es sich endlich auch nicht läugnen läßt, daß sie, gleich manchem Tausend anderer Krieger, sich nichts anderem, als dem, durch seine Geltung sanctionirten Kriegsgesetze beugten und durch dasselbe starben, so konnte

man die Idee eines Denkmals für sie um so weniger unrecht heißen, da Schill und seine übrigen für dieselbe gute Sache gefallenen Anhänger schon früher anderer Orten Denkmale erhalten hatten. Der als Schriftsteller nicht unbekannte Baron v. Sterchelde faßte jene Idee und führte sie ins Leben, nur trat dabei so außerordentlich viel Pomp auf, daß dieses eine strenge Gegenpartei hervorrief, unter welchen die Mildestgesinnten meinten, die Sammlung der an der Todesstätte aufgefundenen Ueberreste der Erschossenen in einigen Särgen, deren Beisetzung auf dem Kirchhofe und die Hinzufügung eines schlichten Denksteines sei der Sache angemessener gewesen. In Wahrheit, wenn Lessing's Verdienste eine verhältnißmäßig große Würdigung finden sollen, so weiß ich nicht, wie das anzufangen ist.

Die Einweihung des Denkmales fand am 19ten März Statt, nachdem mehrere Tage lang zuvor die Gebeine jener Krieger in den offenen, von militairischen Insignien umgebenen Särgen in der Magni-Kirche zur Schau gestellt waren. Eine kirchliche Feier zum Gedächtniß der Erschossenen eröffnete an jenem Sonntage um 1 Uhr das Fest, worauf der Zug, bestehend aus einem militairischen Commando, den sämmtlichen Militair-Musikchören, den drei vierspännigen Leichenwagen und endlich aus allen denen, welche näher beim Feste betheiligt waren, und von einem sehr zahlreichen Publikum begleitet, sich nach der Todtenstätte hinaus begab, die kaum eine Viertelstunde von der Stadt entfernt und zugleich die Stätte des Denkmals ist. Reden, Gesänge, Salven und eigens hierzu componirte Musikstücke, nebst traurigem Geläute der obligaten Glocke vom Thurme des nahen Dorfes St. Leonhard, begannen, begleiteten und beschlossen die Einsenkung der Särge in die, an den Seiten des Denkmals ausgemauerte Gruft, und mit einem Siegesmarsche zog die Menge, nachdem man noch schließlich das Denkmal mit Kränzen und Bändern geschmückt hatte, wieder in die Stadt zurück.

Das Denkmal ist im reingriechischen Style aus Sandstein erbaut und erhebt sich auf einer 55 Fuß langen und eben so breiten Terrasse, deren Oberfläche über dem eigentlichen Terrain 5 Fuß erhaben ist. Das Denkmal selbst ist über dem Fundamente unmittelbar auf eine, 20 Fuß Quadrat große antike Stufe basirt, in deren vier Ecken sich nach Außen vorspringende, quadratförmige Sockel befinden, welche vier gegossene eiserne Candelaber aufnehmen werden. In der Stufe selbst befindet sich eine gewölbartig gemauerte Grabstätte für die mit den irdischen Ueberresten der gefallenen Krieger gefüllten drei Särge; über derselben erhebt sich eine zweite Stufe, auf welcher das würfelförmige Piedestal des großartigen Postamentes, dessen Seiten 6 Fuß Quadrat groß sind, ruht; über diesem folgt eine 18 Zoll hohe Tragplatte, welche an den vier Seiten mit Kriegsemblemen geschmückt ist und dazu dient, den reich verzierten Schaft des Postamentes mit dem darüber befindlichen Hauptgesims zu tragen. Das Ganze wird durch ein 5 Fuß großes eisernes Kreuz mit vergoldeten Eichgewinden und fliegenden Bändern gekrönt. Die vier Seiten des Piedestals enthalten die den Zweck und die Entstehungsart des Denkmales betreffenden Inschriften und die Namen der Gefallenen mit Angabe des Geburtsortes und Alters. — Der Schaft des Postamentes ist an den vier Ecken mit Todes- und Ruhmes-Attributen geschmückt. Ueber dem Feston der Vorderseite erblickt man den verschlungenen Namenszug Schill's, umgeben von dem Bande des preußischen Verdienstordens, auf der Ostseite schwebt der preußische Adler, die Südseite ziert ein Kranz von 14 Sternen, und die Westseite der braunschweigische springende Stadtlöwe. — An des eisernen Kreuzes beiden Seiten liest man die Worte: „Sie fochten und fielen für Deutschlands Freiheit. — Ruhe ihrer Asche und ewiges Heil ihren Seelen." Das ganze Denkmal hat eine Höhe von 25 Fuß und ward nach den Angaben des Kammerbau-Conducteurs Hrn. Uhlmann erbaut. F. W. L.

Notizen.

[Ein römischer Anacharsis.]

Man kennt die Reise des jungen Anacharsis in Griechenland, die Barthelemy's Fiction in das 4. Jahrhundert v. Chr. setzte. Charles Dezobry hat ein römisches Gegenstück dazu geschrieben: Rom im Jahrhundert des Augustus oder Reise eines Galliers nach Rom zur Zeit von Augustus' Regierung und während eines Theiles der Regierung Tiber's. (Von Th. Hell übersetzt, Leipzig, Hinrichs, mit einem Plane vom römischen Forum.) Was dem römischen Anacharsis an Neuheit der Erfindung abgeht, ersetzt er durch emsige Durchführung des von Barthelemy entlehnten, auf Rom angewandten Thema's. Ein junger Gallier, der in Lutetia, in dem Lande der Pariser wohnt, kommt in seinem 20. Lebensjahre, 731 nach Erbauung der Stadt, nach Rom und hat in einer Reihe von 47 Jahren, die er dort zubringt, hinlänglich Gelegenheit, sein Terrain aufzufassen, die Sitten und Zustände des Augusteischen Zeitalters zu schildern und über alle diese Eindrücke an seine Freunde nach Gallien zu berichten. Als des Tiberius Spione und Delatoren Schrecken und Verzweiflung verbreiten, kehrt er in die Heimath zurück. — Dezobry, der Verf., hat seit dem J. 1819 ununterbrochen sich mit Rom und seinen Alterthümern beschäftigt.

[Nordamerikanische Kirchenmusik].

Eine Correspondenz aus Philadelphia im Berliner Conversations-Blatte erzählt, daß zu St. Louis in der katholischen Kathedrale eines Tages, während der hohen Messe, ein Walzer auf der Orgel gespielt worden sei. Unmittelbar darauf sang ein italienischer Sänger, den der Zufall hingeführt, ein Duett aus dem Kalifen von Bagdad mit untergelegtem lateinischen Texte, und endlich, nach beendigter Messe, spielte der Organist zum großen Gaudium des Correspondenten, das Lied aus dem Freischütz: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen!" Andere Zuhörer versicherten, daß dies bei weitem noch nicht Alles sei und bisweilen auch der „Dessauer Marsch" aufgespielt werde. Nun, wenn das nicht gut für die Freiheit ist, dann weiß ich nicht, was besser ist! 9.

[Maroncelli — Mistreß Jameson — Sarah Austin.]

Maroncelli, der Freund und Unglücksgefährte Silvio Pellico's, der mit ihm auf dem Spielberge und in den italienischen Gefängnissen saß, lebt jetzt in New-York und hat eine Deutsche zur Frau. Dies berichtet Mistreß Jameson aus Canada, wohin dieselbe ihrem Gatten gefolgt, einer Freundin in Deutschland. Der Gatte der Mistreß Jameson hat eine Stellung bei der englischen Präsidentschaft in Canada. Mistreß Austin, die Verfasserin der Characteristics of Goethe und Uebersetzerin der Raumer'schen Briefe, lebt gegenwärtig mit ihrem Mann auf der Insel Malta.

[Cherubini.]

Cherubini hatte bekanntlich vor einiger Zeit ein Requiem geschrieben, das in den Pariser Kirchen nicht aufgeführt werden durfte, weil der Erzbischof Hr. v. Quelen Frauen-Chöre für unchristlich hält. Ob Castraten christlicher sind als Frauenzimmer, möchte darauf ankommen. Jetzt hat aber Cherubini ein neues Requiem geschrieben mit lauter Männerchören.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — **76.** — den 20. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gränzwanderungen von E. Willkomm.

(Fortsetzung.)

Einen ganzen Sommer bis tief in den Herbst hinein währte dieses Glück ungestört. Niemand schien es zu ahnen, Niemand das geringste Hinderniß uns in den Weg legen zu wollen. Ich kam mit Diana überein, nach Verlauf des Winters bei den Eltern um ihre Hand zu werben, deren Zusage ich mit Gewißheit erwartete, da unserm Ermessen nach kein Grund zur Verweigerung vorhanden war. Das Leben im Winter glich dem des vergangenen. Der Scherz zog sich in die Säle zurück und bewegte sich inniger und trauter im engen Kreise als in der unbegränzten Natur. Nur Diana's Eltern wurden immer stiller, verschlossener, menschenfeindlicher. Sie mieden alle geselligen Kreise und suchten selbst die Tochter möglichst von den rauschenderen Vergnügungen, die Bildung und Sitte gebieten, abzuhalten. Um den Eltern zu gefallen, zerdrückte Diana nicht selten die schönsten Blüthen freier Weltbegegnung, und zum ersten Male mischte der Schmerz seine Bitterkeiten in den unbegränzten Friedensreiz unserer bisherigen Liebe. Es entstand ein Zwiespalt, der bei mir gewaltsam auszubrechen drohte. Ich wollte wissen, weshalb Diana Freuden verboten wurden, die ja nur zu einem heitern Lebensgenusse, nie zu sündiger Lust beitragen konnten. Von meinen Bitten bestürmt, versprach mir Diana, ihre Eltern darum zu befragen.

Es vergingen einige Tage, ohne daß ich Gelegenheit hatte, meine Geliebte zu sehen. Ein großes Fest bei einem der reichsten böhmischen Grafen vereinigte am Schlusse des Winters alle in Prag anwesenden Edlen. Auch ich ward geladen und war hoch erfreut, Diana ebenfalls dort zu treffen. Die Gesellschaft war glänzender als jez was Anmuth und Schönheit bieten konnten, einen Feenglanz zu verbreiten in den reich verzierten Sälen, das hatte sich hier versammelt, nur Diana suchte ich vergebens in stiller Liebesraserei. Ich durchwachte eine wüste schwere Nacht; der frühe Morgen trieb mich nach der Wohnung ihrer Eltern. Es war Alles still, nur ein einziger Diener meldete mir, daß seine Gebieter schon vor einigen Tagen mit ihrer Tochter Prag verlassen hätten, und es wahrscheinlich nie wieder besuchen würden. Diana sei dem Himmel verlobt von ihrer Geburt an, und werde in wenig Wochen das Noviziat antreten. —

Hätte mir Jemand den Untergang der Welt in dieser Stunde prophezeiht, und wären die Anzeigen davon an dem Firmamente in den schreckenerregendsten Erscheinungen sichtbar geworden, meine Seele hätte nicht mehr zittern können, als bei dieser Nachricht. Mit Mühe nur erfuhr ich den Ort, wohin sich Diana's Eltern vorläufig mit dem Opfer ihrer Bigotterie gewandt hatten, eine Stunde später eilte ich den Entflohenen mit den schnellsten Pferden nach. Es kostete Mühe und Geduld, ehe ich mit Gewißheit erfuhr, wo sie sich aufhielten. Erst an der steierschen Gränze

entdeckte ich ihre Spur und erreichte sie endlich in einem der abgelegensten Alpenthäler. Meine Bitten, mich Dianen nur sehen zu lassen, blieben fruchtlos. Der orthodoxe Kirchenglaube hat kein Herz, mit den Begierden und Lüsten schlägt er auch die Gefühle, diese Gebote der Gottheit im Menschen, an das Kreuz. Versöhnung ist ihm Vernichtung, das wahre Leben glaubt er allein zu erblicken in der Aschenblume des Moders. Er bestäubt die Seele mit der falben Spreu des Grabes, um desto ruhiger sterben zu können. Sich die Qualen zu ersparen, die aus Nichtbefriedigung der heiligsten Begierden entspringen, erwürgt er unbarmherzig alle Freuden. Er hält einen universellen Freudenmord, damit nicht zufällig diejenige ihm entgehen möge, an welche sich mit der Heiterkeit des Lebens eine verklärte himmlische Seligkeit knüpft.

Nach langen Unterhandlungen bewilligte mir Diana's Vater eine Unterredung, deren Ergebniß für mich die Unterschrift meines irdischen Elendes war. Von ihm erfuhr ich, daß ein heiliges, unauflösliches Gelübde ihn und seine Gattin verpflichte, ihr einziges Kind der Kirche und der heiligen Jungfrau zu weihen. Unberührt solle es bleiben von dem Gifthauche weltlicher Freudigkeit. Ein gottgläubiges Gemüth schließe sich freiwillig ab vom Glanz und Schmuck der Welt, und finde allein Trost im Seufzer des Gebetes und im Hinblick auf über- oder nachirdische Freuden. Wer glückselig sein wolle, müsse dulden auf Erden, die Thräne baue himmlische Tempel in der bessern Welt, und nichts sei heilbringender für ein junges, schönes Mädchen, als wenn sie Jugend und Schönheit mit allen Freuden, die sie begleiteten, der ewigen Jungfrau widme.

Mir wollte das Herz brechen vor Schmerz und Zorn bei dieser Beruhigungsrede — eines kalten, bigotten Halbtodten. Die Jungfrau Maria ward mir ein Abscheu in tiefster Seele; ich fühlte, daß diese Jungfrauschaft mich elend gemacht habe auf die ganze Dauer meines Lebens, und Unglück ist geeignet, die Schwächen an Welt, Menschen und Gott schnell zu entdecken. Wie die Sünde klug, so macht das Unglück scharfsinnig, und wird sich die Welt einmal insgesammt recht herzhaft unglücklich fühlen, so feiert sie in diesem Moment bereits den Geburtstag des Glückes. Der Schmerz macht frei, der Kummer nur schlägt uns in Fesseln. Bigotterie und Rechtgläubigkeit werden verschwinden, wenn ein unendlicher Schmerz die Welt zerfleischt. Dann wird geboren werden eine neue Religion, die Religion der Freude, des Lebens, der ewigen Liebe, und in ihr wird sterben die alte, auf deren Altären man Herzen opfert, nachdem man sie zuvor in Gram und Schmerz und Angst langsam getödtet hat.

Voll Ingrimm, an Leib und Seele krank, mit zerknicktem, matt schlagendem Herzen verließ ich den religiösen Henker seines eigenen Kindes. Ich sah Diana nie wieder, aber ich hörte ihre Stimme, den Liebesschmerz, den sie hinhauchte in die Wüste der erbarmungslosen Klostermauern im Gesange. Ich hörte ihr Spiel, womit sie in die Oede der engen Zelle den früheren Himmel ihres Glückes hereinziehen wollte. Aber Musik und Gesang verhallten theilnahmlos an der kalten Wölbung, die zum Himmel empor die leblose Brust reicht, nicht um Nahrung zu geben, sondern um sie zu erbitten.

Diana ward nach kurzer Rast eingekleidet. Ungesehen von ihr, und ohne sie selbst erblicken zu können, wohnte ich in einer Capelle dieser Grablegung eines bräutlichen Herzens, eines lebenswarmen jungfräulichen Leibes bei. Als die Ceremonie vorüber war, stürzte ich mich in die nahe Waldung und irrte in den Bergen umher, die mitleidig die Stille des Thales vor dem Lärm der Welt schützten.

Als ich meine eigene Kraft erschöpft hatte in fruchtlosem Zorne, kehrte ich zurück in den Ort, wo das Kloster lag. Alle Sonn- und Festtage hörte ich nun Diana's Gesang aus dem dicht vergitterten Gemache, worin die Nonnen dem Gottesdienste beiwohnten, und des Abends schwirrte das Beben einer Saite über das enge Thal, worin ich den Griff Diana's wieder erkannte. Diana spielte die Harfe mit vielem Geschick und tiefem Gefühle. Die strenge Regel des Klosters aber erlaubte den Nonnen zu Steigerung ihrer Heiligkeit nur die Trompeter-Marie, weil es der größten Geschicklichkeit allein gelingt, dieser einzigen Baßseite weltlich scherzende Töne zu entlocken. O, die Heiligkeit ist tyrannisch. Das Privilegium, fromm zu sein, muß theuer erkauft werden! Um die Schuldlosigkeit der Natur und reinmenschlicher Herzensbewegung nicht eindringen zu lassen in die Feuchte klösterlicher Abgeschlossenheit, verbannt die Bigotterie auch den mildesten Genius des Lebens, die Musik, diese sanft einschläfernde Amme alles Unglücks und des tiefsten Seelenwehes aus ihren heilig-heillosen Grabgewölben. Nur Instrumente, die der Aerger über die Freudigkeit im Leben erfunden hat, werden erlaubt. Die Trompeter-Marie ist ein solches, ursprünglich nur für den Himmel und seine betende Langweiligkeit bestimmtes Instrument. Ein Abt allein, voll Menschenhasses und bittern Grolles kann in den Stunden des finstersten, religiösen Müßigganges auf den

Gedanken gekommen sein, ein Instrument wie die Trompter-Marie zu bauen.

Mein frühestes Jugendleben hatte mich vielfach in Berührung gebracht mit den niedersten Volksclassen. Ich fand eine angenehme Zerstreuung im Umgange mit diesen ungekünstelten Menschen, und ergetzte mich an ihren Festen, Freuden und Scherzen. Am meisten liebte ich, den Tänzen zuzusehen, die nicht aller nationalen Färbung entbehren, wenn auch Zeit und tiefer eingreifende Culturbestrebungen täglich mehr daran verwischen. Bei diesen volksthümlichen Vergnügungen fehlte nie die beliebte Geige, ohne die böhmische Heiterkeit undenkbar ist. Seltener, doch oft genug, um sich genauer damit bekannt zu machen, wurde die Trompter-Marie gespielt, die mit ihren tiefen Baßtönen und dem hohen flötenartigen Schmelz der Saite wenigstens zwei Instrumente ersetzte. Damals lernte ich zuerst dieses eigenthümliche Instrument kennen, das sich aus den Klöstern, wer weiß durch welchen Zufall, unter das Volk verloren hat. Später, als mich Geburt und Erziehung in die größere Welt führten, verloren sich mit den Jugenderinnerungen auch deren Freuden. Kaum hörte ich in langen Zwischenräumen den Namen der Trompter-Marie nennen, das Instrument selbst sah ich nie wieder. Erst jene klagende Stimme, die aus dem Gitter der düstern Klosterkirche sich verschmolz mit den heiteren Klängen der Baßsaite, rief jene glücklicheren Tage wieder zurück in mein Gedächtniß. Und seit ich wußte, daß nur die Besorgniß der kirchlichen Ascese, es möchte mit den vollen Harmonien der Musik Wollust und Lebensliebe sich einschleichen in das Grab der zur Frömmelei Verurtheilten, den Nonnen diese karge Erheiterung gewährte, ergriff mich eine Art diabolischer Raserei. Mir war es, als fühle ich mich dazu berufen, die Bosheit des bigotten Gedankens zunichte zu machen in seiner eigenen Schöpfung. Meine gequälte Seele, die in verzehrender Gluth hinaufstieg zu der engen Zelle, in der Diana weinte, füllte sich von Tag zu Tage mit schrillend lustigen Weltgedanken. Die Gedanken wurden Musik, die jubelnd, wie ein Bajazzo, sich neckte mit der Melancholie meines gebrochenen Gemüthes. —

Jedes Mittel, Diana von meiner Treue Kunde zu geben, war mir genommen. Umsonst mühte ich mich ab, den Versuch einer Annäherung zu wagen, die Aufsicht war zu streng und die Folgen würden für uns Beide eine ewige Scheidung gewesen sein. Da kam mir der Gedanke, auf dem nämlichen Instrumente, das der heilige Zwang des Klosters der Liebebedürftigen in die zitternde Hand gab, mein Leid ihr zu klagen und die fromme Sehnsucht zu übersetzen in einen heitern Weltgesang. Mich ergetzte dieser Entschluß, und mit wahrem Wollustbeben verschaffte ich mir eine Trompter-Marie, um Rache zu nehmen an den bigotten Verrücktheiten der Kirche. Nennen Sie es Wuth, Raserei, diabolische Verzückung, satanische Schadenfreude, oder wie Sie sonst wollen, genug, das innere Bedürfniß ward so mächtig in mir, daß ich ihm folgen mußte, wie von unwiderstehlicher Gewalt fortgerissen. Es war mein Wunsch und Wille, in sinnlicher Musik den unheiligen Zweck, der das Instrument erfunden, gänzlich zu vernichten. Den Psalm wollte ich parodiren und umschmelzen in ein wollüstiges Liebeslied. Das Salve regina sollte unter der Sinnengluth meines Fingers sich auflösen in ein verführerisches Girren leidenschaftlichen Begehrens. Ich wollte glücklich werden auf Kosten meines eigenen Herzens. Nur Liebe zu Diana, Rache an der bigotten Rechtgläubigkeit und dem dummstolzen Wahne klösterlicher Abtödtung des Lebens trieben mich zu Freveln, mit denen mein Herz ursprünglich keine Gemeinschaft hatte. —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Eisenbahn, Preisschrift über Armen-Colonien, Veteranenlieder.]

Wir werden nun mit Nächstem eine Eisenbahn von hier nach Frankfurt beginnen sehen, da die Committéen sich für eine Anlegung der Bahn auf der linken Mainseite entschieden haben, welchem Projecte die Regierung die Concession zu geben bereit ist. Diese Frage wäre somit abgethan. Nicht so aber die Frage der Concurrenz. Die Actionäre in Darmstadt behaupten, das Project sei das ihrige, weil sie zuerst um Anlegung der Bahn auf der linken Mainseite bei der Regierung nachgesucht hätten, während das Committé in Mainz erst vor einigen Wochen für dieses Terrain sich entschied. Die Actionäre in Mainz aber wollen von dem chimärischen Project der Darmstädter nichts wissen, weil diese die Städte Mannheim, Darmstadt, Frankfurt und Mainz durch eine und dieselbe Bahn verbinden wollen, ein kolossales Unternehmen, das aber vorerst nicht den gehörigen Erfolg verspricht. Mainz hat nur die isolirte Bahn von hier nach Frankfurt im Auge, die am besten rentiren muß. Die Mainzer wollen wohl die Darmstädter, und diese die Mainzer an dem Unternehmen betheiligen; aber jedes Committé will sein eignes Project durchsetzen, und für sich die Concession der Regierung haben. Es läßt sich von der Weisheit der Regierung erwarten, daß sie hier einen Ausweg finden wird; aber die freundnachbarlichen Städte stehen sich bis dahin geradezu in ihren Hoffnungen entgegen! Was das Committé in Frankfurt betrifft, so will diesem eine Bahn auf der linken Mainseite gar nicht in den Sinn; es verlangt eine Bahn auf der rechten Mainseite, und eine Seitenbahn nach Wiesbaden. Wird dieses Project realisirt, so erhalten wir gar zwei Bahnen neben einander, die nur durch den Mainstrom getrennt sind. Also eine große Verwirrung der Wünsche und Absichten dieser drei ver-

schiednen Committéen! Hier eine Vereinbarung zu Stande zu bringen, wird ein schweres Werk sein; und doch ist eine Vereinigung nöthig, soll se eine Bahn rentiren! Die nächsten Wochen müssen darüber entscheiden. Vor der Hand sind die Actien der Mainz-Frankfurter Bahn sehr gestiegen; man kauft sie zu 30—40 Procent über Pari, und in den letzten Wochen ist bei uns viel Handel in diesem papiernen Artikel gewesen. —

Unser achtungswerther Gelehrte und Literat Professor **Baur** hat den Preis errungen in der von der königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu **Erfurt** gestellten, wichtigen Frage: „Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet? welche Ursachen hat das Uebel? und welche Mittel bieten sich zur Abhülfe dar?“ Nebenbei mußte noch eine Vergleichung der gesellschaftlichen und häuslichen Verhältnisse, der Gewerbe und des Handels, des Vermögens und Nahrungsstandes, der Lebensweise und Bedürfnisse der mittlern und untern Volksklasse in der letzten Hälfte des vorigen und in dem ersten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts mit dem Zustande der letztern Jahre gegeben, und die untergeordnete Frage berührt werden, ob die Anlegung von **Armen-Colonieen**, dergleichen in den Niederlanden bestehen, auch für Deutschland, besonders für Mittel-Deutschland, anzurathen, wie sie zu bewirken, und auf welche Weise sie einzurichten seien, um den Zwecken solcher Institute gehörig zu genügen. Man sieht, die Frage ist eine weitgefaßte, hochwichtige, und die Lösung eine allgemein nützliche, welche jedoch eine ungewöhnliche Kenntniß der Zeit und ihrer Aufgabe voraussetzt. Hr. **Professor Baur** hat mit sechzehn tüchtigen Gelehrten und Sachkennern zu concurriren gehabt; sie alle haben höchst achtungswerthe Arbeiten an die Akademie gesendet; doch unsres würdigen **Baur's** Arbeit wurde **einstimmig** als die vorzüglichste anerkannt. Wir sind überzeugt, daß die Schrift, wenn sie gedruckt erscheint (was so eben geschieht), den Namen dieses unsres Mitbürgers weit über Deutschlands Grenzen hinaustragen wird. Hr. **Baur** hat diese Woche einige Skizzen aus diesem interessanten Manuscript in unsrem **Kunst-Vereine** vorgetragen. Er hat erst vor sechs Monaten die **Utrechter** Preisfrage: „Ueber den Einfluß des Gefühls des Schönen auf die Bildung der Menschen“ beantwortet und den Sieg errungen. Diese Frage berührte indessen das Gebiet, worauf sich **Baur** als Lehrer bewegt, das Gebiet der Aesthetik und der Humanität, und sie lag ihm daher schon an und für sich nah. Die Erfurter Frage berührt jedoch ein ganz andres Gebiet, worin man Hrn. **Baur** eher für einen Dilettanten als für einen Meister hätte halten sollen, der es übernimmt, eine Lebensfrage zu lösen, und den Sieg davon trägt! Daß es ihm gelungen, mag von der Vielseitigkeit der Bildung dieses ehrenwerthen Mannes Zeugniß ablegen. —

Die vom Professor **Müller** hier kürzlich erschienenen **Veteranen-Lieder** mußten den rheinischen Veteranen der großen Napoleons-Armee eine überraschende und liebe Gabe sein, da hier ihre reichen Erinnerungen im anmuthigen Gewande der Poesie und in passenden, mitunter ergreifenden Melodien sich gleichsam vergegenwärtigen. Diese rheinischen Veteranen, die einst unter Napoleon's Banner ruhmvoll stritten, haben hier, zum väterlichen Heerde zurückgekehrt, bekanntlich einen Bruder-Verein gebildet, und für die festlichen Zusammenkünfte dieser greisen Krieger sind diese Lieder, muntern und ernsten Inhalts, bestimmt. Ueber das Wesen dieses Vereins drückt sich die Schrift folgendermaßen aus: „In Freud und Leid thut dem bessern Menschen Theilnahme Noth, es drängt das volle Herz zur Entladung; aber wem theilt man sich am unbefangensten, am liebsten mit? Dem, der uns versteht, der sich selbst findet in dem Spiegel unserer Augen, im Schlage unsres Herzens; dem, der denkt und fühlt, wie wir, der mit uns dieselbe Schule durchgemacht hat, dieselben Schicksale, dieselben Erinnerungen theilt. Gleiches neigt immer zu Gleichem, und so sucht der Veterane den Schicksals-Bruder, den alten Kameraden, den Bruder Veteranen auf, um gemeinschaftlich mit ihm die werthgehaltnen Sternbilder des alten, napoleonischen Glanzhimmels in das Zenith der Gegenwart einzuzeichnen, und so an feierlichen Gedächtnißtagen dem Herzen ein Fest zu geben, seinem und dem gleichgestimmten Herzen des Bruders.“ Aber nicht allein die großen, kriegerischen Erinnerungen sind in diesen Veteranenliedern besungen, auch den vaterländischen Patrioten, den Menschenwohlthätern der Vergangenheit, die mit unsrer Landesgeschichte innig verwebt sind, werden schöne Erinnerungslieder geweiht, und eben so finden die Veteranen hier für alle Lebenslagen, für Freude und Schmerz, ein passendes Lied, um ihren Gefühlen Worte zu geben. Das Buch zerfällt in vier Abtheilungen. Die erste Abtheilung enthält: „des gläubigen Veteranen **Psalterium**,“ religiöse Gesänge voll Glaubenstiefe und poetischem Aufschwung. Die zweite Abtheilung ist eine Sammlung patriotischer Lieder, begriffen unter der Ueberschrift: „Die Veteranen dem gesetzlichen Ansehen und ihrem Wahl-Vorstande.“ Der dritte Theil, besonders werthvoll wegen der Vergegenwärtigung vergangner Tage, alter und neuer Geschichte des Rheins, süßer und bitterer Erinnerungen, trägt den Titel: „Der Veteranen Widmungs-Gesänge aus Erinnerungen geschichtlicher Vor- und Mitzeit.“ Die letzte Abtheilung endlich gilt den ernsten und finstern Lebens-Verhältnissen dieser Veteranen. — Wir haben mit wahrem Vergnügen dieses Werk begrüßt und sind überzeugt, daß es auch für Gegenden, wo keine Napoleons-Veteranen sind, nicht ohne Interesse zur Hand genommen werden wird.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

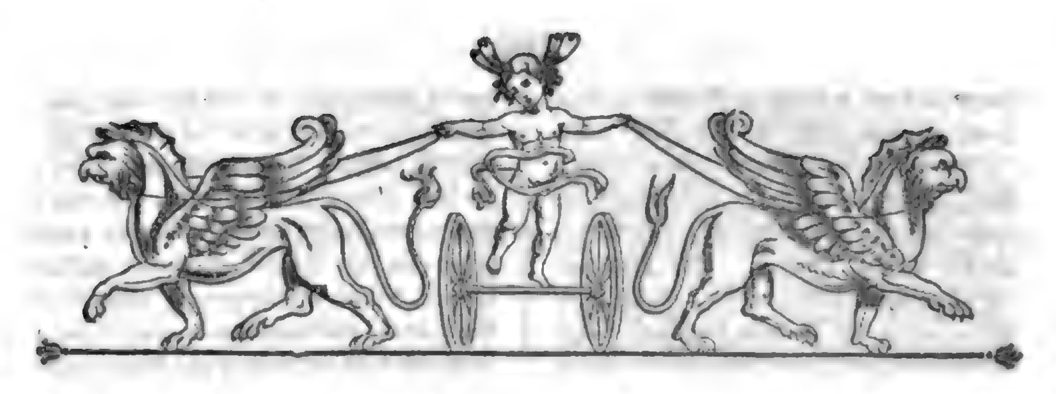
[Neuestes englisches Theater.]

In Jena bei Bran erscheint — British modern theatre — eine Auswahl der neuesten Producte der dramatischen Literatur in England, von Dr. Ficken herausgegeben. Die Noten des Herausgebers zur Erklärung localer Beziehungen und ungewöhnlicher Wendungen befördern sehr eine schnellere Lectüre; auch die etymologischen Hinweise werden manchen Lesern erwünscht sein. Die Stücke selbst heißen alle Freunde der englischen Literatur willkommen. Das erste Heft gibt Sheridan Knowles' Hunchback, das jetzt auch in Berlin und Leipzig durch Blum's Bearbeitung bekannt wurde. Das zweite Heft enthält die in London vielbesprechene Tragödie: der Schöppe von Brügge; das dritte bringt zwei kleinere Dramen von John Poole und Douglas Jerrold, zwei Dichtern, die in London seit kurzem auftauchten. „Die Buße oder die Pathe“ ist von jenem, „die Schulcameraden“ von diesem. Das vierte Bändchen dieser Sammlung wird Bulwer's „Herzogin von la Vallière“ enthalten.

[Spohr in Marseille.]

Auf dem großen Theater in Marseille, das außerdem auch noch eine kleinere Bühne für Vaudevilles und Melodramen besitzt, ist am 10. März Spohr's Faust zum ersten Male in Frankreich gegeben. In Paris kennt man Spohr's Oper noch nicht. Bei der Vorstellung in Marseille wirkten auch zwei deutsche Virtuosen mit, der Violinist Ernst und der Waldhornist Lewy aus Wien. Die Sänger beriethen sich über die Auffassung ihrer Rollen mit den deutschen Künstlern.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 77. — den 21. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gränzwanderungen von E. Willkomm.

(Beschluß.)

Mit leidenschaftlichem Eifer übte ich mich jetzt auf dem Instrumente. Bald ward es meiner Ausdauer und der dämonischen Kraft der Rache möglich, die Schwierigkeiten zu besiegen. Die Saite ward belebt von einer glühenden Seele. Sie lispelte, klagte, weinte, jauchzte und raste, wie mein stürmisch bewegtes Gemüth. Was ich dachte, verrieth die Trompter-Marie fast ohne meinen Willen, sobald der Finger die Saite berührte. Ich ward ein Virtuos, nicht aus Neigung, sondern aus Gram, Liebeswuth, Rache und Gotteslästerung.

So gebildet schlich ich mich allnächtlich in die unmittelbare Nähe des Klosters. Eine Baumgruppe schützte mich vor den Blicken der Späher. Dort wartete ich die letzte Hora ab, prägte die Melodie meinem Gedächtnisse ein, und schimmerte in Diana's Zelle der trübe Lampenschein, der den Kummer eines gebrochenen Herzens nur düster beleuchtete, so begann ich in sinnlich bewegten Tönen die Hora zu parodiren, und die betende Andacht raste wie eine sinnlichkeitstrunkene Bachantenschaar um die todten, öden Klostermauern.

Noch heute weiß ich nicht, welcher Wahnsinn mich zu so tollem Treiben fortriß; aber es lag ein unaussprechlich süßer Reiz für mich in dem Bewußtsein, die Frommthuerei betrogen zu haben um ihre lichtscheue Ausgeburt, und der Welt und ihren Freuden wiedergeben zu können, was diesen allein zukommt. Denn die Musik soll, sei sie nun weltlich oder geistlich, doch immer getragen werden von der Leidenschaft. Musik muß von sinnlicher Gluth durchleuchtet werden, sonst wird sie unpoetisch und profan. Darum ist die heiligste Musik die sinnlich hinreißendste, nur verklärt durch die Allgewalt der Begeisterungsflamme, die sie umweht und überfluthet.

Diana errieth bald in der Dämmerung ihrer Zelle, wer der frevelnde Musikant sei. Sie bemühte sich, in ähnlichen Tönen, wie sie um die Klostermauern jauchzten, zu correspondiren, aber ihr Geist war zu gedrückt, um in so kecken Griffen, wie ich, die Gottheit herausfordern zu können. Die Trompter-Marie blieb ein heiliges Instrument in Diana's Händen auch unter der Lust, sie mißbrauchen zu wollen. Nur mir gelangen immer kühnere Töne, immer frivolere Gedankenverkleidungen, und selten verging eine Nacht, wo nicht der Maskenzug der Töne in wilder, harmonievoller Raserei aus der Saite meiner Trompter-Marie heraussprang, und um die Zellen der Bräute des Himmels schwärmte in hundert verlockenden Gebilden. Meine Lust an diesem bittern Scherze, der mich nur schmerzlicher mein eigenes Elend fühlen ließ, wuchs mit dem Gelingen. In wenig Wochen predigte ich allnächtlich den Aufruhr gefangener Sinnlichkeit. Ich spielte die wildesten Introductionen zu einer Revolution aller Begierden, zu einer neuen Bilderstürmerei. Aus meinem Instrumente donnerte der

brausende Racheruf einer toll gewordenen Menschheit gegen einen eingebildeten Himmel. Wären Töne Worte gewesen, mit diesen Worten hätte ich hundertjährige Vorurtheile zertrümmert, Reiche gestürzt, das Allerheiligste des Himmels gestürmt und die tiefsten Mysterien der Gottheit selbst mit Lachen und Scherzen entweiht. Die Trompter-Marie wäre zur Schlachttrompete geworden, die alle Welt aufrief zum Kriege gegen den Irrthum der Kirche, gegen die Tollheit der Dogmen, gegen den Wahnwitz der Frömmelei, gegen den Jesuitismus der Tugend. Das Kind fiel ab von dem heuchlerischen Vater und verlangte, Standrecht zu halten über die Verbrechen von Jahrhunderten. —

Mein rücksichtsloses Gebahren konnte nicht lange unbemerkt bleiben. Der Guardian des Klosters zog Erkundigungen ein, ich ward entdeckt, eingekerkert, dem geistlichen Gerichte überliefert. Diana, so sagte man mir, sei geisteskrank geworden durch mein Spiel. Die Sinnenlust meiner sündhaften Töne hätte die Keuschheit ihrer reinen Seele verpestet, sie habe gerungen mit aller Macht einer Verlobten des Himmels, aber, angesteckt von irdischer Liebe, sei sie der Ohnmacht der Natur erlegen. —

Wie viel von diesen Gerüchten ersonnen sein mochte, habe ich nie erfahren. Gewiß ist, daß Diana erkrankte, lange Zeit in der Fiebergluth des Herzens und der Krankheit furchtbare Phantasieen hatte, und endlich nach langen Leiden an dem bigotten Glauben des mittelalterlichen Katholicismus verstarb. — Ich ward der vorsätzlichen Gotteslästerung angeklagt, mußte Jahre lang im dunstigen Kerker schmachten, verlor während dessen meine Eltern durch den Tod und fand mich, endlich wieder in Freiheit gesetzt, als Bettler allein auf der weiten Erde.

Mein Vermögen war confiscirt und der Kirche geschenkt worden. Die Eltern, hieß es, seien aus Gram gestorben, und hätten die Schenkung ihrer Besitzthümer an die Kirche selbst verlangt und unterzeichnet. Mir blieb nichts übrig, als das Leben eines verstoßenen Bettlers. Die Trompter-Marie hatte mir die Ruhe des Herzens, das Glück der Welt geraubt.

Es verging eine geraume Zeit, ehe ich mich dem verhängten Schicksale fügen konnte. Noch stürmte die Lust des Lebens und unterdrückter Jugendmuth in mir, nur Diana's Verlust und Tod lag wie der Druck einer Welt auf meinem verkümmerten Dasein. Ich irrte unstät umher, den Fluch auf der Lippe, tief in der Brust die Wehmuth eines gebrochenen Geschlechtes. Ich trauerte nicht über mein eigenes Unglück, das düstere Verhängniß folterte mich, das ich lauernd heraufziehen sah über Welt und Zeit, seit beide sich dem Bestreben, heilig zu werden durch schnöde Gebete, verschrieben hatten. Als die Ruhe wieder den Verstand walten ließ, fand ich es angemessen, mit dem verschwiegenen Weh meines Lebens durch die Welt zu wandern, nur begleitet von dem Instrumente, womit ich Rache genommen an dem düstern lebensfeindlichen Geist der Klöster. Ich durfte ja nur vollenden, was ich angefangen, so war ich gerettet und hatte großmüthig zum Guten gewendet, was nur Böses schaffen sollte.

Von neuem übte ich mich auf der Trompter-Marie. Seit ich unglücklich geworden, fand ich in der Musik eine Befriedigung, die ich nicht Trost nennen möchte, aber die doch ungefähr die nämliche Wirkung hervorbrachte. Ich sprach mit meinem Instrumente, und dieses antwortete in den Tönen der Liebe, mit demselben lebensvollen Schmelz der Stimme, womit in den Tagen des Glückes Diana mir Himmel und Erde zum Paradiese schuf. — So geübt, suchte ich mein Talent geltend zu machen. Ich glaubte ein Recht zu haben auf Anerkennung, doch nur einmal gelang mir es, Gehör zu finden vor dem Publicum. Fromme Seelen fanden eine Profanation des Heiligsten in weltlicher Handhabung eines Instrumentes, das ursprünglich heiligen Zwecken allein dienen sollte. Es ward mir öffentlich untersagt, mich hören zu lassen. Ich war abermals verarmt und sah nur Rettung in einem freiwilligen Herabsteigen zu dem Volke, wo ich zuerst die Ursache meines Unglückes kennen gelernt hatte. Bei dem freien Sohne der Natur konnte ich auf Anerkennung rechnen, und wenigstens ein Leben fristen, das ich zwar längst schon haßte, aber nicht von mir stoßen mochte, weil ich Trotz für eine Tugend hielt.

Ich floh in die Wälder, ging von Dorf zu Dorf, spielte allein oder in Gesellschaft mit herumziehenden böhmischen Musikanten, und fand überall bei den natürlichen Menschen die Achtung, die Jeder der Kunstfertigkeit gern zollt. So ward ich ein hausirender Musikant, meine Herren. Ich handle ohne Worte mit dem Schmerz meiner Seele, mit dem Schluchzen meines Herzens. Die Saite bittet für mich, wenn ich dürste und hungere; sie betet zu Gott, wenn der Fluch meine fest geschlossene Lippe spaltet; sie tröstet mich, wie das Auge einer Geliebten, wenn die Verzweiflung, diese Hyäne des Lebens, heißhungrig meinem armen Dasein die Zähne weist. O, ich bin glücklich, sehr glücklich im Besitz dieser Trompter-Marie! Ich bin so glücklich, mein Unglück zu begreifen, was nicht alle Tage vorkommt! — Es ist meine Lust, die Kirchweihfeste auf

den Gränzen mit meinem Spiel zu verherrlichen. Ich spiele den bewußtlos Freudigen den Schmerz in die Seele hinein, daß sie traurig werden und der Wein ihnen nicht mundet; ich wandere als böhmischer Musikant von Ort zu Ort, und stimme überall meine Trompter-Marie, um Allen zu verkündigen, daß es Zeit sei, zu begreifen, woran es gebricht auf Erden. Die Trompter-Marie ist der Dolmetscher meiner revolutionnairen Gedanken, der Adjutant, der die Befehle meines rebellischen Herzens in die Ohren der gewappneten Menschheit ruft. Wie ich im unbegränzten Drange die flache Heiligkeit parodirt und verwandelt habe in freie Weltlust, so will ich auch als hausirender Musikant die theuer erkauften Schätze verhandeln an die Menge und ihr lehren, was Noth thut. Ich hab' es empfunden und erlebt, daß es keine Keuschheit gibt ohne Liebe, keine religiöse Andacht ohne sinnliche Gluth, keinen Gott ohne die Pracht der Schöpfung! —

Da haben Sie meine Geschichte, schloß der Böhme. Sie ist seltsam genug, und wird Sie gestört haben in Lust und Scherz. Thun sie nach den Anforderungen meiner Trompter-Marie. Es ist ein melancholisches Instrument, das seinen Ursprung niemals verläugnen kann, aber es ist eine lustige pudelnärrische Melancholie, die immer mit einem Auge weint, mit dem andern lacht. Sie hat ein doppeltes Gesicht; die Gegenwart und die Zukunft küssen sich in ihr mit brüderlicher Innigkeit. Ehe ich scheide, mag sie nochmals sprechen zum Dank für Ihre Geduld und Aufmerksamkeit." — —

Der Spieler griff nach dem Instrumente und sprach in einer ungestümen Phantasie seine aufgeregten Gefühle zur Ruhe. Ein dämonischer Geist rang wimmernd mit dem Netze der Töne, das der eigenthümliche Spieler über ihn auswarf. Kein Scherz sprang mit herzlichem Gelächter in den schweigenden Raum, er war verhüllt mit dem dunklen Schleier einer melancholischen Wehmuth. Als er geendet hatte, reichten die Gäste dem Musikanten reichliche Gaben. Der Böhme nahm sie lächelnd hin, warf sein Instrument über die Schulter und ging mit raschen Schritten dem nahen Walde zu.

Erst spät fand die Gesellschaft die heitere Stimmung wieder, die vor dem Erscheinen des unglücklichen Musikanten herrschte. So oft aber auch das Kirmesfest wieder gefeiert ward, erinnerten sich die Gäste des unheimlichen Virtuosen. Er selbst ließ sich nie wieder in der Gegend sehen, und ich habe seitdem keine Trompter-Marie mehr leiden mögen.

Correspondenz.

Aus Breslau.

[Armuth im Leben, und der Verschwender auf der Bühne.]

Es geht meistens so still und ruhig bei uns zu; Politik wird nur mit den Zeitungen ausgegeben, die Bürger gehen so regelmäßig zur Polizeistunde schlafen, daher ein Skandälchen so selten, daß ein ehrlicher Correspondent die Neuigkeiten mit der Laterne suchen könnte, ohne sie zu finden, selbst wenn seine Laterne heller brennte, als unsre Straßenlaternen.

Zwar ist der schlesische Provinzial-Landtag einberufen; aber, obwohl der Gegenstand diesmaliger Berathung, Gewerbe-Polizei betreffend, bekannt gemacht worden, so bleibt doch die Berathung selbst und der Erfolg derselben dem Publicum unbekannt, und dieses selbst ohne Interesse für ein so wichtiges Institut, obwohl ihm die vielen fremden glänzenden Carrossen, welche den Lärm der Straßen noch geräuschvoller machen, imponiren, und die sonderbaren exotischen Gewächse, die man jetzt häufig zu sehen bekommt, jene weindunstenden Gesichter, jene dicken, mit Pasteten gefütterten Bäuche, ein neidisches Lächeln ablocken.

Dagegen beschäftigt man sich lebhafter als je mit dem Theater, dessen Neubau durch die Actionaire nun definitiv beschlossen ist, obwohl man noch nicht einmal darüber einig ist, wo es hingebaut werden soll.

Man hat zu lange in die Luft gebaut, als daß man jetzt so schnell einen schicklichen Bauplatz auf Erden finden könnte. Neulich wurde in der Schlesischen Chronik der Vorschlag gemacht, einen alten, baufälligen Thurm, den sogenannten „Gute Graupen-Thurm" abzutragen, und das dadurch zu gewinnende Material zum Theaterbau zu benutzen! So haushälterisch ist die Gegenwart mit den Schätzen der Vorzeit; jedoch:

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit —
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!

Bis wir zu diesem neuen Leben erweckt werden, müssen wir uns schon noch mit dem Jammerthal unsres alten Theaters begnügen und schauen, wie es darin zugeht. Es wurde uns viel Neues in diesem Jahre geboten, namentlich was das Lustspiel anbelangt, jedoch nichts Bedeutendes, Raimund's Verschwender ausgenommen. Ich bin den Raimund'schen Stücken sehr gut: er war auf dem Wege, ein wahrer Volksdichter zu werden, denn er besaß Alles, was deutscher Gemüthlichkeit zusagend ihm die Herzen der Menge unterwerfen mußte: jene weiche, aber nicht weichliche Sentimentalität, jene sinnreiche Allegorie, ein Born, der, um so reicher werdend, je tiefer man schöpft, doch auch an der Oberfläche glitzernd gefällt, gutmüthigen Witz und eine hausbackne Moral. Dieses letzte Werk von ihm: Der Verschwender, trägt die hier genannten Vorzüge Raimund'scher Dichtung in besonders hohem Grade an sich. Es ist eine wunderliche Mythe von Glück und Liebe. (D. B, f.)

Aus Mainz. (Beschluß.)

[Die frankfurter Gefangenen, Kunstverein, Loiset, Liedertafel.]

Auf der hiesigen Festung befinden sich seit einiger Zeit, um ihre Strafzeit zu überstehen, die politischen Gefangnen des Frankfurter April-Attentats, etwa zwanzig an der Zahl, im Ganzen der Rest der Compromittirten, da ein Theil für gut befunden hat, aus der Constabler-Wache zu Frankfurt, so gut sie auch verwahrt schien, zu entfliehen. Das Wegbringen dieser Leute von Frankfurt hat mehr Aufsehen erregt und Vorsichts-Maßregeln gefordert, als man glaubt. Hier nimmt man von der ganzen Sache kaum Notiz. Nur wenn man an dem Fort „Hardenberg," dem gegenwärtigen Aufenthaltsort dieser Gefangnen, der an einem vielbetretnen Wege liegt, vorübergeht, erinnert man sich der jetzigen Bewohner und nimmt Theil an ihrem doppelt-tragischen Geschicke, da ihre Lage wie

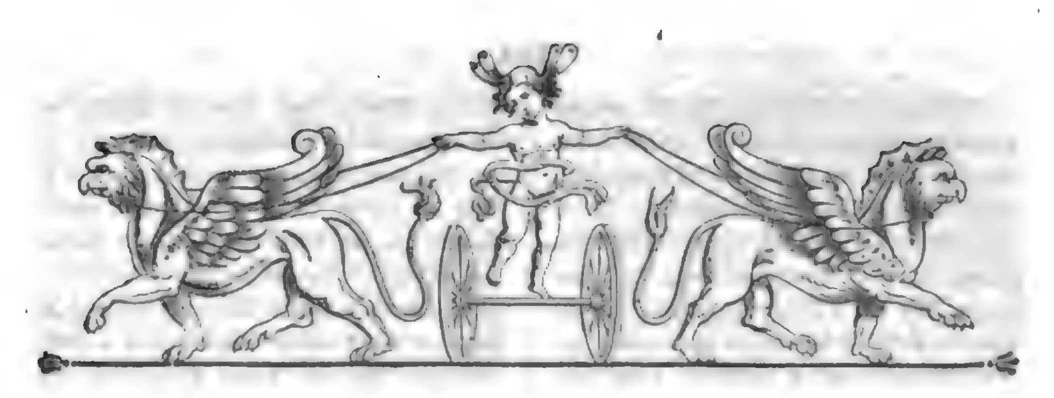
ihre Jugend beklagenswerth ist. Uebrigens werden diese Leute hier sehr human behandelt, und der Festungs-Gouverneur zeigt sich so mild und menschlich gegen diese Unglücklichen, daß sie wiederholt ihre Zufriedenheit mit ihrer Dislocation geäußert haben. Alle Bequemlichkeiten, die sich mit ihrer Lage vertragen, erhalten diese Gefangnen, sie dürfen sogar unter Umständen zuweilen einige Stunden im Freien sich bewegen, und Anverwandte, die eine Einlaß-Karte vom Gouverneur vorzeigen, dürfen ihre Angehörigen sprechen, so wie auch in dem Gefängnisse ein Buch niedergelegt ist, worin sie ihre Wünsche ruhig ausdrücken können. An Lectüre und guter Nahrung fehlt es nicht, und das Gefängniß liegt in einer sehr gesunden, schönen, freundlichen Gegend, so daß die jungen Leute in ihrer jetzigen Lage, im Vergleich zur frühern, sich sehr behaglich fühlen. Die Stadt Frankfurt hat übrigens die Kosten für deren Unterhaltung zu tragen, und es soll von dorten sich ein Commissär hier befinden, der sich mit dieser Angelegenheit besonders zu befassen hat. Manche sind unter den Gefangnen, deren Strafzeit bald überstanden ist; andre, die noch viele Jahre dieses trübselige Loos zu tragen haben; nur einer, der auf lebenslängliche Einsperrung verurtheilt ist. —

Da bekanntlich unser Kunst-Verein mit dem rheinischen Kunst-Verband in Beziehung getreten ist (Straßburg, Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Mainz), so werden wir unsre jährliche, große Kunstausstellung erst im August haben, weil sich die bedeutsamern Gemälde der Ausstellungen der vier andern Kunst-Verbands-Städte hier concentriren sollen. Einstweilen ist dieser Tage im Vereinslocale eine kleinere Ausstellung veranstaltet worden, wie deren im Jahre mehrere daselbst Statt finden. Es nahmen daran Theil, Hr. Knapp von hier mit einer großen Schweizer-Landschaft und der Ansicht des hiesigen Fischthors; ferner die beiden Hrn. Kneip von hier (Vater und Sohn) mit sechs Bildern, westphälische Gegenden; dann Hr. J. Orth mit mehrern Rheinlandschaften; dann Hr. Konemann von Düsseldorf und Kemp von hier mit Kopfstudien, dann Hr. Hemmerlein von hier mit einigen interessanten Genrebildern und Portraits; dann Hr. Schmidt von hier (gegenwärtig in Italien) mit zwei jungen Italienerinnen (beinahe Lebensgröße, und mit vortrefflichen Attitüden); dann Benjamin Orth von hier mit mehreren höchst gelungnen und ähnlichen Portraits, endlich Fräulein Rosa Achenbach von hier mit mehrern guten Bildern. Außerdem hatte Martha Hemmerlein eine Landschaft in Crep, und Mad. Falkenstein aus Darmstadt einige wunderschöne Arbeiten in Stramin ausgestellt. Im Ganzen war die Ausstellung dürftig, und sollte auch für nichts weiter gelten, als die Arbeiten hiesiger Künstler einem größern Publicum zu zeigen, damit dieses Notiz nehme von der Thätigkeit und den Fortschritten hiesiger Talente. Die Zahl der jungen Maler nimmt hier gewaltig zu, vorzüglich seit der Zeit, wo etwas mehr für plastische Künste hier geschieht. Das ist eben der Segen der Kunst-Vereine, der Kunstausstellungen, und Gemälde-Verloosungen; es wird Sinn für Kunst verbreitet, es werden Talente geweckt, der Ehrgeiz wird gestachelt, und Schöpfungen, die unter andern Umständen gewiß unterblieben wären, kommen an den Tag. Schon zeichnen sich einige hiesige junge Maler im Auslande aus, z. B. Dr. Heuß, Wilhelm Lindenschmidt und andre. Noch einige Jahre, und man wird mehr hören von hiesigen Künstlern. Wir dürfen dabei den großen Einfluß nicht verkennen, welchen die Düsseldorfer Akademie auf die Bildung rheinischer Künstler übt. Die Gelegenheit, in dieser vortrefflichen Schule sich auszubilden, ist für diese so einladend, daß sie fast von allen ergriffen wird. Mit Vergnügen erwähnen wir noch unter unsern jungen Talenten die oben schon genannte Malerin Rosa Achenbach. Diese Dame hat ungemein viel Phantasie und liefert schon jetzt gute Arbeiten. Wird hier in demselben Grade durch eine gute Schule die Technik ausgebildet, so muß es Rosa Achenbach in ihrer Kunst sehr weit bringen. —

Bei Gelegenheit der hiesigen Ostermesse enthusiasmirte Baptist Loisset mit seiner ausgezeichneten Kunstreiter-Gesellschaft das hiesige Publicum auf eine Weise, wie das lange keinem gelungen. Loisset unterhält achtzig Pferde und fünfundsiebzig Personen, entwickelt viel Pracht, Aufwand und Pomp, und wo er Vorstellungen giebt, hat er für circa 2000 Fl. eine Bühne zu bauen, und dabei oft noch sich mit den Theater-Directoren der jedesmaligen Städte abzufinden. Sollte man glauben, daß das alles in einer Stadt wie Mainz ohne großen Nachtheil für Hrn. Loisset's Kasse geschehen könnte? Und doch versichern Erfahrne, daß er in den drei Wochen seines hiesigen Aufenthalts eine schöne Summe erübrigt hat! Von hier wanderte Loisset zur Frankfurter Messe, und die Zeitungen haben kaum Worte, das Furore zu beschreiben, welches er daselbst gemacht haben soll, namentlich bei dem veranstalteten großen Wettrennen. —

Viel reges musikalisches Leben nimmt man seit einiger Zeit hier wahr. Den Impuls dazu gab unstreitig die Liedertafel, die eine erstaunliche Thätigkeit entfaltet, und deren Thätigkeit überall Theilnahme und Anklang findet. So hat dieses Institut erst neulich Löwe's Oratorium „die sieben Schläfer" zur Aufführung gebracht; bald darauf veranstaltete es ein großes Concert, worin ein Theil von Graun's „Tod Jesu," und das Stabat mater executirt worden, und nun ist es schon ernstlich beschäftigt mit dem großen Musikfeste, welches bei der Enthüllung der Gutenberg's-Statue (am 24. Junius 1837) hier Statt findet, und wobei Löwe's und Giesebrecht's classisches Oratorium: „Gutenberg" zur Aufführung kommt. Kann man von einem Dilettanten-Vereine mehr erwarten? Rühmlichst muß hier auch der Thätigkeit des Damen-Gesang-Vereins gedacht werden, der, vereint mit der Liedertafel, einen außerordentlichen Fleiß an den Tag legt. — Ferner hat seit einiger Zeit die Musik auch im Kunst-Vereine Geltung gewonnen, aus dem sie früher verbannt war. Hier, wo mehr die zeichnenden Künste gepflegt werden, hat sie allerdings nur untergeordnete Geltung; allein sie belebt doch das Interesse für diesen Verein, und gewährt, da sie selten kommt, eine wohlthuende Abwechslung. Wir hören im Kunstvereine zuweilen Symphonien, Quintetten, anziehende, erhebende Lieder, bedeutsame Chöre u. s. w., und in die Leitung dieser musikalischen Unterhaltungen im Kunst-Vereine theilen sich Hof-Capellmeister Ganz und Gesang-Director Messer, zwei Männer von großem musikalischem Talente. — Endlich thut die Oper das ihrige, in hiesiger Stadt Euterpen den meisten Weihrauch zu streuen. Die Oper beherrscht das Theater, und zwar ohne Mühe, da das Publicum für sie inclinirt, und weil natürlich die Direction den Neigungen des Publicums nachzugeben hat. Sie finden daher bei uns ein wohlbesetztes Opern-Personal, ein gutes Opern-Repertoir, und ein vortreffliches Orchester, während beim Schauspiele alles mittelmäßig und zuweilen gar schlecht ist. Wenn Haake, unser früherer Director, jetzt von Breslau hierher käme, er würde bedenklich den Kopf schütteln und mit Verdruß wieder abziehen, wie er einst mit Verdruß abzog! Er wollte das Schauspiel zu Ehren bringen und hatte es bereits ziemlich weit in seinem löblichen Werk gebracht. Er ruinirte sich, und schied! Was ist aus seinem schönen Werke geworden?!

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 78. — den 22. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Tonci.

Mitgetheilt von H. Kornig.

Welchem Leser wird der überschriebene Name kein Räthsel sein, und wenn er sich etwa bei unterrichteten Gevattern befragt, nicht ein Räthsel bleiben? So will ich nur gleich sagen, daß es der Name eines geniellen Mannes ist, der zu Moskau im höchsten Alter lebt und das wunderliche Schicksal hat, höchst merkwürdig und doch im Westen ganz unbekannt zu sein, — als Maler, Philosoph und Dichter zu dreidrähtigem Ruhme berechtigt, aber von seinen eigenen dreifachen Leistungen wie von einem verhüllenden Nebel umsponnen. — Wenn unter Millionen von Menschen wohl manches Talent in ungünstiger Umgebung nicht zur Blüthe kommen kann, so ist doch gewiß der Fall seltener, daß wirklich gereifte Früchte genieller Männer auf so kalten Boden fallen.

Mir ist dieser Mann durch die Mittheilungen eines russischen Literaten bekannt geworden, der mit ihm umgegangen und seine Leistungen zu würdigen im Stande ist. —

Ritter Tonci aus einer alten adligen Familie im Neapolitanischen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren, verlebte am Hofe und in der Leibwache des Königs beider Sicilien eine fröhliche Jugend. Doch Kunst und Poesie, Musik und Liebe genügten auf die Dauer seinem abenteuerlichen Geiste nicht, so daß er den Himmelsstrich verließ, unter dem er Sonette gedichtet und mit der Guitarre Serenaden gebracht hatte. Er durchstreifte einen Theil von Europa, bis er unter Katharina der Zweiten nach Petersburg kam. — Hier wandelte er nun zuerst an der Hand der Malerei, die als echte Freundin sein Herz befriedigte und zugleich — seinen Heerd bestellte. In diese Periode fällt sein berühmtes Portrait des Dichterfürsten Derschawin, der in einer schönen Ode „an Tonci“ — wie er gemalt zu sein wünscht, selber singt, und den Künstler, den wir später als Philosophen kennen lernen, schon damals als einen Denker bezeichnet. — Tonci, ein ausgezeichnet schöner Mann, heirathete eine junge Fürstin Gagarin, Schwester des vor kurzem zu München verstorbenen russischen Gesandten, und trat in russische Dienste, in denen er zuletzt als Staatsrath zu Moskau seinen Aufenthalt nahm.

Als Maler hat Tonci große Werke geliefert, — Erzeugnisse wahren Genies, durch reiche Erfindung und schöne Composition ausgezeichnet, wenn auch eine strenge Kritik den Künstler, der freilich kein Schüler irgend einer Akademie war, nicht überall in der Zeichnung durchaus correct finden will.

Für sein Meisterwerk kann ein Altarblatt in einem Nonnenkloster im Kreml zu Moskau gelten, die Anbetung der Hirten vorstellend. Von eigenthümlicher Wirkung ist es, daß vom Gesichte der Maria ein leichtdurchsichtiger Schleier über einen Theil des Kindes fällt. Ein anderes Altarbild hat er, als er bei Annäherung der Franzosen im Jahre 1812 Moskau verließ, zu Wladimir für den dortigen

Dom gemalt. Bilder und Bildnisse von ihm sind zahlreich in Rußland zerstreut. Unter denen, die er für sich behalten und gern vorzeigt, macht ein Medusenhaupt durch eigenthümliche Auffassung den lebhaftesten Eindruck. Es ist ein regelmäßiges, schönes weibliches Antlitz mit schwarzen, strengen Augen und etwas olivenfarbigem Teint; der Haarwurf erinnert ganz leise an Schlangengeflechte. So ist, ohne dem Gesetze des Schönen Abbruch zu thun, oder gar in Häßliches und Widerwärtiges zu verfallen, etwas seltsam Schauerliches hervorgebracht. Dagegen zeichnet sich Tonci in andern Leistungen durch ungemeine Grazie aus, wie z. B. an dem Bilde eines Knaben, der in bloßem Hemdchen mit offener Brust und nackten Armen auf einem rothsammetnen Kissen lehnt. Es stellt Herrn Sabow in Moskau vor, der es auch besitzt, und ist so ideal gehalten, daß nur das Stumpfnäschen des Kindes das Portrait verräth.

Tonci liebt sehr in seinen Oelgemälden ein dunkles Colorit, so daß seine Bilder aus frühern Jahrhunderten herzurühren scheinen. — Er besitzt ganze Mappen voll Zeichnungen, mittelst einer selbsterfundenen Lithographie auf durchsichtiges Papier gebracht, so daß man das Bild auf beiden Seiten hat. Mit viel Laune hingeworfene Sachen sind darunter, in denen oft Phantasie und Bedeutung mit einander zu spielen scheinen, wie auf jenem Blatte, wo ein Amor in schwebend gehaltener Wage einen Schmetterling und ein Teufelchen gegen einander abwägt.

Hier streifen wir an das philosophische Gebiet unseres Fremdlings. Tonci war nach eigenem Geständnisse die erste Hälfte seines Lebens hindurch ein Materialist, wie sich wohl von einem Manne glauben läßt, der in der encyklopädischen Schule seines Jahrhunderts erzogen, und durch körperliche Vorzüge wie durch fröhliche Talente an das sinnliche Leben und dessen Genüsse gewiesen wurde. Merkwürdig bleibt es aber, daß ein in diesem Gebiete durch sein Leben und Leisten fortdauernd festgehaltener Geist später zwar von selbst eine Richtung in sein eigenes tiefes Innere findet, und durch Beschaulichkeit zu ganz entgegengesetzten Gedanken und Grundsätzen gelangen kann, zu einem Idealismus nämlich, der — wie eine von ihm in französischer Sprache kurz abgefaßte, im Manuscript vorhandene Darstellung zeigt, mit dem Fichte'schen Systeme eine auffallende Verwandtschaft hat, während Tonci, mit deutscher Sprache und Philosophie ganz unbekannt, den Namen Fichte's und die Existenz eines solchen philosophischen Systems in Deutschland erst vor 10 bis 12 Jahren durch einen jüngern Freund erfahren hat. — So kommen von den verschiedensten Seiten und Höhen des Lebens Männer durch bohrendes Forschen auf die uralten Ablagerungen des menschlichen Geistes. —

Seinem Idealismus zu Folge läugnet Tonci die Realität der äußern Welt, und betrachtet diese nur als ein Traumbild, als eine Abspiegelung der Seele, deren Kraft und Wirken er für das einzige Reelle hält. Die Freunde haben ihn neben andern Widerlegungen auch auf den Widerspruch in seinen eigenen Bestrebungen aufmerksam gemacht, indem die Welt, die seinem philosophischen Betrachten nur als Schein vorliegt, doch von ihm mit Kunstmitteln als etwas Reelles aufgenommen und dargestellt werde. Allein Tonci blieb unerschütterlich in seinen Ansichten, und hatte die Klugheit, während er sich mit gewandter Dialektik gegen alle Angriffe wehrte, sich niemals von seinem Standpuncte drängen und auf andern Boden verlocken zu lassen. Zuletzt, um allen Anfechtungen zu entgehen, hat er sich in die Gefilde der Poesie erhoben, indem er die weitere Ausführung seiner Ansichten in einem großen italienischen Gedichte niederlegte, welches, wenn erst einmal durch den Druck bekannt, vielleicht den schönsten Titel seines Ruhmes bilden wird.

So finden wir den merkwürdigen Mann in seiner dritten Verwandlung, und sehen den Maler, der erst auf den Frühlingsblättern des Lebens umhergenoß, nachdem er die philosophische Verpuppung überstanden hat, sich als poetischen Schmetterling in die Lüfte erheben. — Seine Edeneide ist der Dante'schen göttlichen Komödie nachgedichtet, da er diesem großen Dichter unermüdliche Bewunderung und Studien zugewendet hat. Was dem die Ewigkeit durchwandernden Dante der Dichter Virgil — ist unserm Tonci Johannes, der Dichter der Apokalypse, der ihn, seinen Schüler, auf dem Evangelisten-Adler mit in die höhern Regionen und durch die Gefilde des Weltalls nach Eden führt, wobei er ihm die Geheimnisse des Weltalls und der menschlichen Natur erklärt. — So didaktisch dieses Gedicht angelegt scheint, so wenig abstract ist es durchgeführt: Der Philosoph steckt doch immer in einem katholischen Künstler, der in den großartigsten Gemälden symbolisirt und — ein dichterischer Raphael, und an dessen große Bilder erinnernd, Schaaren himmlischer Wesen malt.

Nach ähnlicher Idee entworfen ist ein zweites Lehrgedicht über die Malerei, worin unserm Ritter, seinem strengen Geschmacke gemäß, der gestrenge Meister Michel Angelo als Führer die Geheimnisse der Kunst erklärt.

Eine Menge Sonette sind die kleinern Früchte des dichterischen Tonci. Wenn er in diesen auch den Gra-

zien Petrarca's zu opfern scheint, so sind doch viele Sonette darunter, die sich mehr durch Gedankenfülle und Tiefsinn auszeichnen, und — durch dies poetische Element neu in Italien — verbunden mit den beiden großen sinnvollen Gedichten ihren Verfasser zu einem ausgezeichneten philosophischen Dichter Italiens machen dürften. —

Wie gesagt, finden wir Tonci überall auf einem strengen Geschmack, — in der Malerei für das alterthümliche Colorit, in der Poesie für Dante'sche Sprache. Als nämlich Tonci noch in Italien war, hatte er sich der literarischen Bewegung angeschlossen, an deren Spitze Monti und Alfieri standen, darauf ausgehend, sich der Verweichlichung der Sprache, die in Metastasio ihren Gipfel erreicht hatte, zu widersetzen und sie dadurch zu bekämpfen, daß man zum Studium der ältern Dichter, besonders Dante's, zurückführte. — Dante sei der Grundbaß der ganzen italienischen Literatur, auf welchem allein modulirt werden dürfe, — pflegte Tonci zu sagen.

Seine Gedichte hat dieser selbst in zwei Foliobänden mit seiner schönen Handschrift zusammengetragen. Um sie in Rußland drucken zu lassen, fehlt es an einer die Kosten und die Würdigung des Dichters bestreitenden Anzahl von Kennern der italienischen Sprache; von Italien aber ist der alte Dichter mit allen Wurzeln und Zasern abgestorben. Möchten diese Gedichte nach seinem Tode in die Heimath ihrer Sprache gelangen und zum Schmuck der jüngern Literatur gereichen! Der Dichter selbst wird wohl seine Gebeine in dem Lande zurücklassen, wo er eine ehren- und würdeverleihende zweite Heimath gefunden hat.

Von seinem Tode hat man in Deutschland noch durch keine Privatnachrichten aus Moskau gehört. Vor kurzem lebte er daselbst noch achtzigjährig, einsam und kindisch geworden, — erfreut, wenn er besucht ward, und den Gast mit selbstbereiteter Chokolade bewirthend. Allein unterhält er sich mit einem Papagei, den Besuchenden erzählt er immer gern wieder von sich und dem Alten. Dann wiederholt er auch wohl die Bemerkung, — er sei in der Jugend apolloschön gewesen, nun aber ein Laokoon geworden. Und wirklich fehlt es dem zur Statue etwas kolossalen Kopfe des Greises mit dichtem weißem Haare nur am freigewachsenen Barte, um einem Apostel- oder Prophetenkopfe zu gleichen, voll denkenden Ernstes, der im Gespräch einer milden Freundlichkeit ein wenig Platz macht.

Neben Dante liebt er Homer, als Philosoph ist Plato sein Liebling, Seneca seine tägliche Lectüre. Wurde Tonci durch eigens gebildeten Idealismus zum früher verlassenen Christenthum zurückgeführt, so verbindet auf eigene Weise sich in ihm ein Protestantismus des Gedankens mit so viel Katholicismus, als der Künstler nicht aufgeben kann. Aber die heitere Ruhe seines Gemüthes, verbunden mit so vieler Liebenswürdigkeit im Umgange mit Frauen, bewährt, wie fruchtbar und bildend seine eigenthümliche Philosophie an ihm selbst geworden ist.

Daß nach Allem ein so vielfach begabter Mann so unbekannt bleiben konnte, regt zum Nachdenken auf, und man haftet zuletzt an dem Gedanken, — sein Vaterland und das Gebiet der Muttersprache zu verlassen, sei in den meisten Fällen und wenigsten Ausnahmen eine Art oder ein Stück geistigen Selbstmordes. Sind wir nicht Erdgeborene nur dadurch, daß wir Landesgeborene sind, und dürfen wir uns Kinder des Zufalls nennen? Von Italien aus — welche Wirksamkeit und welchen Namen hätte nicht Tonci gewinnen müssen? — Die Muttersprache ist jene Atmosphäre des Geistes, durch welche der Mensch am wahrsten in die Welt hineinwirkt und leuchtet.

Correspondenz.

Aus Breslau. (Beschl.)

[Theater und Concerte.]

Der junge Flottwell wird von einer Fee geliebt, die ihn mit Reichthümern überschüttet und ihm bei ihrem Abschiede von der Erde einen Schutzgeist hinterläßt, der im Bettlergewande Jenen überallhin verfolt. Flottwell, dem seine junge Feenliebe und sein Glück wie ein Champagnerrausch in den Kopf gestiegen ist, der nun glücklich sein und glücklich machen will, verschwendet wie ein Wahnsinniger und kommt zuletzt an den Bettelstab. Doch rettet ihn hier sein Schutzgeist durch Zurückgabe des abgequälten Bettlersoldes.

Nur in ihren Hauptpunkten verfolgt, giebt diese Allegorie schon reichen Stoff des Nachdenkens. Zufällig wie die Liebe, ist das Glück — eine freie Gunst der Götter; aber weil deren Empfänger vor Allen ausgezeichnet werden, mag er sich wohl stolz und übermüthig fühlen. Das Glück ist ein Weib, wer fühlt sich nicht geadelt durch die Liebe eines schönen hehren Weibes? Gold gab die Fee dem geliebten Flottwell, um ihn glücklich zu machen, weil sie weiß, daß ihm Gold alle Genüsse des Lebens erschließen könne; darum streut er es auch mit vollen Händen aus. Mag auch die Klage des Bettlers, der dem Verschwender zur Seite steht und ihm überallhin wie sein Schatten folgt, mag dieser Trauergesang sich auch in seinen Freudenhymnus warnend mischen — er kann nicht darauf achten, er muß verschwenden, denn sonst würde er ja die Gabe, sie durch Sparen zum Zweck machend, während sie ihm als Mittel gegeben wurde, höher achten als die Geberin, sich dieser unwerth zeigen.

Reich sein, früh reich sein — macht glücklich; denn es gewährt die Mittel zum Vollgenuß des Lebens, während der Erwerbende, der reich Werdende, über dem Erwerben die Zeit und Fähigkeit des Genusses einbüßt. Darum mag Flottwell's Kammerdiener, der auf Kosten seines Herrn, durch jahrelange Knechtschaft sich bereichert, über Jenen spotten, weil er sich durch tolle Verschwendung zum Bettler macht.

Seine Ironie trifft ihn selbst, denn er bleibt trotz seines Reichthums ewig ein Bettler. Und schon darin ist der Reiche glücklich, daß er sich die Mittel zum Lebensgenuß nicht auf krummen Wegen zu verdienen braucht. So lebt der Verschwender, denn nur der Verschwender ist der wahre Reiche, wie ein Gott, bis ihn die Hand einer ausgleichenden Adrastea erreicht, bis er Irdisches erleidend ein Bettler wird. Das ist die Sühne, die er dem Schicksal schuldig ist! Und die unzähligen Andern, welche das Glück nie geliebt hatte, weisen nun, des Neides und eignen Elends froh, mit Fingern auf ihn. Schade, daß es für einen Charakter wie den des Flottwell an unsrer Bühne keinen Repräsentanten giebt. Diese Leute wissen sich in poetische Zustände nicht zu schicken! In bessern Händen ist die zweite Hauptpartie, die des Bedienten Valentin, die Hr. Haake stets mit ungetheiltem Beifall giebt. Ueberhaupt ist unser Schauspiel jetzt auf keinem glänzenden Fuße, und als es neulich hieß, Madame Dessoir, die das wankende Gebäude noch mit starker Hand hält, würde uns auch noch verlassen, trauerte unser junges Publikum in Sack und Asche; doch ist es Hrn. Haake, der dabei kein Opfer scheute, gelungen, sie wieder zu gewinnen. Wir hätten allerdings viel mit ihr verloren, sie hätte aber auch nicht sobald ein Publikum wieder gefunden, dessen Gunst ihr so sicher wäre als die des unsrigen. Ihr Auftreten auf fremden Bühnen dürfte überhaupt nicht so glänzenden Erfolg haben, als sie vielleicht denkt; denn bei allen ihren Vorzügen geht ihr doch die Grazie ab, die allen Productionen der Kunst erst die rechte Weihe verleiht. Auch ihre äußere Erscheinung besticht nicht, und in der Kunst, sich geschmacklos anzuziehen, sucht sie ihres Gleichen.

Die Breslauer fühlen jetzt das Alles, wo sie bei Demoiselle Bauer, die gastirend und triumphirend bei uns eingezogen, jene Vorzüge, die der einheimischen Künstlerin abgehen, in so hohem Grade vereinigt sehen.

Auch die Oper hat große Verluste erlitten, da Madame Schodel und Hr. Biberhofer uns verlassen haben, Letzterer mit Aussicht auf baldige Wiederkehr. An seiner Stelle langweilt uns Hr. Hauser, dessen Stimme ohne Klang, dessen Spiel ohne Leben ist*). Wir haben jedoch Hoffnung auf eine Reihe glänzender Gastspiele, und so mögen die eignen Mittel der Bühne immerhin einigermaßen beschränkt werden.

Doch genug vom Theater, über welches unumwunden zu sprechen, nicht mehr ganz gefahrlos ist; wenigstens sprach man viel von einem Rencontre zwischen einem Literaten und einem Schauspieler, der sich durch ein über ihn veröffentlichtes Urtheil des Erstern beleidigt fühlte. Ich weiß nicht, was an der Sache war. Hat sich der Literat auf so scharfe Erörterung eingelassen, so that er es nur, weil er, den Charakter höher achtend als das Talent, es für recht und schön hielt, für seine Meinung mit seiner Person einzustehen und weil er das Ehrgefühl für kein Vorrecht des Standes hält, sondern für ein Recht der Person ansieht. — Von sonstigen Neuigkeiten wäre nur zu berichten: daß wir an musikalischen Leiden und Freuden reich waren und uns besonders die Charwoche deren viele bot.

In der Magdalenen-Kirche ward das Passions-Oratorium von Gottfried Schicht, das Ende des Gerechten, unter Leitung des Kantors Kahl aufgeführt und sprach durch das inwohnende dramatische Leben, welches dieses Oratorium von andern vortheilhaft auszeichnet, sehr an. Ein andres Oratorium: „Der sterbende Jesus" von Rosetti, wurde von dem königl. Sing-Vereine unter Leitung des Kantors Siegert zur großen Langweile des Publikums in der Bernhardiner-Kirche, in der sogen. Aula Leopoldina der Universität aber Haydn's „Schöpfung" aufgeführt.

*) Wir müssen bemerken, daß uns Hr. Hauser als ein Sänger bekannt ist, vor dessen musikalischer Intelligenz wir alle Achtung haben. D. R.

Den Schluß machte am Charfreitage die Aufführung von Graun's „Tod Jesu" in der Elisabeth-Kirche. Da diese Musik, zu deren Aufführung durch ein Vermächtniß die nöthigen Mittel bestimmt sind, unentgeltlich zu hören ist, so ist der Zulauf immer sehr groß und die ungeheuern Räume der Kirche fassen kaum die Menge der Zuschauer und Zuhörer.

Der Anblick einer solchen musikalischen Versammlung, die zwischen Schlaf und Entzückung schwebt, ist übrigens höchst ergötzlich. Hier wahre Andacht, dort profane Zwecke, hier Kunstgenuß und Verständniß, dort Anspannung und erzwungene Theilnahme; während hier der Eine, sei es aus Ueberzeugung oder Nachäffungs-Sinn, auf den langen Fugen zum Himmel klettern will, nimmt der Andere gar kein Blatt vor den Mund, sondern bald die ganze Hand — und gähnt nach Herzens Lust; doch muß Jeder, der nicht für einen Barbaren gelten will, die Musik gehört haben.

Ehe ich meinen Bericht schließe, muß ich noch erwähnen, daß auch bei uns Experimente mit dem bekannten Hydro-Oxygen-Gas-Mikroskop gemacht wurden, die aber gänzlich mißglückten; und daß künftigen Sommer ein gymnastisches Institut ins Leben treten soll. Man muß sich also wohl überzeugt haben, daß der leinene Turner-Rock nicht gerade den Demagogen macht. Der Universitäts-Fechtmeister Löbeling will gedachtes Institut gründen und zu dem Ende jetzt die schon bestehenden Anstalten in Berlin und Dresden besuchen. Man interessirt sich allgemein dafür.

Robert Bürkner.

Notizen.

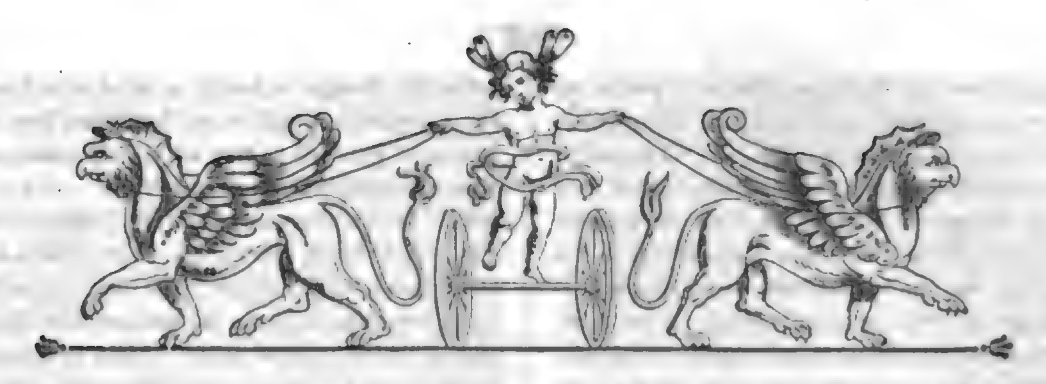
[Heine. Brieflich aus Paris.]

Heine sieht noch sehr jugendlich und ziemlich wohl aus; er lebt mit seiner artigen kleinen Frau. Er ist mit dem dritten Bande seines Salon beschäftigt, der auch Mährchen enthalten wird und eine Vorrede, die von Wolfgang Menzel handelt. Auch ist er mit der Feilung und Redaction der Gesammtausgabe seiner Schriften beschäftigt. Einige deutsche Journale stritten sich kürzlich über den Aufenthalt Heine's; die einen lassen ihn in der Provence reisen, die andern anderswo; ich kann aus Autopsie versichern, daß er hier ist, auf dem Faubourg Montmartre in der Cité bergère Nr. 3. wohnt und sich ganz wohl befindet. Uebrigens erscheint er nicht viel in Gesellschaft, am wenigsten unter den Deutschen in Paris.

[Fanny Elsler. Marie Taglioni.]

Die preußische Staatszeitung berichtet mit absoluter Gewißheit, daß Fanny Elsner am 3. April zum ersten Male seit ihrer Genesung wieder aufgetreten ist, und zwar in dem Ballet: le Diable boiteux; sie wurde stürmisch empfangen. Marie Taglioni dagegen, wie gedachtes Blatt nach französischen Quellen als absolut gewiß referirt, geht mit ihrem Vater nach Petersburg, wo sie mit einem jährlichen Gehalte von 200,000 Fr. auf 3 Jahre, und mit einem alljährlich fünfmonatlichen Urlaub engagirt ist. Vater und Tochter reisen noch im Laufe des Aprils nach London und werden im Monat August in Berlin eintreffen. „Am 1. Octbr. — sagt die preuß. Staatszeitung mit absoluter Bestimmtheit — müssen sie in St. Petersburg sein." Die deutschen politischen Zeitungen sind durchaus genau, tiefblickend und weitgreifend, wenn es auf Theaterengagements ankommt.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 79. — den 24. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Seitenpartien der Deputirten-Kammer *).

Von Dr. Robert Lippert.

Nicht nur in jenem reichverzierten und von Marmorsäulen getragenen Saale muß man die Versammlung der Deputirten Frankreichs sehen. Dieses Corps von 459 Mann, mit seiner tobenden Aufregung, seinem Indifferentismus, wie seinem Enthusiasmus, darf der Beobachter nicht blos in Parade schauen vor dem Publicum, den Journalisten und einer Anzahl eleganter Damen; noch weniger aber darf er dasselbe beurtheilen nach den officiellen Bandwurmseiten des Moniteur, oder den giftigen Epigrammen der Eidechsenjournale Corsaire und Charivari. Wenn er den trügerischen Schein, den jene öffentliche oder officielle Existenz mit sich führt, vermeiden will, so mag er dem Deputirten in die Couloirs und den Conferenzsaal, in die Bureaus und Commissionen, in die Bibliothek und Garderobe, ja sogar bis an die Buvette folgen. Thun wir's, und der Leser möge uns begleiten! —

Die Restauration trug die blaue silbergestickte Uniform der Deputirten ins Grab, darauf trugen die letztern die Restauration zu Grabe, nur hier und da pflegt ein Deputirter vom ancien régime bei der Bürgerkönigsgala im Tuilerienschlosse die Restaurationsuniform auszugraben; doch bezeichnet man solch' Beginnen mit dem Ausdrucke rococo. Das Vestiaire hat deshalb die alte Bedeutung verloren, ja einer großen Anzahl von Deputirten würde die Existenz desselben völlig unbekannt sein, wenn sie nicht zuweilen in die Nothwendigkeit versetzt würden, die lange Reihe der mit Wandschränken ausmeublirten Vorzimmer zu passiren, um aus dem Conferenzsaale nach dem Postbureau zu wandern, das sich im Dienste der Kammer befindet. Die erste Sorge eines Deputirten, nachdem er Stock, Hut, Regenschirm, Mantel oder Ueberrock abgelegt, ist, sich nach dem Vertheilungsbureau der Gesetzentwürfe, Berichte, gedruckten Amendements (bezüglich auf zur Tagesordnung gehörige Gegenstände) zu begeben. Zuweilen bedienen sich Deputirte, namentlich aber die Minister dieses Weges, um der Kammer ihre Rednerproducte, womit sie das Publicum bereits von der Tribune aus haranguirt, gedruckt mitzutheilen. Die Deputirten thun dies auf eigene Rechnung, die Minister benutzen hierzu den ihnen gemeinschaftlich offen stehenden Seckel des Staatsschatzes, wie sich von selbst versteht. In der That, die ministerielle Beredtsamkeit kommt dem Lande theuer zu stehen!

Da wir nichts mit der öffentlichen Sitzung zu schaffen haben — wir wollen annehmen, es sei der 25ste des Monats, der Tag, an dem die neun Bureaus der Kammer ihre jedesmaligen Wahlveränderungen vornehmen — so begeben wir uns in die Bureaus.

*) Ein Seitenstück zu der Schilderung der Pairs im Palast Luxemburg, im Februarhefte, Nr. 37—39.

Beim Beginn der Sitzungen theilt sich nämlich die Kammer in neun Bureaus, die, so weit es möglich, aus einer gleichen Anzahl Deputirter bestehen. Jedes dieser Bureaus ernennt durch absolute Stimmenmehrheit seinen Präsidenten und Secretair, welche Wahl jedoch am fünfundzwanzigsten jedes Monats durch Loos erneuert wird. Die Gesetzvorschläge, die von der Regierung an die Kammer gelangen, so wie die eingegangenen Beschlüsse der Pairskammer, und die etwaigen Propositionen einzelner Deputirten werden zuvörderst in der Kammer vorgelesen, gedruckt, ausgetheilt, und dann vom Präsidenten der Deputirtenkammer an die Bureaus abgegeben, um hier in jedem einzeln discutirt zu werden. Nach dieser neunfachen Berathung eines und desselben Gegenstandes ernennt jedes Bureau seinen Berichterstatter (rapporteur) durch absolute Stimmenmehrheit. Halten sich hierauf zwei Dritttheile der Bureaus für hinlänglich von dem Gegenstande unterrichtet, so beginnt eine Discussion unter den verschiedenen Rapporteurs, nach deren Beendigung man einen Berichterstatter für die Kammer wählt, dessen Bericht gedruckt, mindestens 24 Stunden vor der Sitzung an die Deputirten vertheilt und in feierlicher Sitzung der Kammer vorgelesen wird.

Das dramatische Interesse, das sich in früherer Zeit an die Bureauwahlen knüpfte, ist leider verschwunden. Im Jahre 1831, wo eine mächtige Opposition dem Centrum den Kampfplatz streitig machte, wo der ignoble Girod de l'Ain, den Casimir Perier auf seinen athletischen Schultern auf den Präsidentenstuhl hob, nicht mehr als eine Majorität von drei Stimmen davon trug über Laffitte, den edlen Gegner des Julithrons, den er selbst aufgebaut; in jener Zeit, wo der Ausgang des Gefechts stets bis zum letzten Moment zweifelhaft blieb, weil die Kräfte der Parteien sich balancirten, — war der 25ste des Monats ein Tag von hoher Wichtigkeit. Die Minister haben diese Wichtigkeit der Bureauwahlen zu paralysiren verstanden, und von den 27 Neugewählten (9 für die Präsidentschaften, 9 für die Secretariate und 9 für die Petitionen) gehört heut zu Tage oft nicht ein einziger zur Opposition. Letzteres aber zeugt minder von der Schwäche der Opposition, als von der Intoleranz der Majorität. So war Lafitte unter der Restauration stets Mitglied der Budgetcommission gewesen, die Juliregierung hat ihn davon ausgeschlossen. Die damalige Majorität, weit entfernt, den politischen Glauben Jacques Laffitte's zu theilen, ließ dennoch seiner hohen Rechtschaffenheit und geprüften Erfahrung Gerechtigkeit widerfahren; die jetzige Majorität, weit entfernt, die erhabene Persönlichkeit des Mannes in Zweifel zu ziehen oder seine Capacität zu bestreiten, glaubt diesen Qualitäten keine Rücksicht schuldig zu sein, weil sie nicht mit der unterwürfigen Gesinnung des Ministerialismus gepaart sind. — Bei alledem will es oft ein sonderbares Spiel des Zufalls, daß bei der Entscheidung durchs Loos die Majorität in einem oder einigen Bureaus der Opposition zufällt zum größten Nachtheil der andern Commissionen, die dann gar kein Oppositionsmitglied in ihrer Mitte zählen. Man möge aber ja nicht glauben, daß dies mehr sei als bloßer Zufall und etwa das Resultat einer großmüthigen Aufwallung des Herzens von Seiten der ministeriellen Partei. Der Indifferentismus eines Theils der Kammer, sich in den Bureaus einzufinden, verwandelt sich aber flugs in den glühendsten Eifer bei gewissen außerordentlichen Umständen, z. B. bei einem neuen Gesetzentwurfe oder irgend einem Vorschlage, der einen politischen Charakter trägt. Sind alle Parteien versammelt, so beobachtet man sich gegenseitig und zählt seine Streitkräfte. Gewöhnlich vereinigen sich alle Stimmen der Opposition in der Wahl eines ihrer eifrigsten Partisans, wiewohl ohne Hoffnung auf günstigen Erfolg und nur, wie es heißt, dem Princip zur Ehre. Am andern Morgen liest man in den Journalen den Ausgang der Wahlschlacht und die Zahl der Stimmen der Sieger und Besiegten. Zuweilen und in besonders wichtigen Fällen wird die Opposition veranlaßt durch die zu Tage liegende Unmöglichkeit, auf ein Mitglied der Linken ihre Wahl zu lenken, und in der Hoffnung, den vollständigen Triumph ihrer Gegner zu vereiteln — ihre Stimme dem Tierspartí zuzuwenden. Ja, bei Finanzfragen und gewissen Forderungen des Kriegsministeriums ist es vorgekommen, daß die äußerste Linke für den eifrigsten Centripetalen ihr Votum abgegeben, wenn der letztere vielleicht gerade ein erklärter Vertheidiger der Staatsersparnisse, mithin z. B. ein nicht minder erklärter Widersacher des unersättlichen Marschall Soult war. — Beiläufig gesagt, ließe letzterer eher Frankreichs Finanzen zu Grunde gehen, bevor er seiner Equipirungsmanie entsagte, wobei natürlich außer der Befriedigung seines launischen Gelüstes stets etwas zur Befriedigung seines lüsternen Geldbeutels abfällt; wir erinnern nur beispielsweise an die Messer, die er statt des Degens bei den Linientruppen eingeführt, und die man zum Spott Coupe-choux-soults genannt hat; von dem Abfall jener Messerlieferung hat sich der edle Marschall wohl mehr als einen Kohlkopf abschneiden können. —

Nicht selten sieht man sich genöthigt, zu einer zweiten,

ja zu einer dritten Abstimmung zu schreiten. Die Ungewißheit des Sieges vermehrt die Hitze des Gefechts. Während der Abstimmung kommen vielleicht noch einige Nachzügler an; flugs ändert sich der Anblick des Wahlplatzes und die Wagschaale sinkt zu Gunsten der durch die Hülfscorps verstärkten Partei. Selbst die Kriegslist ist erlaubt bei dem Manöuvre. Jede Partei sucht Verstärkung zu erhalten, — der Conferenzsaal, Couloirs, Bibliothek, kurz jeder Winkel wird durchstöbert, um Recruten zu werben. Bei all diesem industriösen Eifer ist dennoch oft das unerwartete Resultat — Stimmengleichheit. Dann aber entscheidet über die Wahl das höhere Alter des Candidaten, wie bekannt das unsicherste Schutzmittel gegen Thorheit.

Die Wahlkämpfe sind endlich ausgefochten und die Discussion beginnt. Der Ordnung wegen muß jeder Sprecher hier ebenfalls beim Präsidium ums Wort bitten, doch die Abwesenheit jenes öffentlichen Gepränges ermuthigt selbst die Schüchternsten zu solchem Beginnen, und Jeder befragt hier minder sein Talent als den guten Willen. Hier gibt's mindestens keine hohe Rednerbühne, der alle Blicke zugewendet sind, hier spreizt sich kein Präsident herab von seinem Thronsessel, der zweite Mann im Reiche, hier wimmeln nicht die höhern Regionen von einem schadenfrohen Publicum, noch die untern von maliziösen Stenographen, die jeden unglücklichen Versuch improvisirter Beredsamkeit landkundig machen, oder von jenen ungalanten Schreihälsen, die auch bei andern Leuten als den Herren Berryer, Garnier-Pagés, Mauguin sich des stürmischen Ausrufes aux voix, à l'ordre! oder eines impertinenten Gemurmels und unhöflichen Gelächters bedienen. Hier hört man endlich niemals die kreischende Stimme jenes alten Huissiers, der, mit Degen und goldenen Ketten verbrämt, einem geputzten Waldmenschen aus Brasilien nicht unähnlich sieht, und der dem Anschein nach das Amt hat, die Sitzungen der Kammer zu verschlafen, oder gar sein Silence, Messieurs, silence! zu krächzen, wenn er gerade aus dem Schlafe auffährt, weil zufällig die tiefste Stille im Saale herrscht. Das mitleidige Achselzucken des jungen Pairs auf der reservirten Tribune, das unverwüstliche Lorgniren des bevollmächtigten Ministerresidenten und Ambassadeurs, Herrn A—y, oder gar das schalkische Lächeln jener reizenden Frau mit dem coquetten Federhut verursachen dem Sprecher hier keine Vapeurs oder Zerstreuungen. Nebst allen diesen mehr oder minder nachtheiligen Einflüssen der Gegenwart, entgeht der Redner in den Bureaus den Gefahren der Kritik, die ihm die Zukunft bereitet durch die fatale Vermittlung des worttreuen „Moniteur", den der treulose „Charivari" nach Kräften wieder ausbeutet, — und die Kritik der Wähler des Arrondissements, die die Rede gegen ihr Interesse, der Beamten, die sie zu kühn, der kleinen Landgrundstücksbesitzer, die sie zu flau, der Schulmeister, die sie incorrect finden — und vielleicht im Hintergrunde der Skandal eines noch bösartigern Charivari, als des pariser Raisonneurs — wer fürchtete nicht diese barbarischen Katzenmusiken mit ihrem drohenden Gefolge! Von dem Allen hat man in den Bureaus nichts zu fürchten, hier ist der Redner nicht mehr genirt, als in seinem Studirzimmer, Comptoir, Salon, Schlafcabinet. Ja, die schwarzseidene Schlafmütze, die sich in der öffentlichen Sitzung nur verschämt zeigt, als wollte sie um Verzeihung bitten, darf hier frei und kühn sich entfalten, — sie ist hier an ihrem Platze. Das Reglement verbietet sogar Schlafrock und Pantoffeln nicht, — nur der Anstand hat die beiden letztern Gegenstände der Morgentoilette von hier verbannt. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Cassel.

[Die Ständeversammlung, die rotenburger Quart.]

Beinahe hätte man hier die Mystiker noch zu früh aus dem Wege geräumt. Denn während wir dieses schreiben, sind draußen fast die Straßen und Hausthüren verschneit, und vor den Thoren und auf den Chausseen soll es so übel aussehen, daß selbst der Postenlauf mitunter gehemmt worden ist. — Mystiker (oder richtiger Mistiker) nennt aber der Volkswitz die — salva venia — Misthaufen, welche man hier des Winters um die Brunnenstöcke herum aufbaut, um solche vor dem Zufrieren zu schützen. —

Alles tritt heut zu Tage aus dem Gleise: Winter und Völker und Schriftsteller. Die Natur erschöpft sich gleichsam in der Hervorbringung von Sonderbarkeiten, und die ältesten Leute strengen vergebens ihr Gedächtniß an, um sich ähnlicher Begebniße zu entsinnen. Möchte aber nur dieses Mal der Himmel wenigstens insofern ein Einsehen mit uns haben, daß er die Landstände draußen nicht einschneien ließe. Denn diese haben gerade vier Wochen Urlaub erhalten und sind in bona pace nach Haus kutschirt, und wehe ihnen, wenn sie sich zu spät wieder einfänden! Würde da nicht Alles schreien, daß sie hinter der Zeit zurückblieben! Selbst die Entschuldigung jenes Schulknaben käme ihnen nicht einmal zu Statten, der bekanntlich sein Zuspätkommen damit entschuldigte, daß er wegen der glatten Wege immer drei Schritte zurückgeglitten wäre, wenn er zwei vorwärts gegangen sei. Denn eigentliches Glatteis haben wir doch nicht. —

Wohl aber haben wir noch Vieles für die Herren Landstände zu thun, und ohnehin ist es bekannt genug, wie sehr man in allen Zeitungen über die langsame Erledigung der diesmaligen Geschäfte lamentirt. Indessen wohl größtentheils mit Unrecht. Es ist bereits Vieles und Schwieriges geschehen. Der Etat für die nächste Finanzperiode ist zur größern Hälfte festgestellt, ein Gesetz über die Ablösung der Mühlenbannrechte ist vollständig discutirt, eben so ein Gesetz über die Ergänzung mangelhaft gewordener Währschafts- und Hypotheken-Bücher 2c. 2c. Wer nun aber weiß, wie wenig eigentlich arbeitsfähige und auffassungsfähige Mitglieder die dies-

malige Ständeversammlung zählt, der wird sich eher über dasjenige, was bereits geleistet werden, als über das, was nicht geleistet worden ist, wundern, zumal wenn er die akustisch-mangelhafte Bauart des neuen Ständesaales dabei in Berücksichtigung zieht. Diese Mangelhaftigkeit macht es nämlich nicht selten nothwendig, daß Ein und Dasselbe oft drei oder vier Mal, oder noch öfter wiederholt werden muß, und am Ende laufen doch die respectiven Redner Gefahr, daß sie nicht verstanden, sondern geradezu mißverstanden worden sind. — Es ist die alte Geschichte vom Thurmbau zu Babel, nur in umgekehrter Weise. Dort verstand man sich beim Aufbau nicht, hier verstand man sich aus Noth zum Aufbau, aber man kann sich nun nicht verstehen und verständigen, da der Bau vollendet ist. —

Zuweilen geht's noch ärger. Dann werden sogar die allerklarsten und einfachsten Sachen den Leuten unbegreiflich. — So wurde unlängst, um nur ein Beispiel anzuführen, über die Wahl des zweiten Deputirten der schaumburger Landgemeinden berichtet. Mehrere Abgeordnete — darunter auch der Vice-Präsident, der als trefflicher Jurist bekannte Prof. Endemann aus Marburg, — sprachen sich für die sofortige Discussion des Berichts aus, weil die an sich sehr einfache Sache die möglichste Beschleunigung erheische, da die betreffenden Gemeinden bereits Monate lang unvertreten geblieben seien. Allein andere Herren (und darunter selbst Staatsdiener und Juristen) waren anderer Ansicht. Sie fanden die Sache so verwickelt und den Bericht so weitläufig und complicirt, daß sie durchaus erst den Druck desselben verlangten, und sich sonst jeder Abstimmung enthalten zu müssen erklärten. Der Präsident (Herr Oberbürgermeister Schomburg von hier) resumirte den Gegenstand mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und Gewandtheit, und sprach sich gleichfalls für die sofortige Discussion aus. Allein vergebens. Die Herren verstanden's noch immer nicht. Und doch war die Sache, wie man sagte, ganz einfach und klar, und nur für die demnächstige Stellung der Majorität von besonderem Gewicht. — Ich selbst will hierüber freilich nicht urtheilen, denn mir stand vor Erstaunen im eigentlichen Sinne des Wortes der Verstand still. Allein Herr Abgeordneter Peter — ein schlichter Landmann — meinte, die Sache sei einfach und klar; item: ein Fuchs, der von Michaelis bis Weihnachten die Institutionen geschwänzt hatte, meinte, die Sache sei sehr klar. Allein den Herren ..... war sie nicht klar, und als doch die Majorität die sofortige Discussion beschloß, verließen sie den Saal und zwangen so den Präsidenten, wegen Mangels der zu weiterer Beschlußnahme erforderlichen Anzahl der Mitglieder, die Sitzung zu schließen. —

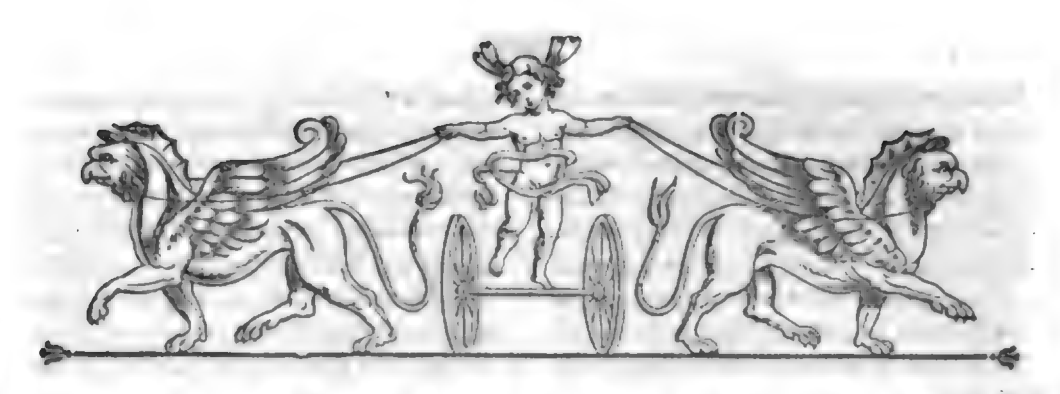
Honny soit qui mal y pense! —

Man hat mancherlei Vorschläge zur Abstellung dieser Uebelstände gethan. Manche rathen zur Bekleidung der Wände; Andere meinen, durch Anlegung von Schalldeckeln sei das Uebel zu beseitigen, noch Andere wollen sogar nach Analogie der Ausspielung neuer Instrumente den Saal erst gehörig durchbrummen lassen, etwa von einem starken Männer-Chor, nach der Melodie: „Nun ruhen alle Wälder", und was dergleichen Vorschläge mehr sind. Am zweckmäßigsten und einfachsten erscheint es uns indessen, ein Sprachrohr anzuschaffen und solches an einem Seile in der Mitte der kreisförmigen Versammlung aufzuhängen, da man eine besondere Rednerbühne nicht angebracht hat, sondern Jeder von seinem gewöhnlichen Orte und Standpuncte aus dasjenige von sich gibt, wozu der Geist ihn gerade treibt. Wer alsdann reden will, der bedient sich des Horns, und wenn er fertig ist, so wirft er es in der betreffenden Pendelschwingung seinem Nachfolger zu. Dieser läßt es dann nach gemachtem Gebrauche seinem Nachmanne zukommen, und so geht es fort, immer rundum, wie die Trinkhörner der alten Deutschen.

Auf diese Weise wird man sich aber gewiß hinreichend verständlich machen: ja man erreicht zu gleicher Zeit auch noch den Vortheil, daß sich nun Niemand mehr über die halsstarrige Widerspenstigkeit einzelner Mitglieder wird beklagen können; denn es läßt sich alsdann im eigentlichen Sinne des Worts behaupten, daß sie alle in ein Horn blasen. Und wie schön! Wer dann etwas auf dem Herzen hat, sagt dann nicht mehr: ich bitte ums Wort, sondern: ich bitte ums Horn, wenn er anders eines solchen noch bedarf! —

Einer der interessantesten Gegenstände der nächsten Verhandlungen wird die bekannte rotenburger Angelegenheit sein. Unser Regentenhaus hat nämlich die Domainen der vorhinnigen sogenannten rotenburger Quart nach dem kinderlosen Ableben des letzten Landgrafen, Victor Amadeus, für einen nunmehrigen Bestandtheil des Haus-Fideicommiß-Vermögens erklärt, und als solchen im Einverständniß mit den betreffenden Ministerien bisher verwalten lassen. Schon die frühere Ständeversammlung war aber der Ansicht, daß jene Güter dem Staate anheimgefallen seien, und der bekannte Deputirte Wippermann hatte daher beantragt, eine rechtliche Entscheidung des Streites dadurch herbeizuführen, daß bei dem Landesherrn auf ein Compromiß-Gericht, wozu man ständischer Seits den Civil-Senat des hiesigen Obergerichts in Vorschlag bringe, angetragen werden möge. Wahrscheinlich dürfte auch die diesmalige Ständeversammlung auf jenen Antrag zurückkommen, da sich die gegenseitigen Ansichten mit Rücksicht auf die desfallsigen landesherrlichen Erklärungen noch mehr fixirt zu haben scheinen, und die Betretung des eigentlichen Rechtsweges den Ständen nicht möglich ist. Und trotz der gegentheiligen Ansicht des Herren — r — (im Beiblatte Nr. 11. zur kasseler allgemeinen Zeitung) kann man auch nicht wohl anders, als jenen Weg, abgesehen von einer unmittelbar gütlichen Ausgleichung, für den gerathensten und beziehungsweise ehrenvollsten zu betrachten. Herr — r — hält denselben zwar für gefährlich und verfassungswidrig, indem er meint, wenn nach §. 114. der Verfassungsurkunde Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfe, und wenn außerordentliche Commissionen oder Gerichtshöfe, unter welcher Benennung es auch sein möge, nie eingeführt werden dürften, so müsse es als mit der Verfassungsurkunde unvereinbar erscheinen, wenn ein Gericht eigens dazu erst gemacht werden solle, um eine rechtliche Entscheidung zu ertheilen. Allein wir gestehen, daß uns weder eine solche Folgerung noch eine solche Nutzanwendung recht einleuchten will. Wir sind zwar, was die Rechtskunde anbelangt, gewissermaßen nur ein Laie, und wollen daher (wie auch Herr — r — vorgezogen hat) auf den Gegenstand selbst nicht eingehen, ja wir wollen es sogar den Leuten von Fach überlassen, die Ansicht des Herrn — r —, wenn es anders Jemand der Mühe werth halten sollte, zu widerlegen. Allein wir können doch nicht umhin, wenigstens zu bemerken, daß Herr — r — noch wohl weniger juristische Kenntnisse als ein Laie haben muß, indem es ihm sonst kaum möglich gewesen sein würde, (vertragsmäßige) Schiedsrichter mit außerordentlichen Commissionen in eine Kategorie zu stellen. Herr — r — wäre unter solchen Kunstfertigkeiten im Stande und deducirte uns, daß nach §. 114. der V.-U. alle Güteversuche und Vergleiche verfassungswidrig seien. „Unsere Bemerkungen mögen nicht Jedem gefallen, aber vielleicht Beherzigung verdienen," sagt Herr — r — weiter: das erstere glauben wir recht gern, das letztere bezweifeln wir unmaßgeblich etwas stark. — (D. Z. f.)

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 80. — den 25. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Seitenpartien der Deputirten-kammer.

(Fortsetzung.)

Ein wohlversorgtes Kamin, eine große runde Tafel, wie an weiland König Arthur's Hofe, statt der Humpen und Becher jedoch mit Tintenfaß, Feder und Papier, so wie mit zwei kleinen Urnen garnirt, eine Anzahl Lehnsessel um den Tisch und ungefähr 30 Stühle an den Wänden bilden die gesammte Ausstaffirung der Bureaus. Gewährt aber das Material keinen solennen Anblick, so kann dies noch weniger von den geistigen Elementen der Bureaus gesagt werden. Die Discussion, obwohl sie nicht immer ohne Lebhaftigkeit geführt wird, gleicht mehr einer freundschaftlichen Conversation. Jeder spricht ungescheut bei verschlossener Thür seine Meinung aus, und manche gesunde Ansicht wird, wenn auch nicht in feierlicher Form, hier von einem minder gewandten Sprecher vorgetragen, so daß der hier vorbereitete Gesetzentwurf zuweilen wahrhaft bereichert in die öffentliche Sitzung gelangt. Während sich dort die Discussion mehr um das politische Ganze dreht, werden hier alle Specialitäten erschöpft, und so kommt es, daß Personen, von denen die Oeffentlichkeit beinahe gar keine Notiz nimmt, weil sie mit der Rednerbühne nur selten in Berührung kommen, in den Bureaus durch ihre speciellen Erfahrungen und Kenntnisse einen bedeutenden Einfluß äußern, wodurch ihre Wahl für eine oder die andere Commission auch von hoher Wichtigkeit wird.

Ein nicht geringer Vorzug der Zusammenkünfte in den Bureaus ist der Ton, der hier gegenseitig unter den Deputirten herrscht, — es ist der der Salons und der guten Gesellschaft. Man opponirt hier ohne Bitterkeit und Aufwallung, und das Register von zweideutigen Galanterien, das auf der öffentlichen Tribune täglich ausgebeutet wird, ist hier außer Gebrauch gesetzt. In den öffentlichen Sitzungen hält man jene höflichen Epitheta für erlaubt, weil hier nicht der Einzelne den Einzelnen, sondern eine politische Meinung durch einen ihrer Bekenner eine andere Meinung apostrophirt; denn der beleidigende Angriff gegen ein Individuum passirt hier ebenfalls nicht ungerügt. Im Allgemeinen ist es mehr die Majorität, die im dünkelhaften Vertrauen auf ihre Stellung und Stärke die Minorität durch ihre Angriffe provocirt und zu jenem Skandal der Persönlichkeiten Anlaß gibt.

Man liest täglich in den Journalen mancherlei von den Gerüchten, Aeußerungen, Calembourgs und Impromtüs, die in den Couloirs circuliren, ja man spricht zuweilen von ihrem mysterieusen Einflusse auf das Resultat der Berathungen und sogar auf die Bildung eines Ministeriums. Wir müssen deshalb vor allen Dingen eine Definition der Couloirs vorausschicken. Die Couloirs sind die Vorsäle und Verbindungsgänge der Deputirtenkammer, kurz, dasselbe für den Deputirten, was die Coulisse für den Schauspieler. Wenn eine glühende Rede die gesammte Kammer alarmirt oder nach lebhafter Discussion und langem Harren

dieselbe einen wichtigen Beschluß gefaßt, oder wenn nach einem bedeutenden Ereignisse ein Mitglied des Cabinets die Tribune bestiegen und der Kammer einen Aufschluß gegeben hat, dann stürzen sich die Deputirten schaarenweise aus den beiden Hauptportalen des Sitzungssaales in die Couloirs. Das dringende Bedürfniß, sich ihre Ansichten, Besorgnisse, Hoffnungen gegenseitig mitzutheilen, wird gleichsam erstickt in der dicken Luft des Sitzungssaales oder durch die tyrannische Klingel des Präsidenten und das impertinente Gekräh der Huissiers en place, messieurs ... silence, messieurs! eingeschränkt. In den Couloirs dagegen ist eine reinere Luft und kein Hinderniß, das die Geläufigkeit der Zunge oder die Elasticität der Beine beeinträchtigen könnte. Jener stürmische Ausbruch der Deputirten nach einem der angedeuteten Momente gleicht einem Bergbächlein, das nach einem Gewittersturz plötzlich anschwillt und aus seinen Ufern tritt. Doch in dieser capriciösen und unordentlichen Auflösung liegt eigentlich das Pikante der Scene, und dies ist der Augenblick, wo die Phrase der Rednerbühne ihren geistreichsten Commentar erhält. Hier ist's Odillon-Barrot mit seinem würdevollen Anstand und seiner überzeugenden Sprache, der dem Schaukelmännchen Thiers mit dem tremulirenden Fisteltone vergeblich die schlagendsten Argumente vorhält, zu denen der Kleine ungläubig lächelt, — dort ist's der elegante Mauguin, dessen schöner Kopf aus einer Gruppe hervorragt, der mit sardonischem Lächeln Herrn Guizot zu irgend einer ungeschickten Diatribe des Herrn Jaubert oder eines andern Bauchhelden gratulirt, — hier ist's das energische Wort Berryer's, in dem sich das Geheimniß Mirabeau'scher Begeisterung aufs neue enthüllt, dem drei andere Deputirte lauschen, — dort endlich im Hintergrunde und entfernter von dem Tumulte der Andern bohrt Herr Molé, der grand seigneur, mit leiser Stimme in den mit keiner allzugroßen Fassungskraft begabten Haudegen, General Bugeaud, — daneben rauscht der schlaue Finanzier Herr Duchatel mit Herrn Pedro Lacaze vorüber, deren Salons das Centrum der außerparlamentarischen Reunions der ministeriellen Votanten sind, ein Schweif von ½ Dutzend Centripetalen folgt ihnen, und sie lassen sich auf dem rothen Sopha nieder, das die zarte Fürsorge der Doctrinairs für ihre Schooßkinder in dem Saale placirt hat, den Louis Philipp's Büste schmückt; — Herr Guizot verläßt eben die Ministerbank, um sich auf die Stufen des Präsidial-Bureaus zur Rechten neben Herrn Jaubert zu placiren, der mit zuvorkommender Artigkeit die Estrade verläßt, um die Zusammenkunft zu erleichtern, sie stellen sich jedoch in den sogenannten Beichtwinkel des Sitzungssaales rechts und zu ihnen gesellt sich Herr Sebastiani. Die Gruppen der Couloirs sind so unendlich mannichfaltig, als die Epigramme und Bonmots, die hier wie ein Sprühregen die Luft erfüllen, und worin vorzüglich Herr Dupin Meister ist, der zuweilen hier Erholung sucht von der Last des Präsidiums, das er in solchem Falle an einen der Vicepräsidenten abtritt; doch ist gewiß, daß zwei Drittheile der täglich von den Journalen Herrn Dupin zugeschriebenen Bonmots nur auf Rechnung der Journale debitirt werden.

Sind die Couloirs noch nicht ausreichend für die wogenden Schaaren, so muß der Conferenzsaal als Auskunftsmittel dienen. Die salle des Conférences ist das Familienzimmer im Palaste der Deputirten. Hier sind die Deputirten ganz wie in ihrer Häuslichkeit, und man sieht an der Art und Weise, wie sie sich begrüßen, die Hand reichen, zulächeln u. s. w., daß sie selbst oder Schnitt und Farbe von Rock, Halstuch oder Perrücke nichts von den maliciösen Schilderungen des Corsaire oder Charivari zu fürchten haben. Der Conferenzsaal dient zu verschiedenen Zwecken, er ist Foyer, Correspondenzcabinet, Journalzirkel, Promenade, Sprechzimmer oder Schlafstube der Deputirten, je nachdem diese verschiedenen Bedürfnisse bei ihnen rege werden, wofür durch das Kammerbudget und die weise Umsicht der Quästoren der Kammer reichlich gesorgt worden ist. Wir erblicken hier drei lange ovale Tafeln mit grünem Tuch beschlagen; auf der mittelsten liegen die Journale von allen Farben bis zu den Petites Affiches und Programme des théâtres zerstreut umher; die beiden andern Tafeln sind mit einer unaufhörlich erneuerten Provision von Papier, Federn, Tinte und Oblaten versehen; um jede derselben stehen etwa 9 bis 10 Sessel mit ledergepolsterter Rücklehne. Ein ungeheures Kamin mit marmorner Einfassung strömt seinen wohlthuenden Wärmeduft nach allen Seiten aus und lockt, wie die Lichtflamme das Geziefer, stets einen zahlreichen Zirkel ehrbarer Mitglieder in seine Nähe. Ringsum an den Wänden stehen gepolsterte Bänke, auf denen man nur hier und da zwischen Hüten und Broschüren einen tiefsinnigen Denker wahrnimmt. Fügen wir hierzu noch eine Bronzpendüle, eine Wandcharte von Frankreich und drei große Gemälde, den Tod des Sokrates, den Präsidenten Mathieu Molé (den Ahnherr des jetzigen) und ein Sujet aus der französischen Geschichte, dessen Bedeutung uns unbekannt, vorstellend, so hat der Leser ein genaues Inventarium des Conferenzsaales. Spaziergänger und sogenannte Lummler (flâneurs) finden hier einen Raum von 32 Schritt

Länge auf 16 Breite noch außerdem zu beliebiger Disposition. Beinahe hätten wir übersehen, daß dem kolossalen Kamin gegenüber sich eine Statue Heinrich's IV. im Conferenzsaale befindet. Früher und zur Zeit, wo die Julirevolution noch im frischen Andenken war, stand an der Stelle des Königsbildes hier Mirabeau's Statue. Mirabeau, der Volkstribun, der, obwohl Sohn eines Marquis, über die Thür seines Hauses zu Aix die Worte schrieb: „Mirabeau, Tuchhändler," — derselbe, der dem Großceremonienmeister von Frankreich, d. h. des Königs, jenes berühmte Compliment an seinen Herrn auftrug: „Allez dire à votre maître que nous sommes ici par la volonté du peuple etc." hat neuerdings einem König von Frankreich und Navarra von Gottes Gnaden Platz machen müssen, gleichwie er sich einst Platz gemacht neben einem König. Man hat ihn exilirt in den großen Vorsaal, wo er sich in Gesellschaft der Kammerbedienten und der Lakaien der Minister befindet. In diesem Vorsaale gibt's einen abscheulichen Zugwind, wenn sich die beiden entgegengesetzten Hauptthüren öffnen, glücklicherweise ist der exilirte Mirabeau von Marmor und sicher vor Schnupfen und Katarrh.

Wir erwähnten, daß der Conferenzsaal zum Theil der Journallectüre bestimmt sei, in der That aber findet man nur hier die eiligen oder höchst unaufmerksamen Journalleser. Das sich durchkreuzende Getös der Conversation, der schallende Fußtritt der auf- und abgehenden Freunde der Bewegung, die unablässige Passage der Deputirten, die sich nach dem Buvette begeben, das von Viertelstunde zu Viertelstunde sich wiederholende monotone Krähen des Huissiers: Messieurs, on n'est pas en nombre ... on va voter, Messieurs ... und mehr als dies alles der unerträgliche Lärm der schweren Thüren, die sich langsam in ihren kreischenden Angeln bewegen, ist dem erpichten Journalleser nicht eben günstig, und hindert ihn, sich mit gehöriger Ruhe dem Geschrei des englischen Parlaments oder dem Schlachtlärm der Karlisten und Christinos hinzugeben. Deshalb begeben sich jene aufmerksamen Beobachter der auswärtigen Politik lieber in die **Bibliothek**, um hier die gehörige Muße für ihre dem Staatswohl zuträgliche Beschäftigung zu finden. Dieser Aufenthalt scheint wie gemacht für diejenigen, die sich von dem Geräusch der Repräsentanten von 30 Millionen Menschen entfernen wollen, auch steht er nur durch eine lange Reihe von ziemlich lustigen Corridors mit den übrigen Hauptpartien des Hauses in Verbindung. In der Bibliothek angelangt, findet der Flüchtling nebst dem ersehnten Frieden, ein angenehmeres Klima, einen gelehrten Bibliothekar, einen zuvorkommenden Unterbibliothekar, die pariser Journale in einem Cabinet, die Journale der Departements und des Auslandes in einem zweiten, das schönste Licht nebst einer freundlichen Aussicht in den prachtvollen Garten; dann und wann findet er auch einige Habitués der Bibliothek, ehemalige Deputirte, die sich hier wie in einem Lesecabinet einstellen und von ihren alten Collegen stets willkommen geheißen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Cassel. (Forts.)

[Neubauten, Literatur, Theater.]

Ein andrer Gegenstand der nächsten Verhandlungen wird die Ausbesserung des Herkules werden, der mit jedem Tage dem Einsturze fast zusehens entgegenschreitet. Einige hiesige Bürger sollen nämlich durch eine deshalbige Eingabe die Sache neuerdings in Anregung gebracht und sich sogar zu einer werkthätigen Beihülfe bereit erklärt haben. — Brav, Casselaner! Erhaltet wenigstens, was ihr habt; denn die Zeit des Schaffens ist doch bei euch vorbei. Davon ist das neue Ständehaus ein bleibender, unwiderleglicher Beweis:

Sollte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen.

Einst war für Cassel die Zeit des Bauens. Da schuf man die Cascaden und den Herkules, da baute man das Museum und das schöne Schloß — wenigstens war es dies — zu Wilhelmshöhe, da begann man den riesenhaften Bau der Cattenburg. Aber mit den kleinen Zöpfen schwanden leider auch die großen Gedanken, und nun brachte man's nicht weiter mehr, als bis zu dem verkrüppelten Authore, und verballhornte das Schloß zu Wilhelmshöhe; und jetzt endlich baut man in Cassel nur noch Häuser, man baut nur in die Luft, ach ja nur in die Luft, nur Häuser von vier oder fünf Stockwerken. Höchstens versteigt man sich einmal zu einem Ständehause, das aussieht, als wollte man gern und könnte nicht, und das kaum einen andern Vorzug hat, als den, daß es den Casseler Literaten Veranlassung gegeben, mit seinem Tadel ihre Correspondenz-Artikel zu amplificiren. Wie Figura zeigt! —

Nur **eine** Hoffnung bleibt uns: das schöne Versprechen unsers geliebten Kurprinzen und Mitregenten. In wahrhaft fürstlicher Hochherzigkeit soll derselbe nämlich die Aeußerung gethan haben, wie ihn die Trümmer der Cattenburg stets mit wehmüthiger Trauer erfüllten, und wie er fest entschlossen sei, dereinst deren Ausbau zu unternehmen.

Vor der Hand möchten wir aber auch gern den Herkules erhalten. Hessen! Casselaner Landstände! wer den Herkules einstürzen läßt, wird in Ewigkeit für keinen Herkules gehalten werden, nicht einmal für einen solchen, der bei der Omphale sitzt und den Spinnrocken dreht. Darum erhaltet den alten Hüter der Berge! Wollt ihr aber mit Gewalt ein Herostratus in corpore werden, so werdet's wenigstens durch Feuer und Brand — schießt das Oktogen zusammen! — aber werdet's nicht durch pure Indolenz! —

Was das gesellige Leben anlangt, so hat die Grippe einige bleiche und unangenehme Verstörungen in dem ohnehin schon schleichenden Gewohnheitsgange desselben hervorgebracht. Dazu kamen die Fasten, und als endlich jene und diese vorüber waren, da wollte man das Versäumte noch schnell wieder nachholen; allein man überlief und übernahm sich, und kam keuchend und athemlos bei einem bedeutungslosen Ziele an.

Am ersten April war Ball im Abendvereine und die Referendaren hielten ein Tanzkränzchen à tempo. Indeß weiß ich wenig darüber zu berichten. Dort war das Merkwürdigste ein Claque, der seinen bremer Kaufmann bei sich hatte, und nebenbei viel Aufsehen machte. Der Kaufmann aber amüsirte sich außerordentlich und erzählte Jedem, daß er sich sehr amüsire und daß er sich überall amüsire, weil er nicht viel Ansprüche mache und immer zu sprechen wisse, und daß er den Claque nur um deswillen bei sich habe, damit er stets Etwas in den Händen halte. Glücklicher Kaufmann! Glücklicher Claque! —

Jüngst war auch Messe dahier, und das Wetter war damals noch gut. Auch die Geschäfte sollen besser als gewöhnlich gegangen sein: namentlich rühmt man die Lebhaftigkeit des Verkehrs, welcher in wollenen Tüchern, Flanell, Leinwand ꝛc. Statt gefunden habe. Insbesondere sollen aber in Sohlleder gute Geschäfte gemacht worden sein. Nomen et omen! —

Auch an Merkwürdigkeiten fehlte es nicht. Da war z. B. eine Busch-Frau mit ihren beiden liebenswürdigen Busch-Fräulein Töchtern, die eine Gesangsfertigkeit entwickelten, als gäbe es keine Polizei mehr im Lande, oder keinen Wiegand'schen und Spohr'schen Singverein in Cassel; da war ferner ein Elephant savant, der noch mehr Kunststücke machen konnte, als möglich war; ja sogar ein Wachsfiguren-Cabinet war da, worin sich alle Apostel und Propheten in Lebensgröße befanden. Sinnvoller Einfall! grauenhafte Ironie! Petrum mit dem Himmelsschlüssel hatte man vor die Thür gestellt. — Der kalte Nordwind strich den alten Verläugner durch die wenigen greisen Locken und über den kahlen Scheitel, aber er stand starr und unerschütterlich. „Alles herein! Alles herein;“ schrie der Trompeter neben ihm; „es kostet nur 4 Groschen, Bauern bezahlen nur einen Groschen, Kinder die Hälfte.“ Aber nur Wenige gingen hinein. Auch den Bauern dünkte das Vergnügen zu theuer; sie glaubten ihr Geld für die süßen Lebensgenüsse der Meßbuden noch besser loswerden zu können, und bald stand Petrus einsam und verlassen. Aber der Nordwind strich noch immer über den kahlen Scheitel, über die kalte, unerschütterliche Stirn. —

Ueber die literarischen Bestrebungen unserer Hauptstadt nur Weniges. Die schon viel besprochenen und unlängst auch in diesen Blättern tractirten Bilder-Fehden dauern noch fort, und ein hier erscheinendes Blatt, der „Beobachter,“ hält sogar eine fortwährende „Correspondenz-Revue“ über die von hier ausgehenden Berichte und Mittheilungen. —

Wie man vernimmt, soll indeß nächstens auch etwas Gediegeneres erscheinen. Einige junge Literaten, darunter Fr. Dingelstedt, Schulz und Andere, haben sich nämlich zu einem Poeten- und Künstler-Kränzchen vereinigt und beabsichtigen die Herausgabe eines hessischen Albums unter dem Namen „Wintergrün.“ H. König, H. Scheffer, Bentzelsternau ꝛc. liefern Beiträge; die Redaction wird Fr. Dingelstedt übernehmen. Man ist gespannt und erwartet etwas Tüchtiges. Docebit exitus ingens! —

Daneben werden aber auch die solidern Interessen nicht außer Acht gelassen. Wie anderwärts für literarische Leistungen, so hat man hier zu gewissen ökonomischen Zwecken mehrere Preise ausgesetzt. Unter andern hat der Landwirthschaftsverein zur Verbesserung der Düngerstätten, zur Beförderung der inländischen Rindviehzucht ꝛc. einige, nicht unbedeutende Prämien versprochen, und die Ständeversammlung erhöhte sogar den im Budget zur Verbesserung der Rindviehzucht geforderten Betrag von 300 Thlr. aus freien Stücken auf 600. — War denn das so nöthig? Wir dächten, die fragliche species animalium sei schon immer bei uns recht wohl gerathen. Zur Beförderung der Poeten- und Schriftstellerzucht hat man unsers Wissens dahier noch keine Preise ausgesetzt! —

Auch über das Theater fasse ich mich kurz. Es ist seit einiger Zeit so viel darüber geschrieben und geschimpft worden, daß die armen Schauspieler und das noch ärmere Publikum nicht mehr wissen, was sie dazu sagen und woran sie dabei glauben sollen. Daher nur einige statistische Notizen. Die Stelle eines zweiten Tenors ist nach langer Vacanz wieder besetzt. Herr Dams, der früher als erster Tenor hier engagirt und dabei nicht zufrieden war, ist nunmehr als ein zweiter ditto heimgekehrt und zufrieden. Also vom Pferd auf den Esel, sans touche! Ist schon mehr vorgekommen. — An die Stelle Dettmer's (dermalen in Frankfurt) ist Hr. Krieg, früher am Hoftheater zu Braunschweig, getreten, und zwar zur allgemeinen Zufriedenheit. Dagegen sind die Rollen einer zweiten Sängerin noch nicht wieder besetzt, wenn man dahin nicht etwa die Acquisition einer jungen Künstlerin (Demoiselle Wettlaufer) rechnen will, welche, wenn auch trefflich begabt, doch zur Uebernahme der tragischen und heroischen Partien nicht wohl geeignet sein dürfte. Demoiselle Wettlaufer singt ausnehmend richtig, auch verräth ihr Spiel trotz der kurzen Uebung schon eine gewisse Gewandtheit, einen unverkennbaren Takt; allein ihrer Stimme fehlt — wenigstens jetzt noch — die erforderliche Kraft und Fülle, und ihre Gestalt dürfte in Betreff der heroischen Rollen ebenwohl ein nicht leicht zu beseitigendes Hinderniß darbieten. Wir sahen Demoiselle Wettlaufer unlängst als Elvire im Don Juan und müssen gestehen, daß sie uns verhältnißmäßig mehr als irgend Jemand des sonstigen Personals gefallen hat. Fräulein Pistor, als Donna Anna, ließ sich gehen, wie sie dies oft thut, wenn sie gerade keiner Pixis oder Schebest oder sonst einer ihren Ruhm gefährdenden Person gegenübersteht. Demoiselle Leißring, als Zerline, war zu kokett und zu wenig naiv; Herr Birnbaum (Leporello) wurde trivial und Herr Föppel (Don Juan) ordinair. — Don Juan ist kein Zampa! Er ist ein Wüstling, verhöhnt Gott und die Welt und fragt den Teufel nach Himmel und Hölle, aber er ist kein gemeiner Hans Liederlich. Vor fünf Jahren sahen wir Herrn Föppel als Don Juan in Hannover. Er ist seitdem in der Auffassung dieses Charakters bedeutend zurückgegangen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Gutenberg.]

Am 24. Juni soll in Mainz das Gutenberg-Fest und die Einweihung des Denkmals Stattfinden. Das Modell des Kunstwerkes war von Thorwaldsen, der Guß von Crozatier in Paris, der ebenfalls wie jener das Honorar ablehnte. Dr. Löwe in Stettin hat eine von Giesebrecht gedichtete Cantate „Gutenberg“ zu der Feier geliefert.

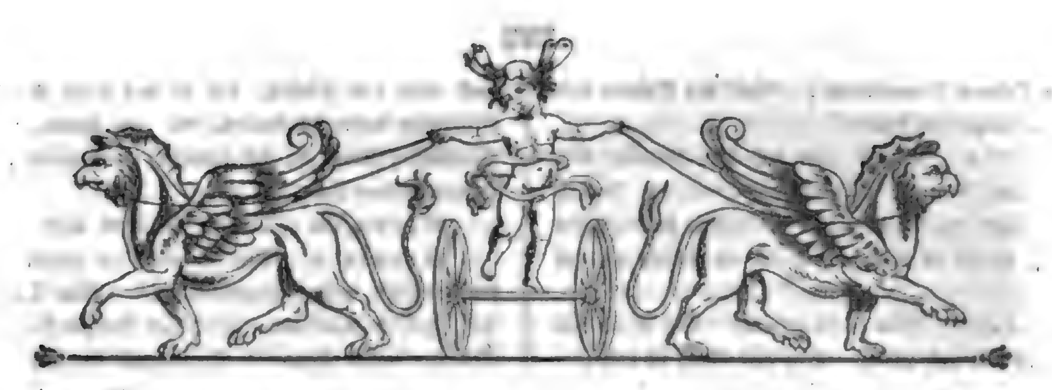
[Goethe's Lilli.]

Der Hamburger Correspondent will wissen, daß Goethe's jugendliche Briefe an seine Lilli (Gräfin von Bernsdorf, geb. Gräfin von Stollberg) bald im Druck erscheinen werden.

[Onslow.]

In den nächsten Tagen wird Onslow's große Oper: „Les états de Blois“ auf der pariser Bühne gegeben. Bisher ist Onslow in dramatischer Musik weniger glücklich gewesen als in reinen Instrumentalsachen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 81. — den 27. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wendelin und Helene.

Fragmente aus dem noch ungedruckten Trauerspiele von

Julius Mosen.

Vorerinnerung.

Bleibt für den dramatischen Dichter als höchster Vorwurf seiner Poesie die Geschichte selbst, so fällt es doch von selbst in die Augen, daß sie sich eben so in der Kunst abspiegeln muß, wie sie selbst im Leben eines Volkes zum Vorschein gekommen ist. Die Art und Weise ihrer Erscheinung prägt sich aber hauptsächlich dreifach aus; entweder ist ein ganzes Volk der Träger der Geschichte ohne besonders hervorstehende Charaktere (wie in den normännischen, engländischen und deutschen Bauernkriegen und theilweise bei dem Aufstande der Niederländer gegen die Spanier) — oder die Geschichte spricht sich in besonders hervorstechenden Charakteren aus, indem die Massen mehr oder weniger von ihnen sich bestimmen lassen (man denke an Wallenstein, an Karl XII., ihm gegenüber Peter den Großen!), oder sie bricht zu Tage im Wechselspiele des Volkes und bestimmter Charaktere (Timoleon, Cäsar, Cola Rienzi,). — Alle drei Manifestationen der Geschichte finden sich in der dramatischen Poesie repräsentirt; die erste durch Goethe in Götz von Berlichingen und Egmont, — die zweite durch Schiller in Wallenstein und Tell, — die dritte vorzüglich durch Shakspeare in Coriolan, Julius Cäsar und vielen anderen seiner gewaltigen Tragödien. In die erste bescheidenere Kategorie sollte nach Kräften das Trauerspiel: „Wendelin und Helene" gehören, welches in symbolischen Charakteren die Verworrenheit, Zerrissenheit und Verworfenheit der Zeit des deutschen Bauernkrieges, des blutigen Vorläufers des dreißigjährigen Krieges und des endlichen Unterganges des deutschen Reichs, schildern soll. Ist nun Deutschland kaum noch genesen von jenen Zeiten, so ist es nicht zu verwundern, daß in unseren Tagen die politischen Aerzte bei dem Krankenexamen immer wieder auf jene furchtbare Ursache zurückkamen. Daher mag es zu entschuldigen sein, wenn ich ein Bild aus jenen Tagen zu entwerfen gesucht, die innere Ursache des Bauernkrieges selbst, die Verderbtheit des Adel- und Bürgerthums in den Vordergrund gestellt, und die Nemesis im Bauernkriege im dunklen Hintergrunde vorübergeführt habe. Hier mögen einige Fragmente, welchen ich der Uebersicht halber besondere Ueberschriften geben will, so viel erläutern, als eben Fragmente können!

1.

Zustände kurz vor der Zeit des Bauernkrieges.

Scene aus dem zweiten Act.

Marquard. Wendelin.

Marquard. Pfui über diese politischen Grillen! Diese Raupen, welche Dir die Blüthen und Blätter ab-

nagen von Deinem Lebensbaume! Geh' mit Deinem heiligen römisch-deutschen Reiche!

Wendelin. Wankt nicht das alte herrliche Gebäude in seinem Grunde? Unter uns zittert der Boden, über uns knistern die Balken, und wir sollten nicht darüber nachdenken, wo es zu stützen ist? wo zu helfen und zu retten?

Marquard. Was ist zu retten? Wo ist zu helfen? Alles lebt und stirbt. Das alte Reich ist todt; — seine Erben, die Fürsten, haben schon längst den Trauerflor abgeworfen, und wir armen Seitenverwandten der alten todten Muhme wollten noch an den Sarg pochen? Steck' das weiße Schnupftuch ein und wirf die Citrone weg!

Wendelin. Ich fühlte was in mir vom Blute meiner Väter. Hätte ich dem Vaterlande alle meine Kräfte heimgeben können, ich sage Dir, es wäre ein Mann aus mir geworden! Was bin ich nun? Ich darf nicht daran denken. Um sich greifen die Großen und nehmen uns ein Recht nach dem andern; unsere Jugend ist gelähmt, man läßt uns der Lust und Narrheit nachjagen, und wir vergeuden unsere Kraft wider Zucht und Gewissen. O, diese Zeit bringt mich um!

Marquard. Du hast heute Deine unglückliche, schwache Stunde.

Wendelin. So geht das Reich zu Grunde, so die alte Treue und Ehre und der alte Glaube, und unten herauf gährt chaotisch der Sinn des gemeinen Volkes. Es wird der Tag des Gerichts kommen und über uns die Stunde des Entsetzens!

Marquard. Immerzu! Laß Dich nicht stören! Ich habe Geduld mit kranken Freunden!

Wendelin. So muß ich verkümmern in dieser Zeit der Schmach, und bin so schlimm geworden, daß ehrsame Männer und Frauen den Kopf über mich schütteln, wie über einen Wildfang. Ich suchte mich zu betäuben in Wein und Liebe und in liederlichen Streichen, und meine Seele ist vergiftet, und ich bin so schlecht geworden, schlecht, wie Ihr Alle seid! — Da hängen die Bilder meiner Ahnen, herrliche Männer und Greise, und sehen herab auf den entarteten Enkel. Ich konnte auch ein Mann werden, ihnen gleich! Ich bin der letzte meines Stammes.

Marquard. Tollkopf ohne Maß und Ziel! Ueber uns alle waltet das eherne Schicksal und schleudert und treibt uns stromabwärts wie Wellen, die dem Drange folgen müssen. Deshalb habe ich nicht dem Mönche in Wittenberg geflucht, obschon er mich und meine Brüder gefährdet, auch nicht den Fürsten, daß sie das Reich und die alten Freiheiten unter sich theilen, wie eine Beute, und keinem Menschen; denn alle sind dienende Laienbrüder der harten, unbegreiflichen Zeit.

Wendelin. So hört' ich Dich noch nie sprechen.

Marquard. Bin ich nicht ein priesterlicher Ritter und sollte nicht predigen können? Nun Du gebeichtet, will ich Dich absolviren. Hier hast Du ein Gnadenbild für Deinen kranken Humor! (Er übergibt ihm ein Medaillon.)

Wendelin. Es brennt in meiner Hand; nimm es zurück! Ich mag sie heute nicht sehen, selbst im Bilde nicht. Es macht Aufruhr in meinem Herzen.

Marquard. (— Streicht ihm mit der flachen Hand über die Stirn —) So! und nun bist Du geheilt. Wage Dein Heil in das Auge zu fassen!

Wendelin. Sie ist schön, sehr schön! Du wirfst mich wieder zurück in das alte Strombett'!

(Der Beschluß folgt.)

Die Seitenpartien der Deputirten-Kammer.

(Beschluß.)

Die Bibliothek wird selten von den Deputirten besucht, um von ihren bibliographischen Schätzen Gebrauch zu machen, sondern blos in der Absicht, die Protokolle der Kammern, den Moniteur oder die Gesetzsammlung nachzuschlagen. Ihre Gründung verdankt die Bibliothek dem Rathe der Fünfhundert am 26. Pluviose des IV. Jahres der Republik. Damals wurden ihr die 12,000 Bände überwiesen, die der Comité des öffentlichen Unterrichts im Hotel Elboeuf am Carrouselplatze angehäuft hatte. Der Rath der Fünfhundert hielt dazumal seine Sitzungen in den Tuilerien, als er sich jedoch in den gesetzgebenden Körper verwandelte, bezog er den Palast Bourbon, und die Bibliothek folgte ihm hieher. Allmälig ward die ursprüngliche Zahl der Bücher durch die eingezogenen Bibliotheken und die Freiexemplare, die von allen neuen Publicationen in Frankreich an dieselbe abgegeben werden mußten, so wie durch eine dafür stipulirte jährliche Summe von 6000 Francs, die später auf 10,000 Francs erhöht ward, bedeutend vergrößert. Als die Restauration im J. 1814 die Bibliothek nebst dem Palast Bourbon der Deputirtenkammer überließ, betrug die Bändezahl bereits 25,000. Seitdem ist sie bis auf 53,000 angewachsen, wovon die kleinere Hälfte blos Geschichtswerke enthält, der Rest verbreitet sich über die ver-

schiedenen Zweige der Theologie, Jurisprudenz, Naturwissenschaften und schönen Literatur, auch an Kunstwerken, Charten, Handschriften, Medaillen leider die Bibliothek keinen Mangel. Ein seit dem Jahre 1833 von den Quästoren begonnener Generalkatalog der hier aufbewahrten literarischen Schätze ist schon theilweise in den Händen der Deputirten und wird binnen kurzem gänzlich vollendet sein. Die lange Wanderung möchte den Leser ermüden, auch wollen wir ihn weder nach dem Generalsecretariat der Quästur, wo der ankommende Deputirte seine Wahlfähigkeit verificiren muß, noch in das Archiv der Kammer führen, wohin sich der Deputirte nur einmal des Jahres begibt, um die silberne Medaille, die zum Andenken jeder Session geprägt wird, in Empfang zu nehmen. Nur einen Blick noch wollen wir auf die Büvette der Deputirten werfen.

Die Büvette ist in der That eine der trefflichsten Einrichtungen in der Deputirtenkammer. Nicht etwa, daß wir die hohe Wichtigkeit des Zuckerwassers oder der Mandelmilch auf die Begeisterung hierdurch darthun wollten, sondern politische und moralische Rücksichten sind es, die uns zu diesem Ausspruche veranlassen. Denke sich der Leser zwei Deputirte, die sich an der Büvette begegnen; der eine — wüthender Ministerieller — der andere — glühender Oppositionsmann; sie stehen dicht bei einander, Ellnbogen an Ellnbogen, doch Keiner wagt den Andern anzublicken. Endlich, während man die Limonade oder den Johannisbeersaft eingießt, macht der Eine irgend eine allgemeine Bemerkung, doch so, daß er sich keinesfalls etwas an seiner Würde vergibt, im Fall sein Nachbar ungalant genug ist, den Zuspruch nicht zu erwiedern; der Nachbar ist entzückt, daß man ihm zuvorgekommen, und antwortet mit einem verbindlichen Lächeln. Man geräth ins Gespräch, man verständigt sich, — kurz, die beiden heftigen Gegner, oder nunmehr die Collegen, kehren Arm in Arm in den Saal zurück; sie sind Freunde geworden bis aufs Votum, hier aber trennen sich ihre Wege. Wird nach diesem Vorgange Jemand noch läugnen, daß die Büvette ohne Einfluß auf die moralische Veredlung des Menschengeschlechts sei?

Unter der Restauration war der Deputirte an der Büvette auf Zuckerwasser, Gummi oder Johannisbeersaft beschränkt. Die Julirevolution war minder günstig für die Rechte des Volks, als für die Ausdehnung der Privilegien seiner Deputirten, und einer ihrer Hauptvorzüge besteht in der wesentlichen Vergrößerung der Büvette der Deputirtenkammer. Der Deputirte findet außer den vorgenannten Erfrischungen gegenwärtig sogar Bier, Rum und guten Malaga. Ja für einige ehrbare Mitglieder, die durch ihre wiederholten Wege in die verschiedenen Ministerien vielleicht abgehalten werden, zu frühstücken, oder die wegen allzuverlängerter Sitzung erst spät diniren können, hat man noch anderweit gesorgt. Diese zweite Vorsehung versorgt ihre schwankenden Magen mit Bouillon und frischen Weizenbrötchen. Von letztern werden hier täglich 60 Stück consumirt, wovon das Stück einen Sou kostet, es kommt mithin noch nicht eine Centime auf den Deputirten. Man ersieht hieraus, daß es dieser Artikel des Budgets nicht ist, der Frankreich zu Grunde richtet!

Correspondenz.

Aus Cassel. (Beschluß.)

[Ein Duell.]

Schließlich muß ich noch einen Unglücksfall erwähnen, der kürzlich ein mehr als gewöhnliches Interesse dahier in Anspruch genommen hat. Ein hiesiger Maurermeister und Bauunternehmer Namens Daniel Krauß — ein rüstiger, wohlhabender, thätiger und namentlich für eine große Anzahl von Handwerksleuten fast unersetzlicher Mann — geht eines Abends am Arm seiner Frau und in Gesellschaft seiner Tochter und seines Schwagers aus dem Schauspielhause und geräth mit einem jungen neunzehnjährigen Officier Namens Darapsky über eine angebliche Unhöflichkeit desselben gegen die Frauenzimmer in Wortwechsel. Darapsky verlangt die Zurücknahme einer vorgeblich beleidigenden Aeußerung. Krauß verweigert diese und ersucht jenen, als derselbe fortwährend und immer dringender darauf besteht, doch die Sache bis zum nächsten Tage beruhen zu lassen und auf der Straße und in Gegenwart der Frauenzimmer alle weitern Scenen zu vermeiden; er werde gewiß zu jeder Genugthuung bereit sein. Allein der erhitzte und wie man sagt von einigen Standesgenossen noch mehr aufgereizte junge Mann gibt sich hiermit nicht zufrieden, folgt vielmehr dem Krauß durch mehrere Straßen bis zum Königsthore und bringt ihm hier nach einem weitern Wortwechsel in Gegenwart der Frauen eine Stichwunde am Oberschenkel bei, welche Verblutung und sofortigen Tod zur Folge hatte.

Die näheren Umstände werden verschieden erzählt; eine alsbald eingeleitete Untersuchung muß erst den gehörigen Aufschluß darüber geben. Auch die Urtheile über die That selbst sind verschieden. Fast allgemein aber stimmt man darin überein, daß das Benehmen des jungen Officiers selbst mit Rücksicht auf die bekannten Standesansichten ein sehr ungeeignetes und, um mich so auszudrücken, commentwidriges gewesen sei.

Am 22. März wurde das Opfer eines unglückseligen Augenblicks begraben. An sechshundert Bürger aus allen Ständen und selbst hochgestellte Staatsbeamten folgten der Leiche. Zunächst gingen die Verwandten, dann kamen die verlaßnen Handwerker und Arbeitsleute, denen der Verblichene selbst in den Wintertagen Brot und Obdach gegeben hatte. Mehr als eine Thräne lief über die harten, gebräunten Gesichter. Was uns am meisten am Zuge gefiel war sein Ernst und seine Ruhe und der Mangel an leeren Chaisen. —

Man ist sonst nämlich großartig in Cassel trotz irgendwo: wenn man selbst nicht kommen mag, um dem Verblichenen die letzte Ehre zu erweisen, so schickt man wenigstens seine

Kutsche und seine Gäule. Uns wundert nur, daß es noch Niemanden eingefallen ist, seinen Bedienten mit der betreffenden Uniform oder mit einem Frack auf dem Arm hintendreingehen zu lassen, oder gar Tags darauf eine Visiten-Karte am Grabe abzugeben. —

Auf dem Friedhofe stand Alles gedrängt. Nur mit Mühe konnte Referent sich hindurchwinden, um Etwas von der Leichenrede zu hören. Allein er hörte doch Nichts als die Worte:

„Er mißbrauchte die Waffe, die ihm zur Vertheidigung
„des Vaterlandes gegeben war, durch den Angriff auf einen
„wehrlosen Bürger."

Aber es war auch genug. Referent ging heim und dachte noch lange an die bewaffneten Krieger und an die wehrlosen Bürger. Der Geistliche aber, der jene Worte sprach, heißt Johann Jakob Becker.

Mancherlei Ansichten und Ausbrüche wurden laut bei diesem tragischen Vorfalle: verständige und närrische, kluge und tolle, wie's zu geben pflegt, man stritt und sprach und sprach und stritt, und dabei blieb's, und das war am Ende auch das gescheidteste. Könnte man den Ausspruch: vox populi vox Dei hier anwenden, dann wäre man freilich bald im Reinen. Allein, wer wird auch heut zu Tage noch an solche Alfanzereien glauben!? — Ja ein Correspondent der weltberühmten Didaskalia war sogar so närrisch und meinte, man solle den Militärpersonen, außer im wirklichen Dienst, gar keine Waffen anhängen. Auch in England wäre das so, und das sei doch ein respectables Land. Jeder Unterthan habe sich zunächst als Staatsbürger zu geriren und alsdann erst und wenn er in seinem besondern Amte auftrete, komme es in Betracht, ob er Geistlicher, oder Militär, oder Forstdiener, oder Schuhflicker u. s. w. sei. Aber zum Henker! Herr unbekannter Ueberklug, wo denken Sie denn hin? Es ist wahr, zahllose Unglücksfälle würden dadurch vermieden werden und namentlich auch die, welche auf Urlaub geschickte Soldaten jeden Augenblick mit ihren Säbeln anrichten. Allein, soll man denn auch alle Messer verbieten, weil möglicher Weise Jemand damit geschnitten werden kann? Und wenn das in England so ist, so paßt's darum noch nicht für uns. England ist eine Seemacht und setzt sich durch seine Kriegsschiffe in Respect, Hessen aber hat keine Linienschiffe von so und so viel Kanonen und muß daher durch seine Landmacht imponiren, und wäre es auch nur dem friedlichen Bürger gegenüber.

Nein, nein, bei Leibe nicht, Herr Antimilitär! Will man ja ein Uebriges thun, so kann man ja lieber die Säbel in den Scheiden anschließen. Aber eine äußere Auszeichnung muß da sein. Hätten wir Etwas dazu zu sagen, wir würden dies noch viel weiter treiben. Kein Referendar dürfte sich z. B. unterstehen, außerhalb seines Frackes mit 22 Löwenknöpfen auf der Straße zu erscheinen; kein Schreiber sollte uns ausgehen, außer mit der Feder hinter dem Ohre. Da sähe man doch gleich, weß Geistes Kind die Leute wären.

Man könnte freilich nicht mit Unrecht einwenden, daß die Löwenknöpfe auch unschädliche Dinger seien, daß das keine Löwen wären, wodurch Jemand gebissen würde, daß die höchstens einige leere Töne und Redensarten von sich geben, gerade wie im Zeichen des Löwen die meisten Sternschnuppen fallen. Allein, das ist doch nur scheinbar. Man soll auch noch weiter gehen. Mit Stöcken und Linealen kann man bekanntlich auch Jemanden durchprügeln; allein nichts desto weniger müßte uns jeder Schulmeister überall mit einem solchen Embleme einhergehen. Fiele dabei auch Anfangs Manches auf, z. B. wenn die Pfarrer in ihrem Amtsornat ins Theater oder auf den Felsenkeller gingen, so würde man sich daran schon gewöhnen:

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme. **Fr.**

N o t i z e n.

[Das Buch der Zwölf.]

So eben erschien in Weimar bei Voigt die Uebersetzung des Dodekaton, vom Freih. v. Biedenfeld. Dies Buch der Zwölf bringt die piquantesten Neuigkeiten von Frankreichs beliebtesten Novellisten. Das erste, bereits erschienene deutsche Bändchen enthält Sachen von Emil Souvestre, (der, beiläufig bemerkt, im Feuilleton des Temps vom 16. April einen interessanten Artikel lieferte über Georg Sand), von Léon Gozlan, Alfred de Müsset, Jules Janin, die merkwürdige Novelle von Georg Sand aus der Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Diocletian, und — merkwürdiger Weise — auch einen Beitrag von Loève-Weimars.

[Literarische Neuigkeiten.]

Außer den von uns schon namhaft gemachten Neuigkeiten, die der Meßkatalog brachte, heben wir noch folgende hervor: Freiherr v. Sternberg, Schiffersagen, und Palmyra eine Erzählung. Mundt, Charaktere und Situationen, eine Reihe von Novellen und Skizzen, 2 Thle. Frhr. Gaudy, Lieder und Romanzen. Hoffmann von Fallersleben, eine neue Sammlung Gedichte.

Ein Band Novellen von Ernst Willkomm, der nächstens erscheint, ist noch nicht im Katalog verzeichnet.

Unter den Büchern, die erscheinen sollen: Lebensnachrichten über Niebuhr, aus seinen Papieren von Freunden zusammengetragen, nebst Briefen von ihm. 2 Bde.

Aus Paris hört man, daß dort vier Bände Reiseberichte und Beobachtungen von dem Herzog von Ragusa (Marschall Marmont) erscheinen werden.

In London erwartet man von der wegen ihrer Schönheit einst so berühmten Mistreß Fitzherbert zwei Bände Memoiren.

[Der gastirende Elephant.]

Im Amphitheater zu Paris gibt man jetzt mit großem Beifall ein Stück: „der Elephant des Königs von Siam." Der Elephant des zoologischen Gartens gastirt in der Hauptrolle. Bei der zweiten Aufführung trat er dem Souffleurkasten zu nahe, fing an mit dem Rüssel im Buche des Souffleurs zu blättern und fraß das Ding halb auf. Wahrscheinlich hatte er schlecht memorirt und suchte so seiner Rolle inne zu werden. Diese Improvisation gefiel ungemein, obschon das Stück nicht zu Ende gespielt werden konnte.

[Die Protestanten in Paris.]

In Folge der Vermählung des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin Helene wird in Paris die Kirche zu Mariä Himmelfahrt den Bekennern der augsburgischen Confession eingeräumt. Bisher hatten die Pariser Protestanten, deren Anzahl sich auf mehr als 15,000 beläuft, nur eine einzige sehr beschränkte Kirche in einem versteckten und engen Stadttheil.

[Torquato Tasso.]

Zu Ende März wurde im Theater del Fondo zu Neapel die Oper des Maestro Donizetti, „Torquato Tasso," mit vielem Beifall gegeben.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 82. — den 28. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Wendelin und Helene.

(Beschluß.)

2.

Auszug junger Bürger zum Bauernkriege.

Scene aus dem dritten Act.

Seibold und andere junge Bürger (in Waffen, Einige tragen große zinnerne Krüge).

Erster. Lustig, Kamerad! Uebermorgen stehst Du bei den Bauern und dem schwäbischen Metzler und stürmst an mit dem Feldgeschrei: Wehr' dich, Adel, der Bauer, der kommt! gegen Ritter und Landsknecht! Sieh Dich um nach einem Feuerbrand und laß krähen den rothen Hahn auf den Burgen und Schlössern durch das Land!

Zweiter (auf Helenens Haus zeigend). Dort, Seibold, kennst Du das Haus? Ich sah Dich so oft am Fenster stehen, mit untergeschlagenen Armen, mit dem Kopfe nicken und herunterblinzeln, wenn der Semmeljunge vorbeiging und hinauf zu Dir rief: Grüß' ihn Gott, Meister! Nun zum letzten Mal, schau' noch einmal hinüber! Gehst Du doch jetzt so still vorbei, als trügst Du eine Leiche.

Seibold. Mich selbst.

Dritter. Ist das noch der lustige, vorjährige Bursche, der die Arme verschränkt hat wie eine Brezel, und so gute Martinshörner bäckt? So ruf' doch Deinen Schatz noch einmal an das Fenster, zieh' den Hut, faß' das Maul zusammen und schrei: miau! Es wär' doch gar zu hübsch, wenn aus ihren blauen Aeuglein ein Bißchen nasses Reisewetter käm', es wüchsen die Vergißmeinnicht darnach. Ich bin ein Goldschmied, ich kauf' Dir das Scheidewasser ab, daß ich Trauringe probiren mag; ich mache mit Dir einen Profithandel!

Seibold. Meinetwegen braucht keine Thräne sie herauszudrücken. Ich wollte, sie hätte sich nicht vergessen. Sie war wahrlich zu gut dazu. So soll sie verwelken und war ein so schönes Maienglöckchen!

Erster. Ist die Welt nicht groß und rund und überall Glück für einen jungen, hübschen Burschen? Hat die es mit großen Herren gehalten, ihre Ehre verscherzt, was geht es Dich an? Ueberall kann für Dich eine schönere sein. Wer weiß, auf welcher Burg noch ein schönes, reiches Fräulein Dir die Suppe kocht und Deine Kinder wiegt?

Seibold. Es thut mir aber doch leid um sie. So lebe wohl, du böse Stadt, die mein Glück umgebracht hat! Dir aber, Dir Helene, ob Du es hörst, ob nicht? — wünsch' ich viel tausend Glück! O, möchte Alles Lüge sein, was ich von Dir hör'!

Ich wünsche Dir von Herz und Mund
Noch manche liebe, gute Stund'!

Dritter. Goldschmied, ein Pfännchen her! Seibold macht Scheidewasser!

Erster. Was gar? Seibold, weg mit der Lei-

chenbitterei! Laßt die Kannen klingen, noch funkelt der alte Wein; ein frisch Lied her!

(Er singt, die Uebrigen fallen ein:—)

Es zieht ein Bursch zur Stadt hinaus,
In die Seel' springt ihm das Blut;
Ihr Mädchen guckt zum Fenster 'raus,
Er winkt euch mit dem Hut.

Er hat all' Herzeleid erstickt,
Es leb' das alte Recht!
In Reih' und Glied ist er gerückt;
Es ist der Mord sein Knecht.

Die Sturmglock brauset überall
Hinunter und hinauf,
Und bei Kanonendonnerschall
Steh'n alle Schläfer auf.

Und wer nichts zu verlieren hat,
Gewinnt wohl desto mehr;
Wohin nur schreitet der Soldat,
Trägt er auch sein Gewehr.

Mit Trommel und Trompetenklang
Zur Schlacht mit Hochzeitlust,
Und nähm' auch einen frischen Gang
Die Kugel durch die Brust!

(Alle ab.)

3.

Zustände im Vordergrunde während des Bauernkrieges.

Scene aus dem vierten Act.

Mausohr, der Kürschner, und andere Bürger.

Erster. Es ist ein Schrecken mit anzusehen! Dort steigt nun wieder ein Schadenfeuer auf. Der Thürmer möchte sich die Seele ausblasen in das Horn.

Zweiter. Die armen Leute führt der wüste Geier in hellen Haufen über die Berge herab; da muß es freilich sengen und brenzen.

Mausohr. Sind doch alle Hansjürge übereinander her! Jürg von Sachsen, Jürg Truchseß, Jürg Frondsberg, und alle über den dicken Jürg Metzler! Das gibt eine Würge und nichts als Neuigkeit und wieder Neuigkeit! Wenn sie nur schon da wären! O, so ein Bißchen Spektakel ist gar zu hübsch! — wenn man so von weitem das Fenstereinschmeißen, das Halloh und Todtschlagen mit anhört — oben aus der Dachluke, wo einen kein Hund sucht. Nichts geht über so einen Trödel, von dem man nachher reden kann sein Lebelang — allemal von Martini bis Aschermittwoch!

Erster. Meister Mausohr, das heißt ja freveln, Er Höllenelement!

Mausohr. Nun kommen thun sie doch einmal, und da ist es immer besser, wir machen es wie die zu Weinsberg. Wer sich auf den Bauch legt, der fällt nit!

Andere. Graf Wendelin!

(Wendelin kommt.)

Mausohr. Wieder eine Neuigkeit! Nichts als Neuigkeit!

Wendelin. Habt Ihr bei der Gemeinde beschlossen der Bauern wegen?

Erster. Ja, gnädiger Herr Graf!

Wendelin. Was soll geschehen?

Bürger. Ihr sollt unser Bannerherr sein!

Wendelin. So wollt Ihr mit Eurem Fähnlein zu mir stoßen?

Erster. Das war die Meinung.

Wendelin. So zögert nicht! Gott befohlen, wackere Meister! (Wendelin ab.)

4.

Heimkehr vom Bauernkriege.

Zwei Scenen aus dem fünften Act.

Erste Scene.

(Straße.)

Wendelin tritt auf, ihm folgt mit Fahne und Musik die Schaar der Kriegsknechte, welche eine Menge Bauern, denen die Hände gebunden sind, geleiten, neben ihm Franz, sein Diener, gerüstet.

Wendelin. Still, Ihr Trompeter! Das ist kein Triumph, der Freude machen kann. Führt die Gefangenen still vorüber! (Die Kriegsknechte mit den Bauern ab.) Franz! Sahst Du den bleichen Ritter neben mir mit hereinreiten zum Thore? Den in der schwarzen Rüstung?

Franz. Habe nichts gesehen! Es war der Schatten, den der Mond von Euch warf.

Wendelin. Es war der Tod. Geh' zum Pater Renatus und bitte ihn, daß er zu mir komme!

Franz (für sich, abgehend). Sollte man denken, daß er so brav zuschlagen könnte und sich doch fürchten?

(Alle ab.)

Zweite Scene.
(Gertrudens Stube.)
Gertrude (allein).

Gertrude. Immer poche, meine kleine Todtenuhr in der morschen Wand; denn sonst klagt doch Niemand um sie, als ich und du. Ach, meine Helene! War sie doch so jung und mußte sterben — verstoßen, wahnsinnig, elend! Ach, wie herb geht es uns Armen! Keine Hülfe auf Erden, kein Erbarmen im Himmel! Da liegt sie nun im engen Sarge in der St. Egidicapelle. Der fromme Renatus, Gott segne ihn zu tausend Malen, daß er ihr ein ehrliches Begräbniß verschafft! Ich hatte nichts mehr für sie; nicht einmal mit einer Thräne hätte ich bezahlen können die Geistlichkeit! Heiß und trocken brennen meine Augen. Wie wir bei Mitteln waren, da saßen Freunde, Gevattern und Nachbarsleute um diesen Tisch bei Braten und Wein gar oft die Nacht durch bis Tag aus; da es nun nichts mehr zu schwelgen gibt, haben sich alle Fliegen verkrochen und verflogen, und keine summt um meine spärliche Lampe, und wenn ich sie bezahlen wollte mit meinem Blute! Muß ich noch in meinen alten Tagen den Haß lernen? (Man hört Jemand kommen.) Was ist das? Erbarmen Gottes! Wer kommt?

Seibold (tief verhüllt in Mantel und Barett. Er wirft Beides ab.).

Gertrude. Seibold! ach, Seibold, Du? und wagst Dich in die Stadt und warst doch bei den Bauern?

Seibold. Verloren, Alles verloren! Der letzte Wurf gegen den schwäbischen Bund, den letzten Wurf vor Eurem Grafen! Verloren, verspielt die Freiheit auf Ewigkeit! Von ihr ist nimmer die Rede im deutschen Reiche! Ueberall Herren und Knechte, Jäger und Hunde! Verloren unsere Sache, das ganze Land! Wir gehetzt von Hunden, wie das Wild durch Wald und Feld, hinter uns Ketten und Mord! Verloren Alles und auch sie, ach, und auch Helene! Todt! Todt! und wieder durch einen unserer Feinde, unsern Todfeind!

Gertrude. Pathe Seibold! Du warst sonst so gut und fromm! ach, und nun bist Du geworden, wie sie alle sind, wild und bös! Wärst Du bei uns geblieben, es konnte noch Alles gut werden!

Seibold. Da bin ich wieder! Rache in jedem Tropfen Blut, krank vor Ingrimm! Ein Engel oder ein Teufel hat mich gerettet vor Eisen und Hanf! Heimlich wie ein Dieb, ein Mörder, mit zwanzig Andern geschlichen herein in die Stadt, um Helene zu rächen! Mich, Dich, uns Alle an dem Einen, am Grafen Wendelin! — und dann, um zu sterben auf dem Blutgerüste, oder am Galgen, oder auf dem Sandhügel, wie viele tausend Andere, die mit mir gestanden gegen die Gewaltigen!

Gertrude. Seibold! Seibold!

Seibold. Ich habe keine Mutter mehr, sei Du meine Mutter! Gib mir Deinen Segen! Noch bin ich nur ein Soldat, — morgen — morgen — ein Bandit!

Gertrude. Gräßlich! gräßlich! Ach, geht denn Alles zu Grunde? Jede Seele in die Hölle? O, mein Herr und Gott!

Seibold. Von dem, red' nicht von dem! Er hat uns verlassen! Was geht er uns an, uns arme Leute, da er sich geschlagen zu den Herren!

Gertrude. Hinweg von mir, Unseliger! Du riechst nach Blut! Hinweg!

Seibold. Du verstößt mich, auch Du? und auch Du, ohne Trost, ohne Segen?

Gertrude. Wohl! wohl! Hat Gott noch einen guten Engel, der sich annimmt Deiner armen Seele, so sende er ihn zu Dir, daß er halte Dein Herz, Deine Hand in der Stunde der Versuchung! Sein Wille geschehe.

Seibold. Trude! ein besseres Wort!

Gertrude. Aus meinen Augen! Laß mich! Soll ich um Hülfe rufen? Geh!

Seibold (forteilend). Thu' Dich auf, Erde!

(Ab.)

Gertrude. Er war sonst ein so frommer Junge! Ach, diese Zeit, die die Besten verdirbt! Ich habe des Lebens satt. Ruhe! Ruhe? Nein! nein! Noch muß ich zu retten suchen! — zwei Menschen, zwei Seelen, zwei Leben! Was thu' ich? Was fang' ich an? Ach, Renatus, frommer Renatus, zu Dir!

Correspondenz.

Aus Stuttgart.

[Gebereien, Pasquille, Messe.]

Nun haben wir die Grippe überstanden; man sage nicht, daß wir hier nicht die Mode mitmachen! Doch, im Ernste gesprochen: man ist hier mehr als sonst wo geneigt, der wankelmüthigen Göttin zu huldigen. Unsere zahlreichen Modisten befinden sich wohl dabei; es giebt Läden, wie z. B. der des Herrn Ostertag in der Königstraße, der zu gewissen Stunden des Tages so gefüllt ist, daß es Mühe macht, einen Platz, und noch mehr Mühe, das zu erhalten, was man kaufen möchte. Aber auch ganz absonderliche Moden haben wir, von denen man in Deutschland wohl spricht, ohne sie jedoch besonders

nachahmungswerth zu finden. Dies sind die Sehereien, die, nach dem Aufsehen erregenden Vorgange zu Prevorst, nun auch in andern Gegenden zum Vorschein kommen und kraftvolle Verfechter finden. So ist denn nun unter dem Titel: „eine Somnambüle eigner Art“ in unserer Nähe zu Großglattbach eine neue Seherin erstanden, die von einem Herrn Kameralverwalter gegen die Ungläubigen sehr in Schutz genommen wird, und der uns in dieser Angelegenheit mit Heften beschenkt, worin er in Prosa und Versen die Göttlichkeit seiner Sache darthut. Diese frappanten Erscheinungen haben dann zur Folge, daß irgend ein Bäckergeselle einmal des Morgens, wenn er Brot austragen soll, nicht von der Stelle will und daß die Leute sagen: „der arme Bursche ist festgebannt; eine Hexe muß vorübergegangen sein!“ u. dgl. mehr. Das thut aber nichts; das sind kleine mittelalterliche Erheiterungen, und die tragen nur dazu bei, unser sonst ziemlich einförmiges Alltagsleben auf romantische Weise zu coloriren. Ich bin jedoch mit unserm Hange zur Mode noch nicht fertig. Sie werden wissen, daß man in Paris und London sehr große Lust an Karikaturen hat, und da ist denn in unserer guten Stadt von mäßigem Umfange ein junger Mann auf den Einfall gekommen, eine Puppe von Teig in den Ofen zu schieben, und auszubacken, welcher er eine pikante Aehnlichkeit mit einem pensionirten Beamten gab, der durchaus diese Ehre nicht verdiente, da es nur stets berühmte Männer oder Frauen sind, die auf solche Weise verherrlicht werden sollen. Der gute Mann war über das gebackene Pasquill auch sehr aufgebracht und schrieb anonym dagegen, worauf ihm sehr determinirt geantwortet wurde; wo er sich dann noch einige Male vernehmen ließ, aber immer mit gleicher Grobheit bedient wurde. Dann verstummte endlich Rede und Gegenrede plötzlich. Ich muß sagen, daß die Verfertiger und Verkäufer unrecht haben. Wenn dies in Paris und London berühmten Personen geschieht, so dient es oft nur dazu, sie noch berühmter zu machen, oder jene Städte wissen, wenn ein wenig geistreiche Bosheit in dem Konterfei ausgedrückt ist, dergleichen leichte Verletzung durch glänzende Anerkennungen, Belohnungen u. s. w. wieder gut zu machen. Von dem Allen kann aber in einer Stadt wie die Unsere durchaus nicht die Rede sein. Es wäre in der That sehr ärgerlich, wenn es einem Zucker- oder andern Bäcker frei stehen sollte, diesen oder jenen unschuldigen Mann, aus seinem Hause, ich kann mit gutem Gewissen hier nicht einmal „aus dem öffentlichen Leben“ sagen, herauszugreifen um ihn als Karikatur von Teig in den Ofen zu schieben, und dann an sein Ladenfenster zu stellen und für ein Paar Kreuzer zu verkaufen. In Paris kostet eine Charge von Dantan 10 bis 20 Franken, und auch darin liegt wieder eine Beruhigung, daß nicht ein jeder — sie kaufen kann. Nein! ich verdenke es den Bewohnern kleinerer deutscher Städte nicht, daß sie vor so etwas große Abneigung haben: das wird in solchen Umgebungen wahrlich zur unerträglichen Last. Darum verzeihe ich es ihnen aber auch nicht, daß Jeder daran Lust bezeigt, wenn es nur nicht ihn, sondern seinen Nachbar trifft, und daß sich nicht sogleich Einige fanden, die dem Verkäufer der Puppe die Fenster einwarfen. — Ein mannichfaches Interesse regt unser Pferdemarkt an, der in wenigen Tagen Statt finden wird. Würtemberg liefert ausgezeichnete Pferde in neuerer Zeit, wozu die herrlichen Stutereien S. M. des Königs den Grund legten. Während dieser Zeit wird unsere Stadt lebendiger und die zwei Tage des Marktes selbst, gewähren dem Pferdeliebhaber einiges Vergnügen. Im vergangenen Jahre rief diese Gelegenheit ein schauderhaftes Verbrechen hervor. Ein junger, verwahrloster Mensch, Musikus von Profession, bekam Lust, sich ein Pferd zu kaufen und ermordete einen wackern Familienvater, in dessen Hause er Unterricht ertheilte, um sich die Mittel dazu zu verschaffen. Jetzt ist das Urtheil über ihn gefällt, und man glaubt, daß für ihn, vieler erschwerenden Umständen wegen, die Gnade des Monarchen, der sie so gern ertheilt, nicht zu erhoffen ist. Eine Hinrichtung gehört hier, dem Himmel sei Dank! zu den allerseltensten Spectakeln. Nächst dem Pferdemarkt im Frühjahr und der Tuchmesse im Herbste, zwei jungen Institutionen, die nicht ohne Bedeutung für den Flor unserer Stadt sind, sprach man auch davon, eine süddeutsche Buchhändlermesse hier zu gründen. Allein offenbar wußte man gar nicht, was dies eigentlich bedeuten sollte und dachte blos daran, wie dort Tuchfabricanten und Pferde, und Tuchkaufleute und Roßkämme, so dürfte man hier nur Schriftsteller und Buchhändler durch die Blätter herbeitrommeln lassen, um die Concurrenz zu befördern. Welche Vorbereitungen hierzu nöthig wären, um dem ganzen süddeutschen Buchhandel einen andern Geschäftslauf vorzuzeichnen, und was damit überhaupt zu gewinnen stände, dies sahen Jene gewiß nicht ein, die das Wort hinwarfen. Wenn sich's blos um recht viele Buchhändler und Schriftsteller handelt, so haben wir darüber nicht zu klagen. Zu den bereits Vorhandnen kommen alle Tage Neue hinzu; Alle glauben hier ein Eldorado zu finden, und wenn sie auch diese Hoffnung nicht nach dem Buchstaben realisirt sehen, so erwartete doch die Meisten bis jetzt noch ein günstiger Zufall, der ihre Wünsche nicht gänzlich unerfüllt ließ. Unsere großartigen literarischen Unternehmungen machen ohnehin so viel Lärm in deutschen Zeitungen, daß ich mich überhoben fühle, sie hier aufzuzählen. Jeder Schriftsteller von Namen, der hier lebt, ist bei irgend einer davon mehr oder weniger betheiligt, und welche ehrenwerthe Namen hier zu nennen wären, darf ich eben so wenig, als die Werke, woran sie thätig sind, Ihnen anführen. Wie schmachvoll ist es daher, wenn man von hieraus selbst bemüht ist, über so viel Anerkennungswerthes Unglimpf zu verbreiten, und in welche Classe von Schriftstellern setzen sich solche Verbreiter freiwillig? Zeigen sie nicht deutlich, daß sie ausgeschlossen von dem eigentlich literarischen Wirken, dieses nur mit Scheelsucht und Neid aus der Ferne betrachten? (D. B. f.)

N o t i z e n.

[Bossuet.]

Der Bischof von Meaux hat in seinem Bischofsitz eine große Menge eigenhändiger Briefe von Bossuet aufgefunden, darunter dessen Correspondenz mit Fenelon. Boussiet war ebenfalls Bischof in Meaux, als er unter Ludwig XIV. die Artikel der gallicanischen Kirche verfaßte, in welchen den Päpsten alle weltliche Macht abgesprochen und deren Decrete den gallicanischen Synoden unterworfen wurden. Sein Briefwechsel mit Fenelon muß sehr interessant sein; gegen diesen frommen Bischof erließ Bossuet eine förmliche Verdammungsbulle. In seiner Geschichte der protestantischen Kirche zu Paris suchte Bossuet aus den Veränderlichkeiten der protestantischen Lehre die Unhaltbarkeit derselben darzuthun. Diesen Streitpunkt faßte auch Leibnitz damals auf. Leibnitz hielt eine Kirchenvereinigung nicht für unmöglich.

[Eisenbahn in Frankreich.]

Von Montpellier bis Cette in Süd-Frankreich, 6½ franz. M., wird eine Eisenbahn angelegt.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 83. — den 29. April 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Balladen und Romanzen

von

Johann N. Vogl.

1.

Der Wolke Wanderung.

Halb ein Kind der Meereswelle
Halb ein Kind der heit'ren Luft,
Steigt die Wolke, morgenhelle,
Auf aus ihrer nassen Gruft.

Und sie sieht die Erde prangen,
Und sie schaut des Marmors Pracht,
Und in Freuden und Verlangen
Zieht sie fort mit Sturmesmacht.

Und sie kann nicht satt sich schauen
An der Erde Herrlichkeit,
An den Fluren, Bergen, Auen,
Und dem Wunderbau der Zeit.

Doch da schaut mit einem Male
Sie der Menschen Thun und Kampf,
Sieht im wilden Wogenschwalle
Blut und Trümmer, Blitz und Dampf.

Sieht auf Flächen Kriegerheere
Würgen sich in grimmer Wuth,
Sieht des Landmanns Kummerzähre,
Stadt und Dorf in rother Gluth.

Sieht im Frohn der Sklaven Rücken
Bluten unterm Geißelschlag,
Und den Schwelger im Entzücken,
Jubelnd bei dem Zechgelag'.

Sieht den Stolz in Gold sich blähen
Und für Noth und Armuth taub,
Sieht die Unschuld untergehen
Und die Kunst der Rohheit Raub.

Sieht wie Zucht und Tugend fliehen,
Wie sich Bahn das Laster bricht,
Und nicht weiter mag sie ziehen
Und es trübt sich ihr Gesicht.

Und dem Himmelszelt, dem reinen,
Klagt sie, was sie schau'n gemußt,
Klagt's und wirft sich dann mit Weinen
An der Erde Mutterbrust.

2.

Der Weg zum Paradies.

„Was will das Kind nur wieder
Am Spittel vor dem Thor,
Was pocht es doch nur immer
Und wimmert so davor?

„„Ich suche meine Mutter,
Ach laßt zu ihr mich ein,
Sie trugen vor zwei Monden
Zu euch sie ja hinein.“““

„Du armes, armes Mädchen,
Du dauerst mich wohl sehr,
Doch deine Mutter findest
Du nun und nimmermehr."

„Die liegt seit sieben Tagen
Bereits im kühlen Grund,"
So spricht der alte Pförtner
Und schließt das Thor zur Stund'.

Wohl steht da vor dem Spittel
Das Kind und weint und klagt,
Denn nimmer hat's verstanden
Was jener ihm gesagt.

Dann schleicht es still und trauernd
Zurück, woher es kam,
Zur Alte, die es pflegte,
Seit Gott die Mutter nahm.

Doch schon am Morgen wieder
Steht's vor dem Spittel dort,
Und pocht sich wund die Händchen
Und will vom Thor nicht fort.

„O Pförtner, böser Pförtner,
O laß zum Thor' mich ein,
Kann ja daheim nicht bleiben,
Wenn fort das Mütterlein."

„„Dein Mütterlein, du Aermste,
Für immer dich verließ,
Denn wiss' es nur, sie wohnet
Ja jetzt im Paradies.""

Drauf schließt das Thor er wieder,
Da steht allein das Kind
Und sinnt: wie's nur die Straße
Zum Paradiese find'.

Und fort mit nacktem Füßchen,
Im Röckchen dünn und leicht,
Geht's dann auf stein'gem Pfade
Das Aug' von Thränen feucht.

Und freundlich fragt es Jeden,
Der seinem Weg sich naht:
„Wo ist zum Paradiese
O sagt, der rechte Pfad."

Doch Jeder spricht: „Ho! Kindchen,
Dein Weg ist rauh und weit,
Geb' Gott in seiner Milde
Dahin dir das Geleit."

Doch kann auch Keiner künden
Ihm, wo der theu're Ort,
So geht doch unaufhaltsam
Das Mägdlein fort und fort.

Schon sinkt mit seinen Schauern
Herab die finst're Nacht,
Da faltet fromm die Händchen
Das Kind und betet sacht.

Dann hinter goldnen Garben
Puppt sich die Kleine ein,
Bis wieder mild umschimmert
Das Feld der Sonne Schein.

Und wieder geht sie weiter
Und fleht: „O saget an,
Wo ich zum Paradiese
Den Weg nur finden kann?"

Da dauert wohl die Leute
Das Kind in seiner Noth,
Manch' eine fromme Mutter
Beschenkt's mit Obst und Brot.

So wandelt immer weiter
Von Ort zu Ort das Kind,
Schon sind ihm wund vom Gehen
Die Füßchen zart und lind.

Zerrauft sind seine Härchen,
Die Wänglein hohl und blaß,
Sein dünnes Röckchen träufelt,
Wie ist's vom Regen naß!

So sind an vierzehn Tage
Entfloh'n im Lauf der Zeit,
Seit fort das Kind gewandert
Vom Vaterhaus so weit.

Und immer mehr entschwindet
Dem Aermsten Muth und Kraft,
Kaum kann sich's fort noch schleppen
Auf seiner Pilgerschaft.

Doch sieh, da ragt ein Kloster
Zum Wolkenzelt hinauf,
Im Morgenschimmer leuchtet
Der Thürme gold'ner Knauf.

Dahin schleppt sich die Kleine,
Dort sucht sie Rath und Trost,
Schon lehnt sie müd' am Thore
Und pocht, durchbebt vom Frost.

Wohl tritt da eine Nonne
Heraus zum Thor geschwind:
„Was suchst du, so verlassen
Bei uns, du armes Kind?“

„„Ich suche meine Mutter,
Die mich zum Leid verließ,
Und kann den Weg nicht finden
Zu ihr, ins Paradies.““

„Du arme, arme Waise!“
So seufzt die Gottesbraut,
Und führt hinein die Kleine
Die fragend zu ihr schaut.

Doch ach, wie da nun rüttelt's
Mit Eins das Kind so wild,
Hinsinkt's, zum Tod ermattet,
Ein sterbend Engelsbild.

Wohl eilen all' die Schwestern
Voll hast'ger Sorg' herbei,
Geschäftig fromm ihm bringend
Manch' kräft'ge Arzenei.

Und Jeder drängt mit Weinen
Sich zu dem Kindlein süß,
Doch schon hat das gefunden
Den Weg zum Paradies.

3.

Der Würden Rangstreit.

In einem Schiffe fahren
Sechs Männer, der Heimath müd',
Die Einen aus Nord und Osten,
Die Andern aus West und Süd'.

Nie hatten sie sich früher
Gesehen irgendwo,
Und daß sie jetzt sich fanden
Nicht macht sie's trüb' noch froh.

„Aus Spanien,“ spricht der Eine,
„Komm ich, vom Tajostrand,
Ihr seht's am Jago-Orden,
Daß ich ein span'scher Grand.“

Der Zweite spricht: „Von Frankreich,
Macht' ich die Tour sur mer,
Dort neigt man mir voll Ehrfurcht
Das Haupt, als würd'gem Pair.“

„In England,“ spricht der Dritte,
„Begann ich meine Fahrt,
Dort hab' ich Schloß und Pferde,
God damn! und nenn' mich Lord.“

„Italien,“ spricht der Vierte,
„War's, dem mein Fuß entwich,
Fragt nur nach meiner Villa,
Marchese nennt man mich.“

„Vom fernen Deutschland zog es
Auch mich zum Meeresstrand,“
So spricht hierauf der Fünfte,
„Und Graf werd' ich genannt.“

Der Sechste: „Eure Würden
Sind all' von gutem Klang.
Doch dünkt mich meine größer,
Denn — Mensch — nennt sich mein Rang.“

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Beschluß.)

[Journalistik, die Vormundschaft, der jüngere Lachner.]

Bis jetzt waren es Zwei, die theils anonym, theils mit ihrem Namen, welches in diesem Falle eben so viel bedeutet, Schmähungen und plumpe Ausfälle in ein Leipziger Blatt einrücken ließen, das zufällig hier keine, oder doch nur sehr wenige Leser hat. Erst als sich die Beiden unehrbaren Kämpen in unserm Schwäbischen Merkur selbst zu befehden anfingen, sich allerlei ignoble Dinge vorwarfen, einander mit gerichtlicher Klage drohten und wirklich verklagten, wurde man auf die Gemeinheit aufmerksam und erfuhr, was seit länger als einem Jahre schon in jenem leipziger Journal gedruckt zu lesen war. Glauben Sie jedoch nicht, daß man nun schnell die Blätter verschrieb, um nachzulesen, um was es sich handelte: die Sache an und für sich ist noch eben so in Dunkel gehüllt wie früher und nur Morgens beim Kaffee wird man daran erinnert, wenn man die Ausfälle in unserer Zeitung liest, die nun schon länger als eine Woche sich darin kreuzen, und worin diese Schriftsetzer (sie sprechen nämlich nur immer von ihrem „Schriftsatz“) sich mit angenehmem Ingrimm zerfleischen. Wenn Buffon's Ausspruch: le style c'est l'homme wahr ist, so würde ich Beiden rathen, sich für Geld sehen zu lassen, denn größere Merkwürdigkeiten wurden gewiß noch nie gezeigt.

Das Lustspiel: „die Vormundschaft“ von Gerle und Uffo Horn, welches unter den eingesandten zur Theaterrevue den Preis erhielt, ist hier vor einigen Tagen gegeben worden und durch ein seltenes Ungefähr an demselben Abend auch in Wien, hier und dort ist es mit entschiedenem Beifalle aufgenommen worden. Es war sehr natürlich, daß ein Preisstück große Aufmerksamkeit erregen mußte und daß die schärfste Kritik sich waffnete, um den Ausspruch der Preisrichter selbst vor ihr Forum zu ziehen. Die denselben vorliegenden Arbeiten forderten nicht eben unbedingt dazu auf, daß Eine von ihnen gekrönt werde, allein die eben so rechtliche als solide Buchhandlung, welche die Aufgabe gestellt hatte, wollte sich's durchaus nicht zum Vorwurfe gereichen lassen: mit dem Gelde zurückgehalten zu haben und so wurde denn aus dem Vorhandenen das gewählt, von dem man eine gute Wirkung auf der Bühne mit Recht vorauszusehen hoffen durfte, um so we-

nigstens die Repertoirs mit einer ergetzlichen Kleinigkeit zu bereichern. Die Vorrede zur Theater-Revue spricht sich hierüber deutlich aus, und da diese jetzt wohl schon in aller Theater-Freunde Hände sich befindet, so führe ich die Stelle hier nicht näher an. Die Aufführung der Vormundschaft auf unserm Theater war sehr zu loben. Um so dankenswerther war diese Bemühung der Schauspieler, als nach den ersten Proben schon sich die nachtheiligsten Gerüchte über das Stück verbreiteten, und der Chef des Theaters selbst geäußert haben soll: „Es stehe auf schwachen Füßen und er würde diesem Stücke nie den Preis zuerkannt haben.“ Er honorirte es deshalb auch nicht, nach dem alten bei uns eingeführten Unfug: daß gedruckte Stücke nicht honorirt zu werden brauchen. In diesem Falle war es gut, daß diese Kennerschaft sich nicht besser bewährte, und daß die anspruchlose Kleinigkeit Lachen und Beifall in hohem Grade erregte. Herr Moritz, der die Hauptrolle gab, excellirte; er war ganz auf seinem eigentlichen Schlachtfelde. Die Gewandtheit im Benehmen, die Lebendigkeit der Sprache, wie er alles ins rechte Licht setzte, was dem Charakter gebührte, und doch über kleine Spitzen hinwegfuhr, deren Heraushebung zu zarte Gemüther verletzen konnte, gerade wie man es in der feinsten Gesellschaft machen soll — Alles dieses gebührt ihm zur größten Ehre. Herr Maurer als Oekonom und Herr Rhode als Pedant standen ihm als wackere Charakteristiker zur Seite, hoben ihre Rollen so viel, als es die Gelegenheit gestattete.

Von unserm Herrn Musikdirector Lachner hörten wir eine allerliebste Musik zu dem Singspiel „der Zauberthurm,“ die großen Beifall erhielt. Er ist der Bruder des Capellmeisters in München. Seine Musik zeugt für ein bedeutendes Talent. Sonderbar ist es, daß wir ihn eigentlich durch einen Irrthum besitzen. Die Hoftheater-Intendanz unterhandelte nämlich mit dem Namen Lachner, ohne zu wissen, daß zwei Brüder dieses Namens existirten. Als nun der Jüngere derselben hier eintraf, protestirte sie und sagte: sie habe den berühmten Lachner gemeint. Alles Protestiren half nun aber nichts, denn der Contrakt war geschlossen. Wenn es mit dem Operncomponiren indeß so fortgeht, könnte aus dem Unberühmten sehr bald ein Berühmter werden, und nicht allein die Intendanz, sondern auch das Publikum — was mehr sagen will — dadurch zufrieden gestellt werden.

Leipziger Chronik.

[Eröffnung der Eisenbahn.]

Der 24. April war der für Leipzig, für Sachsen, für Deutschland denkwürdige Tag, an welchem — ein kleiner Anfang zu großem Fortschritt — die Eisenbahnstrecke von hier bis zum Dorfe Althen (2¼ Stunden Weges) dem Publikum zum ersten Male eröffnet wurde. Schon am frühen Morgen stand die versammelte Menge erwartungsvoll da; Tausende von nah und fern, wie sie der Orient und Occident zur Jubilatemesse zusammengetrieben, wogten zu beiden Seiten der Linie hin und her; die Anwesenheit eines Prinzen des königl. Hauses erhöhte die Festlichkeit des Ereignisses oder diente zum Beleg, wie willig die Fürsten den großen Interessen der bürgerlichen Gesellschaft ihren Antheil schenken. Ein Musikcorps jubelte, Kanonen signalisirten, die weißgrünen Nationalflaggen waren aufgesteckt, die blau und schwarzen Fahnen der Compagnie wehten, und „der Blitz“ flog mit den fünf Wagen hin und zurück. Auch der Himmel hatte die Eisenbahnfarben, blau und schwarz, ausgehängt, er machte mit schweren Wolken ein krauses Gesicht, daß ihm die Erde von seinen Elementen eins nach dem andern abgewinnt. Es blieb jedoch beim Stirnrunzeln, der Himmel und alle Mächte bequemen sich, bonne mine zu machen, daß die bürgerliche Praxis sie überflügelt. — Die Fahrten wurden an demselben und an dem folgenden Tage rasch und mit bestem Glück mehrmals wiederholt. Ungefähr 230 Personen fuhren jedesmal, bald schneller, bald langsamer, je nachdem man die Dampfkraft verstärkte oder schwächte. Dem Conducteur, einem Quäker aus England, kam es darauf an, sich ganz als Herrn seiner Locomotive in jedem Bewegungstacte zu zeigen; man fuhr die 2¼ Stunden Weges bald in 14, bald in 17 Minuten. Bei einem größern Wagenzug wäre für die Compagnie die Einnahme bedeutender geworden; man hatte nur vier oder fünf Wagen angehängt, die Einnahme jedes Tages konnte nicht über 400 Thlr. betragen. Das auf beiden Seiten der Bahnstrecke versammelte Publikum war anfangs, wie alle Deutschen, erwartungsvoll still, das großartige Schauspiel hatte auf die Menge fast eine drückende Wirkung; nach und nach erholte man sich vom Staunen und jubelte laut. Alles hatte seine Meßstände verlassen, Jung und Alt starrte dem Blitze nach, dessen Rauchsäule brausend in die Luft stieg. Es war ein kleiner Anfang zu einer großen Nationalsache. „Wenn's einer sieht: gleich hat er's weg!“ sagte Goethe, und die Meßfremden werden in ihrer Heimath zu erzählen wissen. Das schöne Gelingen der Fahrt wird den Eifer der Eisenbahnbauten in ganz Deutschland beleben. Die nürnberg-fürther Bahn ist eine zu isolirte; die Wichtigkeit erwächst erst durch das Ineinandergreifen von mehreren Seiten. Man spricht davon, daß die Bahn von hier nach Halle lebhaft betrieben werden soll. Kommt die Bahn von Berlin nach Riesa zu Stande, so steht Leipzig nach drei Seiten hin in einen Mittelpunkt des neuen großartigen Weltverkehrs. Auch von einer Bahn über Weimar nach Frankfurt a. M. ist bereits früher die Rede gewesen.

N o t i z e n.

[Audietten.]

Mit Brillen und Lunetten ist schon längst die Mehrzahl der Söhne dieser Zeit bewaffnet. Da zu gewärtigen ist, daß sich alle Sinne im laufenden Jahrhundert abstumpfen, so thun auch Unterstützungen für das Ohr noth. Solche Audietten verfertigt jetzt schon ein Instrumentenmacher in New-York; sie sollen den Ton um das Dreifache verstärken. Den tauben Ohren der Deutschen sind Audietten sehr zu empfehlen. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo die Steine anfingen zu predigen, und dann wäre es gut, wenn die lieben Deutschen es hörten.

[Ein Brief Bonaparte's.]

Man sprach längst in Paris von einem Briefe des ersten Consuls an den Grafen von der Provence, worin er diesen zur Abdankung seiner Kronansprüche zu bewegen suchte. Das königliche Archiv hat jetzt diese Autographie für 2500 Fr. an sich gebracht.

[Rabbi Drach.]

Französische Journale erzählen von dem Schwager des bekannten Deuz, dem Rabbinen Drach, der im J. 1827 zur katholischen Religion überging, eine Zeit lang Bibliothekar des Herzogs von Bordeaux war und seit 1830 eine Stelle in der Bibliothek des Vaticans bekleidet. Er hat Rom verlassen und ist in Paris mit einer Mission vom päpstlichen Hof angekommen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 4. und eine Beilage der Herder'schen Kunst- u. Buchhandlung in Freiburg im Breisgau.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 4. — den 29. April 1837.

Der Herr General-Musikdirector, Ritter Spontini, hierselbst, fühlt sich durch den in der Correspondenz Nr. 284 des Planeten enthaltenen Ausdruck „rachsüchtige Schadenfreude" beleidigt; ich nehme daher als Correspondent keinen Anstand, hierdurch öffentlich zu erklären, daß dieser Ausdruck allerdings unüberlegt war, zumal er gegen meine Absicht, der ich im Gegentheil von Hochachtung für Herrn Spontini durchdrungen bin, gemißdeutet werden kann, ich auch nicht berufen war, ein öffentliches Urtheil über Herrn Spontini's Handlungsweise zu fällen. Zugleich erkläre ich feierlich, daß es mir nicht eingefallen ist, denselben zu beleidigen.

Berlin, den 6. März 1837.

Karl Müchler.

Actenmäßiger Bericht
in Beziehung auf den im Intelligenzblatt vom 1. d. M. abgedruckten Bescheid.

Wenn ein Schriftsteller nach zwanzigjähriger literarischer Thätigkeit zum ersten Male der Verunglimpfung beschuldigt und in seinem Leben zum ersten Male vor Gericht zu erscheinen genöthigt worden, wenn hierauf ein Strafurtheil erfolgt ist, welches durch den Druck veröffentlicht und sofort in mehreren Zeitungen auf mehr oder minder ungeeignete Weise zur Sprache gebracht worden, — dann wird es dem Verurtheilten wohl gestattet sein, das Publikum von dem Verlauf der Streitsache mittelst actenmäßiger Angaben in Kenntniß zu setzen, da jeder Schriftsteller nicht nur den bürgerlichen Gerichten für Verletzung bürgerlicher Gesetze, sondern auch dem Publikum für die Art und Weise verantwortlich ist, in welcher er sich des ihm gestatteten öffentlichen Wortes bedient. Wenn er nun auf der einen Seite den rechtskräftigen Aussprüchen der bürgerlichen Gerichte die gebührende Achtung zollt, so wird es ihm doch andererseits auch vergönnt sein, durch actenmäßigen Bericht sein Benehmen in der fraglichen Sache dem literarischen Publikum vor Augen zu legen, um hierdurch Mißdeutungen und entstellenden Zeitungsberichten vorzubeugen oder zu begegnen.

Der hier zur Sprache zu bringende Proceß hatte folgende Veranlassung:

In der Zeit. f. die eleg. Welt vom 7. Juni v. J. war nachstehender Correspondenzartikel, von hier aus datirt, abgedruckt:

„Nachträglich zu meinem gestern an Sie erstatteten Bericht muß ich Ihnen eine mir so eben zur Kenntniß gekommene Conversion mittheilen, welche, nach dem nun einmal über den Vorredner zu Schleiermacher's Lucindischen Briefen und Verfasser des Wally'schen Glaubensbekenntnisses erhobenen Gerede, für manche Leser Ihres Blattes nicht ohne Interesse sein dürfte. Die Sache verhält sich, dem Stadtgespräche nach, folgendergestalt: Herr Pfarrer Friederich, der, wie ich Ihnen früher gemeldet, in seinem sog. Lichtfreunde als ein auserwähltes Rüstzeug der Aufklärung gegen die sog. Dunkelmänner, d. h. gegen sog. Mystiker und Pietisten, in die Schranken getreten, wurde in diesen Tagen zu einem hiesigen Literaten gerufen, um dessen erstes Söhnlein zu taufen. Zu seiner nicht geringen Verwunderung trat ihm der oben erwähnte Vorredner als erwählter Pathe entgegen. Der Geistliche, der bei mehreren früheren Gelegenheiten, wo gräfliche und andere hohe Personen sich durch ihn in seine Kirche einführen ließen, sich hinsichtlich der Glaubensformel ungemein nachsichtig erwiesen, glaubte jedoch im vorkommenden Falle gegen den Verspötter seiner Kaste mit aller priesterlichen Strenge verfahren zu müssen. Er recitirte deshalb das Athanasianische Glaubensbekenntniß, welches bekanntlich mit den Worten anfängt: „Wer da will selig werden, der muß vor allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben; wer denselben nicht ganz und rein hält, der wird ohne Zweifel auf ewig zu Grunde gehen." Sofort fragte er den Pathen, ob er

sich zu diesem Glauben bekenne, und da dieser die Frage bejahte, wurde die Taufhandlung in optima forma vollzogen. Da der Gescheitelte selbst diesen eclatanten Triumph des Glaubens über den Unglauben zu verkündigen sich angelegen sein läßt, so trage ich kein Bedenken, Ihnen diese Siegeskunde mitzutheilen, damit, falls, gegen Erwarten, die Betheiligten sie unrichtig befinden sollten, ihnen Veranlassung geboten sei, dieselbe baldmöglichst zu berichtigen.“ — Eine Berichtigung ist bis jetzt nicht erschienen; wohl aber wurde der vorstehende Artikel die Veranlassung eines Processes, dessen Verlauf hier seinen Hauptmomenten nach angedeutet werden soll. —

Nachdem Herr Pfr. Friederich auf amtlichem Wege den Namen des Verfassers jenes Correspondenzartikels ermittelt, ließ er mir am 26. Juli v. J. durch einen Notar und zwei Zeugen ein Schreiben präsentiren, welches, da ich den Notar abgewiesen, mir demnächst mit der Stadtpost zugesendet wurde. Mit Bezugnahme auf den fraglichen Artikel, schrieb Hr. Pfr. Friederich in der Hauptsache Folgendes: „Da der Geist meines Standes, so wie mein subjectives Gefühl mir eine friedliche und freundliche Ausgleichung mit Ihnen wünschenswerth machen, wie es Ehrenmännern ziemt, die sich zwar übereilen können, aber bei erkanntem Unrecht auch gern bereit sind, dasselbe redlich wieder gut zu machen, so ersuche ich Sie um die Bekanntmachung in der Zeit. f. d. eleg. Welt:

1. „daß das von Ihnen Nr. 110 d. Zeit. mitgetheilte Factum in Beziehung auf die angegebene Taufhandlung durchaus unrichtig gewesen, und Sie diesem nach falsch berichtet worden;

2. daß Sie nicht wüßten, ob und daß ich ungemein nachsichtig hinsichtlich der Glaubensformel der in die evangel. Kirche durch mich aufgenommenen Neophyten mich erwiesen, und

3. daß Sie mit dem Beinamen „der Gescheitelte“ keine mich oder meinen Stand verunglimpfende Bedeutung verbunden hätten. . .

Erfolgt binnen 24 Stunden keine oder eine ungenügende Antwort, so verpflichtet mich meine Ehre, so wie meine amtliche und bürgerliche Stellung, den Weg — zu öffentlicher Genugthuung — einzuschlagen.“

Mit geziemender Hochachtung ꝛc.

Ich erwiederte, 48 Stunden nach Empfang dieses Schreibens, hinsichtlich der Hauptpunkte Folgendes:

1. „Ueber die fragliche Taufhandlung habe ich nur berichtet, was ich von mehreren, mir übrigens durchaus glaubwürdigen Personen vernommen, das Vernommene habe ich nur als ein mir durch Hörensagen Bekanntgewordens zur Sprache gebracht. Nur von denen, die irgendwie an jener Taufhandlung Theil genommen, kann eine, den Anforderungen des Publikums genügende Berichtigung ausgehen.“

2. „Mein Urtheil über die von E. H. hinsichtlich der Glaubensformel bei Neophyten bewiesene Nachsicht beruht einerseits auf offenkundigen Thatsachen, andererseits auf meiner bis jetzt noch unveränderten Ansicht von der Art und Weise, auf welche die Aufnahme in eine Kirche zu vollziehen ist.“

3. „Es dürfte doch wohl Allen, die von Hrn. Gutzkow's Vorrede zu Schleiermacher's Briefen Kunde erhalten, — und dazu kann man füglich alle Leser der belletristischen Journale rechnen, — es dürfte jedem derselben in die Augen springen, daß die Bezeichnung „der Gescheitelte“ nur an die Präcedentien des Hrn. G. erinnern sollte. Eine Erklärung hierüber muß ich daher für um so überflüssiger halten, als gewiß Niemand durch jenen Ausdruck Ihre Person oder Ihren Stand für verunglimpft halten wird.“ —

Indessen kam Hr. Pfr. Friederich bei dem hiesigen Polizeigericht mit einer Klagschrift ein, in welcher er für besonders injuriirend den ihm gemachten Vorwurf erklärt, daß Er sich „ungemein nachsichtig hinsichtlich der Glaubensformel der ꝛc. Neophyten erwiesen.“ Schließlich stellte er folgendes Gesuch: „H. Polizeiamt geruhe, in Beziehung auf die mir zu werdende Satisfactio privata den Hrn. Dr. C. unter Verurtheilung in alle mir verursachten Kosten huldreichst gerechtest anzuhalten, mir die in dem betreffenden Artikel enthaltenen Verunglimpfungen und Beleidigungen abzubitten und durch eine von ihm unterzeichnete Bekanntmachung in der Zeitung für die eleg. Welt dahin zu widerrufen: 1. daß das Nr. 110 der Zeitung für die elegante Welt enthaltene Factum in Beziehung auf die angegebene Taufhandlung durchaus unrichtig gewesen und er sonach falsch berichtet worden sei; 2. daß er nicht wüßte und nicht behaupten könne und wolle, ob und daß ich „ungemein nachsichtig“ hinsichtlich der Glaubensformel der in die evang. Kirche durch mich aufgenommenen Neophyten mich erwiesen habe; 3. daß er mit dem Beinamen „der Gescheitelte“ keine mich und meinen Stand verunglimpfende Bedeutung verbunden hätte und diesen Ausdruck hiermit zurücknehme, und 4. daß er mich wegen aller von ihm gegen mich in dem in Nr. 110 ꝛc. enthaltenen Artikel ausgestoßenen Beleidigungen öffentlich um Verzeihung zu bitten habe.“

Nachdem mehrere ausführliche Schriften über diese Sache gewechselt worden, erfolgte der im Intelligenzblatte vom 1. d. M. abgedruckte Bescheid, den ich deshalb hier nochmals aufführe, weil sich in den ersten Abdruck zwei Unrichtigkeiten eingeschlichen haben, die in dem nachstehenden beseitigt sind.

Bescheid.

Da

1. Hr. Dr. Carové zugestanden hat, daß er der Verfasser und Einsender des in Nr. 110 der Zeit. f. d. el. W. am 7.

Juni a. c. erschienenen Correspondenzartikels aus Frankfurt a. M. sei.

2. dieser Artikel aber des Hrn. Pfarrers und Dr. theol. Friederich auf eine Weise gedenkt, welche ihn bezüglich seiner kirchlichen Amtsfunctionen in der öffentlichen Meinung herabsetzt und die ihm in seiner Stellung schuldige Achtung verletzt.

3. Hr. Dr. Carové auch zu einer öffentlichen Kritik der Amtshandlungen eines Geistlichen, des Hrn. Dr. Friederich, um so weniger berufen war, als er durch solche in seiner Rechtssphäre auf keine Weise berührt wurde, so wird Hr. Dr. Carové nunmehr wegen des ihm hiernach zur Last fallenden Vergehens in eine Geldstrafe von 20 Rthlrn. verurtheilt, und ist dieser Bescheid zur Privatsatisfaction des Hrn. Dr. Friederich in der Zeit. f. d. el. W. bekannt zu machen, zu welchem Ende die Aufnahme dieses Bescheides in gedachter Zeitung auf Kosten des Hrn. Dr. Carové durch Requisition an die betreffende Behörde zu Leipzig gerichtlich zu erwirken ist.

Die Untersuchungskosten sind von Hrn. Dr. Carové ebenfalls zu bezahlen.

Frankfurt a. M., den 5. October 1836.

Da ich mich durch dieses, sonst verehrliche Erkenntniß beschwert fand, legte ich dagegen unterm 15. Oct. v. J. das Rechtsmittel der Revision ein, und, als demselben durch Beschluß des hiesigen Appellationsgerichts Lauf gelassen worden, führte ich meine Beschwerde bei demselben aus und bat um Versendung der Acten an eine auswärtige Rechtsfacultät.

Hr. Pfarrer Friederich excipirte und fügte seiner Gegenerklärung u. a. folgendes außergerichtliche Zeugniß bei:

„Daß der Dr. theol., wie auch ev. luth. Sonntagsprediger zur St. Catharinenkirche dahier, Hr. G. Friederich, bei der im Sommer d. J. vollzogenen Taufe des ersten Kindes des hies. Bürgers und Literaten Hrn. W. Wagner dahier — 1. nicht das sog. Athanasianische Glaubensbekenntniß, sondern das bekannte Apostolische (allgemeine) ausgesprochen hat; daß ferner 2. seine Taufe einfach, herzlich, vom reinsten Geiste ächtchristlicher Liebe beseelt und darum für alle Anwesende höchst erbaulich war, solches bezeugen der Wahrheit gemäß:

Frankfurt a. M., den 24. Decbr. 1836.

W. Wagner (Redacteur der Didaskalia).
J. B. Wiegand (Schauspieler).
J. A. Hamerann (Commis bei dem Verlage der Didaskalia).
Dr. Gutzkow."

[A]m 9. März d. J. kam das Erkenntniß des Spruchcollegiums der Universität Heidelberg hier an, welches das polizeigerichtliche Urtheil bestätigte, seinen Spruch im Wesentlichen auf folgende Entscheidungsgründe stützend:

1. „Es ist zwar nicht zu verkennen, daß es Jedem freistehen muß, über die Handlungsweise seiner Mitbürger oder die Eigenthümlichkeiten derselben zu urtheilen, und daher auch seine mißbilligende Meinung auszusprechen, weil die nothwendigen Fortschritte und die Entwickelung der Wahrheit gehindert würden, wenn nicht ein freies Urtheil gestattet wäre, das aber eben so gut tadelnd als lobend und anerkennend sein kann."

2. „Es kann auch nicht darauf ankommen, ob, wie die Entscheidungsgründe des vorigen Urtheils anzudeuten scheinen, derjenige, welcher über einen Andern urtheilt, durch die Handlungen des Andern, die er beurtheilt, in seiner Rechtssphäre berührt wird; denn die allgemeine Theilnahme an Ereignissen, die zur öffentlichen Kenntniß kommen, gibt auch Jedem im Publikum das Recht, seine Meinung offen auszusprechen, sobald er nur dies in den Schranken des Anstandes thut und jene Formen des Urtheils vermeidet, durch welche die Aeußerung in Verleumdung oder Injurien übergeht;"

3. „Nicht weniger (soll wohl heißen: eben so wenig?) kann ein Unrecht darin gefunden werden, daß Dr. Carové die Amtshandlungen des Geistlichen einer öffentlichen Kritik unterwarf, denn auch in einer solchen Kritik liegt nur die Ausübung des Rechts der freien Beurtheilung, durch welche jemand entschieden befugt sein muß, auszusprechen, ob der Geistliche mit großer Würde, Salbung, oder auf eine weniger einen großen Eindruck bei den Umstehenden hervorbringende Weise bei Amtshandlungen sich benommen habe; auch kann man im Ernste nicht die l. 5. §. 2. D. de injur. hierher beziehen, und die Aeußerung eines Dritten, der über eine in einem Hause vorgenommene geistliche Amtshandlung, bei welcher er nicht gegenwärtig war, seine Meinung ausspricht, dem unbefugten, gewaltsamen Eindringen in ein fremdes Haus gleichstellen *)."

4. „(Auch) kommt es nicht darauf an, ob Dr. Friederich bei der Taufhandlung — das Athanasianische Glaubensbekenntniß hersagen ließ oder nicht; — auch liegt für sich allein im Vorwurfe ungemeiner Nachsicht keine Beleidigung im juristischen Sinne, da jener Ausdruck viel zu unbestimmt und vieldeutig ist ꝛc."

5. „Indeß konnte Dr. Carové von dem Vorwurfe, daß er den Dr. Friederich injuriirte, nicht freigesprochen werden, wenn man den in jenem Artikel gebrauchten Ausdruck „der Gescheitelte" näher prüft."

„Da der Verf. den Dr. Gutzkow in seine Darstellung zog, so entsteht die höchste Wahrscheinlichkeit, daß Dr. Carové diesen Ausdruck, welchen Gutzkow mit großer Vorliebe und mit einer bestimmten Absicht braucht, unwürdige machende Eigen-

---

*) Dies bezieht sich auf eine Stelle in der Replik des Pfarrers Friederich.

schaften von Geistlichen dadurch auszudrücken, in der nämlichen Absicht gebraucht habe; in dem Gutzkow'schen Sinne aber sollte dadurch ein übermüthiger Pfaff, ein scheinheiliger, bestechlicher Kastellan des Himmels, eine geistliche Kokette bezeichnet werden . . . Sobald nun aus allen Umständen sich ergibt, daß Dr. Carové in dem Gutzkow'schen Sinne den Ausdruck brauchte, ist auch die Injurie anzunehmen. Daß aber in solcher Absicht der Ausdruck gebraucht wurde, ist um so mehr zu behaupten, als —"

„der Ausdruck: Gescheitelte doch sonst kein gewöhnlicher in einem nicht injuriösen Sinne gebrauchter ist, und daher wohl vermuthet werden darf, daß Dr. Carové dabei einen gewissen Sinn habe zum Grunde legen wollen, da er den Ausdruck auch nicht nebenbei, sondern wohl berechnet und zwei Mal in dem nämlichen Aufsatze anwendet, um nur recht die Aufmerksamkeit der Leser darauf zu lenken. Wenn auch Dr. Carové angibt, daß er durch dies Wort nur an die Präcedentien des Dr. Gutzkow habe erinnern wollen, so ist diese Anführung nicht geeignet, die Reinheit der Absicht des Verf. des Artikels bei dem Gebrauche des Wortes zu zeigen, indem vielmehr daraus sich ergibt, daß der mit der Literatur und Gutzkow's Ansichten wohl vertraute Verf. bei dem Gebrauche dieses Wortes: Gescheitelt, an den Sinn dachte, den Gutzkow dem Worte unterlegt, und der Verf., indem er es doch brauchte, den Dr. Friederich als einen Gescheitelten im Gutzkow'schen Sinne bezeichnen wollte."

„Es kommt auch nichts darauf an, daß diese Bezeichnung bei den Schriftstellern nicht als ein gewöhnliches Schimpfwort vorkommt, da bekanntlich auch in manchen Ständen nach dem Gebrauche gewisse Worte bei ihnen Beleidigungen sind, welche bei dem Volke überhaupt nicht als allgemeine Beleidigungen gelten und daher auch Worte, die in einem engeren Kreise für jeden, der eine gewisse Entstehung des Wortes kennt, auch einen bestimmten Sinn haben, beleidigend sein können. Durch die Erinnerung in dem Artikel des Dr. Carové an Gutzkow ist aber genügend dafür gesorgt, dem Worte: Gescheitelt, seine Bedeutung zu geben. Daß dieser Ausdruck in diesem eine Verachtung ausdrückenden, des geistlichen Amtes unwürdige Eigenschaften vorwerfenden Sinne gebraucht ist, ergibt sich noch mehr durch den Zusammenhang mit der Behauptung, daß Dr. Friederich bei Gelegenheit, wo gräfliche oder andere hohe Personen sich durch ihn in seine Kirche einführen ließen, sich hinsichtlich des Glaubensbekenntnisses ungemein nachsichtig bewiesen habe. Wenn auch, isolirt betrachtet, dieser Vorwurf für sich keine Injurie begründen würde, da er verschiedene Auslegung leidet, so ist er doch hier von Bedeutung, wo der im Worte „Gescheitelte" liegende Vorwurf der Scheinheiligkeit, Koketterie, eine Bestärkung erhalten soll durch die Behauptung, daß Dr. Friederich, wo er bei Vornehmen die Religion ausübt, mit ihr mäkelt und an ihren ehrwürdigen Forderungen dreht und eine tadelnswerthe Gefälligkeit ausübt, um irdische Plane zu erreichen*), was eine Pflichtwidrigkeit sein würde."

„Aus diesen Gründen" heißt es sofort zum Schlusse, „sind wir bewogen worden, das vorige Urtheil zu bestätigen. Die Kosten trägt Dr. Carové als verlierender Theil, der auch um Versendung bat."

In Folge dieser Erkenntnißgründe wurde der polizeigerichtliche Bescheid vom 5. Octbr. v. J. vom hiesigen Appellationsgerichte bestätigt.

Eine dritte Instanz, an welche eine Beschwerde über das in zweiter Instanz erlassene Urtheil hätte gebracht werden können, ist nicht vorhanden. Den geehrten Lesern dieses Blattes aber erlaube ich mir zum Schlusse nur noch dies zu berichten, daß das verehrliche hiesige Appellationsgericht den von Hrn. Pfr. Friederich in Rechnung gebrachten Kostenbetrag für die zweite Instanz von 70 Fl. 16 Kr. auf 59 Fl. 44 Kr., und daß das verehrliche hiesige Polizeigericht den von Hrn. Pfr. Friederich für die Verhandlungen in erster Instanz in Anspruch genommenen Kostenbetrag von 53 Fl. 20 Kr. auf 17 Fl. 38 Kr. herabzusetzen geruht hat.

Frankfurt a. M., am 18. April 1837.

F. W. Carové, Dr.

---

*) Ich muß die verehrlichen Leser angelegentlich ersuchen, nach Durchlesung dieses Satzes den incriminirten Correspondenzartikel damit zu vergleichen. C.

Druck von Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1836, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Adernson, E., die Regenwürmer auf den Feldern der orientalischen Numismatik. gr. 8. geh. 8 Gr.

Agardh, C. A., Icones algarum europaearum. Représentation d'algues européennes suivie de celle d'espèces exotiques les plus remarquables récemment découvertes. Livr. 4me et dernière avec 10 planches coloriées. gr. in 8. 1 Thlr. 16 Gr.

*—, J. G., Synopsis generis Lupini. Acced. tabb. II. lithogr. 8. Lundae, 1835. geh. 16 Gr.

*Barkow, J. C. L., Disquisitiones neurologicae. Acced. tabula lith. 4. Vratislaviae, 1836. 6 Gr.

— —, Monstra animalium duplicia per anatomen indagata. Habito respectu ad physiologiam medicinam forensem et artem obstetriciam. T. II. et ultimus. 4 maj. cart. 4 Thlr. 12 Gr. (Tom. I. Acced. tabb. 15 aen. 1828. 5 Thlr.)

*Bericht an S. M. den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1835. gr. 8. St. Petersburg, 1836. geh. 6 Gr.

Berthier, P., Handbuch der metallurgisch-analytischen Chemie. Nach d. Franz. bearbeitet und mit Zusätzen u. eignen Erfahrungen vermehrt von C. M. Kersten. 2r und letzter Band, mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 5 Thlr. (1r Band, mit 5 Kupfertafeln, 1835. 3 Thlr. 12 Gr.)

*Brandt, J. F., Mammalium exoticorum novorum vel minus cognitorum musei academici zoologici descriptiones et icones. Acced. tabb. XIX col. 4 maj. Petropoli, 1835. 5 Thlr. 8 Gr.

*— —, Prodromus descriptionis animalium ab H. Mertensio in orbis terrarum circumnavigatione observatorum. Fasc. I. 4 maj. Petropoli, 1835. 18 Gr.

*— —, Bemerkungen über die Mundmagen- oder Eingeweidnerven (*Nervus sympathicus seu nervi reproductorii*) der Evertebraten. Mit 3 Kpft. gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

*— —, Descriptiones et icones animalium Rossicorum novorum vel minus rite cognitorum. Aves. Fasc. I. Cum 6 tabb. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 2 Thlr. 12 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. I. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Erster Band, mit Beiträgen von K. E. von Baer und H. Rathke. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von E. Meyer, H. Rathke und G. Valentin. Mit 6 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 7r Jahrgang f. 1836. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 2r Jahrgang für 1836. In funftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Choulant, Ludwig, Anleitung zur ärztlichen Praxis. gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Drobisch, M. W., neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhange. gr. 8. 18 Gr.

Hartmann, Ph. C., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, oder die Kunst das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper und Geisteskräfte zu erhalten und zu vervollkommnen. Dritte, verbesserte Auflage. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Herschel, J. F. W., Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen von Dr. Albert Weinlig. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hülsse, J. A., die einfache und zusammengesetzte Zinsrechnung mit ihrer Anwendung auf Rechnung von Interessen, Discont, Zahlungstermine, mittlere Zahlungen, Zeit- u. Leibrenten, Lebensversicherungen u. Schuldentilgung. 4. 6 Gr.

*Jomini, Baron de, Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre et de leurs rapports avec la politique des états. 4me édition consid. augmentée. Avec 2 planches. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1836. 3 Thlr.

Leti, Calvidii i. e. Claudii Quilleti Callipaedia seu de pulchris prolae habendae ratione poema didacticon. Secundum editionem alterum seu Parisiensem cum integra lectionis varietate editionis primae seu Leidensis edidit Ludovicus Choulant. 12. cart. 18 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome II. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie. XI. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege. Vol. I. Fasc. I. 8 maj. 1 Thlr. 20 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 15 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad geographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. III. Cum 8 tabb. aen. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 1 Thlr. 21 Gr.

Pinder, E., das Provinzial-Recht der königl. preußischen vormaligen königl. sächsischen Landestheile mit Ausschluß der Lausitz, nebst Beweisstellen, Gründen und Bemerkungen. Im Auftrag des königl. Justiz-Ministeriums für die Gesetz-Revision bearbeitet. 2 Theile. gr. 8. 5 Thlr.

Pogodin, Michael, historische Aphorismen. Aus dem Russischen von E. Göring. gr. 8. geh. 12 Gr.

Prinz, C. G., das Verschneiden oder die Castration der Milchkühe, eine landwirthschaftliche Operation für Oekonomen und Thierärzte. 8. geh. 6 Gr.

Radius, J., auserlesene Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte u. Wundärzte. Mit Berücksichtigung d. neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. 16. cart. 1 Thlr. 18 Gr.

Schmidel, C. T., Verwandlungstafeln verschiedener Maasse in pariser Fusse, Zolle und Linien berechnet. I. Heft. Millimeter, Meter und engl. Fusse. 12. 6 Gr.

*Schmidt, J. J., die Thaten des Vertilgers der zehn Uebel in den zehn Gegenden, des verdienstvollen Helden Bogda Gesser Chan; eine mongolische Heldensage, nach einem in Peking gedruckten Exemplare aufs Neue abgedruckt. Herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften. gr. 4. St. Petersburg, 1836. 3 Thlr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände, mit Titelkupfer. 8. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Trinius, C. B., Species graminum iconibus et descriptionibus illustravit. Fasc. 29 et 30. 4 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr. (Complet III Vol. s. 30 Fasc. cum 360 tabb. 1823 — 1836. 45 Thlr.)

Wagner, R., Prodromus historiae generationis hominis atque animalium sistens icones ad illustrandam ovi primitivi, imprimis vesiculae germinativae et germinis in ovario inclusi, genesin atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam. Acced. tabb. II. aere incisae. Fol. maj. cart. 3 Thlr. 12 Gr.

*Weinmann, C. A., Hymeno- et Gastero-Mycetes hucusque in imperio Rossico observatos. Pars prodromi florae rossicae. 8 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr.

Weissenbach, C. G. A. von, Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem sächsischen Erzgebirge. Mit 32 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Inhalt.

(Hierbei zwei Intelligenzblätter und eine Beilage.)

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.



Siebenunddreißigster Jahrgang.

Mai.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1837.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche 2c.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, 2c. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

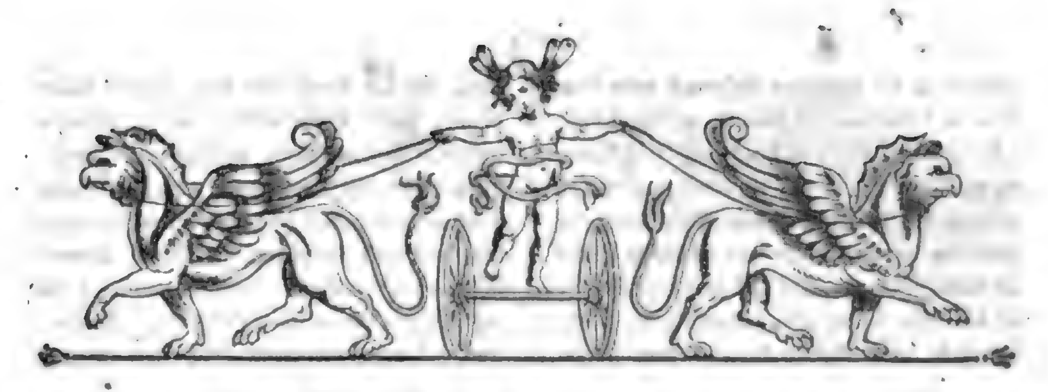
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 84. — den 1. Mai 1837.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Tscherkassia und Georgina.

Kaukasische Sage von Wilhem Müller.

Tscherkassierin und Georgierin! Habt Ihr sie gesehen, diese herrlichen Wesen, welche wie die Gebilde einer schönern Welt umherwandern auf der sündigen Erde? Und ist Euch nicht das Glück zu Theil geworden, sie in der Wirklichkeit zu erblicken, so schließet die Augen und ruft in seligen Träumen diejenige zurück, welche Eure Brust zum ersten Male mit dem Odem Gottes, mit dem Strahle der Liebe verklärte, gebt jenen Kaukasierinnen alle Reize, alle Anmuth, alle Zauber der ersten Geliebten, und Ihr werdet Euch nicht getäuscht haben. Dennoch ist zwischen beiden Schönen ein wesentlicher Unterschied, das Auge erspäht ihn nicht, aber das Herz empfindet ihn. Wenn die Georgierin erröthet in Scham oder Liebe, so ist sie das schönste Weib auf der Erde; wenn die zarte Röthe von der Wange der Tscherkassierin weicht und ihr seelenvolles Auge in dem Abglanze höherer Gefühle sich erhebt, so ist sie eine Fremde diesem Erdenstaube, der Cherub einer andern Welt. Warum dies so ist, wird die folgende Mähre erzählen:

Vor langen Zeiten, als die Liebe ihre Heimath nicht allein in dem Himmel, sondern auch noch auf der Erde hatte, lebten, umringt von grauen Urfelsen, in einem jener lieblichen Thäler, welche wie Silberblicke des Paradieses zwischen den Bergeshöhen zauberhaft auftauchen, zwei glückliche Menschen. Sie waren bereits Christen, aber in ihrem kindisch kindlichen Sinne einigten sie noch mit diesem Glauben die Verehrung gegen die Götter ihrer Väter; ja die ersten slavischen Christen schufen sich sogar einen Gott, unter dessen Obhut sie die Kreuze der Tempel, der Friedhöfe und der Wege stellten. Diese sonderbare Duldung hat sich durch Jahrhunderte gehalten; die jetzigen Mongolen, fast alle Lamaiten, gehen nie an einer Kirche vorbei, ohne sich tief zu verbeugen und eine Blume an der Schwelle dem fremden Gott niederzulegen. Der Finne betet in Noth und Bedrängniß erst in der Kirche, dann geht er auf des Berges Höhe zu dem vergessenen Götzen seiner Vorfahren und bringt auch dort seine Klage vor, denn er meint in seiner frommer Einfalt: Es ist recht gut, wenn man neben einem neuen mächtigen Herrn auch noch alte Freunde hat!

Still und abgesondert lebte Abasses*) mit seinem Weibe in diesem friedlichen Heiligthum; denn jenseit des Berges war bereits der Kampf, der Krieg, der Mord erwacht, und Wanderer, welche an ihrem Thale vorüberzogen, erzählten ihnen von mächtigen Heereszügen, von sündigen Blutthaten und von einem seltsamen Geschlechte, das in ihrer Nähe hausen sollte. Doch zu ihnen drang kein Streit, zu ihnen stieg kein Eroberer nieder; Friede blieb ihrem Leben wie ihrem Herzen. Täglich trieben sie ihre Heerde der kleinen silbergrauen Baranki, deren Felle noch in unsern Tagen so geschätzt werden,

*) Die Abassen sind ein Urvolk im Kaukasus, das sich durch Gestalt und Sitte merklich von den andern Bergbewohnern unterscheidet.

auf die Blumenwiese in die duftenden Kräuter; wenn dies geschehen, lockten sie die geheiligten Tauben zu sich nieder; oder sie saßen bei einander Hand in Hand, nichts fordernd, nichts heischend von dem Glücke als ihre Liebe; oder der Mann ging, während die Frau das einfache Mahl bereitete, hinaus und suchte in den Felsspalten den köstlichen Berghonig. Etwas Sonderbares herrschte noch in diesem Thale; der Mann wie die Frau waren grau gekleidet; die Hütte war grau überstrichen, jedes Geräth hatte dieselbe Farbe, und selbst die Tauben auf dem Dache schillerten silbergrau wie die Schäfchen, wie die Felsen rings umher. Das kam daher, weil der Hausgeist keine andere Farbe litt; jedes Gefäß, das nicht mit diesem Talisman geweiht war, zerbrach er, und jedes Thier, welches nicht grau war, quälte und scheuchte er, daß es nicht gedeihen konnte; sonst war der Dumawoi ein guter Geist, der schon seit frühen Väterzeiten diesem Hause heimisch war, und den beide Einwohner recht lieb hatten. Adiga*), die Frau, vergaß nicht, am Abend etwas Milch und etwas Honig, den er besonders liebte, auf den Heerd zu stellen; sie fand am Morgen die Gabe verzehrt, die heiße Asche aufgewühlt, und dagegen oft ein Gefäß, welches am Abend ungereinigt geblieben, blank und sauber. —

Adiga genas eines Kindes, welches fast mit überirdischer Schönheit begabt war. Der Eltern Freude war groß; der Vater hatte eine schwebende Wiege verfertigt, aber sie dieses Mal nicht grau angestrichen, sondern dem Kinde zur Lust mit bunten Blumen bemalt. Als die Mutter das neugeborene Töchterlein an ihr Herz drückte, und dieses schon so freundlich lächelte und die kleinen Arme liebend nach beiden Eltern ausstreckte, bat sie: „Taufe die Kleine, da kein Priester zugegen ist, denn Du weißt, daß die bösen Geister und die Unterirdischen Macht haben über jedes Kind, welches über Nacht ungeweiht bleibt." Aber Abasses erwiederte lächelnd: „Laß doch den thörichten Wahn! morgen zieh' ich hinaus zu Deiner Schwester und dem Schwäher und führe sie hierher, daß sie unser Glück schauen und mitgenießen, und daß die Schwester Dich pflege, dann bringe ich auch einen Geistlichen mit, er wird das Kind weihen nach den Gesetzen unsers Glaubens." Die Mutter freute sich auf das Wiedersehen der geliebten Schwester, aber dennoch bangte ihr, wenn sie bedachte, daß ihr Töchterlein bei der nahenden Finsterniß nicht gegen die Macht der Unholde geschützt sei; sie nahm daher das eigene Taufkreuz von der Brust und hing es dem Kinde um. Der sorglose Vater wiegte wohlgemuth die Kleine und suchte sie in den Schlaf zu singen, nur dann und wann einen freundlichen Blick auf die Kranke werfend, welche zwar etwas bleich, aber mit einer heiligen Seelenruhe entschlummert war. Wie nun auch die Kleine die lichten Sterne ihrer Augen schloß, sang er immer leiser und entschlief endlich selbst in der Nachempfindung seines Glückes. War es Wirklichkeit, war es Traum, oder vielleicht Beides, es dünkte ihn, er erwache wieder und um ihn her herrsche ungewöhnliche Finsterniß. Draußen mußte ein wilder Sturm entstanden sein, denn die Pfosten der leichten Hütte bebten; sein Weib ächzte und stöhnte ängstlich im Schlafe, aber sein Kind schlief still und ruhig; jetzt regte es sich in dem kleinen Gemache, es war, als ob Steinmassen am Boden schwerfällig hin und her geschleift würden; auf dem Heerde blitzte die verglommene Gluth auf und Abasses sah den Hausgeist, einen kleinen wunderlich gestalteten Greis, in der Asche hucken und ihm ängstlich winken, als wolle er ihn vor einer drohenden Gefahr warnen. Doch Abasses' Körper lag in den festen Banden des Schlafes, während sein Geist thätig war und er sich mitleidsvoll erinnerte, daß über der Freude er vergessen hatte, dem Dumawoi die Honiglabung hinzusetzen. Aengstlicher winkte der Hausgeist, wilder regte es sich in dem Gemache, aber außer dem kleinen Lichtglanze auf dem Heerde waltete überall Finsterniß und Abasses konnte nichts erblicken. Da schrie sein Kind wie im jähen Schmerze auf; mit Grabeskälte durchschauerte ihn dieser Ton, und es war ihm, als ob Alles in ihm und um ihn geendet und vernichtet sei. —

Die Morgensonne weckte ihn; sein Weib lag regungslos, fast wie eine Todte; auf ihrer Stirn starrten kalte Tropfen. Abasses nahte sich ihr leise, um die Perlen der Angst von ihrer Stirn zu wischen; sie erwachte und flüsterte: „Böse Träume haben mich geängstigt, gib mir mein Kind." Er ging zur Wiege, aber das Blut in seinem Herzen erstarrte: entschwunden war sein liebliches Kind, an dessen Stelle lag eine häßliche Fratze, an Gestalt ein Kind, an Gesicht und Zügen ein alternder Greis, der Kopf war unförmlich groß, die Ohren fast Hörnern gleich, das kleine matt graue Auge lag unscheinbar in seiner Höhle und wurde von blutrothen Augenlidern umleuchtet; aus dem lippenlosen Munde blinkten bereits scharfe Zähne. — „Was ist Dir?" fragte Adiga, als sie das bleiche Antlitz des Mannes sah; aber der Verarmte, der Beraubte, der aus seinem Himmel Gestoßene hatte keine Worte, keinen Laut für das, was ihm geschehen, für das, was er erlitt. Statt der

*) Adiga ist der Name, den sich die Tscherkassier selbst geben.

Antwort wandte er sich schaudernd von der Mißgestalt ab. — „Ist mein Kind krank?" forschte die bange Mutter. Er schüttelte nur leise den Kopf. „Todt?" kreischte sie in steigender Angst. Abasses antwortete abermals durch stummes Verneinen, und doch lag etwas in seinen entstellten Zügen, was noch Entsetzlicheres andeutete. Da erhob sich die Mutter und gewahrte das Ungethüm in ihres Kindes Wiege. „Allmächtiger Gott," rief sie, „die Unterirdischen haben mein Kind vertauscht." Aber in dem Augenblicke, wo ihr Herz brach, wo die heißesten Thränen ihres Auges flossen, gewahrte sie ihres Mannes Schmerz; bei seinem Leid fühlte sie nicht mehr das ihrige; — nie fehlt auch dem schwächsten Weibe die heilige Eigenschaft, den Unglücklichen mit einem Worte aufzurichten und mit einem Laute die Hoffnung in das Herz des Verzweifelnden zurückzurufen. Selbst kämpfend mit verhaltenen Thränen bat sie ihren Gatten, nicht zu weinen. „Wir haben gesündigt," sprach sie mit frommer Ergebung, „daß wir im Uebermaße des Glückes unser Kind nach den Vorschriften der Kirche nicht gleich dem Schutze Gottes weihten. Er hat uns gestraft, aber nur sein Erbarmen, nicht sein Zorn, ist unendlich. Wir werden büßen, beten und das Verlorene wieder erhalten." Arme Mutter! Dein Herz empfand nicht den Trost, den Deine Lippen aussprachen, aber so sind die Frauen, sie haben Thränen für fremde Freuden, sie haben Thränen für fremde Leiden, und nur ein verhüllendes Lächeln für eigenen Schmerz. Der Mann ringt nach Ruhm, nach Größe, und verliert darüber das Göttliche, welches das stille Walten des Weibes verklärt.

Es bewegte sich in der Wiege der zwerghafte Unhold und erhob ein widriges Gekreische. Die beraubte Mutter erzitterte bei dieser Stimme, aber in Abasses' Adern regte sich das wilde Blut seiner Väter, er erhob das schwere Beil und nahte mit finstern Blicken der Wiege. — „Was willst Du thun?" rief das Weib entsetzt. — „Die Mißgeburt ermorden," erwiederte er mit kaltem Grimme. — „Unglücklicher," flehte Adiga, „willst Du Sünde auf Sünde häufen, willst Du Dich auf immerdar von Gott wenden? Jenes unglückliche Wesen, ist es nicht auch ein Geschöpf des Allmächtigen, ist es nicht unglücklich wie wir, da sich diejenigen, welche es lieben sollten, von ihm entfremden und es verläugnen? — Und," setzte sie mit leiser, langsamer Stimme hinzu, „wenn uns ein Trug der Sinne bethörte, wenn jenes elende Wesen dennoch unser Kind wäre, aber unsere Augen verblendet, daß wir es nicht erkennen können? Oder wenn in diese zurückschreckende Gestalt der Geist, die Seele unsers Kindes gebannt wäre, und Du dann nach vollendetem Verbrechen in dem blutigen Leichnam Dein Kind erkennen müßtest?" — Dem Vater entfiel das Eisen bei diesem Aufrufe, sein schuldbewußter Blick suchte den Boden; da gewahrte er in demselben tiefe Eindrücke, wie von Thierkrallen. „Das ist die Spur des Furchtbaren," rief er, „ich will sie verfolgen." Und wirklich waren auch außer der Hütte die schweren Tritte unverkennbar, das Gras war unter ihnen niedergetreten und die zarte Blume geknickt; die Zeichen führten gerade zu dem Geisterbrunnen. Dieser aber lag unter dem riesigen Ueberhange eines Felsens, der schon seit Jahrhunderten auf ihn niederzustürzen drohte. Seit den Urzeiten war dieser Brunnen bekannt, aber Niemand erinnerte sich, daß jemals aus ihm geschöpft worden; der Thau, welcher sich um seinen Rand bildete, tödtete die Thiere des Waldes, die Vögel in der Luft. In seiner Nähe grünte kein Grashalm, kein Kraut; unergründlich war seine Tiefe, den Stein, den man hinab warf, konnte man nicht fallen hören; dagegen ertönte oft aus dem Abgrunde ein schneidendes Hohngelächter, und im bleichen Mondenschein schien es manchmal, als ob aus seinem Rande fremdartige Wesen schauten, fast den Menschen ähnlich und dennoch zu grauenhaft für sterbliche Wesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Prag.

[„Die Vormundschaft" von Gerle und Uffo Horn.]

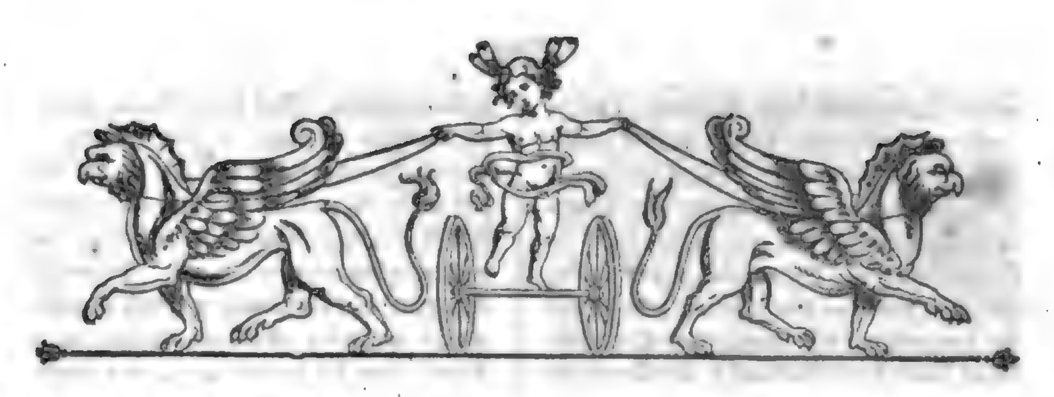
Wenn ein Weib einen Wechselbalg zur Welt bringt, so werden wir weder darüber lachen, noch der Mutter Vorwürfe machen. Sie liebt ihr Kind, hält dessen Mängel für Schönheiten! Wenn wir nicht dem Kinde Oheim, Vormund oder Hofmeister sind, zucken wir die Achsel und gehen unseres Weges. Wir sind keine kritischen Klageweiber, die vom Ertrage ihres Wehgeschreis leben. Wollen aber Kuppler den mißgestalteten Jungen unserer Freundin aufbürden, dann wäre es Sünde zu schweigen.

Ich bin von den 3 Preisrichtern vierzehn Tage nach dem Ersten in den April geschickt worden und sollte nicht sprechen? Aus der wärmsten Frühlingsluft, von dem heitersten blauen Himmel, von den lachenden blauen Augen schöner Lustwandlerinnen riß mich die Begierde, ein gutes deutsches Lustspiel zu sehen, weg, und ich setzte mich in dem kühlen dämmerlichen Schauspielhause zwischen alte abonnirte Damen, die den Frömmsten zum Raisonneur über das Gebot: Ehre das Alter, hätten machen können. Das Orchester greinte eine halbe Stunde, denn es ist außer der Oper sehr vernachlässigt, endlich ging der Vorhang zur Hälfte auf, als sich ein weibliches protestirendes „Nein!" vernehmen ließ, dem ein Lauffeuer von „Nein" aus groberm Geschütz folgte. Aber diese Protestation wurde nicht beachtet und der Vorhang vollends hin-

aufgezogen; denn das dreifache von Frau Adlerhorst und den Brüdern Oekonom und Professor Brand rasch auf einander ausgesprochene Veto galt nicht dem Theaterdiener, sondern einem ihrer Mündel Emilien vorgeschlagenen Bräutigam. Der Vater Emiliens hatte nämlich in seinem Testamente befohlen, daß seine Tochter, so lange sie nicht das 24ste Jahr erreicht, bei Verlust von 100,000 Gulden, Niemanden heirathen dürfe, der nicht die Einwilligung der genannten drei Personen erhalten. Solche tyrannische Testaments-Verordnungen sind übrigens seit Claurens „Großmutter“ und Angely's „Von sieben die Häßlichste“ keine Seltenheit mehr. Nun will Frau Adlershorst nur einem Diplomaten, der Professor keinem Andern als einem Naturforscher, und der Oekonom blos einem Standesgenossen sein Jawort geben. Soll also Emilie nicht vier und zwanzig Jahre Jungfer bleiben, so muß sich Einer finden, der diese drei Eigenschaften in sich vereinigt, was aber auf naturlichem Wege nicht alle Tage geschieht. Frau Adlerhorst würde es übrigens gern sehen, wenn ihr Sohn, ein unwissender, etwas tölpelhafter, wiewohl auf Kosten der Mutter vielgereister Junge, der mit dem Grafen in Kotzebue's „Kind der Liebe“ einige Aehnlichkeit hat, Emilien und ihre hunderttausend Gulden bekäme. Eine solche Summe, meint sie, könnte ihm zu einer Stelle im diplomatischen Corps verhelfen. Daß seine schöne Frau dieses noch leichter bewerkstelligen könnte, daran hat die fromme Frau nicht einen Augenblick gedacht. Ihre Meinung theilen indeß die Herren Brand gar nicht, ja sie wagen es sogar, dem jungen Adlerhorst, sobald die Mutter seiner erwähnt, Titel zu geben, die nur eine Mutter auf den Brettern anzuhören vermag, ohne den Unverschämten die Thür zu zeigen. Wir können jedoch dem armen Jungen nicht gram sein, da er Niemanden im Wege steht, und achtbaren Leuten gegenüber die Demuth selbst ist. Wenn er Emilien Liebeserklärungen macht, so thut er es seiner Mutter zu Liebe. Der Blödsinn ist zu bedauern, aber nicht lächerlich. Nun wollen wir sehen, wer der Achill ist, der diesen Hektor überwindet. Ein junger Vagabund zieht durch die Stadt, erblickt Emilien am Fenster, und es fällt ihm ein sie zu heirathen. Dieser junge Mann ist nicht etwa ein verkleideter Sultan oder sonst ein absoluter Prinz, der nur zu befehlen braucht, sondern ein wegen seines Leichtsinns enterbter Gutsbesitzersneffe. — Und was thut er, um sich unsre Gunst zu erwerden? Erstens. Weit entfernt, der jetzigen jungen hagestolzen Welt nachzuahmen, braucht er nur ein Mädchen zu sehen, um ernstlich ihr Gatte werden zu wollen. Und das frei von allem Eigennutze, denn er weiß nicht, daß sie hunderttausend Gulden erbt, welche Tugend freilich seinem Lustspielcharakter einigen Abbruch thut. Zweitens. Er ist so wacker, nicht so bedächtlich zu sein wie Andre, die erst daruber nachdenken, wie etwaige Hindernisse zu beseitigen wären; sondern er hält sich an den Ausspruch des Dichters „mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde.“ Das sagt er aber nicht, sondern das gibt er dem Publicum zu errathen, damit es während der Verstellung eine Beschäftigung habe. Und wirklich wird sein Vertrauen gerechtfertigt. Wie dem Columbus das Land, erscheint ihm plötzlich ein guter Freund in der fremden Stadt, dem Morgenstern, so heißt unser heirathslustiger Held, mit dem Gruße: „altes Haus!“ entgegenstürzt. Von diesem erfährt er, daß es nicht leicht sei, die Stimme der drei heterogenen Vormünder zu erhalten. Was! ruft Morgenstern, ich habe Angely's, „von sieben die Häßlichste,“ gesehen, wo ganz andere Vormünder überlistet werden, und sollte zagen! Er nennt zwar nicht den Namen des Lustspiels noch den des Verfassers, aber daß diese beiden gemeint sind, läßt sich daraus schließen, weil der freundschaftliche Ausdruck „altes Haus“ in jenem Stücke öfter vorkommt, zu nicht geringer Belustigung der Galerie.

Nun macht jeder sein Zwerchfell zurecht, um mit Muße zu lachen über die feingedrehten Schlingen, worin die drei Vormünder gefangen werden. Aber der Dichter will seinem Lieblinge keine Mühe machen. Er — der Dichter — schwingt seinen Zauberstab, spricht sein Hokus Pokus, und es kommt ein Postillon geritten, der sowohl dem Professor als der Frau Adlerhorst Briefe bringt. Jenem wird ein gewisser Hasper als Candidatus nuptiarum für sein Mündel, dieser ein Herr Morgenstern empfohlen, der einem Gimpel, welcher „in diesen heiligen Hallen singt“ ambirt. Das ist aber noch nicht genug, der Dichter thut noch mehr für seiner Hände Werk: der Brief an die Frau Adlerhorst muß so räthselhaft stylisirt sein, daß Emilie leicht für den Gimpel gehalten werden kann, im Briefe des Professors aber muß das a des empfohlenen Hasper einem e ähnlichen; der Professor muß ferner auf eine Stunde sein Latein vergessen und Hesper mit Morgenstern übersetzen. Zugleich muß der an die Frau Empfohlene ein Legationsrath sein, welcher ihr ihres Sohnes wegen erwünscht kommen muß, der an den Professor Empfohlene hingegen ein Naturforscher, also ein College, sein; der wahre hesperische Hasper muß um eine Stunde zu spät, der Brief aber nicht mit ihm selbst, sondern um eine Stunde früher kommen. Die ganze Zauberei ist das Werk eines Augenblicks. Wir hatten unsern burschikosen Helden im Verdacht, daß er die Briefe geschrieben, aber er ist in der That ganz unschuldig. Im Gegentheil, seine Einfalt geht so weit, daß er seinen Freund, der ihn dem Professor vorstellt, gar nicht fragt, ob der Professor Schriftsteller sei, und was er geschrieben, ja er wechselt nicht einmal die Kleidung. Er vermißt sich zwar in seiner burschikosen bestaubten Kleidung, seinen Zweck zu erreichen, was auch wirklich geschieht. Da wir jedoch nicht sehen, was ihn so zuversichtlich gemacht, müssen wir ihn, trotz des guten Erfolgs, einen Prahlhans, einen leichtsinnigen Gecken nennen. Freilich war seine Behauptung nichts weniger als eitle Prahlerei, er hat das Lustspiel zu Ende gelesen und weiß, daß der Dichter die Vormünder mit Blindheit geschlagen, so daß ein Professor nicht den geringsten Verdacht schöpft, als der vermeintliche Naturforscher von dem neusten — 19 Jahre alten — Werke des Professors spricht und ungeschickt genug seinen Irrthum entschuldigt; ein Oekonom aber und eine Frau es ganz und gar übersehen, daß Legationsräthe und Erben dreier Rittergüter sonst nicht in bestaubter Burschenkleidung aufs Freien zu gehen pflegen. Möglich, wissen letztere, er habe diesen Anzug blos gewählt, um dem Professor die Lüge aufzubinden, daß die Professoren in der Residenz heut zu Tage in derlei Trachten durchs Land streifen. Vermuthlich hat der junge Morgenstern diesen Witz in Börne's Schriften gelesen, aber schlecht nacherzählt. Wahrlich, wenn der junge Adlerhorst ein verzogenes Kind seiner Mutter ist, so ist George Morgenstern ein verdorbener Sohn seines literarischen Vaters; wenn jener aus mehrern Sprachen Worte zusammenflickt, so näht dieser nicht meisterlich aus mehrern Schriftstellern zusammen, aus Kotzebue, aus Angely, aus Börne — und weil man bei Börne gleich an Heinrich Heine denkt, so steigt er à la Heine im ersten Theil seiner Reisebilder zum Fenster hinauf, um eine Rose abzubrechen. Aber welcher Unterschied, wie sinnig, wie zart ist, was Heine erzählt: das Abbrechen der Rose als Pfand, daß er sie noch sehe, bevor er wieder fortsteigt der schmerzvolle Wanderer, die Rose selbst ein Sinnbild ihrer kurzen Bekanntschaft, des Morgens rothwangig gepflückt, des Abends welk und bleich. (D. B. f.)

Leipzig, gedruckt bei J. P. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 85. — den 2. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Tscherkassia und Georgina.

(Fortsetzung.)

Einige Weise des Landes behaupten, daß dieser Bronnen der Eingang sei zu jenem unbekannten Erdvolke, von welchem der gelehrte Bischof Methodios von Patara also berichtet: „Israel wurde vom Joche der Söhne Ismael's befreit; denn Gideon schlug ihr Heer und jagte sie aus der bewohnten Welt in die Wüsten Hethribiens, aus diesen gingen nur zwölf Männer hervor. Alexander zog gegen Morgen, eroberte Städte und Länder und gelangte endlich an ein Reich, Sonnenland genannt, er fand daselbst unreine, verruchte Heiden, sie nährten sich von unsaubern und häßlichen Thieren, von Schlangen und derlei Ungezieser. Da der Held dies sah, versammelte er diese Unreinen mit Weib und Kindern und trieb sie sodann aus dem östlichen Lande und jagte sie bis an die Gränzen der Mitternacht, wohin weder vom Morgen noch vom Abend ein Weg führt, und sodann betete er zu Gott, daß hinfort die Erde geschützt sei vor diesen Ruchlosen. Und siehe, auf seine Bitte geschah es, daß zwei Berge, Mazi und Wora, sich einander näherten bis auf vierundzwanzig Schritte, und nun baute er zwischen denselben eine eherne Pforte und bestrich sie mit Assingit, damit wenn Jemand sie mit Eisen öffnen wollte, er es nicht vermöge, eben so wenig als er sie mit Feuer schmelzen konnte *).

*) Dies ist vielleicht die älteste Andeutung von den sibirischen Völkern.

Hier an diesem Brunnen ging jede fernere Spur verloren. Hinab zu den Unseligen war sein Kind gesunken, in der Macht jener Abgefallenen, welche nicht wie Menschen fühlen, nicht wie diese trauern und jauchzen. Trostlos kehrte Abasses heim; er fand sein Weib ängstlich beschäftigt, das Zwergkind zu besänftigen, welches gewaltig schrie, mit Schaudern drückte die Arme dasselbe an ihr verödetes Mutterherz, aber der Ausgetauschte stieß sie zurück und langte gierig nach der Speise, welche ihm Abasses reichte. — Trauernd vergingen die Tage, die Freude war aus ihrer Hütte gewichen, das Glück aus ihren Herzen. Der Fremdling wurde binnen kurzer Zeit stark und rüstig, aber auch wild und boshaft, sein Wuchs blieb klein, weshalb er Karlik genannt wurde. Da nahm eines Tages Abasses die Schaufel und sprach zu seinem Weibe: „Ich will hinaus gehen und in dem Blumenfelde einen grünen Rasenhügel, und auf demselben ein Kreuz errichten. Dort wollen wir beten und denken, unser Kind ruhe unter der Blüthendecke.“ — „Nicht also,“ erwiederte die Mutter, „in der Felsengrotte wollen wir ein Kreuz bauen, dasselbe mit Blumen bekränzen, und wenn wir am Abende dort beten, gläubig hoffen, der nächste Morgen werde sie uns zurückführen, und am Morgen wiederum glauben, der Abend werde sie unsern Herzen entgegenbringen; deshalb wollen wir sie nicht die Todte, sondern Tscherkassia, die Verlorene, nennen.“ — Des Weibes Wille geschah, aber das Gebet gab dem Manne keine Ruhe; er blickte hinauf zu den schwarzen Schieferfelsen, dessen Spitze

die Wolken trug. „Laß mich hin," sprach er, „zu jenen Höhen, und von dort in die Gegend schauen, vielleicht, daß ich eine Spur entdecke." Aber Adiga entgegnete ängstlich: „Seit Jahrhunderten schweben jene verwitterten Massen drohend auf die Erde nieder; ein Laut, ein Hall kann sie lösen von ihren Grundvesten und sie in die Tiefen schmettern. Bleib bei mir, laß mich nicht hülflos und allein bei dem unheimlichen Kinde." — Der Mann schwieg, aber nach kurzer Zeit wiederholte er sein Verlangen; da drückte die Frau die Thräne in das Auge, den Schmerz in die verschlossene Brust zurück und sprach mit frommer Ergebung: „So ziehe denn mit Gott und kehre glücklich heim." Sie beteten noch einmal mit einander, sie lagen noch einmal Einer an des Andern Herzen, dann stieg der arme Vater die Felsenhöhen hinan. Mit Lebensgefahr drängte er sich durch die geheime Schöpfungsstätte der Natur; er sah aus der starren Eisdecke die heißen Quellen sich ergießen; er schritt über jene Erde, in welcher immerdar das den Parsen heilige Feuer brannte, ohne sich zu verzehren und ohne zu verlöschen; endlich nach sieben Tagen stand er auf der Höhe des Berges. Unter ihm zogen die Wolken dahin, unter ihm lauerte der Geier auf seine Beute, unter ihm donnerte die Lawine, und das Thal, worin sein Schmerz und sein Glück weilte, lag so tief, daß sein Blick es nicht erreichen konnte. Jetzt rauschte ein mächtiger Flügelschlag an ihm vorüber, zwei riesige Adler, so groß, so kräftig und so herrlich, wie er sie noch nie erblickt hatte, ließen sich langsam auf eine Felsenplatte nieder, über welche sich eben eine Wolke gelagert hatte, die ihm das, was dort geschah, verbarg. Jetzt verzog sich der Nebel. Allmächtiger Gott! was erblickte sein Auge! — Auf grünem Felsenmoose lag ein Kind — sein Kind, denn es war schön und lieblich — und spielte keck und verwegen mit den Riesenvögeln; es empfing Speise von ihnen, griff mit der zarten Hand in ihre scharfen Fangen, und die königlichen Aare, als hätten sie ihre Wildheit und ihren Blutdurst abgelegt, litten Alles geduldig und schützten mit ihren Flügeln das zarte Kind gegen die sengende Sonne. Dem Vater ward sonderbar zu Muthe: Angst und Freude wechselten in seiner Brust, in jedem Augenblicke konnte ja die wilde Natur dieser Thiere wieder hervorbrechen und des Kindes Leben bedrohen. Er griff nach seinem Geschoß, aber seine Hand zitterte, als er den Pfeil auf den Bogen legte; diese Aare, so groß, so schön, und in dem Bewußtsein ihrer Kraft so sanft, schienen ihm die Abgesandten eines höhern Wesens zu sein; er warf daher sein Geschoß in den Abgrund und ließ sich auf die Felsenplatte nieder. Das Kleine streckte ihm sogleich freundlich die Arme entgegen. — Die glückliche Täuschung entschwand; es war nicht sein Kind, es war ein Knabe, mild und kräftig, mit reichem, blondem Haar und blauen Augen. Als Abasses den Findling in seine Arme schloß, kreischten die beiden Adler schmerzlich auf. Gefährlich für den Unbewehrten wäre der Kampf mit diesen mächtigen Wunderthieren geworden; aber sie umkreisten ihn nur im hohen Fluge, ohne sich feindlich gegen ihn niederzusenken. Unmöglich für Abasses war es, die Höhe wieder zu erklimmen, und von der Felsenplatte gewahrte er keinen Pfad. Da zogen die Aare vor ihm her und führten ihn durch eine dunkle Schauerhöhle auf einen gefahrlosen Weg. Sein Auge erstarkte in dem reinen Aether, und er erblickte ein wunderbar herrliches Reich, sich ausbreitend von dort, wo das ewige Eis die Kraft der Schöpfung endet, bis dahin, wo die sengenden Strahlen der Sonne den Oelbaum aus der Tiefe der Erde rufen. Prächtige Städte und glückliche Bewohner sah er da unten; Alle blickten mit Stolz und Vertrauen zu den vor ihm schwebenden Aaren empor, als wären diese des Landes Schutz und Hort. Das Kind lächelte freundlich auf dieses Eden nieder; Abasses drückte den Knaben, der so zutraulich, so kräftig und so sanft war, an sein Herz, und liebte ihn jetzt schon heiß und innig, als wäre er wirklich sein Sohn.

In dem Herzen der einsamen Adiga mehrte sich die Trauer. Ihr sanfter Sinn vermochte den bösen Karlik nicht zu zähmen, da ging sie täglich zu dem Geisterbrunnen, dort wo die letzte Spur ihres Kindes endete. Am Abende ertönte dann aus dem Abgrunde ein schmerzliches Kindeswimmern. Bist Du es, meine Tochter, fragte dann ihr bangendes Herz, nicht ihre Lippe, oder ist es die unsterbliche Wehklage*), welche zu mir heraufhallt? Keine Antwort! Aber wenn Adiga recht innig betete, wurde es still und ruhig in der Tiefe.

So knieete sie eines Abends an dem Rande des Brunnen, da begannen die Täublein — es waren ihrer nur wenige, der Zwergnome hatte sie gemordet — ängstlich zu girren, und die kleinen Baranki drängten sich furchtsam zu einem Haufen zusammen; siehe, da erschienen aus Wolkenhöhen die beiden Aare, aber sie würgten nicht die scheuen Tauben, sie schossen nicht nieder auf die wehrlosen Schafe, sie setzen sich auf den Wipfel einer mächtigen Eiche und sa-

*) Bese Sedleschko, die Wehklage, der innere Schmerz wird in den Mythen der Slaven als ein kleines hülfloses nacktes Kind vorgestellt.

hen mit ihren Glüthaugen ernst in das Abendroth der untergehenden Sonne. Und von dort her, wo sich der Weg um den Felsen krümmt, kam der Gatte einhergeschritten. Er trug auf seinen Armen ein wunderholdes Kind. Ach, die Vaterliebe ist wohl auf einige Augenblicke zu täuschen, Mutterliebe nimmermehr! Schon aus der Ferne erkannte sie, daß es nicht ihr Kind war, dennoch nahm sie es mit Liebe an ihre Brust und weinte über sein Antlitz wieder die ersten Freudenthränen.

Ein Schatten des verlorenen Glückes kehrte in die Hütte zurück; sonderbar war es, daß die beiden Adler nicht mehr das Thal verließen; weither holten sie ihre Atzung, raubten nichts aus dem Banne dieser Wohnung, und bald gewöhnten sich die Tauben wie die Wollthiere an ihre Gegenwart. Doch so wie Adiga mit dem Findlinge erschien, schossen sie fröhlich gurrend zu ihr nieder, legten den krummen Schnabel in des Kindes Schooß und ließen sich von ihm jeden Muthwillen gefallen. Dagegen haßten sie Karlik, er durfte in dem Thale keine Tücke mehr üben, keine Tauben mehr quälen, kein Lämmchen mehr schlagen, ohne von ihnen verfolgt und gezüchtigt zu werden. Die zahmen Hausthiere flüchteten sich nunmehr sogleich unter den Schutz der Aare, wenn der Zwerg erschien, jene mit zornemporgesträubtem Gefieder trieben den Frevler sogleich von dannen, bis er zu dem Geisterbrunnen flüchtete, in dessen Bereich sie nimmer drangen. Auch in der Hütte selbst durfte der Karlik nicht mehr seine Tücke ungestraft ausüben, wenn er nicht den Zorn des Dumawoi erregen wollte. Die Eltern hatten den Adlerknaben in die Wiege gebettet, und Abasses diese, um den Kleinen unter der Schutz des Hausgeistes zu stellen, mit silbergrauer Farbe überzogen. Da hörten sie denn oft in der Nacht, wenn der Knabe sich regte, die Bewegung der Lulka, und dazu ein fremdartiges Kinderlied surren; es war der Dumawoi, der den Kleinen einwiegte. So hörten sie auch einst, als Karlik am Tage besonders böse gewesen war und den armen Findling gemißhandelt hatte, plötzlich den Zwerg auf seinem Lager aufschreien; der silbergraue Alte züchtigte ihn mit einer derben Peitsche.

Das Adlerkind aber gewannen die Pflegeältern täglich lieber; es war beinahe ein Jahr in ihrer Hütte und lief schon ohne Halt von dem Vater zur Mutter, da sprach Adiga: „Ich fühle mich nun unter mächtigem Schutze; täglich aber sehne ich mich mehr nach der entfernten Schwester, gern möcht' ich wissen, ob ihr Glück ungetrübt geblieben, ziehe deshalb nach den Ufern der Itilja*) und bringe mir Kunde von den theuren Lieben, und wenn es Dir möglich ist, so führe sie in meine Arme. Da nahm Abasses Abschied von seinem Weibe, gürtete sein Kleid, hob seinen Wanderstab und schritt von dannen.

Als er nun in die Hütte des Schwähers trat, erblickte er im Schooße der Schwester ein schönes freundliches Mägdlein, fast so lieb und hold als seine geraubte Tochter, und dennoch war die Wange der Mutter blaß, und auf ihrem Antlitz lag ein Schatten, der einen tiefen Gram verhüllte. Auch der Hausherr war ernst, obgleich er den Gast freundlich empfing. Als dieser Brot und Salz mit ihnen genossen hatte, und die Verwandten immer noch traurig und wortkarg da saßen, sprach Abasses: „Was fehlt Euch, Ihr Ueberreichen, daß Ihr thut, als ob Ihr nicht glücklich wäret? Fordert nicht das Schicksal auf, Euch feindlich entgegenzutreten, damit Euch nicht widerfahre, was mir geschehen ist.“ (D. F. f.)

*) Itilja, der alte Name der Wolga.

Correspondenz.

Aus Prag. (Beschluß).

[Die Vormundschaft.]

Nun wollen wir die andern Charaktere oder vielmehr Personen ein wenig lorgnettiren. Emilie ist ein Gänschen, das sich von den Vormündern nach Belieben mästen und abschlachten läßt, auch fühlt sie sich gar nicht beleidigt, daß der junge Morgenstern die Einwilligung der Vormünder erstrebt, ohne noch um die ihrige angehalten zu haben, und doch hat sie Petrarca gelesen, und war auf Bällen in der Residenz. Wenn es wahr ist, daß Frauenzimmer unergründlich sind, so gilt das vorzüglich von Emilien. Sie thut zuweilen naiv und sagt: „Der Mensch bringt mich aus der Fassung.“ Warum seine Bewerbung ihr Herz aus der Einfassung bringe, setzt sie nicht hinzu, wahrscheinlich weiß sie den Grund eben so wenig wie wir. Ein andres Mal sagt sie schelmisch mit dem Finger drohend: „welche Betrügerei!“ sie hat also schnell durchschaut, wie er ihre Vormünder gefoppt, sie ist also sehr schlau. Wie sie jedoch das durchschaut, können wir im Parterre nicht begreifen, da sie bei allen Verhandlungen nicht zugegen gewesen. Vielleicht stand sie hinter den Coulissen. Auch Romeo und Julie muß sie gelesen haben, um sie nämlich dahin zu vermögen, daß sie sich nicht länger ziere — anders kann man ihr Weigern, ihm die Hand zu geben, nicht nennen — sagt Georg: „Machen wir's wie Romeo und Julie.“ Hr. Morgenstern, si tacuisses doctus mansisses, Sie haben uns sehr zu Ihrem Nachtheil an die schöne Scene in „Romeo und Julie“ erinnert. Aber beim heiligen Dunstan! wenn Emilie wirklich Petrark und Romeo und Julie gelesen, letztres im Original, ich habe es von ihr selbst, daß sie englisch lerne, so sollte sie doch etwas mehr Zartgefühl haben, und nicht darum endlich sich für Georg entscheiden, weil er den Sohn ihrer Tante in ihrer Gegenwart lächerlich macht, die doch Emilien stets wie eine Tochter behandelt hat; zumal dieser ein guter Junge ist und Emilien nicht gerade lästig war. Und wie konnte sie es dem Morgenstern vergeben, daß er nur einen Augenblick zweifelt, sie könnte so dumm sein und den albernen Adlerhorst in allem Ernste heirathen wollen, wie konnte sie nur vergessen, daß sie ein Paar Minuten vorher so schlau war! O die veränderlichen Weiber!

Frau Adlerhorst mag nicht die beste Erzieherin sein; aber sie hat nach bestem Wissen und Willen gethan; Geld wenigstens hat sie niemals gespart, wenn sie glaubte, daß es der Vortheil ihres Sohnes erheische. Ihren albernen Sohn zu einem Rath machen zu wollen, ist eben keine Dummheit von ihr, denn die Handlung spielt in Deutschland. Auch nimmt es uns nicht gegen sie ein, wenn sie sich dem Oekonom widersetzt, weil sie nicht will, daß „Emilie Kartoffeln bauen soll." Am Oekonom können wir es gleichfalls nicht lächerlich finden, daß er einem Standesgenossen den Vorzug gibt. Des Professors Hauptfach ist das Studium der Schmetterlinge, aber wir sehen nicht, daß er es bis zur Lächerlichkeit treibt. Zuletzt kommen noch zwei Gestalten, die beiden Recommandirten, der Legationsrath und Hasper, wie recommandirte Briefe richtig ankommen müssen. Als man den wirklichen Legationsrath Morgenstern meldete, rief der junge Morgenstern: „Das ist mein Onkel, da muß ich mich verbergen." Herr junger Morgenstern! Kein Mensch muß müssen und Sie sollten müssen, der sie doch die unterschriebene Einwilligung in der Tasche haben! hätte der Professor rufen sollen. Aber zum ersten Mal hat ein Professor geschwiegen, des Stoffs zum Reden ungeachtet. Das Erscheinen der zwei Posthumus ist allgemein getadelt worden, da man bereits das Niederfallen des Vorhangs erwartete; aber der Herr Verfasser hatte seine guten Gründe. Er wußte wohl, das Publikum werde seinem Sohne, dem Taugenichts Morgenstern, gram sein, daß dieser, ohne das geringste Verdienst, eine so gute Partie gemacht, ich habe selbst einen jungen Mann von meiner Bekanntschaft darüber unwillig werden sehen; darum schickte er eine Staffette mit der Nachricht, der alte Morgenstern, der Bruder der Staffette, habe den jungen zum Erben seiner drei Güter eingesetzt, er wäre selbst gekommen, wenn ihn nicht das Podagra verhinderte. Ein Kunstgriff, der das Publikum vollkommen zufrieden stellte, denn es entfernte sich, ohne einen Laut von sich zu geben.

Aber Vater, sagte ein Knabe hinter meinem Sitze, die Täuschung konnte doch nicht fortbestehen, als man das Instrument aufsetzte; da mußte es doch heißen „Legationsrath Morgenstern" oder anders. Mein Kind, war die Antwort, in einem Theaterstück muß man das nicht so genau nehmen! Und wirklich, wenn es diesem Stücke an komischen Charakteren und Situationen gebricht, muß man das nicht genau nehmen. Denn dem Herrn Verfasser fiel es niemals ein, es auf die Bühne zu bringen, da er es blos als allegorische Persiflage eingeschickt. Die drei Kunstrichter sind nämlich die Vormunder, welche dem naiv-sentimental-belesenen, fremde Sprachen lernenden deutschen Publikum einen Lustspieldichter wählen sollen für eine Mitgift von 100 Louis. Nun haben diese Vormünder jeder eine Marotte: Der Eine mag vielleicht bunte ästhetische Schmetterlinge lieben, der Andere derbe Kartoffeln vorziehen. Wer von den Dreien durch das kritische Weib personificirt werden soll, ist nicht leicht zu ermitteln. 60 Candidaten haben sich gemeldet, aber sie sind so unglücklich, dem Einen oder dem Andern zu mißfallen. Da kommt ein fahrender Schüler und setzt den Vormündern dergestalt Brillen auf, daß jeder von ihnen seine eigne Idee in jenes Arbeit zu sehen glaubt, wie man auf weißes Papier beliebig schreiben kann, und siehe, das Wunder geschieht, jeder gibt ihm seine Stimme und dazu das deutsche Mädchen und die Mitgift. Wirklich soll in Wien und in Stuttgart die Vermählung mit vieler Belustigung vor sich gegangen sein. In ersterer Stadt hat die Direction des Theaters noch 40 Dukaten-Hochzeitsgeschenk beigefügt.

Auch hier in Prag ist im Publikum viel geklatscht worden, was viele jedoch nicht zu Gunsten des Verfassers auslegen. Auch gelacht hat die Gallerie, als der junge Morgenstern sich mit dem Gesindel des Städtchens herumbalgte; dieses hatte ihn nämlich zum Fenster hinausklettern sehen und für einen Dieb gehalten. Aber trotz des Lärms der Gassenbubenzunft auf der Galerie und der Balgerei auf der Bühne, kam im Hause der Frau Adlerhorst, bei der Emilie wohnte, kein Mensch zum Fenster, da doch in kleinen Städten das Entgegengesetzte der Fall zu sein pflegt. Gerufen ist worden nach dem ersten Acte ein Bedienter von seinem Herrn, der nicht Geduld hatte den zweiten Akt auszudauern, und seine Chaise vorfahren ließ.

Nachtrag. Ich sprach stets vom Verfasser in der einfachen Zahl, weil ich der Meinung bin, daß von Werken des Geistes wie von Wechseln die Formel gelte: Einer für beide und beide für Einen. Wenn übrigens Wilhelm Tell seine Schwäche als Parteigänger beurkundet durch seine Ansicht: „Der Starke ist am mächtigsten allein," so sind die Herrn Verfasser in den entgegengesetzten Fehler verfallen, denn der starke Geist ist am mächtigsten allein.

Isidor.

Notizen.

[Perin als Schoten- und Linsen-Maschinist.]

Fieschi's College, schlechten Andenkens, Perin, hatte einige Zeit vor seinem Tode eine Maschine erfunden, womit Erbsen, Linsen und andere ihrer Hülsen wegen schwerverdauliche Früchte auf das leichteste und schnellste enthülst werden. In den Hülsen liegt bekanntlich der Grund der Unverdaulichkeit, und man muß sagen, daß sich Pepin ein Verdienst um die Menschheit erworben hat. Hätte sein ingeniöser Sinn doch nichts anderes entschalen wollen als Hülsenfrüchte; er sah auch einen König für eine Bohne an. Außer dem Verbrechen und der moralischen Verworfenheit, auch noch eine Dummheit! Von Perin's Maschine macht man jetzt in Oranienburg bei Berlin vielfachen Gebrauch, man liefert von dort entschälte Früchte in die Residenz, denn die Leute in dieser Residenz verdauen jetzt gar nicht mehr gut.

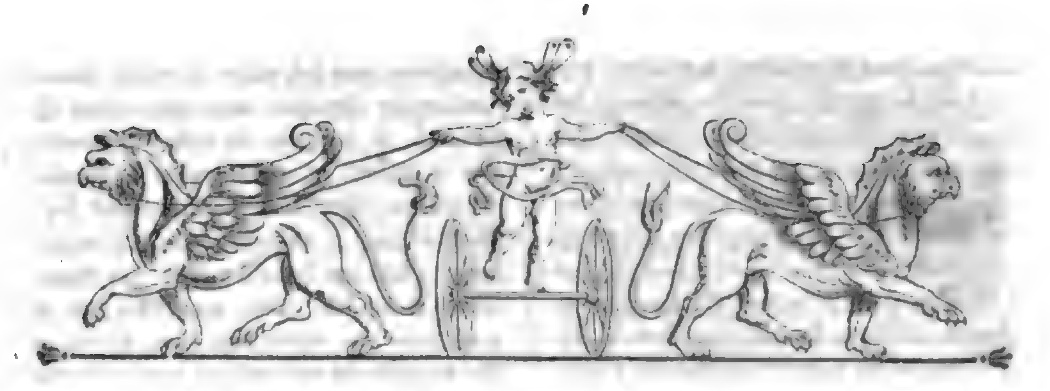
[Die pariser Spielhäuser.]

Im Temps lesen wir eine Petition der pariser Municipalbehörden zu Gunsten der Spielhäuser. Aus den dort angeführten Gründen, weshalb die Schließung der Spielhäuser nicht rathsam erscheine, geht zu meist nur die Besorgniß hervor, es möchten sich viele reiche Personen aus Paris entfernen, um ihrem Hange zum Hasardiren anderwärts nachzugehen. Die Petitionäre beantragen, die Anzahl der Spielhäuser in Paris, bisher 7 an der Zahl, auf 5 zurückzuführen, und eine strengere Controle über die Berechtigung der Theilnehmenden eintreten zu lassen. So soll namentlich jeder Besucher zuvor ausweisen, daß er nicht unmündig und kein Bedienter ist; Kinder und Gesinde sollen abgehalten werden. In London ist die Spielwuth unter der dienenden Classe groß genug, wahrscheinlich auch in Paris. In London verspielen die Bedienten jährlich vielleicht so viel, als ein deutsches Königreich Einnahmen hat.

[Strauß'sche Walzer in Nordamerika.]

Eine Gesellschaft prager Musikanten macht die Nordamerikaner mit Strauß und Lanner bekannt. Nach Strauß'schen Rhythmen werden vielleicht auch bald die Hottentotten walzen. Strauß hat zweierlei mit der französischen Revolution gemein, die Rapidität des Taktes und dann die Fähigkeit, die Reise durch die Welt zu machen. Ein amerikanisches Blatt nennt ihn den Fulton des Tanzes, und die Galoppade einen Dampftanz. Fulton war bekanntlich der Erfinder der Dampfboote.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — **86.** — den 4. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Weibliche Kreuz- und Quergedanken.

Die „Kreuz- und Quergedanken eines Ignoranten über die düsseldorfer Bilder und manches Andere" sind von einer geistreichen Dame, die man witzig nennen müßte, wenn ihr Scharfsinn nicht mit einer starken Dosis Pedanterie versetzt wäre. Die Zeitung für die elegante Welt brachte „Gänge durch die berliner Ausstellung*)," und ich muß sagen, daß dies das Treffendste war, was über die Richtung der düsseldorfer Malerschule gesagt wurde. Daß der anonyme Verfasser dieser Aufsätze in seiner Opposition gegen die schlaffen Meinungen des bequemen, genußsüchtigen Publicums zu acut und beißend geworden, kann eingeräumt werden, ohne daß man der Richtigkeit seiner Ansicht auch nur einen Zoll breit nimmt. Die gelehrte Verfasserin der „Kreuz- und Quergedanken", die auf dem Titel mit ihrer angeblichen Ignoranz coquettirt, hat nicht weniger Schärfe der Auffassung im Einzelnen, aber es fehlt ihr alle Gabe, die kleinern Anschauungen ihres Verstandes zu benutzen, um irgend einen Gewinn daraus zu ziehen. Ihre Kritik ist eine geistreiche Mäkelei en miniature, die es zu keinem fruchtbringenden Gedanken bringt. So nennt sie Bendemann's Jeremias eine verfehlte Production, findet es mit Recht tadelnswerth, daß hier der Untergang eines Volkes dargestellt werden sollte, und doch kein Volk dasei, weiß an den einzelnen Nebenfiguren vielerlei auszusetzen, nennt die Gestalt des Propheten eine träge und weichlich in sich gedrückte Erscheinung: ist aber nicht im Stande, aus diesen Einzelnheiten ihrer kritischen Auffassung nun den Schluß zu ziehen, der uns auf die Quelle des Tadelnswerthen führte. Der Verf. der „Gänge durch die berliner Ausstellung" sprach mit glücklichem Witze von dem düsseldorfer Schmerz. Sein Witz war bitter und grausam, aber gerecht. Die düsseldorfer Schule versteht nämlich von dem tragischen Schicksal der Nationen und Individuen, das sie zu Gegenständen ihrer Darstellung macht, nichts als die Passivität des Schmerzes. Jenes trauernde Königspaar, die weinenden Juden vor Babylon, jenes Leonorenbild, und der Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, das sind lauter Elegien, lauter passive Scenen voll geknickter Reflexion. Es ist durchaus naturgemäß, daß die jetzige Malerei, nachdem die religiösen Themata verbraucht sind, den Völkerschmerz zu erfassen und darzustellen beginnt. Aber man denke sich Rubens' Pinsel für die oben genannten Gestalten und Situationen, so erhält man Tragödien des Menschengeschicks, Figuren, die nicht passiv hinschmachten, sondern wie Shakspeare'sche Helden stürzen. Bendemann hat den glücklichen Griff, das tragische Loos seiner Nation zu malen, aber er ist zu weichlich und zaghaft, um einen zornigen Juden darzustellen; deshalb malt er einen matt zusammengekauerten, wimmernden Propheten. Hätte er nun diese Gestalt einsam auf die Trümmern von Jerusalem hingestellt, ringsum ein melancholisches Dunkel, und nur die

*) Im Novemberheft 1836. Nr. 226—228. u. Nr. 231—233.

Attribute einer Ossian'schen Mondnacht: so wäre die Elegie vollendet, denn die Gestalt seines Jeremias an sich ist meisterhaft und über kleinliche Mäkelei erhaben. Lessing's trauerndes Königspaar ist von dieser Art, und steht um deswillen höher. Aber Bendemann wollte eine dramatische Scene im Jeremiasbilde geben, und hierzu fehlte ihm, wie der ganzen düsseldorfer Schule, der Sinn und die Auffassung eines Rubens. Diese heutigen Maler verstehen, wie gesagt, nur den hinfälligen Schmerz der Elegie. Die Zuthaten zum Jeremiasbilde bezwecken dramatische Effecte, und dazu paßt die Art und Weise nicht, wie der Künstler den Propheten selbst aufgefaßt hat und auch wirklich hinstellt. Bliebe die Richtung der Schule consequent, so führte sie bald zur Monotonie; dies fühlt Bendemann, und deshalb will er seine elegischen Intentionen mit Stoffen und Gestalten bevölkern; allein das Beiwerk zum Jeremiasbilde widerstreitet seiner Hauptabsicht, und in diesem Widerstreite liegt das Verfehlte des Gemäldes.

Eben so untergeordnet ist die Ansicht der gelehrten Dame von **Lessing's Hussitenpredigt**. Sie rühmt mit vielem Eifer und mit eben so vielem Rechte die einzelnen Gestalten und Gruppen, vermißt aber die Erweiterung des Horizontes und den Hinblick auf das Volk. Dieser Mangel läßt das Bild eben an die Genremalerei streifen. Wie der Protestantismus den Begriff der Kirche zu einer bloßen Loge oder einer kleinen isolirten Gemeinde niederdrückt, so treibt hier der Maler sein historisches Tableau in die Enge einer separirten Genrescene, und mit dem Hinblicke auf eine Gesammtheit, mit dem Hintergrunde eines bewegten Volkes fehlt die Großartigkeit der historischen Wirkung. Dies ist die zweite Schwäche der düsseldorfer Schule. Was die Verfasserin der Broschüre vor dem Bilde fühlt, ist alles sehr wahr, aber sie fühlt nur zu wenig, nur Einzelnheiten, es fehlt der Gewinn, den sie aus ihren Anschauungen zu ziehen hätte.

Was sie über das Bild von **Begas**: Heinrich IV. vor dem Papst in Canossa, sagt, gibt den Beweis, daß ihrem guten Willen, historische Erscheinungen aufzufassen, doch aller Geschichtssinn abgeht. Was sie an dem Bilde tadelt, ist alles einzuräumen; die Scene ist fast zu einer ordinairen Komödiantensituation geworden. Aber zu verlangen, der Kaiser solle in seiner Unterwerfung edler erscheinen, der Künstler solle idealisiren, wo ihm die Geschichte nicht nobel genug sei, das hieße die Geschichte corrumpiren und das Historische für zu ordinair halten, um der ästhetischen Vornehmheit einer kritischen Dame zu genügen. Wo hätte Shakspeare einen historischen Charakter idealisirt? Ist die geschichtliche Situation einer künstlerischen Idee nicht entsprechend, so darf man sie nicht um deswillen nobilitiren, wie es Schiller in seinem prüden Idealismus that. Ist der geschichtliche Vorfund nicht edel und der Idee entsprechend, so taugt er überhaupt nicht zur künstlerischen Darstellung. Und dies ist bei dem Bilde von Begas der Fall, die Wahl ist verfehlt. Will man Papst und Kaiser würdig confrontiren, so nehme man einen Helden aus der Reihe der Hohenstaufen und stelle ihn dem angeblichen Stellvertreter Gottes gegenüber; dann ist Wirklichkeit und Idee gleich groß.

Es thut mir leid, daß sich die Meinung, die kleine Schrift sei von einer Dame, durch den Inhalt derselben nicht widerlegen läßt; der Mangel an **zusammenfassendem** Geist und an historischem Sinn ist zu auffallend weiblich. Bedauern müssen wir auch den in der That hülfsbedürftigen Styl, in dem die Schrift verfaßt ist. Die geistreiche Dame sagt, es fehle in Deutschland an jenen causeries, wie sie in Frankreich über Sachen der Kunst, der Politik und in allen Sphären des Lebens anzutreffen. Hier haben wir nun eine deutsche gelehrte Dame mit dem Bedürfniß zu causer; allein ihre Causerien sind in einer weitschweifigen, höchst trödelhaften Sprache abgefaßt, wodurch die Gedanken der Schreiberin sich auf eine üble Weise verschleppen, davon abgesehen, daß ihre Meinungen und Ansichten, auch wenn sie auf das anmuthigste dargestellt wären, doch immer den Mangel an der Kraft der Einigung, an der Consequenz der Schlußfolgen, verrathen würden. Das theilweise Paradoxe in den Anschauungen und die Kühnheit der Urtheile im Einzelnen hat das Publicum sehr angezogen, so daß die Broschüre in kurzer Zeit in Dresden eine zweite Auflage erlebte.

Tscherkassia und Georgina.

(Fortsetzung.)

Abasses erzählte ihnen nun, wie er sein Kind verloren. Die Verwandten hörten ihn mitleidig an, aber des Weibes Thränen flossen so häufig und ihr Schmerz war nicht der bloßer Theilnahme; da sprach der Schwäher in trüber Rückerinnerung: „Auch uns hat ein schweres Geschick getroffen; mein Weib gebar mir zwei Kindlein, einen Knaben und ein Mädchen. Die Zwillinge waren gesund und schön und wir Eltern priesen Gott für den Segen des Hauses. Nach dem heiligen Gebrauche trugen wir die Kindlein zur Taufe in die Kirche; das Mägdlein, welches Du

hier siehst, ward mit dem Namen Georgina, der Sohn aber mit dem Namen Uruß *) geweiht. Da wir nun aber aus den Thoren des heiligen Tempels zurücktraten, krächzte es wild und ängstlich in der Luft, und von dem alten Kirchenthurme erhoben sich in scheuer Flucht die nächtlichen Eulen, wie auch das ganze Heer der Raben und Krähen, und hinter ihnen zogen zwei mächtige Aare, so groß und stark, wie sie das Auge der Väter nie gesehen, und sie jagten das Gesindel vor sich her und schwebten über uns. In dem Augenblicke, wo die Jungfrau, welche auf dem bunten Taufkissen meinen Knaben trug, unter ihnen einherging, schossen sie pfeilschnell nieder, ergriffen mit ihren Krallen das Kissen aus den Händen der erschrockenen Taufzeugen und hoben sich nun mit ihrer Beute dem Sonnenlichte entgegen. Das Leben schwand aus der Menschenbrust, erstarrt standen Alle. Einige schrien: Wunder! Ach, ich empfand es anders, jeden Augenblick, fürchtete ich, würde mein Knabe aus den Fängen der Räuber niederstürzen und zerschmettert zu meinen Füßen liegen. Aber es kam nicht so, anders war es bestimmt, ich habe sein schauriges Ende nicht gesehen, ich habe seine Leiche nicht mit meinen Thränen netzen, sie nicht in die geweihte Erde Gottes senken können. Die Adler werden ihm die freundlichen Augen ausgebohrt, werden sein Blut getrunken haben, und —. Der Schmerz ließ ihn nicht enden; aber Abasses stürzte freudeselig auf seine Kniee, erhob die Hände gen Himmel zum Dankgebet und streckte sie dann den leidenden Anverwandten entgegen. „Weinet nicht mehr," rief er, „der, um den Ihr trauert, lebt und ist gerettet, er athmet in meinem Hause, er ruht an dem Herzen meines Weibes." Die Eltern taumelten auf, sie sanken zu Abasses auf die Knie nieder; Alle beteten vereint zu dem Herrn, obgleich von ihren Lippen kein Laut ertönte, ihre Thränen, ihre Seligkeit war ihr Dank. Jetzt umfaßte das Weib mit heißer Liebe ihre Tochter, die mehr als ein Jahr am Mutterbusen verwaist gewesen; denn sie wußte ja den Sohn gerettet, und als sie nun vernommen, wie Alles geschehen, sprach sie freundlich: „Nicht will ich der Schwester, der Beraubten, den Wiedergefundenen nehmen, genügt mir doch, daß er gerettet, daß er lebt, daß ich ihn in weichen Händen weiß. Auch in der Ferne will ich ihn lieben; wir wollen oft zu einander wandeln, uns des Glückes freuen, welches wir besitzen, und gläubig hoffen, daß auch Euer Kind so wunderbar gerettet werde, wie das meinige."

*) Uruß ist der Name, mit dem die Tscherkassen früher die Russen bezeichneten.

So vergingen Jahre; die Kinder waren erwachsen, Georgina war eine Wunderblüthe der Schönheit und des Liebreizes geworden, und diese Gaben eines gütigen Geschickes wurden noch durch ihren kindlichen Frohsinn erhöht. Sie liebte zärtlich ihren Bruder, aber sie begriff sein Walten und seine Wünsche nicht; sie schalt ihn lieblos, wenn er ungeduldig wurde, neben ihr Blüthenkränze zu winden, und sie konnte nicht begreifen, was er suchte im finstern Walde oder auf Bergeshöhen, denn die ruhelose Sehnsucht des Lebens hatte sie noch nicht aufgeschreckt; in ihrem Herzen war noch der Friede der entflohenen Kindertage. Anders war es mit Uruß, er war groß und stark geworden, seine Brust gewölbt, seine Schultern breit und seines Armes Sehnen schwellte die Kraft. Karlik war klein und unschön geblieben, seine tief gebräunte Haut war gefurcht, dagegen seine Gestalt gedrungen, und was er einmal feindlich mit seinen Armen und Händen umfaßte, war dem Untergange geweiht. Ueber beide Jünglinge, die sich nicht liebten, nicht lieben konnten, schienen wunderbare Mächte zu herrschen. War Uruß abwesend, so zogen die Aare von dannen und geleiteten ihn überall auf seinen Wegen; wenn er dann zurückkehrte, war er kräftiger, schöner, herrlicher anzusehen, und seinem Geiste hatten sich neue Begriffe, lichtere Ansichten entwickelt. Karlik schlich des Nachts von seinem Lager, horchte an den Kreuzwegen oder an den Abgründen, in welchen verunglückte Wanderer moderten, und kündete dann am Morgen, was die Zukunft Böses bringen werde; mit grausenhafter Wahrheit trafen seine Worte ein. Sogar die Tageszeiten hatten auf diese Jünglinge Einfluß: Uruß gewann an Kraft, wenn das helle Licht der Sonne über die Erde leuchtete; dagegen Karlik in ihren Strahlen erlahmte und in ihrem Scheine gleich einem Siechen umherschlich, aber wenn der Halbmond auf ihn niedersah, war er von einer fürchterlichen Stärke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Ein englischer Besuch und ein Besuch unter dem Mikroskop.]

In einer hypochondrischen Stunde faßte ich plötzlich den Vorsatz, ein Tagebuch über die berliner Ereignisse zu führen, blos damit ich künftig desto besser sähe, wie nichtig alles dasjenige ist, was im ersten Augenblick für wichtig, wenigstens für das Wichtigste des Tages gilt. Für den Augenblick war dies in einer gewissen Sphäre der britische Marquis L.........., der sich eine Zeit lang hier aufgehalten und den Mittelpunkt

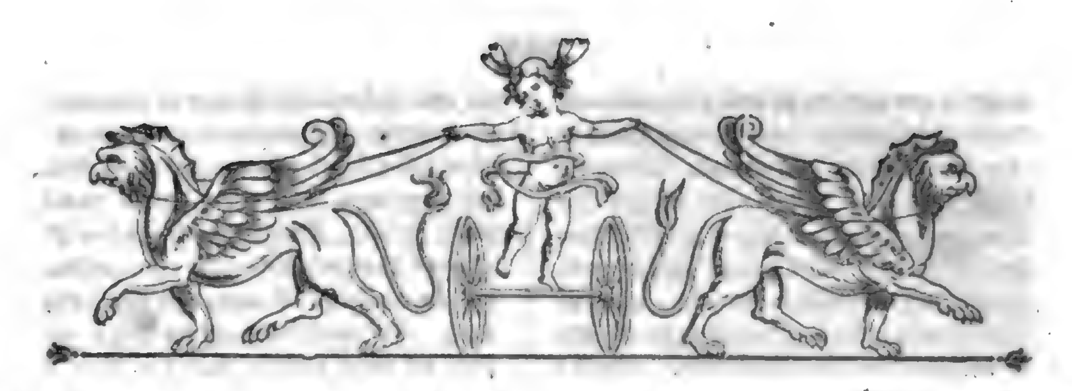
des Interesses der höhern Stände gebildet hat. Es scheint, daß die Insulaner niemals recht auf dem Continent zu Hause sein werden, wenigstens hat der edle Marquis, wenn man den vielfachen Anekdoten, die über ihn im Umlauf sind, Glauben schenken will, sich so fremdartig bei uns betragen, als ob er ein Mondbewohner sei. Alles erzählt von seinen naiven Aeußerungen, Antworten und Handlungen. Unsere Tory-Partei hatte sich darauf gefreut, mit diesem Hoch-Tory stolz thun zu können, und ihn als ein Muster urbaner Sitten aufzustellen, vorzüglich in Vergleich zum Lord D....., der vor einigen Jahren hier war und sich durch eine gewisse Nachlässigkeit gegen Personen des höchsten Ranges bemerkbar machte. Bei ihm schrieb man dies dem Umstande zu, daß er ein Whig sei und mithin aus politischen Grundsätzen sich dieser Nichtachtung des Standes und Ranges befleißige. Es war aber gewiß nur englische Art und Weise überhaupt, der es anliebt, einen Besuch auf dem Continent ungefähr so zu betrachten, wie wenn große Herren sich einmal ein ländliches Vergnügen machen, wobei sie die feinen Sitten mit der Ungezwungenheit des Naturlebens vertauschen. Denn der Marquis L.......... war in gedachter Beziehung ein drei- und siebenfach ärgerer Whig als Lord D..... Dem letztern hatte man es, und mit Recht, schwer übelgenommen, daß er zu einem Diner bei einer hohen Person in Potsdam eine Viertelstunde zu spät kam, ohne darüber im Mindesten in Verlegenheit zu sein. Marquis L.......... aber machte es noch ganz anders; er kam in demselben Kreise, wie man erzählt, anderthalb Stunden zu spät, so daß alles theils betreten, theils höchst verdrießlich über ihn wurde. Dessen ungeachtet fühlte sich der Gast nicht im mindesten in Verlegenheit und äußerte ganz unbefangen: „Er habe noch keinen Hunger gehabt.“ Diese Antwort mag im ächtenglischen Tory-Styl abgefaßt sein; und was will man dawider haben? Ländlich! Sittlich! Zuletzt ist es doch auch wohl höflicher, daß man einen Gast nicht wider seinen Willen und Appetit zum Essen nöthigt, sondern abwartet, bis es ihm gefällig ist zu speisen. Wir wissen nur nicht, ob diese Sitte in Alt-England herrscht, so daß jeder Wirth mit dem Mittagsessen bereit ist, wenn der Gast Appetit hat, und folglich für jeden Gast die Suppe zu einer andern Stunde aufgetragen wird. — Marquis L.......... war gegen das weibliche Geschlecht nicht eben befangener als in Bezug auf Rang und Standesverhältnisse. Die Damen wußten nicht viel von seiner Courtoisie zu rühmen; im Gegentheil erzählt man schreckliche Verbrechen von dem edlen Lord, die ich, da ich nicht für einen Verläumder gelten will, sämmtlich nicht zu glauben erkläre. Wundershalber setze ich's aber doch hier in mein Tagebuch, was das Gerücht alles erfinden kann. So sagt es: er habe einer Dame gegenüber, die wunderschönes schwarzes Haar hatte, behauptet, blondes sei das schönste von allen. Daß ihr Blick ihm die Suppe nicht vergiftete, hat wohl nicht an ihr gelegen. Eben so wenig lag es wohl in dem Willen einer andern Schönen, daß sie ihre kleinen Zähnchen nicht zu einem Biß gegen den großbritannischen Lord angesetzt hat, dafür, daß er behauptete, auf dem ganzen Continent sei keine einzige Reihe weißer gesunder Zähne anzutreffen. Ich könnte noch zehn Dutzend Geschichten anführen, die nächst der Sontag hier das größte Aufsehen gemacht haben, allein ich glaube, die mitgetheilten reichen hin, um zu zeigen, daß die politische Stellung der Tory-Partei bei uns sehr gefährdet ist, und ein Ministerium Wellington oder Peel jetzt noch ungleich weniger Chancen hat als vor vier Wochen. Es dürfte dem Lord L.........., vielleicht bald leid thun, daß er Zeit, Zähne und Haar auf dem Continent nicht mit mehr Respect behandelt hat!

Es ist heut so reizendes Frühlingswetter, daß ich statt aller sonstigen bittern Bemerkungen lieber eine Frühlingsphantasie dichten und in mein Tagebuch setzen will. Ich rede hier nicht von einem griechischen, neapolitanischen oder auch nur deutschen Frühling, sondern von einem lappländischen, den wir dieses Jahr der Seltenheit wegen verschrieben haben, wenn ihn uns nicht, wie einige wissen wollen, der zu Constanz verstorbene Oberst Gustavson, der ihn noch aus Schweden mitgenommen, vermacht und in frischem Alpenschnee embalsirt überschickt hat.

Allein ich merke es alle Tage mehr, daß ich von Hypochondrie geplagt bin, und mein Tagebuch wird der Welt ein trauriges Zeichen davon abgeben. Da mir die lappländische Frühlingsluft doch im Grunde weniger zusagt, so lege ich mich aus Traurigkeit auf das Studium der Naturgeschichte. Mit Bertuch's Bilderbuch habe ich in meiner Jugend den Anfang gemacht, und weil ich mich immer am Großen zu erheben suchte, mich besonders an dem großen Floh erfreut, der daselbst, durch das Mikroskop gezeichnet, abgebildet war. Es schien mir daher am dienlichsten, meinen neuen Weg durch das weite Gebiet der Natur auch jetzt wieder mit mikroskopischen Studien anzufangen, um so nach und nach vom Kleinsten zum Größten überzugehen. Nichts war mir dazu willkommener, als daß ich in den Zeitungen las, Herr C. Schuh beginne seine Vorstellungen mit dem Hydrooxygengas-Mikroscop aufs Neue. Ich abonnirte mich sogleich auf einen Cyklus seines Praktikums, und da ich gestern der ersten Vorlesung beigewohnt, trage ich am besten gleich in mein Tagebuch ein, was ich davon behalten habe. Sehr sinnvoll eröffnete sich die Sache wie der Anfang der Welt und aller Wissenschaften (vielleicht auch deren Ende) mit einer chaotischen Finsterniß. Ich tappte mich als ein eifriger Schüler durch den dunklen Hörsaal bis zu einem möglichst vortheilhaften Platze hin. Eben wollte ich mich niedersetzen, als mich ein leichtes weibliches Ach erschreckte, und ich gewahr wurde, daß ich einer Dame auf den Fuß trat, die indessen so gefällig war, mir einen Platz neben sich einzuräumen. Man wird mir's vergeben, daß ich sie nicht gesehen hatte; hätte der Professor sie unters Mikroskop gebracht, so würde ich sie nicht übersehen haben, aber auf etwas anderes kann ein lernbegieriger Student an so heiligem Orte seine Aufmerksamkeit nicht wenden. Doch kann ich nicht läugnen, es war mir lieb, daß wir ein wenig eng saßen, und ich neben den ernsten wissenschaftlichen Studien doch noch die kleine Annehmlichkeit genoß, dann und wann an den seidenen Mantel der muthmaßlich sehr schönen jungen Dame (denn sehen konnte man noch immer nichts in der ägyptischen Finsterniß) hinzustreifen. Plötzlich sprach der gelehrte Physiker: „Es werde Licht!“ Ein heller Kreis malte sich auf der gegenüberstehenden weißen Wand ab, und in uns allen regte sich jetzt die Erwartung aufs Höchste. „Ich werde mit Gegenständen aus dem Pflanzenreiche beginnen,“ hub der Professor an, und die Dame neben mir rief frohlockend: „Ah! Blumen! — Mein Gott was ist das,“ setzte sie plötzlich erschrocken hinzu, als sie auf der weißen Wand eine große graue Masse mit riesenhaften Poren, Geäder und Geflecht erscheinen sah, die eher wie eine Scheibe aus einem mächtigen verfaulten Eichstamm als wie etwas Blumenartiges aussah. „Der Durchschnitt eines Rosenstiels,“ sprach der Professor kalt, und meine schöne Nachbarin wurde so verdutzt über diesen Anfang ihrer naturwissenschaftlichen Studien, daß sie, glaube ich, auf der Stelle wieder umgedreht wäre, wenn sie so leicht an mir hätte vorbeikommen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, gedruckt bei J. P. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 87. — den 5. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Tscherkassia und Georgina.

(Fortsetzung.)

Tief in dem Schooße der Erde ist das Reich der Unterirdischen; es ist das Land der Lüge und des Truges, Alles ist dort unwahr, Alles falsch. An dem grauen Felsendome, der sich über dieses Gebiet des Fluches wölbt, schwebt eine Sonne, aber sie wandelt nicht, ein belebtes Weltall, einher; sie steigt nicht am Morgen empor, sie sinkt nicht am Abend nieder; ihre Strahlen wärmen und beleben nicht jene Erde, rufen nicht den grünen Halm, nicht die duftende Blume hervor, denn dieses Scheinbild des höchsten Lichtes ist nur ein kalter Stein, ein riesiger Demant. Die Jahreszeiten wechseln hier nicht, es kommt kein Frühling, kein sengender Sommer, kein fruchtreicher Herbst, kein Winter; den grauen Felsboden verhüllt kein Moos, kein Schnee, und wer in seine Tiefe dringt, findet keine labende Frucht, keine nährende Wurzel, nur blinkendes Gold. Die Bewohner dieses Reiches sind die Nachkommen von denjenigen, die einst von dem Herrn abgefallen. Ihr Leben ist mehr als das der Pflanze, und weniger als das des Thieres; in ihrer Brust schlägt kein Herz, sie wandeln umher ohne Seele, und nur Tücke und Bosheit gibt den Blödsinnigen eine Geisteskraft, die wir nur von der Tugend erhalten. Mit der unbefriedigten Sehnsucht nach dem Lichte tragen sie gern ihre Lieblingskinder auf die Oberfläche der Erde und vertauschen sie mit edleren Gestalten; aber immer nur sind es jene Gegenden, wo sich Berg und Thäler einen, in welchen sie dieses Unwesen treiben; weit, weit von ihrem Reiche heben sie noch jetzt ihre Nachkommen hinauf in jenes Land, das einst die Allobroger bewohnten. In diesem Trauerreiche war die arme Tscherkassia eingekerkert; von diesen Dämonen, die hart und kalt, wie der Fels, auf dem sie wandelten, deshalb auch Kamenniki, Steinmenschen, genannt werden, war sie umgeben. Ihre Kindheit sah nicht das freundliche Licht des Tages, sah keine Mutter, keine Freudenthräne, hörte keinen Menschenlaut, kein frommes Gebet! Dennoch kam auch über sie das Licht Gottes, dennoch erwachte sie zum Bewußtsein und wußte, was ihr geschehen; wie wir Gott ahnen, wie wir auf eine schönere Welt, unsere Heimath, hoffen, so glaubte auch sie an unsere Lichterde, so wußte sie, daß im Glanze des Tages theure Lieben ihrer mit schmerzlicher Sehnsucht gedachten. Vor feindlichen Mächten schützte sie das heilige Kreuz, welches Mutterliebe ihr umgehangen, und wenn auch dieses nicht gewesen wäre, die Bösen können die Unschuld wohl quälen, aber über ihr reines Seelenleben haben sie keine Macht. Als nun die Jahre vergingen und ihr Leben in dieser verödeten Einsamkeit immer schmerzlicher wurde, trat in jenen Stunden, wo die Gnomen um ihre Scheinsonne einen dunklen Trauerflor zogen, um eine erlogene Nacht herbeizuführen, ein Wesen an ihr Lager und flüsterte mit weichen besänftigenden Lauten milde Worte und zeigte ihr in Nebelbildern die Welt, das freundliche Abendroth, die Sternenheere des Himmels

und Gestalten so lieb und hold wie sie selbst; aber mit dem Beginn des Tages entschwand sie, und nimmer gelang es Tscherkassia, die holde Trösterin zu erschauen. „Wer bist Du, Beseligende?“ fragte die Jungfrau, als zwischen Wachen und Schlummer sie wieder das Nahen der Geweihten fühlte. „Ich bin die notschnaja Bogina,“ erwiederte die Unsichtbare, „ich tröste die Menschen dort oben, wie Dich hier unten. Ich vermag nicht alle Wunden zu heilen, aber ich lindere sie mit dem Thau meiner Thränen. Nimmer wird Dein Auge mich erblicken, dennoch werd' ich Dir treu sein und Dich umgeben, bis der letzte Schlaf Dich ganz in meine Arme legt.“ Und wie sie dies gesprochen, hatten sich Tscherkassia's Augen geschlossen, und die freundliche Traumwelt trat vor ihre Seele.

Uruß war spät von der Jagd zurückgekehrt; ermüdet warf er sich am Geisterbrunnen nieder. Die Nacht war bereits eingetreten, die Sternenwelten leuchteten auf ihn nieder; drinnen in der Hütte schlief schon Alles sanft und ruhig. Da umhauchten ihn plötzlich sanfte Töne; es war eine Klage, aber so weich, so duldend, so gottergeben, wie er sie auf Erden noch nie vernommen. Alles um ihn war Ruhe; Friede lag auf dem Weltall, und nur diese Laute bebten fort in heiliger Verklärung und riefen Gefühle in ihm hervor, welche ihm bis jetzt unbekannt gewesen. Er blickte zu den leuchtenden Silbersternen empor: von dort muß diese Stimme niederwandeln, von den Lippen der Engelreinen, aus den Regionen der Verklärung niedersinken. Aber als er ferner lauschte, war es ihm, als ob der Gesang aus der Tiefe halle, von da her, wo die Sünde haust. Nun erinnerte er sich der Sage von der Verlorenen, er beugte sich weit über den Rand des Brunnens und rief ihren Namen, und es war ihm, als ob die Stimme antwortete und der Gesang weniger schmerzlich klage; da schloß sich sein Auge, aber im Schlummer zitterten die Klänge fort, und dieselbe Gottheit, welche Tscherkassia getröstet, brachte vor seinen Seelenblick das Bild einer Jungfrau, so schön, wie er sie auf Erden noch nie gesehen hatte.

Es war bereits Morgen; Uruß stand noch immer wie ein Träumender vor dem Zauberbrunnen und starrte in dessen finstern Abgrund. Er sollte die Schwester zu ihren Eltern heimgeleiten, aber Georgina harrte vergebens, der Bruder sah und hörte nicht; endlich rief Karlik's Hohn ihn ins Leben zurück und mit verborgenem Schmerze pilgerte er von dannen. In einem finstern Bergwalde rasteten am Mittage die Geschwister, vergebens suchte Georgina mit ihren Scherzen den Bruder zu erheitern, er war sanfter, freundlicher als gewöhnlich, und dennoch sonderbar verändert; sein Auge, statt wie ehedem der Wohnung der Eltern entgegen zu eilen, blickte sehnend nach der verlassenen Stätte zurück. Plötzlich schaute aus dem Dickicht ein unbekannter Wanderer hervor; in dem tiefgebräunten Antlitz lag eine sonderbare Mischung von Kindlichkeit und wildem Trotz. Der Fremdling hatte den Bogen gespannt und den Pfeil auf Uruß angelegt, aber sein Auge sah nicht nach Diesem, sondern nur nach Georgina, welche, mitten in ihrem frohen Geschwätz verstummt, sich scheu hinter Uruß verborgen hatte. Dem Unbekannten entfiel der Bogen, er trat näher und setzte sich ohne Gruß neben die Wanderer, die er mit sonderbaren Blicken musterte. Jetzt fiel sein Blick auf den reichen Dolch, welchen Uruß im Gürtel trug. „Gib mir die Waffe,“ sprach er zu Uruß. Dieser reichte ihm unverweigert den Stahl. Ohne Dank, fast mit Verachtung, nahm der Fremdling die Gabe und forderte nun auch Bogen und Pfeil. Uruß schüttelte versagend das Haupt; da flammte die Röthe des wilden Zornes in dem Angesichte des Jünglings auf, wuthentbrannt stürzte er sich mit dem eben erhaltenen Stahl auf Uruß, doch eh' er die tödtliche Wehr gegen ihn niedersenken konnte, hatte Uruß den Frevler mit kräftigen Armen ergriffen, ihm den Dolch entwandt und denselben in das Dickicht geschleudert. Waffenlos stand der Besiegte mit finsterm Trotze vor Uruß, aber auch Georgina hatte bei der Gefahr, welche den Bruder bedrohte, ihre Mädchenfurcht vergessen, sie schlug mit ihren kleinen Händen auf den Unfriedlichen los und schalt ihn mit geläufiger Zunge. Er duldete die Schmach von weiblichen Händen und fragte verwundert: „Warum schlägst Du mich, Jungfrau, hab' ich Dir doch nichts Böses gethan?“ — „Frevler!“ rief die Kleine, „hast Du mir doch den Bruder erschlagen wollen!“ — „Er ist Dein Bruder?“ wiederholte der Fremdling mit freundlichem Tone, und setzte sich nun ruhig, als wäre nichts vorgefallen, zu der Jungfrau Füßen. „Und wer bist Du?“ fragte Uruß. — „Ich bin Inal*), der Bergräuber,“ erwiederte er mit Stolz. — Georgina schrie laut auf: „Schämst Du Dich nicht, dies selbst zu bekennen?“ — „Schämen?“ fragte Inal, „bin ich doch ein freier Mann, „der sein Glück mit den Waffen erringt. Sind mir doch alle Feige und Schwächlinge unterthan, und leg' ich mich des Abends doch nie nieder, ohne daß, was ich bedurfte, erraubt, erfiegt,

*) Von Inal leiten die Fürsten der Tscherkassen ihre Abkunft her.

erkämpft zu haben.“ — „Und hast Du keine Eltern, keine Schwestern, die sich nach Dir sehnen?“ forschte Georgina weiter. — „Wohl hab' ich sie,“ entgegnete der junge Räuber, „aber ich lebte bei ihnen so still und friedlich, daß das Blut in meinen Adern stockte und meine Waffen rostig wurden; ich sollte essen, wenn sie hungrig waren, sollte ruhen, wenn sie schlafen wollten, sollte mich der fremden Willkür beugen und gehorchen lernen, wo ich gebieten wollte; darum ließ ich Alles, um frei sein zu dürfen. Jetzt ist die Felsengrotte mein Schlafgemach, dieser Wald mein Beutezelt und jeder Wanderer, der hier durchschreitet, mir zinspflichtig.“ — Mit unverhohlenem Widerwillen stand Georgina auf und bat den Bruder: „Uruß, laß uns weiter ziehen.“ — „Ich folge Euch,“ rief Inal rasch. — „Nimmermehr!“ schrie die Jungfrau heftig, „Du bist mir entsetzlich. Ich verabscheue Dich.“ — Da erbleichte des Jünglings Wange, Zorn und Schmerz glühten in seinem Auge, er biß die Lippe blutig und antwortete finster: „Dennoch folge ich Dir.“ — „Nimmermehr!“ wiederholte die Jungfrau muthiger, „Du würdest den Frieden aus unserer Hütte bannen, die Schwachen und Wehrlosen mißhandeln. Hast Du mir doch den Bruder erschlagen wollen.“ — Da gelobte der Jüngling mit Inbrunst: „Die Häupter Deiner Lieben sollen mir heilig sein, ich will der Blutfreund Deines Bruders werden, sein Blut soll mir theurer sein als das, welches aus meinem Herzen quillt. Auch will ich fromm und sanft werden, will für Dich die schönsten Lämmer aus fremden Heerden stehlen, den fahrenden Handelsmännern das Köstlichste ihrer Schätze rauben, um Deine Reize zu schmücken, wenn Du mir nur vergönnst, der Schwelle Deiner Wohnung nahen zu dürfen.“ — Aber je mehr der Jüngling bat, desto härter wurde die Jungfrau. Sie wandte dem Flehenden ohne Antwort den Rücken und beeilte sich, mit Uruß den Ort zu verlassen. Doch der Räuber warf sich ihr in den Weg, zerbrach Bogen und Pfeil, umklammerte ihre Knie und flehte immer dringender: „Stoß mich nicht von Dir; Dir will ich gehorsam sein, entsagen meinem freien Willen, entsagen meiner heiligen Freiheit. Ich will keinen Gedanken fassen, den Du nicht erst erlaubt hast, meine Seele soll Dir gehören, mein Körper Dein eigen sein.“ Uruß sah mit Mitleid auf den gedemüthigten Jüngling, er verstand ihn; auch Georgina's Zorn verschwand bei diesem Gelübde und sie erwiederte mit falscher Ruhe: „Auf diese Bedingung magst Du uns aus der Ferne folgen.“ — Inal küßte den Fuß der Herrin und war so der erste Leibeigene dieses Landes.

Uruß hatte kaum die Augen seiner Eltern geküßt, als er auch schon wieder ruhelos zurückkehrte. Der junge Räuber aber that, wie er gelobt hatte. Er wurde des Hauses thätigster Diener, gehorchte Georgina's leisesten Winken; aber gegen Andere blieb er wild und störrisch, und die alte Gier auf Raub und Beute, die Lust, im Waldes- und im Felsendunkel zu lauern, konnte er nur mühsam bezwingen.

Der Abend war niedergesunken, als Uruß nahe der Heimath war; die voranziehenden Aare schwebten bereits über dem Bereiche des friedlichen Thales, da holte er einen greisen Wanderer ein, der unter schwerer Bürde keuchte und dessen Kräfte fast erschöpft waren. Der alte Pilger forschte ängstlich nach einer nächtlichen Ruhestätte, da die Schatten der Berge immer näher traten. Mitleidig führte Uruß den Greis in die Wohnung der Pflegeeltern. Abasses und sein Weib empfingen freundlich den Alten und theilten Brot und Salz mit ihm. Als sie nun nach geendetem Mahle mit dem Gastfreunde traulich vor der Hütte saßen, fragte Abasses den Wanderer: „Was ist es, daß Dich am späten Abend Deines Lebens hinaustrieb in die unbekannten Fernen und Dir Lasten aufbürdete in den Jahren, wo der Mensch sich selbst kaum noch tragen kann?“ — Der Alte strich sich das Haar aus dem tiefgefurchten Gesichte und erwiederte mit matter Stimme: „Ich bin ein armer höchst bedrängter Mann. Ich habe daheim kaum des Landes so viel, als ein rüstiger Mann in einem Tage umschreiten kann, des Goldes habe ich nur sechzehn Griwen, des Silbers nur vierzig, und an Mordki*) nur hundert und zwanzig. Und dennoch habe ich, um dieses Wenige zu erlangen, mein ganzes Leben durch gespart und gedarbt, nie meinem Körper eine Pflege, meinem Geiste eine Freude angethan. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Der Floh en gros, frische Austern, frische Sänger.]

Das Bild verwandelte sich, und wir sahen dem Anscheine nach ein mächtig großes Schurzfell, welches aber aus einem grauen Drahtgeflecht bestand. Genau betrachtet schien es ein Stück aus einem alten Panzerhemd zu sein; jedoch der Professor erklärte es für ein ganz kleines Segment eines jungen skelettirten Eichenblattes. Dies behagte meiner Schönen schon besser. Der Professor docirte dazu: „Dies, meine geehrte Versammlung, ist ein Kunstgewebe der Natur, ich werde Ihnen jetzt zum Vergleich eins von menschlicher Hand zeigen. Ein Stückchen der feinsten brüsseler Kanten sollen Sie zu sehen bekommen.“ „Das muß allerliebst sein!“ rief meine kleine

*) Mordki, Marderschnauzen, die erste lederne Münze in Rußland.

Nachbarin unwillkürlich halblaut vor Vergnügen, daß nun die widerwärtigen Gegenstände ein Ende haben sollten. Plötzlich aber schrie sie auf: „Ach Gott, das ist fürchterlich!" Ich warf einen Blick auf die weiße Wand, und erschrak gleichfalls über das Ungethüm, das ich an demselben entdeckte. Das Schreckliche war eben, daß man nicht recht wußte, was der Professor statt der versprochenen Kanten untergeschoben hatte, allein es sah aus, als hätte sich eine Anzahl zottiger, armdicker Schlangen in ellen Knoten durcheinander gewunden, und wären so erstarrt. Die Kleine hing mit gespannten Blicken und halb offnen Munde an der Erscheinung. Wie vom Donner gerührt war sie, als der Professor mit lispelnder Stimme sagte: „Dies ist die feinste brüsseler Spitze; die Vergrößerung ist aber so stark, daß man nur einige Maschen sehen kann." Darauf waren wir alle nicht gefaßt; das junge Mädchen warf einen Blick des Grauens auf ihre Halskrause, als dächte sie: „Allmächtiger Himmel, ist es denn wahr, daß mein armes Hälschen in einem solchen Chaos erstarrter Riesenschlangen steckt?" Sie wurde ganz unruhig, und ich merkte, daß sie eigentlich darauf dachte, den unheimlichen Saal zu verlassen. Da mir ihre seidenrauschende Nachbarschaft aber eine sehr angenehme war, und mich gewissermaaßen mit einem electrischen Fluidum durchströmte, so suchte ich sie durch einige Bemerkungen zu beruhigen, welches mir auch gelang. „Ein Glück," sagte ich, „daß unser Auge kein Mikroskop ist, wir selbst würden uns sonst als die größten Ungeheuer erscheinen, ja nicht einmal unsere zartesten Schönheiten könnten wir ohne Grausen betrachten; so z. B. sieht ein Stückchen von der weichsten und zartesten Haut wie eine Quadratelle vom Brustpanzer eines Lindwurmes aus, und wir müßten uns, da wir doch darin stecken, für gepanzerte Drachen halten. Für diese passen solche Halskrausen aus geflochtenen Ankertauen sehr gut." Die Kleine lächelte, wie ich bei einem Blitz des glühenden Kalkes im Instrument wahrnehmen konnte, recht graziös und ließ es sich gefallen, der Sache noch ein wenig zuzuschauen, zumal da jetzt an Schmetterlingsstaub, zarten Flugeldecken und ähnlichem ein ganz harmloses Ergetzen Statt finden konnte. Auch schien es ihr Freude zu machen, zu sehen, was ein abdampfender Tropfen Salmiak für Riesenschwerter und Speere, als welche die Krystallnadeln erschienen, ansetzte und zuckend bewegte. Inzwischen sah ich sie unter ihrem seidenen Mantel etwas unruhig werden; sie rückte hin und her: „Ein Floh," sprach gerade in diesem Augenblick der Professor, und an der Wand erschien das Bild eines sieben Fuß langen, geharnischten Ungeheuers. Einen Blick darauf werfen, einen lauten Schrei thun und zugleich wie gerissen vom Stuhl aufspringen, war für die kleine Dame die Sache eines Momentes. Zugleich drängte sie so ungestüm gegen mich, weil sie flüchten wollte, daß ich beinah gewichen wäre. Wir konnten aber alle weichen, denn der Professor erklärte die Vorstellung für geschlossen, und versprach uns fürs nächste Mal eine Wanze. Die Zuschauer drängten sich aus dem Saale (meine kleine Nachbarin am allereiligsten) und ich fühlte sie neben mir am ganzen Leibe zittern.

Ich kann diesem Blatt meines Tagebuches nichts weiter hinzusetzen, als daß ganz Berlin jetzt höchst eifrig die hydrooxygengas-mikroskopischen Vorstellungen besucht, und keine Dame sich vor einem Floh oder einer Wanze fürchtet und wäre ein Elephant eine Mücke dagegen.

Um nicht vom Wetter und von der Politik zu sprechen, fällt mir ein, daß eben ein Transport großer holsteinischer Präsent-Austern in der Königsstraße angekommen, bei Cerf am Königsmarkt aber ein Transport frischer Sänger. Ich hätte lieber die erstern gekostet als die letztern, wovon ich von zweien eine Probe genossen, um die Hypochondrie zu vertreiben, nämlich von Herrn Rott, einem Basso-Busso, und Madam Pollert, einer schönen Sopranistin, die uns aus dem hohen Norden, nämlich aus Petersburg, hierher geschneit ist.

Ich will nicht sagen, daß ich an den Künstlern keinen Geschmack gefunden hätte, aber an den Austern würde ich mehr gefunden haben, indem ich diese für untadelhaft, jene nicht für unbedingt vollkommen halte. Das Publikum hat Herrn Rott als Basso-Busso in verschiedentlichen Rollen sehr angenehm gefunden, und Madam Pollert erhielt als Julie in den Capuletti, und als Zerline in Fra-Diavolo sehr lebhaften Beifall. Ob in der erstern Rolle, weil sie sich so gut anzieht, und in der zweiten, weil sie sich so gut auszieht, lasse ich unentschieden. Außer Zweifel aber scheint mir's zu sein, daß beides eine Rolle mitspielt, beim Erfolg dieser Sängerin. Denn wo wäre jetzt überhaupt wohl Gesang ohne Toilette, ja die Gesangkunst selbst ist mehr oder weniger zu einer Toilettenkunst geworden. —

Ich muß gestern wirklich recht melancholisch gewesen sein, da ich theatralische Notizen, vor denen ich einen wahrhaften Abscheu hege, in mein Tagebuch eingetragen habe. Wenn ich nur darauf schwören dürfte, es niemals wieder zu thun! Wer will mich aber vor diesem Uebel retten?

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Wordsworth].

Der Hamburger Correspondent berichtet, daß Wordsworth nach Italien reise und England bereits verlassen habe. Wir müssen aber vermuthen, daß dies nicht der alte Dichter Wordsworth ist, sondern sein Sohn. Der greise Poet lebt als ein Siebziger auf seinem Landsitz am Ufer des schönen Sees, der seiner lyrischen Dichterschule den Namen lake-school, der Seeschule, gegeben hat. Diese Schule hat viel Verwandtschaftliches mit unserer weiland romantischen Schule.

[Die Grippe.]

Man macht in London nachträglich die Bemerkung, daß die Grippe niemals einen Wahnsinnigen befallen hat. In dem großen Narrenhause lagen alle Wächter, Geschäftsführer und Arbeiter an der Grippe danieder, während die geistig Gestörten ohne Ausnahme frei blieben. Wenn mir recht ist, so gilt die Narrheit überhaupt für ein probates Mittel gegen die meisten sonstigen Krankheiten. Wer ein absoluter Narr ist, bleibt auch gegen alle sonstigen kleinen Thorheiten und menschlichen Hinfälligkeiten gesichert.

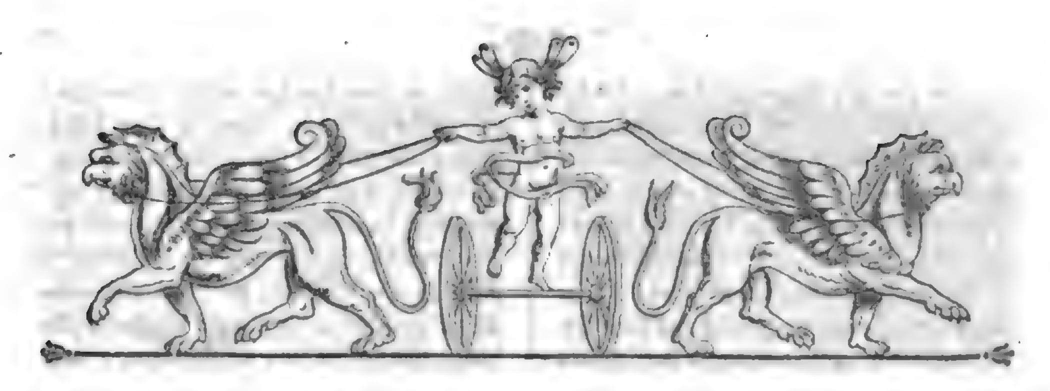
[Goethe's Lili.]

Wir berichteten aus dem hamburger Correspondenten, daß Goethe's Lili, angeblich eine Gräfin Bernstorf, geb. Gräfin Stollberg, ihren Briefwechsel mit dem jugendlichen Dichter herausgeben werde. Dies muß mit einer Mystification zusammenhängen, denn jetzt macht ein Graf Bernstorf in Holstein bekannt, daß seine Mutter, die einzige Gräfin Bernstorf-Stollberg, den Dichter nur aus seinen Werken kenne, mithin an eine Identität derselben mit jener Goethe'schen Jugendgeliebten nicht zu denken sei.

[Für die lyoner Armen.]

Den 10. April waren in den Bureaux der Presse in Paris zum Besten der brotlosen lyoner Arbeiter bereits 30,639 Francs gezeichnet. Der pariser Rothschild allein steuerte zur Collecte 1000 Fr. bei, die Gebrüder Schickler nur 300 Fr.

Leipzig, gedruckt bei J. P. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 88. — den 6. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Politik und Armuth.

Wenn wir Kinder dieser Zeit uns für cultivirte Menschen halten, und gleichwohl mitten im Schooße unserer Gesellschaft mancherlei ausgemachte Barbareien wie unsere Lieblinge pflegen und großziehen: so steht es schlecht mit unserer gerühmten Cultur. Und wenn wir glauben, wir seien echt christliche Völker, und doch das Joch der Knechtschaft Einzelner unter uns dulden, diese mögen Sklaven oder Juden heißen: so steht es schlecht mit unserm Christenthum. Es gibt keine Freiheit der Völker, wenn unter ihnen auch nur eines Ketten trägt, es gibt keine Freiheit im Staate, wenn von Tausenden je Einer gebückt einherschleicht. Wohl weiß ich, daß weder ein Volk noch ein Einzelner äußerlich frei sein kann, wenn es ihm an der moralischen Freiheit gebricht. Nur aus dieser erwächst die Freiheit des ganzen Daseins, das lehrt die Geschichte aller Zeiten. Wo das Bewußtsein nicht reif war, da fehlte auch die Berechtigung zum Freisein und das Gelingen beim Versuch. Und so ist es auch in der bürgerlichen Gesellschaft mit dem Einzelnen. Nur die moralische Freiheit macht wirklich frei, das Laster knechtet. Sehen wir aber in unseren Zeitläuften das Laster um sich greifen, die Verbrechen sich häufen, so fragt es sich, ob Laster und Verbrechen der Pest gleichen, die von außen, von fernher, kommt und über die Länderstriche hinfährt, oder ob es Symptome unserer eigenen eingewohnten Krankheit sind. Es fragt sich, ob die Unmoralität, die sich in der Gesellschaft in aufsteigender Linie äußert, die Ursache oder die Wirkung von Uebeln ist. Hierum dreht sich die ganze Moral und die ganze Politik der Zeit. Um den Sitz des Uebels unbekümmert, nur die Aeußerungen der Krankheit stopfen und an den offenen Schäden herumschneiden, ist jedenfalls eine schlechte Quacksalberei, in der Moral wie in der Politik. Wenn wir den Dieb hängen und die menschliche Gesellschaft doch nicht befreien können von den Motiven zu ganz denselben Zufluchtssünden, so sind wir nur juristische Quacksalber; die Säfte und der Blutumlauf bleiben schlecht, wir mögen mit dem heißen Eisen die Wunde noch so sehr ausbrennen.

In der steigenden Armuth liegt der Grund der steigenden Unmoralität. Trachtet zuerst nach dem Himmelreich! — ist ein Satz, den die Praxis und die Philosophie widerlegt haben. Trachtet vielmehr nach dem Erdenreich, der Himmel wird sich euch schon eröffnen; suchet erst Fuß zu fassen auf der Scholle des gegebenen Daseins, damit sich der Drang der animalischen Natur nicht widernatürlich äußert, damit sich euch erst die Möglichkeit erschließt, Menschen zu sein. Der Himmel wird euch nicht entgehen, wenn ihr nur zuvor Bürger Gottes auf Erden seid. Gebt einem Volke die goldene Freiheit und laßt es hungern, so wird es sich vor euch im Staube winden und um Knechtschaft wie um eine Gnade flehen. Eröffnet einem Volke die Quellen des Wohlstandes, d. h. setzt alle seine Arme in Thätigkeit, so daß keine Muskel sich unnütz dehnt, kein Glied ohne Zweck

sich regt, so werdet ihr eine freie Nation erziehen. Es bedarf zur Freiheit keiner Helden, keines Fanatismus, keiner Illusionen der Traumwelt; nur ein Gefühl des Menschendaseins und gesunde Vernunft ist zur Freiheit nöthig. Als jenes Volk der Niederlande frei wurde, da waren Heldenthum, Fanatismus und Religionsgefühl nur auf Seiten der Spanier, die die Freiheit nicht zu zügeln vermochten. In unsern Tagen wollte Polen, ein Volk von Herren und Knechten, frei sein; es war ein blutrothes Traumbild, es war vielleicht die letzte Poesie der Weltgeschichte. Wir haben um diese Heldennaturen getrauert und geweint, an ihrem Sarkophage uns mit Verzweiflung gesättigt; aber wenn das Leben weiter gelebt sein soll, so bedürfen wir einer neuen Weisheit, selbst wenn diese gegen die Illusionen früherer Begeisterung nüchtern und karg erschiene. Polen wollte die Freiheit von außen und war innerlich unfrei, nicht blos moralisch, sondern auch in seinen bürgerlichen Zuständen. Von Herren und Knechten sind weder jene noch diese frei, jene nicht, weil sie privilegirt reich sind, und diese nicht, weil sie der Fluch der Armuth niederdrückt. Es ist ein Glück, daß die Ungarn sich nicht frei machen wollen von Oesterreich, denn sie sind innerlich unfrei, sie haben nur Herren und Knechte. Der privilegirte Reichthum und die privilegirte Armuth sind aber der doppelte Fluch, der die Freiheit aus dem Bereiche des Lebens verscheucht, so daß sie nur am fernen Saume unserer Wünsche wie ein irres Traumbild flattert.

Aus Kriegen und Revolutionen scheint die Weltgeschichte keinen Gewinn mehr ziehen zu wollen für das Heil der Menschheit. Der Krieg war lange Zeit das Privilegium der Fürsten; es fragt sich, ob sie jetzt noch ihren Vortheil darin fänden. Die Revolution ist ein Privilegium, das sich das Volk selbst verschafft, aber die Zeiten sind vielleicht vorüber, wo die Völker diese gewaltsame Berechtigung sich anmaßen und ihr Heil darin zu finden wähnen. Krieg und Revolution werden künftig vielleicht nicht mehr zu den nothwendigen Uebeln zu rechnen sein. In gewaltsamen Umwälzungen erscheint die Freiheit nur wie der zuckende Blitz, der die Nacht durchfährt, aber ihr Dunkel noch dunkler zurückläßt. Die Gewitterschwüle erzeugt seinen Glanz, aber die Sonne des Lebens, das Licht des Tages ist er nicht. Revolution ist ein Unglück, und der Zweck der Menschheit ist Glück. Auch der Krieg, als Privilegium der Könige, ist ein Unglück. Die Gewaltigen dieser Erde fangen an dies einzusehen und geben die Hoffnung auf, durch Krieg etwas durchzuführen. Im vorigen Jahrhundert genügte die Politik, wenn sie sich als eine Kunst geltend machte, Ränke zu schmieden und auf das Verderben der Menschen und Völker zu sinnen. Heut zu Tage will die Politik den Frieden um jeden Preis. Liefern sich also Fürsten und Völker den Krieg und die Umwälzung zur Garantie der Wohlfahrt gegenseitig aus, so muß es eine große allgemeine Friedensthätigkeit sein, was die Geschichte füllt und die Menschheit weiter führt. Aus Humanität und aus Erfahrung mögen die Könige nicht mehr die blutige Entscheidung der immer doch zweifelvollen Kriegswürfel. Aber so lange Einige noch wollen können, so lange ist das Heil nicht sicher. Die große allgemeine Friedensthätigkeit muß mit Riesenarmen alles gebannt halten, so daß ein anderes Wollen nicht mehr möglich ist; die bürgerliche Thätigkeit muß alle Kräfte in Spannung setzen, so daß etwas anderes als das große Friedenswerk nicht mehr denkbar wird. In der regsamen Thätigkeit der bürgerlichen Lebenselemente liegt das Heil der Zukunft, die Hoffnung der Gegenwart, die Zuversicht für die kommenden Geschlechter. In ihr wird die Gesellschaft frei werden von den abgenutzten Illusionen romantischer Launen, die ihr Glück behindern. Die Menschheit wird nicht eher glücklich sein, als wenn keines ihrer Glieder ruht, jeder den Spielraum zur Thätigkeit findet und mit der Emancipation der Armen von den Proletariern der Fluch hinweggenommen wird, entweder Knechte oder Verbrecher zu werden. Spötter werden kommen und sagen, das sei eine prosaische Glückseligkeitstheorie, aber sie werden nicht Witz genug haben, um die zerlumpten Kleider ihrer Romantik zu flicken, wenn es darauf ankommt, für die Blößen der Menschheit bedacht zu sein. Ihr legt Schulen an und laßt von den Canzeln eifern, um moralische Menschen und christliche Bürger zu erziehen. Ich bitte euch, spannt die Segel der Industrie und macht große Unternehmungen, wobei sich hundert Köpfe erfinderisch zeigen und tausend und aber tausend Hände in Bewegung gesetzt werden: dann habt ihr glückliche Menschen, denn nur der thätige Mensch ist glücklich und moralisch. Millionen schreien auf zum Himmel, sie haben keinen Gott, kennen kein Recht, keine Pflicht, blos weil der Hunger ihren Verstand verwirrt, der Jammer des Lebens an ihrem Herzen nagt. So lange es Arme gibt, d. h. Wesen, denen die Möglichkeit genommen ist, Menschen zu sein, so lange gibt es Verbrecher. Es wird Niemand einfallen, eine gleiche Vertheilung der Lebensgüter für möglich zu halten, das Eigenthum wird immer hin und her schwanken müssen, nach Maßgabe der geistigen und moralischen Persönlichkeit des Besitzenden. Aber die Berechtigung zum Erwerbe, die Möglichkeit zum Besitzergreifen wird für

Jeden, der den Stempel der Menschheit auf der Stirn trägt, anerkannt werden müssen, oder dies versagte Menschenrecht wird sich gewaltsam Raum verschaffen, die Verzweiflung wird sich fanatisiren, wie die Anachoreten in der Wüste, und wie eine Wetterwolke heranziehen über die im alten Herkommen träumerisch versunkene Welt.

Mit diesen aphoristischen Worten mußte ich den Hinweis auf zwei kürzlich erschienene Werke einleiten. Das eine umfaßt vier Bände, von denen zwei bereits (Berlin, Logier) ausgegeben wurden: Staatswesen und Menschenbildung in Bezug auf National- und Privat-Armuth, von Bodz-Reymond. Der pseudonyme Verfasser ist preußischer Regierungsrath. Sein religiöser Blick ist eben so bezeichnenswerth als der Schatz seiner amtlichen Erfahrungen in vielen Lebenssphären. Das ziemlich breit und umschweifend geschriebene Buch enthält weitgreifende Reformvorschläge für alle Gebiete der bürgerlichen Gesellschaft; besonders wichtig ist die Darstellung der künstlichen Armuth, wie der Verf. die Hülfsbedürftigkeit der Luxusclassen nennt. Die zweite Schrift (Leipzig, Brockhaus): „Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Uebel, und welche Mittel zur Abhülfe bieten sich dar? Beantwortet von Siegfried Justus I.“ Diesem Buche galten die einleitenden Worte ganz besonders. Hier ist der schärfste Verstand der Anwalt des Unglücks, der Arzt der Gebrechen der menschlichen Gesellschaft, der Prophet für das Glück der kommenden Geschlechter. Die Betrachtungen über den Zustand der Zeit drehen sich um den Finanzplan, wodurch die Staatsschulden getilgt und den Bedürftigen Betriebscapitale eingehändigt werden. Wir begnügen uns vorläufig mit dem Hinweis auf die Schrift, und bemerken nur das Aeußerliche, daß auf den Plan der Schuldenreduction der verstorbene preußische Staatsminister Maaßen theilweis einging. Die Finanzvorschläge für Spanien und für die Pforte wird die Wissenschaft, wenn sie nicht zu träge ist für das Wohl der Menschheit, in Erwägung ziehen. Für uns genügt es, eine Sache bevorwortet zu haben, welche die Religion der Humanität erheischt.

Tscherkassia und Georgina.

(Fortsetzung.)

„Nun aber (fuhr der Alte fort) besitze ich manche Kenntniß, und kann sogar Bücher und Schriften lesen. Da fand ich jüngst unter mehreren verworrenen Papieren einen Brief des frommen Monomach, Nestor benannt, der da zu Kiew im Höhlenkloster lebt, des wörtlichen Inhalts: „Jetzt will ich erzählen, was ich vor vier Jahren von Jurge Tarogowitsch, einem Nowgoroder, erfahren habe, der sagte mir: Ich habe meinen Knecht nach Petschera — dessen Bewohner den Nowgorodern Zins zahlen — geschickt, und als er dahin gekommen war, ging er nach Jugra. Die Jugrier sind ein fremdes, stummes*), an die Samo-Jädi gegen Mitternacht angrenzendes Volk. Die Jugrier sprachen zu meinem Diener. Schon längere Zeit sehen wir ein Wunder, von welchem wir vor einigen Jahren nichts gehört hatten, denn erst im dritten Sommer ist es uns bekannt. Jenseit der Lukomorja sind Berge, welche bis an den Himmel sich erheben. In den Bergen hört man laut sprechen und schreien; durchgräbt man den Berg, so findet man in demselben ein kleines Fenster, wenn man da hinein spricht, wird in einer unverständlichen Sprache geantwortet. Jene Leute zeigen auf Eisen; und winken und deuten mit der Hand, man solle ihnen solches geben. Wer ihnen nun ein Messer oder Beil bringt, dem zahlen sie dafür köstliche Felle. Zu diesem Berge führt ein Weg durch Abgründe, Schneegefilde und unbekannte Wälder, weshalb wir nicht immer auf diesem Wege zu ihnen gelangen, es giebt aber noch einen andern Pfad zu ihnen. Ich aber (Nestor!) sprach zu Jurge: Dieses sind die Menschen, welche von Alexander eingeschlossen wurden, wie solches der Bischof von Patara erzählt.“ — Keine Ruhe hatte meine Seele, als ich dieses gelesen; ich kaufte sogleich der eisernen Geräthe und Werkzeuge so viel ich nur immer tragen konnte, schloß mein Haus und machte mich auf den Weg, um jenes Volk aufzusuchen und von ihnen die köstlichen Felle einzuhandeln, welche in unserm Lande mehr denn Gold geachtet werden. Gebe Gott nur, daß mir armen Manne das Heil werde, jenen Eingang zu finden, denn glaubt mir, jene Berge, die sich vor uns erheben, schließen Wunderdinge in ihrem Innern ein. In ihrem Schooße braut sich das Gold, bildet sich der Edelstein, und allbekannt ist in unserm Lande die Sage, daß in dem Thale Schalcha sich ein verschlossenes Gewölbe befinde, das nur durch die Wurzel Amtatusemis zu eröffnen sei, durch neun Thüren gelangt man in eine Höhle, worin zwischen goldenen Ampeln viele Lehrbücher aufgeschlagen liegen, welche die Kunst enthalten, die Ab-

*) In dem Sinne, wie die Russen alle Völker, die eine andre Sprache redeten, stumm nannten.

grundgeister zu bezwingen und sie dem Menschen unterthänig zu machen, dort sitzen auch auf einer Kiste von lebendigen Steinen, in der unzählige Schätze verborgen, die unverwesten Leichname eines Mannes und eines Weibes, die einst die Besitzer dieser Reichthümer, die Wisser dieser Kenntnisse waren*)." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Frühling, Fröhlich, Ghys, Tausig.]

Schon wieder ein Tag verflossen und wiederum liegt die Erde bedeckt mit Schnee in den kalten Armen des Winters statt in den warmen des Frühlings. Wo sind die Nachtigallen, die um diese Zeit Abends schon mit hellem Laut die stillgewordnen Straßen erfüllen? Wo ist die laue, linde Luft, die uns balsamisch anhaucht und das Herz mit Wonne schwellt? Ein rauher Sturmwind schüttelt die Fenster und fegt den Schnee von den Dächern auf, und hungrige Spatzen kreischen sich heiser, und fallen begierig, mit den Krähen um die Wette, über die ärmlichen Brosamen her, die die milde Hand ihnen ausstreut. Ist das das Bild des ahnungsreichen Vorfrühlings, der uns sonst die Brust mit tausend süßen Aufregungen füllt? Harte Natur, deine schönsten Gaben hast du uns unerbittlich vorenthalten in diesem Jahr; jedem Sterblichen hast du ein Lebensjahr geraubt, und mehr als das; denn man lebt ja nur durch die Schwüle des Sommers, die Stürme des Herbstes und den Grimm und die Nacht des Winters hindurch um des holdseligen Liebesgrußes willen, den uns der Lenz bringt. Die Mühen hast du uns gelassen, ja verdoppelt und den Lohn vorenthalten! Hin ist hin, verloren ist verloren. Meinen Frühling bringt mir kein Gott zurück. Aber er bringt ihn vielleicht noch, und weil ich bis dahin nichts Besseres zu thun habe, so will ich hypochondrischer Wurm nur geradezu ins Theater und ins Concert gehen, und mein Tagebuch damit füllen, statt mit Frühlingsphantasieen. Laßt uns „Fröhlich" leben! (nicht fröhlich sein) rufe ich aus und gehe in ein neues Liederspiel von Herrn L. Schneider, welches „Fröhlich" heißt und fröhlich ist. Was bietet uns dieses neue Werkchen? Eine Stunde lang muntere Unterhaltung, wenn man es nicht gar zu genau mit dem Scherz nimmt. Fröhlich ist eine Art von neuer Auflage des reisenden Studenten, nämlich ein reisender Theater-Chorist. Er sucht seine Geliebte, die Tochter eines anständigen Posamentiergeschäfts, wie er sich ausdrückt, in der Umgegend von Berlin auf, indem ihr Vater sie aufs Land gebracht hat, um sie den Gefahren eines Liebhabertheaters und eines Theater-Liebhabers, Fröhlich's, zu entziehen. Das Stück zeigt, daß der Faden, welchen der Posamentier gesponnen, nicht gehalten hat, denn Fröhlich findet seine Geliebte als Gesellschafterin der Tochter eines Rittmeisters, dem er, ganz beiläufig, das Leben rettet. Fröhlich ist immer er selbst, und gewinnt dadurch aller Herzen, auch das des Publikums. Man lacht über seine parodirenden Arien, über sein Deutschfranzösisch, welches er mit einer alten eben so plappernden Cousine des Rittmeisters spricht, und das aus Phrasen wie folgender: Connaissez vous voir? — Comment me venez vous devant? — Quel montre est il? — je faux arranger le manger à midi — etc. etc. besteht. Man freut sich seiner lenftigen Späße besonders im zweiten Act, wo das Berliner Colosseum eine große Rolle spielt, geutirt die parodisch angewendete Musik aus allen möglichen bekannten Opern; kurz, lacht viel und urtheilt wenig, folglich ist das Haus stets besucht und Fröhlich macht viele Seines gleichen. Für heut ist es aber genug in meinem Tagebuche.

Das laß ich gelten! Heut hat mich die Zeitung erquickt, denn sie hat mir einen neuen Violinspieler Herrn Ghys aus Paris signalisirt, der der Versicherung zu Folge ein ganzer Teufelskerl, ein halber Paganini sein soll, denn dieser ist wenigstens ein doppelter Satanas, ja ich glaube kaum, daß zwei Teufel, die ein Doppel-Concert vertragen, die Hälfte von Paganini's Schwierigkeiten herausbringen, sonst müßte in der Hölle wirklich sehr gute Musik gemacht werden. — — Eben komme ich aus dem Theater. Wirklich, der kleine Franzos hat wie der Teufel gespielt; mitunter zwar etwas unrein, aber nicht wie jemand, der aus Mangel an Fertigkeit fehlgreift, sondern wie einer, dem es nicht recht darauf ankommt, weil er weiß, daß er's zu jeder Zeit wo es ihm gelegen ist, besser kann. Wirklich, je mehr ichs bedenke, je mehr muß ich der Ansicht werden, daß Ghys der Zauberlehrling ist, welcher dem alten Hexenmeister Paganini die Kunststücke abgelauscht hat, und einige, wenn auch nicht die vorzüglichsten, für sich über Seite gebracht. Deshalb verstimmt er auch seine Violine und reitet in D dur, während das Orchester auf E dur gesattelt hat. In D dur galoppirt sich's aber freilich leichter. Das Publikum klatschte Beifall, wie wenn es dafür bezahlt würde, und hätte man nicht sehen können, daß das Haus (es war das große Opernhaus) sehr leer war, so würde man geglaubt haben, es sei voller als beim Abschied der Sontag, so donnerte der Beifall. — Nicht ganz so glücklich ist ein kleiner Clavierspieler, Namens Tausig gewesen, obwohl er ein testimonium maturitatis doch verdient, da er einige sehr schwere Stücke von Thalberg fertig, wiewohl ohne eigentliche Kraft und Energie, spielte. Wohl ihm aber, daß sein öffentliches Auftreten vorbei ist, bevor ein mächtiger Rival, Herr Henselt, der so eben hier angekommen ist, sich hat hören lassen, denn sonst möchte er nicht viel besser aus dem Kampf mit diesem Achill weggekommen sein als Hektor. Es war schon schlimm für ihn, daß er auf Clara Wiek spielen mußte; wäre er aber gar zwischen diese und Henselt gerathen, so kann ich mir denken, daß ihm das Lager zwischen zwei Mühlsteinen behaglicher gewesen wäre. Versteht sich, daß ich dergleichen Gedanken nur meinem Tagebuch anvertraue. Für die Oeffentlichkeit bleibt es dabei, daß der kleine Tausig, wenn auch kein Tausendkünstler, doch einer ist, der alles Lob verdient. Damit schließe ich mein Tagebuch, denn ich führte es nur aus hypochondrischen Grillen, die mir so eben mein Thermometer vertrieben hat, weil es im Schatten auf zwölf Grad Wärme gestiegen ist. Denn nun kann ich doch das Fenster öffnen und mich von balsamischen Düften anhauchen lassen; und wer von lauer Frühlingsluft angeweht über knospende Gärten zum Fenster hinaus schauen kann, wäre der nicht ein großer Narr, wenn er am Schreibtisch hocken bliebe, um ein Tagebuch zu schreiben?

L. Rellstab.

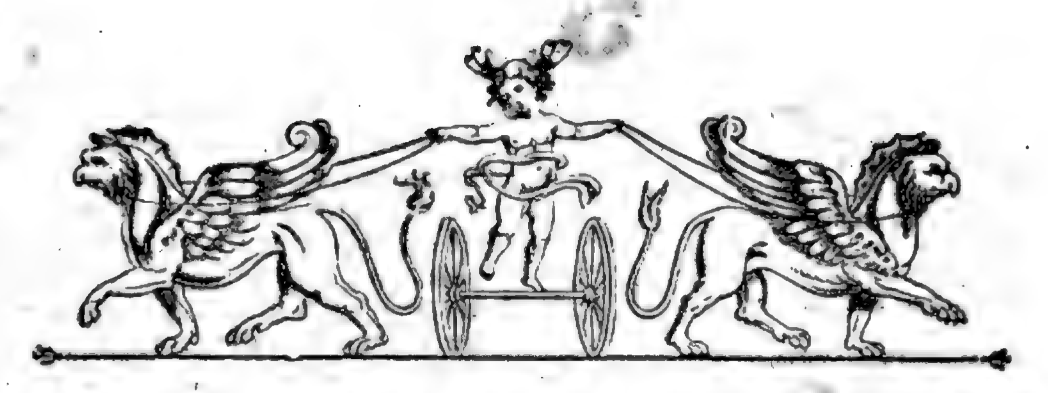
Notiz.

[Ein elektrisches Kind.]

Kürzlich wurde nach dem Berichte des Libéral du Nord in Lille eine Frau von einem Kinde entbunden, das dem Arzte, der es zur Welt beförderte, einen Schlag versetzte, wie ein Zitteraal. Es ist ein Knabe von kräftiger Natur. Um zu erforschen, ob der neugeborene Weltbürger wirklich elektrisch sei, legte man ihn gleich nach der Geburt in eine Wiege von Weiden und isolirte diese durch gläserne Füße. Es ergab sich, daß die elektrische Kraft noch volle 24 Stunden in dem Kinde verhielt. 7.

*) Diese Sage lebt noch im Munde des Volkes.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 89. — den 8. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von E. Prutz.

Maienliebe.

Es hat die Rose dich verklagt,
Um dich zergrämt sie sich zu Tod,
Sie hat's der Nachtigall gesagt,
Daß deine Wange rosenroth.

Die Nachtigall hat's der Nacht gesagt,
Die arme Sängerin ist krank,
Sie hat dich bei der Nacht verklagt
Um deiner Stimme süßen Klang.

Dem Himmel hat's die Nacht gesagt,
Mit ihrer ganzen Sternenschaar
Hat sie beim Himmel dich verklagt,
Daß schwarz, wie Nacht, dein Lockenhaar.

Der Himmel hat's dem Meer gesagt,
Er will sich kleiden schwarz und grau,
Beim Meere hat er dich verklagt,
Um deine Augen himmelblau.

Das Meer hat es dem Stein gesagt,
Mit dumpfem Murren zog's daher,
Beim Steine hat es dich verklagt,
Daß du so falsch bist, wie das Meer.

Der Stein, der hat's dem Baum gesagt,
Er meint, es wäre gar nicht fein,
Und hat beim Baume dich verklagt,
Daß du ein Herz hast, hart wie Stein.

Der Baum zuletzt hat's mir gesagt:
Hoch aus dem Blüthenwipfel her
Hat leise flüsternd er geklagt,
Daß du verwelken mußt, wie er.

Nun, Liebchen! hab' ich's dir gesagt,
Du aber hörst ja nicht auf mich;
Doch hab' ich nirgend dich verklagt: —
Denn ach! du weißt, ich liebe dich.

Liebesunmuth.

Wohlan! ich will wandern,
Wohlan denn, ich geh!
Schatz! such' dir 'nen Andern
Ich sag' dir Ade.
Mag länger nicht klagen
Vergebliche Pein,
Mag's länger nicht tragen,
Dein Narre zu sein.

Will wandern und singen
Das Reich entlang,
Meine Leier soll klingen
So lieblichen Klang,
Daß die Frauen mich grüßen
— Du grüßest mich nie!
Daß die Mädchen mich küssen
— Dann küsse, wie sie!

In Reim will ich bringen,
Wie du mich gequält,
Daß die Knaben es singen,
Daß die Welt sich's erzählt.
Sie sollen dich hassen,
Du eisernes Herz!
Sie sollen dich lassen
In einsamem Schmerz.

Dann such' dir nur Einen,
Der so treu ist, wie ich,
Und findest Du Keinen —:
Schatz! rufe nur mich.
Wär' ich weit weg von dannen,
Tausend Meilen von hier,
Will die Flüglein aufspannen,
Will fliegen zu dir!

Will dich halten und küssen,
O du liebliches Kind!
Und die Welt soll es wissen,
Wie gut wir uns sind.
Schatz! laß mich nicht wandern,
Nicht ziehen durch's Reich,
Du find'st keinen Andern —:
O rufe mich gleich!

Tscherkassia und Georgina.

(Fortsetzung.)

Mit Erstaunen hörte Abasses die Erzählung des Alten. Hast Du Weib und Kinder? fragte er. Kläglich entgegnete der Greis: Ich habe nicht Weib und Kinder, wie könnt' ich armer Mann sie ernähren bei meiner Dürftigkeit. — Für wen darbst Du denn, für wen sammelst Du Schätze? forschte nun Adiga. Da belebte sich das erloschene Auge des Greises, er faltete die dürren Hände und sprach: Es ist so schön, viel Gold zu besitzen! Die weitern Fragen verstummten, denn den wahnsinnigen Durst nach Gold konnten die Genügsamen nicht fassen. Den alten Wanderer durchschauerte die kühle Abendluft, mitleidig führte ihn der Hausherr in die Hütte und an sein Lager. Bald entschlief der Ermüdete, aber sein Schlummer war ängstlich und der kurze Athem, wie auch der trockne Husten, deuteten das nahe Ende des Vergehenden an.

Uruß war zurückgeblieben, denn abermals rief ihn die Zauberstimme, so weich, so sehnend; er beugte sich nieder in die Tiefe, er streckte seine Arme zu der Unsichtbaren aus, aber nur kalte, feuchte Grabesluft umhauchte ihn; da sank die Nacht völlig nieder und die notschnaja Bogina zeigte ihm wieder das Bild der Geliebten, so bleich, schmerzenreich und doch so unendlich schön. Die kühlen Thautropfen des Morgens fielen auf seine geschlossenen Augenlider und weckten ihn aus seinem Traumleben. Schon zog der Greis, beladen mit seinen schweren Eisenwaaren dahin, und klimmte mühsam die steilen Bergpfade hinan; mit jedem Schritt, den er that, vergeudete er eine Stunde seines Lebens. Da rief es in des Jünglings Brust: Für Gold wagt Jener sein verglimmendes Dasein, willst Du für die heiligen Gefühle Deines Herzens weniger thun. Er war entschlossen, seine Blicke maßen den finstern Abgrund, und er mühte sich ab, eine Möglichkeit zu ersinnen, um hinabzusteigen in die Tiefe, die Leidende zu retten oder mit ihr unterzugehen. Doch am nächsten Abend leuchtete der Mond am Himmel; Klage und Gesang waren verstummt, statt dessen saß Karlik auf dem Brunnenrande und krächzte seine heisern Lieder.

Der Morgen tagte beinahe, Uruß wälzte sich schlaflos auf seinem Lager, da strich eine dürre Hand über seine heiße Stirn; der Hausgeist kauerte vor ihm, nickte ihm freundlich zu und flüsterte: „Gib ihr die Blume, gib ihr Dein Leben!" Uruß sprang von seinem Lager empor: wo war die Blume? er schaute forschend in dem kleinen Gemache umher, kein Blatt, kein Halm war zu finden. Er trat hinaus in das Thal, in den Garten Gottes, er neigte sich zu jeder Blüthe hinab, aber alle blieben stumm, keine sprach zu seinem Herzen; hoffnungslos hob er sein Auge empor und gewahrte an dem grauen verwitterten Felsen, der wie ein schwerer Bann über dem Zauberbrunnen hing, eine unscheinbare Pflanze. Der drohende Fels war nicht zu erklimmen, die Blume von keiner Menschenhand zu erreichen, dabei farblos und unbedeutend; dennoch vermochte Uruß nicht die Blicke von ihr zu wenden, und wie die Sonne nun höher am Himmel emporstieg, schien es ihm, als ob sich die bleiche Blume röthete; ja sie war es, jene Wunderblüthe, die reiner, edler als Damaskus Gluthrosen, das heilige Symbol der höhern Liebe darstellt. Der Morgen findet die Blume schneeweiß, bald überzieht sie ein leichter Hauch von Roth, sie geht dann langsam alle Töne dieser herrlichen Farbe durch, bis sie am Abend im glühenden Purpurroth erstirbt, um am andern Morgen mit dem Schmelz der Liebe zu erstehen*). Als endlich der Abend niedersank und die scheidende Sonne den Felsen mit flüssigem Golde verklärte, und die Blume dennoch in dem Lichtglanze wie ein kostbarer Rubin leuchtete, zweifelte Uruß nicht länger, er eilte den Berg hinan, um

*) Die Blume ist eigentlich in Indien zu Hause.

die Blume zu pflücken. Der Mond schien abermals; er umleuchtete nicht seinen Pfad, sondern verwirrte denselben, und in den bekannten Gegenden erschien ihm Alles fremdartig und feindselig. Endlich erreichte er den vorspringenden Felsen; die graue Steinmasse bebte unter seinen Füßen, vorsichtig mit zurückgehaltenem Athem glitt er über dieselbe hinweg. Aber die Blume keimte jetzt tief unter ihm; er konnte sie nicht erreichen. Da klemmte er den einen Arm fest in eine Felsspalte, ließ sich langsam von dem Steine nieder und hing nun hoch in den Lüften über dem Zauberbrunnen, vergebens mit der freien Hand nach der Blume, die ihm noch immer unerreichbar war, haschend. Mit ängstlichem Gekreisch umflogen ihn die Aare, ihre Klage rief die Schläfer aus der Hütte hervor. Des Mondes heller Schimmer beleuchtete das Entsetzliche, wie ein machtloses Insect schwebte Uruß zwischen Himmel und Erde; erstarrt standen die Pflegeeltern, sie wähnten, ihn habe jene unheimliche Krankheit ergriffen, welche den Menschen zwingt, im Mondenschein bewußtlos umher zu wandern. Sie wagten keine Klage zu erheben, sie wagten nicht seinen Namen zu rufen; stumm stierten sie nach dem Unglücklichen, dessen Hand immer krampfhafter nach der Pflanze griff. Jetzt reckte sich über des Felsens Abhang eine breite unförmliche Tatze hervor; Karlik war dem Jüngling nachgeschlichen, sein Groll gegen den Begünstigten fand in diesem Augenblicke die langersehnte Rache. Mitleidlos stieß er den jetzt Wehrlosen nieder; Uruß schmetterte hinab, aber im Sinken haschte er noch nach der Blume. Dem Verbrechen folgte alsogleich Vergeltung. Von dem Gewicht belastet, von der Erschütterung gelöst, brach der seit Jahrhunderten drohende Felsen, mit furchtbarem Donnerhall rollte er nieder; Karlik stürzte mit ihm, wuthzischend schossen ihm die Aare nach, ergriffen mit ihren mächtigen Fangen den Sünder in der Luft, und im schweren Flügelschlage sich immer größer und riesiger ausdehnend, stiegen sie mit ihrer Beute zu Wolkenhöhen empor und entschwanden den Menschenblicken. Unten hüllte der Staub zermalmter Steine Alles ein, als dieser niedergesunken war, lag vor Abasses' Auge eine andere Gegend, eine andere Welt, die Blumenwiese deckte verwittertes Gestein, die Hütte war niedergeschlagen und ein schwarzer Schieferfels erhob sich gegen Wolken, dort wo einst der Zauberbrunnen gewesen, und noch jetzt nennen die Bewohner dem Reisenden die hohe Felsenspitze den Geisterbrunnen.

Wie auf Seraphsflügeln war Uruß niedergesunken; schmerzlos und unverwundet lag sein Haupt in dem Schooße der Jungfrau, welche sich über ihn neigte und ihn mit ihren Freudenthränen ins Leben zurückrief. Tscherkassia war selig! Es war das erste Menschenantlitz, welches ihr Auge erblickte, sein Dank die ersten Menschenlaute, welche ihr Ohr vernahm. In ihrer frommen Kindlichkeit begrüßte sie ihn nicht wie einen Fremdling, sondern wie einen verlorenen und wiedergefundenen Freund, sie küßte den Stern seines Auges, sie faltete die Hände wie vor einem Heiligen zu ihm empor, sie lehnte ihr Haupt an seine Brust, und Alles, was ihr Herz empfunden und gelitten, bekannte ihm ihre Lippe, rein und fleckenlos lag ihre Seele vor ihm; so ist das Weib, wenn es liebt. „Ach," klagte sie leise, „wie schmerzlich hab' ich mich nach Dir gesehnt, aber Du wandeltest dort oben in der Lichtwelt, wo es so schön sein soll, und gedachtest nicht meiner Schmerzen; lange, lange mußt' ich vergebens rufen, eh' Du meine Klage hörtest. Doch mir war in meinem Kerker der Gedanke an Dich Lebensathem!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Die grüne Bude, der Kreuzschüler Johannes Minckwitz.]

Post nubila Phoebus! Endlich hat die Natur ausgegrollt, und als wollte sie mit einem Male das Versäumte nachholen, öffnete sie in wenigen sonnigwarmen Tagen die langverschlossenen Knospen. Ueber die Sträucher, die noch vor kurzem so störrig braun aussahen, webt schon ein leiser Flor, bald werden die Bäume nachfolgen. Die Menschengesichter verlieren ihren verdrießlichen Ausdruck, ins Freie strömt, ihrer Banden entledigt, die Menge, und badet sich in der lauen Luft; der Längsterwartete ist gekommen, Hosiannah, der Frühling! Er hatte lange gezögert, der April neigt sich zu Ende, da uns sein erstes Lächeln begrüßt, da sonst die Bäume schon ihre weißen Blüthen entfaltet hatten, wir sind beinahe einen Monat zurück, und damit wollen wir noch zufrieden sein. Denn steigen wir aus unserm umfriedeten Thale hinauf nach den Höhen, so weht es uns noch kalt an, und je weiter wir kommen, desto mehr verschwinden die grünen Teppiche der Wiesen und eine traurige Schneeflur breitet sich vor unsern Augen aus, die uns kaum glauben läßt, daß der Frühlingsanfang im Kalender fast vier Wochen vorüber ist. Doch wollen wir nicht murren, gegen Italien sind wir im tiefen Norden gelegen, und dort geht's auch schlimm genug her. Die Neapolitaner am Vesuv, wo die lacrymae Christi kochen, haben ihre Mandelblüthen erfrieren sehen, und die ältesten Leute erinnern sich nicht, jemals ein so verspätetes Jahr erlebt zu haben. Die Atmosphäre scheint auch wirklich die Wärme noch gar nicht vertragen zu können, die Wolken, welche die Sonne durstig zusammenzieht, haben ein gewitterhaftes Ansehen, und es dürfte nur um ein Weniges noch wärmer werden, so würde das Donnern nicht fehlen. Auf der Elbe sieht man schon wieder einzelne Kähne dahin gleiten, um die blauen Berge schwebt ein wilder Duft, auf der Brühl'schen Terrasse, von welcher wir die Aussicht dahin haben, wird's lebhaft, das Belvedere eröffnet seine Thüren, die aufgeschichteten Tische und Stühle werden auseinander gerückt, und kaum sind einige Tage dahin, so wird man den Kaffee nicht anders mehr als im Freien einnehmen, und er-

tönen werden Bellini's Zauberklänge: O Romeo! Giulietta! — Die Restaurationen, weil ich eben davon spreche, sind vor kurzem an das Schicksal alles Irdischen erinnert worden. Sie kennen wohl die sogenannte „Grüne Bude“ am Anfange der Allee in Neustadt unfern der Statue August's des Starken? Der alte Herr mag seine Perrücke gar bedenklich geschüttelt haben, denn schon seit unsern Septembertagen ist ihm jeder Lärm zuwider. Stellen Sie sich vor! In der Nacht zum ersten April hört man eine furchtbare Explosion, die umwohnenden Leute wachen aus dem Schlummer auf und glauben, es sei ein Erdbeben; denn einige Tage zuvor haben sie in der leipziger Zeitung von einem solchen gelesen — was ist's! Die grüne Bude neigt ihr Haupt, ihre Grundpfeiler sind geborsten, ein Augenblick hat sie zur Ruine gemacht! Man ist über den Urheber der neuen Höllenmaschine noch im Dunkeln und mancherlei Vermuthungen laufen unter den Leuten. Wie man sagt, ist in dem Ofenrohre ein Kästchen mit Pulver versteckt gewesen, das sich bald, nachdem die letzten Gäste auseinander gegangen waren, entzündet. Glücklicherweise ist Niemand beschädigt worden und, was drollig war, den andern Morgen wollte kein Mensch der Geschichte Glauben beimessen, bis er sich mit eigenen Augen überzeugt, weil man am ersten April nicht eben gläubig gestimmt ist. Die Besucher der grünen Bude, welche übrigens auf der andern Seite wieder aufgebaut werden soll, sind nun zerstreut, und man kann nicht wissen, welcher Schaden daraus entsteht. Es wurde dort so manches Interessante bei einem Glase Grog oder Punsch besprochen und verhandelt, und der Freiherr von Maltitz wird es nicht ungern sehen, wenn Baldini seine Wirthschaft auf der Terrasse eröffnet. Hier nämlich versammeln sich, außer der Noblesse, während der Sommerzeit in den Nachmittagsstunden eine Partie dresdner Dichter, deren es freilich keine so große Anzahl gibt, wie in Ihrem Leipzig. Dort wachsen ja die Poeten und ihre Gedichte wie Pilze aus der Erde, die in genießbare und ungenießbare zerfallen. Von den letztern kam mir neulich in der Arnold'schen Buchhandlung das Fliegenpilzgedicht, die deutsche Literatur von Dr. Johannes Minckwitz, vor die Augen, auf dessen Scheitel, wie er selbst naiv erzählt, ein Blatt aus Platen's Lorbeerkranze gefallen sein soll, und von dem Gutzkow in Lewald's Europa eine ergetzliche Charakteristik entworfen. Die Lächerlichkeit ist doch himmelschreiend! Wäre nur der Dr. Joh. Minckwitz'sche Witz nicht so durch und durch witzlos! Was soll man zu den plumpen, grundlosen Ausfällen sagen, wie sie benannter Herr Dr. Joh. Minckwitz auf zwei Lehrer der hiesigen Kreuzschule thut! Wahrscheinlich hat Herr Dr. Joh. Minckwitz, der daselbst sein τύπτω gelernt hat, keine Anerkennung für sein Genie gefunden, und ist nun so unvorsichtig, das dem deutschen Publicum auszuplaudern. Doch — es muß auch solche Käuze geben! — Die Kreuzschule hat diese Ostern wieder ihren gewöhnlichen Valedictionsactus in einem Saale des Gewandhauses veranstaltet, zu welchem der Rector durch ein Programm eingeladen und der Mag. Liebel eine lateinische gut ausgearbeitete Abhandlung über das Studium der Philosophie auf Schulen geschrieben, die den ersten Theil eines kürzlich erschienenen Schriftchens bildet. Die Zahl der abgehenden Schüler hat sich bis jetzt nur um ein Weniges vermindert, wohl aber die der neu aufgenommenen. Die künftig studirende Generation erst wird weniger Schwierigkeiten zur Erreichung ihrer bürgerlichen Zwecke haben, die jetzige opfert sich für jene, denn man macht ihr das Leben sauer, ohne daß sie davon mehr Früchte genösse. Vorzüglich klagen die juristischen Candidaten, die bekanntlich bei unserer Ständeversammlung um Relevation ihrer Stellung, nicht ganz ohne Erfolg, eingekommen sind. Den Theologen ist doch, wenn sie die Universität verlassen, irgend eine Hauslehrerstelle gewiß, und sie sind ja durch ihre Fakultät schon auf größere Genugsamkeit hingewiesen. Am besten haben's die Mediciner, mit denen man's nicht so genau nimmt; sobald sie zu Doctoren promovirt sind, und das dauert nicht lange, so können sie als praktische Aerzte auftreten, und da jetzt die Krankheiten mehr zu- als abnehmen, so haben sie immer zu thun. Das beweist selbst unser sonst ziemlich gesundes Dresden. Der Frühling hat es geheilt. Die Grippe hat uns gänzlich verlassen und nur der Nachtrab von kleinen Unpäßlichkeiten ist noch zurück, von denen es jetzt mehr unter den höhern Ständen gibt als unter den niedern. Zur Zeit der Noth nahmen sich jene in Acht und blieben verschont, da diese vermöge ihres Standes nicht genug Mittel zur Vorsicht halten. Nun ist's umgekehrt. Die zärtlichen Naturen der sogenannten Vornehmen glauben bei dem herrlichen Wetter keine Präservation mehr nöthig zu haben, und da können Erkältungen gar nicht fehlen. Unter die bemerkenswerthen Todesfälle neuerer Zeit gehört das Ableben des Chefs der sächsischen Artillerie, Raabe, so viel mir bekannt, des letzten bürgerlichen Generals. Er wurde mit allen militärischen Ehren im fürchterlichsten Schneewetter zur Erde bestattet. Alle Officiere, seine Artillerie zu Fuß und Roß, und zwei Abtheilungen Infanterie mit einem Musikchor begleiteten ihn. Tausende von theilnehmenden oder neugierigen Menschen zogen trotz dem abscheulichen Wetter nach, unter ihnen meine Wenigkeit. Die auf dem weiten Gefilde am Kirchhofe aufgestellten Truppen, das Donnern des Geschützes, die Gewehrsalven, die Signale, das Commando gaben mir einen kleinen Begriff von einer Schlacht, und da die Felder gänzlich mit Schnee bedeckt waren, so malte ich mir in Gedanken die Schlacht bei Austerlitz aus und dachte mir den kleinen Mann auf dem kleinen Schimmel mit dem kleinen weltgeschichtlichen Hütchen dazu. Zwei Leute neben mir sprachen zufällig von dem Helden, der Eine scheltend, der Andere preisend. Auf dem Heimwege stand mir die ganze neuere Geschichte von 1789 an lebhaft vor dem Sinne, in diesem unschuldigen Berichte aber will ich nicht aussprechen, was ich gedacht. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich eines Bildes, welches jetzt öffentlich, gegen eine kleine Vergütung zu einem wohlthätigen Zwecke, aussteht; es ist ein Schlachtenstück, von dem in diesem Genre bekannten Hauptmann Schubauer, für die Privatsammlung unsers Königs auf die Veranlassung desselben gemalt, und soll wegen seiner Treue und strategischen Darstellung, so wie der Costums und vieler wohlgetroffenen Portraits sehr interessant sein; über den künstlerischen Werth des Gemäldes kann ich nicht urtheilen, da ich es bis jetzt noch zu sehen versäumt.

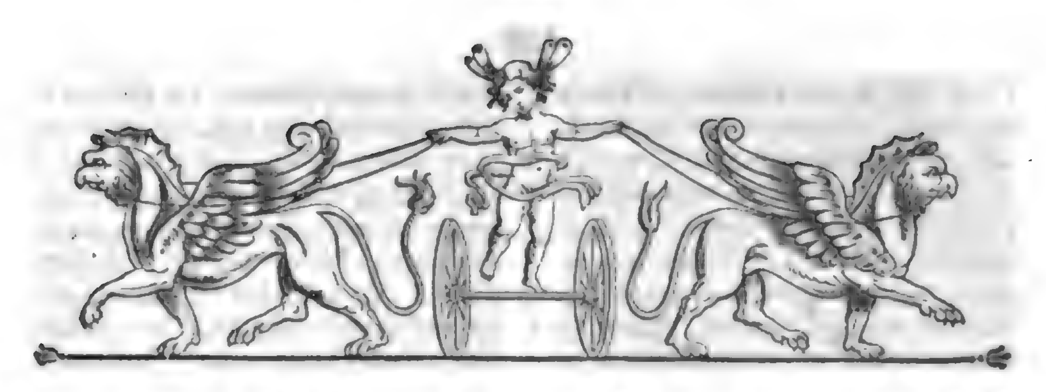
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[2 Millionen Franken gefunden!]

Französische Blätter wollen wissen, daß ein sächsischer Officier, der als Freiwilliger die Affaire von Constantine mitmachte, nach seinem Vaterlande zurückgekehrt sei und auf dem Schlachtfelde von Bautzen Nachsuchungen angestellt habe, deren Ergebniß eine dort vergrabne Summe von 2,000,000 Franken sei. Dies sei in Folge von Geständnissen geschehen, die ein französischer Stabsofficier auf dem Sterbebette abgelegt; der entdeckte Schatz sei dem sächsischen Staate verfallen. — Hier zu Lande weiß man nichts davon.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 90. — den 9. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Tscherkassia und Georgina.

(Fortsetzung.)

„O," fuhr Tscherkassia mit banger Scheu fort, „hier unten in der Erde ist es fürchterlich. Sieh, es soll eine Hölle geben — ich weiß nicht wie und woher mir die Kunde gekommen, — in welcher die verlorenen Sünder in Flammen athmen, in Flammen untergehen, in Flammen wieder erstehen. Schreckliche Körperqual! Aber nicht minder entsetzlich ist es, zu athmen unter Truglarven, unter Wesen, die nur im Tode leben, die nicht fühlen, nicht empfinden, nicht lieben, nicht in Freude und Wonne aufjauchzen. Als ich zum Bewußtsein erwachte, umstanden mich die kalten Steinwesen und sprachen: „Wir haben den Sohn unsers Herrschers hinaufgetragen auf die Erde, damit er der Menschen Thun und Walten kennen lerne; Du aber sollst einst sein Weib werden und über uns gebieten." Da erfaßte mich namenlose Angst und ich sank zu den Füßen der Kamenniki und flehte um Erbarmen. Aber die Unwesen kannten dieses heilige Wort nicht, sie wußten nicht, was Mitleid war, und als meine heißen Thränen immerdar flossen, starrten sie mich blödsinnig an und fragten sich verwundert: „Liegt denn ein Schmerz in der Menschenthräne?" Und wie ich einst meinen Arm blutig stieß und meine Wange darüber erbleichte, forschten sie wiederum: „Thut es dem Menschenkinde weh, wenn ihm das warme Blut entfließt?" Sie schleppten mir Gold herbei und glaubten mich nun getröstet, denn sie wähnten, daß mit dieser Gabe jeder Wunsch des Menschen befriedigt sei. Der greise Wärter, welcher mir meine Speise brachte, erschien nicht mehr; sein Sohn vertrat seine Stelle. „Wo ist Dein Vater?" fragte ich. „Er stirbt," antwortete der Herzlose ruhig. Mich ergriffen tief diese kalten Worte. „Könnt Ihr denn sterben, Ihr Niegelebten? könnt Ihr denn einen Tod erleiden in Eurem Trugdasein?" Ich ging mit dem Sohne, der keinen Schmerz empfand, zu des Vaters Krankenlager. Der Kamennik führte mich über ein großes wüstes Feld, voll scharfer Steine, die meinen Fuß verletzten, die der Gnome aber mit seinem schweren Tritte zermalmte. „Welch' eine Oede ist dies," rief ich. „Es ist unser Todtenacker," entgegnete der Zwerg, „die Steine, welche hier liegen, sind die Gebeine unserer Vorfahren." Ich trat mit dem Entsetzlichen in eine Halle, wo in goldenen Särgen die Erkrankten und Sterbenden lagen. Die letzten Züge der Menschen ähnlichen Gebilde waren in ihnen erloschen, vor mir starrten verwitterte Steine, und so wie sie starben, verfielen sie zu Staub, die einzige Aehnlichkeit, welche sie mit uns, mit allen Wesen gemein haben." —

„Sieh, unter diesen Gräßlichen hab' ich meine Vergangenheit vertrauert, werd' ich meine Zukunft vertrauern. An meinem Sterbelager werden die herzlosen Steinmenschen stehen, nicht fühlen meinen Todeskampf, nicht mitleiden meinen letzten Schmerz, wenn Du mich nicht erlösest."

„Ich will es thun," gelobte Uruß mit der Kraft der

wahren Liebe; „und sollt' ich mein Erdenglück, mein Leben selbst zum Opfer bringen.“ Alsobald verklärte die Ahnung seine Brust, und eine innere Stimme sprach: „Wie Du gelobt, so wird es geschehen, opfere Dein Glück dem ihrigen, und der Gedanke, Dein fester Entschluß befreit sie aus der verderblichen geistigen Macht.“ Uruß schauerte, aber er wankte nicht; wahre Liebe fordert ja nicht das eigene, sondern nur das Glück der Geliebten. Tscherkassia hatte den Geliebten umfaßt, die Augen geschlossen vor Freude und Seligkeit, und war entschlummert, ruhig, schuldlos, lächelnd wie das Kind am Mutterbusen. Jetzt drängten die Kamenniki sich zu Uruß, sie stierten den eingedrungenen Fremdling blödsinnig an und begannen bald ihn zu zerren und zu stoßen. Uruß litt die Pein, um den Schlaf der Geliebten nicht zu stören, aber als ihre Bosheit selbst die Schlummernde zu beunruhigen versuchte, erwachte dessen Zorn, er riß den Dolch aus seinem Bunde und stieß ihn gegen den dreisten Gnomen; aber die feine Stahlspitze bog sich und klirrte wie von festem Granit ab; mehr durch den Blick seiner Augen, wie durch seine Waffen verscheucht entflohen die Kamenniki in ihre finstern Höhlen, und Tscherkassia's Schlummer blieb ungestört.

Als die erwachte Geliebte dem Freunde wieder entgegenlächelte, schloß dieser sie tief bewegt in seine Arme und fragte ernst: „Liebst Du mich?“ — „Unendlich,“ erwiederte sie, „mehr als mein Leben! Mein ganzes Erdenglück würd' ich Dir mit Freuden opfern.“ — „So lieb' ich Dich auch,“ sprach Uruß mit Innigkeit, „nimm diese Blume,“ er reichte ihr die Blüthe, von der er nur die unscheinbare Wurzel zurückbehielt und diese in seinem Busen verbarg, „gedenke meiner, selbst wenn diese Gabe längst verwelkt ist.“ Tscherkassia's Haupt ruhte an der Brust des Geliebten, ihr Auge war bald geschlossen, sie sah nicht, aber sie fühlte den ganzen Himmel ihres Glückes. Da hörte sie den Geliebten die Worte: „ich will“ aussprechen, und nun war es ihr, als ob er sich sanft aus ihren Armen löse; sie wollte ihn fester umfassen, aber sie griff in die körperlose Luft; sie öffnete das Auge. — Welch' ein Wandel! Ein Reich der Verklärung umgab sie, sie befand sich nicht mehr in den Klüften des Abgrundes; sie stand auf der Erde, gelehnt an jenen Fels, der den Geisterbrunnen deckte. O, wie schön hatte sie Alles in ihren Träumen gesehen, und wie war Alles in der Wirklichkeit unendlich herrlicher. Sie küßte den Grashalm zu ihren Füßen, sie begrüßte mit Freudenthränen den surrenden Schmetterling, sie sah Gott in dem Kelche der Blume, sie sah ihn thronen in dem Lichtmeere, das hoch über ihr im blauen Aether schwamm. Sie trat in die wieder errichtete Hütte, da saß eine bleiche Frau, — sie war es, sie, die sie geliebt hatte, nach der sie sich gesehnt, seit der Stunde, wo sie sich bewußt geworden. Tscherkassia kniete vor ihr nieder und stammelte: „Ich bin Dein Kind, Du bist meine Mutter!“ — Selige Augenblicke! Mutter und Tochter weinten heiße Zähren! Keine Frage, keine Erläuterung! Diese heiligen Gefühle lügen nicht. In solchen Weihestunden bekommt das schwache Menschenauge einen Seherblick, der nicht täuschen kann. Wir ahnen ja selbst Gott, wenn wir lieben. —

Aus der Ferne war Georgina, waren ihre Eltern und alle Lieben eingewandert, um die Erstandene an ihr Herz zu drücken, um die Wunderblüthe einer fremden Welt anzustaunen, um sich zu spiegeln in ihrem klaren Auge, um zu bewundern die zarte und doch so edle Gestalt, um zu horchen dem Klange ihrer Zaubertöne. Tscherkassia war nicht wie eine andere Jungfrau, die fremde Welt, in der sie gelebt und geduldet, hatte ihr einen Ernst gegeben, den die lebensfrohe Georgina nicht kannte, diese lächelte, von Freude und Scherz bewegt, wie jedes Weib, Tscherkassia's Antlitz verklärte sich nur zu einer milden Hoheit, wenn sie sich selig fühlte. Schon nach den ersten Stunden der Wiederkehr empfand sie schmerzlich, daß sie das Erstehen aus einem langen Grabe, den Anblick der freundlichen Welt, der Eltern Liebe, nur mit einem schweren Verluste erkauft hatte, denn der Geliebte weilte nicht bei ihr. Ihre Freude war nur mit seinem Schmerze erkauft, ihr Leben mit seinem Untergange. Georgina wandelte mit der geliebten Schwester umher, sie zeigte ihr die bunten Blumenauen, den wilden Wassersturz mit seinen tausend Lichttropfen, die freundliche Abendröthe und das leuchtende Sternenheer. Aber Tscherkassia's Herz erhob sich nicht; ohne Leben todt wie in der Unterwelt war auch hier Alles, denn das Auge des Geliebten belebte nicht diese Reize. In dem Schlummer trat die Nachtgöttin wiederum zu ihr und sprach: „Nur in meinem Reiche kannst Du ihn wiederfinden. Opfere ihm, was er Dir geopfert. Laß abermals die freundliche Welt mit ihren Herrlichkeiten, gib ihm der Eltern Liebe, entsage der lieblichen Gespielin und sei Alles, was Du bist, nur ihm allein, so wird sich Dir der Weg zeigen, den Du wandeln mußt, um ihn zu finden.“

Am frühen Morgen kniete Tscherkassia zu den Füßen der Eltern, küßte ihre Hände und flehte: „Laßt mich von hinnen ziehen, um Uruß wieder zu finden, laßt mich ihm

thun, wie er mir gethan hat, laßt mich allen Freuden, selbst Eurer Liebe entsagen und blos ihm angehören. Die Eltern, welche ihr theures Kind nur wieder gefunden hatten, um es abermals zu verlieren, segneten sie mit Schmerzensthränen und sprachen: „Thu', wie Dein Herz Dir gebietet. Der Himmel schütze Dich auf Deinem Wege." Georgina aber sprach rasch: „Ich lasse Dich nicht, ich ziehe mit Dir, und kehre einst mit dem Bruder und Dir wieder heim." — So standen die Eltern nun verödet, und es war zu der Zeit, da die Kinder sie verließen, als ihre Kraft gebrochen und der Schnee des Alters bereits ihre Haare deckte. Inal nahm Bogen und Pfeil und bereitete sich, den Jungfrauen zu folgen, aber Georgina, immer hart und gebietend gegen den Jüngling, befahl ihm herrisch, zurückzubleiben. Der sonst so trotzige Inal kreuzte seine Arme über die Brust, neigte sich tief und flehte: „Sei nicht grausam, Georgina, muß ich hier bleiben ohne Dich, so werd' ich umher wandern ohne Seele, wie jene Verworfenen, unter welchen Deine Freundin lebte." Aber die Röthe des Zornes verschönerte das Gesicht der Kleinen und sie rief heftig: „Darf der Sklave einen Willen haben? Bist Du nicht mein Leibeigener durch eigenen Entschluß geworden? Gehorchen sollst Du meinem Winke, hier bleiben und die Eltern pflegen." Inal verstummte; Tscherkassia rührte der entsagende Gehorsam des Jünglings, der sonst so muthig und so furchtlos war, und sie bat für ihn: „Laß ihn mit uns wandern. Erbarme Dich seiner, wie sich Gott unserer erbarmen wird." Georgina erwiederte verdrießlich: „So mag er uns nachgehen, aber so fern als möglich."

Am andern Tage, noch ehe der Morgen die Schatten erhellte, waren die Pilger aufgebrochen. Hoch über ihren Häuptern rauschte es; Georgina erkannte den Flügelschlag der Aare: „Das sind die treuen Wächter meines Bruders!" rief sie freudig, „so lange waren sie uns entschwunden; sie kehren uns wieder und bringen uns Glück. Laßt uns, da wir Wege und Pfade nicht kennen, ihrem Fluge folgen." Als der Morgen angebrochen, trat ihnen eine Frau entgegen, im köstlichen Purpurkleide, besäumt mit glänzendem Golde, und die Pilger neigten sich tief und sprachen: „Sei uns gegrüßt, königliche Frau, wie ist Dein Name, und wandern wir hier recht zu dem Reiche der Nacht?" Und die Frau erwiederte: „Ich bin Utrah; die Nacht ist meine Schwester, wandert weiter und Ihr werdet zu ihrem Reiche gelangen." Sie gingen, bis der Mittag die Schatten kürzte und die Hitze sie zwang, im Gebüsche zu lagern, da nahte sich ihnen ein schönes Frauenbild im silberstrahlenden Kleide, am Arme trug sie einen Schild, in dem sich das Licht der Sonne blendend brach; die Reisenden neigten sich abermals und forschten: „Wer bist Du, hohe Gebieterin, und sind wir nahe dem Reiche der Nacht?" Die Begrüßte entgegnete: „Ich bin der Mittag, ihre Schwester, wandert weiter und Ihr werdet ihr Gebiet betreten." Da erhoben sich die Reisenden und pilgerten, bis die Sonne niedersank. Jetzt kam ihnen eine freundliche Frau, gehüllt in glanzloses Grau entgegen, sie wiederholten ihre Frage und die Antwort war: „Ihr seid nun unfern der Nacht, denn ich bin Wetschernaja, ihre nächste Schwester." Muthig setzten sie ihre Reise fort, aber finster und drohender wurde nun der Weg; hohe Felsen, wilder und grausenhafter als diejenigen, von welchen sie ausgegangen waren, umgaben sie von allen Seiten und traten immer enger zusammen. Aus den Abgründen, welche ihnen nun entgegen gähnten, glotzten Nachtgebilde herauf und in den Felsenhöhlen brannten düstere Feuer, als sollten dort unheimliche Feste gefeiert werden. Auf den Sümpfen tanzten und leuchteten die Bludni Sihwätki, die irrenden Geister jener Unglücklichen, welche, nicht in geweihter Erde begraben, nirgends Ruhe finden. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden. (Beschluß.)

[Malerei und Theater.]

Mit Anfange des künftigen Monats werden unsere Kunstsammlungen, das Antikencabinet, die Gemäldegalerie und andere, wieder eröffnet. Es ist, als sei in unser Publikum, seitdem die Bilder der Berliner und Düsseldorfer Künstler hier bewundert worden sind, ein ganz andrer Geist gefahren, man spricht weit mehr und wärmer als sonst, von Kunstgegenständen und unsere diesjährige im August Statt habende Kunstausstellung wird gewiß einer weniger nachsichtigen Prüfung unterliegen, als dies früher der Fall war, man wird anfangen, zu vergleichen! Möglich, daß gegenseitige Anreizung von den ersprießlichsten Folgen ist und daß für den Ruf unserer Akademie der bildenden Künste eine neue und bessere Periode beginnt. Die Sachsen haben ohnedies so manche Scharte auszuwetzen; wie man ihnen in Hinsicht auf Industrie und wissenschaftlichen Ernst ihr gebührendes Lob zuerkennt, so scheint man sie in anderer Beziehung für sehr prosaische Leute zu halten. Es ist wahr, der Sachse überlegt oft etwas zu lange, und scheint oft indifferent, sogar flach und wässrig, aber dann bringt er auf einmal, ehe man sich's träumen läßt, eine Erscheinung hervor, die in Erstaunen setzt. Einst war eine solche Erscheinung Luther und die Reformation der Kirche, in neuerer Zeit Lessing und die Reformation der Sprache — „wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert?" Auch in der Malerei kann ein Genie unter uns erstehen, das Sachsens artistischen Ruf zu Ehren bringt. — In den vergangenen Tagen hat Bendemann's, des gefeierten Künstlers, Anwesenheit hier Aufsehen erregt, von mehrern Seiten hatte man sogar gehofft, er werde sich für die hiesige Akademie gewinnen lassen, was aber, wie vorauszusehen war,

vergeblich gewesen ist. Außerdem hat ein anderer berühmter Mann uns, oder vielmehr seinen Freund **Tieck** besucht, Fr. **von Raumer**, der sich bekanntlich auch um die Aesthetik bekümmert; sein Schriftchen über die Poetik des Aristoteles, das ich vor Kurzem gelesen, zeugt von einem nicht ungewöhnlichen Verständnisse des unschätzbaren Büchelchens, dem selbst Lessing, für seine Person, **Unfehlbarkeit** zuschreibt! — Was die Theaterangelegenheiten betrifft, so muß ich zuvörderst bemerken, daß Herr **Devrient**, dessen Verlust uns bedrohte, für unsere Bühne wieder gewonnen ist. Wie man sagt, hat der beliebte Schauspieler durch seinen neuen Contract sehr schöne Vergünstigungen erhalten, unter andern freie Rollenwahl, was sich jedoch bezweifeln läßt, wenigstens wird diese Licenz ganz gewiß mit Einschränkungen verbunden sein. Die Stimme des Publikums — vox populi vox Dei — hat sich laut genug für Hrn. Devrient's Hierbleiben ausgesprochen. Als die Gefahr seines Scheidens ruchbar wurde, bat man ihn sogleich wiederholt im Dresdner Anzeiger um mehrere Lieblingsrollen, Tasso, Enzio, Rosa u. s. w. Herr **Weimar**, dem bald darauf dasselbe begegnete — man verlangte nach seiner Darstellung des Wittelsbach von ihm, bunt durch einander, den Wallenstein, Zriny, Bayard, — lehnte in demselben Blatte ein solches Uebermaaß von Beifallsbezeigungen höflich ab, bei welchem Anlasse er seine allzudienstfertigen Freunde auf die richtige Schreibart seines Namens (Weimar, nicht Weymar, wie auch ich in frühern Berichten geschrieben) zugleich aufmerksam machte. In der Rolle des Wittelsbach hat er Furore gemacht und wurde durch dreimaliges Hervorrufen incommodirt. Herr Devrient hat neuerdings wieder den Hamlet mit ähnlichem Beifalle gespielt. Es ist eine seiner phantasiereichsten, bestechendsten Darstellungen, die unser verwöhntes Publikum gerade um so mehr aufregt, als sie nicht ganz auf die Intention des großen Dichters eingeht. Am meisten möchte wohl zu tadeln sein, daß Herr Devrient in seinem Hamlet das Grübeln einer bleichen, unheilbaren Melancholie nicht genug vor unsern Augen entfaltet, sondern uns vielmehr die Erscheinungen in seinem Geiste als schon **fertig** und **gedacht** darstellt. Am offenbarsten zeigt sich dies in dem berühmten Monologe vom Selbstmorde, bei welchem der Künstler das **in der Gegenwart sich Ereignende** — das *μιμεῖσθαι* der Griechen — nicht vergessen darf! Vielleicht werde ich versuchen, über diese Rolle und die Darstellung der Shakspeare'schen Stücke auf unserer Bühne überhaupt einmal weitläufiger zu sprechen, was ich bisher noch unterlassen, weil ich mir der Schwierigkeit dieser Aufgabe bewußt bin. **Die Schule des Lebens** von **Raupach** hat keine so große Wirkung gethan, als man erwartet hatte. Dagegen macht von den älteren Stücken der **Pariser Taugenichts** immer noch unverändertes Glück; es möchte aber auch diese Vorstellung in der That nicht leicht eine ähnliche auf irgend einem Theater finden. Herr **Baison**, ein talentvoller junger Schauspieler, hat in seinen Gastrollen, vorzüglich als Don Carlos, gefallen; auch der Director des Hamburger Stadttheaters Herr **Lebrün** ist in mehreren komischen Partieen als ein sehr verständiger, alle Karrikatur vermeidender Künstler, mit Beifall aufgenommen worden. Seitdem Mad. Schröder-Devrient abgereist ist, hat die Direction sich Mühe gegeben, mit andern Mitteln diese Lücke einigermaßen zu ersetzen. Wie bei Ihnen in Leipzig **die Hugenotten** von **Meyerbeer**, die für uns wohl eine verbotene Frucht bleiben werden, Alles in Bewegung gesetzt haben, so ist mit stürmischem Beifall die **Jüdin** von **Halevy** über unsere Bühne gegangen und man hatte an dieser Oper nichts auszusetzen, als daß sie volle vier Stunden gedauert. Man will sie daher auch bei den nächsten Vorstellungen abkürzen. Mad. **Fischer** aus Karlsruhe, eine treffliche Sängerin und schöne Frau, ist jetzt unsere Gast-Primadonna und gefällt als jene und diese. Mad. **Walker** soll auf mehrere Monate engagirt sein und das **Haizinger**'sche Ehepaar, welches im vorigen Jahre um dieselbe Zeit hier anwesend war und mit beispiellosem Erfolge auftrat, wird — wie das Gerücht verkündet — wieder erwartet. Ob man es diesmal eben so sehr vergöttern werde, muß man dem Schicksal anheimstellen. Das vielköpfige Ungeheuer ist ein wetterwendisches Ding, und man begreift oft gar nicht seine Launen. Mir fällt hierbei ein altes Sprüchlein ein, mit dem ich diesen Bericht schließen will.

Das Publikum, das ist ein Mann,
Der Alles weiß und gar nichts kann;
Das Publikum, das ist ein Weib,
Das sucht nur immer Zeitvertreib;
Das Publikum, das ist ein Knecht,
Der, was sein Herr thut, heißet recht;
Das Publikum ist eine Magd,
Die über ihre Herrschaft klagt;
Das Publikum, das ist ein Kind,
Heut so und morgen so gesinnt;
Das Publikum sind alle Leut',
Drum sind sie dumm und auch gescheut —
Ich hoffe, dies nimmt Keiner krumm,
Denn **Einer** ist kein **Publikum**!

Notizen.

[Brieflich aus Paris, vom 1. Mai.]

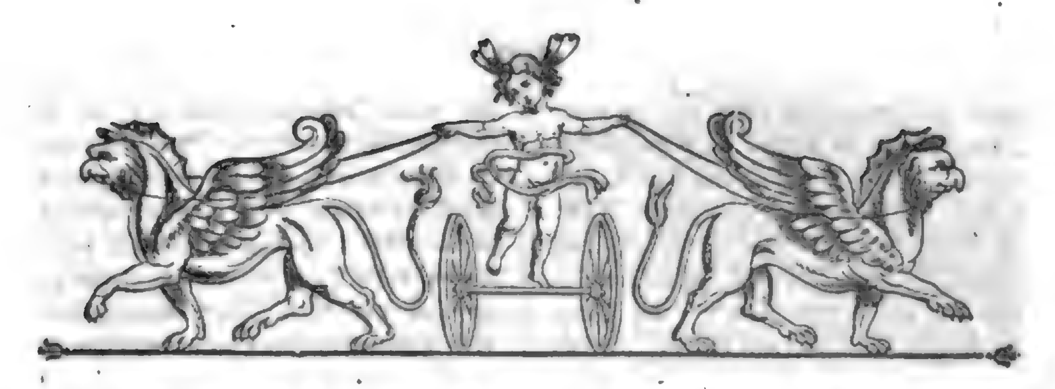
Lamennais' Bedeutsamkeit für den jetzigen Stand der Zeitideen ist im Wachsen. Sein stilles, sinniges, feines Wesen muß man liebgewinnen. Sein Journal, auf das er jetzt alle seine Kräfte verwendet, gewinnt täglich an Abonnenten, obwohl es noch nicht eigentlich ins Volk dringt und für dasselbe zu philosophisch geschrieben ist. Auf die Interessen des Volks ist aber Lamennais' Auge ganz gerichtet. Man findet den Monde in vielen Familien, die darauf abonnirt sind; in den Lesecabinetten, wo auch der gemeine Mann seine Zeitung für einen Sou liest, ist es noch nicht anzutreffen, trotz der ungeheuern Affichen, die man davon an den Straßenecken sieht.

Heut ist der Namenstag des Königs. Das schöne Wetter, das wir seit lange zum ersten Mal haben, begünstigt die Festivitäten. In den Champs Elysées sind 3 Volkstheater mit Pantomimen, 4 Tanzorchester u. dgl. errichtet; auf den Abend gibt es im großen Carré des Tuileriengartens ein Concert, und auf dem quai d'Orsay ein feu d'artifice. Das Volk beginnt sich schon zu tummeln; an das arme Gesindel ist Speise und Trank vertheilt worden, aber das rührt den echten Pariser nicht, er schimpft nur um so mehr. Mein Barbier hat mir heut den Bart eilfertiger als gewöhnlich abgenommen; er meint, er müsse hinauseilen, um zu sehen, ob es eine Emeute gebe. Gibt es eine Emeute, so ist sie gewiß nur durch die Polizei gemacht, — sagt mein Barbier.

[Ein Zug von Meunier.]

Meunier hatte sich zwei Tage vor dem verbrecherischen Attentat das Haar kurz abschneiden lassen. Der Präsident des Pairshofes fragte um den Grund. Meunier antwortete, er sei äußerst empfindlich am Kopfe; er habe, als er zum Attentat schritt, schon voraus die Schmerzen gefühlt, die er empfinden müßte, wenn man ihn bei den Haaren ergriffe und fortschleppte; er sei äußerst empfindlich an den Haaren. So ein delicater Schuft kann nur in Frankreich vorkommen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 91. — den 11. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Tscherkassia und Georgina.

(Beschluß.)

Jetzt stieg schmerzliches Gestöhne und hohles Todesröcheln aus der nahen Felsenkluft empor und vor ihnen schritt von einem Gipfel des Berges zu dem andern ein riesengroßes Gerippe dahin, und löste sich endlich in schwefelgelben Dunst auf. Die Mädchen zitterten und waren keines Angstrufes mächtig; selbst der kühne Inal erbebte und sprach beklommen: „Das war der Besschmertnoi, der fürchterliche Geist, welcher in diesen Bergen haust. Selbst die Unsterblichen vermögen ihn nicht zu überwinden, viel weniger zu tödten; nur durch List ist er zu täuschen, nur durch sein blödes Augenlicht kann man ihm entfliehen. Er trinkt gern das Blut der Jungfrauen und raubt deshalb selbst die Braut vom Kirchengange*). Etwas Entsetzliches muß geschehen sein, da sich der Todlose uns gezeigt." Wenige Schritte waren die Jungfrauen abermals gewankt, da zuckte ihr Fuß plötzlich zurück. Auf ihrem Wege lag ein Ermordeter; es war jener Greis, der einst bei Abasses eingekehrt war, aus einer tiefen Hauptwunde rieselte noch langsam das Blut, aber das Auge war schon gebrochen und in der Brust kein Leben mehr. „Das Werk des Besschmertnoi," murmelte Inal und bereitete sich, die Jungfrauen über die Leiche wegzuheben. Aber Tscherkassia weigerten sich und sprach: „Laßt uns nicht fühllos von dannen gehen, ohne eine heilige Pflicht geübt und der Erde den Körper gegeben zu haben." Die furchtsame Georgina winkte; gehorsam grub Inal mit seinem Schwerte ein Grab, legte den Todten hinein und wölbte dann den Hügel über ihm. Tscherkassia und Georgina sanken zum stillen Gebet für die Seele des Erschlagenen nieder. Inal aber sprach: „Hier kreuzen sich drei Wege, während Ihr betet, will ich voran wandern und die Pfade untersuchen." Die fromme Bitte war geendet; die Mädchen lauschten ängstlich auf Inal's Rückkehr, aber kein Fußtritt ließ sich hören, nur der Sturm heulte durch die Felsenspalten. Sie riefen, doch nur der Wiederhall antwortete mit kaltem Hohne; da waren sie gezwungen weiter zu schreiten auf dem von Inal betretenen Pfade. Jetzt trat der Mond aus den Wolken und beleuchtete fast taghell die Gegend. Vor ihnen auf der Höhe lagen marmorne Schlösser, glänzend im Purpur und Golde, umringt mit krystallenen Säulen, geziert mit schlanken Thürmen und strahlenden Kuppeln. Sie schöpften wieder Athem, die Hoffnung kehrte wieder in ihre Herzen zurück. Arme Getäuschte! Ihr wißt nicht, wo Ihr seid, Ihr befindet Euch in dem Bereiche des Mqinwari *), und jene Burgen, welche Euch gastlich entgegenblinken, sind die Eisfelder, welche noch jetzt, nach Jahrhunderten, den Reisenden mit ihren phantastischen Gestalten äffen. Jeden

*) Besschmertnoi, der Todlose ist wahrscheinlich bei den alten Slaven der Tod selbst. Die ritterlichen Kämpen des heiligen Wladimir bestanden viele Abenteuer mit ihm.

*) Mqinwari, Eisberg.

Augenblick hofften die Armen, Inal würde aus den goldenen Pforten treten und ihnen winken, durch das gastliche Thor zu schreiten. Wirklich nahte auch eine Gestalt, aber es war nicht Inal, es war ein Greis, es war — Jener, dessen Leiche sie so eben begraben. Die Spukgestalt sprach zu ihnen: „Tretet ein, Ihr Ermüdeten, in meine Wohnung und ruhet aus auf meinem Lager." Die Jungfrauen starrten die Truggestalt an und bebten: „Weiche von uns, Du bist nicht von Gott gesendet, Du bist nicht der, welcher Du scheinst, und dessen Körper wir so eben der Erde gegeben haben." Indem sie nun das Kreuz vor dem Geiste der Lüge schützend schlugen, lachte dieser so laut auf, daß es wie ein nie endender Hohn durch die Felsen wiederhallte, und es dehnte sich die Gestalt riesenhaft empor, ward zu dem schrecklichen Besschmertnoi und sprach: „So bin ich ein Anderer, dessen Macht Ihr auf immer verfallen seid. Durch Euch ist mein Liebling erschlagen, und so will ich Rache nehmen an Euch und Eurem ganzen Stamme; Ihr und Eure Nachkommen sollet aufhören, freie geistige Wesen zu sein, Euer Herz soll verstummen in der Brust, und Ihr nichts mehr als eine Waare für die Lust der Sünde sein." Der fürchterliche Fluch war noch nicht verhallt, als Georgina Inal's Stimme vernahm. „Inal! Inal!" rief sie mit der höchsten Angst. Aber das gespenstische Ungeheuer höhnte: „Vergebens rufst Du ihn, er hat mit mir gekämpft und unterlegen, sieh seine Strafe!" Sie standen am Eingange einer finstern Höhle, von dem Boden flammte eine Naphthaquelle auf; über dem verzehrenden Aether hing Inal an einer Kette, die von Riesenhänden geschmiedet schien. Bei diesem Anblick brach aus Georgina's Herzen die tiefverhehlte Liebe hervor: „Inal," wimmerte sie mit tiefem Schmerze, und hatte das eigne Leid und Alles um sich her vergessen. Doch der Besschmertnoi fuhr mit seinem Spotte fort: „Ich habe nur seinem Körper gethan, wie Du seiner Seele; Du warfst die Sklavenkette über den freien Geist, Du hast Dir Eigenthumsrecht angemaßt über ein unveräußerliches Heiligthum; Deine Unthat wird fortwuchern und Dich und Deine Kindeskinder überleben." Das Gespenst wandte sich zu der bleichen Tscherkassia und grollte: „Auch Du hast gefrevelt, daß Du fremdes Glück dem eigenen opfertest. Sieh das Loos Desjenigen, den Du in die Tiefe hinabriefst." Ein Lichtblick fiel in eine Felsenspalte, auf dem Boden dieses Abgrundes lag Uruß wie in einem Steinsarge, mit jedem fliehenden Augenblicke traten die Felsen wie belebte Wesen näher und enger an einander; schon berührten ihre scharfen Zacken den Unglücklichen, bald mußten sie sich schließen, und er — er —! Tscherkassia war unglücklicher als Georgina, denn sie hatte keine Klage, keine Thräne, keinen Schmerzlaut mehr. „Gnade will ich Jenen angedeihen lassen," sprach der Versucher, „sie sollen glücklich werden, wenn Ihr freiwillig elend, freiwillig mein auf immer sein wollt." — „Ja," hauchte Georgina, „ja," bebte Tscherkassia; ihre Lippen, nicht ihre Seele, sprachen das furchtbare Zugeständniß aus; die Allmacht der Liebe brachte das frevelnde Selbstopfer. In diesem trostlosen Augenblicke tönte noch einmal die weiche Stimme der nächtlichen Trösterin an Tscherkassia's gefolterte Seele: „Alles ist nur Traum, Du leidest nur Seelenqual, jenes Wesen, das Dich martert, ist die Reue, und nur die Buße vermag es zu vernichten." Da erhob Tscherkassia ihren Geist zu Demjenigen, der alle, alle Leiden endet, alle Wunden des Lebens heilt; ihr Gedanke war Gebet. Plötzlich schien es, als ob eine fallende Sonne Alles ringsumher blendend erhelle, es schien, als ob der Todlose, geblendet von dem Lichtmeere in die brennende Quelle stürze, diese über ihm erlösche, und nur der Ruf: „mein Fluch, mein Fluch!" noch aus der Tiefe emportöne. Es schien, denn die Augen der Sterblichen waren geblendet von dem Strahlenglanze, und alsobald ward um sie tiefe Nacht, sie fühlten noch, aber sie sahen nichts mehr.

Uruß weilte in dem Reiche des Abgrundes, gequält von den blödsinnigen Kamenniki, die ihre Königin von ihm zurückbegehrten. Da surrte es zu seinen Füßen, der Hausgeist, welcher einst seine Wiege geschaukelt, seine Kinderspiele geleitet hatte, stand vor ihm. Der Alte war mürrisch und verdrossen: „Mach', daß Du wieder nach Hause kommst," brummte er, „es ist dort oben ohne Dich langweilig und unordentlich. Schon zwei Mal haben die Eltern in ihrem Schmerze vergessen, mir Abends den Honig hinzusetzen. Mach' Dich hinauf; die Blume wird Dir den Weg zeigen, wenn sie welkt, bist Du auf Irrwegen, wenn sie grünt, nahst Du Dich dem Ziele." Er huschte von dannen, indem er hier und da noch einem stumpfsinnigen Kamennik mit seinem langen Barte über das Gesicht strich. — Die Blume? Er hatte sie ja der Geliebten geopfert und nur die Wurzel zurückbehalten; doch indem er diese hervorzog, gewährte er, daß ihr, belebt von dem Blutlaufe seines Herzens, neue Blüthen entkeimt waren, und alsobald folgte er dem Gebote des Dumawoi und eilte von dannen. Als er aus dem Bereiche der Unterirdischen

war, lagen zwei Wege vor ihm. Freundlich und breit war der eine, süße lockende Stimmen hallten ihm auf demselben entgegen. Wohlgemuth betrat Uruß denselben, und es schien, als ob unsichtbare Mächte seinen Fuß auf diesem Pfade förderten, denn binnen kurzer Zeit hatte er eine weite Strecke zurückgelegt; aber als er nun nach seiner Blüthe sah, hingen alle Blätter nieder und sie war beinahe verwelkt. Er war gewandelt auf dem Wege der Sünde, dort hinab zu jenem Reiche der Verdammniß, wo der schreckliche Herlichan herrscht. Eilig kehrte er um; schwerer und mühevoller war der Rückweg, er brauchte Stunden, um jene Bahn zurückzuklimmen, welche er in Augenblicken durchschritten hatte. Endlich stand er an dem zweiten Wege, minder lieblich als der erste war dieser, eisig hauchte ihm die Luft hier entgegen und nur die Schneedecke des Bodens leuchtete seiner Wanderung. Als er nun nach wenigen Schritten auf seine Blume niederblickte, senkte sie abermals erbleichend das Haupt. Auch dieser Weg war nicht der rechte; er führte zu jenen unbekannten Völkern, welche der geizige Greis hatte aufsuchen wollen. Aber jetzt zeigte sich kein Pfad mehr, und dennoch hatte die Blume der Liebe deutlich gesprochen. Dort lag noch eine finstere Höhle, er trat hinein, dunkel zeigte sich hier ein Weg, das matte Dämmerungslicht um ihn ließ ihn kaum die klaffenden Abgründe, die rauschenden Wasserstürze, die tiefen Felsenklüfte erkennen; aber die heilige Blume grünte herrlicher und ein sanfter Schimmer leuchtete aus ihrem Kelche hervor. Schauervoller und gefahrdrohender wurde die Wanderung, enger umschlossen ihn die Felsen, er konnte nicht mehr vorwärts dringen, da fiel ein blendendes Licht auf ihn nieder; er blickte hinauf: dort stand die Geliebte von strahlenden Sonnen umleuchtet, doch in dem Augenblicke, wo von seinen Lippen ihr Name tönen wollte, schlossen sich die Felsen, und es war hier unten Nacht um ihn, wie es dort oben war.

Die Kette klirrte, der Sturz der Felsen schmetterte noch, doch die Blicke der Jungfrauen konnten in dem unerhellten Dunkel nichts erspähen; da war es ihnen, als ob warme Hände die ihrigen faßten; aus der Ferne tönte die Stimme der Menschentrösterin, der notschnaja Bogina: „Laßt Euer Leid ein Traum gewesen sein, laßt Euer Glück es nimmer werden!“ Alsobald leuchteten am Himmel Legionen Sternenwelten hervor, und Tscherkassia sah sich von Uruß' Armen umfaßt; zu Georgina's Füßen lag der gerettete Inal. Der Dumawoi schaufelte dagegen emsig und schadenfroh einen Erdhügel über die erloschene Naphthaquelle, in welche der Beschmertnoi gefallen war. Georgina hatte ihren Stolz, ihren Uebermuth, ihre Launen vergessen, sie kniete zu dem Geliebten und sprach mit Thränen: „So treu, wie Du mich geliebt, will ich Dich lieben, wie Du mein Leibeigener gewesen, will ich von nun an Deine Sklavin sein.“ Tscherkassia und Uruß hatten keine Worte, sie blickten sich nur freundlich an, doch dieses Lächeln, dieses Verstummen war Seligkeit. Da rauschten die Aare von hoher Felsenspitze auf und riefen zur Rückkehr. „Alles ist Traum gewesen!“ flüsterte Tscherkassia erleichtert, aber die schwere Eisenkette, welche von der Felsendecke niederhing, widersprach diesem Glauben. Noch in unsern Tagen hängt sie rostend dort, und nur die Sage vermag ihre Entstehung zu enträthseln. Im freundlichen Vereine beschlossen sie, zur Erinnerung an ihre Rettung, an der Stätte, wo der Versucher sich ihnen genaht, ein steinernes Kreuz zu stiften. Es ist dieses Denkmal aus uralten Zeiten dasselbe Kreuz, an dem die Bergbewohner jetzt noch beten.

Ungefährdet kehrten sie, den Frieden und den Himmel in ihren Herzen, heim, und bald weihte die Kirche den Bund der Glücklichen.

Alle die bösen, unheimlichen Götter der Väter ließen von ihnen, als der Bund der Ehe geschlossen war. Nur der Dumawoi, dem die Bräute auf dem Heerde süßen bergklaren Steinhonig, wie auch von dem herrlichen grünen Honig, der Manna jener Gegend, hingesetzt hatten, genoß von dem letztern, dem die berauschende Kraft eigenthümlich ist, so viel, daß er betrunken wurde, tolle Streiche machte, auf dem Heerde fast alles Geschirr zerbrach und endlich in einen großen Topf fiel und entschlief. Seit der Zeit ist er nicht wieder sichtbar geworden, aber die Spuren seines freundlichen Waltens haben sich noch immerdar in dem Hause gezeigt.

Inal's Kinder erbten den nur unterdrückten Geist ihres Vaters. Krieg und Raub wurde dem Tscherkassier Lebenszweck, es ist Schmach, wenn er nicht sagen darf: „Ich habe in den Bergen gekämpft und reiche Beute heimgebracht.“ Auch verließen die Nachkommen den Glauben des Kreuzes und gingen zum Islam über. Wie dieses geschah, trat auch der Fluch des Beschmertnoi in Erfüllung: die Weiber und Töchter wurden eine willenlose Waare, welche gen Constantinopolis verhandelt wurde.

Georgina's Enkel wurden wie ihre Stammmutter, frohe liebenswürdige Geschöpfe. Tscherkassia blieb selbst in ihrem Glücke ernst wie die Geweihten höherer Welten, und diese

fremdartige Erdenverklärung ruht wie der Mutter Schönheit noch auf den späten Nachkommen.

Der Aar war seit dieser Zeit den Abassen und allen kaukassischen Völkern ein heiliger Vogel, wenn sie ihn auf ihren Kriegerfahrten erblickten, jauchzten sie hoch auf, denn er versprach ihnen Beute und Sieg. Was er dem Volke des Uruß geworden, sagt Euch die Weltgeschichte.

Correspondenz.

Aus Dessau.

[Die Bethmann'sche Truppe.]

Vor einiger Zeit sprach jemand sich in diesem Blatte recht günstig über die hiesige Oper und deren gegenwärtige Primadonna, Sophie Hagedorn aus. Doch hätte der eifrige Berichterstatter sehr wohl gethan, sich außerdem der beiden achtbaren Kammersänger Krüger und Diedike zu erinnern, ohne deren thätige Mitwirkung vermuthlich unausfüllbare Lücken entstanden wären. Der herzoglichen Capelle widerfuhr gebührendes Lob, allein der sie zierenden Virtuosen Drechsler, Tausch u. m. A. geschah keine Erwähnung. Jener ist indeß auf dem Violoncell ein Meister, der sich einem Romberg, einem Bohrer an die Seite stellen darf, und dieser blies noch unlängst das wahrscheinlich für Tesistro zu Mailand gesetzte Clarinettensolo in Romeo und Julie mit einem Zartgefühl und Geschmack, denen Bellini selbst gehuldigt hätte! — Des Schauspiels wurde im obgenannten Bericht fast gar nicht gedacht, weshalb ich billigerweise mich seiner annehme, und Ihnen die Hauptfiguren der Bethmann'schen Gesellschaft, die jetzt in Halle spielt, kurz bezeichne.

Der Kleinheit des Orts und geringen Anzahl seiner zwar wohlhabenden, aber nicht reichen Bewohner gemäß, könnte, unbeschadet sonstiger guter Eigenschaften, nach dem Beispiel größerer Nachbarstädte, das hiesige Publikum weniger Geschmack besitzen, hätte Herzog Franz, glorreichen Andenkens, sich nicht ein halbes Jahrhundert um dessen Bildung bemüht, und setzte der Enkel nicht fort, was der Ahnherr begann! — Nach allen jenen Prämissen kann es der Bethmann'schen Gesellschaft nur angenehm sein zu erfahren, was man bisher zu Dessau über ihre Leistungen dachte und denkt. — Unter den Actricen steht Fräul. Leonhard sowohl im Tragischen als Komischen obenan; ihr folgen Mad. Lohmeier und Mad. Völler. Auch die guten Acteure der Truppe überschritten selten die heilige Trias! — Eine Zeit lang gastirten die Gebrüder Hessen. Durch ihren Abgang verlor die Bühne für die höhere Tragik und Komik zwei brauchbare Männer, deren Leistungen ich, gestattete es der mir zugemessene Raum, gewiß nicht unbeachtet lassen würde. Die ersten Liebhaberrollen fielen seitdem an Täschner, der, nicht ohne Anlagen und Verdienst, sich wirklich viel Mühe gibt und im Fortschreiten begriffen ist. — Zwei Komiker, von denen jeder einer besondern Richtung folgt, Lohmeier und Findeisen, jener als carikirender Buffo (leider übertreibt er zuweilen), dieser als naiver Clown, befriedigten jeder in seiner Art. — Hermann (der Regisseur), ein wie man mir sagte, kenntnißreicher Mann, wählte hingegen den Kothurn, würde aber durch Mäßigung des Affects, — er agirt etwas im Styl der Franzosen, — größere Haltung gewinnen. — Das übrige männliche Personal ist zu sehr im Werden, oder so stationär, daß sich von ihm nichts Erhebliches sagen läßt. So kehre ich denn zu den Frauen zurück, unter denen Fräul. Leonhard ein hervorstechendes Talent ist.

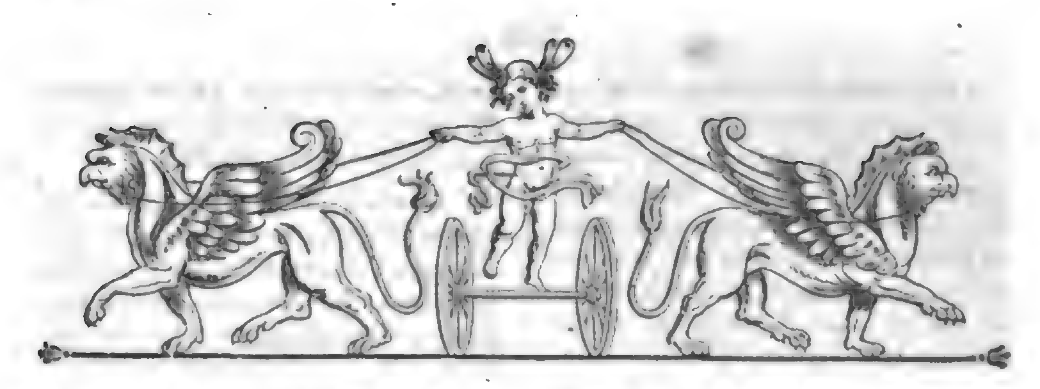
Hauptbedingung aller Kunst ist Genie oder Talent, denn ohne Schöpferkraft ist Gewesenes nicht zu reproduciren, ohne Nachahmungsgabe kaum Gewöhnliches anschaulich zu machen. Aber wie der ergiebigste Boden erst durch Cultur gewinnt, soll der Schauspieler, um innerhalb des engen Rahmens die Welt kunstgerecht zur Erscheinung zu bringen, seine Anlagen so harmonisch ausbilden, daß der Zuschauer, alles für Wahrheit haltend, in seiner Illusion nicht gestört werde. — Tüchtiges Memoriren der Rollen (hierin sind die Franzosen unsere Meister) muß natürlich ihrem tieferen Studium vorausgehen, das freilich, nach den jedesmaligen Anlagen des Künstlers minder und mehr gelingt. — Diesem gemäß läßt Fräul. Leonhard in jenen ersten Requisiten der scenischen Kunst nichts zu wünschen übrig. Unterstützt von einem angenehmen Organ, besitzt sie viel Gewandtheit des Spiels, feinen (nicht bloß gesellschaftlichen) Anstand, Geschmack, Grazie und Adel der Bewegung. — In seiner letzten Periode sprach ich einst mit Devrient über Shakspeare's Lear, Macbeth und Othello. — Diese Heiligen, rief trostlos der große Mann, kann ich nicht mehr aus dem Grabe erwecken, denn mir fehlt hierzu das Zeuch! — So wird auch, unbeschadet ihres Werthes Fräul. Leonhard gestehen müssen, daß sie bei gleichem Fleiß Moreto's Donna Diana und andere in diese Kategorie gehörende Rollen nie zu der Vollendung bringen könne, wie z. B. eine Crelinger, und daß es ihr weder schöpferisch noch imitativ gelinge, hochtragische, erhabene Charaktere mit der ihnen eigenthümlichen Kraft, Haltung und Würde ins Dasein zu rufen. — Nachahmung ist überhaupt sehr mißlich, und Originalität kommt vom Himmel. Daher denn das Surrogat — die Manier. Edele naive Rollen gelingen dieser Schauspielerin am besten, nur wird sie darin auf Augenblicke manierirt, was sie erst dann ablegt, wenn sie ohne fremdes Zuthun sich selbst vertraut. Kleine Mängel in Costüme, Rede, Vortrag, Gestus, will ich nicht rügen und wünsche, daß sie große Vorbilder nie aus dem Auge verliert und rastlos alles aufbietet, mit wahrer Objectivität die ihr gewordenen Aufgaben zu durchdringen. Mad. Lohmeier besitzt eine schöne Gestalt, ein wohlklingendes Organ und edle Haltung, nur daß sie im höheren tragischen Styl, vermuthlich unbewußt, oft zu ihrem Nachtheil den künstlerischen Anstand mit dem vornehm-gesellschaftlichen vertauscht. Mad. Völler excellirt hauptsächlich im komischen Fach, worin sie die alten Rollen zuweilen vortrefflich gibt. — Nur ist ihre Sprache sehr singend und monoton und ihr Gestus etwas zu altfränkisch und eilig. — Bethmann führte seine Gesellschaft von hier nach Halle, wo, unter der Obhut der Musen, sie ihre Studien vollendet und mit dem nächsten Winter, von allen Schlacken gesäubert, bei uns wieder eintrifft. —

Notiz.

[Irving's Astoria.]

Der neue Roman von Irving, Astoria, scheint neben seinen poetischen Zwecken auch den praktischen zu haben, die Nordamerikaner bei Gelegenheit der bevorstehenden Erneuerung des Pelzhandelvertrags auf den Vortheil aufmerksam zu machen, den Alt-England bisher davon bezog. Der Roman hat glänzende Naturschilderungen. Der Held ist ein Deutscher, Johann Astor aus Heidelberg.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 92. — den 12. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gränzwanderungen von E. Willkomm.

2.

Pascherleben.

Novelle.

Gräfenstein, eine der vielen Besitzungen des Grafen von Clamm-Gallas, hatte uns seine heitern Räume geöffnet. Auf einem isolirt stehenden Hügel gelegen, an dessen Fuße die ungestüme Neiße vorübertobt, sieht der schöne Grafensitz weit in die Gegend hinein, auf einer Seite die schwellende Hügellandschaft Sachsens, auf der andern die romantischen Gebirge Böhmens. Die Straße nach Reichenberg belebt den Ort und führt eine Menge Geschäftsreisende in diese Gegenden, die ihrer Naturschönheiten wegen öfter besucht zu werden verdienten. —

Gesättigt an dem kalten Prunk der gräflichen Zimmer, gingen wir in den nahegelegenen Gasthof und erinnerten uns der Vergangenheit, die überall in jenen Gegenden heimlich heranschleicht an das Blühen und Leben des Tages. Der größte Theil dieser fruchtbaren Ländereien, über die jetzt der Graf Clamm-Gallas gebietet, stand vor zwei Jahrhunderten unter der Herrschaft des geheimnißvollen Wallenstein. Man kann wenig Hufen Landes betreten in der Nähe der sächsischen Gränze, auf denen nicht der gefürchtete Herzog gewandelt wäre, in die sein finsterer Herrscherblick nicht tiefe Spuren eingedrückt hätte. Vertieft in Gespräche über den räthselhaften Mann, hatten wir nicht bemerkt, daß sich die Gaststube nach und nach mit Gästen immer mehr anfüllte, deren Aeußeres keinesweges geeignet war, Vertrauen zu erwecken. Wohl mehr als zwanzig hochaufgeschossene, aber dabei breitschultrige und stämmige Gestalten, wie sie heimisch sind in den dichten böhmischen Waldungen an der Gränze, saßen leise sprechend um die Tische und tranken einander das schwere Bier zu, mehr durch Blicke als Worte sich verständigend. Ihre Tracht hatte, der Einfachheit ungeachtet, etwas Auffallendes. Sie trugen meist Beinkleider von grober Leinwand oder dunklem Leder, eine kurze Jacke von leichtem Zeuche, auch verschossenem Sammet, und plumpe Stiefeln mit sehr großen Nägeln beschlagen. Eine schlechte Mütze oder ein alter ungestalter Filzhut verdeckte zum Theil die mißtrauischen Gesichtszüge, aus denen nur manchmal die kleinen stechenden Augen wie zitterndes Wetterleuchten funkelten, zwei Zoll starke und fast mannslange Stöcke, die am untern Ende mit hartem Eisen oder Stahl beschlagen waren und eine lange stumpfe Spitze hatten, anscheinend, um mit schweren Lasten die Berge leichter erklimmen zu können, lehnten an den Wänden, auf Schemeln und Bänken. Einige trugen auch noch lange Peitschen, schärpenartig um Hüften und Schultern gewunden, und statt des Gürtels schwere Geldkatzen. Die dunkle, lederbraune Gesichtsfarbe dieser Menschen zeugte von ihrem unstäten Leben im Freien, und ihre scheuen, mißtrauischen Blicke hätten leicht zu dem Gedanken Veranlassung geben können, die ganze Gesellschaft bestehe aus Mitgliedern irgend einer

Diebsbande. Diesem Verdachte widersprach jedoch eine gewisse Treuherzigkeit, der sich die Mehrzahl ungestört überließ, sobald sie gesehen, es befinde sich Niemand im Zimmer, den sie zu fürchten Ursache gehabt hätten. Von dem starken Biere erhitzt, wurden sie bald lebhafter, nahmen selbst Theil an unsern Gesprächen und erlaubten uns, Kegel mit ihnen zu stoßen, ein Spiel, das sehr gewöhnlich auf der Gränze ist, und eine bedeutende Geschicklichkeit erfordert, wenn es mit Glück gespielt werden soll.

Es waren böhmische Pascher und Viehhändler, zwei Menschenclassen, die meist unbegränzte Rohheit mit der größten Unerschrockenheit verbinden. Nicht selten treiben sie den Pasch- und Viehhandel zusammen, oder gehen von einem zum andern über. Der niedrig geborene Böhme, dem keine Hoffnung gegeben ist, aus seiner Breterhütte sich in die Bewegungen des Lebens zu stürzen und sein Fortkommen zu suchen, greift gewöhnlich zu dem gefahrvollen und nicht selten todbringenden Geschäft eines Paschers oder Schmugglers. Hat er Glück und weiß er zu sparen, so vertauscht er in einigen Jahren den furchtbaren Eisenstock mit der Peitsche, verläßt die Gränze und zieht als freier Vagabond durch die Wälder seines Vaterlandes nach Mähren, um nach Verlauf einiger Monate in Ungarn einzubrechen und Vieh zu erhandeln. Oft dehnen diese Kinder des Waldes ihre Reisen bis in die Walachei aus, bleiben über Jahr und Tag unterwegs, indem sie das erhandelte Vieh mit Vortheil an ihres Gleichen verkaufen und auf dem halben Wege wieder umkehren, um neue Vorräthe zu holen. Selten kommen sie mit leeren Händen zurück in die Heimath, meistens mit einem hübschen Vermögen, aber verwildert am Geist, sittenlos und feind aller Cultur. Das zügellose Leben in Wald und Wüste, unter Menschen, die selbst noch halbe Barbaren sind, erlöscht den Funken der Civilisation, der von Anfang an nur schwach in den Mittellosen glomm. Der Besitz macht sie hartnäckig, eine Art Lebenserfahrung und Menschenkenntniß stolz und hochfahrend, die unter Gefahren und Stürmen des Wetters gesteigerte Körperkraft dem Frieden abgeneigt, und immer aufgelegt zu Kämpfen und Raufereien. Es gibt Leute unter diesen Menschen, die viel zu erzählen haben würden, könnte man ihre Zunge lösen und das Herz sprechen lassen im Traume. Man behauptet sogar, böhmische Viehhändler könnten nicht ruhig sterben und neigten oft, wenn das Leben ihre Kraft länger frisch erhielte, als wünschenswerth sei, zu finsterer Melancholie hin, die Aehnlichkeit habe mit einem stummen Wahnsinn. Ich weiß nicht, ob die Sage wahr spricht, gewiß aber ist es, daß eine Gesellschaft böhmischer Viehhändler etwas Dämonisches hat, vor dem ein ehrlicher Deutscher Fieberfrösteln bekommt.

Harmloser vielleicht von Natur, aber tollkühn und unerschrocken in jeder Hinsicht sind die Pascher, wie sie die Provinzialen nennen. Sie betreiben ihr Gewerbe mit einer Art rührender Redlichkeit, begnügen sich mit geringem Gewinn, und schlagen täglich für den gesicherten Reichen, der sie unterhält, das arme Leben in die Schanze. Nur wenn sie gereizt werden, sind sie gefährlich und kennen kein Erbarmen. Ihr unseliger Erwerb erzeugt einen wilden Radicalismus in ihnen, und kommt es zum Kampfe, so gibt es keinen Mittelweg zwischen Todtschlagen und Todtgeschlagenwerden.

Von einem Paar der Jüngsten erfuhr ich, daß sie hinebgingen ins Stadtel, wie Zittau gewöhnlich bei den Böhmen genannt wird, um mehrere zwanzig Wagen nach Böhmen einzuschmuggeln. „Wir sind unserer diesmal an die dreihundert beisammen," sagte der Berichterstatter, „und gehen auf zehn verschiedenen Wegen über die Gränze. Die Jäger sind uns auf die Fährte gerathen und schnobbern umher, wie die Windhunde. Sie sollen aber doch betrogen werden, die Faullenzer, und wollen sie sich mausig machen, so werden ihnen unsere Stöcke die Nasen platt drücken, damit sie in der Zukunft geruchlos und ruhiger leben können."

Mein Reisegefährte erkundigte sich genauer nach der Art und Weise ihres Verfahrens. Der Pascher machte kein Geheimniß daraus und erzählte manche interessante Geschichte, wo Tollkühnheit und kluge Umsicht ihn gerettet hatte aus der augenscheinlichsten Lebensgefahr. „Das ist aber Alles Kleinigkeit," schloß er seinen Bericht, „gegen unser jetziges Unternehmen. Seit dem Zollverbande sind die Gränzjäger unerbittlich geworden und stehen in drei Reihen nur einen Büchsenschuß von einander entfernt, dicht um die Gränze. Das Bestechen will nicht mehr recht anschlagen, und nimmt so ein Kerl auch das Gesicht eines ehrlichen Mannes an, so ist ihm doch nicht zu trauen. Es steckt kein Gewissen in so einem eselsgrauen, schmuzig weißen Rocke, weil sein ganzes Gewerbe unehrlich ist, und wir müssen immer zuvor durch falsch ausgesprengte Nachrichten irgend eine Passage frei zu machen suchen, um nur Zeit zu gewinnen. Denn sind die Wagen nur erst herüber, dann reicht eine Viertelstunde hin, die Pakete zu vertheilen und sie auf tausend Schleichwegen schnell tiefer ins Königreich zu schleppen."

„Wie fangt Ihr es denn da an, um die Gränzjäger irre zu leiten?“ fragte ich.

„Da ist der Niclas Andre's aus der Paßschlucht dort unten,“ fuhr der Pascher fort, „der hat einen Takt, wie ein General. Es ist ein flinker Bursche, kräftig und brav, und hat ein hübsches Schätzel, die Therese Joseph, eine Waise. Der Niclas weiß sich zu verstellen, wie ein Komödiant, und führt die Grauröcke an der Nase herum, daß es eine Lust ist. Auch diesmal hat er sie fortgelockt und sie hinausgejagt zum Buchanelstein und an die Gabel'sche Brücke. Der Paß da unten aber ist frei bis an die Freudenhöhe, und werden wir nur drinnen nicht aufgehalten im Stadtel am Zollhause, so habe ich gar keine Sorge. Das wäre nun aber ein wahrer Gotteslohn für den armen Burschen, den Niclas. Lange schon hat er unser gefährliches Handwerk satt und will sich zur Ruhe setzen mit seiner Liebsten. Woher aber die paar Kreuzer nehmen! Glückt's uns, die Waare herüber zu bringen, so will ihm der Herr, für den wir sie holen, ein hundert Gulden Zwanzigkreuzer zum Lohn geben für seine Mühe und einen hübschen Dienst dazu an der Fabrik unterm Hammerstein. Wahrhaftig, liebe Herren, ein ehrlicher Kerl muß sich's jetzt sauer werden lassen, wenn er nicht wie ein Dieb gehenkt werden will.“

Die eisenbeschlagenen Stöcke rasselten zusammen, der Wirth verschloß den Kegelschub, die Pascher standen auf und rüsteten sich zum Weggehen. Einer der Stämmigsten legte seine knöcherne Hand auf die Schulter des Erzählers. „Franz,“ sagte er, „Du bist ein geschwätziger Junge. Wenn Du künftig nicht verschwiegener zu sein verstehst, werde ich Dir helfen.“

Der riesige Mensch erhob seinen Stock und schwang ihn pfeifend zwischen den Fingern so schnell um den Kopf des Burschen, daß er ein rollendes Rad bildete. „Ich kenne die Herren, Vetter,“ versetzte der Bursche, „sie verrathen uns nicht.“

Er reichte uns die Hand, die wir ihm herzlich schüttelten. Auch den Alten nöthigten wir dazu, bis seine Stirn heiter ward und das Vertrauen hergestellt war. „Wo geht's hin?“ fragte der alte Pascher.

„Nach dem Paß,“ versetzten wir, „und von da über die Gebirge nach böhmisch Aicha und Reichenberg.“

„Wann kommen die Herren an den Paß?“ fiel schnell der Alte wieder ein, sein funkelndes Auge unter der Hutkrämpe fest auf uns heftend, indem er seine hohe Gestalt nachlässig auf dem Stocke ruhen ließ.

„Wir denken ihn noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen,“ versetzte ich, „die Wege sind uns bekannt, der Abend ist lang und das Wetter wird sich halten.“

„Bis Mitternacht,“ sagte der Pascher, „später kommt ein starkes Donnerwetter; ich sah's am Jeschken.“ — Er schwieg, uns nochmals musternd, und setzte dann hinzu: „Hört, ihr Herren könntet ein paar armen Leuten einen wohlfeilen Gefallen thun. Wenn Ihr zur Paßschenke kommt, so fragt nach dem Niclas und laßt ihn wissen, daß wir Alle spätestens in der ersten Stunde der Nacht ein halbes Stündchen von der Straße im Walde zu treffen sein werden. Dort soll er hinkommen mit den Seinigen und uns die Waaren in Sicherheit bringen helfen. Denn, wenn wir um drei Uhr des Morgens nicht über die Linie hinaus sind, müssen wir des Teufels Feuerzeug riechen. An Umkehr, wie sonst, ist jetzt nicht mehr zu denken, seit die Grünröcke an der sächsischen Gränze ihre verfluchte Treue so streng bewahren, wie eine Jungfrau ihre Sittenreinheit. Heda, ihr Herren, wollt Ihr einem alten Pascher den Gefallen thun? Weiß Gott, unser Handwerk ist ehrlich, wie eins, wenn's auch der Pfarrer zehn Mal sündhaft nennt. Jesus Maria, lebt doch der hochwürdige Herr Pfarrer von den armen Sünden der ganzen lieben Christenheit!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Romane.

Frauenloos. In vier Erzählungen, frei nach dem Französischen des Emile Souvestre, von Julius Schoppe. In 2 Thlen. Altona, Hammerich 1837.

Emile Souvestre, der Verf. des Riche et pauvre, gehört mehr nach der Richtung seiner Novellenpoesie, als nach dem Talente dichterischer Darstellung zu den bedeutenden Erscheinungen in Frankreich. Er stellt die Schrecken des Reichthums und die Emancipation der Armuth dar. Er zeichnet keine glänzenden Charaktere, aber dies Verständniß der bedürftigen Zeitconflicte macht die Interessen seiner socialen Novelle wichtig. In den vier Erzählungen stellt er das Loos der Frauen in verschiedenen Classen der Gesellschaft dar: die Frau aus dem Volke, die Bürgerin, die Grisette, die Dame. Er geht etwas grausam um mit seinen Gestalten, ihr Schicksal ist nicht immer poetisch gerechtfertigt, allein als Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit, als Bestätigungen des Glaubens, daß der Mensch besser ist als seine Zustände, sind diese Gemälde von Frauenschicksalen interessant. Die Dame ist oft schon in ihren Cirkeln geschildert, weniger die Frau der untern Stände; besonders rührend ist die Einfalt der Grisette, die wie ein Kind der Natur sich hingibt und für idyllische Gaben des Herzens ein bitteres Geschick erntet. Daß Souvestre auch tiefere Blicke in den geistigen Zusammenhang des Lebens zu thun im Stande ist, davon zeuge die folgende Stelle. Ein Haufe Tagelöhner, die Brot suchen, steht beisammen:

„Wonach siehst Du, Fontaine, sage uns, wonach siehst Du?“

„Der junge Mann, an den diese Fragen gerichtet waren, war nachlässig an einen kleinen hölzernen Balcon gelehnt und schien aufmerksam nach dem Calvaire-Platze hinzusehen. Er

wandte sich sanft und ruhig lächelnd nach seinen Freunden um und antwortete mit vollkommner Ruhe: „Ich betrachtete das Missionskreuz."

„Es entstand ein allgemeines Gelächter."

„Ich dachte," fügte der junge Mann hinzu, als wenn er dieses Lachen nicht gehört hätte und zu sich selbst spräche, „ich dachte, daß wir Ungläubigen, die wir sind, unsere Häupter vor diesem Golgatha entblößen müßten; denn es ist ein schreckliches und rührendes Symbol. Der gekreuzigte Christus ist die Menschwerdung aller neueren Ideen, so wie aller Erfolgs- und Emancipations-Bemühungen. Christus ist das Genie, welches die Mitwelt mit Dornen krönte, und das die Nachwelt nun auf den Knien anbetet. Wie dieser aus der Volksclasse stammende Mann die ewige Wahrheit der Geschichte darthut! Dieser Mann, den man ans Kreuz schlug, weil er der Welt große Gedanken enthüllte, und der mit jedem Tropfen seines Blutes Etwas von seiner Seele und von seinem Glauben auf die Menge niederträufeln ließ! — So ist es! Die Gedanken des Genies werden auf die Masse nur unter der Form eines Blutregens gehörig einwirken!"

„Diesmal lachte niemand; es herrschte selbst ein Stillschweigen." —

So profan dies auch deutschen Gemüthern klingen mag, so zeigt es doch den tiefern Hintergrund, der Souvestre's Lebensbilder umschließt. Der 3. und 4. Band von Souvestre's Schriften wird in der Uebersetzung den Roman „Reich und Arm" bringen, der auch als Drama über die Bühne ging.

Almaria. Roman von Julius Graf v. Resseguier. Deutsch von Bernd v. Guseck. Dresden und Leipzig 1836. Arnold'sche Buchhandlung.

Dieser Roman, welchen das August-Heft der „Exoteren," herausgegeben von Th. Hell, enthält, mag immer zu dem Neuesten der französischen Unterhaltungs-Literatur gehören; zu dem Anziehendsten derselben kann er unmöglich gezählt werden. Der Verf. braucht die grobkörnigen Stoffe, die am Schlusse des vergangenen Jahrhunderts zur Composition eines Romanes angewendet wurden; eine Masse Begebenheiten sind zusammengehäuft und aneinander gereiht ohne Haltbarkeit und geistige Verbindung; er ist nicht reich an Erfindung, und ziemlich ungeschickt in der Ausführung; er bleibt in Allem skizzenhaft und wandelt die breite bequeme Straße der Gewöhnlichkeit. Kann man etwas Gewöhnlicheres lesen, als wenn ein Mädchen Schiffbruch leidet, von einem Kaper aufgefangen und nach Tunis verkauft wird; dort kommt sie, da sie natürlich überaus schön ist, in den Harem, schwingt sich zur Königin empor, ist sehr unglücklich und wird zuletzt von ihrem Geliebten, der unter der Zeit aus Verzweiflung Templer geworden ist, gerettet und zurückgeführt; sie stirbt nun im Kloster, er auf dem Schlachtfelde. Wenn nun diese gewöhnliche Intrigue nicht durch Charakterzeichnungen und poetische Reize unterstützt wird, wie es im Vorliegenden der Fall ist, so ist gewiß nicht viel Anziehendes am Buche. Indessen gebietet schon der Raum der Monatsschrift dem Herausgeber eine Beschränkung in der Wahl des Mitzutheilenden, und man mag auch diese minder werthvolle Gabe zufrieden hinnehmen, da wir des Werthvollen bereits viel erhalten haben, und auch dieser Roman, dessen Uebersetzung sich recht gut liest, sein Publikum finden wird. R. B.

Celeste. Eine Erzählung nach Mortonval's „Un secret d'état" von Kruse. 2 Bde. Leipzig, Kollmann.

Selten dürften Stoff, Personen und Verhältnisse sich so ganz zu einem komischen Romane eignen, als es in dem vorliegenden Buche der Fall ist: Ein spanischer Grande, Prinz Masserano, der mit dem Adelsstolze eines Don Ranudo di Colibrados die Fuchsschwänzerei eines Diplomaten verbindet; dessen würdige Schwester, Marquise Castelnero, die in ihrer Geburtshoheit von Napoleon nur als einem „Kerl" spricht; ein Staatsgeheimniß, welches die ganze Diplomatenwelt von Paris in Bewegung setzt und einen sehr lebhaften Courierwechsel zwischen der spanischen Regierung und ihrem Pariser Gesandten, dem Prinzen Masserano, veranlaßt, welches aber darin besteht, daß die Königin von Spanien ihre — Schuhe in Paris machen läßt; diese Trümmer der alten guten Zeit in dem Paris vom Jahre 1806, im Conflicte mit den Zuständen und Personen, welche die Revolution hervorgehoben und der Kaiser herrschend gemacht hatte, geben einen so allerliebsten Contrast, daß wahrlich nicht das größeste Talent dazu gehört, um eines der belustigendsten Zeitbilder daraus zu schaffen. Es bleibt daher fast unbegreiflich, wie der Verf. diesen Stoff so sehr hat verkennen und verwüsten können, daß nur ein so fades und langweiliges Gemisch von abgedroschener Alltagsmoral und ganz gewöhnlicher Spießbürgerlichkeit daraus geworden ist, wie in der „Celeste" vor uns liegt; die drastischen Elemente, welche darin vorhanden sind, verschwinden fast spurlos in der trüben Einförmigkeit einer wässerigen Darstellung. Die nicht zu verkennende Mühe des Uebersetzers hat das schaale Gericht nicht schmackhaft machen können, und auch die löbliche Ausstattung Seitens der Buchhandlung wird dem Werkchen keine Freunde erwerben.

R. B.

Notizen.

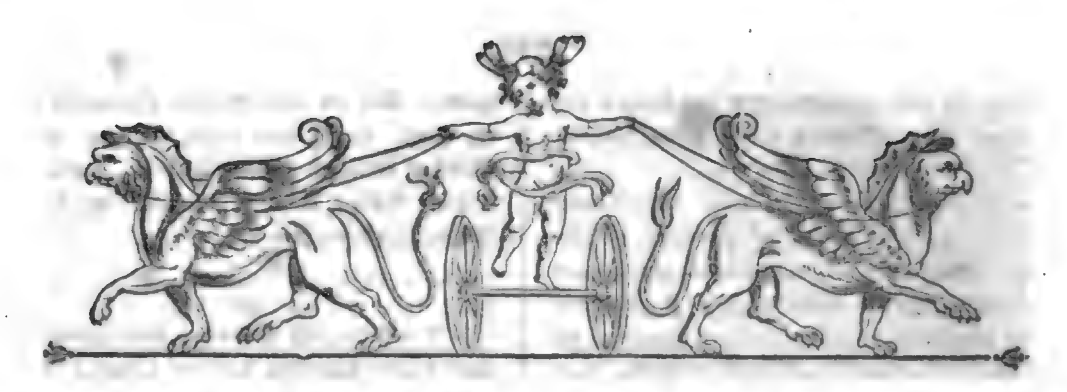
[Ernst Willkomm.]

Dieser bisher mehr als Novellist als durch seine dramatischen Arbeiten (Herzog Bernhard von Weimar und die Trilogie König Erich) bekannte Schriftsteller wird im nächsten Sommer ein Journal eröffnen, das ausschließlich den Interessen der dramatischen Poesie gewidmet ist. Es wird als Wochen-Revue in Heften erscheinen, in der Wunder'schen Verlagshandlung. Kritische Aufsätze und dramatische Gedichte werden mit Correspondenznachrichten abwechseln. Wenn die Bühne nicht ganz und gar als der Trivialität der Tagesmoden verfallen anzusehen sein darf, so wird es heilbringend sein, die Interessen derselben in einem besondern Organe ins Auge zu fassen. Es stehen Beiträge von den bedeutendern dramatischen Dichtern zu erwarten, unter anderen von Julius Mosen und Bauernfeld. Auch von Schriftstellern, deren Arbeiten im dramatischen Felde dem Publikum bisher entzogen blieben, wie Th. Mundt, Hermann Marggraff, liegen Beiträge bereit. Der Herausgeber gibt in den ersten Heften Aufsätze über Grabbe und über den Zustand der englischen Bühne nach Shakspeare.

[Carlisten und Christino's in Warschau.]

Gleich nach Dem. Carl traf Mad. Crescini in Warschau ein und alsbald entspann sich ein Kampf der Parteien, welche beide Sängerinnen sich erwarben. Crescino's (Christino's) und Carlisten wütheten wie in Spanien gegen einander, d. h. mit Worten, höchstens mit Federn, und in Bezug auf Spanien noch mit dem Unterschiede, daß der Adel in Warschau zur Faction der Christino's, die Liberalen zu der der Carlisten gehörten. Armer Adel! Armer Liberalismus! Armes Polen! Daß ihr euch nur um solche Jämmerlichkeiten zanken dürft. Es ist in Italien das Zeichen höchster Erschlaffung und moralischer Hinfälligkeit, daß dort auch nichts anderes die Gesellschaft fesselt, aufregt und in Parteien theilt als der Triller dieser oder jener Sängerin.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 93. — den 13. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gränzwanderungen von E. Willkomm.

(Fortsetzung.)

Wir versprachen gern, dem alten Manne, in dessen Gesichtszügen die Mühseligkeiten eines sechzigjährigen Lebens tiefe Spuren zurückgelassen hatten, seine Wünsche zu erfüllen. Die tiefer sinkende Sonne, hinter der finstere Gewitterwolken aufstiegen, mahnte zum Aufbruch. Die Pascher stiegen, getheilt in viele Gruppen von nur wenigen, auf Feldwegen in die Ebene hinab, während wir den entgegengesetzten Weg einschlugen. Schöne Waldungen umflüsterten uns bald mit kühlem Rauschen. Die Gegend ward duftiger, ein durchsichtiger Flor sank auf die Berge und hüllte sie in südlich schimmernde Farben. Die höchsten Kuppen brannten in rosarothem Dunst, während die Thäler dampften und eine drückend schwüle Luft durch die Atmosphäre ermattend hintrieb. Nach zweistündiger Wanderung hatten wir die Thalschlucht erreicht, durch welche einer der wenigen fahrbaren Wege nach Böhmen führt, das, durch einen Kranz von Bergen geschützt, in der Mitte Deutschlands liegt, wie ein fauler König, der, stolz auf seine Pracht und seinen Reichthum, über das Murren seines Volkes nur die Augenbrauen finster zusammenzieht. Böhmen ist ein paradiesisches Land, voll üppiger Pracht, voll zaubersüßem Reiz, lächelnder Andacht und verführerischer Lust; aber es träumt Alles, und Niemand kann begreifen, daß es auch ein Leben gibt, wo gehandelt wird. Es ist Alles fromm in Böhmen, die Tugend läuft noch im Flügelkleide umher, ohne sich verschämt die Augen zuzuhalten. Man lacht über seine eigene Unverständigkeit und trauert nur, wenn aus ferner Vergangenheit das klagende Weh früherer Größe wie ein dumpfer Seufzer der Erde über die fruchtbaren Fluren jammert, die Trümmer der tausend alten Burgen wanken und kriegerische Laute bei nächtlicher Weile wie ein unsichtbares Gespensterheer durch die Lüfte rauschen. In solchen Momenten steht der alte Geist des Czechenlandes auf mit nachtdunklem, stierem Blick, und sucht in dem Dämmerglanze, der um seine Berge wankt, die alte Pracht, die alte Kraft, die alte Freiheitslust! Aber es sind nur süß-schaurige Träume. Das weltmüde Land sinkt wieder in festen Schlaf und bleibt glücklich, wie ein bewußtloses Kind. Wahrlich, Böhmen ist ein schönes Land! — Das wußten wir, darum gingen wir so oft nach dem gesangreichen, liederspendenden Böhmen, wo die Sehnsucht lockt, der Schmerz lustige Thränen weint und die Trauer aus melancholisch-süßem Auge dem hellen Tage zerbrochene Küsse an die sonneglänzende Lippe wirft.

In der Thalschlucht, der Paß genannt, lag tiefe Ruhe. Nur wenig unscheinbare Hütten standen im Schatten dunkel hereinragender Wälder. Mich wundert immer, daß sich die Gottseligkeit hier nicht ein Asyl gesucht hat für ihre dämmernden Freuden stiller Andacht. Es sieht kein Mensch herein mit frivolem Auge in diese Schlucht. Der Himmel

selbst nur beugt sich halb erschrocken von den Bergen und Felsen herab und stürzt sich schnell wieder zurück über die jauchzende, lustige Ebene.

Aus dem Gebäude, das hier die Stelle einer Schenke vertrat, klang der Ton einer Geige und Clarinette in lustigen Weisen. Man kann keine halbe Stunde weit umherwandern in Böhmen, ohne einem Geiger zu begegnen. Böhmen und Musik sind unzertrennlich von einander, wie der Wunsch nach Freiheit und der Mangel an Kraft, sie zu erringen. Wer nichts thun kann, weint seine Thaten in die Welt hinein in tausend sternenfunkelnden Liedern. Musik ist der Meßpriester am Grabe der gestorbenen Freiheit.

Die Schenke wimmelte von Menschen aller Art. Handwerksbursche, Torfgräber, Spanhändler, Pascher und andere Figuren, wie sie heimisch sind in Wald und Thälern, tummelten sich lustig mit den dienenden Mädchen. Am geräumigen Ofen, in dem, trotz der Julihitze, ein mächtiges Feuer brannte, saß ein blinder Geigenspieler, der mit merkwürdiger Geschicklichkeit die Töne einer accompagnirenden Clarinette in wunderlichen Modulationen ziemlich ähnlich nachzuahmen vermochte. Dabei mußte er noch mit dem nackten Fuße auf einer hohlliegenden Diele Trommelwirbel und Paukenschall hervorzulocken. So unvollständig eine so forcirte Musik auch blieb, sie war neu und unterhielt durch die Seltsamkeit der einfachen Mittel, die sie erzeugten.

Unser Eintritt brachte eine kleine Störung hervor unter den harmlosen Menschen. Willig, aber scheu, wie immer, räumte man uns einen Tisch ein und drängte sich zusammen. Nur der Geiger ließ sich nicht stören, stimmte sein Instrument und spielte ununterbrochen nach Herzenslust. Die wenigen Mädchen aus den Nachbarhäusern fanden sich ein, um den Feierabend möglichst heiter zu verleben, und drehten sich in dem beliebten Renowacz mit natürlicher Grazie, die den Töchtern der Czechen selten abgeht. Obwohl sehr einfach, hat dieser Tanz bei leichter, elastischweicher Körperbewegung doch etwas südlich Belebtes, das sich bis zu trunkener Lüsternheit steigert, wenn die Tonschwingungen wie glühende Guirlanden herabfallen auf die Tänzer und sie umschlingen mit sanft flüsterndem Lispeln inniger Vereinigung. Die vollen Formen der Mädchen, ihre dunklen Haare, die braune Gesichtsfarbe, in der die Tinten verhaltener Leidenschaften nachdunkelten, das brennend belebte Auge, ruhend auf schimmernd-feuchtem Grunde; Alles rundete sich zu einem interessanten Bilde, in dem die Nationalität des böhmischen Lebens sich unverkennbar aussprach. Mit der einbrechenden Dunkelheit endlich ruhte der Tanz, die Männer setzten sich zum Kartenspiel, die Mädchen bedienten theils die Gäste, theils lachten sie in heiterm Scherze und schienen über die Gesellschaft eine scharfe Musterung zu halten.

Der Wirth, ein Mann von freundlichem Wesen, fragte nach unsern Wünschen mit der stehenden Formel: „was schaffen S'." Unsere Ansprüche waren gering, und als wir sie befriedigt sahen, beeilten wir uns, den Auftrag des alten Paschers an den Mann zu bringen. Ich winkte einem Mädchen zu, die in der Fenstervertiefung lehnte und ihren Gedanken nachzuhängen schien. Freundlich lächelnd trat sie näher, aus ihren vollen Lippen brach das naive, „was schaffen S'", und enthüllte ein paar Reihen der glänzendsten Zähne. Die böhmischen Mädchen auf den Dörfern sind selten schön, oft aber interessant, das vor uns stehende jedoch vereinigte Beides. Ihre schlanke Figur wiegte sich sanft auf den vollen Hüften, stolz hob sich der weiße Nacken aus der groben Umhüllung. Das liebliche Oval des Gesichts, angehaucht von der südlichen Wärme einer glücklicheren Zone, lauschte mit schüchternem Verlangen der Umgebung ihre Wünsche ab. Nach Art der böhmischen Gränzwohnerinnen trug sie ein farbiges Tuch lose, aber mit Grazie, um das dunkelbraune Haar geschlungen, das in üppiger Lockenfülle die unfreiwillige Hülle wie eine aufspringende Knospe zu zersprengen drohte. Auf den Busen herab hing an einem einfachen, schwarzen Bändchen eine Goldmünze mit dem Brustbilde des heiligen Nepomuk, zu beiden Seiten zwei alte Zwanzigkreuzer. Diese Sitte ist noch immer sehr allgemein in den böhmischen Gränzdörfern, und das Mädchen trennt sich erst von den liebgewordenen und heilig geachteten Gegenständen, meist Pathengeschenken, wenn die Liebe ihre Rosenbanden fester um ihr Herz schlingt. Dann muß gewöhnlich die Goldmünze mit dem Gepräge des Heiligen dem Crucifix, aus Korallen künstlich zusammengefügt, weichen, und das schwarze Bändchen wird vertauscht mit einer Schnur durchsichtiger, goldglänzender Bernsteinkugeln.

„Schönes Kind," redete ich sie an, „kannst Du mir nicht sagen, wo ich den Niclas Andre's treffe? Ich habe eine frohe Botschaft an ihn zu bestellen."

„Schauen's, lieber Herr," erwiederte das holde Kind, und eine sehr duftige Röthe wehte, wie die Siegesfahne der Liebe, über Wange und Nacken, „das können Sie mir auch sagen. Ich bin gut bekannt mit dem Niclas, und wenn

Sie was verlangen von dem Burschen, thut er's gewiß, wenn ich's ihn heiße."

„Ich glaube gar, Ihr seid ein Liebespaar," sagte mein Begleiter. „Wo ist denn Dein Schatz, Marie?"

„Therese, lieber Herr," corrigirte das Mädchen. „Ich bin die Tochter des armen verstorbenen Simon und wohne hier gleich neben an. Heut aber will ich den Mädchen hier im Hause etwas zur Hand gehen, der vielen Gäste wegen —"

„Und weil der Niclas kommt und Deinen hellen Augen anmuthige Räthsel aufgibt, Therese, nicht wahr?"

Ich hatte die Hand des Mädchens erhascht und wollte sie nöthigen, sich neben mich zu setzen. Das hübsche Kind aber sträubte sich, fuhr mir ins Haar und lachte recht aus vollem Herzen, als ich mich niederduckte und ihr dadurch eine vortheilhafte Stellung einräumte. Der laute Ruf: „Therese!", der ziemlich barsch von der Thür her erscholl, erlöste mich aus meiner mißlichen Lage.

„Die kleinen Heren haben doch alle etwas Amazonenartiges," sprach mein Begleiter. „Man hat sie kaum angesehen, so steigt ihnen das Blut ins Gesicht und der Stolz der Schönheit pocht ungestüm an ihr liebestöhnendes, freiheitschäumendes Herz."

Therese eilte nach der Thür und hing sich liebevoll an den Arm eines jungen, kräftig gebauten Mannes, der in der gewöhnlichen groben Paschertracht eben eingetreten war. Ein finsterer Blick verwehte auf einige Augenblicke die Rosenblätter von dem Antlitz des Mädchens, die kalte Blässe der Angst und eines beleidigten Ehrgefühls trat auf die schöne gerundete Stirn.

„Niclas," sprach sie, „wenn Du nicht gleich freundlicher wirst, so geh' ich nach Hause. Sieh, die Herren dort haben Dir was zu sagen. Geh zu ihnen und sei vernünftig."

Der junge Pascher trat zögernd an unsern Tisch. Jede Faser an ihm war böhmisch, jeder Zug trug den Mißmuth eines Lebens zur Schau, mit dem das tiefere Gemüth in keinem Einklange steht. — Ich entledigte mich des erhaltenen Auftrages. Wenige hin und wieder gethane Fragen genügten, die schlafende Ehrlichkeit des Böhmen in voller Munterkeit emporspringen zu lassen. Er nahm Platz an unserm Tische, Therese brachte einen Krug frischen Bieres, und rückte sich langsam einen Schemel an den Sitz ihres Niclas. Nach allgemeinerem Hin- und Wiedersprechen blieb die Rede an dem gegenwärtigen Unternehmen der Pascher hangen. Ich erwähnte der mit einem so traurigen Geschäft verbundenen Gefahren und erzählte einige Beispiele, wo durch Zusammentreffen der Pascher und Gränzjäger ein heftiges Scharmützel entstanden und Blut geflossen sei. Theresens Busen hob sich immer ängstlicher. Die goldene Schaumünze schwamm auf dem rosig angehauchten Fleisch des zarten Busens wie eine Hostie im Purpur der Monstranz. Sie schlang die weichen Arme heftig um die Schultern des jungen Mannes und mit stiller Bitte ihr dunkles Auge dem seinigen hingebend, flüsterte sie kaum hörbar: „Hörst Du's, Niclas, hörst Du's?"

Der Pascher wehrte das Mädchen mit sanfter Gewalt ab. Sein gebräuntes Gesicht färbte sich noch dunkler, ein schöner Zorn schien heftig aufwallend sein Blut durch die Adern zu treiben.

„Widersprechen kann ich Ihnen nicht, lieber Herr," versetzte Niclas nach einer kleiner Pause und warf den breitkrämpigen Hut, der bisher sein Gesicht zur Hälfte fast bedeckt hatte, in den Winkel des Zimmers. Eine freie, hohe Stirn, über die der blutige Faden einer Narbe lief, hob sich stolz über dem flammesprühenden Auge, in dem alle Leidenschaften eines kräftigen Temperamentes tobten. „Sie mögen Recht haben und Therese dazu," fuhr er fort. „Unser Geschäft ist gefahrvoll, ruhelos, verachtet von den Meisten. Wir sind beinahe für vogelfrei erklärt von der menschlichen Gesellschaft, und die Bürger in den Städten, die Bauern auf dem Lande, kehren uns den Rücken, als gehörten wir zu dem Auswurf des ganzen Geschlechts. Sie mögen es immerhin glauben. Allein um Pascher zu sein, muß Einer eine redliche Gesinnung haben und abrechnen können mit seinem eigenen Schmerz. Nicht Jedermann weiß, wie viel einem ehrlichen, verachteten Pascher sein armes Geschäft kostet an Freude und Weltlust, an stiller Glückseligkeit, an dem Frieden seiner geängstigten Seele!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Romane.

Der Renegat. Abenteuer, Reisen und Irrfahrten politischer Flüchtlinge in Spanien und Afrika. Von H. Arnaud. Frei nach dem Französ. von Albano. Leipzig, 1836, bei Fischer u. Fuchs. 2 Bände.

In der unscheinbaren Form eines gewöhnlichen schlichten Romans erhalten wir hier ein Werk, welches einen nicht unbedeutenden Beitrag liefert zur Kenntniß fremder Sitten und fremder Völker. Der Verf., Officier in der Armee der Christino's, wurde mit einigen Waffengefährten wegen politischer Projecte in Spanien geächtet und sie flohen mit großer Mühe und Gefahr nach Afrika. Hier war ihr Leben von neuem bedroht und um dem Tode durch Henkers Hand zu entgehen, bekannten sie sich zum Islam. Ihre Lage war indeß nichts weniger als neidenswerth und wurde bald so unerträglich, daß sie zu fliehen beschlossen; bei der Flucht ertappt, wurden sie gefangen genommen, den Sklaven gleich behandelt und in

das Innere geschleppt. Nach fast unglaublichen Fährnissen, Abenteuern und Leiden gelang es ihnen endlich, sich zu retten. Diese Erlebnisse sind an und für sich so interessant und anziehend, daß ein Roman mit der reichsten Fülle von Erfindung ihnen an Mannichfaltigkeit der Scenen, an wilder Romantik und Spannung kaum gleich sein dürfte. Die Unglücklichen aber haben ihr Elend durch wissenschaftliche Forschungen zu mildern, oder doch auf Augenblicke zu vergessen gesucht und Stoff zu einer Schilderung der barbaresken Staaten gesammelt, den sie in diesem Buche niederlegten und uns damit ein treues, wenn auch eben nicht schönes Bild jener Länder und der sie bewohnenden halbwilden Völker geben; nur die selbsteigene Anschauung und sorgfältige Beobachtung kann eine so vollständige und klare Darstellung der Sitten und Volkseigenthümlichkeiten geben, wie wir sie hier finden. Zu einer Auswanderung nach Afrika nun dürfte das Buch schwerlich irgend Jemanden anreizen, wohl aber jedem Leser eine recht angenehme Unterhaltung gewähren; und zwar um so mehr, da das Ganze in einem pikanten, gedrängten Style und sprachlicher Lebendigkeit geschrieben ist, die der Uebersetzer gewandt wiederzugeben wußte. R. B.

Licht und Schatten. Pariser Bilder in drei Erzählungen von **Balzac**. Aus dem Franz. von Dr. L. **Brinkmeier**. Braunschweig, Horneyer.

In der bekannten geistreichen und anziehenden Art, die Balzac eigen ist, haben wir hier drei Erzählungen, die einen schätzenswerthen Beitrag zur Schilderung des pariser Lebens abgeben. Ohne uns hinzuschleppen auf den Corso der politischen und socialen Bewegung, wo in dem bunten und flachen Gedränge leicht die zur Betrachtung der Völker-Psychologie nöthige Ruhe und Ungenirtheit verloren geht, weiß **Balzac** doch den kranken oder gesunden Zustand der Gesellschaft aufzufinden und in den Wirkungen zu schildern. Wie der Arzt am fernliegenden Pulse der Hand die mächtigen Wallungen des Herzens erkennt, so fühlen wir in diesen Familienkreisen **Balzac's** deutlich den Herzschlag des Volkslebens, wir erkennen die krankhaften Zuckungen desselben, ohne von ihnen erschüttert und von dem Standpunkte der Betrachtung verrückt zu werden. Die erste Erzählung „**Schicksalswege**" läßt einen tiefen Blick thun in das Volksherz von Frankreich; zwei Epochen — die des Kaiserreichs und der Restauration — haben mitwirken müssen zur Hervorbringung dieses Miniaturbildchens und die Sitten- und Culturgeschichte beider Zeiträume wandelt in der Ferne in dämmernden Umrissen an uns vorüber; der Jesuitismus — der mit den Jesuiten nicht verbannt wurde und längst seine Herrschaft über die dummen und gläubigen Seelen wieder geltend gemacht hatte, ehe seine Repräsentanten zurückgerufen wurden — der Jesuitismus ist Hebel und Leiter der Begebenheiten, er weiß seine Mouchards in die geheimsten Gemächer des Familienlebens hineinzudrängen; er weiß zu ordnen, zu intriguiren, zu zerstören und aufzubauen, wo man sein Dasein kaum ahnet, und durch wohlausgestreuten Saamen sich den gewünschten Einfluß auf die lebende und folgende Generation zu sichern. Es ist schwer zu begreifen, wie **Balzac** bei seiner allbekannten Anhänglichkeit an das ancien régime in seinen Darstellungen so sehr fraternisiren kann mit dem Abbé Lamennais. — Weniger Interesse hat die zweite Erzählung „**der Verdacht**;" ließe sie uns nicht in die traurigen Zustände einiger Berühmtheiten des ancien régime hineinblicken, die vom Kaiserreich vergessen und von der mit Bettlern überhäuften Restauration ignorirt wurden, so wäre wahrlich gar nichts darin, und man könnte sich höchstens wundern darüber, wie der Verf. aus diesem Nichts ein, wenn auch nur scheinbares Etwas machen konnte. — Die dritte Erzählung liefert ein Seitenstück zum Vater **Grandet**, den wir in Balzac's „Eugenie" bereits kennen lernten; sie heißt „**der Wucherer.**" Mitten auf dem Strome des höheren pariser Gesellschaftslebens schwimmt dieser Wucherer, ein schauderhaft wahres Bild menschlicher Abnormität, nach Schätzen angelnd und sie erwerbend durch den Ruin der oft glänzendsten Erscheinungen, die in dem buntbewegten Gewühle emportauchen. Sein Geiz, seine unersättliche Habsucht machen ihn zum speculativen Clairvoyant und mit gräßlicher Gewißheit divinirt er das Schicksal eines reichen Mannes aus dem ersten Wechsel. Man muß diesem Charakterbilde volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und es vortrefflich nennen; nur der Schluß dürfte etwas outrirt und auf Kosten der Wahrheit mit übertriebenen Knalleffecten überladen erscheinen. — **Balzac's** freundliche Eigenthümlichkeiten, seine lebendige und wahre Darstellungsart, seine auf sorgsame Beobachtung und tiefe Kenntniß gegründete Seelenmalerei und seine eben so gewandte als belebte Sprache finden sich auch hier wieder. R. B.

Mein Freund Norbert. Nach dem Französischen von **Mortonval** bearbeitet von L. **Kruse**. 2 Bände. Leipzig, bei Kollmann. 1836.

Herr L. Kruse übersetzt sehr viel und oft mit wenig Auswahl. Gutes und Schlechtes, „wie's fällt," um mit Eulenspiegel zu reden. Es könnte nichts schaden, wenn Hr. Kruse weniger besorgt wäre für die Leihbibliotheken und seiner Uebersetzungswuth einigen Einhalt thäte. Unter das viele Unnöthige, das sein unermüdlicher Fleiß uns schon gegeben, gehört auch dieser französische Roman. Deutschland hat ähnliche Producte schockweise aufzuweisen. Eins mehr oder weniger macht freilich keinen großen Unterschied, ich bedauere aber aufrichtig Jedermann, der zufälligerweise vorliegende zwei Bände lesen soll. Was in dem Buche dem Verf. und dem Uebersetzer angehört, möchte sich nicht leicht ermitteln lassen. Die Geschichte ist sehr einfach, sehr gewöhnlich und nebenbei erträglich langweilig. Freund Norbert ist ein junger Mensch von einnehmendem Gesicht, hübschen Manieren und speculativem Kopf, der heruntergekommene Sohn eines ausgewanderten französischen Barons, der sich und seine Familie in der Fremde durch die Charlatanerie, Todte zu erwecken, eine Zeit lang erhielt. Dieser Norbert wird durch seine Speculation und sonstige Regsamkeit der Retter einer Familie, erwirbt sich große Reichthümer und erhält zum Lohn die Hand eines hübschen Mädchens aus fraglicher Familie. Glatt weg erzählt, ohne viel Gedankenaufwand, ist die Geschichte für Leihbibliotheken wie geschaffen, Lesern aber, die bessere Kost gewohnt sind, läßt sie sich weniger empfehlen. W.

Notizen.

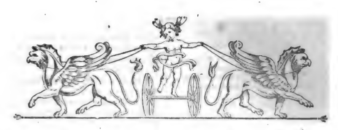
[Otto v. Deppen]

Von Otto v. Deppen erscheint nächstens in eignem Verlag ein Band lyrischer Gedichte. Otto v. Deppen ist der preußische Kreis-Justizrath und Stadtgerichtsdirector Straß in Friedeberg.

[Napoleon's Denkmal auf Corsica.]

Die Corsen errichten in dem Geburtsort Napoleon's, Ajaccio, dem großen Kaiser eine Säule. Ihr Bau ist schon begonnen. Sie besteht aus demselben Granit wie das Postament der Vendomesäule in Paris.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 94. — den 18. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von E. Prutz.

Perlen und Lieder.

Geht am Strom das Fischermädchen, früh vom Morgenwind umgaukelt,
Wenn bei Nacht die tolle Windsbraut auf den Wellen sich geschaukelt,
Sieht mit Perlen und Korallen sie das Ufer überspült,
Die der Sturm vom Meeresgrunde nächtlich hat heraufgewühlt.

Fröhlich der gefund'nen Schätze; sammelt sie mit schnellen Händen,
Was an Perlen, an Korallen, ihr die dunklen Wogen spenden,
Schmückt bebend sich Stirn und Busen, streicht die Locken, zupft das Kleid.
Sieht im Geiste die Gespielen schon erglüh'n vor Scham und Neid.

Ach! sie denkt ja nicht der Windsbraut, die die schimmernden Korallen
Ungestüm hat losgerissen aus des Meeres Felsenhallen;
Ach! sie ahnt nicht, daß der Sturmwind, der mit Schätzen sie beschenkt,
Viele reich belad'ne Schiffe, blonde Knaben viel versenkt.

— Und so bring' ich, liebe Kleine! Dir die vielbewegten Lieder,
Lächelnd, wie das Fischermädchen, sieh auf diese Blätter nieder,
Freue dich der bunten Klänge, holdes Mädchen! und vergiß,
Daß ein Sturmwind diese Lieder mir aus tiefster Seele riß.

Die Oceaniden.

Wir Meereswogen sonder Rast und Ruh,
Wir brausen fort und brausen immer zu:
Das klingt und singt und dringt aus allen Gründen,
Ton muß zu Ton sich in Accorden finden,
Am öden Strand, in nie befahr'nem Meer,
Ein einzig Lied allüberall umher.

Wir singen laut vom ersten Schöpfungstag,
Da noch in uns der Keim der Erde lag,
Von Ewigkeit und ungemess'ner Ferne,
Von Sonnenaufgang, Silberglanz der Sterne,
Von manchem Helden, der am Felsenstrand,
Im Meeresgrund sein einsam Bette fand.

Und was wir singen in gewalt'gem Chor,
Belauschte nimmer noch ein menschlich Ohr;
Zwar mancher Schiffer kommt herangeschwommen,
Doch Keiner hat's begriffen und vernommen:
Der Fischerbube hört's mit stillem Grau'n,
Ihn locken, denkt er, falsche Meeresfrau'n.

Doch kommt uns Antwort hoch vom Himmel her;
Die ew'gen Sterne sprechen mit dem Meer,
Melodisch tönt in unser wildes Sausen
Der Klang der Sphären und der Donner Brausen;
Von fernen Inseln, aus der Wälder Ruh
Weht uns das Rauschen heil'ger Wipfel zu.

Da wird's lebendig auf der weiten See,
Da jauchzen wir und hüpfen in die Höh;
Delphine kommen langsam angezogen
Und horchen still dem Zaubersang der Wogen,

Die alte Windsbraut redet auch darein,
Will auch im Chor der ew'gen Sänger sein.

— Die kleine Welt der Menschen treibt ihr Spiel,
Rennt auf und ab und macht des Lärmens viel:
Da kommt die Nacht und hemmt das muntre Streben,
Da kommt der Tod und löscht das junge Leben: —
Wir aber brausen fort und immerzu,
Wir Meereswogen sonder Rast und Ruh.

Gränzwanderungen von E. Willkomm.
(Fortsetzung.)

Dieser Ausbruch eines tief bewegten Gemüthes regte unsere Aufmerksamkeit an. Therese schmiegte sich immer enger an die muskulöse Gestalt des Böhmen, dem ein heiliger Zorn auf der blassen Lippe bebte. Sein Auge irrte unstät durch das Zimmer und that hastige Fragen an jeden Einzelnen der Anwesenden. Die Stirn runzelte sich unter der heftigen Bewegung, die wie der Vorbote eines Orkans mit der verschüchterten Seele tändelte. In die tiefen Stirnfalten stürzte, wie ein glühender Kuß des Verhängnisses, der blutige Streif der Narbe. Er legte die kurze Pfeife von geschnitztem Eibenholze, aus der er bisher geraucht, neben sich, und wühlte mit den langen, braunen Fingern in seinem dunklen Haar. Wir bestürmten ihn mit Fragen, verlangten einiges Nähere zu erfahren über Pascherleben und Weben, und versicherten ihn unserer Verschwiegenheit.

„Sie sind Sachsen," erwiederte Niclas nach einer Weile, „und man sagt allgemein, Redlichkeit sei eine Tugend der Sachsen. Ich glaub's, denn Ihr Alle seid glücklich, und Glück ist der Träger einer braven Gesinnung. Wir Böhmen aber, und zumal wir elenden Gränzer, wir treten ins Leben, wenn das liebe Unglück um die Schwelle schleicht, pfeifend wie ein Wolf, tückisch, aber klug, wie eine giftige Natter. Es gehört kein großer Muth dazu, einen Pascher verächtlich über die Achsel anzusehen, oder ihn zu verläumden als einen Menschen, der sich mästet von dem Fett der Sünde und schwelgt von dem gestohlenen Schaum der Staaten. Das ist Alles sehr leicht, ihr Herren, und läßt sich in gehäbiger Ruhe abhandeln hinterm Ofen und in der sichern Stube. Aber nehme doch einer den eisenbeschlagenen Stab in die Hand, die Lanze des verachteten Paschers, und trete er ein Gesetz mit Füßen, das heilig geachtet wird von Millionen, ohne sich zu entsetzen vor dem Schlage seines eigenen Herzens und dem Rufe des wohlerzogenen Gewissens. Dazu, meine Herren, gehört ein kräftiger Wille und ein fester Charakter. Es ist Tugend in einer Handlung, die man unter dem Achselzucken der Welt vollbringen kann, ohne die Keuschheit seines Gedankens zu beflecken."

Der Wirth näherte sich unserm Tische und klopfte den Pascher auf die Schulter. „Etwas leiser, Niclas," sagte er; „wir sind zwar hier lauter Freunde beisammen, draußen aber hinter dem Fensterladen könnte doch ein Verräther lauschen."

Niclas dankte der Warnung mit einem Händedruck, Therese füllte aufs neue unsere Gläser, setzte der Vorsicht wegen noch einen Schirm vor das Fenster und rückte enger zu uns, um kein Wort zu verlieren von der Erzählung ihres Geliebten, der seinen Schemel hart an die unsrigen schob. Draußen fing es an in weiter Ferne zu wetterleuchten, die Luft war drückend schwül, die dunkelschwarzen Wolken hingen wie wehende Riesenbärte von den Bergen herab in die Thalschlucht. Durch einen Fensterspalt sah man das Aufklaffen des Himmels, dessen weiße Gluth einen gegenüberstehenden Fels wie ein Gespenst erleuchtete, das Wache hielt am Eingange in den Paß.

„Ich glaubte nicht zum Pascher geboren zu sein," begann Niclas die Rede wieder aufzunehmen. „Mein armer Vater," — hier schlug er ein Kreuz, und Therese verdeckte mit der schön geformten Hand ihr dunkles Auge, — „mein armer Vater besaß hier oben im Gebirge ein kleines Häuschen. Wir hatten zwar kein Vermögen, aber konnten doch leben ohne Nahrungssorgen. Da ich das einzige Kind meiner Eltern war, ward ich in die Schule geschickt, und ich lernte etwas mehr als gewöhnlich. Mein Vater war darüber sehr erfreut und gedachte mich später nach Prag ins Seminarium zu geben oder gar auf die Universität. Wie es aber manchmal zu gehen pflegt, daß gerade die schönsten Wünsche von den Launen eines schadenfrohen Kobolds durchkreuzt werden, so kam es auch bei uns. Wir betrieben einen Spanhandel, der durch die Sorgfalt meines Vaters recht in Gang gekommen war. Rings umher, auf den sächsischen Gränzdörfern und auch weiter hinauf in den Gebirgen hatten wir gute Kunden. Es liefen Bestellungen ein von vielen Seiten. Wir sahen auf gutes, trockenes Holz und bezahlten dem Grafen lieber etwas mehr, um unsere Kundschaft zu befriedigen. Dadurch hob sich unser Wohlstand, und wir dachten daran, unser Geschäft zu erweitern. Um es nie an Vorrath mangeln zu lassen, machten wir meist frühzeitig die nöthigen Holzeinkäufe und beeilten uns vorzüglich nach heftigen Stürmen, möglichst bald Beschlag

zu legen auf die gebrochenen Buchenstämme. Der Förster war ein alter, ehrlicher Mann, mit dem es sich leicht umgehen ließ. So lange dieser lebte, konnten wir zufrieden sein mit unserm Loose. Hatte ein Windbruch die Wälder gelichtet, ließ der Förster die schönsten Stämme sogleich bei Seite schaffen für meinen Vater, und wir konnten der Güte des Holzes vergewissert sein. Plötzlich starb der Förster am Schlagflusse, ein neuer, junger, hochfahrender Mann, der bei dem Grafen in hoher Gunst stand, erhielt die erledigte Stelle und nahm gegen Jedermann einen befehlshaberischen Ton an, der uns gar nicht und am wenigsten mir gefallen wollte. Mein Blut kreist schnell in den Adern, ich fühle noch die Kraft des alten böhmischen Ruhmes in mir emporbäumen; will man mich zu hart zügeln, so zerreiße ich die Bande und schleudere sie dem übermüthigen Bändiger ins Gesicht. Ich bin ein armer Böhme, aber ein freier Mensch."

„Der Vater ahnte bald, daß dies neue Verhältniß auf die Länge der Zeit kaum Bestand haben würde, wenn ich mit hastigem Worte immer dazwischen führe und die Leidenschaft, ob auch nur in engem Verschluß, toben ließ gegen Vorsicht und kluge Berechnung. Es ward beschlossen, mich nach der Hauptstadt zu senden, der noch rüstige Vater wollte mit dem neuen Förster des Holzhandels wegen contrahiren und jedem etwaigen Bruche zuvorkommen. Allein übermüthigen Menschen gewährt es ein grausames Vergnügen, niedriger Gestellte durch die Wollüstelei ihrer tyrannischen Gesinnung zu Zorn und Widerstand zu reizen. Der Förster wollte nichts hören von den Vorschlägen des Vaters, ihm das Holz bei vorkommendem Windbruche auswählen zu lassen, ja er gestattete uns sogar nicht mehr ein Umherwandern in den Waldungen. Der Vater suchte Recht beim Grafen, und dieser, ein liebevoller Herr, sicherte ihm jede Genugthuung zu. Indeß mußte die Schmeichelei später die natürliche Gerechtigkeitsliebe des gnädigen Herrn doch unterdrückt haben; denn als bald darauf ein heftiger Gewittersturm die schönsten Buchen brach, und der Vater, dem gegebenen Worte des Grafen vertrauend, einige der kernigsten sich auszeichnete und von den übrigen gesondert in das Dickicht schaffte; verklagte der Förster uns arme Menschen, bezeichnete uns als Diebe und wußte den Grafen so gegen uns einzunehmen, daß der Vater ins Gefängniß gesteckt, ihm der Proceß gemacht wurde, und Haus und Vermögen verloren gegangen war, als er seine endliche Freiheit wieder erhielt."

„So wurden wir Bettler. Meine Aussicht, zu studiren, verlor sich von selbst bei diesem unverdienten Unglück. Wir waren haus- und brotlos, und nur kärglich vermochte ich meine jammernde Mutter ein halbes Jahr lang durch Geigenspiel und Singen lustiger Volkslieder zu ernähren. Der Ingrimm über die Ungerechtigkeit weltlicher Machthaber knirschte oft in dem Schmelz meiner Lieder, mit deren Inhalt ich es nicht immer sehr genau nahm, da ich sie böhmisch absang für ein paar Kreuzer. Wie tobte da die Wuth in mir, wenn ich an der Thürpforte stand und ein hübsches Mädel mit rosigem Munde zu mir trat, und herrisch das seelenvolle Lied forderte: „Schöne Minka, ich muß scheiden" — und ich nur meine Geige strich, und den Fidelbogen gern sich hätte verwandeln sehen in ein blankes Schwert. Neben mir, eingesunken in ihr Herzeleid, saß die arme Mutter und weinte mit bebend bewegter Stimme den Text zur Melodie, während der Jammer ihres Herzens mit stummem Blick um Gerechtigkeit schrie zu dem blauen, sonnenduftigen Himmel! Aber ein armer Sohn und eine vertriebene Mutter können lange bitten und viele Rosenkränze beten, ehe der Himmel ihr Todesschluchzen vernimmt. Wir blieben arm und bettelten schöne Blicke zusammen, von denen wir unser Herz abspeisten, wenn es überschwoll vor Hunger nach Menschenwürde und Menschenrecht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Romane.

Das Testament. Nach Ducange von Fanny Tarnow. Leipzig, Kollmann.

Wie viel dem Verf., wie viel der Uebersetzerin hiervon angehörig, ist nicht zu ermitteln. Ein Volksgetümmel auf der Gasse in Paris zieht unsere Aufmerksamkeit an. Ein Schuß fällt, ein Mann mit einem abgefeuerten Pistol entflieht. Unfern dem Auflauf sinkt ein junges Mädchen zitternd zusammen. Ein junger Maler findet sie, hüllt sie in seinen Mantel und führt die fremde Schöne in seine Wohnung, weil er kein anderes Mittel weiß, sie vor Nachstellungen zu sichern. Zögernd, erröthend und doch anscheinend willig folgt sie ihm. Wo sie hin, wo sie her, weiß sie nicht zu sagen, der Jüngling kennt die Sprache ihrer Zunge nicht. Er wohnt als Garçon. Trotzdem ist er mit Erquickung der Unglücklichen behülflich. Vor dem Bilde seiner Mutter sinkt sie betend nieder und empfiehlt sich dem weiblichen Schutze. Er gelobt, ihre Ehre zu schützen, läßt sie in einem der Zimmer allein und fährt fort, um seine Mutter aus Versailles zu holen. Man findet die junge Unschuld schlafend, ganz sorglos um Ort und Verhältniß. Alle diese Scenen sind außerordentlich zart und fein gehalten, mit einer Innigkeit des Gefühls, wie sie der neuern französischen Schule fehlt; jeder pariser Romantiker hätte diese Scene, wo Liebe, Scham und harmlose Unbefangenheit sich kreuzen, verdorben durch üppige Ingredienzen und allerlei Reizmittel des gesunkenen Geschmacks, der den Altar der jungfräulich schüchternen Unschuld umstürzt. Man findet, daß die Fremde eine Polin ist, die durch Gewalt und Intrigue nach Paris geführt wurde, und bei jener Volksemeute ihrem Machthaber entwich. Wie sich der junge Maler mit ihr durch Zeichen der aufwachenden Liebe bedeutet, da die Zunge sich unverstanden fühlt, ist mit der Eleganz

der altfranzösischen Galanterie geschildert. Später zerläuft der Roman in Schilderungen von gewöhnlichen Salonscenen voll pariser coquetter Oberflächlichkeit. Die Polizeispionerie à la Vidocq, die sich dabei glänzend macht, ist schon besser geschildert.

Die Beduine. Roman nach Poujoulat von Fr. Pitt. Leipzig und Dresden, bei Arnold. (Juni- u. Juli-Heft der Exoteren.)

„Es scheint mir," sagt der Verf. im Vorwort, „die menschliche Gesellschaft sei durch ihre großen Fortschritte in der Civilisation nicht eben glücklicher geworden, und als hätten die ersten Pulsschläge der Welt dem Glücke mehr Raum gegeben, als Europas jetziges Leben. Wir verloren an Zufriedenheit, was wir an Kenntniß gewonnen haben; der Geist hat sich erhoben auf Kosten des Gemüths. Die Civilisation beschenkte die Welt mit herrlichen Resultaten, aber sie hat ihr die Ruhe genommen." — Will denn nun der Verfasser keine Civilisation? O, doch. Aber er hat es erkannt, daß die Unzufriedenheit mit unsern socialen Zuständen eine weitverbreitete Krankheit der Zeit sei, und besonders in jugendlichen Herzen wuchere. Er stellt uns einen Jüngling, Augustin, hin, der an dieser Krankheit in dem Grade leidet, daß er's in Europa nicht aushalten kann und nach Syrien und Palästina hinüberzieht, um dort zu suchen, was Europa in seinen verfeinert-armseligen Zuständen nicht geben kann. — Dort, wo die Menschen noch nicht genossen haben vom Baume der Erkenntniß, wo die Unschuld und patriarchalische Einfachheit der Sitte wohnt, unter den arabischen Nomaden-Stämmen muß er das Glück finden — oder auch nicht, — wie Diderot's Fatalist sagt. Augustin wird freundlich aufgenommen, erlangt Einfluß, verliebt sich in die Tochter des Sheik, die an Schönheit alle Houris des Paradieses überstrahlt. Sie liebt ihn wieder, und sie sollen verbunden werden, als ein Feind sie entführt. Er verfolgt und erschlägt den Feind und zieht mit der Geliebten, eine gute Zeit lang Mangel duldend, in den Steppen umher, ihren Stamm suchend, der unterdessen fortgezogen ist. Endlich findet man sich wieder; die Liebenden werden vereinigt, sind überselig, und ein Quell ewiger Freude entspringt aus dem Umstande, daß Jella, die Beduine, sich Mutter fühlt. Sie kommt nieder und — stirbt mit ihrem Kinde, Augustin aber grämt sich zu Tode, und Beide werden recht schön und feierlich begraben. Das nenn' ich Glück, reines, unverfälschtes Glück, gegen welches Europa nichts aufzuweisen hat. — Dies ist der Roman, oder — wie der Verf. will — die Geschichte, durch welche Poujoulat auf die Krankheit der Zeit aufmerksam macht. Er that, sagt er, ein Gelübde, das Auge der Regierungen auf die schreckliche Wunde hinzuleiten, damit sie Mittel zu deren Heilung suchen können. Diesem Gelübde hat er genügt und sogar rüstig an der Heilung mit gearbeitet; er darf nur noch einige Gemälde solcher überschwänglichen Glückseligkeit im Orient aufstellen und — Europa's Jugend wird geheilt sein. — Daß das Buch nichts Außerordentliches enthält, dürfte aus der gegebenen Skizze genugend hervorgehen; der Verf. hat uns von seinem steten Nachdenken über die Mängel unseres Gesellschaftslebens nicht eine einzige Reflexion mitgetheilt; auch die Seligkeiten der Wüste haben ihn zu keiner Schilderung begeistert; seine Personen sind sämmtlich flache, alltägliche Erscheinungen, und selbst die Sprache — einige wirkliche oder doch glücklich nachgeahmte orientalische Lieder ausgenommen, die der Verf. einwebte — hat nichts Reizendes. Daß nun aber der Verfasser auch das Land malen und eine Ergänzung der „Briefe aus dem Orient" geben wollte, die er früher im Verein mit Michaud herausgegeben, ist sehr löblich; aber er ist dabei eben so flüchtig zu Werke gegangen, wie bei der Auffassung und Darstellung der Sitten und Zustände. Ueber die Ansichten des Verf. gebe ich noch ein Pröbchen aus dem Vorworte: „Ich liebe die Landschaften und Sitten Palästinas und Syriens," sagt er, „und oft besuche ich sie im Geiste. In der Zeit, wo wir leben, in der Zeit der Aufregung und des Unheils, thut es so wohl, seinen Geist da ausruhen zu lassen, wo sich keins unserer Leiden findet. Ach! meine Seele wird selbst diesen Trost einer fernen Zuflucht nicht lange mehr haben — Dampfschiffe werden Arabien unruhig machen und dem Lande seinen poetischen Glanz nehmen!" — Das nenn' ich Unglück. — Das Buch verdient schon seiner Sonderbarkeit wegen Beachtung.

R. B.

Septimania. Nach Sophie Gay bearbeitet von Fanny Tarnow, 2 Bde. Leipzig, Kollmann 1836.

Die Geschichte dieser Septimania, Gräfin von Egmont, Richelieu's Tochter, ist großentheils aus den Memoiren der Marquise v. Crequy entlehnt. Der Roman gehört zu den interessanteren unter der Menge französischer Productionen, die zwischen Roman und Memoiren schwanken. In letzterem Bezug ist der zweite Band besonders anziehend durch die Charakteristik des französischen Lustspieldichters Sedaine und den Besuch bei Jean Jaques Rousseau in Montmorency, wo der Verf. der neuen Heloise in einem ärmlichen, zerbrechlichen Häuschen wohnt, so daß er genöthigt ist, den vornehmen Besuch unter freiem Himmel zu empfangen, und gegen den Glanz des Costüms, in welchem seine Gäste erscheinen, mit seiner garstigen Perrücke und seinem schäbigen grauen Rock sehr absticht. Dieser schäbige graue Rock bezeichnet sehr gut den abstracten Denker, und daß er den Besuch auf freiem Felde empfängt, ist für den Verf. des Emil bezeichnend genug.

Notizen.

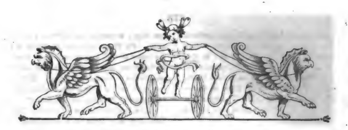
[Ein neues Journal in Böhmen].

Auf mehreren Seiten regt sich die Literatur Oestreichs und nimmt einen Schwung, der sie den Interessen der Zeit nahe bringt. Dr. Julius Seidlitz charakterisirte in einem eignen Buche die östreichischen Dichter und signalisirte deren große Zahl rasch und gewandt. In Prag erscheint mit dem Beginn des Juli eine neue Zeitschrift: Ost und West, Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben, wöchentlich ein Bogen. Der Redacteur, der bisher pseudonym der Literatur angehörte, ist Rudolf Glaser, Adjunct der philosophischen Facultät an der Universität zu Prag. Wie Böhmen die Aufgabe hat, den slavischen Osten mit dem germanischen Westen zu vermitteln, so wird auch dieses Journal sich diese Richtung eröffnen, um das Germanische in Böhmen einzubürgern, und zugleich die Blüthen der slavischen Literatur zur Schau zu stellen.

[Fürst Pückler.]

Anfangs April trat Fürst Pückler seine Reise von Kahiro nach Kordofan an. Mehmed Ali gab ihm seinen Marine-Arzt, einen Deutschen, Namens Koch, als Begleiter mit. Der Fürst lebte auf das glänzendste in einem der schönsten Landhäuser am Nil; eine Ehrenwache von 2 Officieren und 30 Mann Garde stand beständig en grande tenue vor seiner Wohnung. In Kahiro sah man nie so viel deutsche Reisende als zu dieser Zeit.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 95. — den 19. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gränzwanderungen von E. Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Das war ein hartes Leben, liebe Herren, und ich bekam so eine Art Begriff von dem, was man Weltunglück nennt und nicht immer zusammenreimen kann mit der Lehre des Fiebelbuches und den Gebetbüchern in goldenem Schnitt. Da ward mir die Tugend oft recht widerlich in ihrer demüthigen Stellung. Es wollte mich oft bedünken, als könne man auch ein Heiliger sein, wenn man zerbräche, was die Gesetzlichkeit gebietet, und dem auf der Welt umherspazirenden Herrgott so ehrlich gerade vor die Augen träte und in rundem Deutsch oder Böhmisch fragte: was denn das für ein Wirthschaften wäre! Mag mir's Gott vergeben und die heilige Jungfrau, wenn ich lästere — Du brauchst mich nicht zu stoßen, Therese, ich weiß gar wohl, was ich sage — es kommt mir aber immer so auf die Lippen — bei der Erinnerung an jene Schreckenszeit meiner frühen Jugend.“ —

„Es war schon tief im Herbst, als ich eines Abends zurückkomme hier ins Paßdörfchen, wo wir uns einstweilen eine Kammer gemiethet hatten bei einem gutmüthigen Manne. Die Mutter war krank geworden unterwegs vor Angst, Kummer, Strapazen in Wind und Wetter. Mangel an kräftiger Kost mochte auch mit dazu beigetragen haben; denn wir litten nicht selten Hunger, weil wir Beide zu stolz waren zum Betteln. Glauben Sie mir's, ein ehrlicher Kerl von kräftigem Willen stiehlt eher als er bettelt. Betteln ist nur eine Tugend für das Lumpengesindel unter den Menschen. O, darüber ließe sich viel sagen, wenn ich sonst das Geschick hätte, meine Gedanken gehörig einzukleiden, wie sich's schickt für einen Erzähler!“

„Als wir zusammen in die ärmliche Kammer traten, wo es nichts gab als eine harte Streu und frische Luft, die der Himmel in lustigen Stößen hereinpeitschte durch das zerbrochene Fenster, sahen wir beim Schimmer eines blassen Binsenlichts, das in einem Flaschenhalse steckte, eine menschliche Gestalt auf der Streu liegen. Ein todblasses, eingefallenes Gesicht sah starr aus einer Hülle schmuziger Lumpen auf das einförmige Flackern des Lichtes. Die Backenknochen schienen die dünne, gelbliche Haut durchstoßen zu wollen, die knochendürren Hände hielten ein Crucifix fest auf die Brust gedrückt. — Einen Augenblick lang glaubte ich einen Geist zu sehen, ich beugte mich über die Gestalt hin, die ohnmächtig zu sein oder im Starrkrampf zu liegen schien. Himmel und Erde, der lumpenbedeckte Mann war mein Vater!“ —

„Meine Mutter sank nieder an der Seite des Lagers, ich bedeckte die Hände des geliebten Vaters mit Küssen, wusch sie mit meinen Thränen und brach Flüche von meinen Lippen, um das trosthungrige Herz des Armen damit zu sättigen.“

„Sei still, Niclas, — sagte mein Vater, — siehst Du nicht, daß ich mein Kreuz auf mich genommen habe? — Er hob das Crucifix empor und aus der bleichen Lippe

schlich sich das ironische Lächeln tiefster Verzweiflung. Weib, Weib! — schrie er zur Mutter gewandt, — hätte ich gewußt, daß unser Herrgott so saumselig wäre im Helfen, ich hätte den heiligen Leib heruntergenommen von dem Stöckchen Holz hier und ihn verkauft an einen Juden! Es klebt für ein, drei oder vier Gulden Silber an ihm. — Heilige Mutter Gottes, hilf mir, oder Du sollst erleben, daß ein ehrlicher Mann, blos weil er ehrlich war, sich dem Teufel verschreibt!"

„Während mein unglücklicher Vater solche lästerliche Reden in seiner Verzweiflung ausstieß, klopfte es an die Thür, der Hauswirth steckte seinen Kopf herein und sagte: Andre's, wollt Ihr Geld verdienen?"

„Weiß Gott, ich möchte, — versetzte mein Vater, — wenn mich nur noch die morschen Knochen tragen wollten. Aber ich muß zuvor einen Bissen Brot haben. He, Michel, was gibst Du mir für meinen Herrgott?"

„Andre's, — fiel eine andere Stimme dem Lästernden ins Wort — Ihr sollt zu essen kriegen, so viel Ihr wollt, und einen Krug guten Biers noch obendrein. Euren Herrgott aber behaltet, Ihr könnt ihn noch oft genug brauchen."

„Seid Ihr's, Wenzel? — sprach der Vater und richtete sich mühsam auf von der Streu. — Was verlangt Ihr von mir?"

„Sehr wenig, Andre's. Seht, ich brauche für meinen Kram gerade noch einige zwanzig Pfund guten Tabak und so mit zu auch noch einige feine Kattune und Westenzeuche und sofort, und wenn Ihr Euch ein hübsch Stück Geld verdienen wollt und Euch nicht fürchtet vor den Weißgrauen, so sind hier zehn Gulden Münze, und draußen sollt Ihr Kleider finden und ein gutes Abendessen. Niclas und Euer Weib, Andre's, können auch mitessen, wenn sie wollen und Ihr gesonnen seid, in zwei Stunden nach der Gränze zu wandern."

In meinem Leben werde ich den Auftritt nicht vergessen, der dieser Einladung folgte. Mein Vater raffte sich auf mit übermenschlicher Kraft: das Crucifix steckte er in seine Brust, seine Hände falteten sich zusammen, daß sie knackten. Er sank auf die Knie vor dem gaukelnden Binsenlicht und begann unter Lachen und Weinen zu beten, wie ein Meßpriester zu singen „dominus vobiscum", und wie die Formeln alle heißen. Die Wuth des Hungers trieb ihn zu Worten, die mir noch jetzt in den Ohren gellen. Er nannte das elende Binsenlicht seine ewige Lampe, die ihm erleuchtet habe das Allerheiligste seines zerknirschten Herzens, und gelobte bei ihrem stillen Flackern ewige Treue dem Wege, worauf ihn jetzt der Wille der Versehung berufen. Die Mutter aber hing sich bittend mit den süßesten Lauten an ihn, die Liebe und Angst einem Weibe auf die stammelnde Zunge legen können, und suchte ihn zurückzuhalten von der gefährlichen Bahn. Doch die Verzweiflung siegte, und ein heimliches Rachegelüst, wie es so gern aufsteigt in der Brust ungerecht Gequälter."

„Ich kann kurz sein, meine Herren. Noch in dieser Nacht legte mein Vater die Kleidung eines Paschers an, und überschritt in dieser Gestalt zum ersten Male die Gränze. Er kam glücklich zurück, wir konnten von dem mühsam Erworbenen leben, mußten aber, einmal angekettet an die unerbittliche Nothwendigkeit, von jetzt an die Begriffe vertauschen, nach denen wir früherhin unser eigenes Leben geregelt und das Anderer beurtheilt hatten. Mein Vater war und blieb ein ehrlicher Pascher. Er arbeitete für das Leben seines armen kranken Weibes, das ihm die Ungerechtigkeit der gesetzlichen Moralität hatte rauben wollen. Bald begleitete ich den Vater auf seinen Wegen. Wir betrogen Niemand, wir suchten nur auszugleichen, was das wunderliche Vorurtheil des Staatshaushaltes ungleich gemacht hatte. Daß wir den Zoll umgingen, konnte nicht Sünde sein. Wer gab den Monarchen das Recht, Zölle auf Erzeugnisse zu legen, die unentbehrlich sind für die Menschen, und an denen die Nachbarländer einen Ueberfluß haben? Die Gesetze sind wunderlich entstanden, und noch wunderlicher das nach diesen entworfene Sündenregister. Unser Verbrechen bestand fortan blos darin, daß wir einen andern Begriff von Sünde hatten in unserm Gewissen, als der Staat in seinen Gesetzbüchern. Wir taugten nicht zu einander, wir waren Feinde von Grund aus und in naturgemäßer Weise." —

„Ein Jahr lang und darüber hatten wir Glück. Die Gränzjäger waren nicht zu streng, sondern ließen sich bestechen, wie jeder Beamte, der für Sünden Sold empfängt. So ein Zwanziger aus der Hand eines ehrlichen Paschers, wie meine Vater war, bringt Segen ins Haus eines Gränzjägers! — Nun, das fühlten die armen Menschen und uns kam's zu Gute. Leider traf es sich, daß um diese Zeit wegen der hohen Preise gewisser Artikel in Böhmen das Paschen sehr überhand nahm und Hunderte auf einmal ganze Ladungen der verbotenen Artikel heimlich über die Gränze schafften. Es entstanden Reibungen, die Zahl der Gränzjäger ward vermehrt und die neu Angekommenen waren strenger. Bei dem nächsten Transport stießen wir auf einander. Es floß Blut auf beiden Seiten, meh-

rere der Gränzjäger blieben, eine noch größere Anzahl verloren die Pascher. Mein Vater blieb todt auf dem Platze, ich erhielt bei der Vertheidigung des erstarrenden Leichnams diese Kopfwunde. Der Waarentransport ging verloren, doch blieben die Todten in unsern Händen, und wir konnten ihnen ein ehrliches Begräbniß verschaffen." —

„Nach diesem unglücklichen Ereignisse siechte meine arme Mutter langsam hin in Gram und Kummer. Sie starb wenige Monde später. Ich aber blieb der Beschäftigung treu, in die meinen Vater der Uebermuth herzloser Beamten gestürzt und getödtet hatte. Mir blieb etwas Anderes nicht übrig, denn ich stand freundlos in der Welt, nur verwiesen auf meine eigene Kraft und den Muth meines Herzens. Auch muß ich bekennen, daß jetzt der Geist des Zornes mich fest halten läßt an der Verbrüderung der Pascher. Ich bin nicht rachsüchtig, aber den Wunsch vermag Keiner ganz zu unterdrücken, eine volle Sühne einzufordern vom Gesetz für einen hingemordeten Vater. Ich will Pascher sein, bis ich mich zurückziehen kann von der Welt und die Scholle bauen mit saurem Schweiß. Nicht der Rache lebe ich, noch strebe ich darnach, zu tödten den Unschuldigen. Dem Gesetz allein will ich widerstreben, weil es sich hüllt in den Schleier der Unschuld und doch beschmuzt ist von dem Schatten der Gemeinheit. Dieses Gesetz will ich so lange hänseln und foltern in der Uebertretung, bis ich offen ehrlich sein kann und nicht das Tageslicht zu fürchten brauche, wenn ich auftrete mit dem hellen Auge eines freien Mannes! — Heut Nacht, meine Herren, soll sich's entscheiden. Ich habe einen großen Plan entworfen, der, wenn er glückt, mir zu den erforderlichen Mitteln verhilft. Dann führe ich meine Therese heim und will glücklich werden an ihrer Seite. Ich will nicht hoch hinaus, ich begnüge mich mit Wenigem. Mein Herz drängt mich zu lieben eine schöne Tochter meines armen Landes, und mein Geist ruft mir zu, frei zu sein und den Menschen zu bewahren in keuscher Männerwürde, wie es vor Jahrhunderten unsere Väter gethan haben. Daß es doch so schwer ist, in unsern Tagen die Erfüllung so billiger Wünsche nicht leicht ohne die größten Opfer erkaufen zu können!" —

Niclas schwieg, Therese schmiegte sich an seine Brust und in heißem Kusse flehten die unschuldigen Menschen Gewährung ihrer Bitte von dem gnädigen Himmel. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Romane.

Der Pastor Oberlin. Elsassische Novelle, nach dem Französischen des Paul Merlin von Dr. Moritz Wilh. Gotthardt Müller. Blankenhain, 1836. bei Anhalt.

Eine gutgemeinte, ins Kurze gefaßte Lebensgeschichte des würdigen Predigers zu Steinthal bei Straßburg. Das kleine Novellenbild, das sich in diese gutmüthige Erzählung einflicht, ist sehr unbedeutend. Der brave Pfarrer in Steinthal wird zur Bekehrung eines schwedischen Edlen gebraucht, der, verfolgt vom Schicksal, nur eitel Böses auf der Welt zu finden meint. Die Liebe zur schönen Tochter eines Israeliten, der durch falsches Zeugniß als Verfälscher gebrandmarkt und zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wird, bringt ihn in große Bedrängnisse, da er, von Standesvorurtheilen davon abgehalten, seine Geliebte nicht zu ehelichen wagt. Hier nun, zufällig in Oberlin's Haus gerathen, bewirkt die Frömmigkeit dieses Mannes eine Bekehrung, die in der Art, wie sie erzählt wird, gleich wenig für den Bekehrer, wie für den Bekehrten einnehmen läßt. Es wird gewaltig viel seichtes Gewäsch aufgetischt. Der Schwede, Baron von Harr, heirathet seine Geliebte, dessen Vater unterdeß, nach dargethanener Unschuld, freigelassen worden ist, und die glücklichen Menschen ziehen sich zurück an den Hof von Stockholm. Oberlin stirbt und die Geschichte ist aus. Besser wär's, das ganze Product hätte keinen Uebersetzer gefunden. W.

Seraphita. Nach Balzac von Th. Hell. Leipzig und Dresden, Arnold'sche Buchhandlung. (Februar und März-Heft der Exoteren.)

Balzac, der sich als Charakter- und Seelenmaler einen wohlbegründeten Ruf erworben, der uns besonders treffliche Genrebilder bürgerlicher Gemüthlichkeit und des französischen kleinstädtischen Stilllebens geliefert, hat sich hier in ein ganz unfruchtbares Feld verloren. Swedenborg's mystisch-sonderbare Tractätlein hat er in das wirkliche Leben einzuführen und zu verkörpern gesucht; seine Seraphita ist eines jener aus Geisternebel und Tollheit zusammengesetzten Wesen, wie sie in der fieberkranken Phantasie jenes Theosophen lebten. Ja, er geht noch weiter als der schwedische Sonderling selbst und stellt uns ein Mann-Weib dar, in welchem alle sexuelle und geistige Kraft der Erkenntniß und des Willens beider Geschlechter vereinigt ist und zwar in einem Grade, wie sie Swedenborg nur in der höchsten Potenz englischer, oder besser himmlischer Vollendung geträumt hat. Trotz aller Fülle von Poesie, welche Balzac an diese sonderbare Abnormität seiner geistigen Schöpfungen verwendet hat, ist es ihm nicht gelungen, auch nur die poetische Evidenz eines solchen Wesens klar zu machen. Das Gebilde läßt kalt und unempfindlich, und weder die meisterhafte Schilderung norwegischer Landschaften und Naturerscheinungen, noch die wahrhaft erhabene Dichtersprache vermögen es, uns an die dämonische Geburt zu fesseln. Daß in der Umgebung dieses nebelnden und webelnden Doppelwesens ebenfalls nur verzerrte und halbverrückte Figuren stehen können, liegt in der Natur der Sache. — Schade, daß der Verf. sich nicht vom Dr. Malet in Bremen oder von irgend einem Elberfelder Mucker eine Vorrede zu dieser poetischen Schöpfung schreiben ließ; diese Leutchen, die bereits bis zum „Engelchen-Greifen," gekommen sind, hätten vielleicht einige Klarheit in die Sache gebracht und uns einen Maßstab zum Verständniß derartiger Erscheinungen an die Hand gegeben.

R. B.

Emanuel. Nach Drouineau von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, bei Kollmann. 1836.

Für die Uebersetzung dieses Romans verdient Fanny Tarnow den Dank jedes Edelgesinnten. Kann man auch nicht

eben das Product selbst den besseren, geistreicheren Schriften, welche die französische Literatur der neuesten Zeit hervorgebracht hat, gleichstellen; so gewinnt das Buch doch bedeutend an Interesse durch die Tendenz, welche es verfolgt. Es ist ein timider Feldzug gegen die Bestrebungen der modernen Gesellschaftswelt, aus deren Zirkeln Glaube und Religion geflohen oder verbannt sind. Drouineau hat den an sich löblichen Entschluß gefaßt, in diesem Buche darzuthun, wie ohne Festhalten am Christenthum kein Heil für die Menschheit zu finden sei auf Erden. Dagegen hätte man nichts einzuwenden, wenn die That dem Willen entspräche. Drouineau ist aber ein viel zu gutmüthiger Mensch, um ein solches Thema gegenüber dem durchbohrenden Spott und funkelnden Witz seiner Landsleute mit Glück durchführen zu können. Es läuft in seinem Buche alles darauf hinaus, den Werth der Tugend beispielsweise anzupreisen, die Moral hoch zu erheben, den Glauben an Christum siegen zu lassen und diejenigen, welche auf irgend eine Weise solchen Anforderungen nicht genügen, wüst und leer mitten unter der schimmernden Hülle des Reichthums hinzustellen und als elend in sich auszumalen. Damit ist aber wenig geholfen. Ein bloßer Aufruf, hübsch Christen zu bleiben, die Tugend zu ehren und anderes mehr, bleibt zur Zeit fruchtlos und kann sogar lächerlich werden. Drouineau entgeht zwar dem letzteren, weil er es ernst meint und zu gutmüthig ist, er wird aber auch nichts wirken mit seinem Buche. Will Einer heut zu Tage das Unzerstörbare, Weltheiligende des Christenthums dociren, so darf er sich nicht mit Anpreisung der Doctrin begnügen. Es ist noch sehr die Frage, ob wir von einem Vorhandensein des Christenthums in der Gegenwart sprechen können. Ich zweifle stark. Denn der Cultus ist keins, sondern bloßer übrig gebliebener Schaum. Der Geist des Christenthums ist absorbirt worden in den verschiedenen Bekenntnissen, in die er sich verflüchtigt. Das fühlt der tiefere Mensch und deshalb wirft er dem, was von Priesterseite für Christenthum ausgegeben wird, Spott und Hohn in die schlaffen Züge. Der Schmerz um das Nichtvorhandensein des Gewünschten schreit in der Verspottung des an die Stelle Gesetzten laut auf. Das hat Drouineau nicht bedacht oder nicht geahnt, weil es ihm an Geist gebricht. Wer jetzt reformiren will, muß zuvor in sich selbst verschiedene Revolutionen überstanden haben. Unserm Glauben, unsern religiösen Bedürfnissen ist nicht anders aufzuhelfen, als durch Angriff und Umsturz. Ich fürchte, die vergangenen Jahrhunderte werden sich an den in Fieberwahn rasenden Leib des Christenthums als Blutegel ansaugen müssen, damit er wieder zur Ruhe komme. Der Anfang ist gemacht, man lasse die Weltgeschichte nur gewähren, die immer, sei's auch nur in einem dunklen Drange, weiß, was sie thut und will.

Emanuel wird glücklich, nachdem er alle Anfechtungen der Welt bestanden. Als Talisman begleitet ihn ein Manuscript seines Vaters, der hingerissen vom Welttaumel, sich mannichfache Vergehungen zu Schulden kommen ließ und in den Bekenntnissen seines Lebens dem Sohne Verhaltungsregeln für das seinige vermacht. Emanuel folgt diesen und kommt zum Ziele. Das Letztere möchte ich einen curiosen Zufall nennen.

Wichtiger als das Buch sind die Bekenntnisse der talentvollen Uebersetzerin, die sie in dem Vorbericht niederlegt. Sie spricht sich darin über die Civilisation und ihre Folgen aus und zwar mit einer Bestimmtheit, die alle Achtung verdient. Wäre das Gesagte etwas kürzer gefaßt, so würde es vielleicht noch mehr gewonnen haben, und einige Wiederholungen weggefallen sein. Fanny Tarnow gibt ein schönes Glaubensbekenntniß, das hervorgegangen ist aus einer scharfen Beobachtung alles dessen, was in der jüngsten Zeit der Bewegung sich zugetragen. Sie hat in Allem, was sie sagt, Recht, irrt aber wohl zuweilen darin, daß sie die Form mit dem Inhalt verwechselt und jene als das allein Wahre festzuhalten sucht. Mag dem aber auch sein, wie ihm wolle, durch dieses Vorwort hat Fanny Tarnow bewiesen, daß sie berufen ist, ein liebevolles Wort über die jetzige Zeit und ihre Emancipationsbestrebungen auszusprechen. W.

Die Verheiratheten. Von L. Kruse. 3 Bde. Leipzig, Kollmann 1836.

Eine Uebersetzung des Romans von Saintine: une Maitresse de Louis XIII. Der König besucht das Kloster und — da geht die Geschichte los. Fromme weibliche Gemüther reizten die französischen Roués von Gottes Gnaden immer am meisten. Sonst eine ganz gewöhnliche Maitressengeschichte.

Notizen.

[Der kleine Möser. Brieflich aus Paris.]

Musikdirector Möser aus Berlin war nach Paris gegangen, um seinen jungen Sohn als Violinisten in der musikalischen Welt zu introduciren. Der Ruhm und die Theilnahme, die man den kleinen Eichhörnern schenkte, mag anlockend erscheinen. Der Knabe Möser spielte in dem Benefiz der Taglioni. Es war schon Mitternacht und man gab dem Kinde, das eifrig und fleißig genug sein mag, eine lange gedehnte Piece. Oh mon Dieu! seufzten die Pariser und suchten sich durch Seufzer die Zeit zu vertreiben. Allein das Stück dauerte entsetzlich lange, und der Kleine war nicht zu ermüden. Da applaudirte alles laut, und suchte durch Bravorufen der Sache ein Ende zu machen. C'est assez, bon garçon, c'est assez! schrie alles und der kleine Mann wurde zur Ruhe gebracht. Man führte ihn still ab. Das brave Kind war nicht Schuld daran, so unglücklich introducirt zu sein. — Francilla Piris geht nach Italien, zunächst nach Mailand. Nachdem sie in der italien. Oper zu Paris drei Mal den Arsace mit glänzendem Erfolg gesungen, kann ihre Aufnahme in Italien nur eine eben so glänzende sein.

[Ein Brief Bonaparte's.]

Der pariser Voleur theilt einen eigenhändigen Brief des ersten Consuls mit, welcher noch von Niemand aufgefunden sei. Er lautet folgendermaßen:

— — d. 4. Vendemiaire.

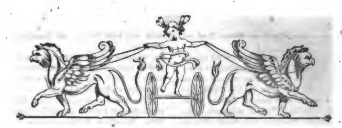
„Bürger,

„Ich bin krank und bedarf der Ruhe: ich reiche meine Entlassung ein; unterstütze sie, wenn Du mein Freund bist. Zwei Jahre auf dem Lande bei Paris werden meine Gesundheit wieder herstellen, und meinem Charakter die Popularität wiedergeben, welche ich durch die fortgesetzte Ausübung der höchsten Macht unfehlbar verliere. Ich bin eigen in meiner Art zu denken und zu handeln, und achte das Herz höher als den Kopf." Bonaparte."

„Ich bin in Verzweiflung, meine Frau kommt nicht; sie hat einen Liebhaber, der sie in Paris zurückhält; ich verwünsche alle Frauen, aber ich drücke meine guten Freunde ans Herz. Bonaparte."

Man hat in Deutschland ein eigenes Behagen daran gefunden, Friedrich's des Großen incorrecte Orthographie aufzubewahren. Der Voleur läßt im Briefe folgende kleine Nachlässigkeit der Bonaparte'schen Rechtschreibung groß drucken: **apuie-la, ma santé, je sais esclasif.**

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 96. — den 20. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gränzwanderungen von E. Willkomm.

(Fortsetzung.)

Die Gäste, bisher mit Kartenspiel und Ringwerfen beschäftigt, standen jetzt auf und verließen nach und nach die Schenkstube. Therese hing, süße Schmeichelworte flüsternd, an dem Halse des jungen Paschers. Das blühende Mädchen bat so herzlich, so leidenschaftlich bewegt, mit so tief empfundener geheimer Angst, daß mir der harte, aber männlich entschlossene Blick ihres Geliebten grausam erschien. Was sie von ihm verlangte, konnte ich nicht verstehen, denn sie hauchte ihre Bitten und Klagen in den sanften, vollen Kehllauten der alten Czechensprache dem Unerbittlichen ins Ohr. Immer dringender werdend, ging sie von Bitten über zu zärtlichen Liebesbezeigungen, ohne jedoch zum Zwecke zu kommen. Endlich ließ sie gesenkten Hauptes die Hand des Geliebten aus der ihrigen gleiten, öffnete einen Wandschrank und reichte dem Pascher eine vollständige Kleidung, wie sie gewöhnlich die Viehhändler tragen. Auch die lange Karbatsche fehlte nicht, so wenig als die braunlederne Geldkatze.

„Kleide Dich um, Niclas, das wird Dich sichern," sprach sie und war hoch erfreut, als sie den Jüngling bereitwillig sah zu dieser Metamorphose.

Wir suchten noch immer den Eindruck zu verarbeiten, den des Paschers leidenschaftliche Erzählung auf uns gemacht hatte, als die Thür eilig aufgerissen ward und der Wirth laut rufend: „Der Husar! der Husar!" hereinstürzte.

Ein lautes Hurrah außerhalb der Schenke begleitete die Worte des Mannes, und wir glaubten der allgemeinen Aufregung wegen im Anfange, irgend eine große Gefahr laure in unmittelbarer Nähe. Die heitern Gesichter der rückkehrenden Pascher, das ausgelassene lustige Wesen, dem sich Einige überließen, und in das sogar die liebliche Therese mit einstimmte, überzeugten uns bald vom Gegentheil.

„Dachte ich mir's doch, daß er heut Abend noch kommen würde," sagte der Wirth nach dem ersten Jubel. „Die Luft war zu drückend, die Dünste streichen wie Schlangen an den Niederungen hin. Das ist Luft für Gespenster; da schnobbern sie herum wie die Wölfe und suchen sich irgend einen fetten Bissen. Aber Gott's Lohn für den Burschen, dessen arme Seele keine Ruhe finden kann im Grabe! Es ist ein christlich Gespenst, das ehrlichen Leuten, die sich das bischen Leben sauer werden lassen, die Weißgrauen vom Leibe hält."

„Tanzt der Quirl?" warf ich jetzt fragend ein, aufmerksam gemacht durch die Rede des Schenkwirths.

„Nun freilich," erwiederte der vorige. „Quirl oder Husar, es ist all eins! Wenn Ihr hinausgeht bis an die Waldecke, oder den Felsen da nebenan ersteigt, so könnt Ihr ihn ziehen sehen unter der finstern Wolkendecke. Sein lichtgelber Mantel flattert schauerlich um den körperlosen

Reiter, und der durstige Klepper speit blauen Rauch aus seinen Nüstern."

Mein Begleiter war schnell bei der Hand und riß mich mit sich fort, um das seltsame Irrlicht zu sehen, das er noch nicht kannte. Therese kam uns zuvor und rief uns zu, ihr zu folgen. Sie lief, leicht wie eine Gazelle, den Bergeshang hinan und brach durch das Dickicht, mit geräuschloser Behendigkeit die Zweige ausbeugend. Eine schwüle, schwefeldicke Atmosphäre hing bleiern über der Erde. Kein Luftzug bewegte das saftige Birkenhaar, ungewiß zuckte dann und wann ein schwaches Wetterleuchten im Zenith und verlor sich wie eine schillernde Schlangenhaut am Horizonte. Eilig stiegen wir auf glatten, schmalen Pfaden den Felsen hinan, immer das gewandte Mädchen im Auge behaltend. Als wir die flache Platte erreicht hatten, von der sich eine weite Aussicht über die Gränze nach Sachsen hin eröffnet, sahen wir deutlich die wandelnde Kugel in phosphorescirendem Glanze durch die lichten Felder gegen die Niederung hereinschweben. In dieser Entfernung verlor das ungeheure Irrlicht sowohl seine ursprüngliche Gestalt wie das Grauenhafte der Erscheinung. In fliegender Eile nur, zuweilen einige Augenblicke rastend, und dann, wie ein schnaubendes, scheues Roß sich hoch emporbäumend, rollte es, weit um sich einen Kreis schimmernden Lichtes verbreitend, immer tiefer hinab und verschwand einige Zeit hinter einem Gebüsch.

„Jetzt geht's nach dem Schwedensteige," sagte Therese. „Die Nebel müssen tief liegen und dicht an der Erde hinstreichen. Denn sonst beugt's immer seitab und geht dem Pfarrhofe zu nach R*. Seht Ihr, da ist's wieder und heisa! fort rast's in funkenwerfendem Galopp rückwärts nach der Sandgrube."

Therese hatte Recht. Das mannshohe Irrlicht, das in jener Gegend bei gewitterschwüler Atmosphäre oft halbe Nächte lang in abschreckender Gestalt den angedeuteten Weg beschreitet, rollte jetzt wirklich wieder bergan und konnte recht wohl mit einem galoppirenden Reiter verglichen werden, der hinter sich den Mantel in die Luft flattern läßt.

„Jetzt sind wir sicher," sagte Niclas, der uns gefolgt war, und eben den Felsen erstiegen hatte. „So lange der Husar umgeht, wagt sich kein Gränzjäger ins Freie, und haben wir die Wagen nur erst in den Wald geschleppt, so ist nichts mehr zu befürchten. Der Husar ist die treueste Pascherlaterne, die der Himmel erfinden konnte. Darum werfen wir ihm auch vierteljährig ein Pfund Tabak in die Grube. Es ist immer hübsch, wenn man mit guten und bösen Geistern auf freundschaftlichem Fuße steht." —

Wir sahen noch eine geraume Zeit dem Hin- und Herwandern des Husaren zu, und verließen erst dann unsere Warte, als Therese ihren Geliebten zum Aufbruche mahnte, weil es nahe an Mitternacht sein müsse. —

Die Erwartung erhielt uns wach. Niclas hatte sich umgekleidet und konnte in seiner neuen Tracht Jeden täuschen. Die übrigen Pascher waren auch zum Aufbruch gerüstet, schnürten die Ledergürtel fester um den Leib, griffen zu ihren gefürchteten Stöcken und verließen unter Niclas Anführung die Waldschenke. Therese bat den Geliebten noch wiederholt um Vorsicht, und erhielt die Versicherung derselben in einem langen, herzlichen Scheidekusse. „Morgen sind wir frei und glücklich, Rese," sprach der Pascher. „Drum Ruhe, lieb's Kind, und mach' mir's Herz nicht schwer."

Bald verschlang der nahe Wald das Geräusch der fortgehenden Männer, der Wind begann an den Fenstern zu seufzen, ferner Donner rollte dumpf in den Bergen.

Therese setzte sich wieder zu uns. Ihr Busen hob sich in fieberhaftem Beben. Sie stützte das niedliche Köpfchen in die hohle Hand, nippte vor Unruhe wiederholt aus meinem Bierkruge, und trank mir öfter zu, als ich ihr Bescheid thun konnte. Das bunte Kopftuch löste sich, und die schönen, glänzend braunen Flechten stürzten sich wie lebendige Schlangen auf Nacken und Busen herab.

„Mir ist seelenangst," sagte sie endlich, „ich wollt', Niclas wäre schon wieder zurück." — Draußen erhob sich der Wind immer heftiger, Regentropfen schlugen gegen die Fenster, der Forst brauste, krachend prasselte die alten Fichtenstämme an einander, die Aeste seufzten und klagten, als wäre ein tönendes Leben in ihnen versteckt. Der Wirth ging ab und zu, setzte sich bald zu unserm Tische, bald trat er vor die Thür und horchte mit geübtem Gehör in die Ferne, ob irgend ein Laut die Ankunft der Pascher verrathe. Als er nach längerem Wegbleiben wieder eintrat, schüttelte er mißmuthig den Kopf und schob sein Lederkäppchen von einem Ohr aufs andere.

„Was gibt's, Väterchen?" fragte Therese mit flammendem Auge.

„Der Husar geht nicht mehr um, lieb's Kind," versetzte der ehrliche Mann, „das Wetter hat ihn vertrieben, wir sind nicht mehr sicher vor den Jägern."

„Heiliger Gott!" rief Therese. „Wie spät ist's?" setzte sie hinzu, einen fragenden Blick auf mich heftend.

„Die Uhr zeigte wenig Minuten vor ein Uhr. Das Brausen des Gewittersturmes, das Prasseln des herabstürzenden Regens, in den sich Hagelkörner mischten, verhinderte durchaus, irgend einen Laut aus der Ferne zu vernehmen! Einige Male glaubten wir ein gellendes Pfeifen zu hören, verworrenes Geschrei, Pferdegewieher. Es konnte aber auch eben so gut das Wimmern des Waldes sein, wenn der Sturm in den Wipfeln der Bäume sich festsetzt und in wildem Toben sich durch das verschlungene Dickicht Bahn bricht.

„Ach die guten Leute in den Städten und mitten im Lande wissen nicht, wie schwer es ist, an der Gränze zu leben," sagte Therese, die nicht mehr im Stande war, die Unruhe still in sich zu verbergen. „Früher," fuhr sie fort, „ging es noch eher, seitdem sie aber da drüben, in Preußen, und Sachsen den Zollverband ausgedacht haben, ist kaum mehr ein Auskommen. Da schreiben sie, wie mir Niclas sagt, in allen Zeitungen und Blättern, wie schön es nun sei und wie segenbringend für Land und Volk, und preisen ihre wunderlichen Einrichtungen aller Welt an; aber daß es arme Leute gibt, die nicht in den Städten wohnen können und doch auch leben wollen, daran denken sie gar nicht. Es mag Alles wahr sein, was sie sagen von der Vortrefflichkeit des Zollverbandes, wir aber müssen darunter leiden und trauern über die Freude der Welt. Das ist hart für uns arme Gränzer und macht die Männer aufsätzig. Ach, und daran will ich gar nicht erst denken, wie schlimm es uns Mädchen ergeht, die wir doch gern fleißig sind und uns was ersparen möchten für den Hochzeitstag. Aber was nutzt es? Wenn ein hübscher Bursche uns ansieht und Herz und Hand einem armen Mädel verspricht, da wächst die Noth erst recht. Denn nun stürzt er sich in die Todesgefahren und muß klüger sein, als es erlaubt ist, um nur Geld zu gewinnen. Wir aber haben die Angst daheim, und wenn's unglücklich hergeht, nichts als einen Rosenkranz und ein gebrochenes Herz. Ich weiß freilich nicht, ob ich recht daran thu', wenn ich mich beklage, möglich müßt' es aber doch wohl sein, oder gar ein Leichtes für den Staat und die Mächtigen, daß sie bei ihren neuen Gesetzen Rücksicht nähmen auf uns arme Mädchen. Ohne Liebsten kann ein ehrlich Kind doch auch nicht sein, und wo kein Geld ist, da gibt's schiefe Blicke und harte Worte. Da liegt nun die Gränze neben an, Alles ist theuer, doppelt verzollt, Nebenwege gibt's genug, es ist ein hübsches Verdienst, einen muthigen Burschen hat man gern, das Gesetz ist dumm — ich will's verfechten mit meinem Herzen, ihr Herren — und da ist eben der Pascher fertig und man muß ihm gut sein. Wenn ich's den großen Herren nur sagen könnte, wie ihr Welt- und Volksglück, wie sie's nennen, uns arme Menschen herunter und fast zur Verzweiflung bringt, sie würden sich wundern! Und wir gehören doch auch zum Volke. Sagt's doch den Leuten im Rathe, ihr Städter, daß wir recht elend sind und unglücklich durch ihr großes Volksglück, das sie so im Stillen gemacht haben."

Mich ergriff der Zorn dieser kindlichen Unschuld gewaltiger als die schönste, durchdachteste Parlamentsrede. Therese hatte recht: der Zollverband, glückverheißend vielen Millionen und mit reichem Segen die Städte und diejenigen Bewohner überschüttend, die nicht an der Gränze eines von dem Verbande ausgeschlossenen Landes hausen, trieb die armen Gränzer fast zur Verzweiflung. Strenge Handhabung des nothwendig gewordenen Gesetzes war geboten; je strenger aber das Gesetz, desto kühner die Uebertretung. Es wurde nie hartnäckiger gegen die neue Staatsmoral gesündigt, als seit dem Augenblicke, wo das Glück Millionen begünstigte und Tausende dem Untergange nahe brachte. Es ist niederschlagend, daß der Arme noch ärmer werden muß, um einem Volke die Quellen des Reichthums zu öffnen. — (D. F. f.)

Französische Romane.

Die Guerillas. Von dem Grafen von Locmaria. Aus dem Französischen übersetzt von Wilhelm Adolph Lindau. Zwei Theile. Brockhaus.

Die neuere Geschichte Spaniens ist für den Romandichter ein fruchtbarer Boden, daß man sich nur wundern kann, wie die bedeutendsten Talente sich so selten dahin begeben. Vielleicht schreckt die Meisten schon die poetische Ueberfülle zurück, die Land und Volk freiwillig darbieten, und allerdings mag das gewöhnliche Talent von der großartigen Nationalität des spanischen Volkes erdrückt werden. Es gehört ein gleich kühnes Ringen der Seele dazu, will sie den kühnen Unabhängigkeitskampf der Spanier ergreifend und poetisch darstellen. Der bloße gute Wille wird immer daran scheitern. Einen nicht unzweideutigen Beweis für diese Behauptung bietet der vorliegende Roman. Der Verfasser verlegt die Handlung in die Zeit der Napoleon'schen Weltherrschaft. Spanien seufzt unter dem Joche des fremden Unterdrückers, nur der unablässige kleine Krieg, den die Guerillas in den Gebirgen der Halbinsel mit eben so viel Muth und List, als unerbittlicher Grausamkeit unterhalten, tönt wie das letzte Röcheln eines Sterbenden in die Ohren des gefesselten Volkes. Hier erwartet man mehr Leidenschaft, kühner entworfene Charaktere, als der Verfasser uns vorführt. Er gibt sich offenbar Mühe, etwas Bedeutendes zu leisten, aber er berührt die Leidenschaft nur mit Glacéhandschuhen, deutet nur leise und obenhin an, wo er uns mitten in den Sturm der aufgeregten Geister stürzen sollte. Er fürchtet sich, selbst von dem Wirbel ergriffen zu werden, und findet es daher gerathener, sich auf einen sichern Ort zu begeben, von wo aus er mit dem Finger nach dem Todeskampfe eines ganzen Volkes zei-

gen und ausrufen kann: Seht, dort macht man ein Stück Weltgeschichte! —

Dennoch interessirt die Erzählung. Auch der Schatten eines Riesen erregt Aufmerksamkeit. — Die Fabel ist ziemlich alltäglich erfunden und sehr lose in einen wackelnden Rahmen gebracht. Am meisten noch fesselt das Liebesverhältniß Odilla's, der Tochter des Guerillasführers Fuentes, mit Aumel, dem französischen General, die endliche Lösung des Knotens aber ist unbefriedigend und gar zu sehr in der Manier der Dutzendromane gehalten. Gut und nicht ohne Kraft gezeichnet sind die kühne spanische Heerführerin Marciana Rezat, die Guerillas Arnedo, Fuentes und einige Andere. Die Uebersetzung ist fließend, wie wir es bei Lindau gewohnt sind.

W.

Die Herzogin von Chateauroux. Roman in 2 Bänden von Sophie Gay. Uebersetzt von Fanny Tarnow. Leipzig, Kollmann.

Unter allen Frauen, die aus dem Stande der Mittelmäßigkeit und Dürftigkeit hinaufstiegen, oder von der Höhe der Unschuld und Sittenreinheit hinabsanken in den scheußlichen Schlamm, in welchen Schwäche und Verderbtheit den französischen Thron gestellt hatten, ist die Herzogin von Chateauroux eine der merkwürdigsten und unglücklichsten. — Erzogen mit einer Vorsicht, Sorgfalt und Zurückgezogenheit, bei welcher es gar kein Verdienst war, unschuldig und rein zu bleiben; ausgerüstet mit einem Maße von Tugend, Unschuld, Frömmigkeit und Sittlichkeit, bei denen es gar keine Kunst ist, dem Laster zu widerstehen; und nach der damaligen Sitte gezwungen in eheliche und gesellige Verhältnisse, die ihrem Herzen fremd waren, und bei denen es gar kein Wunder ist, daß sie, Befriedigung suchend für die ungestümen und unverstandenen Wallungen des jungen Herzens, dem Verderben in die Arme sank und sich zur Maitresse Ludwigs XV. herabwürdigte. — Unbefriedigte Sehnsucht nach dem süßen Austausch gegenseitiger Gefühle zogen ihr Herz ab von dem ihr aufgedrungenen Gatten und führten es einem Andern entgegen; Unerfahrenheit ließ sie in dem Schwächling Ludwig XV. das Ideal ihrer Wünsche erkennen; Unbekanntschaft mit den Künsten und Mitteln der Verführung ließen sie an eine Liebe glauben, die entweder gar nicht vorhanden war, oder natürlich sehr bald verschwinden mußte; weiblicher Ehrgeiz und selbst übelverstandener Trieb zum Guten führten sie weiter auf der schlüpfrigen Bahn und zeigten ihr die brandmarkende Stellung, die sie in der Gesellschaft einnehmen sollte, in einem Rosenlichte; theilweises Gelingen ihrer weitschweifenden Absichten machte sie leichtsinnig und unvorsichtig; und ihre Unvorsichtigkeit gab sie Preis den Kabalen, Ränken und Niederträchtigkeiten, von denen sie umgeben war, drängte sie zurück aus der Nähe des Thrones, stürzte sie ins Unglück, raubte ihr Glanz, Einfluß, Liebe und Leben. Wenn es jemals ein Fatum gab, welches unser Schicksal bestimmt, so gab es eines bei dieser Frau; dieses Fatum lag in ihr selbst, in ihrem Charakter und ihrer Erziehung, sie konnte ihm nicht entrinnen und unterlag ihm; ihr Schicksal ist ein nothwendiger psychologischer Proceß. — Aber so natürlich und gewöhnlich auch der Charakter und das Geschick dieser Frau ist, er bietet dem Romanschreiber einen reichen Stoff dar, welchen die talentvolle Verfasserin trefflich benutzt hat; sie führt uns den weiten und breiten Weg, welchen die Herzogin von der Unschuld bis zum Verderben, von dem Glücke der Sinnes- und Seelenreinheit bis zu dem großen Unglücke der entehrenden Gunst eines fürstlichen Schwächlings und dem kleinern Unglücke, von ihm verlassen und von der Höhe herab geschleudert zu werden, zurück zu legen hatte; aber die lange einförmige Bahn wird uns nicht lang. Treue und anziehende Schilderungen der Sitten Frankreichs in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, des schwachen Königs und seiner intriguirenden Umgebungen, der Parteiungen im Innern, Beziehungen nach Außen, der Kriege, Feste rc. gleiten auf der langen Bahn an uns vorüber und gewähren den angenehmsten Wechsel. Besonders die historischen Figuren Fleury, Richelieu, Voltaire, Duverney hat die Verfasserin mit Liebe und Fertigkeit behandelt, und wenn es ihr auch nicht gelungen ist, in die psychologische Tiefe derselben einzudringen und ein ganzes Charakterbild von ihnen darzustellen, so hat sie wenigstens geistreiche und nicht zu verkennende Skizzen geliefert. — Außer dem Hauptcharakter des Buches, der liebenswürdigen, tugendhaften, mächtigen und unglücklichen Herzogin, dieser Agnes Sorel des vorigen Jahrhunderts, welche die Verfasserin in dem möglichst glänzenden Nimbus hingestellt hat, entsprechen auch die festgehaltenen Nebenfiguren: Dem. Gebert, le Bel und de Mailly, ganz dem Interesse des Romans, und man verweilt wohlgefällig bei den mit einem Ueberflusse weiblicher Gutmüthigkeit ausgeschmückten Bildern. Der ganze Roman bietet des Anziehenden sehr viel und wird gewiß jeden Leser befriedigen; der Umstand, daß der Verfasserin die besten historischen Quellen zu Gebote standen und sie dieselben trefflich benutzt hat, verleihen dem Buche sogar einen höhern Werth. — Hinsichtlich der Sprache haben Verfasserin und Uebersetzerin würdig gewetteifert; ich habe selten eine so fließende und reine Diction aus weiblicher Feder gefunden.

R. B.

Notizen.

[F. Dingelstedt.]

Von F. Dingelstedt, der in der Europa die Bilder aus Cassel schrieb, lesen wir im Beurmann'schen Telegraphen „dramaturgische Feldzüge" (zuvörderst eine Beurtheilung des Oheims und anderer Stücke derselben Verfasserin) und „Casseler Meßbilder," sehr interessant. An den Correspondenzen aus Cassel in unserer Zeitung hat Hr. Dingelstedt keinen Theil, was wir hiermit versichern.

[Deutsche in Spanien.]

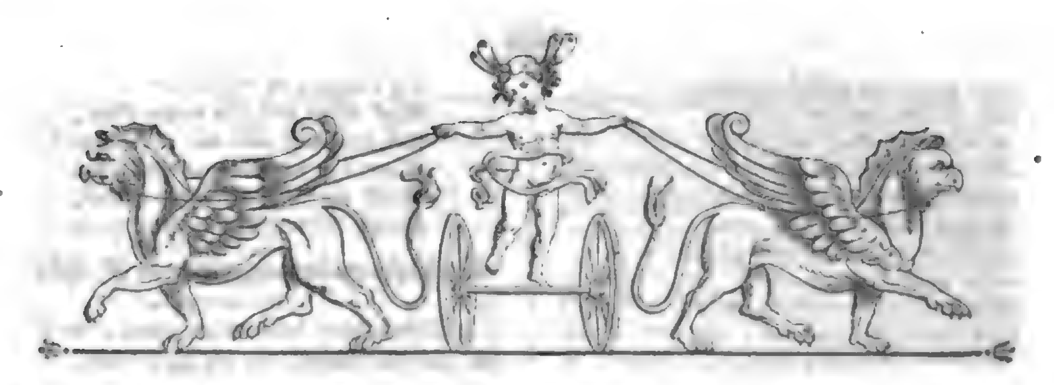
Der Frankfurter Telegraph will wissen, daß der östreichische Fürst Felix von Lichnowski Adjutant des Don Carlos ist; ebenso ein anderer Deutscher, der Graf Boos-Waldeck. Von dem Project des Verfassers der Cavalier-Perspective, des Baron Vaerst, nach Spanien zu gehen, um dem carlistischen Hauptquartier die im Redactionsgeschäft der Breslauer Zeitung geübte Feder zu widmen, hört man nichts wieder, es wurde sogar widerrufen. Vor kurzem war der Baron in Berlin, wie es hieß, um seine Zeitung zu verkaufen. Der Cavalier hatte also doch vielleicht eine spanische Perspective. — Unter den spanischen Constitutionellen zeichnet sich ein würtembergischer Oberst aus, Namens Habich.

[Reisende.]

Theodor Mundt war sieben Wochen lang in Paris und geht jetzt nach London. — Der Sohn des wilden Ali Pascha von Janina macht Reisen in Deutschland; im April war er in München.

Fürst Pückler, jetzt wahrscheinlich in Oberägypten, wurde in Alexandria von Mehmed Ali königlich bewirthet. Dafür wird die kritische Feder des Fürsten den Pascha mindestens fürstlich bedienen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 97. — den 22. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zwei Episteln aus Goethe's erster Schriftstellerperiode.

Nachstehende Verse rühren aus der Zeit her, da Goethe's Styl in einer bedeutungsvollen Entwickelungsphase begriffen war, als er nämlich im Streben nach conciser, saftvoller Darstellung die Weise der alten Meistersänger geistreich in sich aufnahm und reproducirte. Als Probe dieser Holzschnittmanier ist eine Epistel sehr interessant, womit Goethe die Sendung seines Berlichingen an Gotter begleitete. Was die Antwort betrifft, so mag auch bei ihr Manches von Goethe herrühren. Für die Echtheit bürgt schon der Ton, übrigens ist sie durch die Verwandten eines Jugendfreundes von Goethe constatirt. Einige Derbheiten waren unmöglich wegzulassen; wir wollen also, nach dem Muster des Fürsten Pückler, hiermit eine Warnungstafel für Damen aufgestellt haben. T. E.

I. Goethe an Gotter.

Schicke Dir hier den alten Götzen,
Magst ihn nun zu Deinen Heiligen setzen,
Oder magst ihn in die Zahl
Der Ungeblätterten stellen zumal.
Hab's geschrieben in guter Zeit,
Tag's, Abends und Nachtsherrlichkeit;
Und find' nicht halb die Freude mehr,
Da nun gedruckt ist ein ganzes Heer.
Find', daß es wie mit den Kindern ist,
Bei denen doch immer die schönste Frist
Bleibt, wenn man in der schönen Nacht
Sie hat der lieben Frau — —.
Mögt Euch nun auch ergötzen dran,
So habt Ihr doppelt wohlgethan.
Läß'st, wie ich höre, auch allda
Agiren, tragiren Komödia
Vor Städt und Land, vor Hof und Herrn;
Die säh'n das Trauerstück wohl gern.
So such' Dir denn in Deinem Haus
Einen rechten tüchtigen Bengel aus,
Dem gib die Roll' von meinem Götz
In Panzer, Blechhaub' und Geschwätz.
Dann nimm den Weisling vor Dich hin,
Mit breitem Kragen, stolzem Kinn,
Mit Spada wohl nach Spanier Art,
Mit Weitnaslöchern, Stutzleinbart,
Und sei ein Falscher an den Frauen,
Laß sich zuletzt vergiftet schauen.
Und bring, da hast Du meinen Dank,
Mich vor die Weiblein ohn' Gestank.
Mußt all' die garstigen Wörter lindern,
Aus Sch—kerl Schurk', aus — mach' Hintern;
Und gleich' das Alles so fortan,
Wie Du schon ehmals wohl gethan.

II. Gotter an Goethe.

Ich schon bis an den neunten Tag
Am Röthlein krank darnieder lag,
Wobei von Weiblein jung und zart,
Wie Weislingen gewartet ward, —
Als mir Dein Götz zu Händen kam;
Den alsobald ein Mägdlein nahm,

Und mir's, weil selbst nicht lesen sollt',
Mit süßer Stimm' vorlesen wollt'.
Als aber kaum das Werk begann,
Sie wider einen Sch—kerl rann;
Und wurde flugs wie Scharlach roth,
Drob ich mich lachen thät halb todt.
Sie ließ sich drum nicht schrecken ab,
Marien ein gutes Zeugniß gab,
Auch Götzens Hausfrau liebgewann,
Die ihrem rauhen Panzermann
Stets unbedingt Gehorsam weist,
Was man an Luther's Käth' nicht preist.
Die Adelheid nicht konnt' aussteh'n;
Doch Georgen gern hätt' leben seh'n;
Auch Weislingen ein besser End'
Aus Christenliebe hätt' gegönnt.
Den Götzen nicht genug verstand,
Ihn etwas Donquixotisch fand;
Dafür soll sie verurtheilt sein,
Des Herrn Jacobi's Liedelein
Und Kebler's frommes Judenkind
Stracks herzubeten für ihre Sünd'.

Ob aber nun gleich gesonnen wär',
Den Götz zu spielen zu deiner Ehr',
Auch einen Bub, der rüstig ist,
Von Schweizerblut, für Götzen wüßt',
So thut mir's doch im Kopf 'rumgeh'n,
Wie ich die Thäler und die Höh'n,
Die Wälder, Wiesen und Moräst,
Die Warten und die Schlösser fest,
Und Bambergs Bischoffs Zimmer fein,
Und des Thurmwärters Gärtlein klein —
Soll nehmen her und so staffiren,
Daß Hokus Pokus all' changiren.
Auch möchte wohl wem grau'n, daß nicht
Der Reiter seine Noth verricht',
Und Götz, dem Feind zur Schur und Graus,
Streck' seinen — zum Fenster 'naus.

Das Weibsvolk hier ganz störrisch ist,
Weil's Tag und Nacht französisch liest;
Das Mannsvolk, in Paris gewest,
Nur das Theatrum hält für's Best',
Wo Alles züchtiglich geschicht
Und Alles in Sentenzen spricht.
Drum laß Dir nur die Lust vergeh'n,
Bei ihnen in der Gnad' zu steh'n.
Nimm denn mit meinem Dank vorlieb.
Was Dich den Götz zu schreiben trieb,
Das zwickt' auch mich so lange, bis
Ich mich vom Bösen blenden ließ.
Da hast Du die Epistel mein;
Soll's was für Deine Mädel sein,
So freute doppelt mich der Spaß.
Ich liebe Dich ohn' Unterlaß.

Du nächstens im Merkurius
Wirst finden was von meiner Mus',
Und freut mich recht von Herzensgrund,
Wenn Dir der Dreck gefallen kunnt.
Schick' mir dafür den Doctor Faust,
Sobald Dein Kopf ihn ausgebraust.

Gränzwanderungen von E. Willkomm.

(Fortsetzung.)

Therese hatte kaum ausgesprochen, als Pferde stampften und ein Wagen vor der Thür hielt. Der Sturm legte sich bereits, die Wolken zerrissen und hingen in dunklen Flocken an den Bergen.

„Sie kommen!“ rief Therese freudig aus. Der Wirth hatte das Fenster geöffnet und hinausgesehen. „Ein Wagen ist da,“ sagte er, den Kopf zurückziehend, „aber die Pferde sind halb zu Tode gehetzt. Die Luft muß nicht mehr rein sein.“

Die Angekommenen traten ein, erhitzt vom Marsche, fast athemlos. „Wie sieht's aus?“ fragte der Wirth. Therese stand heftig zitternd neben mir und stützte ihren schwankenden, elastischen Körper auf meine Schultern.

„Die verdammten Bestien sind heruntergekommen von den Brandbergen mit dem Donnerwetter und haben die Fährte gefunden,“ entgegnete Einer der Pascher. „Wir sahen die weißgrauen Röcke wie fahle Gespenster durch die Waldung wohl ein paar hundert stark heranschleichen und sind nur mit Mühe entwischt, ohne angehalten zu werden. Wie es den Andern ergehen wird, weiß Gott! Der Niclas ist bei ihnen, ich denke, der soll die Hunde noch irre führen.“

Ein Schuß hallte wieder im Walde. „Horch!“ rief Therese, „war das nicht geschossen?“ Ein zweiter fiel in größerer Nähe, dem bald das Knattern einer ganzen Salve folgte.

„Bei meiner armen Seele,“ sagte der Pascher, „der Teufel hat sie doch noch heruntergejagt! Warum konnte das dumme Irrlicht, der verdrehte Husar, nicht noch eine Stunde länger herumreiten? Das Gespenst würde sich die Lungensucht nicht geholt haben. Habe mir's mein eigenes Geld kosten lassen und ihm letzthin vom besten Portorico gegeben. Undank aber ist der Welt Lohn.“

Die übrigen Pascher hatten unterdeß in aller Eile die Pferde in Sicherheit gebracht und die Waarenballen in die Kartoffelgruben und andere Schlupfwinkel versteckt. — „Geht, geht, guten Leute,“ sagte der Wirth, „und fallt den Schurken in den Rücken. Ihr seid ja stark heut Nacht, und pocht Ihr ihnen nur die Felle recht tüchtig aus, so habt Ihr wieder Ruhe auf ein Jahr.“ —

In wenig Minuten waren sämmtliche Pascher verschwunden, das Gewehrfeuer dauerte fort, zog sich aber mehr nach den Waldungen zur Linken hin. Ich vermißte Therese, vergebens suchte ich sie im ganzen Hause. Ich ging ins Freie, wo mein Reisegefährte neben dem Wirthe dem fernen Kampfe lauschte. Auch hier war das Mädchen nirgends zu erblicken. Ich fragte den Schenkwirth nach ihr, er wußte keinen Bescheid zu geben. Rings um das Haus laufend und nach den Nachbarhäusern ausschauend, vernahm ich einen lauten Schrei hoch aus der Luft. Therese stand auf der Felsenplatte, doch nicht mehr als Mädchen, sondern in der Tracht eines Viehhändlers. Nur ihre langen dunklen Flechten verriethen sie mir. Ich rief hinauf und bat sie herunterzukommen, doch das liebende Mädchen hatte jetzt nur noch Sinn für die Gefahr, in der sich der Geliebte befand. Sie winkte mir Gruß und Kuß von dem Felsen herab, und verschwand darauf an der andern Seite im Gebüsch. Von bösen Ahnungen vorwärts getrieben, brach ich durch den Wald, um sie aufzuhalten, verstrickte mich aber dermaßen im Gestrüpp, daß ich sehr bald von meiner Verfolgung abstehen mußte. Der kühne Heldengeist der böhmischen Jungfrauen war über das Mädchen gekommen, und trieb es fort dem Lärme des Kampfes entgegen, um den Schimmer einer Freiheit zu retten, die in früheren Jahrhunderten wie ein prachtvolles Meteor geleuchtet hatte auf den böhmischen Bergen und ihren tausend Burgen und Schlössern.

Bald nahm das Schießen ab und verlor sich nach einiger Zeit gänzlich. Kein Pascher, kein Gränzjäger erschien. Ich hoffte, Therese als Siegesbotin zu erblicken, aber auch sie blieb aus, wie jede Nachricht. Es verging eine bange, düstere Viertelstunde. Die Natur war wieder ruhig geworden. Der Friede der heiligen Nacht ging mit feuchtem segnendem Fuß durch das schweigende Thal. Endlich hörte man das Schnauben wild gejagter Rosse von einer ganz entgegengesetzten Seite her. Zwanzig schwer beladene Wagen rollten aus dem Walde, umgeben von einer Schaar blutbespritzter Pascher. Ich drängte mich unter die Vordersten, um über den Ausgang des Kampfes Gewißheit zu erlangen. Bereitwillig erzählte man mit kurzen Worten, daß die Gränzjäger vollständig und mit starkem Verluste in die Flucht geschlagen, die Waaren gerettet und der Plan des kühnen Niclas, trotz des unvorhergesehenen Ueberfalles, durchaus gelungen sei.

Mein Herz hob sich leichter, ich hoffte wieder und zitterte vor Ungeduld, das holde Mädchen zu sehen und ihr Glück zu wünschen. In kurzen Zwischenräumen sammelten sich die zerstreuten Truppen der Pascher. Manche heftig blutend, Einige sehr gefährlich verwundet. Von ihnen erfuhr ich, daß mehrere Todte auf dem Platze lägen, mit deren Fortschaffen Niclas noch beschäftigt sei.

„Der Niclas hat von Glück zu sagen," sprach der Alte aus dem gräfensteiner Gasthofe. „Die Jäger haben ihn gehetzt wie einen wilden Eber. Ein paar Mal waren sie ihm dicht an den Fersen, aber der Teufel schlug sie mit Blindheit. Er stellte ihnen einen Schatten in den Weg, den sie mit Schüssen und Flüchen verfolgten weit in den Wald hinein. So entging der Niclas der Gefahr und kann nun sein lieb's Mädel glücklich machen, die hübsche Rese." —

Die Schenke füllte sich mit Verwundeten, die Mädchen übten mit geschickten Händen die Kunst des Verbindens, und waren guten Muths. „Wo nur Therese bleibt?" sagte der Wirth, der erst jetzt wieder Theil nahm an dem Gegenwärtigen.

„Sie wird dem Niclas entgegengegangen sein," versetzte der alte Pascher. „Ich kann's dem lieben Kinde nicht verdenken. Es hat lange genug warten müssen in Angst und Sorgen. Gott vergeb's den mächtigen Herren, daß sie mit ihren Gesetzen so viel Jammer und Elend herabstürzen auf die Armen des Landes!" (D. B. f.)

Französische Romane.

Tibull und Virgil. Zwei Gemälde von Jules de St. Felix. Leipzig und Dresden bei Arnold. (Das erste Heft der von Th. Hell herausgegebenen Exoteren.)

Auf einem kleinen Raume zeigen sich hier zwei Gemälde des römischen Lebens, werth der innigsten Beschauung und vollsten Aufmerksamkeit. Tibull hat sich durch tolle Verschwendung ruinirt, gibt seinen Freunden und sich selbst das letzte Fest und nimmt alsdann für ewig Abschied von den Freuden der Weltstadt. In der Veranstaltung und Ausführung dieses Festes nun spiegelt sich das ganze römische Patrizierleben mit all' seinen Reizen und Abscheulichkeiten; jenes Leben, in welchem die entnervten, entarteten Römer das schmälige Bewußtsein ihrer Gesunkenheit und Sklaverei zu beschwichtigen suchten; bei welchem sie in Wollust, Ueppigkeit und Schwelgerei ihr bürgerliches Nichts zu vergessen suchten. Und in Tibull's Gästen stellen sich alsdann diese Römer selbst dar; ein Senator, kriechend, feig und frech wie — nun man findet ja wohl Beispiele; elende Jünglinge, deren höchstes Ziel es ist, die Aufmerksamkeit der Machthaber auf sich zu ziehen, um irgend auf Kosten ihrer Mitbürger eine Sinecure zu erlangen; römische Zieraffen mit demselben tollen Adelstolze, den wir heute noch mitleidig belächeln, und junge Tollköpfe, die mitten in dieser Schmach von Freiheit träumen. Nur einzeln blickt ein freundlicher Blick des verschollenen Römersinnes durch dieses schmälige Treiben; aber die Allmacht des Cäsarischen Despotismus mengt sich desto greller und deutlicher in das harmlose Fest, in den stillen Familienkreis. Alle Personen sind fest und schön gezeichnet, die

beiden griechischen Tänzerinnen mit glühenden, poetischen Farben gemalt; sie sind die begehrenswerthesten aller Tänzerinnen und bleiben reizend selbst in dem erdrückenden Gedanken, daß die herrliche Hellas hier als Repräsentantin römischer Sittenlosigkeit figuriren muß. Die genauste Kenntniß römischer Sitten und Gebräuche beurkundet sich in dem Gemälde, und nur die moderne Sprache tritt störend in das sonst ganz gelungene Bild des Alterthums. — Virgil ist ein zartes schönes Seelengemälde, welches in den feinsten Zügen das tiefverborgenste und herrlichste Geheimniß des edelsten Weiberherzens darstellt. Silvia ist das gelungenste Bild einer edlen, stolzen, liebeglühenden Römerin. Mit dem anmuthigsten Farbenwechsel und scharfer Nüancirung hat St. Felix die wogenden Empfindungen dieser wahrhaft großen Seele ausgemalt. Auch der Cäsar Augustus ist ein heroisches, männlich-schönes Charakterbild. Man muß bekennen, daß es nicht leicht möglich ist, in dem kleinen Raume Seelenbilder aufzustellen, die an Schönheit und Gediegenheit in Inhalt und Form den besprochenen gleichen. R. B.

Corisande von Mauleon, oder: Bearn im 15. Jahrhundert. Aus dem Franz. von F. Riedel. 2 Bde. Potsdam, bei Ferd. Riegel.

Der Ausgang des glänzenden und mächtigen Hauses De Foix, in dem tragischen Ende des Grafen Franz Phöbus, ist der Gegenstand dieses Romans. Trotz einer enthusiastischen Liebe für Bearn und seine Bewohner, in welchen der Verf. den Typus aller menschlichen Vollkommenheiten sieht, ist ihm die Zeichnung der Sitten und Zustände von Bearn im funfzehnten Jahrhundert doch minder gelungen als der Mrs. Bray, welche dieselben in ihrem Romane „De Foix“ behandelt hat. Das Verdienst einer leichten Unterhaltung ist Alles, was man dem Verf. dieser Erzählung zuerkennen kann, und auch dieses wird verkümmert durch die Langweiligkeit, welche ein großer Theil des ersten Bandes verursacht. Für die Charakteristik ist wenig geschehen und außer dem Grafen Franz Phöbus, welchen der Verf. — den historischen Angaben entgegen — mit allen vortrefflichen Eigenschaften begabt hat, dürfte kaum irgend eine Person Interesse erwecken und verdienen; selbst die Titelheldin ist als Charakterbild unbedeutend und ihre weibliche Größe hängt nur um sie, wie ein Mantel. Der Stoff ist zu wenig geordnet, hingeworfen ohne geistigen Zusammenhang, das Begebenheitliche steht skizzenhaft nebeneinander und schließt sich immer zum Ganzen. In der Darstellung zeigt sich ein sonderbarer Gegensatz: der Verf. meidet den frivolen Ton der modernen französischen Literatur und gibt dafür eine kraftlos zerfließende Weichheit und veraltete Sentimentalität, nimmt aber dennoch alle Reizmittel des Tages, Maitressenwirthschaft, Unzucht, Mord und sonstige Greuel in seine Erzählung auf. R. B.

Spiegelbilder von Fanny Tarnow. Erster Band. Leipzig, Kollmann 1837.

Von diesen Spiegelbildern sind nur einige der französischen Literatur entlehnt. Fanny Tarnow liebt es, Eigenes und Fremdes neben einander zu stellen; das Eigene hat aber nicht selten im Fremden ein Motiv oder die gelegentliche Anregung, und was sie als Fremdes gibt, assimilirt sie ihrem eigenen Herzensblut, so daß Erwerben und Selberschaffen bei ihr gar nicht mehr zu trennen ist. Wir finden in den Spiegelbildern „den unbekannten Gott“, die merkwürdige Production der Düdevant, „la Grenadière“ nach Balzac, „Erinnerungen an Paris“ von Drouineau. „Lord Chatterton“ ist eine geschichtswidrige Phantasie über den unglücklich geendeten Dichter, den die deutsche Dichterin wieder ins Leben ruft und ein Dasein weiterführen läßt, das schon erledigt war. Es mag dahingestellt sein, ob es erlaubt ist, die Phantasie auf gut Glück so zu strapaziren, um eine Geschichte aus unsern Tagen auf den Kopf zu stellen. „Eine Ehestandsgeschichte“ und „die Hexe von Lasertof“ kennen unsere Leserinnen bereits, weil wir sie selbst in diesen Blättern brachten; beides erscheint hier wieder abgedruckt. Das letzte Spiegelbild: „Selbsttäuschung“, eine dramatische Erzählung, ist wirklich ein Spiegelbild, und zwar aus dem höhern Gesellschaftsleben, wo die Täuschung der Herzen nur selten in einen so glücklichen Herzenstausch umschlägt, wie es die Verfasserin hier schildert.

Erinnerungen aus dem Leben einer Kreolin. Von der Gräfin Merlin. Uebersetzt von Kruse. 4 Bdchn. Leipzig, Kollmann. 1837.

Diese Kreolin ist die Gräfin Merlin selbst, die Gattin des Generals Merlin-Thionville, eine der schönsten Frauen der pariser Salonwelt. An einem schönen Weibe ist alles reizend, selbst wenn sie nicht viel erlebte; ihr Verhalten ist schon interessant, und es geht mir dann wie den Türken, sie schwören auf die Macht der passiven Schönheit. Viel Wichtiges steht freilich nicht in den vier Bändchen, die passive Schönheit schreibt etwas breit. Auch begreife ich nicht, warum eine schöne Frau sentimental ist. Ich habe das Buch nicht ganz auslesen können, weil ich immer an das dunkelfarbige Antlitz der Verfasserin denken mußte; es störte mich, wenn ich dachte, daß ein schönes Weib auch ein unglückliches sein könnte, d. h. ein solches, dem ein überströmender Schmerz die Feder in die Hand zwingt.

N o t i z e n.

[Eisenbahnen in Frankreich.]

Von Paris nach Versailles werden zwei Eisenbahnen gebaut, auf dem rechten und dem linken Ufer der Seine. Die Bahn von Paris nach Brüssel ist concessionirt. Man wird in Zukunft diese Tour für 8 Francs machen können. Briefe und Depeschen sollen frei gehen. — Vor kurzem stand in den englischen Zeitungen, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerica die Expedition der Briefe in allen ihren Gebieten frei geben würden. Der blühende Zustand der Finanzen macht dies möglich.

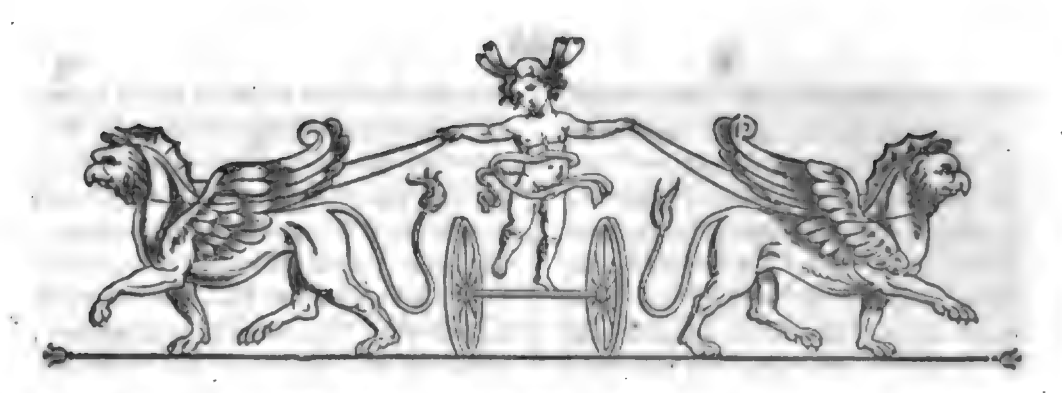
[Dr. Christiani.]

Christiani heißt der Mann, auf dessen Antrag neulich die hannöversche Abgeordnetenkammer den Beschluß faßte, die Regierung um Vorlegung eines Gesetzes für Preßfreiheit zu bitten. Inzwischen ist die erste Kammer diesem Beschlusse nicht beigetreten, und nach der hannöverschen Verfassung können einseitige Adressen nicht an die Regierung gebracht werden.

[Goethe in Rußland.]

Unter diesem Titel und mit einleitenden Worten theilt H. König im frankfurter Telegraphen einen Brief Goethe's an einen in Moskau lebenden deutschen Dichter mit, der ihm über eine russische Uebersetzung der Helena berichtete. Ein junger russischer Dichter, Namens Schewirew, hatte gleich beim Erscheinen der Helena ein Fragment dieses Intermezzos metrisch übertragen und in einer Recension den Inhalt und den Hauptgedanken jenes Gedichts entwickelt. Beides erschien in dem Moskauischen Boten von 1827. Goethe's entgegnender Brief datirt vom 1. Mai 1828.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 98. — den 23. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Abbé Lamennais.

Von Dr. Robert Lippert.

Du fond de l'abîme j'ai crié vers vous Seigneur!

1.

Félicité Robert de la Mennais ward zu St. Malo in der Bretagne im Juni 1782 geboren. Seine Ahnherren waren reiche Rheder und Handelsherren. Ludwig XVI. erhob die Lamennais in den Adelstand, weil sie bei großer Theurung und Hungersnoth ihre Magazine freigebig dem Volke erschlossen. Der kleine Féli, wie man ihn der Abkürzung wegen nannte (ein Name, der ihm noch heut zu Tage bei seinen Schülern geblieben ist), war der Schreck seiner Jugendgenossen und die Plage seiner Lehrer, die sich einst genöthigt sahen, den unruhigen Buben durch die Last eines Bratspießes, der ihm an den Gürtel gehängt ward, an seine Bank zu fesseln. Kaum hatte der lebhafte Knabe mit demselben Feuer, das ihn beim Kinderspiel seinen kleinen Freunden so furchtbar gemacht, das Studium der alten Sprachen ergriffen, als ihn die Revolution seiner Lehrer beraubte. Ein an Jahren und Bildung vorgerückter Bruder, dessen Aufsicht Féli anvertraut ward, tauschte bald die Rolle mit ihm, und man rief den Onkel zu Hülfe, der ihn mit auf sein Landgut nahm. Was weder Bitten noch Strafe vermocht, die Unruhe des Knaben zu zügeln, es gelang dem magnetischen Zauber, den des Onkels reiche Bibliothek auf seinen Geist ausübte. Oft mußte man ihn mit Gewalt zu Bett treiben, und noch öfter fand der erste Morgenstrahl den ungestümen Leser auf dem papiernen Ruhekissen eingeschlummert. Romane, Theaterstücke, Reisen, geschichtliche, philosophische und naturwissenschaftliche Werke wurden mit wahrer Hast verschlungen; vor Allem aber fesselte sein Interesse die Lectüre Jean Jacques Rousseau's. Wunderbar ist es, daß sich schon damals in dem lebhaften Kinde und nach so widerstrebender Beschäftigung ein Hang zu religiöser Schwärmerei gezeigt. Der Knabe schlich sich oft insgeheim, und wenn er sich unbeobachtet glaubte, in die Capellen der Umgegend, seine Knie vor dem heiligen Sacrament zu beugen. Als er jedoch später einem Landgeistlichen übergeben ward, der ihn zum Genuß des Abendmahls vorbereiten sollte, ward der Geist des Widerspruchs bei jener strenggläubigen Auseinandersetzung der Lehren des Christenthums in ihm rege, hierzu kam noch ein gewisses Selbstgefühl und jene Fülle von Argumenten, die Féli's frischem Gedächtniß aus seiner philosophischen Lektüre geblieben war. Der leidenschaftliche Jüngling gerieth aus diesem Chaos tumultuarischer Zweifel in jenen Zustand rationeller Ueberzeugung, der ohne den begeisterten Glauben nur selten ins Leben übergeht. Das geistige Leben des Jünglings muß in dieser Zeit durch irgend einen entscheidenden Schicksalsturm gewaltsam erschüttert worden sein, denn sein schiffbrüchiges Herz ankerte sich damals fest in dem Felsengrunde des Glaubensmeeres, das er seitdem nicht wieder verlassen, wiewohl

vielfach gepeitscht von stürmischen Wogen. Jene Periode seines Lebens ist aber selbst für die nächsten Verwandten Lamennais' noch heut zu Tage mit dem dichtesten Nebelschleier umhüllt; gewiß ist, daß jeder niedrige Verdacht seiner veränderten Geistesrichtung zur grundlosen Verläumdung wird. Für diejenigen, die aus dem kleinsten Lebensdetail eines bedeutenden Mannes die Beweisführung seines vollständigen Charakters construiren wollen, sei gesagt, daß Lamennais, als er sich noch im Weltgeräusch umhertummelte, wie Dante mit Leidenschaft focht, wie Byron das Schwimmen liebte, wie Alfieri gern zu Pferde saß, alles im Uebermaß und fast bis zur Erschöpfung. Vielleicht findet der Psycholog hierin die Symbole des künftigen großen Polemikers; wir haben darin nicht mehr gefunden, als einen neuen Beweis für die Gährung, die damals in seinem Innern vorging, und die er durch Verwendung der Körperkräfte, als geistige Hülfstruppen, gewaltsam zu beschwichtigen hoffte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gränzwanderungen von E. Willkomm.

(Beschluß.)

Es verging noch eine geraume Zeit, ehe Niclas mit dem Reste der Pascher ankam und den Opfern des Kampfes. Er war erhitzt vom Marsche und blutete stark aus zwei Wunden im linken Arm. Herzlich schüttelte er meine Hand, indem ein melancholisches Lächeln über die gebräunten Züge wie eine Trauerflagge wehte. „Wo ist meine Therese?" fragte er den Wirth. „Sie soll mich verbinden; jetzt erst nenn' ich sie mein; denn ich bin ein freier Mann und nicht ferner mehr unterthan dem Wechselbalge irgend eines Gesetzes."

„Wir alle denken, sie ist Dir entgegengelaufen?" sagte der alte Pascher, als der Wirth verstummte. „Hier hat sie noch kein Mensch gesehen."

Todtenblässe überzog das durchwetterte Gesicht des jungen Mannes. „Sie wird doch nicht toll gewesen sein?" rief er aus, drückte den Hut wieder ins Gesicht und wollte von neuem hinaus in den Wald.

„Bleib, Niclas," fiel ich ein und hielt ihn mit einem bittenden Blicke zurück. „Die Jäger streifen sicher noch durch die Wälder, wenn sie Dich treffen, bist Du ein Mann des Todes."

„Das ist wahr, aber Therese, um der heiligen Jungfrau willen, schafft mir Therese!"

„Sie wird schon wieder kommen," sagte ich, meine Gedanken aber legten sich schwer auf die stammelnde Zunge. Die Angst unseliger Erwartung schloß zitternd meine Lippe.

„Was soll das heißen?" schrie in heller Verzweiflung sich vor mir niederstürzend der liebende Jüngling.

Ich suchte ihn zu beruhigen und erzählte, wie ich Therese zuletzt gesehen und versucht habe, sie zurückzuhalten. Niclas, angegriffen vom Kampfe tobender Leidenschaft und heftigem Blutverlust, brach zusammen wie eine vom Sturm zerknickte Eiche. Er ließ sich geduldig verbinden und starrte gedankenlos in die wilden Gesichter der Umstehenden. Der Tag begann zu dämmern und noch immer vermißten wir Therese. Niclas vermochte nicht, seinen Entschluß auszuführen, er war zu ermattet. Knirschend tobte er in verhaltenem Schmerz gegen sich selbst. Ich setzte mich neben ihn und bot meine ganze Ueberredungskunst auf, um ihn zu trösten. Er mochte nichts hören.

„Es wäre himmelschreiende Sünde, wenn ich jetzt elend würde," rief der Arme. „Ich habe den Vater verbluten sehen unter den mitleidslosen Gewehren der verdammten Gränzjäger. Meine Mutter starb aus Gram über den Ruin ihres Glückes, über das Unrecht der höhnenden Welt. Rache habe ich gelobt zu nehmen am starren Gesetz für das Leben meiner armen Eltern, und ehrlich wollte ich sein und bleiben in meiner Rache. Nur das Gesetz wollte ich strafen für seinen Frevel an der gedrückten Unschuld, nicht den blöden Gesetzgeber, dem die Angst des Armen unbekannt ist, und der nicht zu ermessen vermag, wie der Einzelne seine Seele dem Teufel und dem Henker verschreiben muß zum Vortheil des Staates, der sich nicht kümmert um die Thränen in den niedrigen Hütten. Ich will ja nichts als ehrlich sein vor der Welt, und die Macht und das Recht, es Jedermann laut sagen zu können. Ist das Sünde, Fluch, Schandthat? Meine Gewalt ist aus, ich habe dem Gesetze den Zoll abgetrotzt, den ich erheben mußte für die Sühne zweier Elternleichen. Nun will ich ja gern still sein und arm bleiben. Nur mein Mädchen verlange ich vom Himmel, meine geliebte Braut, um den Schmerz eines zertrümmerten Jugendlebens zu vergessen an ihrem Busen, im Blick in ihr Auge, im seligkeiterschließenden Kusse von ihrem Munde!" —

Die Pascher verstummten vor der Qual des edlen Jünglings. Die Morgendämmerung bog sich mit sanftem Lichtschimmer in die wüste Schenkstube. Man hatte der Vorsorge wegen die Thür verschlossen und verriegelt. Ein schwaches Pochen ward jetzt hörbar. Der Wirth ging hinaus, um zu öffnen. Der Sicherheit wegen begleiteten ihn

ein paar der stämmigsten Pascher. Der Ausruf: „Therese! Gott im Himmel, Therese!“ brachte das ganz Haus in freudig-schüchterne Bewegung. Niclas sprang auf wie ein gereizter Löwe. Er flog der Thür zu, taumelte aber gegen die Wand, als der Wirth und die beiden Pascher ihm entgegentraten, den blutenden Körper des schönen Mädchens auf ihren Armen behutsam hereintragend.

Therese trug noch die Kleidung eines Viehhändlers, um die schlanke Hüfte lag die Geldkatze mit den rothen Lederschnallen wie eine züngelnde giftige Schlange. Von der Schulter hing die Peitsche, von Säbelhieben zerschnitten. Aus der rechten Brust rannen spärliche Blutstropfen. Das liebliche Oval ihres Gesichts lag in die dunklen Locken gedrückt, wie ein schönes Gemälde in einem verschleierten Rahmen. Tiefe Blässe überzog ihre von Natur bräunliche Gesichtsfarbe, das weiße Augenlid hob und senkte sich langsam, während ihr schwarzes Auge noch im Schmerz des Sterbens glühende Küsse der Liebe dem Erwählten ihres Herzens zuwarf. Um die vollen Lippen weinten die Engel des Todes. Sie hob ihre Hand und winkte dem jungen Pascher, der jetzt im ungeheuersten Schmerz an ihrer Seite niederstürzte und schluchzend vor Leidenschaft unablässig ihren Namen rief.

„Du bist für mich gestorben, Therese,“ rief er, „ich bin Dein Mörder!“

Das sterbende Mädchen lächelte, zu sprechen fehlte ihr die Kraft. Ein leises Kopfschütteln verneinte den Ausruf des Paschers. Mit der letzten aufflackernden Lebenskraft zog sie den Jüngling an sich und küßte die blutrothe Narbe auf seiner Stirn. Dann sank sie zurück, das feine Lid schmiegte sich tief und sanft an ihr brechendes Auge. Niclas schloß es für immer mit einem Kusse. Noch einmal hob sich ihr Busen und zeigte die goldene Schaumünze. Der Pascher zerbiß die Schnur mit den Zähnen und verbarg beides, Band und Münze, in seine Brust. Therese war verschieden. Ihre Verkleidung hatte die Gränzjäger auf eine falsche Spur gelockt. Gutwillig ließ sie sich ereilen, in der Hoffnung, man würde sie schonen und als ein Mädchen später entlassen. Sie hatte nicht berechnet, daß Söldner kein Mitleid und noch weniger Großmuth kennen. —

Mit Aufgang der Sonne verließ ich mit meinem Gefährten den Schauplatz einer so tragischen Begebenheit. Niclas, der mit dem letzten Seufzer seiner Geliebten den lauten Schmerz mit einer furchtbaren Ruhe vertauscht hatte, begleitete uns trotz seiner Wunden über die nächsten Berge. Er wollte, wie er behauptete, zum Grafen, doch ließ er sich nicht aus über den Zweck dieses Ganges. Mir gab dieses unglückliche Ereigniß viel zu denken über die Moralität von Staatseinrichtungen und die Noth der niedern Classen, deren Bedürfnisse meist so wenig berücksichtigt werden bei neuen, Besserung bezweckenden Entwürfen.

Zwei Tage später erfuhr ich, daß der Förster des Grafen erschossen worden sei von Wilddieben. — Mir lief es kalt durch alle Nerven — ich dachte an Niclas, an seinen Besuch. Zwar hörte ich ferner nichts mehr von ihm, aber ich fürchte, die an seinem Vater verübte Ungerechtigkeit des Försters trieb hier einen kräftigen Geist und ein edles Gemüth zu einer unseligen That. — Gottlob, daß ich kein Richter bin! Ich würde mich scheuen, ein strenges Urtheil zu fällen über jeden Verbrecher, weil ich besorgte, die Tugend zu erwürgen, wenn ich das Laster zu bestrafen Willens wäre.

Dies ist eine Scene aus dem Pascherleben, wie es mit mehr oder weniger Abwechselungen sich allerwärts bildet an den Gränzen, weil das Unmoralische mancher Gesetze Geschwüre erzeugen muß in einer gesunden Menschenclasse. —

Correspondenz.

Aus Göttingen, den 6. Mai.

[Ein Hinblick auf die Universität.]

Schon lange war es mein Wunsch, Ihnen auch einmal einen Correspondenzartikel von hier zuzusenden, aber weder das sociale noch das literarische Leben war von der Art, daß es leicht dazu Anlaß geboten, noch konnte das hiesige Wintertheater mich so enthusiasmiren, daß ich Fremden darüber etwas zu lesen zugemuthet hätte. Von den Professoren sind es die wenigsten, die mehr das Allgemeine der Menschheit und Wissenschaft im Auge haben und ihren Vorlesungen eher großartige Ansichten als gelehrte Notizen geben; unter vielen Studenten ist die Theilnahmlosigkeit an dem, was als neugestaltende, wenn auch noch keimende Ideen die Zeit bewegt, um so auffallender, als man gerade von der akademischen Jugend erwartet, daß sie das Salz der Erde sei. In den Kreis ihrer Berufsstudien gebannt, leben die meisten ruhig dahin, und die Zahl derer, welche noch die Reste des alten Burschenthums aufrecht zu erhalten suchen, wird von denen überwogen, die mitunter boatragend in den vornehmen Theegesellschaften die Angenehmen spielen. Es mag sein, daß die gerügte Apathie eine nothwendige Folge der übergroßen Aufregung und ungehörigen politischen Bestrebungen der letztverflossenen Jahre durch das Umschlagen ins Gegentheil ist, ich kann indeß nicht umhin, einen großen Theil der Schuld daran dem Umstande beizumessen, daß die neue philosophische Speculation hier keine bedeutende Vertreter hat, während sie an andern Orten mit frischer Triebkraft die starren Massen des Positiven erfreulich belebt. Herbart's, mit Spitzfindigkeiten ausstaffirter Kantianismus — denn über die Resultate des Kriticismus kommt er keinen Schritt hinaus — und sein wohlfließender, aber durchaus nicht geistbeflügelnder Vortrag ruft ebensowenig eine Revolution im Innern der Jugend hervor oder beschwichtigt etwaige Stürme, als die Theologen zum Selbstudium der absoluten Philosophie aufgemuntert werden, wenn Herr Consistorialrath Lücke auf seine schwache Polemik der Hegel'schen Trinitätslehre und eine noch schwächere eigne Construction derselben als Trumpf den Schreckensruf setzt:

videamus ne quid detrimenti capiat ecclesia! Ich bin weit entfernt zu verkennen, wie groß die Verdienste eines Mühlenbruch, Ewald, Jakob Grimm, Otfried Müller um die Wissenschaften sind und welch reiche Saat von Kenntnissen aus ihren Vorlesungen ersprießt, aber den Wunsch kann ich nicht unterdrücken, daß Gervinus nicht länger der einzige Professor sein möge, der, den trocknen Kram kleinlicher Gelehrsamkeit dem Buch und Selbststudium überlassend, den Sinn für das Allgemeinmenschliche und Große anzuregen strebt, so sehr ihm auch leider sein Vortrag einen augenblicklichen plötzlichen Effect unmöglich macht, und daß statt Ritters ein Mann wie Rosenkranz oder Erdmann wäre berufen worden, der mit Hegel'scher Dialektik ausgerüstet zum immanenten Denken zu führen weiß.

Vom herannahenden Jubiläum wird mancherlei gesprochen, aber ein eigentliches Festprogramm scheint noch nicht angefertigt zu sein, so daß der witzige Wirth zur Krone noch nicht weiß, ob er die Haarbeutel liefern wird zu den alterthümlichen Mänteln, in denen die Professoren einherschreiten sollen. Das neue Universitätsgebäude ist wegen Mangels an Raum zwar nicht großartig, bietet aber einen ganz angenehmen Anblick dar, der nur durch die zu kleine Thür und die Figuren im Fronton gestört wird, die bis jetzt mir nur ein plumper Auszug aus der Composition des Giebelfeldes am Leipziger Universitätsgebäude scheinen. Die beste Feier würde sein, wenn man allen todten, gelehrten Plunder sammt den lateinischen Dissertationen und Disputationen sachte bei Seite schöbe, und den 17. September 1837 als Epochetag in die Annalen der deutschen Geschichte schriebe für ein reges freies Streben, das mit jugendlichem Frohsinn in einem innigen Wechselverhältniß zwischen Lehrenden und Lernenden sich dem lebenvollen Baum der Erkenntniß und dem erkenntnißreichen Baum des Lebens naht mit ächtem deutschen Geiste Kraft zu gewinnen und zu ertheilen für ein menschheitbeglückendes Wirken. Mit dieser kühnen Hoffnung grüß' ich Sie, lieber Herr Doctor, zum Schlusse, „Ihren freundlichen nachsichtigen „Wünschen mich fügend wie die verschämte, sehnend widerstrebende Braut dem Kusse des Bräutigams," das heißt, wie der hiesige Herr Reck den Aufforderungen der Blätter für literarische Unterhaltung wegen Herausgabe seiner Aufsätze über Goethe.

Notizen.

[Mundt's Dioskuren.]

Der zweite Band der Dioskuren ist außerordentlich reich ausgestattet. Diese Dioskuren bewähren sich recht als literarische Zwillingsbrüder, indem sie die Speculation der strengen Wissenschaft mit den Interessen der Poesie und des Gesellschaftsverkehrs verbinden. Was die Cotta'sche Vierteljahrschrift werden soll, sind die Dioskuren bereits, und mit dem Unterschied, daß man bei jener, wo sich die Redaction hinter die Buchhändlerfirma versteckt, weder Princip noch Glaubensbekenntniß weiß. Zu den Dioskuren hat sich bereits ein Kreis Verwandter zusammengefunden, dem norddeutschen Geistesleben angehörig, die Wissenschaft gesellig gestaltend, und die Gesellschaft auf den Gehalt des Lebens in Ernst und Heiterkeit verweisend. Die Menge des im 2. Bande Dargereichten aus diesen freien Kreisen geistiger Regsamkeit sei hier den Lesern nur kurz vorgeführt, wir müßten jeder Production einen eignen Artikel widmen, käme es uns auf mehr als kritischen Hinweis an. Karl Rosenkranz, rastlos thätig, der Welt und der Gesammtheit des Publikums die Schätze der Wissenschaft zu erschließen, gibt eine meisterhaft geschriebene Abhandlung über die Bedeutsamkeit der Sammlung philosophischer Schriften, wodurch sich auch der Philosoph in der Geschichte der Cultur als Person feststellt. Seine Betrachtungen sind besonders auf Kant bezüglich, und auf dem Lehrstuhl des königsberger Weltweisen hat Rosenkranz ganz besondere Veranlassung, das Project einer Zusammenstellung der Kant'schen Schriften zur Ausführung zu bringen. Guhrauer, seit Jahren schon mit Leibnitz beschäftigt, betrachtet diesen deutschen Denker als Staatsmann und deutschen Schriftsteller. Herrmann Marggraff gibt ein Tableau der deutschen Schaubühne; geschichtlicher Takt zur Auffassung der Vergangenheit und Kenntniß der Bedürfnisse der Gegenwart vereinigen sich in diesem kritischen Talente mit einer nicht gewöhnlichen Umsicht und Compilation aller hierher bezüglichen Erscheinungen. Marggraff spricht auch über Bauernfeld, Raupach, Halm, die Verfasserin von Lüge und Wahrheit. Varnhagen v. Ense's „Besuch bei Jean Paul" ist eine schöne, feingeschnitzte Hautreliefarbeit zu dem Monumente, das mit seinen Denkwürdigkeiten dem Zeitgeiste errichtet wird. Theodor Mügge gibt eine spanische Novelle auf dem Terrain von London. E. Willkomm schildert Byron als Knaben und in seinem Verhältniß zu Mary in einer Novelle, mit welcher wahrscheinlich eine ganze Reihe von Bildern aus Byron's Leben eröffnet werden soll. Heinrich Laube gibt die Silhouette einer modernen Weiblichkeit aus den nächsten Kreisen unserer Gegenwart, recht hübsch, glatt und nett. Theodor Mundt portraitirt in „Desirées Lebensstufen" eine Weiblichkeit anderer Art, sehr gemüthlich, weich und warm, nur eben so unfertig im Abschluß wie Laube's Skizze, und ohne genügendes Motiv für die Ueberraschung der Katastrophe. Es sind zwei unglückliche Frauenbilder, die uns hier von zwei modernen Poeten gezeichnet werden; Laube gibt zum unfertigen Abschluß seines Gemäldes eine Disharmonie, aber er weiß darum; Mundt führt Harmonie in das gestörte Dasein, aber wir fühlen es ihm an, daß er es absichtlich that. — In der Novelle „der Flüchtling," eingesandt von Leopold Schefer, haben wir einen kleinen Roman in Briefform. Als Autorschaft dazu finden wir die Chiffren v. d. F. von W., von der Frau, oder von dem Fürsten von W., wir wissen darüber keine Auskunft zu geben; mag sich das Publikum mit dem Mysterium dieser neuen literarischen Firma aus der vornehmen Welt selbst beschäftigen. Leopold Schefer selbst gibt Sprüche in der Weise des Laienbreviers; M. Veit, Legenden nach dem Talmud; F. A. Märker, Krakowiaken; Apollonius v. Maltitz, derselbe, der eine Zeitlang in Südamerika war und jetzt bei der russischen Gesandtschaft in München attachirt ist, steuert einige Gedichte bei.

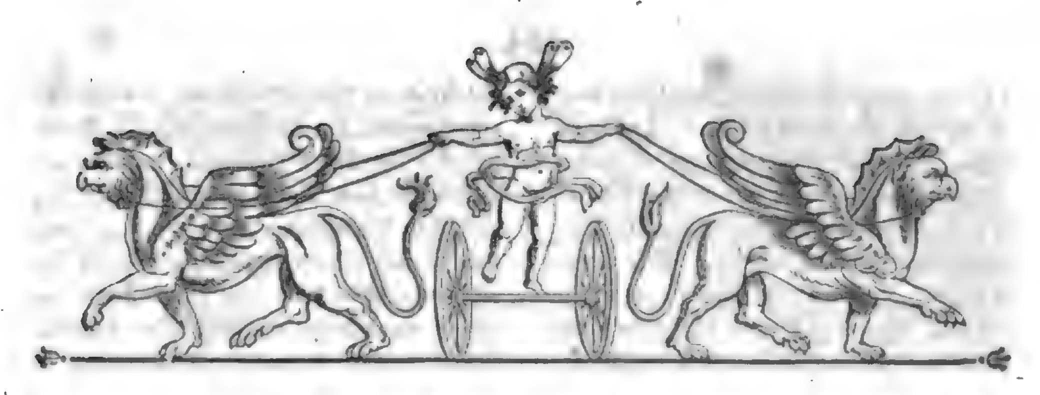
[Hannoversche Kunstblätter.]

Als Extrablätter zur „Posaune" sind 10 Nummern Hannoversche Kunstblätter, in Commission des literarischen Museums in Leipzig, erschienen, voll interessanter Aufsätze, Einfälle und Correspondenzen über die jetzt lebhaft in Rede stehenden Gemälde und Maler aller Schulen in Deutschland und Frankreich.

[Noch ein Goethe'scher Briefwechsel.]

Goethe's Lili ist keine Gräfin Bernstorff. Allein es finden sich eigenhändige Briefe von Goethe an eine Gräfin Auguste Bernstorff, geb. Stolberg aus den J. 1775, 76 u. f., gegenwärtig in den Händen des Hrn. A. v. Binzer in Cöln, der sie dem Drucke nächstens übergibt. Von der Gräfin Auguste fand sich auch in Goethe's Nachlaß ein Brief an den Dichter.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 99. — den 25. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Abbé Lamennais.

(Fortsetzung.)

Wir verlassen den Jüngling hier an der Schwelle des Glaubens, um den Mann wieder zu finden, mitten im Tempel sitzend und seine Lehre verbreitend. Zwei Perioden bezeichnen diesen Lebensabschnitt; beide sind jedoch durch eine Reihe von Jahren geschieden. Lamennais nahm die Tonsur im Jahre 1811 und empfing die Priesterweihe 1817. Wir sehen im Jahre 1807 eine Uebersetzung des „Geistigen Führers (Guide spirituel)," eines asketischen Büchleins des heil. Ludwig von Blois, erscheinen. Die Vorrede unsers Uebersetzers, wie Alles, was er später geschrieben, meisterhaft in stylistischer Vollendung, überströmt von dem Zauber einer poesiereichen Mystik. Ein Jahr später erschienen die „Betrachtungen über die Staatskirche (Réflexions sur l'état de l'Eglise)" im J. 1808. Napoleon schickte seine Ideologenjäger aus, und die Polizei belegte das Büchlein sofort mit Beschlag. Vielleicht fürchtete der Kaiser in Lamennais einen umgekehrten Luther, der der weltlichen Macht das geistige Scepter zu entwinden strebe, um es der kirchlichen Macht wieder einzuverleiben, und in der That war dies der erste Moment, wo der neue Apostel dem Jahrhundert den Fehdehandschuh hinwarf, woraus sich ein mit kurzen Intervallen unablässig von ihm geführter Kampf entsponnen hat. Schon damals enthüllte sich ihm als die gefährlichste Erscheinung des Jahrhunderts jener grauenhafte Indifferentismus, dem die Religion nicht einmal wichtig genug erscheint, um sie zu bekämpfen. „Heut zu Tage," sagt er, „betrachtet man die wichtigsten Wahrheiten, wie ein Stadtgeklatsch, das man kaum der Nachfrage würdigt." — Nach ihm ist der philosophische Materialismus der Quell jenes Uebels, und dessen Hauptarm die Philosophie Voltaire's, Condillac's, Locke's. Lamennais' Argumentation war damals noch nicht in dem Grade seiner Fesseln ledig, als sie es im Verlauf der Zeit ward.

Das lockige Haupt ist seines weltlichen Schmucks beraubt, und das Jahr 1811 findet den jungen Mann in der Bibliothek des geistlichen Seminars von St. Malo, dessen Gründer und Superior Lamennais' Bruder war, vergraben unter den Folianten der Kirchenväter. Pater Feli, der hier das Amt eines Lehrers der Mathematik versieht, ist in seinen Mußestunden mit Redaction eines Werkes: „Die Tradition der Kirche von der Einsetzung der Bischöfe", beschäftigt. Das gelehrte theologische Opus, welches während der Flitterwochen der Restauration im Jahre 1814 erschien, ward im Verein mit seinem Bruder zu Stande gebracht, und aus diesem Umstande nur sind einige leichte Widersprüche mit den in späterer Zeit vorgebrachten Ansichten zu erklären. Die Zeit, in der das letzte Werk erschien, nahm zuerst seine Thätigkeit für gewisse Lebensfragen der Freiheit in Anspruch. Er schrieb damals an einen Freund über eine der Erstlingslügen der Restauration folgende

Worte: „Ich habe so eben das despotische (napoléonienne) Gesetz über die Freiheit der Presse gelesen. Das übersteigt alle Begriffe. Bonaparte unterdrückte den Gedanken durch willkürliche Polizeimaßregeln, aber ein gewisses Schamgefühl hielt ihn jederzeit noch ab, die Anmaßung des Despotismus zum förmlichen Gesetz zu erheben. Was widerfährt mir gegenwärtig. Zuerst wird Girard (der Buchdrucker) genöthigt sein, Anzeige zu machen, daß er ein Buch über die Einsetzung der Bischöfe, von so und so viel Bogen im Betrag, drucken will. Ferner nach beendigtem Druck und vor Beginn des Verkaufs muß er dem Oberaufseher des Buchhandels ein Exemplar einhändigen. Nunmehr kann der Erste Beste eine Klage beim Tribunal gegen das Buch, als ein diffamatorisches Libell, anbringen, wo dann vorläufig und vor gefälltem Richterspruch die ganze Auflage mit Beschlag belegt wird. Ja, es ist sogar nicht ganz klar, ob, ungeachtet des Vorrechts unsers über 66 Bogen starken Werks, der Beschlag nicht schon unter dem Vorwande angeordnet werden kann, daß ich Fragen in Anregung bringe, welche der öffentlichen Ruhe gefährlich werden könnten! Noch schlimmer wäre es, wenn ich nur ein Büchlein von 480 Octavseiten schriebe, wo man sich noch schwieriger aus dem Handel ziehen würde! Glücklich, wer von seinen Renten lebt und kein anderes Bedürfniß fühlt, als zu schlafen und zu verdauen, oder wer alle Wahrheit in einer rheimser Pastete hinunterschluckt, die Niemand in seinem Beisein censuriren darf! Ich fürchte gewaltig, daß diese glückliche Umgestaltung der Dinge sich auf den Eintausch elender Despoten für einen kräftigen beschränke. Sollten meine Besorgnisse in Erfüllung gehen, so ist mein Entschluß gefaßt. Ich verlasse Frankreich und schüttele seinen Staub von meinen Füßen!“

1815 kam und mit ihm das hunderttägige Interregnum. Lamennais flüchtete nach England. Es war seine erste größere Reise. Entblößt von dem Nothdürftigsten, sah sich der Flüchtling jener doppelten Pein des Mangels in der Fremde preis gegeben, als ihm in der Person des Abbé Caron, eines politischen Leidensgefährten, ein hülfreicher Engel erschien. Durch Caron's Fürsprache ward er als Lehrer in einer Pension angestellt. Die Prüfungszeit ging vorüber. Lamennais war bereits zum Priester geweiht, als er plötzlich im Jahre 1817, nachdem die frühern Schriften seinen Namen beinahe unbekannt gelassen, durch seine Abhandlung „über den Indifferentismus (Essai sur l'indifférence)“ die Aufmerksamkeit des Jahrhunderts auf sich lenkte. Es herrschte damals in Frankreich ein fieberhafter Zustand in der Gesellschaft. Die tumultuarische Aufregung der Parteien konnte leicht über den Sitz des Uebels täuschen. Lamennais trat an das Krankenbett seiner Zeit und erblickte unter den entfesselten politischen Leidenschaften einen religiösen Indifferentismus beim Volke, bei der Macht, ja selbst bei jener geistlichen und royalistischen Kaste, die das Glaubenspanier nur aufsteckte, um dahinter niedere zeitliche Interessen zu bergen. Inmitten jenes allgemeinen Stumpfsinnes, jener vielgestaltigen Erschlaffung sah er die philosophische Partei des achtzehnten Jahrhunderts, nach ihm die Revolution im Kampfe mit dem Christenthum, wie sie das Volk der Gottheit durch ihre Irrlehre abspenstig mache. Die Geistlichkeit, aus deren Schooße er hervorging, begrüßte ihn einstimmig mit dem Jubelgeschrei der Hoffnung, daß ihr in dem Manne ein neuer Athlet und Rächer erstanden. Während ihr der metaphysische Bonald zu unfruchtbar, der profane Chateaubriand zu unaufmerksam und der mystische de Maistre zu unklar erschien, sah sie hier einen eifrigen Theologen, der wissenschaftliche Tiefe mit praktischem Blick verband, gewandt mit der Feder, noch gewandter als Dialektiker und obendrein Priester. Schon gab man ihm den Beinamen des neuen Bossuet; schon sah man in ihm die logische Klarheit des Port-Royal, der gallicanischen Kirche und Jean Jacques Rousseau's mit einem heiligen Missionseifer und dem strengen Katholicismus eines Duperron und Bellarmin gepaart, als der 1819 erscheinende zweite Theil des „Idifferentismus“ auch die geistliche Coterie aus ihrem süßen Wahne riß. Nach der hier aufgestellten Doctrin ist das Grundprincip der römischen Kirche, die Autorität in Glaubenssachen, zugleich die einzige Regel der Gewißheit; der Widerstand gegen die Lehre der Kirche und des Papstes eine strafbare Abtrünnigkeit, der sich unter andern die gallicanische Kirche schuldig gemacht. Der Staat aber müsse sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln hierin der Kirche unterordnen, um den Schismen einer veränderten Glaubensrichtung vorzubeugen, die am Ende zum Atheismus und zum gänzlichen moralischen Untergange der Gesellschaft führen werde. —

Die französische Geistlichkeit, eine schlechte Fortsetzung der untergegangenen Sorbonne und intriguante Höflingsclique, die damals gerade bei der Restauration antichambrirte, erschrak anfangs über die zugleich ultramontanistischen und revolutionnairen Principien des neuen Apostels, und ihre frühern Lobsprüche mäßigend, sagte sie sich aus schlauberechnetem Interesse gar bald gänzlich von ihm los. Nur

sehr Wenige würdigten ihn nach Verdienst und erkannten den Kern seiner Lehre, unter ihnen namentlich eine mit philosophischem Geiste begabte Jugend sowohl in Frankreich, als in andern katholischen Ländern, wo jene kleinlichen Rücksichten der gallicanischen Kirche nicht vorherrschend waren. Diese Wenigen fanden neben den zahlreichen Unvollkommenheiten seines Systems, die jedoch Lamennais heut zu Tage selbst eingestanden, neben so manchem herben Urtheile und unpraktischen Rathschlägen, wie dem der Unterordnung des Staates unter die Kirche, die absoluten Wahrheiten einer unabänderlichen und erhabenen Moral. Zwei spätere Schriften: „De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil“ (1826), so wie „les progrès de la révolution“ (1829), waren nur eine weitere Ausführung seines in den erwähnten Schriften, so wie in den Journalen le Conservateur und le Défenseur entworfenen Systems der katholischen und socialen Reorganisation, das er später im Avenir in einem klaren und vielleicht günstigern Lichte auseinandersetzte. Das Privatleben des verdienten Mannes ward in jener Zeit durch die unausgesetzten Intriguen seiner Widersacher auf mannichfache Weise getrübt. Zuerst war es im Jahre 1823, wo der damalige Director des öffentlichen Unterrichts (grand-maître de l'université), de Frayssinous, sich durch einen Artikel Lamennais' im Drapeau blanc, einem ultraroyalistischen Blatte, angegriffen fühlte und den Verfasser vor Gericht lud. In jenem Artikel finden wir unter andern folgende Stelle: „Es gibt in Frankreich Erziehungsanstalten, die unter unmittelbarer Aufsicht der Universität stehen, wo die Kinder gewissermaßen systematisch zum Atheismus und zum Haß des Christenthums erzogen werden. In einer dieser schauderhaften Höhlen des Lasters und der Irreligiosität gingen vor kurzem 30 Eleven gemeinschaftlich zum Tisch des Herrn, behielten aber die geweihte Hostie im Munde, um damit Briefe, die sie an ihre Eltern schrieben, zu siegeln.“ Und ferner: „Ein unheiliges, zuchtloses, aufrührerisches Geschlecht erwächst unter dem Einflusse der Universität.“ — Während man allenthalben auf den Ausgang des Processes und die Vertheidigung des kühnen Priesters begierig war, zog derselbe aus jener gesetzlichen Bestimmung, die nur den unterzeichneten Geranten eines Journals verantwortlich macht, den Vortheil, daß er die Verurtheilung auf den Herausgeber des Drapeau blanc, Pesson de la Maison Neuve, fallen ließ, wiewohl jener einwendete, daß der incriminirte Artikel vollständig von seinem Verfasser unterzeichnet sei. Es erfolgte eine Verurtheilung von 14 Tagen Gefängniß und einer Geldstrafe von 500 Francs. Wahrscheinlich vermied Lamennais den öffentlichen Skandal und Triumph seiner Feinde im Einverständniß mit dem Herausgeber des Drapeau blanc, was sein großartiger Charakter gewiß nicht zugegeben haben würde, wenn den Artikel eine schwerere Verurtheilung hätte treffen können. Dennoch wußte ihn die Rache seiner unedlen Gegner auf eine andere und vielleicht für ihn empfindlichere Weise zu treffen; sein geliebter Bruder, der Großvikar von St. Brieux, ward seines Amtes entsetzt. 1824 unternahm Lamennais seine erste Reise nach Rom, wo man dem Vertheidiger der Einheit der katholischen Kirche und päpstlichen Autorität den schmeichelhaftesten Empfang bereitete. Ja der Papst bot ihm selbst den Cardinalshut an, den Lamennais jedoch wie das ihm früher unter dem Ministerium de Cazes offerirte Bisthum freimüthig und bescheiden ablehnte. Vielleicht aus demselben Grunde, der ihn früher bewogen, die auf ihn gelenkte Wahl zum Deputirten zurückzuweisen.

(Der Beschluß folgt.)

Leipziger Chronik.

[Die Hugenotten.]

Meyerbeer's Hugenotten ziehen noch immer unser Publikum gewaltig an; die Pracht der Ausstattung und das Raffinement dieser musikalischen Mosaikarbeit müssen noch eine Weile von Wirkung sein. Unter den Musikbeflissenen war von Anfang an eine Parteiung, doch scheint es, als schwäche sich bereits der Enthusiasmus, als fingen auch die anfangs Begeisterten an, über das Urtheil von Rieß, der nach dem Don Juan nichts Aehnliches in der musikalischen Welt kennen will, die Stirn zu runzeln oder lächelnd den Kopf zu schütteln. Rieß war ohne Zweifel von der Persönlichkeit Meyerbeer's bestochen, als er, von Paris zurückgekehrt, jenen Ausspruch that, das Sextett in den Hugenotten: „Will meinem guten Recht vertrau'n“ — habe nur an dem Sextett im Don Juan Seinesgleichen. Wiefern das Hugenotten-Sextett der Arbeit nach jenem an die Seite gestellt werden kann, haben wissenschaftliche Kunstrichter, wie Hr. Fink und Hr. Schumann, zu beurtheilen; mich dünkt, in Bezug auf Charakteristik der sechs musikalischen Figuren hält es mit dem Mozart'schen gar keinen Vergleich aus, wie denn außer dem consequent gezeichneten Marcel, den der Luther'sche Choral ziemlich wohlfeil signalisirt, fast alle Charakteristik der Figuren in den Hugenotten fehlt. Inzwischen hat die neuere Opernmusik überhaupt so ziemlich die Charakteristik aufgegeben, sie glänzt mit lyrischen Rhythmen, mit Arien, deren Melodien jeder singen kann, sie wirkt mit Ensemblestücken, wo sich die Individualität in die Masse verliert; selbst schon Spontini's Musik ist Völkermusik, während Mozart's Musik die Poesie des Individuums austönt. Ist nun Meyerbeer in ganz andern Sachen stark als Mozart, — eine Parallelisirung beider ist ganz sinnlos —, so steht der Werth der Hugenotten vor dem Urtheil der Kunstkenner noch immer ungewiß. Warum schreibt Hr. Schumann nichts Ergründendes über Meyerbeer? Er hat das Zeuch dazu und ist es seinem Publikum schuldig. Von Hrn. Fink stand in der älteren musikalischen Zeitung ein Aufsatz, der sich sehr ins Allgemeine und Vage verzog. Gäbe dieser furcht-

same Kritiker mehr seine Einsichten als das System seiner Rücksichten dem Publikum zum Besten, so würde er die Schäden und Mängel der Meyerbeer'schen Kunst aufdecken, denn ein musikalischer Grammatiker ist Hr. Fink wohl jedenfalls. Was sich vom Standpunkt der musikalischen Grammatik hier sagen ließe, müßte Hr. Fink zu sagen wissen, allein die milde Betulsamkeit seiner Kritik, die meist auf Eiern einhergeht, fürchtete sich diesmal vor der Partei der Juden im Publikum und vor dem Verleger der Hugenotten; um nicht mit dem Verleger in Verlegenheit zu kommen, machte die Kritik der allgem. musik. Zeitung lieber selbst ein verlegenes Gesicht. In Berlin, Dresden und Wien wird die Oper schon des Stoffes wegen schwerlich zur Aufführung kommen und so sind wir denn wirklich verlegen um ein tüchtiges Urtheil über diese Musik. Das große Maul von Frankreich hat die Deutschen eingeschüchtert und sie trauen sich gar kein Urtheil zu. Wohl möglich auch, daß die Männer vom Fach sich zum Theil von Meyerbeer's kunstmäßiger Orchestration, von seinem bald feinen und regelrechten, bald in der That gewaltigen Tonbau bestechen lassen, um seine gelehrten, fast algebraischen Berechnungen schon für Eingebungen des Genies, für die höchsten Productionen des glücklichsten Talents auszugeben. Allein wie ein Verskünstler noch kein Dichter ist, — man kennt ja die Verskunst Platen's, — so kann Meyerbeer ein trefflicher Tonsetzer und gleichwohl um deswillen noch kein eigentliches Musikgenie sein. Ich bin nur ein Laie und habe hier nichts weiter als ein Stückchen gesunde Vernunft beizubringen, aber es will mich doch eben im Interesse der gesunden Vernunft sehr stark bedünken, daß Rossini und Auber weit bedeutendere Musiker seien als Meyerbeer, obschon ihre Tonsetzung gegen die seinige leicht, oberflächlich, wenn nicht gar liederlich erscheint. Sie haben Erfindung, wenn auch nur lyrische, sie haben Melodieen, und in Meyerbeer's Hugenotten, diesem ragout fin von allerlei Ingredienzien, ist keine einzige Originalmelodie, nicht acht Takte hinter einander hält seine Erfindungskraft aus, und das von bestochenen Leuten in Paris bis in den Himmel erhobene Genie des berliner Maestro hat es hier recht eigentlich auf das Plündern fremder Partituren angelegt. Im Robert war noch Erfindung, im Crociato war Richtung und Haltung, nämlich durchaus italienische; allein in den Hugenotten schwirren und wirren alle Schulen, alle Richtungen durch einander, die Erfindung ist blos raffinirte Benutzung des Vorhandenen, das Talent ist nur der combinirende, kalte Verstand, der vom Abhub fremder Tafeln auf staunenswerthe Weise ein scheinbar neues, höchst verführerisches und täuschendes Diner bereitet. Man entgegne nicht, daß Rossini Fremdes entlehnte; daß sich die Italiener nicht blos jeder sich selber, sondern auch freundschaftlichst untereinander redlich bestehlen. Rossini schrieb rasch, sein leichtbeflügelter Genius mußte für das augenblickliche Carnevalsbedürfniß schnell pulsiren und schaffen; so sprangen seine Rhythmen aus den schäumenden Wellen seiner Champagnerlaunen wie leichtsinnige Grazien, er wußte die Kinder seiner eignen Frau von den in anderer flüchtiger Umarmung erzeugten, nicht mehr zu unterscheiden. Meyerbeer aber schreibt höchst bedachtsam, er setzt mit Ueberlegung, er brütet und raffinirt. Dazu kommt, daß, wenn die Italiener von einander entlehnten, dies immer doch Verwandtes, auf gleichem Boden Erzeugtes war. Meyerbeer plündert aber alle Gebiete aller Schulen; uns Deutschen bleiben die französischen Arietten aus dem Repertoir von Feydeau verborgen, den Franzosen imponiren die Rhythmen, die deutschen Componisten angehören; Meyerbeer entlehnt ganz systematisch, mit Methode und Bewußtsein. Wie künstlich er zu benutzen weiß, wie sorgfältig und bei aller Keckheit der Instrumentation doch immer gediegen und regelrecht, dies mag zur Sprache kommen, wenn man sich erst eingestanden, daß er in den Hugenotten fast hamsterartig aus allen Ecken und Enden zusammenschleppte. Der berliner Maestro in Paris arbeitet für den Effect, der Rausch des Momentes ist dem pariser Publikum das Höchste, zu diesem Zwecke hält Meyerbeer alle Mittel für erlaubt, seine große Tonsetzung weiß Italienisches, Französisches und Deutsches zu einem coquetten Brillantfeuer auf das verschmitzteste zu combiniren. In Paris waren die kritischen Stimmen über die Hugenotten sämmtlich bestochen. Die musikalische Intelligenz des Meisters ist den Franzosen imposant, seine einschmeichelnde Persönlichkeit gewinnt schon an sich, die Rheinweine seines Kellers sprudeln, seine Goldminen springen, kurz, alles ist beisammen, um in Paris für sein Genie zu schwärmen. Eine einzige Stimme in der pariser Journalistik, das Feuilleton des Bon Sens, war eine unbestochene. (Der Artikel war mit C. F. unterzeichnet, vom 7. März 1836, man vermuthete damals Fetis als Verfasser.) Dieser Kritiker gab einen kleinen Hinweis auf Benutzungen, über die wir in Deutschland nicht Rede stehen können. „Die ersten drei Acte der Hugenotten — sagt er unter anderem — hat man eine komische Oper genannt. Ganz natürlich. Sie bestehen fast ganz aus dem Repertoire von Feydeau. Da ist ein Chor, der fast wörtlich aus Fiorella entlehnt ist; eine Arie aus den Visitandines von Devienne, der übrigens diese Arie schon selbst aus Mozart's Zauberflöte geborgt hat. Das Motiv der Cavatine Urban's, das ohnehin zu gezierte ist für einen Pagen, der weiter nichts thut als einen Brief überbringen, dessen Inhalt er nicht kennt, dies Motiv ist aus Caraffa's Duett: Quand je vois le solitaire. Das Einfallen des Orchesters nach den Worten: O reine des amours im Finale der Romanze (1. Act) ist eine aufgewärmte Idee aus der Cavatine von Robert dem Teufel. Im zweiten Act steigen die katholischen Ritter eine prächtige Treppe herab, um Margarethe von Valois zu begrüßen. Dies geschieht bei dem schönen allbekannten Marsch aus Moses. Im Finale des 3. Actes hat Meyerbeer sogar das berühmte Finale aus Don Juan: Viva la libertà! umarbeiten wollen! Welche Entheiligung, sich an Mozart vergreifen! Das Schwurterzett im 2. Act erinnerte mich an ein herrliches Pargo lingua, das im Süden sehr bekannt ist; und da, wo des Soldaten Marcel gravitätischer Gesang eintritt, ist der ganze Rhythmus aus dem Terzett der Gefangenen in Ferdinand Cortez wiederzufinden." Genug, der Kritiker hat dem pfiffigen Meister auf den Dienst gepaßt, und die Deutschen sind von dem gründlichen Franzosen beschämt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

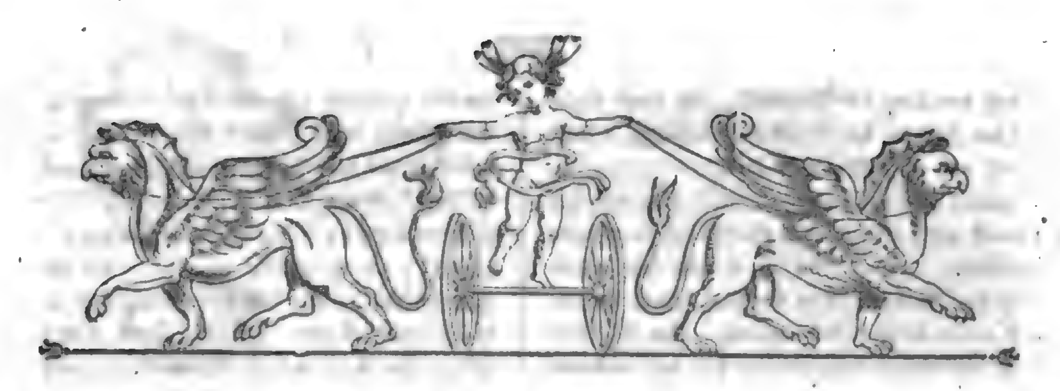
[Sonne und Mond in Paris.]

Die Pariser werden bald Sonne und Mond zur Nachtbeleuchtung haben. Vor kurzem waren alle Journale voll von dem Projecte, durch eine künstliche Sonne auf dem Thurm St. Jacques-la-Boucherie die ganze Stadt zu erleuchten. Jetzt will ein anderer Künstler den Versuch mit einem Monde auf einem der Thürme von Notredame machen. Er hat bereits die nöthige Autorisation dazu erhalten.

[Die Söhne Eduard's.]

Hildebrandt's Gemälde, die Söhne Eduard IV., für welches ein Engländer seinem Eigenthümer, dem Frhrn. Spiegel zu Halberstadt, 15,000 Thlr. vergeblich geboten hat, ist gegenwärtig in Braunschweig zur Schau ausgestellt.

Leipzig, gedruckt bei J. P. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 100. — den 26. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Klosterleben.

Eine Skizze.

Pater Ventura, der Generalprocurator der Theatiner zu St. Andrea della Valle, nahm mich gastlich in den friedlichen Räumen seines Klosters auf. Das Klosterleben, regelmäßig, still und abgeschlossen in sich selbst, wie es ist, hält gleichsam die Mitte zwischen diesem Erdendasein und einem künftigen Leben, das uns der Glaube zwar nur in unbestimmten Formen zeigt, wovon jedoch die meisten Menschen ein unwiderstehliches Vorgefühl in sich selbst tragen. Es ist eine Weihe für das Grab und seine Geheimnisse, von unnennbarem Zauber für ein beschauliches Gemüth. Dabei findet man aber im Kloster oft Leute von durchdringendem Scharfblicke, die die Welt desto besser kennen, je größer die Entfernung ist, aus der sie beobachten, und deren Blick weder durch Leidenschaft, noch durch niedere Interessen getrübt ist. Aus diesem Beweggrunde entwickeln sich auch bei ihnen die edelsten Gefühle für die Menschheit, jenes trostspendende Mitleid der Klosterbrüder. Der wahre Mönch gehört dem Volke, und kann nur demselben gehören, wäre es auch blos um seiner Armuth willen, die mindestens individuell ist. Die titelsüchtigen oder die Hofmönche dagegen sind Schmeichler und Bedienten der Großen, es gibt kein schmachvolleres Geschlecht auf der Welt.

Wenn ich nach den Ausflügen des Tages am Abend zurückkam, das bescheidene Mahl des Pater Ventura zu theilen, so verfloß die Zeit unvermerkt in einer Unterhaltung, über die sein reiches Herz, scharfer Verstand und vielseitige gründliche Kenntnisse unendlichen Reiz verbreiteten. Ich habe wenig Leute gekannt, die von gleicher Liebe für alles Gute beseelt waren. Leider sind solche Beispiele selten, doch hatte ich das Glück, in Rom einige zu finden. Nahe beim Palast Barberini, auf einem ziemlich beschränkten Platze, der mit Bäumen bepflanzt ist, liegt ein Capucinerkloster. Hier lebte in einer kleinen Zelle, deren ganze Ausschmückung in einem Strohsacke, einem Tische und zwei alten Stühlen besteht, deren enges Fenster mit einem Stück Canevas verklebt ist, der Cardinal Micara streng nach der Klosterregel des heil. Franciskus von Assisi. Wahre Frömmigkeit, eine Entsagung ohne abstoßende Rauhheit und eine lebendige und volksthümliche Beredsamkeit verschafften ihm eine Ehrfurcht beim Volke, die man nimmermehr seiner Würde gezollt hätte. Auch täuscht sich das Volk hierin selten, und der Capuciner, wie es den Mann in zarter Anerkennung seiner wahren Größe nennt, steht ihm unendlich höher als der Purpurträger (il porporato). Dabei kann ich nicht unterlassen, noch den gelehrten Pater Olivieri, Mitglied des Dominikaner-Ordens, zu erwähnen. Das ist auch noch ein Mann von wahrhaft antikem Charakter, von unbestechlicher Redlichkeit und bescheidenem Freimuth. Die öffentliche Meinung nennt ihn den ersten Theologen Roms, und er verfolgt mit unermüdlicher Aufmerksamkeit die Bewegungen des

Weltgeistes und den Lauf der Ereignisse, von deren täglichem Wechsel der Zustand der Gesellschaft abhängt, — ein gewaltiger Geist und ein bescheidenes Herz.

Die Theatiner haben bei Frascati, nicht weit von der Stadt, ein Haus inne, von wo man die römische Campagna ringsum überschaut. Gewöhnlich ist es nur von einem Religiosen, der den Gottesdienst in der stets offenen Capelle versieht, und einem Laienbruder bewohnt. Ein Gärtchen zieht sich längs dem steilen Felsenabhange hin und vermehrt noch den Reiz des klausnerischen Aufenthalts, in dem mir Pater Ventura gestattete, mich anzusiedeln. Die Ansichten der Umgegend sind unendlich mannichfaltig und noch verschönt durch die prächtigste Vegetation, den frischen Wohlgeruch der Luft und die klaren Bergbächlein. Dieser geheimnißvolle Zauber der Natur, dem kein Mensch widerstehen kann, wie groß auch sein Bedürfniß nach den eingebildeten Herrlichkeiten des Stadtlebens sei, hat die reichsten römischen Familien während des Sommers in diese Gegend gelockt, und es liegen zerstreut zwischen den Bergen die elegantesten Villen und prächtigsten Paläste, wie Mandragone, das beinahe nur noch eine Ruine ist, in der Nähe zahlreicher Klöster, sämmtlich in der reizendsten Umgebung. Einige Klöster sind sogar in der Manier des Mittelalters befestigt, wie Grotta-Ferrata, nahe bei dem alten Tusculum; die der Capuciner und Camaldulenser sprachen mich unter Allen am meisten an wegen des tiefen Friedens, den man hier athmet, und der erhabenen Größe der Landschaft. Von den Camaldulensern bewohnt Jeder ein besonderes Häuschen, das mehrere Räume in sich begreift. Als ich bei ihnen ankam, war es gerade Abend und ein Glöckchen läutete die Stunde des gemeinschaftlichen Gebets; die Brüder schienen mir durchgängig von hohem Alter und mehr als mittler Leibeslänge. Sie schaarten sich auf beiden Seiten des Schiffs der Kirche, und nach beendigter Messe blieben sie unbeweglich und verloren in tiefes Nachdenken auf ihren Knien liegen; — sie schienen nicht mehr dieser Erde anzugehören, ihre kahlen Häupter beugten sich höhern Gedanken und himmlischen Sorgen; — rings kein Laut, kein Zeichen äußeren Lebens — gehüllt in ihre langen weißen Mäntel glichen sie Marmorbildern in betender Stellung auf alten Gräbern. —

Wir finden fürwahr sehr begreiflich, wie das einsame Leben für ein Herz, das der Welt und ihrer Täuschungen müde geworden, eine willkommene Zuflucht ist. Wer hätte nicht einmal in seinem Leben nach Gleichem gestrebt? Wer hat nicht mehr als einmal seinen Blick in die Einsamkeit gewendet und sich Ruhe erträumt in dem abgelegenen Winkel eines Waldes oder in einer einsamen Höhle des Gebirges nahe bei dem verborgenen Quell, wo die Vögel des Himmels ihren Durst löschen? Doch dies ist nimmermehr die Bestimmung des Menschen! Er ist geboren zur That, für ein Ziel, das er erringen muß. Sei der Pfad dahin noch so rauh, gleichviel, wenn er mit Liebe erklommen wird! Allerdings gibt es eine Zeit, wo der Muth sinken will; wo man sich fragt, ob dies Ziel, dem Anscheine nach so leicht erreichbar und dennoch stets gehemmt durch zahllose unvorhergesehene Hindernisse, nicht vielleicht ein bloßes Trugbild sei, wo jeder Athemzug die Brust mit einer neuen Last unerträglichen Lebensüberdrusses beschwert... In solchen Augenblicken habe ich immer gefunden, daß der Anblick der Natur und die nähere Berührung mit derselben das gequälte Herz beruhigten. Der Schatten des Waldes, das Gemurmel der Quellen, der Gesang des Vogels im grünen Hag, das Sumsen der Käfer, der Schmelz und Duft der Blumen, das Wallen der Gräser, die ein Windhauch bewegt; dies Alles und vor Allem jener köstliche Anhauch des Lebens, das Gott in Strömen über seine ewig junge Schöpfung für alle Wesen gemeinschaftlich und für jedes Einzelne insbesondere ausgegossen hat, dies sichtbare Mysterium der Glückseligkeit flößt neues Leben in die wunde Brust und gibt ihr die erloschene Kraft zurück. —

(Lamennais' Affaires de Rome.)

Abbé Lamennais.

(Beschluß.)

Kaum war Lamennais von Rom zurückgekehrt, als er wegen seines bereits erwähnten Werkes: De la religion considérée etc. abermals (1826) angeklagt ward. Lamennais hatte nämlich in jener Schrift die berühmten von Bossuet entworfenen 4 Artikel von 1682, welche der Papst als schismatisch verworfen, die aber in Frankreich als ein politisches Fundamentalgesetz (durch feierlichen Beschluß des königl. Gerichtshofes zu Paris im Jahr 1826) anerkannt worden waren, ebenfalls als die Grundlagen des Christenthums erschütternd und als die Base einer offenbaren Trennung der gallicanischen von den Principien der römischen Kirche, dargestellt. Er erschien selbst auf der Bank des Zuchtpolizeigerichts, sich gegen die Beschuldigung des öffentlichen Anklägers zu rechtfertigen, „daß er die Staatsgewalt zu Gunsten der Kirche habe umstürzen, die Suprematie und Infallibilität des Papstes proclamiren,

und dem Letztern das Recht habe zugestehen wollen, die Fürsten abzusetzen und die Völker ihres Eides zu entbinden." Der gewandte und geistreiche Berryer übernahm seine Vertheidigung, und Lamennais nahm nur das Wort, um folgendes Glaubensbekenntniß auszusprechen: „Ich bin es meinem Gewissen und der heiligen Stellung, die ich einnehme, schuldig, dem Gerichtshofe zu erklären, daß ich dem gesetzmäßigen Oberhaupte der Kirche in unerschütterlichem Gehorsam zugethan bleibe, sein Glaube ist auch mein Glaube, seine Lehre auch meine Lehre; ich werde mich stets zu ihr bekennen und sie bis zum letzten Athemzuge vertheidigen." Das Urtheil des Tribunals lautete auf Confiscation des Werkes und eine Geldstrafe von 30 Francs. In den Motiven dieses Urtheils hieß es: „Was die Beschuldigung des verletzenden Angriffs gegen die königliche Würde, die Ordnung der Thronfolge, die königlichen Geburtsrechte u. s. w. betrifft, so verstattet die Stellung des Abbé Lamennais, die von ihm ausgesprochenen Ansichten, so wie seine religiösen und monarchischen Grundsätze nicht einmal die Voraussetzung eines solchen Verbrechens; weil jedoch, was den andern Klagepunct betrifft, das Buch des Verfassers nur von befähigten und höher gebildeten Personen gelesen und verstanden werden kann, unter ausdrücklicher Berücksichtigung übrigens der ehrenwerthen Persönlichkeit des Verfassers, sprechen wir für Recht u. s. w." — Somit hatte auch dieser Proceß nicht den von seinen Feinden ersehnten skandalösen Ausgang.

Kurze Zeit nachher erlitt Lamennais einen empfindlichen Vermögensverlust durch die Niederträchtigkeit eines Scheinfreundes, der, nicht zufrieden, ihn in eine verderbliche literarische Unternehmung verwickelt und sich seine Signatur für bedeutende Summen erschlichen zu haben, ihn noch durch die schmachvollste Verläumdung an den Pranger der öffentlichen Meinung zu schlagen suchte. Das Vaterland, wiewohl es zum großen Theile die politisch-religiöse Meinung des Abbé nicht theilte, würdigte jedoch den erhabenen Charakter eines seiner ausgezeichnetsten Schriftsteller nach Verdienst, und jener Mensch gab sich selbst der Verachtung Preis. — Von so herbem Ungemach und Ekel des Lebens allenthalben bestürmt, zog sich Lamennais, begleitet von einigen seiner treuesten Schüler, auf sein Landgut, la Chesnaye in der Bretagne, die letzten Trümmer eines bedeutenden Vermögens, zurück. Hier unter druidischen Eichen entrollte der begeisterte Prophet, gleich jenen göttlichen Boten des grauen Alterthums, seinen begierig lauschenden Zuhörern den Vorhang der Zukunft, die er mit seinem Seherblick bereits durchdrungen, oder er las ihnen in den alten Gemächern die ersten Entwürfe eines gegenwärtig noch nicht vollendeten Werkes über Religionsphilosophie vor, das in einer neuen Methode die vollständige rationelle Ordnung menschlicher Begriffe von ihrer einfachsten Entstehungsperiode an entwickeln sollte. Während er mit seiner eintönigen, aber wohlklingenden Stimme, oft hingerissen von den eigenen Worten las, leuchtete das bleiche Antlitz mit dem feinen asketischen Blick, die eingefallenen Wangen überflog jener röthliche Feuerschein der Begeisterung, und die sonst erloschenen Augen strömten die Inspirationsstrahlen seines verklärten Geistes aus, bis zuletzt der schwache Leib des Mannes dem Riesengeiste seinen Dienst versagte und er oft beinahe ohnmächtig dem eigenen Enthusiasmus erlag. Selten verließ er jene Heimath göttlichen Friedens und seine erhabenen Studien, und nur um einer leidenden Seele Trost einzusprechen, die Kranken zu erquicken, die Armen zu beschenken, und jedes Mal kehrte der Helfer der Leidenden ärmer an Geld und schwächer an Gesundheit, denn sein mitleidiges Herz litt beinahe mehr bei fremdem Leide, aber reicher an Tugend und gestärkt an Frömmigkeit zu seinem Zufluchtsorte zurück.

Leipziger Chronik.

(Fortsetzung.)

[Die Hugenotten, Gastspiele.]

Daß Meyerbeer sich selbst, namentlich seinen Robert, stark benutzt hat, ist ihm preiszugeben, aber daß er mit fremden Melodien so umgeht wie mit dem Luther'schen Choral, ihm somit blos die Gewandtheit der Benutzung zu gute kommt, muß als unerlaubt bezeichnet werden. Ich wette darauf, daß sich aus Mozart'schen und Beethoven'schen Symphonien eine ganze Reihe von Anklängen herausfinden lassen. Ob der Anfang der großen Arie der Prinzessin im 2. Acte nicht geradezu von Gluck ist, sei dahingestellt. Das Chor im 1. Acte: Bonheur de table *) — ist aber sicherlich aus der Aline. Eben so sicher hört man das Auber'sche Schlummerlied im großen Duett zwischen Raoul und Valentine im 4. Acte, die

*) Wie jämmerlich der gute alte Castelli dollmetscht, hört man an der Uebersetzung dieses Tafelliedes:

Bonheur de table,
bonheur véritable,
plaisir seul durable
qui ne trompe pas —

Dies gibt der wiener Dichter:

Freunde, kommt zu Tische,
Backwerk, Fleisch und Fische,
Lecker im Gemische,
Laden jetzt euch ein.

So metscht der Wiener doll! Backwerk, Fleisch und Fische! wer soll das im schnellen Tempo würgen? Vom Singen ist nicht die Rede. Warum hat der gute Schmecker außer Backwerk nicht auch noch Backhähnl aufgetischt, um ganz als Wiener zu dollmetschen?

Trompetenfanfare aus dem ehernen Pferd bei der Ankunft des Bräutigams im 3. Acte u. s. w. u. s. w., denn bei Auber ist gar nicht mehr auf Einzelnes hinzudeuten, alle Augenblicke läuft ein Auber'sches Thema von Meyerbeer pfiffig variirt und mit glänzender Orchestration verbrämt dazwischen. Von Weber ist Meyerbeer ebenfalls ganz voll. Der Glanzpunkt des ganzen Werkes, die Schwertweihe, von wirklich dramatischem großartigen Effect, hat für den Baß die Webersche Melodie: Vergönnt ihm noch ein Probejahr — zum augenscheinlichen Thema. Ueber so viel zusammengestachelte Mosaik täuschen sich nun die Deutschen so hin. Daß übrigens der von uns citirte französische Kritiker nicht verschlossen ist für Meyerbeer's Werth in der Kunst, dramatisch zu orchestriren, beweist sein Urtheil über die eben gedachte Scene des 4. Actes. „Er hatte hier keine Melodie zu schaffen, keine Stickerei von kleinen Leidenschaften mit ihren fast unmerklichen Nüancen zu verfertigen, er brauchte nicht einen einzigen Bühnengesang aufzufinden, er hatte blos die Entwickelung einer Handlung voll dramatischen Lebens und voll Bewegung zu begleiten, er brauchte blos das Orchester gleichsam in Einklang mit dem zu setzen, was auf den Bretern vorgeht. Der Chor bei Einsegnung der Dolche, ist von unbeschreiblicher Wirkung. Es kann nichts Sympathetischeres und Entsetzenderes geben, als das gewichtige feierliche Terzett der drei Mönche, das durch eine obligate Baßbegleitung noch mehr verdüstert wird, sich dann erhebt, wie ein Donner ausbricht, alle Chorstimmen mit sich fortreißt und endlich in den Baß zurückfällt, ehe es noch die höchsten Töne dieses Crescendo erreicht hat. Besser kann man den Fanatismus nicht zeichnen, der anfangs mit gebücktem Haupte einherschleicht, dann die zornglühende Stirn, den dolchbewaffneten Arm zum Himmel erhebt, und beide wieder senkt, sein Schlachtopfer zu erspähen und zu treffen."

Wir geben diesen kleinen Beitrag zur Kritik der Meyerbeer'schen Musik, blos weil die deutschen Kritiker zu träge sind, um ihr Publicum zu orientiren. Was hilft das faule Geseufze über verderbten Geschmack, wenn man ihn so wuchern läßt. In Bezug auf die hiesige Darstellung erwähne ich nur dies. Die Tenorpartie von Hrn. Freymüller wird sehr mittelmäßig, schlaff und geschmacklos vorgetragen. (Hr. Pfeiffer, unser zweiter Tenor, ist ein weit besserer Sänger, von Schule, Discretion und noblem Vortrag, obschon nicht allzustark.) Valentine, Fräul. Limbach, könnte mit ihrer schönen Stimme sehr gut singen, wenn sie überhaupt singen könnte, d. h. Schule hätte. Margarethe, Mad. Franchetti-Walzel, viel Schule, schöne Geläufigkeit; Marcel, Hr. Pögner, ein seltner Verein von Naturkraft und künstlerischer Bildung. Capellmeister Stegmaier hat in Bezug auf Einstudirung der Hugenotten ganz besonderes Verdienst. Die Glocken hat der Bruder des Componisten, Hr. Beer in Berlin, dem Theater zum Geschenk übersandt. Auch er hat also seinen Theil daran, sowie überhaupt die Verwandtschaft des berliner Maestro.

An Gästen hatte unser Theater eine ganze Ladung. Unter andern Mad. Mink aus Wien, eine solide, ruhig gediegene Sängerin, als Anna, Agathe, Rosine, Norma. Herr Weymar aus Dresden spielte mit großem Erfolg, die kraftvolle Wärme seines schönen Organs, die gesunde Freiheit seines Spiels, die geschmackvolle Delicatesse seines Vortrags erfreuten allgemein. Er gab nur Karl Moor, Weiß in der Macht der Verhältnisse, Otto von Wittelsbach und Tell; unser dürftiges Schauspiel-Repertoir war ihm in der Wahl hinderlich. Gegenwärtig gastiren Lebrün und Eichberger.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Brieflich aus Wien.]

Von Politik wissen wir hier gar nichts, oder sehr wenig, und das Wenige haben wir der „Allgemeinen Zeitung" zu verdanken, die nur in unzusammenhängenden Ausdrücken spricht. Von einem regen Leben in unserer literarischen Welt weiß ich auch nichts zu sagen — es wird viel geschrieben, aber blutwenig gedacht. Der „Humorist" hat, Sie dürfen es mir aufs Wort glauben, 3000 Abonnenten, ist aber schwerlich geeignet, den höchst erbärmlichen Zustand unserer Zeitschriften in die Höhe zu bombardiren. Man hört darin keine tüchtigen Salven — man sieht nur Witzfunken, und selbst diese sehr spärlich. Der Vater der „Theaterzeitung", Herr Bäuerle, ist nicht gut auf Saphir zu sprechen, er nennt ihn einen Undankbaren, einen Verräther, und äußerte jüngst, er wolle sich einen Humoristen aus Deutschland, z. B. Glaßbrenner, verschreiben. Man ersieht daraus, daß Hermann Meynert, den er nach dem Abgange Saphir's kommen ließ, weder ihm selbst noch den Wienern genügt. Halm's „Camoens" ist ein schönes Gedicht, aber kein dramatisches, und die Wiener lernen nun doch einsehen, daß Grillparzer höher steht. Ueber die „Vormundschaft" ist leider schon zu viel in allen Blättern gesalbadert worden, ich sage Ihnen nur so viel, daß es sehr traurig mit dem deutschen Lustspiele aussieht, da die „Vormundschaft" den Preis erhielt. Uffo Horn, der früher mit unserm Grillparzer in die Schranken treten wollte, rivalisirt jetzt sogar mit Goethe — er hat einen Faust gedichtet. Ach, die vielen „Fäuste" werden uns noch todtschlagen. Wenn aber das Leben in Essen, Trinken, Walzergeigen und Theatergehen besteht — so sind wir die ersten Lebemänner von der Welt. Es ist heute schlechtes Wetter und ich habe keine Lust mehr zu schreiben. Was kümmert Sie auch ein Riese, der sich in unserer Mitte aufhält, und was ein Feuerfresser, der siedendes Oel trinkt und glühendes Blei ableckt? Aber vom Mai, von den Schnellläufern im Prater und vom Augarten will ich Ihnen nächstes ein Langes und Breites schreiben.

[Moses Mendelssohn.]

Moses Mendelssohn stand bekanntlich mit mehreren berlinischen Gelehrten seiner Zeit, Lessing, Engel, Nicolai u. A. in freundschaftlicher Verbindung. Auch mit manchen Theologen, mit denen die Glaubensverschiedenheit zuweilen der Gegenstand ihrer mündlichen und schriftlichen Unterhaltung war. So schickte ihm einstmals Abraham Teller folgende Zeilen zu:

An Gott den Vater glaubt ihr schon:
So glaubt doch auch an seinen Sohn.
Ihr pflegt ja sonst bei Vaters Leben,
Dem Sohne gern Credit zu geben.

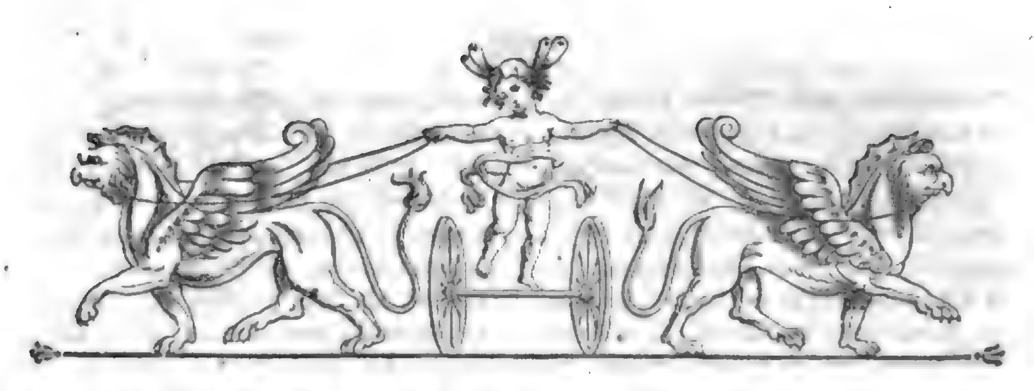
Mendelssohn erwiederte:

Wie könnten wir Credit ihm geben?
Der Vater wird ja ewig leben.

[Ein Rattenkönig.]

Zu Zaisenhausen bei Bretten hat man einen Rattenkönig gefunden; zwölf Ratten waren mit ihren Schwänzen zusammengeflochten. Im Frankfurter Telegraphen steht eine Gallerie des deutschen Cliquenwesens von Gutzkow. Gutzkow hat in der deutschen Journalistik einen Rattenkönig aufgefunden, ein mit Hand, Fuß, Zunge und Nase zusammengeflochtenes Coteriewesen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 101. — den 27. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Armuth und große Namen.

(Aus dem Briefe einer Dame.)

— — Die Armuth und der traurige Einfluß, den sie auf die Moralität ausübt, tritt in so verschiedenen Gestalten, ja Verkappungen auf, daß man wohl ihren Schlangenwindungen folgen sollte durch das Labyrinth des Lebens. Männer und Frauen, ein jeder, der dem geheimeren Leben je ins verhüllte Antlitz blickte, sollte, was ihm Erfahrung und Beobachtung dargeboten, niederlegen, damit diese tausendschneidige Jungfrau, dieses riesenhafte Gespenst, das überall, wo es erscheint, den Hauch des warmen Lebens vernichtet, ganz entlarvt und ihrer leisen, unterminirenden Kraft Einhalt gethan werde. Als einen Aufruf hierzu betrachte ich Ihre Worte in dem Aufsatze: **Politik und Armuth***); und wenn es mir selbst nicht gelingen sollte, mit ungeübter Feder vollkommen das tiefe Elend zu enthüllen, das sich nicht selten an einen überkommenen großen Namen knüpft, so ziehe ich doch vielleicht den Blick eines Menschenfreundes auf diese verborgene Seite der Armuth, und ihm sei es dann vorbehalten, das Unvollständige zu ergänzen. Sie haben von der Armuth der niedern Classen gesprochen und von deren Bedeutsamkeit für die Geschichte der Menschheit. Lassen Sie mich von der Armuth der höhern Stände sprechen, von diesen Unglücklichen, die ein Rang oder ein berühmter Name so kettet, daß sie nicht einmal die Freiheit der niedern Armen theilen, überall Arbeit suchen zu dürfen, und sie da nicht finden können, wo eine ihren Fähigkeiten angemessene Thätigkeit verlangt wird. Ich will nicht einmal von dem Kampfe sprechen, der in dem Innern einer Frau vorgehen muß, bis sie alle die Ansprüche eines frühern Lebens und einer bequemen Erziehung überwindet, um sich zu dem Schritte hindrängen zu lassen, die Mittel zum Broterwerb in Anwendung zu setzen. Daß diese moralischen Qualen furchtbar sind, bedarf keiner Schilderung; ich will sie übergehen und nur fragen, welche Erfolge sich ihr bieten, wenn sie mit muthiger Entschlossenheit das Vergangene mit seinen Strahlen und Kränzen hinter sich läßt, und nun, die Zukunft im Auge, ihre Hände nach Arbeit, nach Brot für sich und vielleicht auch für ihre Kinder ausstreckt! Ueberall steht ihr Rang ihr entgegen; man fürchtet eine Unzartheit zu begehen, von einer Frau von Stande Dienste anzunehmen; und um nicht unzart zu erscheinen, ist man lieber grausam. Sind es die Nachkommen eines berühmten Mannes, so ist es gerade dieser Name — dieser Name, der ihnen die Pfade des Lebens ebnen sollte — was ihnen unübersteiglich im Wege steht. Man würde in der Verehrung gegen den berühmten Mann zu fehlen glauben, wenn man einen seiner Nachkommen zu untergeordneten Dienstleistungen mißbrauchte, und so wird man lieber ein Mitschuldiger an der Nationalundankbarkeit und läßt die Erben eines großen Namens im Elend. So

*) In Nr. 88. dieser Blätter.

werden die Nachkömmlinge großer Männer bestraft, als hätten diese ein Unrecht gegen die Allgemeinheit begangen, sich über sie zu erheben, und die Anzahl solcher vornehmen Parias ist in Deutschland nicht gering. Was gibt ihnen denn dieser berühmte Name, wenn das Grab den Gehalt desselben verschließt? Was gibt er ihnen überhaupt? — Einen geistigen Reichthum, den sie im Innern sammelten. Aber der herbe Wechsel, der nun eingetreten, macht ihr Leben in der Gegenwart öder als das aller Andern, die sich niemals an der Sonne eines großen Menschen erwärmt. Gibt ein Name ihnen Wohlleben und Schutz gegen das Aeußere? Oder erleichtert er die Möglichkeit, im Drange der Noth durch eigener Hände oder eigenen Kopfes Arbeit Brot zu verdienen? — Von alle dem das Gegentheil. Der große Name gibt ihnen nichts als die gesellige Neugierde, die ihnen ein paar Einladungen verschafft, ein paar Lorgnetten, die sie mustern, ein paar Besuche von durchreisenden Ausländern. Das ist es, was ihnen ein großer Name gewährt. Und wohl zu merken, ist in all diesen Fällen auch vorausgesetzt, daß man seinen Namen und seine Einladung abverdienen wird, indem man die Fremden mit Geisteskunststücken unterhält. Will man still und traurig aussehen, so steht zu befürchten, der Durchreisende rächt sich dafür in dem nächsten Journal durch eine böse Beschreibung. Also immer auf dem Seil getanzt, immer apporte, Pudel! immer ein Bonmot oder einen Zug aus dem Leben des großen Todten bei der Hand! Das ist nicht genug. Welchen Weg zur Auszeichnung die männlichen Nachkommen eines bedeutenden Mannes auch wählen mögen, sie werden zwar nicht so leicht wie Andere gleich im Beginne schon übersehen werden, man wird ihrem ersten Erscheinen Antheil schenken, aber an Hindernissen zum Fortschreiten auf der Bahn der Oeffentlichkeit wird es nicht fehlen. Das Publicum wird immer vergleichen, und im Vergleichen liegt immer eine Unbilligkeit, denn jeder Mensch sollte nur nach sich, jede seiner Schöpfungen nur nach der Individualität des Schaffenden beurtheilt werden. Ein Nachkomme hat keine ruhige, unparteiische Würdigung seines Talentes zu erwarten, denn er erbt auch sämmtliche Gegner seines Ahnherrn mit, wenn man auch zugeben wollte, daß ihm das Wohlwollen der Freunde des Verstorbenen mit überkommt. Doch selbst diese werden einer günstigen Aufnahme, einer freien Entfaltung eher entgegen als förderlich sein. Man betrachtet es für eine Schmach, wenn der Erbe eines Namens von Gewicht in Kunst und Wissenschaft eine untere Stufe einnimmt, für eine Beleidigung gegen den großen Gestorbenen, wenn der Träger seines Namens sich dem Ruhme des Vorfahren nicht an die Seite stellen kann, oder auch für eine Anmaßung, wenn der Versuch dazu gemacht wird. So zur Unthätigkeit verdammt, stirbt manches junge Talent hin, blos weil die Menschen den Namen, den es überkommen hat, zum Moloch machen, dem Alles zu opfern sei. Bei solchem Stande der Gesinnung sollte die Nation es sich auch zur Nationalsache machen, Entschädigung zu bieten. Ein prachtvoller Leichenzug, eine geprägte Medaille, das Bild des Verstorbenen mit einer trauernden Germania, Pläne zu einem künftigen Monument, darauf erstreckt sich in der Regel die ganze Dankbarkeit, und die deutsche Nation würde erschrecken oder erröthen, zeigte man ihr eine Liste von Staatsmännern, Dichtern, Künstlern und Gelehrten, deren Nachkommen mit Mangel, mit den unwürdigsten Lagen des Lebens zu kämpfen hätten, und denen gerade der Name, der sie schützen sollte, überall hindernd in den Weg trat. Wo die Verhältnisse gemildert erscheinen, ist es nur der großmüthigen Milde einzelner Fürsten zu danken; doch sollte, was Nationalschuld ist, nicht Sache der Gnade sein. Warum errichten die Nationen nicht Stifter, als Zufluchtsörter für die weiblichen Nachkommen verdienter Staatsbürger! Es gibt nur sehr wenige solcher Institute, die ihr Dasein Fürsten oder einzelnen Familien verdanken. Aber auch hierzu scheint der Sinn auszusterben, und Niemand bedenkt die Hülflosigkeit der Unvermählten, welche die Erbschaft eines großen Namens von einer Partie nach Neigung und Herzensbedürfniß abhält, oder das Loos derer, welche durch den Drang der Umstände zu einer Partie gegen Wunsch und Neigung genöthigt wurden. Man spricht so viel über die Grausamkeit des Sklavenhandels, und erwägt nicht, daß es eben so hart ist, wenn man ein armes Mädchen um eines Stücks Brot halber verkauft an einen Eheherrn. Jean Paul sagt: täglich werden hunderte von Seelen geopfert, wenn sie in einem weiblichen Körper stecken! Man schreibt so viel über die Ehe und sucht nach den Wurzeln des Unglücks in den meisten ehelichen Verhältnissen. Die Ehe ist nur unglücklich, wenn sie nicht aus freier Wahl der Gemüther geschlossen wurde. Hieran trägt Armuth sehr oft die Schuld. Man gebe den Frauen erst die Möglichkeit, eine Ehe zu schließen, wie sie vor Gott geschlossen werden sollte, d. h. mit freier Wahl, mit Ruhe zur Prüfung, und nicht ohne vorher gesicherte Stellung in der bürgerlichen Welt — und manches kann anders werden. Doch was bleibt oft einem

armen Mädchen in den sogenannten gebildeten Kreisen übrig, wenn sie auf den Kreis unversorgter Geschwister, auf die hinfällige Gestalt des Vaters einen Blick wirft! Kommt dazu noch die traurige Theorie von der Ehe, daß es zum Glück derselben nur der gegenseitigen Achtung bedürfe, so hält es die Arme für ihre Pflicht, sich zu verkaufen, entfernt aus dem Herzen muthig das Bild des früher Geliebten, oder hat ihr Herz noch nicht empfunden, so stärkt sie sich mit der Hoffnung, daß es nie erwachen werde, und beginnt den neuen Lebenspfad mit einem falschen Schwur. Und so viel man es auch mit schönen Phrasen schmücken mag, die Armuth, die offen oder im geheimen drängende Noth, schließt den ehelichen Bund, der nie aus Nöthigung solcher Art geschlossen werden sollte. Was kann aus einer solchen Ehe für Glück entstehen! Im besten und seltensten Falle wird die Frau einen passiven Gehorsam, eine stille Duldungskraft entwickeln; gewöhnlich wird ihr Gemüth eintrocknen, weil ihrem Leben der Athem der Liebe fehlt, oder sie wird frivol und sucht Uebertäubung, und der getäuschte Mann sieht, daß man einen Körper, aber nicht eine Seele kaufen kann. Ich will nicht all den Jammer einer unglücklichen Ehe ausmalen, ich füge nur noch die bittere Thräne hinzu, die der Armen im Hause des reichen Mannes nicht ganz erspart wird, wenn sie ihre Armuth sich vorwerfen hört. — Ihr Männer, wenn die Staaten nichts für eure Töchter thun, wollt ihr ihnen kein Asyl bereiten? Ihr Frauen, wollt ihr eure Töchter zu dem Elend unglücklicher Ehen aufblühen sehen? Warum verbinden sich nicht die Familien, warum ist bei allen Wohlthätigkeitsvermächtnissen nicht mehr von solchen Stiftungen zum Nutzen armer Mädchen aus den höhern Ständen die Rede? — Es ist gewiß hier und da der Sinn dafür wach und die Einsicht darin gewonnen, und so käme es nur darauf an, daß Einzelne mit Wenigem anfingen, zu Stiftungen solcher Art beizutragen, es würde in kurzem viel zusammenkommen und nach und nach würde manchem freien deutschen Mädchen ein Obdach gesichert. Die Armuth in den höhern Ständen ist größer als die Welt denkt, denn die Welt urtheilt nur nach dem Scheine und sieht selten die geheimen Thränen. Der Rohe, der Ungebildete schafft seiner Verzweiflung irgend eine Sättigung, er hat mehr Spielraum sich zu entschädigen; aber der Gebildete, der mit der Angst der Seele sich vergeblich abmüht, dem Leben eine nothdürftige Gunst abzuzwingen, ist weit beklagenswerther. Knüpft sich an ihn noch außerdem ein glänzender Name, so ist das Unglück wirklich groß, denn zu der Forderung der Natur tritt dann auch noch die Prätension und die falsche Delicatesse der Welt. Mit Gründung von Stiftern wäre manchem Unglück in den vornehmen Kreisen abgeholfen. Und daß die vornehmen Classen der Gesellschaft überhaupt nicht die glücklicheren sind in unsern Tagen, das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, da Sie das Unglück der höhern Stände schon mehr als einmal — und mich dünkt nicht eben mit Schonung — sich zum Thema machten.

Es bleibe Ihnen überlassen, aus diesen fragmentarischen Bemerkungen etwas Zusammenhängendes zu bilden. Vielleicht regt Sie manches darin an ꝛc. ꝛc. *).

Dresden, den 15. Mai 1837.

Leipziger Chronik.

(Beschluß.)

[Die Söhne Eduard's ꝛc.]

An Neuigkeiten hatten wir das Preisstück: die Vormundschaft, über das sich unser prager Correspondent sehr treffend ausgesprochen. Außerdem Delavigne's: die Söhne Eduards, nach Hrn. v. Franks Bearbeitung und Schlußänderung **). Dieses Stück coquettirt ein Drama zu sein, ist aber blos der Anfang dazu. Delavigne hat einige wirklich dramatische Figuren und Scenen, aber ein Drama nur bis zur Mitte geschaffen. Es führt die Shakspeare'sche Geschichte bis zum Siege Richards III., mit der Scene, wo der Protector auf den Leichen der Königskinder triumphirt, schließt das Stück, also fehlt das geschichtliche Ende und, was noch schlimmer ist, das künstlerische. Wie kann man mit dem Triumphe des Lasters schließen? Es fehlt ein vierter Act, wo der Tyrann sich in seinen Verhältnissen zu sichern sucht, aber sich selbst langsam untergräbt; ein fünfter, wo Richard, der Geschichte und der Aesthetik gemäß, das Opfer seiner Willkür wird. Hr. Baudius gab den Richard mit sorgfältig ausgeprägter Maske, mit Einsicht und Verstand, aber sein Organ hielt sich um eine ganze Octave zu hoch, die kichernde Malice war nicht genug versetzt mit dem tiefen Groll dieses diabolischen Charakters. Eine sehr eigenthümliche, ganz französisch gedachte Figur ist Tyrrel, der durch Spiel ruinirte Edelmann, den der Protector zum Wächter der Knaben bestimmt, indem er seine Leidenschaften nährt. Tyrrel, nach Delavigne, ist einer jener Blasés, die nicht Energie genug haben, ganz verworfen zu sein; diese Schwäche an ihnen ist ein Rest von Tugend. Tyrrel hatte einen Sohn gehabt, der jüngere Prinz ruft ihm das Bild des geliebten Kindes zurück, und der in Lüsten verlorene Mensch kann doch nicht morden, obschon er sich in Wein berauschte, durch Spielwuth fanatisirte. Hr. Düringer gab die Scene, wo er betrunken auftritt, auch die erste, wo Richard ihn aus dem Kerker entläßt und ihn gewinnt, mit sehr glücklichem Takt; in den Momenten, wo er sein Leben erzählt, war der Darsteller zu krampfhaft weich, zu emphatisch ohne Haltungskraft. In diesen Fehler verfällt Düringer häufig, wo er leidenschaftliche Rhetorik zu geben hat, unter anderem als Arnold v. Melchthal. Von unsern drei Schauspieldamen, den drei Parzen, die dem Drama auf der leipziger Bühne den Lebensfaden spinnen und grausam abschneiden, ist nicht viel zu sagen.

*) Ich fand keinen Grund, diese Mittheilungen eines edlen Frauengemüthes in anderer als der überlieferten Gestalt zu veröffentlichen. K.

**) Diese Uebersetzung erschien Leipzig bei Brockhaus.

Fräul. Anschütz sieht immer aus, als ennüyirte sie sich, Fräul. Wolf ennüyirt sich wirklich, und Mad. Geisler ennüyirt blos Andre. An Hrn. Reger erhielten wir ein neues Mitglied. Er gab den Werner Stauffacher ganz vortrefflich, sein rhetorischer Vortrag Schiller'scher Diction läßt nichts zu wünschen übrig, sein Organ ist klangvoll und wirksam. Sein Franz Moor dagegen, besonders in mimischer Hinsicht, ist eine Carricatur, eine outrirte Grimasse. Shakspeare'sche Diction gibt er falsch, den Shylok sprach er höchst breit und gedehnt, als wollte er den Shakspeare'schen Juden ins Ifflandische übersetzen.

N o t i z e n.

[Clubs.]

Der Verf. des von uns besprochenen Buches: Paris im J. 1836, bemerkte, daß in Paris die Clubs immer mehr zunehmen. Indessen erlaubt die Galanterie der französischen Sitten nur ein langsames Umsichgreifen dieser Absonderung der Geschlechter. In den Provinzialstädten, die an Langeweile leiden, entstehen die Clubs schneller; Karten, Billard und Journallectüre sind dort die Ressourcen der Unterhaltung. Inzwischen gibt es auch in Paris schon einen Jockei-Club, der aus jungen Leuten besteht, die sich mit Pferden, mit den Moden und Amüsements beschäftigen. Ein Schach-Club, ein Künstler-Club existirt ebenfalls in Paris. Allein am merkwürdigsten ist dort der Club der Emancipation der Frauen. Lauter freie Weiber, zum Theil auch solche, welche mehr oder weniger verheirathet sind, aber alle die Ehe hassen, bilden diesen Club, zu dem auch alte Junggesellen Zutritt haben. Ein- oder zweimal die Woche ist Sitzung. Die Männer, die man zuläßt, dürfen nicht reden; mehrere Frauen erscheinen in Männertracht und führen, die Cigarre im Munde, das Wort; einige rauchen auch aus türkischen Pfeifen. Man führt regelmäßig ein Journal. Die Statuten sind sehr streng. Diejenigen von den verheiratheten Mitgliedern, welche so schwach gewesen sind, Kinder zu haben, dürfen dieselben wenigstens nicht selbst nähren, sondern müssen sie auffüttern lassen.

Das Gegenstück dazu bildet der Club irländischer Mädchen in einer der größeren Städte Irlands. Dieser Club betreibt die Verheirathung aller Ehelosen männlichen und weiblichen Geschlechts. Er hat ebenfalls seine Statuten und sucht alle Junggesellen von den Nachtheilen des Cölibats zu überzeugen, anfangs durch freundliche Aufforderungen, eine Lebensgefährtin zu suchen, nachher durch Drohbriefe. Wer in Irland gegen die Ermahnungen dieses Clubs taub ist, wird auf die ausgesuchteste Weise verfolgt. Man chicanirt ihn in der Gesellschaft, wo und wie man nur kann; vorzüglich sucht man die Haushälterinnen alter Junggesellen zu gewinnen und bietet ihnen ansehnliche Summen, wenn sie ihre Hausherrn verlassen. Mancher Hagestolz sieht sich in Irland vergeblich nach weiblicher Bedienung um; im Ganzen aber gibt es wenig unverheirathete Irländer; der Mädchen-Club soll wirklich von Erfolg sein. Mancher, der die Ehe unausgesetzt haßt, verläßt das Land.

In Philadelphia gibt es einen Männer-Club, der das Seitenstück zu dem Frauen-Club in Paris ist. Er besteht aus lauter Hagestolzen, welche überall Proselyten zu machen suchen und vor kurzem an den Club der freien Weiber eine Dankadresse erließen.

Lauter Caricaturen der Gesellschaft! Aber sie deuten auf das allgemeine Mißbehagen an dem Bestand der Umgangsformen unter den Geschlechtern.

[Literarische Neuigkeiten.]

Berthold Auerbach in Stuttgart, von dem wir die Charakterskizze von Moses Ephraim Kuh unsern Lesern brachten, arbeitet an einem historischen Roman, dessen Held Spinoza ist.

Casimir Delavigne schreibt ein neues Trauerspiel: Popularité.

Die carlsruher Allgemeine Staatszeitung fängt wieder an zu erscheinen.

In Leipzig wird bei Brockhaus eine neue politische Zeitung erscheinen.

Wilhelm Zimmermann in Stuttgart gibt „Prinz Eugen und sein Zeitalter" heraus.

[Les deux mondes, par G. d'Eichthal.]

Dies bei Brockhaus erschienene interessante Werk kann als Einleitung zu Urquhart's La Turquie et ses ressources gelten. Herr v. Eichthal war zwanzig Monate in Griechenland, vom Herbste 1833 bis zum Juni 1835. Seine Ansichten gehen auf eine Emancipation der orientalischen Völker, er sieht hierin einen großen, einen letzten Triumph der menschlichen Freiheit. Nur muß diese Aufweckung des Orients nach einem großen Maßstabe geschehen. Griechenlands Wiederbelebung hält er für einen verfehlten Versuch, ein orientalisches Volk zu regeneriren. Durch das ganze Werk läuft eine geistreiche Parallele zwischen Orient und Occident, die Aufgaben beider Welten in Bezug auf einander werden vortrefflich beleuchtet. In der Türkei sieht der Verf. die Basis der orientalischen Zustände, die freilich selbst erst neuer Kraftsammlung bedarf. Oesterreich hat seiner Ansicht nach die Aufgabe der Vermittlung des Ostens mit dem Westen. Rußland erscheint ihm in seiner anwachsenden Macht als ein Schreckbild; allein mich dünkt, Rußland werde in Zukunft seinen eigentlichen Beruf, der ihn nach dem Orient hinverweist, nicht verkennen, und mit dem Auge dem Osten zugewandt, seinen Sitz auch wieder in Moskau, dem Schwerpuncte seiner Kraft, nehmen. Herr v. Eichthal hält, der Macht Rußlands gegenüber, einen Donaubund für nothwendig, Oesterreich müsse, wie jetzt im adriatischen, so auch im schwarzen Meere eine Seemacht entwickeln. Wie wichtig es wäre, wenn Oesterreich seinen Besitz der Donau zu benutzen wüßte, wozu jetzt durch die Dampfschifffahrt ein Anfang gemacht wird, darauf ist schon mehrfach hingedeutet.

[Thomas Carlyle's Vorlesungen über die deutsche Literatur.]

Carlyle, gehört ohne Zweifel unter die wenigen Engländer, die inniger vertraut sind mit den Erzeugnissen des deutschen Geistes. Goethe, mit dem er in brieflicher Verbindung stand, ward von ihm zuerst in England nach seinem vollen Werthe anerkannt. Die Vorlesungen Carlyle's über deutsche Literatur, die er jüngst in London begonnen hat, sollen sehr zahlreich besucht werden und namentlich Personen von dem höchsten Range und von ausgezeichnetem literarischem Rufe anlocken. Carlyle hat seine Vorträge mit Ulfilas und den Nibelungen begonnen. 9.

[Die Finanzen des Hauses Orleans.]

Louis Philipp, des ewigen Geredes über seine Einkünfte und der Berechnung jedes Bissens, den er in den Mund steckt, müde, wird in einer eignen Schrift unter dem Titel: Code de la maison d'Orleans, dem Publikum Rechnung abstatten über sein Ein- und Auskommen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 5.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **5.** — den 27. Mai 1837.

Bekanntmachung von Zion.

In der Abendzeitung des Herrn Th. Hell, No. 29 vom 12. April 1837, findet sich über die Schrift: „Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Uebel, und welche Mittel zur Abhülfe bieten sich dar? Beantwortet von Siegfried Justus I., König von Zion und Hoherpriester zu Jerusalem" (Leipzig, Brockhaus) eine Recension, von C. v. Wachsmann unterzeichnet, worin der Inhalt genannter Schrift für eine Mystification erklärt wird. Ob sich die Relation des Hrn. C. v. Wachsmann irgend rechtfertigen läßt, wird Andern zu beurtheilen überlassen; aber in der Eigenschaft als Bevollmächtigter in derselben Angelegenheit von hoher Wichtigkeit erkläre ich die Angabe des Recensenten für unrichtig. Dieser Herr mystificirt sich und Andere nur vielmehr, wenn er den Titel und Inhalt genannter Schrift für einen Spaß hält, der sich ohnedies in so heiligen und heilsamen Angelegenheiten oder in Ansehung Gottes und der Menschen nicht rechtfertigen ließe, und also, milde gesprochen, ein langweiliger, im Grunde aber ein unschicklicher Scherz genannt werden müßte. Nachdem aber bereits seit länger als 7 Jahren die mit genannter Schrift in Bezug stehende „Angelegenheit von Zion" auf dem ordentlichsten, einfachen und einzig rechtlichen und auch öffentlichen Wege zureichend legitimirt ist; so wird es zwar immer noch viele in Israel geben, welche nicht wissen, was um sie her und in Jerusalem vorgeht. Aber es ist lediglich die Schuld des erwähnten Herrn, wenn er sich das Hochwichtige entgehen läßt und die ihm zu Gebote gestandenen Quellen zur Information für sein unbegründetes und öffentlich abgegebenes Urtheil unbenutzt gelassen hat. Wie indeß auch jedes Uebel in der Welt sein Gutes hat und dem Frommen Alles zum Besten dienen muß, so danken wir den Herren C. v. Wachsmann und Th. Hell für die Gelegenheit, die sie dem Unterzeichneten dadurch gegeben haben: allen Gönnern der heil. Zions-Sache hierbei die Versicherung zur Aufmunterung ertheilen zu können, daß sich gegenwärtig die in allen Ländern zerstreute Gesellschaft von Zion auf eine Art und Weise zu consolidiren bestrebt, welche Allen vollkommen Genüge leisten wird, die sich bisher für das Gute, Wahre und Rechte, oder für die Absichten der Gesellschaft verdient gemacht, ohne dabei auf ihren Erfolg gesehen zu haben.

Insbesondere sollen mit einem Renteneinkommen von 3000 Thalern in Ducaten Capital 300 Ehrenbürger-Diplome durch den Vorstand der Gesellschaft unter ihren Interessenten ausgetheilt werden, wobei man die Glanzpunkte unseres Geschlechtes aus allen Ständen nicht verkennen kann. Auf diese Weise wird sich die hochwichtige Sache zu entwickeln anfangen, sobald nur zur rechten Zeit die ihr, wie jeder anderen einflußreichen und sich geltend machenden Angelegenheit, entgegenstehenden Hindernisse von außen fortgeräumt sein werden.

Leipzig, im Mai 1837.

Der Bevollmächtigte von Zion.
C. F. G. Seyfart.

Subscriptionsanzeige.

An alle Buchhandlungen wurde so eben versandt das erste Heft von dem

Tagebuch
des
Wissenswerthen aus der allgemeinen Menschen- und Völker-Geschichte,
zusammengetragen und bearbeitet
von
J. Chr. C. Förtsch,
Diakonus.
Leipzig, bei A. Wienbrack.

Der S. Pr. für jedes Heft 8 Gr., mit Verbindlichkeit der Annahme aller 12 Hefte, ist nur noch bis Ende April gültig; nach dieser Zeit tritt der Ladenpreis von 12 Gr. per Heft ein.

In den ersten 3 Heften (das 2te und 3te wird Mitte Aprils ausgegeben) befinden sich 91 größere und 1674 kleinere Notizen, die alle Hauptbegebenheiten bis auf die neueste Zeit anzeigen.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien so eben:

Richard Wood.

Roman von

Johanna Schopenhauer.

Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier. 4 Thlr.

Dieser neueste Roman der berühmten Verfasserin wird den zahlreichen Freunden ihrer Schriften eine äußerst willkommene Erscheinung sein.

Auch veranstaltete ich eine neue wohlfeile Ausgabe von dem bekannten Roman:

Die Tante.

Zwei Bändchen in Taschenformat. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

da die größere Ausgabe desselben sich vergriffen hat.

Bei dieser Veranlassung mache ich auf die sehr hübsche und äußerst wohlfeile Taschenausgabe der

Sämmtlichen Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

24 Bände. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Auf feinem Druckpapier 8 Thlr., Velinpap. 12 Thlr.

I. u. II. Karl Ludwig Fernow's Leben. 2 Thle. — III. Ausflucht an den Rhein. — IV. u. V. Johann van Eyck. 2 Thle. — VI. Die Jahreszeiten. — VII.—IX. Gabriele. 3 Thle. — X—XII. Sidonia. 3 Thle. — XIII. u. XIV. Die Tante. 2 Thle. — XV. u. XVI. Reise durch England und Schottland. 2 Thle. — XVII. u. XVIII. Reise durch das südliche Frankreich. 2 Thle. — XIX. — XXIV. Kleine Erzählungen und Novellen.

mit dem Bemerken aufmerksam, daß einzelne Bände von dieser Ausgabe nicht abgegeben werden, wohl aber sind die meisten derselben in größern Ausgaben zu haben.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Howard, E., Ardent Troughton, der verunglückte Kaufmann. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. 8. 3 Bde. geheftet 3 Thlr.

Kremers, Dr. Karl, Beobachtungen und Untersuchungen über das Wechselfieber. 8. geheftet 12 Ggr.

Montalembert, Graf, Pair von Frankreich, Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und Hessen. (1207—1231.) Aus dem Französischen, im Einverständnisse mit dem Verfasser, und mit steter Rücksicht auf gedruckte und ungedruckte Quellen, übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von J. Ph. Städtler. Dritte und letzte Abtheilung. Mit 5 Kupfern. gr. 8. geheftet 1 Thlr.

Das nun vollständige Werk, 48 Bogen auf feines Velinpapier gedruckt, mit 5 Kupfern, kostet 3 Thlr. 8 Ggr.

White, Charles, Verfasser des Herbert Milton rc., Die heimliche Ehe. Roman. Aus dem Engl. von C. Richard. 8. 3 Bde. geheftet 4 Thlr.

Polytechnisches Centralblatt,

3. Jahrgang für 1837. No. 13 — 17.

(Der Jahrgang 3 Thlr. 12 Gr.)

Th. Jones Patenträder. — Hutchinson's Numerator (clerk, tally-men). — Ericsson's Patentloth (sounding-instrument) Bathometer. — Davidow's Macerations- und Abdampfapparat. — Laves Beschreibung einer Maschine zum Ausschneiden von Fournieren. — Rubery Verbesserungen in der Verfertigung der Stäbe zu Regen- und Sonnenschirmen. — Ueber die Aräometer von Twaddle und Atkins, von Emil Dingler. — Sachsens Bergbau im Jahre 1835. — Smith's Feuerlöschvorrichtung. — Chalklen und Bonham's Patentschraubstock. — Die Eisenbahnen mit Holzunterlage. — Die Einnahme der belgischen Eisenbahnen. — Vermischte Bemerkungen zur Runkelrübenzucker-Fabrikation. — Ueber die Glasur des Töpfergeschirrs, von Plieninger. — Verfahren zu Untersuchung des Mehls für technische Zwecke, von Hünefeld. — Einfluss des Raffinirens auf die Lichtstärke und Brennzeit der Oele, von Kaiser. — Methode von Berg, die Runkelrüben zu schneiden, zu trocknen und auf Zucker zu bearbeiten. — V. W. Gardiner's Drahtplattendruck. — E. Birch's Eisenbahnwagen der ersten Classe. — Die Nürnberg-Fürther Eisenbahn. — Hutchinson's Gas- und Wassermesser. — Neue Anwendung von Drummond's Licht. — Rother Lack aus Kermesbeeren, nach Dubuc. — Ueber die Fabrikation des Blutlaugensalzes und des Berliner (Pariser, Mineral-) Blaus, von Gentele. — Anwendung des Hebers beim Bergbau. — Nachträge zur Runkelrübenzucker-Fabrikation in Frankreich, von Prof. Dr. Schubarth. — Ueber die Berei-

tung des Bromergrüns, von Gentele. — Eisenbahn von London nach Birmingham. — W. Schultz's in Philadelphia Funkenabhalter für Dampfwagen. — Die Grand-Junction-Eisenbahn. — Schottlands Eisenwerke. — Ueber die Tragkraft des Eises, von Jefferson Cram. — Ueber die Theorie des Hohofenprocesses und der Reduction der Metalloxyde durch Kohle überhaupt, von Le Play. — Ueber Verstopfung gusseiserner Wasserleitungen und einen dagegen schützenden Ueberzug der Röhren, nach Vicat. — Ueber die Wirkung der Wasserdämpfe auf die Schwefelmetalle, von Regnault. — Lack zum Ueberziehen der Schreib- und Reissfedern, von Kahlert. — C. Albrecht's Verfahren in Glas zu bohren und Grabstichel zu härten. — Carcau's Uhrlampe. — Neue Behandlungsart des Caoutchouc zu Ueberzügen u. s. w., von du Ménil. — Niepce's Pyreolophor und Bouchardat's Pyraëremoteur. — Bereitung der Grütze nach Raspail. — Glasuren für Dachziegel von Landri. — A. Rollox' chemische Fabrik. — Ueber die Harzgasapparate von Chaussenot und Mathieu. — Vorschläge zu einigen neuen Methoden der Roh- und Stabeisen-Erzeugung, von Guényveau. — Jappelli's Wasserhebemaschine. — Irländische Methode, Strassen durch Sümpfe zu führen. — Coignet's Maschine zum Heben von Lasten durch das Gewicht von Menschen. — Chaussenot's Gasregulator für tragbares Gas.

---

dem Leben Reiz und Gleichgewicht gegen so manche bittere Kost des Geschickes zu bieten. Es eignet sich daher besonders auch zum Angebinde für heranwachsende Jungfrauen, die sich zur häuslichen Bestimmung bilden, für angehende Hausmütter &c., und wird auch den Erfahrenen noch viel Neues bringen. Aber auch für Kunstköche, Conditoren, Gastwirthe und ihre Gehülfen, sowie für die Verehrer der höhern Gastronomie wird es sich als getreuer Rathgeber bewähren, der sie zu keiner Stunde, zu keiner Jahreszeit und in keiner Stimmung im Stiche läßt.

Heidelberg, April 1837.

August Oßwald's
Universitätsbuchhandlung.

Bei Leopold Voß in Leipzig erschien so eben:

Schutzmittel für die Cholera,

nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit.

Von Dr. Mises.

Zweite Auflage. 8. geh. 18 Gr.

Ed. Poeppig's Reise in Südamerika

in den Jahren 1827—1832.

Neue wohlfeile Ausgabe von 1837,

ohne Atlas.

2 Bände, $119\frac{1}{2}$ Bogen in gr. 4. auf Velinpapier roh mit 1 Charte 6 Thlr.

Leipzig, Verlag von Friedr. Fleischer und der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

Die Ueberzeugung, dass dieses allenthalben so ausgezeichnet beurtheilte und aufgenommene deutsche Nationalwerk noch eine viel weitere Verbreitung in öffentlichen und Privatbibliotheken, Lesezirkeln u. s. w. verdient und erlangen kann, als es durch den bisherigen Preis bedingt möglich wurde, gab Veranlassung, davon eine wohlfeile Ausgabe ohne Atlas zu veranstalten, welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist. — Die Ausgabe cartonnirt mit Atlas ist fortwährend à $13\frac{1}{2}$ Thlr. zu haben, sowie die Prachtausgabe mit Atlas auf chinesischem Papier zu 23 Thlr.

In der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dr. Fr. Hesekiel, Consistorialrath und Generalsup. Timotheus. Reden an Geistliche. Eine Sammlung amtlicher Ansprachen bei der Einweihung und Einführung in den Beruf des Pfarrers. Besonders für jüngere Amtsbrüder, Candidaten und Theologie Studirende.

12. brosch. 12 Gr.

Ch. W. Klötzner, Archidiakonus. Reden vor Gebildeten bei besondern Gelegenheiten, nebst zwei Gelegenheitspredigten.

gr. 8. brosch. 20 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Das beliebte Düsseldorfer,
auf zwanzigjährige Erfahrung gegründete,

Kochbuch.

Oder

Unterricht in der Koch- und Haushaltungs-Kunst.

Nebst Anweisung zur Bereitung von Getränken, zum Einmachen und Trocknen des Obstes und der Gartenfrüchte, Pflege und Wartung des Hausgeflügels, Mästung der Schweine, Kühe und Kälber, Butter- und Käse-Machen, Brodbacken, Bierbrauen u. s. w.

Von

Sophie Hölscher.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub. 216 Seiten in 8.
Gebunden. Preis 16 Ggr.

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu haben:

Trutz den ††† Frauen!

Von Dr. und Prof. Mannlieb. Mit 1 in Kupfer gestochenen Ehestandsthermometer. Geheftet 12 Ggr. oder 54 Kr.

Dieses Werk enthält die Aussprüche der gelehrtesten Männer aller Zeiten über den weiblichen Charakter und soll ein Schutz für alle Verheirathete sein.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emiliens

Stunden der Andacht
und
des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände

von

Dr. C. W. Spieker.

Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. mit Titelkupfer. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Druck von Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 102. — den 29. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Christen und Juden.

Es ist eine moderngeschichtliche Thatsache, daß der Rothschild vielen christlichen Potentaten die Gelder vorschießt, womit sie ihren christlich-romantischen Staatshaushalt bestreiten. Selbst der Himmelsschlüssel klopft bei des Juden goldenen Schlössern an, und bohrt und versucht, ob er wohl passen möchte. Und siehe! er paßt. Ich sage nichts, als was factisch ist, will nichts hören, nichts sehen und wiedersagen, als was sich wirklich begibt. Man hat als geschichtlich und nach dem Buche richtig herausgebracht, daß die Juden in Verhältniß zu ihrer Anzahl sechs Mal mehr Geld haben als die Christen. Wir Christen brauchen die Juden nicht, Gott behüte! das wäre unchristlich; wir brauchen nur ihr Geld. Aber da in dieser schlechten Zeitlichkeit das Geld doch eine gute Sache ist, so brauchen wir die Person um der Sache willen. Wir drücken christlich ein Auge zu über das böse Judenthum und borgen von ihm die gute Sache. An sich ist das Geld eigentlich ein Ding vom Uebel. Aber es geht uns mit diesem Dinge wie dem Gretchen mit dem Faust. Als sie etwas Unheimliches an ihm wittert, das ihren Glauben kreuzt, greift sie ihm doch mit Blicken der Liebe in sein dunkles chaotisches Haar und sagt zu ihm: Du lieber böser Mann! So geht es uns Christenleuten mit dem Gelde der Juden, wir sagen: Du liebes böses Ding! Ach, und wenn es darauf ankäme, wir würden, wie Gretchen, gern unsere Seele, unsere christliche Unschuld und unsern Frieden hingeben für das liebe böse Ding. Aber Rothschild und seine Leute verlangen dafür keine Unschuld, nur unsere Schuld, keine Seele, nur ihre Zinsen; sie sind keine Ehrabschneider, sie schneiden nur Coupons. Es gibt unter den Juden keinen Shylok mehr, der die Gelegenheit wahrnähme, seinen Haß zu lüften, und wenn man 3000 Ducaten von ihm verlangte, höhnisch spräche: Gestern schaltet ihr mich einen Hund und spiet auf meinen jüdischen Rocklor; wie soll' ich nicht fragen nun: Hat ein Hund Geld zu verleihen, kann ein Spitz aufwarten mit 3000 Dukaten? Es gibt keinen Shylok mehr, der ein Pfund Fleisch verlangte, wenn ihm der Schuldner verfällt. Es ist recht christlich vom Juden Rothschild, daß er nichts weiter verlangt als seine Zinsen. Aber während Rothschild so christlich an uns handelt, daß er uns sogar auf lange Zeit hin stundet, rotten sich in der Residenz die christlichen Schuster und Schneider zusammen, stecken die Köpfe an einander und sagen: Der Staat ist in Gefahr, wenn die Juden auch Handwerk treiben; das Christenthum muß gerettet werden, denn zu schustern und zu schneidern, ist ein Privilegium des Christenthums! Und sie setzen sich hin und schreiben mit Pfriem und Nadel eine Petition, und beweisen es aus der Bibel, daß die Juden nur zum Schacher taugten, und reichen die Bittschrift bei der Ständeversammlung ein. Es ist recht jüdisch von den christlichen Schustern und Schneidern, daß sie den Juden aus purem Brotneid das Handwerk legen wollen. Man kann hier nicht sagen: Schu-

ster, bleib bei deinem Leisten. Denn ein Schuster ist auch ein Christ und ein Staatsbürger; darum kann er schreien und Zeter rufen, wenn die Gefahr droht, daß sein Leisten unter den Juden komme, denn ein Jude sei zu schlecht für einen Schusterleisten. — O, ihr Kinder Israels! bleibet bei eurem Stolze! Besudelt euch nicht mit Pech, ihr seid zu gut für einen Schusterleisten.

Jede menschliche Dummheit hat ihren Gegenpol. Denn die Axe, diese Linie von Gebrechen und Thorheiten, um welche sich die Kugel der lieben Menschenerde dreht, will nun einmal ihre zwei Endpuncte haben, wo der Umschwung still steht und das menschliche Gehirn erfriert. — Die christlichen Schuster, Schneider und respective Kesselflicker wollten die Juden von den Handwerken zurückhalten. Da kommt ein christlicher Schulmeister, der sich Georg Stückrad nennt, weil er sich schämt, seinen eigenen Namen dazu herzugeben, und schreibt Stimmen der Minorität. Nein, schreit er, vom Handel müssen die Juden zurückgehalten werden, denn auf Wucher ging allezeit ihr Tichten und Trachten, die Geldgier war ihr Princip, der Schacher ihr Gewerbe, aus dem alle ihre Seelengebrechen erwuchsen. Man sollte, sagt der Mann der Minorität, die schärfste Gränze ziehen zwischen Judenthum und Handelsjudenthum. Wer den Acker baue, wer ein christliches Handwerk treibe, der sei emancipirt, der sei kein verdächtiger Zeuge mehr, der zahle kein Schutzgeld, der sei wählbar zu den Gemeindeämtern. Wer sich verpflichtet, den rabbinischen Zusätzen zu dem mosaischen Gesetze zu entsagen, wer die Sabbatsruhe nicht als Dispensation von menschlichen Pflichten benutzt, wer die Gemeinschaft mit einem Christen nicht als eine Verunreinigung ansieht, den emancipire man, dem gestatte man den Zutritt zu den Staatsämtern, der könne selbst durch das innigste aller Bande, durch die Ehe, sich den Christen anschließen. Die Handelsjuden aber emancipire man nicht, selbst von der unbedeutendsten Beschränkung nicht, selbst wenn sie noch so viel Politur affectiren, nicht. — O pfui, christliche Schulweisheit, wie viel Unklugheit affectirst du, wie viel Albernheit dichtest du den Juden an! Verzeiht mir, ihr Schuster und Schneider aus der Residenz, daß ich euch schmähte. Ihr wollt die Juden blos von den Handwerken zurückhalten, weil ihr klug genug seid, zu wissen, daß die Juden klüger sind als ihr, weil ihr wähnt, sie möchten euch überflügeln, wenn sie mit euch concurriren. Aber eines Schulmeisters Weisheit wird ganz närrisch, wenn sie meint, die Juden sollten vom Handel lassen. Ihr Kinder Korah, laßt euch nicht närren, für den Preis tauschet nichts ein. Laßt euch nur drücken, der Druck schnellt elastisch in die Höhe, wie jede gebückte Seele, wie jedes unter der Zuchtruthe gekrümmte Volk. Vor kurzem wolltet ihr in Schaaren nach Sibirien ausbrechen, um der starren Wüste ein Menschendasein abzugewinnen, das Eis des Nordens in ein Saatgefilde zu verwandeln, die harten Felsen mit den Schweißtropfen eurer Stirn zu erweichen. Ein Machtgebot hat es gehindert, ihr sollt kein Terrain gewinnen, ihr sollt blos Handel treiben. Aber seid nur getrost, der Handel bezwingt die Welt und eure Goldadern laufen schon durch das wurmstichige Gebäu voll erwiseliger Herrlichkeit. Es gab einen alten griechischen Weisen, der lehrte, in den Poren der Welt säßen die Götter. Nicht also, in den Poren der europäischen Erde sitzt das Gold der Juden, das die bösen Lücken füllt.

Ihr schmäht, daß wir den Blick zum Mammon wenden;
Wie wir ihn suchen, suchet ihn auch ihr!
Nur tappt ihr plump nach ihm mit schweren Händen,
Mit leichter Wünschelruthe winken wir!

Verachtet mich, doch will Triumph ich stimmen!
Zertritt mich, Christ, wie einen Wurm der Flur!
Muß ich mich unter deinen Sohlen krümmen,
Ist's doch vor Schmerz nicht, nein, vor Wollust nur!

Voll Lust ja denk' ich's unter deinen Füßen,
Wie deines Priesters halb du bist, halb mein;
Wie wir uns Beid' in dich zu theilen wissen:
Sein soll das Jenseits, mein das Diesseits sein!

Ich denk's, daß meines Volks ein Mann darf winken,
Und Demant und Juweel, entfärbend sich,
Aus deines Königs stolzer Krone sinken,
Der dich auch treten kann, so wie du mich!

Braus't hoch zu Roß dahin, im Goldesschimmer,
In Purpur wallend, schwingend das Panier!
Ich lieg' im Koth, und weiß, ihr seid nicht immer
So stolz, und bückt euch noch herab zu mir!

Entfalt', o Christenstaat, dein Prunkgefieder,
Und schlag' dein schimmernd Farbenrad als Pfau!
Des Regenbogens Leuchten spiegle wieder,
Des Sternenhimmels Funkeln gib zur Schau!

Gern mag der Pfau im Sonnenglanz sich blähen,
Doch schämt er seines ekeln Fußes sich!
Ich bin der Fuß, magst ihn mit Scham besehen,
Doch trägt nur er dein Prunkgebäud' und dich! —

So läßt Anastasius Grün seinen Juden reden*), jener Faust Oesterreichs, der tief sinnende, edle Sänger,

*) Im Schutt. 2e Auflage. Leipzig. Weidmann'sche Buchhandlung.

der in seinen fünf Ostern den Wandel der Christenwelt schildert, und die fünfte Osternacht als einen Tummelplatz der allgemeinen Menschenliebe, als ein Paradies der Glückseligkeit in die Zukunft der kommenden Geschlechter hineinverlegt. Schon um dieser schönen Schwärmerei willen ist die Liebenswürdigkeit dieses Dichters für Zeit und Nachwelt gesichert. Alle Zwischenlagen der Geschichtsentwickelung, alle Flötzgebirge der Gegenwart und die Steinschichten, die sich noch vor eine solche goldne Zukunft drängen, überspringt der beflügelte Sinn des Dichters, er lehnt sich weit über die Zeiten hinaus und badet seine Hand im goldenen Saum der Wünsche, die den Horizont der Weltgeschichte umschweben.

Dieser christliche Dichter träumt eine Zukunft, wo sich alle Religionsbekenner zu einer großen Verbrüderung der Menschheit umarmen. Bevor aber die christliche Liebe nicht das Lied anstimmt: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ — mögen die Juden nur immer auf ihre Weise zwischen ihren Geldsäcken heimlich summen: „Seid umschlungen, *ihr* Millionen, denn *euch* gilt der Kuß der ganzen christlichen und unchristlichen Welt.“ So lange die Christen jüdische Verfolgung üben, als sei ihr Gott der Gott des Zornes, so lange werden schwerlich die Juden christlich werden. Und doch regt sich im Judenthume schon jetzt mehr Christliches, als man denken sollte. Mit dem Fortschreiten der gesellschaftlichen Bildung trat der Jude als Person hervor, er ergab sich der Kunst und Wissenschaft und trat in den Ideenkreis der modernen Welt. Er blieb nicht stehen bei der sentimentalen Philanthropie jenes Schema, er ging über die allgemeine Menschenliebe jenes milden, weisen Nathan, wie ihn Lessing schilderte, hinaus, verließ seine Sphäre und griff selbstthätig und mit glücklichem Talent in die Gebiete des geistigen Lebens der Christen ein. Freilich stehen Börne und Heine wie Gottesgeißeln an der Schwelle dieser jungen Zeit. Ein witziger Engel der Rache Gottes stand Börne seinem Jahrhundert gegenüber und hielt ihm mit felsenfester Hand, mit der unerschütterlichen Treue seiner reinen tiefen Seele die Flammenschrift ganz einfacher Menschenrechte vors Auge. Unerbittlich war das Schwert seiner Rede, er kannte keine Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schwachen; unbekümmert, wie dem leidenden Jahrhundert beizuspringen, schrie er nur immer lauter und lauter über die offenen Wunden der Menschheit; seine Rede klang zuletzt wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Eben deshalb, sagte man, habe sich Börne eigentlich doch verrechnet; allein um dies zu sagen, müßte man erst die Zeit bestimmen, mit welcher in seiner Rechnung der Abschluß zu machen sei. — In andern Gebieten regten sich andere Talente des Judenthums, um in die christliche Kultur einzugreifen; die Christen hatten vergessen, dem Juden die Welt der Kunst zu verschließen. Das Judenthum fing an zu musiciren. Meyerbeer bringt Katholicismus und Protestantismus auf die Bühne und zerreibt die Gegensätze mit Pauken und Trompeten an einander; nicht der Wille, sondern sein Instinct und sein raffinirendes Talent nöthigen ihn dazu, die religiösen Elemente zu musikalischen Zwecken abzunutzen. Mehr einseitig jüdische Opposition wird in Halevy's Oper laut; in der kreischenden Leidenschaftlichkeit seiner Musik wird das Judenthum fanatisch, weil er Franzosen als Publicum vor Augen hat. Aber von früh auf ganz im Schooße germanischer Zustände erwuchs ein anderes musikalisches Talent. In der Zelter'schen Schule mit den Melodien des christlichen Kirchenthums genährt, schuf Mendelssohn-Bartholdy, von Indifferentismus und Erbitterung gleich fern, jenes Oratorium Paulus, in welchem die Bezwingung der Leidenschaften der Welt durch die Religion der Liebe und deren milde Verklärung das musikalische Thema abgab.

So wurden zu einer großen allgemeinen Verbrüderung der Menschen auf vielfachen Wegen Zwischenstufen der Annäherung herbeigeführt; was Kunst und Wissenschaft hierzu beitragen können, geschah und geschieht auf vielfache Art; die Menschheit ruht nicht, ihren Zielen entgegenzugehen, und wo sie nicht gehen darf, da schleicht sie. Aber in der Gesellschaft der Juden selbst ergibt sich hier und da ein kriechendes Anschmiegen an christliche Formen, ein oberflächliches Ignoriren der immer doch gesonderten Existenz, als wären die Gemüther durch die fortgesetzte Reihe der Demüthigungen, deren Ende noch nicht abzusehen, langsam mürbe geworden, als seien sie eben so unlustig, kraft der natürlichen, heiligen Menschenrechte zu opponiren, als unfähig, die tiefere Einigung des Gemüthes zu suchen. Wo aus dem Judenthume eine Persönlichkeit offen heraustritt, sich in christliche Kunst oder Wissenschaft vertieft und so in dem Anschmiegen an die Culturinteressen des Jahrhunderts Genugthuung findet: da darf man sicher ein solches Ereigniß als ein glückverheißendes begrüßen. Aber in der großen Menge beginnt ein blos äußerliches Huldigen des christlichen Herkommens, ein seichtes Wohlgefallen an den Gebräuchen der christlichen Satzung; und wo bisher den Juden am meisten die Anerkennung persönlicher Würde eingeräumt war, in Preußen, ist dieser schlaffe Indifferentismus am meisten ersichtlich. Ein gebildeter jüdischer Berliner ist ein ganz selt-

sames Ding. In einer krystallisirten Kruste von Politur steckt sein eigentliches Wesen wie vergraben. Entweder hat er Hegel studirt und glaubt damit den Leuten genug gethan zu haben, um sie zu zwingen, sein Judenthum zu vergessen. Oder er ästhetisirt, und macht mit Mondscheinliedern den Leuten weis, er sei ganz aufgelöst in christliche Denkungsart. Ein gebildeter Banquier geht gar nicht mehr ins Theater, wenn Lessing's Nathan auf den Bretern erscheint und die tiefe Milde der Humanität predigt; er will gar nichts mehr von Emancipation hören und freut sich nur ganz im Stillen, daß Börne der Schrecken der Welt, Heine ihr Abgott war und Meyerbeer viel Glück macht. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Mainz im Mai.

[Guttenbergs-Statue, Theater.]

Die Gutenbergsstatue ist endlich innerhalb unsrer Mauern; sie ist dieser Tage aus Paris angekommen, und alle Welt strömt nach dem Gutenbergs-Platze, um, wo nicht die Statue, doch den ungeheuren Behälter, worin sich dieselbe befindet, zu sehen. Unbeschreiblich ist im Augenblicke der Enthusiasmus für die Angelegenheit des Denkmals! Auch das Basrelief des Denkmals, dessen Ausführung nach Thorwaldsen's Modell der Kunst-Verein zu Frankfurt auf seine Kosten unternommen hat, ist so eben hier angekommen. Es stellt den Moment der Druckerfindung darz Gutenberg, sitzend vor einem Tische mit Typen und Lettern, reicht dem ihm gegenüberstehenden aufmerksamen Schöffer eine Matrize als den Inbegriff des Drucks mit beweglichen Buchstaben hin. Ganz besonders schön ist die Figur Schöffer's. Nun fehlt nur noch das kolossale Piedestal, um unverweilt das Monument aufzustellen. Weil dieses aber erst in etwa sechs Wochen hier eintreffen kann, mußte die Inauguration des Denkmals vom 24. Juni auf den 25. August d. J. verschoben werden. — Anlangend das Gelungensein des Erzgusses in der Werkstätte Crozatiers, so kann ich Ihnen einige Stellen aus zwei Schreiben, von dem berühmten Bildhauer David, und dem Professor Reigner aus Paris an die Gutenbergs-Commission dahier gerichtet, mittheilen, die sich über das bereits in unserer Stadt befindliche Werk äußerst lobend aussprechen. Hr. David schreibt unter andern: „Ich schätze mich glücklich, dem Talente dieses geschickten Gießers das gerechte Lob ertheilen und bestätigen zu können, daß er sich an diesem Werke seines Rufs würdig bewiesen, und mit seltnem Glücke und mit der größten Treue die Schöpfung des berühmten Meisters (Thorwaldsen's) in Erz nachgebildet, und ihr so Festigkeit und Dauer für eine lange Zukunft gegeben hat. Wenn andere Gießer von der Ciselirung Gebrauch machen, welche dem Bildwerke eine Glätte gibt, die dem Auge schmeichelt, durch welche aber, wenn sie einem unerfahrnen Arbeiter anvertraut wird, die Form des Modells wesentlichen Abänderungen ausgesetzt ist, so verschmäht Hr. Crozatier diese Behandlungsweise, und gerade dieses gibt seinen Arbeiten in den Augen der Künstler den großen Vorzug, der sich an der Statue von Gutenberg, welche der reinste Abdruck des Modells ist, so glänzend bewährt." Hr. Reigner, Professeur des humanités au Collége de St. Louis in Paris, der sich mit außerordentlicher Liebe und Uneigennützigkeit den Angelegenheiten unsrer Gutenbergs-Commission zu unterziehen die Gefälligkeit hatte, schreibt unter andern Folgendes: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr ich bei meiner letzten Anwesenheit in der Werkstätte des Hrn. Crozatier von diesem Meisterwerke ergriffen wurde. Es war unmöglich, etwas Vollkommneres zu liefern! Besonders ist der Kopf der Statue bewundernswürdig, an welchem der hohe Geist des großen Mainzers und die ganze Zukunft seiner Erfindung so kräftig ausgeprägt ist." Wir können es der Commission gar nicht genug Dank wissen, daß sie, ihrem gleich anfangs gefaßten Grundsatz getreu, sowohl das Modell, wie den Erzguß und alle übrigen Arbeiten für das Denkmal in Meister-Hände legte. Keine Kosten durften gescheut werden, um das Andenken Gutenberg's zu verherrlichen, damit die kommenden Jahrhunderte erkennen mögen, daß wir die weltgeschichtliche Bedeutung der unsterblichen Erfindung Gutenberg's wohl zu würdigen verstanden! Unsere Rheinstadt, läge sie auch nicht auf classischem Boden, und wäre ihre Local-Geschichte auch nicht so innig und fest mit der Universalgeschichte Deutschlands verwebt, sie bliebe unsterblich für alle Jahrtausende durch den Mann, dem sie nun am 25. August 1837 dieses herrliche Denkmal setzt. —

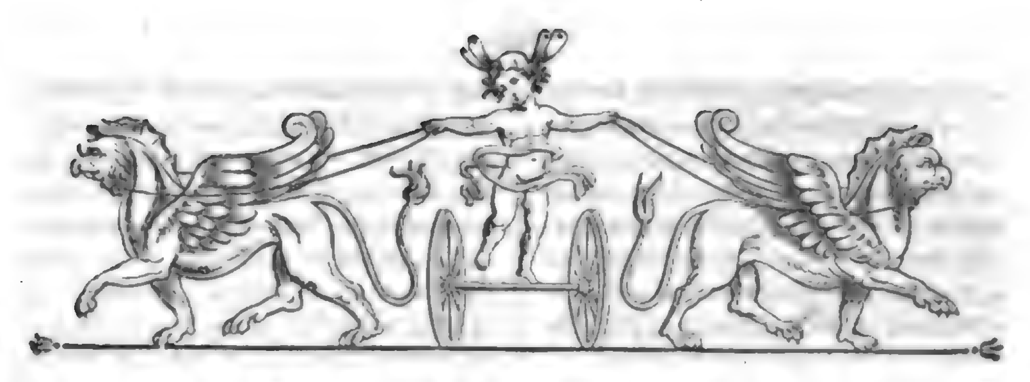
Im Augenblick gastirt Wild auf unsrer Bühne. Es ist noch immer der unvergleichliche, dramatische Sänger von einstens. Ist diese Stimme wirklich unverwüstlich! Wahrlich, wer vor achtzehn Jahren diesen Sänger bewunderte, und findet seine Leistung noch heute eben so bewundernswürdig als damals, ist versucht, zu glauben, hier vermöge die Zeit und ihr vernichtender Zahn nichts, weil diese Klänge unter besonderer Obhut der Musen stehen. Wir haben ihn als Sampa und Othello gehört. — Außer Wild und Reichel war in dieser Saison kein Gast von irgend einer Bedeutung auf unsrer Bühne und was erschien, war stets von unsrem stehenden Personal überragt. Ueberhaupt bot das Theater in dieser Saison einen sehr trüben Anblick, und das Repertoir war ohne allen Charakter. Ich begreife die Direction nicht. Sie hätte mit den Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, dem Publikum Gutes vorführen, und ihre Kasse dabei wohl versehen können. Wie kam es, daß sie beides versäumte? Woher diese Lethargie bei dem sonst so eifrigen und verständigen Director Remie! — Was endlich ist von den Novitäten zu sagen, die uns diesmal geboten wurden? Es waren Brocken von der Tafel der neuern französischen Bühne, die selbst nur sparsame und äußerst schlechte Kost gibt, die höchstens gut genug ist für eine französische Verdauung! Nichts als Uebersetzungen aus dem Französischen, und diese schlecht, und schlecht gewählt! Es ist ein Jammer! Sind wir Deutsche denn wirklich so ganz arm an dramatischen Novitäten, und, wenn wir es sind, warum verachten wir so sehr das gute Alte, woran wir nicht arm sind?! Gewiß, die heutige deutsche Bühne ist so räthselhaft, daß sie viel Stoff zum Nachdenken gäbe, wenn sie noch des Nachdenkens werth wäre!

Notiz.

[Lady Morgan.]

Das Magazin für die Liter. des Ausl. meldet, daß Lady Morgan erblindet ist und seit einiger Zeit sich behufs einer Operation in London aufhält. Sie soll sich nicht in den glänzendsten äußeren Umständen befinden und von dem Whig-Ministerium, das ihr allerdings, vermöge ihrer liberalen Gesinnung und ihres frühern Einflusses auf das Publikum, gewisse Verpflichtungen hat, zu einer Staatspension in Vorschlag gebracht werden.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 103. — den 30. Mai 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ihrer Hoheit
der Durchlauchtigsten Prinzessin
Helene,
Herzogin von Mecklenburg-Schwerin,
verlobter Kronprinzessin von Frankreich.

Weimar am 18. Mai 1837.

Der Tag erscheint; wie ätherklar sein Prangen!
Wie blüthenfroh, wie sonnig das Gefild!
Ein Lenz aus Norden naht, von Huld umfangen,
Die Königsbraut, wie Maienlüfte mild.

Was sind Juwelen, demanthelle Spangen,
Wo Ihre Anmuth Alles rings erfüllt?
In diesem Blick, dem Frühroth dieser Wangen,
Mahnt uns der theuren Mutter hehres Bild!

So fahre wohl, und jenem schönen Lande,
Fortan das Deine! trage deutschen Sinn
Und unser Herz und unsre Treue hin:

Zwei große Völker, geist- und ruhmverwandte,
Versöhne Du, nach langen Sturmeswogen,
Als Friedensstern, als sanfter Irisbogen.

Fr. Peucer.

Fleury. — Condorcet. — Tilly.

Der kürzlich in Paris erschienene vierte Band der Memoiren von Fleury enthält, gleich den frühern, einen Reichthum schätzbarer und angenehmer Schilderungen aus dem Leben des großen Schauspielers, der so lange Zeit eine Zierde der französischen Hauptbühne war. Die gesellige und literarische Welt, besonders aber die Theaterwelt, wie solche im Anfange und unter den Einflüssen der Revolution sich verhielt, wird uns hier lebhaft vorgeführt. Der persönliche Standpunct Fleury's, und daß er alles auf sein Fach, seine Kunst und sein Verhältniß bezieht, gibt seinen Mittheilungen ein eigenes Interesse, und macht sein Buch geradezu lehrreich für Alle, welche mit diesem Fache näher zu thun haben, ohne daß die Anziehung für andere Leser dabei zu leiden hätte. Wir können uns bei diesem Anlasse des Bedauerns nicht erwehren, daß wir in Deutschland bis jetzt nichts diesen Memoiren Aehnliches aufzuweisen haben; denn die Lebensgeschichte des Schauspielers Brandes, die Nachrichten von Meyer in Bramstedt über Schröder, sind nach einem allzuengen Zuschnitt, auch war die Zeit, welcher jene Schilderungen angehören, noch nicht reif und gebildet genug. Fleck oder Iffland, oder Schröder selbst, aber mit aufrichtiger Ausbreitung und Ergiebigkeit, hätten solche Darstellungen liefern müssen! Diese Männer hätten allenfalls mit unserm Autor an freiem Ueberblick, eigenthümlicher Auffassung und guter Beurtheilung ihrer eigenen und der sie umgebenden Kreise glücklich wetteifern können. Vielleicht finden sich Jetztlebende angeregt, in dieser Bahn ihre Kräfte zu versuchen. Einstweilen empfehlen wir allen Genossen und Freunden der Bühne die Memoiren von Fleury, und liefern zur Probe seiner Darstellungsart und Behandlung eines der vielen Bilder, die er von Menschen und Zu-

ständen so bezeichnend zu geben weiß. Er spricht von dem Gesellschaftskreise der Frau von Sainte-Amaranthe, die Revolution hat schon angefangen, und zwei vornehme Herren, entgegengesetzter Meinungen und Ansichten, stellen sich dort einander gegenüber; es sind diese der Marquis von Condorcet und der Graf von Tilly, letzterer derselbe, der uns auch kürzlich in „der Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel" begegnet ist. Wir lassen nun Fleury reden:

„Der Marquis von Condorcet war kein täglicher Besucher des Hauses, und bisweilen vergingen Monate, ohne daß man ihn sah; wenn er aber kam, so wußte er seine Gegenwart so entschieden darzuthun, daß man ihm noch danken mußte, nur so wenige Stunden uns zu widmen. Ich habe mehrere seiner glänzenden Sprudelreden mit angehört, die wohl mehr zu seinem Rufe beigetragen haben, als seine Schriften. Er war das Muster eines literarisch-gebildeten Vornehmen, und verstand, wie kaum ein anderer, die Unterhaltung im lässigsten Tone zu führen, ohne darin die geringste Nachlässigkeit zu gestatten. Ein eigenthümlicher Gedanke, den er sich in den Kopf gesetzt hatte, gab seinem Geiste einen besondern Schwung; er glaubte an die unendliche Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts und zweifelte nicht, daß der Mensch es zu einer Art von Halbgott bringen werde; zur Unsterblichkeit, Weniges abgerechnet; zur höchsten Vollendung, etwas bedingt nur! Nach einem Erziehungsplane, der aber noch erst aufzufinden war, wurde aus jedem Individuum ein Voltaire; nach einer Lebensweise, die er in Umrissen angab, mußte jedes Kind ein Herkules, jeder Greis ein Methusalem werden; und alle diese herrlichen Verbesserungen begannen — mit der Einnahme der Bastille!"

„Champcenetz spottete in seiner gewohnter Weise über diesen philosophischen Traum, und behauptete, wenn die Menschen nicht sind, wie sie sein sollten, so müsse man annehmen, sie sollten nicht anders sein. Der stärkste Einwand gegen die Möglichkeit meines Systems der Vervollkommnung ist Champcenetz selber! sagte dann Condorcet."

„Doch sein stärkster Gegner, und gewiß sein erfolgreichster, war der Graf von Tilly, den man in der Gesellschaft nur den schönen Tilly nannte. Ich hatte meine Lust, beide im Kampfe gegen einander zu sehen; meistentheils schien mir Tilly Recht zu haben; aber Condorcet glänzte dann nur um so mehr, und gleichwohl sprach dieser einzig um zu überzeugen, während jener nur um zu glänzen das Wort ergriff."

„Aber was für schöne Sachen auch prophezeihte Condorcet! Die Vorspiegelungen seiner Zauberlaterne waren so verführerisch! Seine neue Welt zeigte eine so vortheilhafte Verschiedenheit gegen die unsere, alles erschien bezaubend! Die Weiber, wie waren sie schöngebildet, gut und getreu! Die Männer, wie groß, edel, imposant! Und nun gar unser Frankreich! Niemals hat Mohammed ein halbes Viertel der Herrlichkeiten geträumt, welche Condorcet zwischen dem Rhein und den Pyrenäen hervorrief! und dieses Musterland war bestimmt, den Nationen ein so gutes Beispiel zu geben! Ganz gebraten kamen die Lerchen der Civilisation, der Literatur, der Kunst, des Ackerbaus; alles wuchs groß empor: welche Menschen! aber auch welche Blumen! welche Früchte! man konnte ein jetziges Dessert gar nicht mehr ansehen. Die Kirschen wurden wie Pfirsiche, die Pfirsiche so groß wie Melonen, und für die Sonne, welche dies Alles reifte, war Condorcet freigebiger als der erste Schöpfer: er vergrößerte ihre Scheibe und vermehrte ihre Strahlen."

„Tilly zertrümmerte dieses ganze schöne Weltgebäude; er blies diese Luftschlösser wie Kartenhäuser um. Und darf ich es gestehen? es that uns leid: warum? Vielleicht, weil Condorcet's Art und Weise, Unrecht zu haben, ihren Reiz ausübte, dagegen die Art und Weise Tilly's, Recht zu haben, einiges Mißvergnügen zurückließ."

„Von Condorcet ist vielfältig die Rede gewesen, und in unserer Geschichte gebührt ihm ein Platz unter den Männern, die sich mit großen, aber unanwendbaren Ansichten getäuscht haben. Aber Tilly's hat man noch gar nicht erwähnt, und dies wundert mich; denn unter den Opponenten der damaligen Zeit ist er eine Koryphäengestalt, und verdient in seiner Eigenheit gekannt zu sein."

„Tilly hatte wirklich Geist, obgleich er darauf ausging und sich zu viel damit wußte; über Meinungen sowohl als über Thatsachen sollte man seinem Ausspruch immer beipflichten. Die Weiber hatten ihm eine große Eitelkeit angebildet, und er dabei ansehnlich mitgeholfen. Er ging etwas aus den Hüften, etwas aus den Schultern hervorschreitend; sein Haar trug er von Stirn und Schläfen weggestrichen, um der Begeisterung eine freiere Stätte zu gewähren. Seine Wäsche war etwas zerknittert, seine Weste ein wenig gelöst; bisweilen, im Zimmer, setzte er wohl aus Versehen den Hut auf, wie ein Herrscher, der sich der Krone nicht entwöhnen kann; den Daumen in der Hosentasche und die übrigen Finger draußen, trommelte er den Takt der Melodie aus der Karavane: „Vainement Almaïde encore," während sein großes schwarzes Auge rings alle Frauen musterte: Al-

maïdo war der ganze Kreis, die Alten ausgenommen. Wenn er sprach, durfte man nur Zuhörer sein, und er sprach immer. Wenn er einem sagte: „Ich habe mit dem und dem ein Gespräch gehabt," so konnte man sicher sein, daß er „dem und dem" nur einen Monolog vorgetragen. Schade, daß er seine Geistesfülle durch eingeflochtene Maximen und seine Munterkeit durch Sentenzen verdarb! Er ordnete den lustigsten Unterhaltungstext methodisch in drei Theile, und endigte gern mit dem philosophischen Thema: die Leerheit der Vergnügungen und die Gewißheit des Todes; ungefähr wie es seitdem in den fröhlichen Gesängen der Liedertafel du caveau Gebrauch geworden, wo die Strophe von der Parze niemals fehlt. Er gab seinen Zuhörern am häufigsten Vorstellungen seiner selbst; allein er gab dem Schauspiel nicht Abwechslung genug. Niemals ließ er die nachstehende Reihefolge fehlen: oberflächlich leicht, und gründlich tief; anfangen in der Weise des Gentil Bernard, endigen in der des Montesquieu; aus dem Requiem den Schwanz eines Vaudeville machen; im Anfange des Gesprächs die Schellen klingen lassen, um zum Schlusse die Sturmglocke einer Feuersbrunst zu läuten. Mein Maler hatte ihm zum Wappen einen Schmetterling über den Pyramiden flatternd ausgedacht."

„Und gleichwohl durfte Tilly sich mit Recht rühmen, einen starken Kopf, und vor allem einen starken Charakter zu haben. Als Mann von Entschlossenheit und Muth würde er, wenn er nicht nach dem Vorbilde des Chevalier von Grammont die Naserei gehabt hätte, zu seinen höheren Ansprüchen den eines Liebeshelden zu fügen, ohne Zweifel bei Hof mehr Eingang und Vertrauen gefunden haben, indem er seinen Plan vorlegte, wie man dem Fortschreiten der tollen Revolutionsmänner kräftig zu begegnen hätte. Sein Entwurf war allerdings ein rechter Entwurf von Dreinschlagen, allein, wenn überhaupt einer möglich war, war vielleicht dieser der einzige: Bonaparte hat es bewiesen. Tilly rechtfertigte seinen Plan bei dem Könige in gewohnter Weise durch eine Schlußmaxime: „Wenn man im Detail zu gut gewesen ist und alles hat geschehen lassen, so muß man im Großen böse sein, um alles wieder in Ordnung zu bringen." —

Späterhin läßt unser Autor den Grafen von Tilly nochmals in einem merkwürdigen, durch Erzählung wunderlicher Dinge ausgestatteten Gespräch als erklärten Widersacher Mirabeau's auftreten und läßt genugsam durchblicken, daß er Tilly'n nicht für zu gering halte, um dem Riesen der Revolutionsbühne in mancher Hinsicht entgegenzustehen; allein wir dürfen uns mit gutem Grund erlauben, hier von dem Autor abzuweichen, und bei aller Achtung vor dem Muth und Talente Tilly's doch zu meinen, daß er selber durch seine Lebenswendung am richtigsten seine Fähigkeiten abgeschätzt habe, und in seinen galanten Ansprüchen bei weitem mehr als in seinen politischen gegründet gewesen sei! —

Wie der Einfluß der Revolution auf die Theatersachen wirkte, welche Verwirrung, Verlegenheit und Spaltung er hier verursachte, das erzählt Fleury sehr anziehend, und mit einer lebhaften Parteinahme, die man ihm gern verzeiht. Ungemein belehrend ist alles, was er über die Ausübung seiner Kunst, ihre Verhältnisse, ihre Schwierigkeiten und Vortheile sagt. Die ausführliche Nachricht in dem vorletzten Bande, wie er sich zu einer Rolle, Friedrich den Großen darstellend, vorbereitet und die ungeheuren Schwierigkeiten dieser Aufgabe glücklich bemeistert habe, gehört zu den köstlichsten Mittheilungen dieser Art, und dürfte ihr nicht leicht Aehnliches an die Seite zu setzen sein.

Christen und Juden.

(Beschluß.)

Die jüdischen Elegants umflattern wie aufgelöst die blonden Hofrathstöchter oder machen mit witzigen Flatterien den Damen von der Garde die Cour und reiben sich nachträglich mit Triumph die Hände, wenn es ihnen gelingt, für ebenbürtige Cavaliere zu gelten. Niemand freute sich mehr über den Tod des famosen berliner Bleistiftjuden, als die jüdischen Elegants, und dem kleinen Rabbi mit dem breiten Krempenhute und dem weißen Kinnbarte, der vor Jahren durch die Straßen trödelte, wichen sie beschämt aus. Sie wollen es gar nicht gehabt haben, daß sie Juden sind, und wenden sich erröthend ab, wenn ein blonder Christ die morgenländische Schönheit einer Tochter Zions preist, und in Schwärmerei geräth über das dunkle Incarnat und die Jeanpaul'sche Gluth eines jüdischen Auges.

Hieraus ergibt sich denn manche Verwirrung, viel Unglück und viel Lächerliches. Ein echter Jude läßt nicht ab von seinem Glauben an die Menschheit, er strebt dem Bewußtsein der kommenden Jahrhunderte zu, ohne sein Erbtheil zu verläugnen; so wie ein echter Christ seinen Glauben an das Christenthum festhält, das die Spaltungen der Parteien überdauert. Aber jene Verwirrung auf der Oberfläche der Gesellschaft greift freilich mitunter auch tiefer ein und stört das Verhalten des Einzelnen, des Begabten,

der nach dem Bewußtsein der Zeit ringt. Jacoby hat in seinen Klagen eines Juden den alten Graus der jüdischen Empfindsamkeit wieder aufgewühlt; es ist ein Zeter voll störrischer Sentimentalität, von dem sich jeder edle, klargewordene Jude abwendet. Wenn Jacoby das Unglück des Judenthums wirklich so tief fühlt, und für die Aufgabe der Menschheit, dies Weh langsam zu sühnen, ganz verschlossen ist, so erscheint er mir sehr bedauernswerth, und ich mahne ihn an den Gesang jenes christlichen Dichters, der inmitten einer gegenwärtigen Verworrenheit das Gefühl für die Zukunft hegt und pflegt. Ich habe mich nicht weiden können an dem Talent, womit hier im Rhythmus der altbiblischen Prophetie ein Wehe ausgerufen wird über die ganze moderne Welt. Aus der reichen und oft mächtig brausenden Diction dieser Psalmodie blickt ein ziemlich dürres und durchlöchertes Glaubensbekenntniß hervor. In dieser quälerischen Emphase, die der Psalterpoesie des alten Testaments abgenöthigt ist, liegt eben so viel Verrath am Judenthume, wie an dem Heil der Völkerentwickelung. Wer den Geist des alten Judenthums heraufbeschwört, hat die Berechtigung, dem Zorne Sprache zu leihen, und ich halte es an dem liebenswürdigen Bendemann für eine zaghafte Schwäche, daß er in seinem Jeremias nicht die Größe des Prophetenzornes, sondern die Hinfälligkeit der elegischen Wehmuth malte. In den Juden vor Babylon war diese Seite des Judenthums schon zum Ausspruche gebracht: warum ist die Hand des Malers zu furchtsam, um der Welt den zürnenden Propheten vorzuhalten? Der Künstler hatte diese Berechtigung, ja sogar die Aufgabe, sobald er einmal den Schmerz seines Volkes zum Thema wählte. Herr Jacoby übernimmt nun die Rolle des zornigen Juden. Aber der Maler ruft eine bestimmte Gestalt im Sinn der Vergangenheit herauf, und der gewandte Redner, der Dichter spricht im Geiste seiner Gegenwart und sieht einer Zukunft ins Angesicht. Wenn er sich nun dennoch vom Sinne seiner Zeit trennt, vor der beginnenden Versöhnungslust seines und des kommenden Jahrhunderts sich verschließt, und gewaltsam die Stimmen der schlafengegangenen Väter für seine Mitwelt erweckt, so wird sein ganzes Klaggeschrei nichts als eine Caricatur. Es ist in diesen Klagen viel Gewimmer einer sklavisch gefesselten Seele, aber der zurückgehaltene Stolz der gebeugten Creatur schnellt sich auf Augenblicke in die Höhe, und während Jacoby den Schmerz der Juden für einen ewigen, unsühnbaren ausschreit, verkündet er zugleich der germanischen Welt den Untergang. Dies ist der Verrath an der germanischen Natur. Wir theilen ihn nicht, wir haben keinen Sinn für diesen Aufschwung des Zornes, und stellen bei den gegenwärtigen Zuständen die Lauterkeit dieses Schmerzes in Zweifel. Hr. Jacoby ist ein falscher Prophet, und ein eben so falscher Dichter, als Anastasius Grün ein echter ist. Wie sich Herr Jacoby mit seiner Gegenwart abfindet, ist mir gleichgültig, aber was er als seine Zukunft gibt, ist jedenfalls erlogen. Den Glauben an die Gegenwart kann er uns verkümmern, aber die Zukunft lassen wir uns nicht verfälschen. Wir glauben an eine allgemeine germanische Völkerentwickelung, wir glauben an eine Sühne für den Völkerschmerz. Die Menschheit hat an den Juden ein jahrhundertlanges Unrecht wieder gut zu machen; sie wird die Schuld abtragen, denn die Weltgeschichte blieb nie etwas schuldig. K.

Notizen.

[Friedrich Rückert.]

Am 16. Mai feierte in Leipzig eine Anzahl Freunde der Rückert'schen Muse das 48ste Geburtsfest des Dichters. (Rückert ist 1789 zu Schweinfurt am Main geboren.) Ein begeisterter Freund recitirte eine Menge Rückert'scher Gedichte, zahlreiche Lebehochs galten dem Gefeierten als Dichter und Mensch. Man hatte dem Sänger einen silbernen Pokal übersandt, den er am Tage der Feier erhielt.

[Saintsimonisten.]

Die Allgemeine Zeitung macht darauf aufmerksam, daß viele Saintsimonisten jetzt an der Spitze conservativer Journale ständen. Jules Lechevalier ist Redacteur des Paix, ein anderer Saintsimonist leitet mit Fonfrède das Journal de Paris, und Michel Chevalier, einst das gewandteste Organ des Saintsimonismus, führt bekanntlich ein großes Wort im Journal des Débats.

[Rheinlands Sagen.]

Die Sagen, Geschichten und Legenden des Rheinlands, herausgegeben von Alfred Reumont, erscheinen in Cöln bei Kohnen in 4 Lieferungen. Zwei davon mit 4 Stahlstichen liegen vor uns. Die Stiche geben zu wenig Erinnerungstafeln an den Sagenkreis, aber Bilderreihen von Rheinscenen hat man schon genug, und hier bietet sich die Erzählung als Hauptsache. Im schlichten anmuthigen Sagenstyl werden uns die mittelalterlichen Novellen des Vater Rheins vorgeführt. Pfalzgraf und Kaiserstochter, Drachenfels und Rolandseck, die Brüder, die Lore-Ley, die sieben Jungfrauen, der Pfalzgrafenstein, die Schwanenritter, St. Gertrudens Minne, die Solinger Klingen, der Dombau zu Cöln, und alle jene Sagenstoffe, deren Denkmale uns links und rechts auf der Rheinfahrt zur Schau liegen, sind hier in kurzen Erzählungen aufgeführt. Manche davon sind von der Feder des beliebten Novellisten A. L. Beer.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1836, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Adernson, E., die Regenwürmer auf den Feldern der orientalischen Numismatik. gr. 8. geh. 8 Gr.

Agardh, C. A., Icones algarum europaearum. Représentation d'algues européennes suivie de celle d'espèces exotiques les plus remarquables récemment découvertes. Livr. 4me et dernière avec 10 planches coloriées. gr. in 8. 1 Thlr. 16 Gr.

*—, J. G., Synopsis generis Lupini. Acced. tabb. II. lithogr. 8. Lundae, 1835. geh. 16 Gr.

*Barkow, J. C. L., Disquisitiones neurologicae. Acced. tabula lith. 4. Vratislaviae, 1836. 6 Gr.

— —, Monstra animalium duplicia per anatomen indagata. Habito respectu ad physiologiam medicinam forensem et artem obstetriciam. T. II. et ultimus. 4 maj. cart. 4 Thlr. 12 Gr. (Tom. I. Acced. tabb. 15 aen. 1828. 5 Thlr.)

*Bericht an S. M. den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1835. gr. 8. St. Petersburg, 1836. geh. 6 Gr.

Berthier, P., Handbuch der metallurgisch-analytischen Chemie. Nach d. Franz. bearbeitet und mit Zusätzen u. eignen Erfahrungen vermehrt von C. M. Kersten. 2r und letzter Band, mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 5 Thlr. (1r Band, mit 5 Kupfertafeln, 1835. 3 Thlr. 12 Gr.)

*Brandt, J. F., Mammalium exoticorum novorum vel minus cognitorum musei academici zoologici descriptiones et icones. Acced. tabb. XIX col. 4 maj. Petropoli, 1835. 5 Thlr. 8 Gr.

*— —, Prodromus descriptionis animalium ab H. Mertensio in orbis terrarum circumnavigatione observatorum. Fasc. I. 4 maj. Petropoli, 1835. 18 Gr.

*— —, Bemerkungen über die Mundmagen- oder Eingeweidnerven (*Nervus sympathicus seu nervi reproductorii*) der Evertebraten. Mit 3 Kpft. gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

*— —, Descriptiones et icones animalium Rossicorum novorum vel minus rite cognitorum. Aves. Fasc. I. Cum 6 tabb. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 2 Thlr. 12 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. I. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Erster Band, mit Beiträgen von K. E. von Baer und H. Rathke. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von E. Meyer, H. Rathke und G. Valentin. Mit 6 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 7r Jahrgang f. 1836. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 2r Jahrgang für 1836. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Choulant, Ludwig, Anleitung zur ärztlichen Praxis. gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Drobisch, M. W., neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhange. gr. 8. 18 Gr.

Hartmann, Ph. C., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, oder die Kunst das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper und Geistesstärke zu erhalten und zu vervollkommnen. Dritte, verbesserte Auflage. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Herschel, J. F. W., Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen von Dr. Albert Weinlig. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hülsse, J. A., die einfache und zusammengesetzte Zinsrechnung mit ihrer Anwendung auf Rechnung von Interessen, Discont, Zahlungstermine, mittlere Zahlungen, Zeit- u. Leibrenten, Lebensversicherungen u. Schuldentilgung. 4. 6 Gr.

*Jomini, Baron de, Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre et de leurs rapports avec la politique des états. 4me édition consid. augmentée. Avec 2 planches. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1836. 3 Thlr.

Leti, Calvidii i. e. Claudii Quilleti Callipaedia seu de pulchris prolae habendae ratione poema didacticon. Secundum editionem alteram seu Parisiensem cum integra lectionis varietate editionis primae seu Leidensis edidit Ludovicus Choulant. 12. cart. 18 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.
- Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.
- Sciences naturelles. Tome II. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 11 Thlr. 6 Gr.
- Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.
- Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.
- Recueil des actes des séances publiques. Partic. XI. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege. Vol. I. Fasc. I. 8 maj. 1 Thlr. 20 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 15 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad geographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. III. Cum 8 tabb. aen. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 1 Thlr. 21 Gr.

Pinder, E., das Provinzial-Recht der königl. preußischen vormaligen königl. sächsischen Landestheile mit Ausschluß der Lausitz, nebst Beweisstellen, Gründen und Bemerkungen. Im Auftrag des königl. Justiz-Ministeriums für die Gesetz-Revision bearbeitet. 2 Theile. gr. 8. 5 Thlr.

Pogodin, Michael, historische Aphorismen. Aus dem Russischen von E. Göring. gr. 8. geh. 12 Gr.

Prinz, E. G., das Verschneiden oder die Castration der Milchkühe, eine landwirthschaftliche Operation für Oekonomen und Thierärzte. 8. geh. 6 Gr.

Radius, J., auserlesene Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte u. Wundärzte. Mit Berücksichtigung d. neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. 16. cart. 1 Thlr. 18 Gr.

Schmidel, C. T., Verwandlungstafeln verschiedener Maasse in pariser Fusse, Zolle und Linien berechnet. I. Heft. Millimeter, Meter und engl. Fusse. 12. 6 Gr.

*Schmidt, J. J., die Thaten des Vertilgers der zehn Uebel in den zehn Gegenden, des verdienstvollen Helden Bogda Gesser Chan; eine mongolische Heldensage, nach einem in Peking gedruckten Exemplare aufs Neue abgedruckt, Herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften. gr. 4. St. Petersburg, 1836. 3 Thlr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände, mit Titelkupfer. 8. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Trinius, C. B., Species graminum iconibus et descriptionibus illustravit. Fasc. 29 et 30. 4 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr. (Complet III Vol. s. 30 Fasc. cum 360 tabb. 1823 — 1836. 45 Thlr.)

Wagner, R., Prodromus historiae generationis hominis atque animalium sistens icones ad illustrandam ovi primitivi, imprimis vesiculae germinativae et germinis in ovario inclusi, genesin atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam. Acced. tabb. II. aere incisae. Fol. maj. cart. 3 Thlr. 12 Gr.

*Weinmann, C. A., Hymeno- et Gastero-Mycetes hucusque in imperio Rossico observatos. Pars prodromi florae rossicae. 8 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr.

Weissenbach, C. G. A. von, Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem sächsischen Erzgebirge. Mit 32 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Inhalt.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und drei Beilagen.)

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.



Siebenunddreißigster Jahrgang.

Junius.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1837.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   - a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   - b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche 2c.
   - c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, 2c. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1¼ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

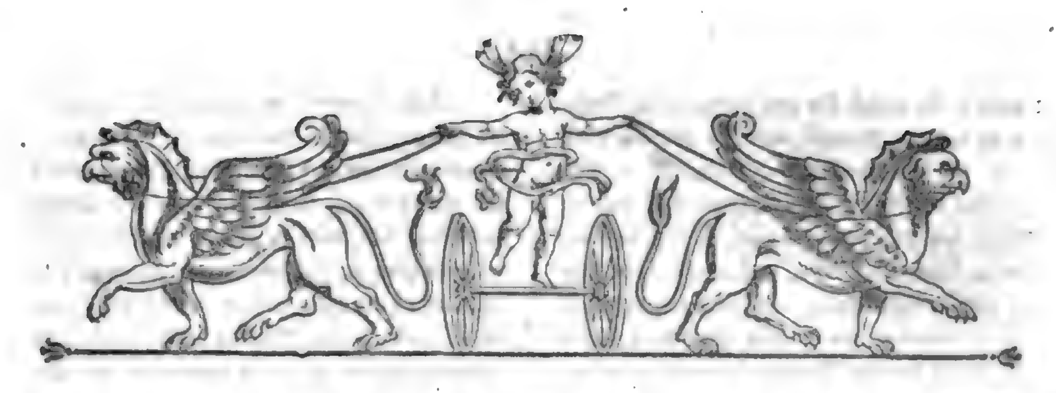
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.





Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 104. — den 1. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Spieler.

Novelle von Karl Beck.

Der Kaufmann Liebner war einst ein reicher Mann, seine schwerbefrachteten Schiffe trieben sich auf allen Gewässern umher, und tausend Freunde wärmten sich in der Sonne seiner Geldbeutel; aber das Unglück ist ein wilder Korsar, selig kreuzt er in seinem Elemente, im Thränenmeere des Auges, stiehlt den Purpur von den Wangen, die würzigen Früchte des Lächelns von den Lippen und die kostbaren Oele der Jugend aus den Locken. Aus den schwarzbusigen Schiffen ward bald eine schwarze unüberwindliche Flotte der Sorgen, die des armen Mannes Stirne durchfurchte, und mit dem letzten sommerlichen Strahle seines Glückes flogen auch dahin die kosenden Weste der Schmeichelei. Will die Hausfrau Perlen, so mag sie ganze Schnüre aus ihren Augen holen; Silberadern gibt es genug im Haare des bekümmerten Vaters, und im Lockengoldbergwerke des holden Töchterleins mag mancher bleiche Knappe wühlen. Herunter mit den Tapeten, — die träumerische Spinne will in der Ecke ihre seidenen Kleider weben. Wozu Salons? fort mit den geschmeidigen Armen der Kronleuchter, fort mit den Gemälden! Wenn die Freude den Nonnenschleier genommen, genügt ihr eine kleine heimliche Zelle, die klösterliche Lampe blitzt ihr Hoffnung ins arme Herz und zu einem Bilde, zu dem des gekreuzigten Erlösers, blickt sie gläubig auf.

Abend. Das laute Getümmel auf den Straßen verstummte; nur einzelne Wagen rollten noch dumpf, wie ferne, verhöhnende Donnerschläge nach Ungewittern. Ein einfaches Abendbrot stand in seiner schüchternen Armuth auf einem kleinen Tische, um den sich Vater, Mutter und Tochter einfriedigten. Dem Vater war so wohl zu Muthe, wie es ihm seit langer, langer Zeit nicht gewesen. Lag auch das blühende Karthago seines Glückes im Schutte, saß er doch ein Marius mit eiserner Stirn auf den Trümmern und sann; er rieb sich die Hände über so manchem Funken, der vergessen in der Asche schlummerte, und seine Lieben hofften mit und halfen mit bauen an den Schlössern einer schöneren Zukunft. Nur eine drohende Gewitterwolke lag drückend auf dem heitern Himmel dieses Familienkreises und wollte sich nimmer zu einem versöhnenden Regenbogen auflösen — Gustav war noch nicht zu Hause. „So treibt er's immer," sagte beklommen der Vater, „häuslicher Friede ekelt ihn an, er kann es nicht über sich gewinnen, eine Stunde mit uns zutraulich und offen zu sprechen; von der Straße rennt er ins Haus, vom Hause auf die Straße; sein Haar ist verworren, sein Auge grollt, — was treibt er?"

„Er wird getrieben," begütigte Sophie.

„Das ist nun wieder das alte Lied," brauste der Alte auf, „das Du und Dein Bruder schon tausend Mal mir vorgeleiert, von seiner ewig arbeitenden Seele, von den Gestalten, die er, ein anderer Gott, aus dem Nichts heraufbeschwört, die ihn dann halb vollendet mit thränenden Augen

ansehen und sagen: O, ließest Du uns in der alten Nacht, uns war so wohl darin. Warum gabst Du uns den Geist und die Gestalt, um uns unglücklich zu machen? — Mit großem Auge blicken wir gläubig zum Himmel auf, und ermessen nur damit, daß er so weit von uns, so hoch und unendlich, daß wir so klein und schwach. Sind das nicht seine Worte? Er entsage einer Kunst, die gegen ihre treuesten Jünger wüthet, die am Ende für trocknes Brot das losschlagen muß, was sie mit hundert Thränen befeuchtet; er verlasse einen Himmelsstrich, wo nur blasse Wangen zu holen und erloschene Augen. Gott weiß es, ich bin nicht hart, ich weinte vor Entzücken, als ich seine Lieder singen hörte, und habe diesen Gesang in meinen schmerzlichsten Sorgen unzählige Male durchgejubelt. Wäre es noch wie früher, so sagte ich: Geh' hin, sammle Menschenkenntniß und Erfahrung, singe, dichte in Deiner Lust und Deinem Leide, und kehre einst ruhig, ein Mann, in die Heimath wieder; aber wir sind arm, er ist zu gut, um nicht von dem Gedanken giftig verletzt zu werden: Zwanzig Jahre alt, und noch immer ein schwaches Kind, ein Bettler am Tische seines bettelnden Vaters, und doch kann er, erhitzt von Ehrgeiz, Planen und eitlen Hoffnungen, nicht auf der sichern Mittelstraße sein Brot suchen. Menschen, die in den Büchern der Natur lesen, graut vor den todten Zahlen im Hauptbuche des Kaufmanns — das begreif' ich wohl; aber es fehlt ihm auch der Muth, die Geduld, seiner Kunst ganz zu leben. Er will mit einem Male ein großer Mann werden, höher, immer höher, und so fällt er immer wieder in sich selbst zurück mit dem Schmerze in tiefster Brust, in seinen Träumen ein Riese, im Leben ein Zwerg zu sein. Ach, er leidet sehr viel, denn ich fühle es lebhaft, wie auch mich der Schmerz zum Dichter macht."

„Wo sich der Wilde jetzt herumtreiben mag?" fragte ängstlich die Mutter.

„Was wird es auch sein," sagte Sophie, „es ist ihm vielleicht ein Gedanke durch den Kopf geblitzt, den er zum Liede bildet, er ist jetzt vielleicht der seligste aller Menschen, während er hier unglücklich heißt. Und dann, wie thust Du Unrecht, guter Vater, wenn Du sagst, er könne es nicht über sich gewinnen, ein Stündchen mit uns offen und zutraulich zu sprechen. Er kalt? er lieblos? Half er uns nicht jede Sorge tragen? scheuchte er sie nicht mit Rath und That? Kannst Du es ihm verargen, daß er schweigt, wenn Du von Geschäften redest? Er versteht nichts davon, aber im Stillen wünscht er Dir gewiß das Gelingen Deiner Plane. Daß er gerade heute nicht zu Hause ist —"

„Ach, heute," fiel seufzend die Mutter ein. „Ja, oft schien er meine Vorwürfe zu beherzigen, da blieb er Abends bei uns und sprach über Dieses oder Jenes, plötzlich sprang er auf, rannte wild durch die Stube, nahm Hut und Stock und warf sie wieder von sich, setzte sich zu mir hin und ward ausgelassen munter und witzig; aber er schlug das Auge nicht auf, und ich merkte wohl, der Witz sei nur ein Verband für die Wunden seines Herzen, und mit einem lauten Gelächter wollte er seine stöhnende Seele betäuben. Warum sagt er mir nicht, was ihn drückt? Scheinbar munter und ruhig legte er sich zu Bette; aber, wenn er geglaubt, Alles schliefe, kleidete er sich schnell wieder an und schlich leise fort. So treibt er es nächtlich, durch's Schlüsselloch bemerkte ich es oft zu meinem tiefsten Grame, doch hatte ich nie den Muth, ihn zu fragen: wohin? den Willen nicht, mich in sein Geheimniß einzudrängen, wenn er es nicht unaufgefordert mittheilt — auch Euch wollte ich es nicht vertrauen. Morgens saß er wie gewöhnlich wieder am Arbeitstische, er ahnte nicht, was ich wußte, und fragte ich ihn dann traurig: Wie schliefst Du heute, Gustav? Ach, liebe Mutter, seufzte er: ich habe gewöhnlich wilde Träume."

„Da kannst Du ihn freilich nicht entschuldigen, Sophie," bemerkte bitter der Vater, „außer Du wolltest uns bereden, er wisse selbst nichts von der ganzen Sache, er träume zu lebhaft, er sei ein Nachtwandler — ja, er ist ein Nachtwandler, aber wer weiß, in welchem Sinne des Worts?"

„Du meinst doch nicht etwa," sagte erschrocken die Mutter, „er sei ein —", aber durch ein Pochen an der Thür ward hier die peinliche Unterredung abgebrochen.

Braust erst der Strom mächtig einher und läßt sich nicht umdämmen, trägt er schon reichbefrachtete Schiffe auf seinem Rücken, spiegeln sich in ihm die Ufer, der Himmel, die Berge und die Wälder — dann erst wendet man die Blicke nach seiner kleinen, unbeachteten Quelle. Lebt bereits ein Künstler im Herzen seines Volkes — dann erst sehnt man sich, die Wiege seines Strebens aufzusuchen: und so will ich den Leser zuerst inmitten der Handlung, der Verhältnisse geleiten, in denen der Held meiner Geschichte sich bewegt, bevor er sich selbst zeigt. Wir hörten früher pochen an der Thür — mag eintreten, wer da immer will, wir werden später sehen, daß der Mann noch immer zu zeitig kam. —

Plötzlich sind wir in einem herrlichen Zimmer; an seidenen Vorhängen und bunten Tapeten weidet sich das Auge,

goldene und silberne Geschirre funkeln auf den Tischen, und ein kostbares Gemälde, einen heißhungrigen Wolf darstellend, das über dem Kasten hängt, läßt auf viele theure Schäfchen schließen. Auf dem weichen Sopha schmaucht ein betagter Mann behaglich seine Abendpfeife. Neben ihm sitzt seine Schwester und strickt fromme Gedanken in den Strumpf; ihr kalter Blick scheint zu sagen: Quitt bin ich mit dem Leben, jährlich ein neues Gebetbuch und mich kümmern die Moden nicht und das Schauspielhaus, nicht der Zwist der Völker und der Könige. Aber mit wallenden Locken und blitzenden Augen steht die reizende Toni am Fenster und sieht wehmüthig auf die Straße, als wollte sie ein liebes Traumbild aus jedem Steine zu sich heraufbeschwören. Eine kindliche Ruhe feierte auf dem Angesichte des Arztes ihre Weihnachtsfreuden und verrieth, daß er einst wohl in einem Dachstübchen mochte gewohnt und auf die Wände oft mochte geschrieben haben: Du lieber Gott, was fang' ich an? — es war eine Stille nach Ungewittern. — Aus den unstät rollenden Augen der Jungfrau dorten will ich leicht erkennen, daß sie ihr Herz verloren und den Finder erwarte, der es gegen einen Lohn von hundert Küssen ihr wiederbrächte. — Der Arzt war heimisch in seiner Kunst und wurde von Jedermann gesucht und g e f u n d e n.

„Man wirft uns Aerzten vor," hub er an, „wir tappen im Finstern. Gut; aber wir können doch ein Fünkchen in die Nacht tragen. Man wirft uns vor, wir versuchten die Kraft der Mittel an den Menschen, wie der Adler die Kraft seiner Jungen an einer Taube; wir würfen mit dem Leben herum, wie mit einem Balle, sorglos, ob wir ihn fingen oder nicht. Gewiß, der Bessere thut es nicht. Man sagt, unser Stolz, einem das Leben erhalten zu haben, sei kindisch und lächerlich, da es im Grunde die Natur gethan. Nein, sie ist nur unsere mächtige Verbündete, wir rufen ihre Hülfe an, wenn wir schwach und müde. Warum darf ich nicht darauf stolz sein? Wenn ich ans Lager eines Kranken trete, und der Vater still verzweifelt und die Mutter laut jammert und der Oheim mit der Base mich bittend umstehen — da liegt das arme Opferlamm, losgerissen vom Diesseits, vom Jenseits keine Kunde, ich banne den Tod durch den Glauben an die Kunst und das Weihwasser des Fleißes, er kommt abermals, führt einen Streich auf mich, weil ich ihn in der Ernte störe — und ich jage ihn wieder — da keimt die erste Rose wieder im neuen Frühling auf den Wangen des Genesenden, da wird sein Auge hell, er erkennt seine Lieben, er drückt mir die Hand. Bald schwelgt sein Auge in der grünen Welt, und er möchte jedem Wölkchen zürnen, das die Sonne verfinstert, weil es in ihr stets so heiter. Darf ich nun nicht stolz sein? Darf ich mich nicht freuen? Hab' ich nicht dieses Land nach vielen blutigen Schlachten erobert? die letzten rebellischen Elemente hab' ich besiegt, es ist mein, ich kann darüber gebieten, ich darf Vesten drin erbauen, meinen Stolz, meine Kunst als Vögte hineinsetzen, und seine Liebe und Dankbarkeit mögen ihnen huldigen. Das ist's, weshalb ich Gustav so sehr liebe, ich gab ihm das Leben wieder; er ist mein Sohn!" (D. F. f.)

C o r r e s p o n d e n z.

A u s S t u t t g a r t.

[Zustand der deutschen Hofbühne überhaupt.]

Weniger aus eigenem Antrieb, als auf Veranlassung freundlicher Aufforderungen, unternehme ich es, Ihnen, über das hiesige Theater zu schreiben. Es geht mir mit dem Theater beinahe wie mit einem ungetreuen Mädchen, an das man in einer glücklichen Periode zu viel Liebe und Aufopferung verschwendet hat. Man scheut sich nachher, davon zu reden, man entfernt ihr Bild, man verbirgt die Briefe, Blumen, Haarlocken und alle sonstigen Denkzeichen schöner Stunden. Aber es bedarf denn doch nur eines Anstoßes, und sogleich ist das gute Herz wieder bereit, sich mit ihr zu beschäftigen. Wohl ihr, wenn der geläuterte Verstand dann von ihr noch manches Gute reden kann!

Wenn ich nun aber von unsrem Theater reden will, so kann ich mir nicht verbergen, daß nur ein kleiner und in seiner Einzelnheit wenig bedeutender Theil eines größeren und redenswertheren Ganzen meiner Betrachtung vorliegt. Obgleich nämlich Stuttgart eine Residenz und das hiesige Theater ein Hoftheater ist, auf welches große Summen verwendet werden, so läßt sich doch nicht läugnen, daß seine Stellung im Gebiete des deutschen Theaterwesens im Allgemeinen eine sehr secundäre und dürftige ist. Viele Umstände kommen zusammen, um diese Wirkung zu erklären. Der mangelnde stetige Zufluß von Fremden nöthigt die Direction, ausschließlich das Interesse der Abonnenten zu berücksichtigen, daher ein Stück nicht leicht mehrmals hintereinander aufgeführt werden kann. Eben daher ist das gewöhnliche Theaterpublikum stationär und einem stagnirenden Teiche zu vergleichen, der sich leicht mit einem grünen Mantel überzieht. Zwar findet sich, wenn Stücke höherer Gattung angezeigt sind, plötzlich ein ganz neues Publikum ein. Allein dieses verfolgt dann wiederum mehr nur ein literarisches Interesse und verhält sich gegen das theatralische Moment gleichgültig; das stabile Publikum sieht sich paralysirt und die Schauspieler wissen nicht, wem sie es recht machen sollen. Sodann werden diese in viel zu vielem Mischmasch unaufhörlich herumgejagt. Weder bei ihnen, noch bei dem Publikum kann sich ein Geschmack ausbilden. Die besten Mittel werden an ein dürftiges Ballet verschwendet. Zu Allem dem kommt eine Intendanz, die direct von keinem Kunstsinne, indirect aber von einem nach dem einseitigen Maaße einer glänzenden Individualität zugeschnittenen Kunstsinne geleitet wird, und die es überdies für den größten Uebelstand bei derlei Kunstanstalten hält, daß für gute Stücke Honorare gegeben werden müssen. — Gewiß sind diese wenigen Andeutungen hinreichend, um begreiflich zu machen, daß das hiesige Theater niemals tonangebend, niemals originell, sondern immer nur ein klägliches Nachbild ähnlicher Kunstanstalten sein könne.

Stellen wir uns nun auf einen höheren Standpunkt, so haben wir von dem Theater einer Nation vorerst zu fordern,

daß es Hand in Hand mit der Literatur derselben gehe. Abgesehen von der gerade gegenwärtig eingetretenen dramatischen Hungersnoth, muß man doch behaupten, daß das deutsche Theater, denen der romanischen Völker gegenüber, diese Forderung selten begriffen hat. Nur solche Bühnen, die unter der Leitung von Privatleuten standen, haben hier und da Anstrengungen der Art gemacht, wie denn neuerdings noch der treffliche Immermann in Düsseldorf sich zum Ritter der verfolgten dramatischen Poesie bekannt hat, der armen Schönen, die nicht hat, wo sie ihr Haupt hinlegen soll. Die sogenannten Intendanzen können im Grunde nicht wohl ein ideelles Interesse verfolgen. Sie haben ihre anderweitig bedingte Stellung zu einem Hofe, sie sollen für Amusement sorgen, sie haben oft genug ihr Hauptaugenmerk auf Nebensachen zu richten, ihr Princip ist ein individueller Geschmack oder ein Aggregat individueller Geschmäcke, um die Kunst ist es ihnen nicht zu thun; diese bleibt ihnen blos Currentsache und wird niemals zur definitiven. Ein Hoftheaterintendant ist gemeiniglich nur der Bediente, der die letzte Dessertschüssel präsentirt. Wer sollte das auch einem solchen Manne übelnehmen, der überdies mit Ränken und Schwänken seiner Untergebenen genug geplagt ist? Ich meine nicht, daß alle Intendanten so seien. Aber ich glaube, daß ihre Stellung in den meisten Fällen einen Erfolg der Art bedingt. Hier habe ich es indeß zunächst mit dem Verhältnisse der Directionen zur dramatischen Literatur zu thun. Freilich verlohnt es sich aber kaum der Mühe, über eine so allbekannte Sache noch ein Wort zu verlieren. Man weiß, wie schlecht in Deutschland das literarische Eigenthum überhaupt gesichert ist. Mit dem Verhältnisse eines dramatischen Schriftstellers aber steht es vollends zum Erbarmen. Wenn er sich nicht zum Accordlieferanten gewisser größerer Bühnen macht, so sehe er zu, wo er seine Werke wird aufgeführt sehen! Denn statt daß die kleineren Bühnen ihre Stellung zu einer löblichen Opposition benutzten, begnügen sie sich mit einer sklavischen Nachbeterei. Nach Beispielen gefragt zu werden, erwarte ich kaum. Für jeden, der noch einen Funken poetischen Gefühls in sich hat, ist es genug, wenn man ihn erinnert, daß der Prinz v. Homburg nur von wenigen Bühnen, daß der zerbrochene Krug jetzt nur in Hamburg, daß das Käthchen von Heilbronn nur in besudelter Gestalt, und Tieck's Blaubart gar nicht gegeben wird. Wenn solches am grünen Holze geschieht, wie mag es mit dem dürren aussehen! In der That, von einer Aufmunterung für junge Talente ist nicht die Rede. Höchstens speculiren damit Privatdirectoren, wie mit Waaren. Intendanzen sind zu vornehm, sich nur damit abzugeben; auch brauchen sie das Geld anderweitig. Die Leichtigkeit, womit öffentlich der frechste Diebstahl getrieben wird, erklärt freilich wenigstens soviel, daß man zwar nicht gesonnen ist, solche Talente positiv zu unterdrücken, aber daß man doch naiv genug auf ihren Hungertod wartet, um sie sodann wohlfeil zu beerben. Dazu kommt denn ein Mangel an Intelligenz und Bildung, der in der staatlichen Stellung der Hofbühnen seinen Grund hat und nur an wenigen Orten durch ein ideelles Gegengewicht unschädlich gemacht wird. Sollen wir aber das Grundübel nambaft machen, so besteht dasselbe ohne Zweifel darin, daß durch die Fixirung der Schauspieler als Hofbedienten, durch ihre, um mich so auszudrücken, bürgerliche Emancipation, das Moment der Darstellung ein ungebührliches Uebergewicht über das Darzustellende erhalten hat. Die Schauspieler empfinden sich seitdem als Hauptsache und meinen, die dramatische Kunst sei nur die Kuh, die sie mit Butter versorge. Sie fragen nicht nach dem Werthe des Stücks, sondern nach den Rollen, womit etwas zu machen ist. Da sie ferner bei einem Publikum stationär sind, so haben sie unter diesem ihre Parteigänger, ihre Recensenten. Das Tagsinteresse überwuchert das wesentlich tiefere, das man an der Hauptsache zu nehmen hätte. Wofür man sich gibt, das ist man. Und so ist denn das Publikum gutmüthig genug, diesen Halbgöttern auf's Wort zu glauben, daß der Hund bei ihnen begraben liege. Ihre Zwistigkeiten und Cabalen zerreißen ohnedies jedes gemeinsame Interesse. Fix angestellt, bekümmert sich keiner um den Andern, arbeitet ihm vielmehr nach Kräften entgegen. Die Intendanz, da sie kein Interesse an der Kunst als solcher hat, kann nicht vermittelnd eingreifen, nimmt wohl selbst Partei, und so ist denn freilich die arme dramatische Poesie in den schlechtesten Händen, da sie bei solchen Kunstanstalten nur selten ein für positiv und ohne Parteizwecke vertretendes Organ hat. Will man sich aber die Wirkung dieses Umstands genauer verdeutlichen, so darf man nur auf das verwandte Gebiet der Musik hinüber blicken. Hier ist es ja augenscheinlich, daß in der Regel nur die Dilettanten das Organ bilden, wodurch die wahre und ächte Kunst fortlebt. —

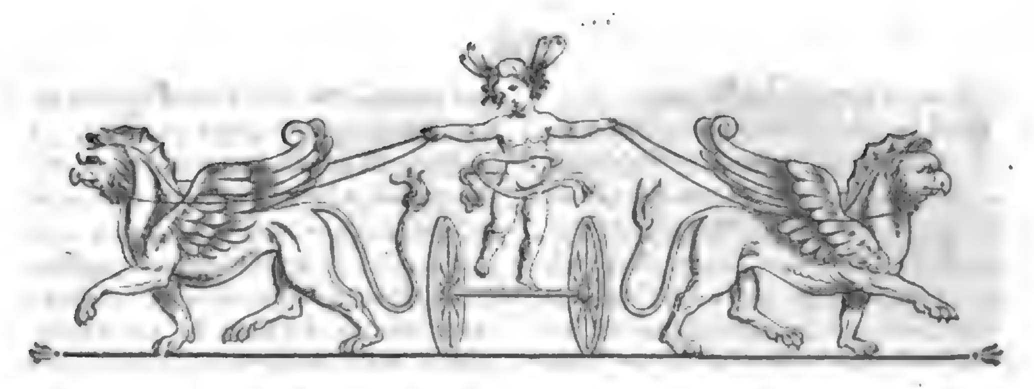
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Prinzessin Helene. Brieflich aus Paris.]

In den pariser Cirkeln und Gesellschaften ist jetzt von nichts als von der künftigen Königin Frankreichs die Rede. Ich war gestern Abend in einer großen Soirée bei Thiers und dort wurde die schöne Helene, die, wenn keinen trojanischen, doch wenigstens einen Salonkrieg hier erregt hat, von allen Seiten beleuchtet. Der Salon von Thiers ist dieser liebenswürdigen und hochgebildeten Prinzessin durchaus günstig, während der Faubourg St. Germain seine Abneigung gegen eine Prinzessin aus so kleinem Hause, von protestantischem Glauben und wie man sagt gar keiner Mitgift, auf jede Weise ausmalt. Einige glauben, sie habe als Norddeutsche rothe Haare, andere, es fehlten ihr Zähne, andere, sie hinke. Alle Parteien aber kommen darin überein, daß der Umstand des protestantischen Glaubensbekenntnisses bei einer Königin der Franzosen wenigstens in der Etikette große Verlegenheiten hervorbringen könne. Die Heirath hat etwas Interessantes, weil sie wirklich aus Neigung geschlossen ist, und weil sie neue Sympathien zwischen Deutschland und Frankreich erweckt, von denen man freilich für den Augenblick nicht zuviel erwarten darf. Die pariser Nationalgarde gibt zu Ehren des hohen Paares am 29. Mai in dem Hôtel de Ville einen großen Ball, und meine schöne dicke Wirthin will durchaus, daß ich noch so lange hier bleiben soll. Bei der großen geistigen Selbstständigkeit der Prinzessin, bei ihrem vortrefflichen Ausdruck in der französischen Sprache, bei der Schönheit ihrer Gestalt und ihren vielen persönlichen und artistischen Talenten ist zu erwarten, daß sie in Frankreich außerordentlich reussiren und sehr beliebt werden wird, um so mehr als manche Journale sie zur Zielscheibe ihrer Calembourgs- und Charivari-Witze machen. Thiers erzählte mir, daß, als der König von * sie für den Herzog von Orleans offerirt, er in seiner Note an das Ministerium bemerkt habe, es sei eine Prinzessin von keiner physischen Auszeichnung, aber von den höchsten moralischen und geistigen Eigenschaften. Ich konnte von meinem Aufenthalt in Jena her, wo sich die Prinzessin im J. 1834 aufhielt, Hrn. Thiers meine Betheuerungen machen über die auch äußerliche Schönheit derselben. Sie nahm damals Gelegenheit, viel über Rahel zu sprechen und mir ihre Hochachtung für diese großartige Frau an den Tag zu legen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 105. — den 2. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

Toni sprang auf ihren Vater zu, küßte ihn und preßte seine Hand mit Ungestüm an ihre Brust.

„Wie ihr doch so heimlich thut, ihr Mädchen, mit eurer Liebe," lächelte der Vater, „und am Ende habt ihr sie durch einen Blick, durch eine Bewegung verrathen, gerade so wie die Kinder, die miteinander Versteckens spielen: da verbergen sie was irgend wohin, und meinen, wer weiß wie gut sie es aufgehoben, gerade aber durch den Blick, den sie immer auf den Ort heften, verrathen sie die Spur. Werde nicht roth, mein einziges Mädchen."

„Bruder," eiferte Tante Katharina, „Du wirst ihr doch nicht einreden wollen, sie sei vernarrt in den armen Jungen?"

„Und wenn es denn doch so wäre," liepelte Toni.

„Nun wird es mir endlich doch zu bunt," stöhnte die alte Frau und räusperte sich und spielte mit dem Schlüsselbunde, „Bruder, das hast Du auf dem Gewissen. Ich dachte mir's ja längst, daß es so kommen würde. Wozu mit Herzen spielen, ohne Aussicht, sie je zu verbinden? Daß Mädchen sich in hübsche Herrchen vergaffen, die noch dazu melancholisch sind und Verse machen auf schöne Augen und Grübchen in den Wangen, wundert mich nicht; aber es ist ein armer Teufel, seine Güter werfen keinen rothen Heller ab, Hof und Haus, Keller und Küche sind solchen Wolkenjägern unbekannte Länder. Da ist unser Neffe ganz anders, der ist ein echter Dichter, an tausend Lieder hat er gedichtet, in Taschenausgaben voll Glanz und Klang; den kümmert das ganze Hauswesen, er weiß, wie viel Fässer im Keller, wie viel Töpfe in der Küche; er ist die Ordnung selbst, kein Stäubchen am Spiegel, kein Federchen auf dem Rocke, und die Kaffeemaschine steht heute auf demselben Platze, wo sie gestern stand, und morgen kannst Du sie wieder dort finden. Wenn zwei Bäume neben einander aufschießen, was Wunder, wenn ihre Zweige sich verflechten? Und die jungen Leute wuchsen auf miteinander und liebten sich — ich hatte schon Alles überdacht und eingeleitet — da bringst Du plötzlich Deinen blonden Orgler her, der uns alle mit seinem Dudeldumdei zu Kindern macht. Nun grämt sich der arme Junge zu Hause, nimmt keine Speise und keinen Trank, spricht wenig und seufzt viel, liebäugelt mit den Sternen und unterhält sich mit einer verwelkten Blume."

„Nicht gefährlich," meinte der Arzt.

„Was weißt Du? Unglückliche Liebe ist ein schleichendes Fieber, hoffnungslose Liebe ist Gift, man kann es nur durch Gegengift vertreiben — als Küsse, Händedruck."

„Ach, Tante, wer erzählte Dir diese rührende Geschichte?" fragte muthwillig das Mädchen.

„Mir?" entgegnete verlegen die Tante. „Still, vorlautes Kind — aber an Dich wende ich mich, Bruder, Du sollst, Du mußt wieder Alles gut machen."

Toni sah beklommen dem Vater ins Auge.

„Siehst Du, Schwester?" brauste der Alte auf, „dieser Blick meines Mädchens sagt mir mehr als Deine ganze Predigt. Warum soll ich eine Rose aus dem Blumenbrete nehmen und sie binden an eine stämmige Eiche, wo sie Duft und Farbe verliert? Du magst Recht haben, unser Neffe ist ein ganz stiller, fleißiger Mensch; aber er weiß doch nichts trotz seiner hohen Stirn, und die kleinste Münze ist ihm theurer als der größte Gedanke. Was habe ich von seiner Ordnungsliebe, die ein Stäubchen auf dem Spiegel haßt und die Kaffeemaschine immer am rechten Platze wissen will — es ist kein Funken Geist in dieser Pedanterie. Es habe nur der Mensch das Herz auf dem rechten Flecke, er zeichne sich nur aus von dem gewöhnlichen Haufen, dann mögen immerhin Wäsche und Bücher über und durcheinander liegen, Du hast wenigstens was zu denken dabei, wenn Du es siehst, in diese Wirren läßt sich was hineinträumen, aus diesem Chaos läßt sich eine Welt gestalten — hat's doch Gott auch so gemacht. Was soll mir ein Kaufmann? ein Mensch, dem eine Actie lieber als Börne's Briefe, und die Aussage eines Mäklers höher als die Rede eines O'Connell, der Regen wünscht für das Gedeihen seines Getreides, wenn Jung und Alt sich ergehen möchte im Grünen, der sein Weib als eine Waare betrachtet, die er erhandelt, — fort, fort mit dieser Ellenreiterei — und ist Gustav auch arm, was thut's? ich bin reich, meine Tochter liebt ihn; Kunst an sich selbst ist schon ein unendlicher Zweck — aber das verstehst du nicht, und so sage ich Dir, wenn er ruhiger geworden, kann ihm eine bürgerliche Stellung nicht ausbleiben. Schwester, sieh mich nicht so höhnisch an, und bezähme die boshafte Antwort, die jetzt Deine Zunge stachelt — das arme Mädchen zittert und das Auge steht ihr voll Wasser — und mir geht das Herz über!"

Toni warf sich sprachlos dem Vater in die Arme; aber die Tante hätte auch ohne die bittere Bemerkung des Bruders nicht geantwortet, — denn in der Küche schien der Satan seinen Spuk zu treiben, Töpfe und Gläser fielen vom Gesimse, ein schrillernder Klang fürs Ohr der alten Jungfrau. Sie stürzte fort und ihre keifende Stimme überzeugte bald alle, daß draußen im blanken Salon, wo Kohlen im schwarzen Frack mit rosabekleideten Flämmchen tanzen, ins Musikchor der Bratspieße und des siedenden Wassers, eine verstimmte Baßgeige einfiel. Das holdselige Töchterlein schaute wieder sehnsüchtig durchs Fenster, der Arzt schien dem rauschenden Zungenmühlrade seiner Schwester zu horchen, und lächelte still vor sich hin, endlich trat er zu Toni und sprach: „Um Gott, bewahre Dir ewig die Jugend Deines Herzens und Du bleibst ewig jung. Werde mir ja nicht wie die meisten Deines Geschlechts, die zuerst ausposaunen, wie sie sich zanken werden, dann sich wirklich zanken, und zuletzt erzählen, wie sie sich gezankt — aber Du hörst mich nicht? Versprach Gustav heute zu kommen?"

„Vor einer Viertelstunde sollte er schon hier sein, ich warte mir alle Sehnsucht aus dem Herzen heraus, ich glaubte, der Zeiger durchliefe eine ganze Unendlichkeit, bis er die rechte Minute berührte — sie verging, — und er ist noch nicht da, und wenn er kommt, ist er stets so düster, er lebt in Welten, die er selbst geschaffen, unbekümmert, ob ihm ein Auge nachweint, ob ein Herz in Sehnsucht bricht!"

„Das ist denn nun wieder ein Sandkorn in der reinen Welle Deines Blutes," versetzte der Arzt, „er ist keine Alltagsfliege. Soll er etwa stets Deine Locken durchwühlen, von rothen Lippen, schönen Augen und vom Tanze schwatzen? Eigenthümlich bleibt es aber doch immer," sprach er vor sich hin, „immer über todten Büchern zu brüten, liegt einem ein lebendiges Buch aufgeschlagen mit dem schönsten Einbande und voll der lieblichsten Gedanken."

„Und doch, wenn ich bedenke," lispelte das Mädchen, „wie er oft nach langem, peinlichem Stillschweigen so warm, so liebevoll gesprochen, wie er mir begeistert ins Auge geschaut, bevor er ein Lied niederschrieb und dann schmeichelte: Zum Schönen müsse man das Schöne sich zum Vorbilde nehmen — ach, Vater! gewiß, gewiß — er liebt mich."

„Tolles Mädchen," lächelte der Vater, „Du hast Deine Lust daran, mit Nadeln zu spielen, Dich damit zu stechen und dann das Blut mit heißen Lippen einzusaugen — aber zum Teufel, nein, nein, er ist's nicht — doch, doch — wie kommt der Junge zur Gräfin da drüben? Jetzt küßt er sie — wieder — noch einmal — werde mir nicht bleich, Mädchen!"

„Wo denkst Du hin, Vater," stammelte Toni, „es ist dunkel, Du irrst. Was sollte er bei der Gräfin? er erzählte ja nie davon. Siehst Du, jetzt geht der junge Mann zum Thore hinaus, vermummt, den Hut ins Gesicht gedrückt — das ist nicht sein Gang, nein, nein, er kann's nicht sein, er liebt mich, er wäre zu mir heraufgekommen. Sieh ihm nach, guter Vater, mein Auge wird trübe. Hier hast Du Hut, Stock und Mantel, eile ihm nach, gewiß, er ist es nicht — aber kehre bald wieder, — ich will Dich dann recht wacker auslachen."

Der Arzt eilte fort, sie kniete nieder und betete inbrünstig.

Hörten wir nicht früher pochen an der Thür des Kaufmanns Liebner? Ganz recht; ein kleines Männchen mit tiefliegenden Augen und aufgedunsenem Gesichte trat ein. An acht Fingern trug er wenigstens sechzehn Ringe, die schwere goldene Uhrkette schaukelte sich her und hin, und fast aus jeder Tasche lugte ein seidenes beblümtes Tuch heraus. Mutter und Tochter erblaßten, — es war der berüchtigte Mallek, als Spieler in der Stadt ausgeschrieen, aber seiner ewig sprudelnden Laune wegen selbst in den größten Häusern wohlgelitten. Wie so verirrte er sich zu dem armen Kaufmann? Als er einst im Kaffeehause Schach spielte, wuchs ihm die Kunst seines Gegners über den Kopf, da lispelte ihm Liebner zu: Die Königin aufs vierte Feld — und Sie gewinnen. Es traf zu, und nach beendigtem Spiele erkundigte er sich nach seinem Retter in der Noth, und erfuhr dessen traurige Lage. Tages darauf zog er ihn bei Seite, drückte ihm dreißig Dukaten in die Hand. „Herr!" sprach er, „ich werde mich nicht beeilen, die Summe zurückzufordern — leben Sie wohl —" und er verschwand. Wohl wußte Liebner, daß er sie schwerlich jemals werde zurückerstatten können; aber er gedachte der schuldigen Hausmiethe und des Brotmangels — und nahm sie an.

„Vergebung, daß ich noch so spät komme," sprach der Kleine, und blinzelte verliebt nach Sophie, die ihm einen Stuhl anbot.

„Zu früh, viel zu früh," seufzte Liebner, und auf seinen Wink gingen Mutter und Tochter ins Nebenzimmer.

„So thut es mir in der tiefsten Seele leid; aber ich kann mir nicht helfen. Ich bin liederlich, die Leute nennen mich schlecht — aber weiß der Himmel, ich bin nicht hart. Vor einer Stunde verspielte ich mein letztes Geld, und mein Leichtsinn reißt nun auch Sie mit hinein. Die Einkünfte meiner Rittergüter sind auf zwei Monate voraus verschwendet — und bei allen meinen Freunden ist es Ebbe. Sehen Sie nicht höhnisch auf die Edelsteine an meinen Fingern, auf die goldene Uhrkette — ich verpfändete sie gern; aber es ist zu spät. In einer Stunde soll ich beim Fürsten Hohenfels erscheinen, wird man da die Ringe nicht vermissen? Geben Sie mir die Summe, ich spiele glücklich — hier mein Wort, morgen stehe ich Ihnen wieder mit tausend Freuden zu Gebote."

Liebner öffnete seine Brieftasche. „Sehen Sie, Graf," sagte er mit gebrochener Stimme, indem er zehn Gulden auf den Tisch legte, das ist meine ganze Baarschaft. Für diesen Rock, mein einziges Kleid, wird Ihnen ein mitleidiger Trödler vielleicht eben so viel geben. Zwanzig Gulden! ein lumpiger Satz auf eine Karte. Meine Tochter bekam heute zu ihrem achtzehnten Geburtstage einen Ring, das Geschenk einer guten Freundin — nehmen Sie ihn hin, nehmen Sie Alles hin, Kasten und Stühle, Betten und Tischen. Wenn die Gassenbuben mit Fingern auf mich weisen — ich will die Schande ertragen — führen Sie mich ins Gefängniß."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, den 25. Mai.

[Baron Arnim über die Journalistik in Griechenland.]

— — — Das so eben erschienene 2te Heft der flüchtigen Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden erregt hier eine allgemeine Theilnahme. Der Verfasser, Ober-Schenk von Arnim, hatte durch die anspruchslose einfache Darstellung seiner „Reise von Neapel durch Apulien und die jonischen Inseln nach Athen" bereits das Publikum für sich gewonnen, und mit Vergnügen theilte man die Freuden und Beschwerden des Reisenden, die ihm auf seinem Wege begegneten. — Das 2te Heft führt uns nun nach Athen, über Syra und Smyrna nach Constantinopel und ist in seinem Inhalte zwar viel reicher und gehaltvoller, doch aber eben so anspruchslos, einfach und behaglich in der Darstellung und vermehrt auf diese Weise die Neigung, welche man schon früher dem Verfasser gewidmet hatte. Was er über die administrativen und politischen Verhältnisse des neuen Königreichs und besonders über den Grafen Armansperg zwar nur leicht und flüchtig hingeworfen hat, beweist aber zur Gnüge, daß seinem aufmerksamen Blick nichts entgangen ist. Von Scuffos, dem famösen Redacteur des Sotir, sagt Baron Arnim: „ich lernte ihn auf dem Balle beim Grafen Armansperg kennen; ein kleiner, listig aussehender, lächelnder Mann. Bis dahin der wüthendste Gegner der Regierung, hatte er plötzlich seine Grundsätze geändert, weil er Hoffnung hatte, angestellt zu werden, denn bei dem wenigen Privatvermögen sucht ein Jeder in den Staatsdienst zu treten. Indessen ward nichts aus der Anstellung, und nun schreibt er wieder mit ungezähmter Feder." Herr v. Arnim fährt nun weiter fort: „Ich bin in gebildeten Ländern ein großer Freund einer anständigen Discussion über öffentliche Angelegenheiten, weil gerade der mit denselben nicht Vertraute öfters klarer, als der darin Eingeweihte sieht, welcher mehr oder weniger befangen ist, und den, oft unbewußt, gewisse Sympathien, gewisse Abneigungen in seinem Urtheil leiten. In einem noch so wenig cultivirten Lande, als Griechenland, halte ich aber die Journalistik für das Verderblichste, was es geben kann, und alle, versteht sich politische, Journalisten der Büchse der Pandora entfahren, welche die Zwietracht im Lande noch mehr verbreiten und alle kräftigen, wohlwollenden Maaßregeln der Regierung hemmen. Denn das Wort ist in Griechenland ein Schleifstein, auf dem die Schwerter der verschiedenen Häuptlinge geschliffen werden, und vor dem auch die weiseste Berechnung sich manchmal nicht zu schützen weiß." — Auch dieses Heft ist sehr elegant ausgestattet und zeigt uns als Titelverzierung einen tanzenden Derwisch.

Noch muß Ihnen eine merkwürdige Thatsache, die bei der letzten Aufführung des Cortez vorgefallen, erzählt, doch zuvor auf eine frühere Theater-Debatte am Rhein zurückgekommen werden. Eine Schauspieler-Gesellschaft wollte im Jahr 1810 in Rüdesheim den Hamlet darstellen; der Schauspieler, welcher den Hamlet geben sollte, hatte sich in Weintrauben über-

nommen und ward krank. Nun debattirte der Schauspieldirector mit seiner Gesellschaft, ob man nicht den Hamlet auch ohne den Hamlet geben könne; es seien ja der Personen, welche spielen, genug vorhanden und zum Amusement des Publikums vollkommen hinreichend. Zu unserm Leidwesen befand sich am Abende der Schauspieler wieder wohl und wir sahen also nicht den Hamlet ohne den Hamlet. — So neulich beim Cortez. Es war nämlich der Befehl gegeben, den Cortez darzustellen ohne sichtlich die Flotte zu verbrennen; um diese Thatsache dreht sich nun aber die ganze Oper und der Text weist stets auf die brennende Flotte hin. Herr Spontini erfuhr dieses Attentat, welches gegen seine Oper vollführt werden sollte, noch zur rechten Zeit und konnte Abhülfe bewirken. Der Befehl soll aus dem Glauben hervorgegangen sein, daß die Zuschauer ja doch nicht verständen, was die Sänger sängen!! —

Aus Stuttgart. (Fortsetzung.)

[Die Verwahrlosung des deutschen Theaters.]

Wenn uns aber das Theater nicht mit den Blüthen der Literatur versorgt, so wird uns vielleicht das Althergebrachte durch die Kunst der Darstellung besonders genußreich gemacht? O fromme Wünsche! Ich muß es gerade sagen: Wir haben gar kein Theater mehr, wir haben nur Schauspieler. Und gewiß, ich sage nicht zu viel. Einige Stücke ausgenommen, wie sie in Wien und Hamburg gegeben werden und als köstliche Reliquien einer besseren Zeit zu verehren sind, sieht man in der That nirgends mehr ein Zusammenspiel. Nichts ist auch natürlicher. Denn wo würden die Leute dazu gebildet? Der erste Grund ist also freilich der, daß die Schulen ausgestorben sind. Theoretisch gebildete Schauspieler sind zu zählen, und wenn es auch deren einige gibt, so weichen ihre Theorien gar sehr von einander ab. Die ungeheure Mehrzahl aber dient von der Pike auf und wächst nur durch Routine. Treibt nun solche Leute zusammen und laßt sie ein Stück aufführen, so werdet ihr natürlich nur so viel Stücke dieses Stücks zu sehen bekommen, als ihr da Leute beisammen habt. Denn wo wäre der Geist, der ja das Ganze beseelte? Eben diesen sind ja die Einzelnen nach Kräften auszutreiben bemüht. Es wäre denn auch zu verwundern, wo ein gegenseitiges Verständniß herkommen sollte. Schröder und Goethe bemühten sich viel damit, Recitation, Action und überhaupt die Technik der mimischen Kunst auf Regeln und an ihren Bühnen dadurch eine wohlthätige Einheit zu Stande zu bringen. Jetzt ist man nicht einmal mehr über die Elemente einig, ja man fragt denselben gar nicht mehr nach, sondern läßt Alles gehen, wie Gott es will. Man darf ja nur hören, wie verschiedenartig oft auf Einer Bühne die Verse gesprochen werden. Der Eine singt, der Andre flötet, der Dritte zerzaust und der Vierte zerhackt sie. Und nun gar das Zusammenspiel! Es besteht wahrlich bei Manchen blos darin, daß sie einander nur nicht umrennen. Jeder hält sich für Selbstzweck; der Bediente, der einen Stuhl stellt, thut, als wäre das ganze Drama nur diesem einzigen, großartigen Momente zu Liebe geschrieben. Wie gehen da oft Kinder mit ihren Eltern, Untergebene mit ihren Vorgesetzten, Unterthanen mit ihren Fürsten um! Das Theater ist nicht mehr der Spiegel, sondern ein Zerrspiegel der Zeit. Man hat nicht das Leben dort zu suchen, sondern die Fratze des Lebens. Wie kann denn auch von einer Einheit die Rede sein, wo die Einzelnen vor Allem darauf ausgehen, einander wechselseitig aus dem Sattel zu heben? Tieck's Vorlesungen erhalten einen Theil ihres unendlichen Zaubers eben dadurch, daß es auf der Bühne so aussieht. — Ein zweiter Grund ist aber auch hier wieder die vornehme Stellung des Theaters. Die großen Bühnen sind an sich schon der Tod des Schauspiels; aber nun meinen die Acteurs, sie müßten sich auch mit der Decke strecken, spreizen und blähen sich, halten sich für Volksredener, für die wichtigsten Leute im Staate, und mit all jener Heimlichkeit, Traulichkeit, jener liebenswürdigen (oft etwas niederträchtigen) Bequemlichkeit, jenem süßen Wohlbehagen, das den herumziehenden Gesellschaften eigen war und hier und da noch ist, mit all dem ist es aus in jenen weiten, luftigen Prunksälen, auf jenen Putzmärkten, wo der Hof seine Uniformen und neuesten Moden zur Schau stellt. Es ist ja freilich fast überall dahin gekommen, daß das Schauspiel nur noch den Lückenbüßer zwischen Oper und Ballet bildet. Was Wunder, wenn sogar die Kunst, ein Kotzebue'sches Lustspiel darzustellen, verloren gegangen ist? Von der unglücklichen Idee, den Shakspeare auf diese entheiligten Breter zu bringen, sollte man endlich abstehen; denn jedes Mal muß ja der Geist des großen Dichters seine Worte aus dem Sommernachtstraum ausrufen: „What hempen home-spuns have we swaggering here!"

(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z.

[C. Banck.]

Banck ist einer unserer fruchtbarsten Arien-Componisten. Ich nenne ihn nicht Lieder-Componist, denn seine Lieder sind meist Arietten, er hat dem Liede diesen Fortschritt und diese Ausdehnung in der Form gegeben. Was das Lied dadurch an Naivetät verliert, gewinnt es an Kunstfertigkeit, an moderner Eleganz, an Schwung und Freiheit der Rhythmen. Vor kurzem erschienen von ihm zwei Hefte Müllerlieder (Leipzig, bei Hoffmeister). Diese Compositionen, vielleicht einer früheren Zeit des Musikers angehörig, sind noch in der simplen Ruhe des alten Liederstyles gehalten, haben aber wenig Charakteristisches. Wenn Banck charakterisirt, so hat er künstlichere Mittel nöthig. Kurschmann's Lieder sind charakteristisch und simpel zu gleicher Zeit; wenn Banck eine musikalische Idee ausführt, so erwächst ihm das Lied sogleich zur Ariette. Bei Schlesinger in Berlin erschien ganz kürzlich von ihm ein Heft Männerquartette. In Leipzig bei Peters ebenfalls zwei neue Hefte. Nordische Lieder, gedichtet von C. Alexander, der mit dem Componisten in Italien war und auch als talentvoller Vignettenzeichner und Maler bekannt ist. (Der Hoffmeister'sche Verlag hat viele Vignetten von Alexander.) Des Leiermann's Liederbuch ist die neueste Zusammenstellung Banck'scher Arietten, 6 Lieder für eine Singstimme. Besonders schön und von ergreifender Gewalt sind unter diesen die beiden Müller'schen Lieder:

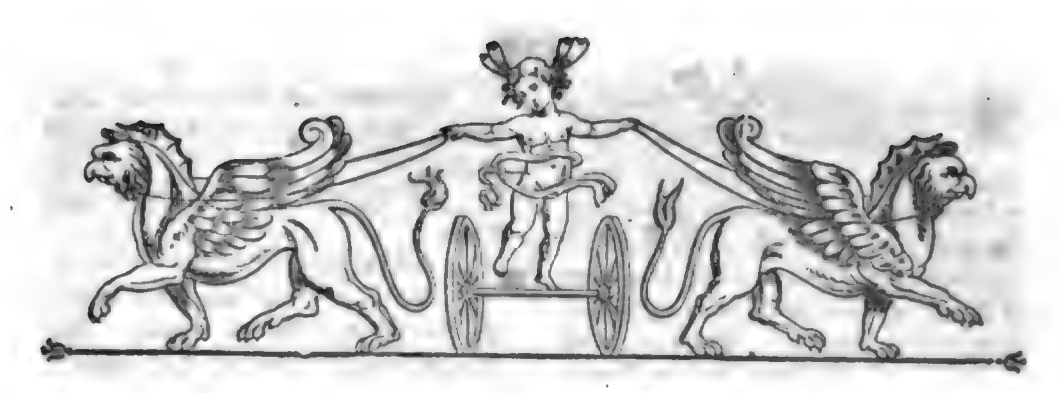
Drüben hinterm Dorfe
Steht ein Leiermann,
Und mit starren Fingern
Dreht er was er kann.

Und das andere, die Umkehr betitelt:

Auf die Alpen bin ich gestiegen,
Habe weit und breit mich umgesehen u. s. w.

Banck's sämmtliche Compositionen wollen jedoch sehr studirt und mit Virtuosität accompagnirt sein, wenn ihre Feinheiten zur Erscheinung kommen sollen. „Ich singe wie der Vogel singt" — ist ein altes gutes Lied, aber die Anforderungen an Fülle der Instrumentation haben heut zu Tage auch schon die Sphäre des Liedes afficirt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 106. — den 3. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

Drinnen schluchzten laut die Weiber; Mallek polterte mit großen Schritten in der Stube umher, durchwühlte seine Haare, als wollte er einen rettenden Gedanken herbeiziehen. Liebner erholte sich. „Was beschließen Sie, Graf?“

„Herr, ein Mord soll mein Gewissen nicht belasten; ich weiß, Sie würden die Schande nicht überleben. Der Henker hole mich und den Fürsten und das Spiel — Ihr graues Haar will ich nicht noch greller färben. Leben Sie wohl, vor mir sind Sie sicher. Leute mögen von mir denken, was sie mögen — Menschen sollen mich keinen Schurken heißen.“

Der Kaufmann drückte ihm warm die Hand.

„Ich möchte heulen wie ein Kind,“ fuhr er mit bewegter Stimme fort, „zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen vielleicht eine schöne Stunde vergiftet — ich bin auch unglücklich. Ihr warmer, freundschaftlicher Händedruck wird mich gewiß oft aufrecht erhalten. Viele fröhliche Menschen drückten mir die Hand, — ich erwiederte den Gruß, lieblos, theilnahmlos, gedankenlos — ein Glücklicher wird mich nie verstehen. Wenn aber zwei Unglückliche sich die Hände reichen, da schaut auf dieser schmalen Brücke das Elend des Einen der Verzweiflung des Andern ins hagere Angesicht, und stürzen sich hinein in den Strom der Thränen.“

Hier traten die Frauen wieder herein. Mallek tröstete die zagende Familie und unterhielt sich warm mit diesen guten Menschen, denen er erst so weh gethan, die er dann auf immer an sein Herz geschlossen — da riß Gustav die Thür auf; Sophie flog ihm entgegen und küßte ihn lang und innig.

„Baron Wellmar,“ rief Mallek erstaunt, „was führt Sie hierher?“

„Baron Wellmar,“ wiederholte leise doch bebend der Vater, und Mutter und Tochter sahen ängstlich zu ihm auf.

„Einen Augenblick Geduld, Graf!“ — er trat zu seinem Vater und beschwor ihn leise: Ein unrechtes Wort von Dir, Vater, macht mich unglücklich, ich darf jetzt nicht für Deinen Sohn gelten. Was hier immer vorgeht — schweig dazu; es kommt eine Zeit, wo ich Dir Alles entdecke. O, sieh nicht so starr und kalt! vertraue mir, um Gotteswillen, vertraue mir! „Warum so düster, meine Lieben,“ fing er nun laut an, „warum verweinte Augen?“

„Herr Baron,“ stammelte der Vater und verfärbte sich, „Vergebung, wenn ich mich niedersetze — meine Kniee wanken. Was sollte ich mich auch schämen, eine Schuld einzugestehen; ich konnte jenem Herrn dort dreißig Ducaten nicht bezahlen. Wäre mein Sohn hier, vielleicht könnte der helfen?“

„Haben Sie auch einen Sohn?“ fragte Mallek.

„Ja,“ entgegnete der Alte; „aber er will seine Eltern nicht kennen, er ging und fiel in die Arme des ...“

Hier zitterte er heftig und seufzte tief, Gustav schwankte zu ihm hin und preßte ihn wildbewegt an seine Brust.

Gustav faßte sich bald. „Dreißig Ducaten? Hier," er öffnete seine Börse und warf die Goldstücke auf den Tisch. Entsetzt fuhr der Vater vom Stuhle auf. „Es ist gewiß," sagte er leise zu den bleichen Frauen, — „ich habe keinen Sohn mehr, er schämt sich unser, gewiß, er ist ein Spieler. Wo hätte er sonst das viele Geld her? Wie wurde er mit dem Grafen bekannt? Er spielt unter fremdem Namen, daher die Todesangst, als ihn jener Wellmar nannte. O, jetzt wird mir Alles klar, daher sein verstörtes Wesen, darum schleicht er noch spät in der Nacht fort. Ach, wir sind sehr unglücklich! Haltet mich aufrecht mit Eurer Liebe, — meine einzige Stütze, mein Kind, ist von mir abgefallen."—

Indeß schloß sich Gustav dem Grafen an, scheu stahlen sich seine Blicke zu den Eltern, er ahnte tief, was dort vorging, welche unsägliche Leiden er ihnen bereitet. „Graf, befremdet es Sie, mich hier zu finden?"

„Anfangs wohl; nun aber ist mir Alles klar geworden."

„Was sagt dies spöttische Lächeln?"

„Warum Verstellung, Gustav? Werden Sie doch um Gott nicht kreidebleich, Herr Baron!"

Hier erholte sich Gustav wieder. „Er ahnt nichts," murmelte er leise vor sich hin.

„Warum hinter dem Berge halten," sagte der Andere treuherzig. „Ist denn das Räthsel neu oder unauflöslich? Flog das Mädchen nicht in Ihre Arme, als Sie kamen? Hört ich nicht etwa ein leises Du? Wirft man dreißig Ducaten so leicht hin, wie Sie es thaten, für nichts?"

„Herr!"

„Ich hege ja nichts Uebles im Sinne; aber Sie sind Baron, jene eine Bürgerliche. Brechen Sie dem Mädchen nicht das Herz, schonen Sie den alten Ehrenwerth dorten!"

„Fürchten Sie nichts, meine Absichten sind redlich, ich schlage meinen Adel keinen Heller hoch an — dies von mir. Wenn Ihnen aber je ein Wort entschlüpft über die Scene, die Sie mit angesehen, in der Sie mitgespielt, — wird Ihnen eine Kugel das Uebrige sagen."

„Stumm und stille," versicherte der Bedrohte, „gute Nacht, alter Freund! Nicht wahr? vergessen und vergeben! Gute Nacht, schöne Damen! Gute Nacht, Baron!" — und er ging.

Die Eltern und Sophie standen lange in der Stubenecke, Gustav preßte seine Stirn an die kalte Fensterscheibe.

„Ist Dir wohl, mein Sohn," fragte besorgt die Mutter?

„Ganz wohl."

„Gustav," sagte bebend der Vater; „Malleck ist ein edler Mann, aber ein Spieler. Wie, wo lerntest Du ihn kennen? Wer hat Dich geadelt? Wie kommst Du zu dem vielen Gelde? Ich that mir den Schmerz an, Dich nicht zu kennen, als es Dir Lust gewährte, Deinen Vater zu verläugnen. Sprich! sprich, sei einmal im Leben offenherzig."

„Vater! ich rufe nicht Gott zum Zeugen an — er kennt mich nicht — wenn ich Deine Locken küsse, hab' ich gebetet, wenn ich Dir schuldlos ins fromme Auge sehe, habe ich in der heiligen Schrift gelesen — mein armes Herz ruf ich zum Zeugen an, ich bin mir keiner Schuld bewußt. Tausend Umstände treffen zusammen, und ich zürne Dir nicht, wenn Du mich kalt, lieblos, verschlossen, schlecht nennst — ich kann nicht weinen, aber ein schweres blutiges Jahrtausend liegt auf meiner Brust — was ich lebe, was ich leide, ich kann es Dir nimmermehr sagen."

„Sprich! sprich, Sohn, Bruder," riefen Mutter und Schwester, „nur ein Wort, nur ein rechtfertigendes Wort!"

Er sah wehmüthig umher, legte die Hand aufs Herz und schwieg. Wie ein Blitzstrahl schoß der Vater auf ihn zu; aber die Mutter, stand, ein versöhnender Engel, zwischen ihm und ihrem Kinde: „Wüthest Du gegen Dein Kind, alter Sünder?"

„Er ist nicht mein Kind, nicht unser Sohn mehr; er schämt sich, einen Bettler Vater zu heißen, er ist adlig geworden, er hat Geld in Hülle und Fülle, er ist ein Spieler, sag ich Dir, ein elender Spieler. Geh hin, geh hin, wir heißen Dich zum letzten Male unser Kind. Wärest Du ein Fremder, der uns gehaßt, verfolgt, — wie wüßten einem offnen Feinde zu begegnen — aber lügend, heuchelnd, hinterlistig, hast Du ein harter Sohn Deine armen Eltern verrathen. Wärest Du ein Fels, in den ich schonungslos meinen Meißel schlage; so sprängen doch Funken: aber keine Thräne glänzt Dir im Auge. Ein Schwamm bist Du, wenn ich ihn mit meinen Thränen benetze, beschmutze ich mich selbst. Geh hin, das Laster hält Dich umschlungen, wenn ich mit donnernder Rede Dich verstummen machte, hab ich mich selbst verwundet."

Die Frauen weinten bitterlich.

„Weint nicht, weint nicht, er ist hart, ich muß es auch sein. Ein Lager soll Dir in unserm Hause nicht fehlen, und ein Brot an unserm Mahle, heuchle Deiner Mutter, schmeichle Deiner Schwester — ich spreche kein Wort mehr mit Dir. — Kommt!“

Die Mutter öffnete die Arme, Gustav sank hinein — Doch bald, als hätte sie der Wahnsinn erfaßt, schrie sie laut auf und schwankte vom Vater fortgezogen aus der Stube. Sophie blieb.

Es war um neun Uhr, dunkel — und ein Gewitter orgelte am Himmel. Der alte Meistersänger Sturm griff wie berauscht in seine Riesenharfe und die Wolken rüsteten sich hinabzuspucken auf die schlechte, verachtete Welt. Der Jüngling ging die Stube auf und nieder; an der Krücke der Erinnerung hinkten tausend Nachtgespenster an ihm vorüber. „Fluch mir und meinem verlorenen Leben,“ schrie er auf, „in den Augen meiner guten Eltern ein schlechter Sohn. Das Bewußtsein hab' ich, ein Dichter werden zu müssen und nicht die Kraft dazu. Was ich lebe und strebe, was ich liebe und leide, kann, darf ich nicht sagen, ich träume nur und bin gezwungen, an die Sage zu glauben: der Traum verwirkliche sich nicht, wenn man ihn erzählt.“ — Aber wer naht ihm leise? Wer schlingt um ihn die weichen Arme? Wer streicht ihm das verworrene Haar von der Stirn? Wer drückt einen langen, innigen Kuß auf seine Lippen? Die gute, mitfühlende Schwester!

Der Jüngling entwand sich ihren Armen: „Ein grollender Löwe durchirre ich die Steppen der Einsamkeit, und Du wagst es, mir zu nahen? Vater und Mutter haben mich verlassen, und Du hängst an mir? Wahre Dich, wahre Dich! Wenn ich glücklich war, als ich aufjubelte aus freier, lebensfroher Brust, warst Du stumm — und Du tröstest den Unglücklichen? So bist Du, so alle Menschen, böse, düster von Natur: Säle des Frohsinns besuchen nur wenige frohe Herzen, man besinnt sich mit zu jauchzen; aber zu Leichenzügen, zum Hochgerichte, wo ein Armer endet, wallfahrten Tausende.“

„Ich begreife Dich nicht,“ sagte schüchtern das Mädchen, „oft bist Du so heiter, da möchtest Du die lieben Engel vom Himmel herabziehen und sie küssen, und dann wieder geberdest Du Dich, wie ein König, der sein Reich verloren. Quält Dich die Sorge, ein großer Mann zu werden?“

„Wann sahst Du mich heiter? Ich zwang mich dazu, es war ein Frohsinn mit verzerrten Gesichtszügen und verrenkten Armen. Ein Zigeuner stahl mir mein liebstes Kind, und zwingt es, vor dem Volke auf straffem Seile zu tanzen?“

Sophie erblaßte und fuhr mit den zarten Fingern dem Bruder über die sommerheiße Stirn.

„Bebe nicht, gute Schwester, ich rede nicht irre, es schwebte mir ein Bild vor, weil ich ein Träumer bin. Ja, das Schicksal, dieser ewig wandernde Zigeuner, stahl mir den heitern Sinn aus der Wiege des Busens und richtete es ab, in Gesellschaft auf gespanntem Seile zu springen — das ist meine erheuchelte Lust.“

„Ich irre nicht, Bruder, ich habe es oft gesagt, und noch öfter es mir gedacht, ein schweres Geheimniß drückt Deine Seele. Ach, warum theilst Du es mir nicht mit? ich kann Dir vergeben und mit Dir tragen. Es war eine himmelschöne Zeit, wo wir zusammenhielten, wie die Stunde an der Stunde, wo Du mir Alles sagtest, was Du gelebt und geliebt, geträumt, gehofft und gedichtet? Aber seit kurzer Zeit stößt Du mich kalt von Dir, schleichst bleich und abgehärmt umher, und meinen Fragen donnerst Du entgegen: Du bist ein Weib! — Und doch, Gustav, schweig' ich, und doch weiß ich, wie Du Dich herumtreibst, daß Du, wenn Alles schläft, Dich wieder ankleidest und fortgehst!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Forts.)

[Jämmerlicher Zustand der gesammten deutschen Bühnen.]

Freilich haben wir nun gerade in Stuttgart den Mann, von dem sich gutmüthige Träumer die Gründung einer neuen Aera in der Geschichte der Schauspielkunst versprochen haben. Derselbe regiert auch wirklich eine dramatische Schule. Allein die Individualität dieses Mannes ist jeder Idee einer Gesammtwirkung, wie es scheint, leider diametral entgegen. Auch ist die Ursache hievon leicht erklärlich. Er selbst ist nur ein bedeutendes Talent, durch stupenden Fleiß zu seiner jetzigen Höhe gesteigert, ein Autodidakt mit allen Tugenden und Fehlern solcher Leute. Zu den Tugenden gehört ein rastloses Bestreben, selbst immer weiter zu kommen, ja eine gewisse selbstquälerische Emsigkeit, etwas, das halb und halb einer Aufopferung gleich sieht; — zu den Fehlern aber eine maaßlose Eifersucht gegen jedes andre, auch das geringere Talent, ein Streben, das Bewußtsein der aufgewandten Mühe dem Publikum rücksichtslos aufzudrängen (wie so charakteristisch der Wahlspruch beweist: „Alles Schöne ist schwer“), die Sucht, allein zu gelten, und die Meinung, daß, weil man sich selbst vollkommen und ausschließlich genüge, dies auch bei der übrigen Welt der Fall sei oder doch sein sollte. Ueberdies ist der „große Mime,“ von dem wir reden, ein Diplomat, und gefällt sich besser darin, die Intendanz im Sacke, als den Lorbeerkranz, der dem Stifter einer Schauspielerschule gebühren, aber freilich nur nach langer Anstrengung zu Theil werden würde, auf dem Kopfe zu haben. Selbst seine phantastischen Bewunderer sind deshalb von ihren früheren Träumereien zurückgekommen.

Diese Jämmerlichkeit der Sache selbst hat denn auch auf die Kritik zersetzend eingewirkt, indem diese sich zum Lakaien der einzelnen Herren gemacht hat, ja gewissermaßen machen mußte. Denn sie ist jedenfalls zu entschuldigen, da sie sich ihren Stoff nicht selbst machen kann. Bei kleineren Bühnen, auf welchen kein lebhafter Fremdenwechsel Statt findet, wo das Publikum selbst keinen sicheren Takt hat, kann wohl auch eine würdige Kritik nie auftauchen. Denn die Gebildeten und Erfahrenen, welche den Beruf dazu hätten, mögen sich dem undankbaren Geschäfte nicht unterziehen; und so bleibt das Heft in den Händen von bezahlten Sudlern oder gutmüthigen Enthusiasten.

Wenn es nun mit dem recitirenden Schauspiele schlecht aussieht, so ist die Oper eben auch kein Eldorado. Selten trifft man an einer Bühne verschiedene Sänger für deutsche, französische und italienische Musik angestellt. Meistens sind es dieselben Personen, welche man vor die verschiedensten Karren spannt. Wer will es den armen, geplagten Leuten übelnehmen, wenn sie nun Alles nur halb thun und zwischen zwei Stühlen niedersitzen? Der Tenor singt heute den Florestan, morgen den Piraten, übermorgen Robert den Teufel. Drei Kehlen hat der gute Mann einmal nicht. Er muß also mit Einer Kehle heute singen, morgen gurgeln, übermorgen brüllen. Wenn nun auch nicht zu läugnen ist, daß der musikalische Geschmack in Deutschland immer noch relativ auf einer bedeutenden Höhe steht, so gibt dies allein doch für die Oper nur wenig Gewinn. Ja die Einseitigkeit der musikalischen Ausbildung hat ihr sogar gerade den empfindlichsten Stoß beigebracht. Denn sie hat den Begriff der Oper völlig verrückt. In der That ist es ein unverzeihlicher Irrwahn, womit sich die sogenannten Musikfreunde so viel wissen, der Wahn, daß in der Oper die Musik an und für sich die Hauptsache sei. Diese Leute gehen nicht nur an dem äußern, sondern eben so sehr am innern Auge blind ins Theater. Sie behandeln den Schauplatz, wie die Concertestrade, und zeigen dadurch, daß sie gar nicht wissen, um was es sich hier wesentlich handelt. Denn schon der natürliche Sinn, der gemeine Menschenverstand wird fragen: Warum geht ihr ins Schauspielhaus, wenn ihr blos Musik hören wollt? Warum zwängt ihr die armen Leute da droben in wunderliche Costüme? Warum befehlt ihr ihnen, allerlei Kunststücke mit Armen und Beinen zu machen, und so viel Kraft unnütz zu verschwenden, die den Lungen besser zu Statten käme? Warum sperrt ihr überhaupt eure Augen auf? Warum fragt ihr doch auch beiläufig nach dem Gange des Stücks? Aber freilich, was vermag der gesunde Menschenverstand gegen eigensinnige Ohren? Das gefühlvolle Individuum, welches einmal in der Musik den rechten Boden seiner nebelhaften Empfindungen gefunden hat, vermag sich aus dieser Versunkenheit nicht mehr zu erheben. Es schleppt seine Atmosphäre überall mit und meint, es müsse nun überall Alles und Jedes nach seiner Pfeife tanzen. Solchen schönen Seelen, die so lange Ohren haben, ist nun freilich nicht zuzumuthen, daß sie sich den Unterschied der Musikgattungen begriffsgemäß entwickeln sollen. Denn bekanntlich wollen sie nichts weniger, als denken. Sie sind wie die Kinder, welche verlangen, daß auch das Salz wie Zucker schmecken soll. Betrachtet man nun die deutschen Publica, namentlich in kleineren Städten, so findet man, daß sich besonders in classischen Opern jedes Mal eine ansehnliche Schaar solcher Musiknarren auf den Schauspielhausbänken zusammenfindet. Sie bilden denn nicht selten die Mehrheit der Anwesenden. Und wir wollen sie nicht zu scharf tadeln, da sie doch mindestens Ein geistiges Interesse verfolgen, wenn gleich nicht an der gehörigen Stelle. Freilich hängen sie denn auch mit den darstellenden Künstlern noch durch mancherlei Privatbande als Schüler, Mäcenate ꝛc. zusammen. Allein so viel ist gewiß: diese guten Seelen ruiniren die Oper von Grund aus. Sie wollen nur ihren Ohren geschmeichelt haben. Ist es dann ein Wunder, wenn die Sänger und Sängerinnen diese Launen zum Maaßstabe ihres Eifers nehmen? — Wie jede Thorheit ihren Fluch in sich selber trägt, so auch diese. Die Verweichlichung nämlich macht die Sänger unfähig, in wirklich dramatischen Opern etwas zu leisten. Man sieht deshalb solche Kunstwerke entweder gar nicht, oder verhunzt über die Breter gehen. Gluck theilt Shakspeare's Loos.

Wir haben bisher Mängel namhaft gemacht, welche im Durchschnitte allen deutschen Bühnen ankleben. Sie folgen zum Theil aus Ursachen, die zu tief in anderweitigen Verhältnissen begründet sind, als daß man eine Abhülfe erwarten könnte. Denn es ist nicht zu läugnen, daß die dramatische Poesie auf dem letzten Loche zu pfeifen scheint. Aber freilich auch nur diejenige, welche wir von den Bretern herab zu kosten bekommen. Es taucht ja außerdem noch gar Manches auf, was leicht dargestellt werden könnte, wenn nicht abgeschmackte Coulissengründe der Aufführung entgegenständen. Ebensowenig kann man sich verhehlen, daß alle Hoffnung, wieder einmal eine Schauspielerschule zu bekommen, von Tag zu Tage kümmerlicher siechen muß. Aus diesem Grunde ist denn auch nicht mehr daran zu denken, daß man ein wahres Dichterwerk als Ganzes mit dem eingebornen Geiste des Dichters dargestellt sehen werde. Die Kritik tritt mehr und mehr von dem allgemeinen Standpunkte herab und verliert sich in die Misère besonderer Parteigängerei. Die Oper nebst dem Ballette verdrängt das Schauspiel; aber die Oper selbst ist ganz aus ihrem Begriffe gewichen. Kurzum, von Kunst ist auf unsern Hofbühnen in der Regel wenig mehr anzutreffen, als was davon für den Sinnenkitzel hoher Personen sich appretiren läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

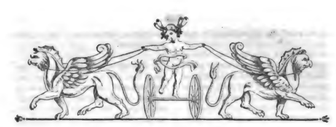
[Agnese Schebest.]

Unter dem Titel: „Agnese Schebest in Karlsruhe" ist eine kleine Broschüre erschienen, eine begeisterte Feier dieser Künstlerin, welche seit drei Monaten das karlsruher Publikum in Spannung erhält. An die kritische Würdigung ihrer Leistungen reiht sich ein Hinweis auf den gegenwärtigen Zustand der Theaterwelt. Wir würden unsern Lesern einige schlagende Stellen aus der interessanten kleinen Schrift mittheilen, wenn nicht der gleichzeitige Bericht aus Stuttgart, den wir der Feder eines bewährten Kunstkenners verdanken, den jetzigen Zustand der dramatischen und Gesangs-Leistungen in Deutschland so eingehend schon erörterte.

[Washington Irving.]

In „Asteria" schildert Washington Irving den innern Westen Nordamerikas. Sein neuestes Werk: „Abenteuer des Capitain Bonneville" ist ein Seitenstück zu jenen Schilderungen. Bonneville ist eben so gut eine wirklich lebende Person als jener deutsche Pelzhändler Astor, der mit hundert entschlossenen Männern die von Irving geschilderte Expedition in die Felsengebirge des fernen Westen unternahm. Der Autor lernte den Capitain Bonneville im J. 1835 im Hause des Hrn. Astor kennen und lieh ihm seine Feder und sein Talent zur Darstellung, um die interessanten Lebensbegegnisse dieses Mannes dem Publikum zu übergeben. Das Buch umfaßt ebenfalls 3 Bände.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 107. — den 5. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Den

Leipziger Freunden,

die mir zu meinem Geburtstage einen kunstreich gearbeiteten silbernen Becher übersandten.

1.

Den 16. Mai 1837.

Ins Tagebuch.

Die Freunde haben mir den Becher übersendet,
Der, außen Silberschmuck und innen Gold, mich blendet.

Er ist nur viel zu groß, ich kann daraus nicht trinken,
Die Arme würden mir mit dem gefüllten sinken.

Es ist ein schöner Schein, darunu ward er gegeben
Zum Lohn der Poesie, die auch nicht ist fürs Leben.

2.

Den 21. Mai.

Wofür belohnt ihr mich? Was hab' ich öffentlich,
Besonders was gethan für Dich, und Dich, und Dich?

Die Welt belohnt sonst nur die Dienste der Partei,
Die Dienste des Bedarfs, des Nutzens mancherlei.

Doch solches Dienstes frei und ledig ist das Schöne;
Darum verlang' es nicht, daß ird'scher Lohn es kröne.

Der stille Beifall soll, die Theilnahm', ihm genügen;
Ihr aber wollt dazu ein glänzend Zeichen fügen.

Das, was kein König thut, habt ihr zu thun den Muth,
Mit Ausdruck innern Werths zu stempeln äußres Gut.

Das ist ein höh'rer Sinn, ein reicherer Gewinn,
Und stolz empfind' ich mich, wie schön belohnt ich bin.

Des Dichters Selbstgefühl soll das zu Thaten treiben,
Um würdig, wie ihr ihn befunden habt, zu bleiben.

Rückert.

Der Spieler.

Novelle von Karl Beck.

(Fortsetzung.)

„Wohin ich gehe, Unglückselige, Du weißt es?"

„Wohin Du gehst, weiß ich nicht, — aber daß Du spielen gehst, spielen, läugne es nicht — es bräche mir nur das Herz. Wir sind arm, Du auch, und doch unterstützest Du uns und rettetest noch heute den Vater. Mallek ist ein Spieler, wie kennt er Dich? wo kommt er mit dem Baron Wellmar zusammen? Deine goldne Uhr, wo ist sie hin? Ach, das hat dem Vater tausend Seufzer, der Mutter tausend Thränen, und mir ein Herz gekostet."

„Ja, ich spiele ein gewagtes Spiel, es mordet mir die Tage und vergiftet mir die Nächte, ich kann nicht ruhen und rasten, täglich werd' ich ärmer, und doch kann meine Hoffnung, das Zehnfache wieder zu gewinnen, nicht untergehen."

„So ist es also wahr? Du bist ein Spieler!" schrie das Mädchen auf.

„Das Geld hab' ich von guten Freunden, denen ich es wieder erstatten werde, jenen Spieler traf ich zufällig in einer Gesellschaft. Daß ich bleich und abgehärmt? dem heiligen Christusfrieden mochte ich nicht Ruhe vergönnen an der Schwelle meines Herzens, darum bin ich unstät und flüchtig."

„Aber wo gehst Du des Nachts hin?"

„Wie Schwesterchen, wenn ich ein Liebchen hätte?"

Sophie erröthete: „Zu Toni?"

„Nein."

„So darf ich nicht weiter fragen. — Aber die Uhr?"

„Als Reisegeld Eduard gegeben."

„Ist der fort? Dem Himmel sei Dank."

„Du freust Dich, daß mein Freund fort ist?"

„Das ist mein Geheimniß. Warum reiste er?"

„Er schoß sich eines Mädchens wegen."

„Mit wem?" fragte Sophie zitternd.

„Mit Isidor."

„Jesus Maria!" und sie sank wie leblos zu Boden.

Gustav war um sie beschäftigt, da trat der Vater ein, und als er seine Tochter ohnmächtig da liegen sah, brach sein Zorn los: „Elender Mensch, uns hast Du das Herz gebrochen, erfüllst Du auch die Seele dieses armen Kindes mit Nachtgespenstern? Geh' hin, wo Du hin gehörst, zu Deinen Spielern." — Da warf der tiefgekränkte Sohn den Mantel um und öffnete die Thür. Sophie schwankte zu ihm hin und drückte ihn wild an ihre Brust.

„Wohin?" donnerte der Vater.

„Zu Menschen, die mich lieben."

„Zu Menschen? Zu Spielern willst Du sagen," lachte er höhnisch. „Tochter, laß ab von dem Verworfenen, sein Leben ist eine große, ewige Lüge."

Aber sie ließ nicht von ihm, er wand sich sanft los und faßte die Hand seines Vaters: „Vater," seufzte er mit gebrochener Stimme, „es wird eine Zeit kommen, vielleicht ist sie nicht mehr fern, wo dieses Siegel," — hier klopfte er heftig an seine Brust — „springt, wo Du Alles, Alles lesen wirst; aber ich konnte nicht anders. Deine bittern Vorwürfe wirst Du dann zurücknehmen; aber sie werden sich zu Thränen gestalten, die auf mein Grab fallen." — — Er ging.

Zu viel traf zusammen, um Gustav für einen Spieler zu halten. Schwarze Gedanken dehnten sich auf den finstern Brauen des Vaters, so stand er da mit gerungenen Händen, niedergebeugt, — das Unglück seiner Tochter ahnete er nicht.

Vielleicht läßt jetzt irgend ein Leser einem Gedanken, einem Bilde, das ihm eben behagt, aus seiner Pfeife eine Weihrauchswolke aufsteigen — da stürmt er mit Fragen auf mich ein: Wo ging Gustav nächtlich hin? Ist er doch ein Spieler? Wer hat ihn geadelt? Ich aber stehe da, ein Eisgebirg, stolz und kalt, und die Strahlen der Neugierde fallen blos als Pfauenfarbenspiel auf meine Schollen, können sie aber nimmermehr lösen und erweichen. Rache ist mein Element; jener mitleidige Leser, der diese Geschichte bis hieher gelesen, sei der Sündenbock für hundert Andere, die da sagen: Wer kennt den Namen des Verfassers? Dummes Zeug, es ist keine Naturmalerei darin, keine Gewitterscenen und Wahnsinn, er beginnt nicht mit der aufgehenden Sonne oder einem trüben Novembertage, es ist alles kurz und gedrungen, kahl, schaal und fahl, man findet darin mehr Handlung, mehr Leben als Beschreibung, als — — —

Aus tiefem Trübsal über die zertrümmerten Töpfe und Gläser legte sich die alte Tante frühzeitig zu Bette, hüstelte und räusperte sich, zog wollene Strümpfe an, ließ sich den Kopf mit warmen Tüchern umwickeln und meinte, ihr letztes Stündlein sei nicht mehr fern. Der Arzt verfolgte noch immer den Feind, der auf den Frieden seines Töchterleins den mörderischen Angriff gewagt, und Toni war, von nächtigen Gedanken müde gehetzt, auf dem Sopha eingeschlummert. Gustav trat leise ein und blieb sinnend vor ihr stehen. Die Kerze auf dem Tische wollte erlöschen und flackerte immer wieder von neuem auf, wie das halbgebrochene Auge eines Sterbenden, das den Glanz einer halben Welt mit einem Male einsaugen möchte. Da schlief das reizende Mädchen, eine Hand ruhte auf der Stirn, als ob sie Träume haschen wollte, die andere lag ein Wächter an der Capelle des Herzens, und des Jünglings Gedanken horchten dem Glockenschlage und wallten, reuige Sünder, um zu beten. Er kniete an ihr nieder, ihr warmer, süßer Athem rief die abgestorbenen Baumschulen des Friedens in seiner Brust wieder wach; aber nur auf kurze Zeit. — Armes Mädchen, dachte er, Du harrtest wohl lange vergebens mein, ach, Alles, Alles, was sich mir zutraulich nähert, färbe ich schwarz mit meinem Schatten. Du, jauchze nur dort oben über den Sternen, zwei gefallene Engel sandtest Du mir als Begleiter auf die Erde: Liebe und Dichtung. In der Liebe soll ich das Leben genießen, in der Dichtung es er-

kennen; aber Du wußtest wohl, man müsse abgestorben sein fürs Leben, um es recht zu fassen, so wie der Tod sich nur an Leichen sättigt, und Deine gepriesene Allgüte stellte den armen Menschen als Vermittler zwischen die Streitenden, und auf ihn fallen die Hiebe. Eine Waffe habe ich gegen Dich, schwing' ich sie, stürzest Du vom Throne — den Zweifel —; aber tausend gläubige Unterthanen richten Dich wieder auf. — Da polterte was die Treppe herauf, er erkannte die Tritte des Arztes, er schlich sich leise ins Nebenzimmer, seine verstörten Gesichtszüge zu verbergen.

Der Alte stürmte zur Thür herein, durch das Gepolter erweckt, sprang Toni schlaftrunken auf: „Nun, Väterchen, ist er's doch gewesen? Trog Dich Dein kurzsichtiges Auge nicht?"

„Zuerst laß mich ausschnauben, liebe Tochter, ich bin müde wie ein Jagdhund. Gib mir ein Glas Wein — doch, nein, ich bin erhitzt. Da renne ich Dir zu Lieb' dem irrenden Ritter nach, gerad' und krumm, rechts und links. Aus meiner Hast mochte er wohl erkennen, daß ich ihm nachliefe; er aber, wahrscheinlich zum Liebchen eilend, mochte keinen Vertrauten seines Geheimnisses dulden. So immer fort, ich immer nach, da trat er plötzlich in ein Kaffeehaus, nun, dacht' ich, der Vogel sitzt; — doch, horch! rauschte nicht was in der Nebenstube? Ich merke wohl, daß ich alt werde — die Furcht stellt sich schon ein."

„Ach, die Uhr pickert! Weiter, Väterchen!"

„Ich eile nach, gehe an jeden Tisch, sehe mir alle Leute recht genau an — Himmel, da stoß' ich auf eine Thür, die in den Hof und von da auf die Straße führt. Ich sage Dir, der Mensch muß ein Liebchen haben, sonst lief er gewiß nicht so schnell. Als wollt' ich einen Dieb haschen, rannt' ich nach, nun befand ich mich allerdings am Eingange der Straße, die zu — doch ich sage Dir, Mädchen, es ist Jemand in der Stube, siehst Du den Schatten dort?"

„Es ist die Büste des Amor's auf dem Kasten."

„Amor hat doch Flügel, wie ich mich erinnere, und die fehlen diesem Schatten."

Da trat Gustav laut lachend ein und erzählte, daß Toni geschlafen, daß er sie nicht wecken wollte und in der Nebenstube seinen Gedanken nachhing."

„Sagt' ich's nicht, daß es Amor wäre," lispelte erröthend das Mädchen.

„Nun eine Frage," forschte der Arzt: „Gingst Du heute Abend hier vorüber?"

„Da wäre ich doch heraufgekommen."

Des Mädchens Busen wallte hoch vor Freude. „Siehst Du, Vater, ich sollte Dich nun recht auslachen, aber" wandte sie sich zu Gustav: „Hält man so sein Wort? Jetzt schlug es wohl sieben?"

„Ich lag während dieser Zeit auch nicht auf Rosen," sagte wehmüthig der Jüngling, „ich war zu Hause. Fragen Sie mich nicht, was vorging, fragen Sie meine Schwester, meine Eltern nie darüber — versprechen Sie es mir heilig!"

Sie reichte ihm die Hand. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Heidelberg, den 22. Mai.

[Frühling, Universität, gewerblicher Zustand.]

Der diesjährige April und die erste Maihälfte müssen zwar aus astronomischen Rücksichten zum Frühling gezählt werden, allein der That und der äußern Beurkundung nach war dies kein Frühling zu nennen. Heute endlich versendet die teutonische Sonne einige wärmende Strahlen und lockt ins Freie Jung und Alt, Meister und Gesellen, Hofräthe und Studenten, Professorstöchter und andere Frauenzimmer. Stift Neuburg, das Neckarthal und die mit Reben und Mandelbäumen geschmückten Höhen der Bergstraße verdienen im vollsten Maße den Ruf reichlich ernährender Fruchtbarkeit, beglückender romantischer Lieblichkeit, dessen sie allenthalben im Auslande längst genießen. Die Hotels hiesiger Stadt, unter welchen einige sehr elegant eingerichtete, fangen an, belebt zu werden, denn Heidelberg liegt an der stark frequentirten Straße von Frankfurt nach Basel und nach Baden, dessen Heilquellen, landschaftliche Schönheiten und vielfaches Interesse darbietende Fremdenzirkel von Tag zu Tag renommirter werden. Für gesellige Unterhaltung, Lectüre, Concerte und Ballfreuden bestehen in Heidelberg zwei Anstalten: das Museum und die im Gasthause zum Prinz Max stationirte Harmonie; für die ältern Professoren der Hochschule besteht der Lesezirkel im Universitätsgebäude fort.

Die hier studirenden Jünglinge gehören der Mehrzahl nach den süddeutschen Territorien an; dann kommen Schweizer, Hannoveraner, Oldenburger und Hanseaten; Preußen in Masse, wie sie früher hier gewesen, vermißt man auch dieses Semester, obwohl die Facultäten gut besetzt, die benachbarten rheinbairischen Gemüther beruhigt und die Badner selbst dem Zollvereine beigetreten sind. Der ehrwürdige Thibaut trägt noch immer mit jugendlicher Kraft seine Institutionen des römischen Rechts vor, und Karl Salomo Zachariä, der haushälterische Sachse, ist uns ein gewandter und belehrender Führer im publicistischen Fache, durch die heitern Hallen des philosophischen Rechts, durch die nicht so heitern feudalrechtlichen Irrgänge. Puchelt, Chelius, Nägele, Tiedemann und Gmelin werden allenthalben in deutschen Landen mit Ehren genannt, wenn man von Heilkunde und Naturwissenschaften spricht. Ullmann und Umbreit wirken im Gebiete der Patristik, Kirchengeschichte und orientalischen Sprachkunde; Creuzer und Bähr im Bereiche hellenischer und römischer Alterthumswissenschaft. In lebendiger, rasch dahinbrausender Rede, zürnend oft und bitter verhöhnend das selbstsüchtige Treiben moderner Notabilitäten, erörtert Schlosser, der Historiker, Frankreichs und Deutschlands neueste Zeitgeschichte; mit hoher Begeisterung spricht er von Dante und Lessing; mit überschauendem Verstande weiß er uns die Hauptmomente der Culturgeschichte vorzuführen.

Der Gewerbe gibt es viele in Heidelberg und die Concurrenz wird auch hier von Tag zu Tage größer. Man trifft hier tüchtige Baumeister und Zimmerleute, und mehrere Tischler liefern ausgezeichnete Arbeiten. Die Bäcker- und Metzgerzunft ist stark; der Bierbrauereien sind achtunddreißig. Einige derselben bereiten ein vorzügliches Getränk, erquicken damit Bürger und Studenten und machen auch Versendungen in die Umgegend. Die Bewohner der äußersten Vorstadt und sogenannten Plöckstraße beschäftigen sich größtentheils mit dem Feldbau und unterhalten zu diesem Zwecke einen mehr oder minder zahlreichen Viehstand. Man findet dort einige sehr begüterte Oekonomen, die viele Morgen Aecker und Weinberge besitzen, die nebenbei Branntweinbrennerei oder ein sonstiges landwirthschaftliches Gewerbe betreiben. In der Rebcultur hat man in jüngster Zeit schöne Fortschritte gemacht, und die leichten, gesunden und wohlschmeckenden Neckarweine sind fortwährend ein sehr gesuchter Artikel. Unter den hiesigen Schiffern treiben mehrere einen vortheilhaften Holzhandel, haben stets beträchtliche Vorräthe dieses so nothwendigen Materials am Ufer des Neckars sitzen, und unternehmen auch jährlich auf größern Güterschiffen einige Rheinfahrten. Die Holzhändler von Eberbach und Zwingenberg haben hier ihre Commissionaire, senden jederzeit große Ladungen den grünen Fluß herab, und sorgen dafür, daß Klappern und Spälterholz auf dem Lauer nicht ausgeht. Die Fischer halten hier, wie in Neapel, neben den Obst- und Gemüsehändlern feil, zwei Mal wöchentlich am Brunnen bei der heil. Geistkirche, und am Charfreitage in der Dreikönigsstraße. Einer dieser Fischer hat ein sehr schönes Geschäft, macht beträchtliche Versendungen nach Frankfurt am Main und versorgt einen Theil der dortigen Diplomatie mit Salmen und Forellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Stuttgart. (Fortsetzung.)

[Die stuttgarter Bühne.]

An allen diesen Krankheiten leiden nun kleinere Bühnen doppelt, und die Beschränktheit ihres Gesichtskreises, der nur zu oft fühlbare Mangel an einsichtsvoller Berathung der Directionen, die Stagnation des Abonnenten-Publicums, die geringe Mannichfaltigkeit in den vorgeführten Kunstwerken und darstellenden Persönlichkeiten, die Machtlosigkeit der Kritik, der geringe Aufschwung einer öffentlichen Meinung, endlich die völlige Unterordnung idealer Zwecke unter Nebenrücksichten, dies Alles sind Gründe, deren jeder für sich schon dem Kunstfreunde die Hoffnung auf eine Verbesserung so verschimmelter Zustände verbietet. Dem mehr oder weniger allgemeinen Loose entgeht auch die stuttgarter Hofbühne nicht. Es schien aber gerecht und billig zugleich, ihr eine Jämmerlichkeit, die aus allgemeinern Gründen hervorgeht, nicht besonders zur Last zu legen. Ueberdies ekelt mir vor der undankbaren Mühe, mich mit Persönlichkeiten und individuellen Wirkungskreisen näher auseinanderzusetzen. Nur gegen Eine Seite hin habe ich mich zu verwahren. Man sagt, die Intendanz berühme sich doch, daß seit einigen Jahren die jährlichen Einnahmen an der Casse beinahe um tausend Gulden gestiegen seien; die größere Frequenz des Publicums also, möchte man mir entgegenhalten, lege Zeugniß genug dafür ab, daß die Direction ihr Amt gut verwalte. Hierauf ist zu erwiedern: Einmal ist diese vermehrte Frequenz ein sehr trügliches Beweismittel; denn es kommt nicht so sehr darauf an, wie viele, als vielmehr, welche Leute man ins Theater zu locken versteht. Eine einzige Nachtigall aber bringt mehr Ehre, als zehn Gimpel. Sodann läugne ich nicht, daß in einer gewissen niedrigen Sphäre hiesigen Orts viel Sorge auf das Theater verwendet und dadurch ein ansehnliches Häuflein Schaulustiger angelockt wird. Allein mein Gesichtspunct ist einzig der der Kunst, des idealen Zwecks, welcher mit solchen Anstalten doch zunächst erreicht werden soll. Haben sie solchen Zweck einmal thatsächlich ganz oder nahezu aufgegeben, so mögen sie thun, was sie wollen, sie mögen ihren Glanz und Prunk ausposaunen, so laut sie können, — aber das Recht auf eine ernsthafte Beurtheilung haben sie verloren. Sie sind Anstalten gemeinen Amüsements und forthin mit Biergärten u. dergl. zu classificiren. Der Freund der Kunst geht hinaus und schüttelt sich den Staub von den Füßen, wie es die Musen selbst schon vor ihm gethan haben. Wie gesagt, mit dem bisher Angeführten soll keinem Individuum ein Vorwurf gemacht werden. Die Einzelnen mögen nach Vorschrift, oder aus reiflicher Ueberzeugung, vielleicht auch im Verständniß des allgemeinen Kunstelends, je nach dem Maße ihrer Fähigkeiten und Kräfte handeln, dies gilt mir völlig gleich; ich gebe zu, daß sie Manches klug und in guter Absicht angreifen, daß sie zu Erreichung ihrer einmal vorgesetzten Zwecke eine löbliche Thätigkeit zeigen, kurz, daß sie in ihrer Sphäre recht gescheidte und rechtschaffene Leute sein mögen. Nur sollen sie die Maske der Kunst, die ihnen so lächerlich zu Gesichte steht, fallen lassen, und das rechte Schild vors Fenster hängen. Nur sollen sie den Galimathias von ästhetischen Phrasen, in welchem sie sich doch nur unheimlich fühlen, vollends ganz bei Seite werfen und ehrlich eingestehen, daß sie nur eine harmlose Industrie zur öffentlichen Unterhaltung betreiben. Wenn sie solcher Gestalt dem Kinde den rechten Namen geben werden, so wird ihnen auch der Freund der Kunst, der jeden concret in sich abgeschlossenen, seinem Zwecke entsprechenden Wirkungskreis zu ehren hat, seinen Beifall nicht versagen und indessen von der Zeit erwarten, ob sich nicht einmal der Sturmwind echter Poesie wieder erheben, und alle diese Narretheidungen wie Spreu von dem entheiligten Boden wegfegen werde. (D. F. t.)

Notizen.

[Literarische Neuigkeiten.]

Mistreß Sarah Austin, die Verfasserin der Characteristics of Goethe und Uebersetzerin der Raumer'schen Briefe über England, ist jetzt mit Uebertragung von Ranke's Päpsten beschäftigt.

Heine wird über die Prosa schreiben, deren Anbau ihm als das Wichtigste in unserer literarischen Gegenwart erscheint. Es wird ein Nachtrag werden zu Mundt's Buch über die Prosa, dessen letzter Abschnitt in Bezug auf die Schreibart der Jetztlebenden bei günstigern Verhältnissen allerdings reicher und genügender ausgefallen wäre. Mit dieser Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Prosa der Ausbildung der poetischen Formen hindernd entgegentreten zu wollen, ist Mundt nicht eingefallen. G. Schlesier machte in der Europa die lächerlichsten Faseleien hierüber.

[Neueste Eingebung des Satans.]

Vor kurzem war in französischen Blättern von einem Journal in Spanien die Rede, das den Titel: der Satan, führt. Die neueste Eingebung des Satans kommt jedoch in Deutschland in der baierschen Kammer vor. Ein Abgeordneter nannte kürzlich die Ablösung der Zehenten eine Eingebung des Satans. Ringseis ist der Name des Abgeordneten, der sich diese Versuchung erlaubte. Hr. Ringseis ist Arzt in München.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 108. — den 6. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

„Hab' ich mir's doch gleich gedacht," sprach der Alte bitterböse, „man hat Dir wieder das alte Lied vorgesungen, Du sollst Deiner Kunst entsagen, sollst wie das Thier am Pfluge keuchen; aber Du kannst, Du darfst nicht wie Alltagsseelen mit Puppen spielen, als: Geld und Haus und Hof. Bei Tollköpfen, bei Feuerseelen dauern solche Puppen nicht aus, sie müßten denn nur tausend Mal zerstört, sich tausend Mal wieder verjüngen — die Welt nimm hin, die Menschen und spiele mit ihnen.

Es herrschte eine drückende Stille. Toni wußte nicht, wie der Sturm in der Seele ihres Lieblings zu bändigen: „Hier, Herr Liebner;" sagte sie, „gebe ich Ihnen den Othello zurück. Arme Desdemona! Schuldlos verdächtigte!"

„Schuldlos sein, und doch verdächtigt zu werden," hohnlachte der Jüngling, „ich glaube, dieses Mährchen ist noch um ein Jahr älter als Gott; und doch, ich kenne einen weit größern Dichter als den Shakspeare — er heißt Wahn. Hundert Trauerspiele schuf er schon und noch Tausende wird er dichten; seine Phantasie brennt immer und verzehrt sich nie wie der Dornbusch in der Wüste. Wer kann seine Lieder zählen? Eins hört ich heute und habe dabei geweint und wahnsinnig gelacht, meine Gedanken wurden todtmüde, mein ganzes Wesen löste sich auf."

„So kann, so darf es nicht bleiben," murrte der Arzt. „Ich habe das Wort Ihrer Tochter, Sie erwähnen nie der Sache." — Der Alte ging auf und nieder, Toni zog den Jüngling an die Fensterbrüstung und sah bittend zu ihm auf: „Gustav, diese ewige Unruhe verzehrt Sie, macht Ihre Eltern, Ihre Schwester, meinen Vater und mich unaussprechlich elend."

„Wo ist das America für himmelstürmende Gedanken, für aufrühererische Gefühle, daß sie nimmer, nimmer wiederkehren?"

„Bändigen Sie Ihren wilden Geist, seien Sie offen, bringen Sie Wahrheit in Ihr Leben. Der erste Strahl des Morgens wird Ihren Dichtungen wohler thun, als die melancholische Lampe, die Straße ist beredter als die Stube, schließen Sie sich Menschen an, den Narren mit ihrer Kraft, mit ihren Gebrechen, Schellengeklingel und Salomonischen Sprüchen — und die neue Welt liegt vor Ihnen. Sie sind nicht Ihr eigener Herr, die Welt hat Forderungen an Ihren Geist, Ihre Lieben an Ihr Herz — erhalten Sie sich meinem Vater, erhalten Sie sich mir!"

„Geben Sie mich auf, Toni," sagte er langsam, „ich bin ein verlorener Mann." Beide schwiegen, der Arzt kam hinzu und sah in die hellerleuchteten Fenster des gegenüberstehenden Hauses, die junge Gräfin lehnte am Fenster und schien sehnsüchtig und schwermuthsvoll Gustav und Toni zu betrachten, endlich hub er an: „Lache mich doch recht wacker aus, Gustav, — bei der jungen Gräfin drüben wollte ich

Dich früher gesehen haben, daher mein verhängnißvoller Ritt am Abend. Faltet sie jetzt nicht die Hände? Die Arme betet wohl für ihren todten Mann, sie mochte ihn wohl sehr geliebt haben?"

„Ach, Väterchen, das muß ich besser wissen, die junge Witwe kam fremd in unsere Stadt, ist aber bereits ganz heimisch geworden; sie trauert nicht um den Gestorbenen, sie freut sich mit den Lebenden. Wenn Du schläfst, stehe ich oft da so traurig, so sehnsuchtsvoll wie jene und schaue hinaus. Gewöhnlich um elf hält ein Wagen vor dem Thore, man mochte vergessen haben, erst die Vorhänge herabzulassen, da stürzt ein Mann mit einer schwarzen Larve vor dem Gesichte in die Stube — da fliegt ihm die junge Witwe entgegen — er nimmt die Maske ab."

„Sahen Sie ihn?" stammelte Gustav.

„Wie Sie neugierig sind! Nein; denn kaum hatte er den noch aufgezogenen Vorhang bemerkt, als er blitzschnell sich wieder vermummte. Ich zog mich zurück, aber man mochte mich bemerkt haben, die Vorhänge fielen herab. Geben Sie Acht, um dreiviertel auf Elf rollt der Wagen fort, den schwarzen Ritter abzuholen."

„Um jene Zeit bin ich nicht mehr da."

„Sie wollen schon fort? Willst Du schon fort?" fragten zugleich Vater und Tochter.

„Es liegen mir Gedanken im Kopf, ich muß ihrer quitt werden. Es wird mir zu enge in der Stube, ich will in den Sturm hinaus, wenn mir der Wind im Haare saust und die Bäume zittern, da kehrt der Friede, aus der Natur verjagt, in meine Brust."

Der Arzt lächelte: „Du bist noch toller als der Sturmwind, der legt sich doch, wenn er ausgewüthet; Du aber willst nimmer ruhig werden. Jetzt ist es erst 10 Uhr, bleib noch bei uns, Gustav, der Champagner wird Dich wieder heiter machen! Toni kredenze uns! So — so — Stoß an mit mir auf Dein Wohl, lieber Sohn! Tochter, komm näher, sitze her zu dem Tollkopfe — Mann und Weib! Werde nicht roth, Mädchen! Wir wollen nächstens darüber ein Weiteres sprechen, Gustav. Trinkt, ihr jungen Grasaffen, auf Du und Du, das Sie ist mir bis in den Tod zuwider, die Menschen sind immer dabei zehn Meilen von einander entfernt. Laßt mich's hören, Kinder!"

„Dein Wohl, Toni!"

„Deine Ruhe, Gustav!"

„So! Nun ist mir ein Stein vom Herzen. Schaue mir nicht so finster drein, Junge, wie es im Herzen eines Jünglings aussieht, will ich Dir sogleich erklären: in der einen Kammer hängen Mädchenschürzen, die andere ein Tanzsaal, die dritte ein Fechtboden, wo Helden kämpfen, in der letzten hängen viele Gemälde: Liebe, Hoffnung, ein Stückchen Glaube, Melancholie und tolle Streiche. Ein Ohr lauscht den Sagen der Vergangenheit, den Schmeicheleien einer blühenden Zukunft, und das andere ist wohl nicht aufgelegt, die langweiligen Possen eines Predigers anzuhören?"

„In meinem Herzen sieht es nicht so aus," seufzte der Jüngling.

„Blase keine Rauchwolken durch meine Frühlingslüfte. Ich weiß, daß Ihr Euch liebt, und — will mir nicht helfen, Dein Auge hängt an ihren Blicken, ihr Geist lebt durch Deinen Geist. Liebende zu trennen, bleibt immer eine unheilbare Krankheit; die Jungfrau strickt in den Strumpf Liebesgedanken, ihr Schnupftuch wird eine thränenbenetzte Liebesgeschichte, ihr Auge entsagt dem Glanze der Welt und nimmt den Nonnenschleier, und ihr Herz ist eine Glocke vom Blitz zerschmolzen. Ihr habt auf Du und Du getrunken — das ist der Verlobungsbrief — einen Kuß als Siegel darauf."

Der Wein kreiste mächtig in den Pulsen des Jünglings, der Busen des Mädchens wallte hoch und ihr Auge blitzte. Welches Bild er sich auch immer vorzauberte — es blühte ihm jetzt auf ihren Wangen, ein Paradies schien er gefunden zu haben, die Schlange in den Locken des Mädchens, die kostbaren Aepfel in ihren Augen, den Frieden in seinem Herzen, die Unschuld in ihrer Brust — sie sanken sich in die Arme — und Kuß auf Kuß —

Einen Toast auf das Wohl des schwarzen Ritters rief der Arzt. Gustav leerte das Glas auf einen Zug und schmetterte es zu Boden: „Da liegen die Scherben. Vergebt mir, Freund, vergib mir Toni, es kocht in mir, o, laßt mich fort, wenn mich der Sturm umbraust, stehe ich auf festem Grund und Boden."

Da half nun keine Bitte und nicht die Versicherung des Arztes, die rauhe Luft könne ihm schaden; er eilte fort.

„Ich werde auch mein Lager suchen," stammelte der Arzt, „und wie war's denn mit dem Kusse früher?"

„Vater," lispelte das Mädchen. „Was sind Kronen, was Deine Kunst, was alle Künste, alle stolzen, herrlichen Welten des Geistes gegen die kleine, friedliche Welt, die sich in liebenden Herzen eingefriedigt?"

Vom Hauptthurme scholl die elfte Stunde, alle Glocken schlugen nach, wie Geisterrundgesang in einem großen

Grabe. Gustav eilte das Ufer des Stromes entlang — die Windsbraut segelte auf den Wogen. Er starrte hinein in die Brandung und der genossene Wein erhitzte mächtig seine Phantasie; er dachte sich hinein inmitten dem gährenden Elemente, losgerissen von der Erde, kein Baum, kein Vogel, kein Ufer — nur wirre Gedanken, die nach und nach zum Liede sich fügten, zogen wie abgestorbene Bäume, öde Ufer, schrillende Möwen durch sein Gemüth. So starrte er in die Brandung und ein Lied brannte auf seinen Wangen und er ward ruhiger. — Es webt in der Dichtung eine doppelte Kraft, sie wiegelt auf, sie bändigt, sie nährt die Opferflamme in der Brust und erstickt die Thräne dem harten Leben nachgeweint: gerade wie das Oel — gießt es ins Feuer, und die Gluth lodert wilder, immer wilder, gießt es ins wildbewegte Meer, und die Woge legt sich und schlummert ein. — Da rollte ein Wagen blitzschnell heran, ein junger, flinker Bursche saß darauf und bändigte die schnaubenden Rosse, Gustav zog die schwarze Maske hervor und vermummte sich: „Warum so spät, Konrad?"

„Vergebt, edler Herr, — das hübsche, flotte Kammerkätzchen — ach, bittet für mich bei Eurem Liebchen."

„Schwatzt der Wein aus Dir?" Er warf sich in die Kutsche und Konrad trieb wie verzweifelt die Rosse; aber die Furcht, seinen jungen Unbekannten beleidigt und dadurch sich Verweise von Seiten seiner Herrschaft zugeplaudert zu haben, ließ ihn nicht ruhig sitzen; er räusperte sich, wandte sich hin und her und drückte dadurch vorn am Wagen die kleine Fensterscheibe ein. „Pech über Pech," seufzte er nun durch diese offene Thür Gustav zu. „Seid mir nicht gram, guter Herr, ich hole Euch täglich ab, ich kenne Euch nicht, ich weiß nicht, was mit Euch in unserm Hause vorgeht, — und würde schweigen, wenn ich's auch wüßte. Mein Roß sieht mich dankbar an, wenn ich ihm Futter reiche, warum sollte ich undankbar gegen meine Herrschaft sein, die mich glücklich gemacht? Fragt mich mine Christel, wohin? — so heißt es, es lebe in der Stadt eine alte kranke Tante, zu der käme Abends eine junge Nichte, eine Freundin meiner Herrschaft, und meine Herrschaft schicke immer um elf den Wagen, das gute aber arme Fräulein nach Hause zu fahren. Euch sah noch Niemand in unserm Hause, mein Wagen hält im Thorwege immer dicht vor der Thür, von der es heißt, sie sei eine Rumpelkammer, von der aber Ihr und ich nur wissen, daß sie mittelst einer Treppe hinauf zu meiner Herrschaft führt. — Seid nicht böse, guter Herr!"

„Fürchte nichts, treuer Konrad." Der Wagen flog durch den Thorweg bis dicht zu jener Thür hin. Gustav zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete, schloß wieder schnell hinter sich zu und flog die Treppe hinan durch eine Tapetenthür in die Stube. Nichts regte sich. Schläft Alvine schon, oder liest sie in andern Zimmern? Er sah durch die Glasthür, die eine Aussicht in mehrere Säle eröffnete, konnte aber nichts entdecken. Er warf sich mißmuthig auf das Sopha — was die Natur gedichtet und die Kunst geschaffen, schmückte den Palast! Goldene und silberne Gefäße, Baldachine, Tapeten mit Juwelen durchflochten, in denen eine ganze Welt lebte — Berg und Thal und Menschen, Gewässer und farbiges Geflügel. Sein Auge hing schwermüthig auf den herrlichen Gemälden, wie über duftenden Blumen eine thränende Wolke. — So saß er stumm einige Minuten, da trat Alvine ein und setzte sich ihm schmollend zur Seite. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Fortsetzung.)

[Zustand des deutschen Theaters.]

So lange, bis dies geschieht, bleibt nun freilich dem Freunde der Kunst nichts übrig, als entweder das Theater zum Zwecke methodischer Selbstpeinigung, woran seine Plane, zur Besserung beigetragen, am besten sich kräftigen können, consequent zu besuchen, — oder, wenn ihn endlich hieran ekelt, dasselbe ganz zu meiden, und sich eine Bühne im Geiste zu erbauen. Nur selten erlebt er die Freude, sich in dem wohlbekannten; einst geliebten Hause wieder ganz mit der frühern Innigkeit zurechtfinden zu können. Nur selten, und auch dann nicht anders, als wenn er sich mit der Kunst der weisen antiken Mäßigung vertraut gemacht hat. Ein ganzes Kunstwerk nämlich im Sinne des Dichters aufgeführt zu sehen, darf er wohl nie mehr hoffen, ein Schauspiel ohnedies nicht, da hier jeder Zusammenhalt fehlt, eher noch eine Oper, wo doch ein gutes Orchester immer ein gewaltiges Bindungsmittel ist. Er bleibt also im Ganzen darauf beschränkt, sich an ausgezeichneten Persönlichkeiten zu erquicken, wenn solche hier und da gleich Meteoren an dem graulichen Himmel vorüberziehen. Aber freilich, es ist dies ein Genuß eigner Art, den man im Augenblicke der Begeisterung mit dem übrigen Elende nicht zu theuer erkauft glaubt. Es scheint nämlich ein Gesetz aller Kunstentwicklung zu sein, daß gerade die leuchtendsten Genien erst dann hervortreten, wenn im Allgemeinen bereits der Zersetzungs- und Faulungs-Proceß sich ankündigt. Ist es doch in der Natur nicht anders. Nicht nur, daß so oft eben in den schönsten Früchten der Wurm nagt, auch die Blüthen sind am reizendsten, wenn die Zeit des Welkens naht. Die Schönheit will sich auf der Erde nicht häuslich niederlassen, sie ringt sich immer neu aus der Gährung mannichfaltiger vorbereitender Bildungen hervor, feiert einen kurzen Glanz und verschwindet dann, indem das, woraus sie hervorgegangen, in Staub und ellem Moder zerfällt. Aber das ist eben die Erhabenheit des selbstbewußten Geistes über der Natur, daß in seiner Sphäre die so emporgetauchte Schönheit nur zu verschwinden scheint, in Wahrheit aber doch in ihrer kurzen Dauer sich unsterbliches Leben erwirbt. Damit nun das höchste Schöne in einer concreten Gestalt wie in einem Brennpunkte sich sammeln könne, ist allerdings eine Masse vorgängiger, sich in sich selbst verschlingender Processe nöthig, welche jenem den

Lebensstoff zuzubereiten haben. Alle Anfänge in Kunstbestrebungen müssen von einer Gesammtheit ausgehen, weil der Einzelne nicht hoffen darf, für sich allein das Feld in der Peripherie umzugraben. Schon die Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten, die Nothwendigkeit festzustellender Grundsätze fordert dies; auch erweckt die Theilnahme Mehrerer so Muth, als Lust zum Geschäfte. Deshalb bilden sich Schulen, deren jede der nächsten ihre Resultate überliefert. Der Schüler wächst aus dem Meister vor, und in diesem stetigen Wachsthum ist es die Kunst selbst, welche sich immer mehr reinigt, kräftigt, Schale auf Schale von sich ablöst und dem Ideale sich zuneigt. Ist nun so Schule auf Schule, wie Kreis in Kreis entstanden, so rücken die thätigen Geister allmälig dem Mittelpunkte zu, um dort das letzte Resultat, in welchem alle bisherigen enthalten sind, niederzulegen. Jetzt ist die Gesammtwirkung nicht mehr nöthig, sie hat ihre Arbeit vollendet, und der Geist zündet seine Flamme in concreten Gestalten an, welche nunmehr die bisher gesäten Blüthen als Lieblinge der Götter mit leichter Mühe abstreifen. Ihre Erscheinung kündigt den Abschluß der bisherigen Epoche an, deren höchster Glanz eben aus ihnen wiederstrahlt. Eben dies mischt der Bewunderung, die wir ihnen schenken, einen elegischen Zauber bei. Man braucht kaum an Raphael, kaum an Mozart und Beethoven zu erinnern. Es sollte nur der Grund angegeben werden, der gerade in unsere Zeit die Erscheinung solcher Lichtgestalten auf dem Theater erklärt, der Grund ferner, warum der Kunstfreund um den Genuß, den sie ihm gewähren, leicht die Trauer über die verschwundene Gesammtwirkung vergessen kann. Denn allerdings läßt ihr intensives Licht die Dunkelheit des übrigen Himmels nur noch betrübter erscheinen. Allein dafür bieten sie auch zugleich den reichsten Ersatz, indem sie alle die Strahlen, welche wir anderswo vergebens suchten, eben in sich vereinigen.

Ist das Bishergesagte so glücklich, als das Resultat längerer Erfahrung und einer nicht leichtsinnig geübten, vergleichenden Kunstbetrachtung anerkannt zu werden, so darf man wohl wagen auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der den thatsächlichen Beweis für die Richtigkeit der vorgetragenen Ansichten zu liefern scheint. Es ist nämlich gewiß nicht als gleichgültig angesehen, daß im Gebiete der Oper, die ja doch das Schauspiel in sich verschlungen hat, zu gleicher Zeit zwei Gestalten wie die Malibran und die Schröder-Devrient aufgetaucht sind. Wir freuen uns, diesen gefeierten Namen einen dritten beifügen, und, indem wir die Gründe unsers Urtheils sorgfältig darlegen, den Schein eines voreiligen Enthusiasmus davon ferne halten zu können.

Damit aber diese angenehme Pflicht der Dankbarkeit erfüllt werden könne, ist es nöthig, zuvörderst die Grundsätze anzugeben, wornach die Leistungen der darstellenden Künstler in der Oper beurtheilt werden müssen. Sie sind einfach folgende. (D. F. f.)

Aus Heidelberg. (Fortsetzung.)

[Musikfeste.]

Das an verflossener Mitwoch vor einem Auditorium von mehreren tausend Personen abgehaltene Musikfest hatte sich auch in diesem Jahre der lebhaftesten Frequenz, Theilnahme und Mitwirkung zu erfreuen. Es war an diesem Tage ein Leben und Gedränge in der freundlichen Musenstadt, wie man es lange Zeit nicht wahrgenommen. Es möchte aber auch in ganz Deutschland kein zweiter Concertsaal zu finden sein, wie ihn der von mittelalterlichen Bauwerken umgebene und mit einer herrlichen Fürstenburg aus dem sechzehnten Jahrhundert geschmückte Schloßhof darbietet. Von der Bergstraße, von den odenwäldischen Bezirken, von der hessischen und schwäbischen Grenze, vom badischen Mittelrhein, aus Rheinbaiern waren ganze Schaaren Musiker und Musikfreunde zur gefälligen Mitwirkung in Heidelberg eingezogen. Das Sänger- und Orchesterpersonal mag sich auf ungefähr dreihundertzwanzig Personen belaufen haben und die Aufführung von Haydn's unsterblichen Meisterwerke „die Jahreszeiten“ ging wirklich brillant und gelang zur Freude Aller, die sich für derartige ernste und gediegene Musik interessiren, in hohem Grade. Von allen Burgthürmen und Erkern flaggten badische Fahnen; in alle Ecken und Räume des Schloßhofes hatten sich gierig lauschende Zuhörer eingenistet. Bei den letzten Partieen mußte man beschleunigend und abkürzend zu Werke gehen, indem einige düstere Wolken sich zu ergießen begannen. Fröhliche Mahle und Ballfreuden bildeten den Schluß des schönen Festes.

Zwei Tage vorher, am Pfingstmontag, hatte das eine Meile von hier gelegenen Schwetzingen sein Fest. Aus den benachbarten Städten Mannheim, Heidelberg, Bruchsal, desgleichen Speyer, Landau, Dürkheim und andern rheinbaierischen Orten hatten sich zahlreiche Gäste eingefunden, die den schönen Frühlingstag in einem der schönsten Gärten Deutschlands zubringen wollten. Die hohen Buchengänge, die schattigen Kastanienhaine, die duftenden Lauben und Boskets dieses großartigen Gartens erfreuen sich eines so wohlbegründeten, von Eltern und Voreltern schon anerkannten Rufes, daß es uns nicht wundern darf, wenn die ganze Umgegend am zweiten Pfingsttage nach Schwetzingen strömt; so ist es seit vielen Jahren herkömmlich. Mehrere russische und englische Familien, die auf benachbarten Landhäusern wohnen, waren in glänzenden Equipagen gleichfalls zum Besuche des Gartens gekommen. Da sämmtliche Gasthäuser mit Fremden überfüllt waren, konnte man in verschiedenen Gegenden des Parks viele sehr elegant gekleidete Personen sehen, die aus der Hand ihren Braten aßen, den sie entweder von Hause mitgebracht oder in irgend einer Schwetzinger Garküche glücklicher Weise noch erhascht hatten. Ganze Reihen solcher vergnügter Nomaden sah man, zahlreiche Gruppen solcher abgehärteter Festtagsmenschen, die sich bei Braten und Wein allen Strapatzen, die mit dem Kampiren im Freien verbunden sind, heldenmüthig aussetzten. Im Städtchen ging es nicht minder geräuschvoll zu: Wagen versperrten die Straßen, fröhliche Musensöhne kneipten in diversen Häusern, geputzte Leute zogen schaarenweise hin und her, aus allen Fenstern blickten neugierige Adamskinder: Bürgermädchen und Bauerdirnen, städtische und ländliche Notabilitäten. Die berühmten Schwetzinger Rahmtörtchen wurden allenthalben feil geboten; in einigen hölzernen Buden waren Mirakel zu schauen. Die Hauptsache war: man traf viele fröhliche Gesellschaften und die Wirthe machten gute Geschäfte. Gegen Abend eilten Viele nach Mannheim, wo Bellini's Montecchi und Capuletti bei gefülltem Hause gegeben wurden.

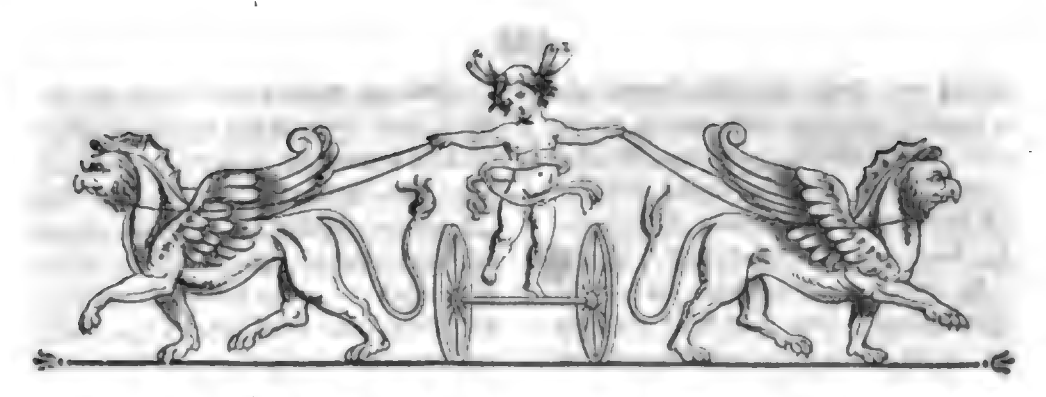
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Schmelka ein Baron.]

Der pariser Voleur will wissen, daß man unter des kürzlich verstorbenen Komikers Schmelka Papieren Documente gefunden habe, aus denen sich dieser Name als fingirt ergebe. Schmelka sei eigentlich ein Baron S. gewesen, aus einen der ältesten Häuser der preußischen Monarchie. Woher dem Voleur diese Kunde? Was wissen die Breslauer hierüber zu sagen? Wichtig ist die Sache freilich eben nicht.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 109. — den 8. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

„Zürnst Du, Alvine?" — Keine Antwort. Gustav stand auf, eine wilde Schlacht brannte in seinem Herzen, und müde, blutende Gedanken schwankten an schweren Ketten als Gefangene an seiner Stirn vorüber und erzählten ihm schaurige Sagen. Die Angst, die er beim Arzte drüben ausgestanden, die Qual, die ihn im Elternhause durchzuckte, traten wie drohende Gespenster vor seine Seele und Alvinens frostiges Schweigen donnerte ihn vollends nieder. Die Kniee brachen ihm zusammen, er sank bewußtlos zu ihren Füßen nieder.

Sie hob ihn auf, zog ihn an ihre Brust und ihre heißen Küsse gaben ihm das Leben wieder. „Alvine," sagte er mit gebrochener Stimme, „wenn Du mich kalt zurückstößt, wenn Du mich nicht liebst — was ist mein Leben? Eine leere Schmeichelei, in der kein Sinn und keine Bedeutung. Du sagtest einst, mein Geist sei ein gewaltiger Renner; aber ich fühle es, er hat einen kurzen Athem. Wenn mein Herz krank, meine Gedanken todmüde sind, und ich nicht neue, frische aus einem liebenden Herzen, aus Deinen Augen sammeln kann — bin ich ein verlorner Mann."

Glockengeläute soll Wetterwolken verjagen, da besinnt sich der Donner und schweigt, der Blitz legt seine glühende Geißel nieder, nur der Regen fällt segnend zur Erde. Ach, auf des Jünglings Stirn lagert sich oft ein gewitterschwangeres Sorgengewölke und wird verscheucht durch den versöhnenden Glockenklang einer lieben Mädchenstimme: da besinnen sich die zürnenden Gedanken in ihm und schweigen, und das zornerglühte Auge taucht seine Fackel in Thränen der Vergebung. — Ihre zarten Finger glitten an seiner heißen Stirn herab und er war gebändigt. „Und kannst Du es mir verdenken, daß ich zürne," sagte Alvine, „sah ich etwa nicht, wie Du mit dem Mädchen drüben am Fenster eine Liebesgeschichte spieltest, Du drücktest ihr die Hand, küßtest sie."

„Du machst durch Deine Liebe mich unendlich reich und doch so arm," sprach Gustav schmerzlich, „Du allein zogst eine unzerbrechliche Kette von Leiden um mein Herz, Du trägst die Schuld, daß mein Leben zu einer großen, ewigen Lüge wird, daß meine Seele ein Traumleben führt, voll schöner und abenteuerlicher und fratzenhafter Gebilde, daß ich selig, wo andere mich unglücklich glauben, und daß man mich wieder glücklich preist, wo ich unaussprechlich elend bin. Was ich heute Deinetwillen litt, war mehr als ein armes Menschenherz tragen kann, Du bereitetest mir diese Qualen, und doch warst Du es wieder, meine Liebe zu Dir, die mich nicht sinken ließ. Ich verfluchte jenen Augenblick, wo Du mich dem Grafen Mallek als Baron Wellmar vorstelltest, daß es ja nicht hieße, ein Bürgerlicher, ein armer Dichter thäte so vertraut in einem gräflichen Hause. Da kam heute jener Spieler zu uns, eine Schuld zu fordern, mein armer Vater konnte sie nicht zahlen, ich warf Dein

Geld auf den Tisch und Mallek rief: Wie kommen Sie hierher, Herr Baron? Er weiß nicht, daß ich Liebner heiße, und meinte, meine Schwester wäre meine Geliebte, und für ihre Gunst hätte ich des Vaters Schuld berichtigt. Ich ließ ihn in seinem Wahne, ich schwieg Deinetwillen. Wie kommt der Arme zu dem vielen Gelde? Wer hat ihn geadelt? Wo schleicht er nächtlich hin? Wie so ist jener Spieler sein Freund? Ach, mein Vater hielt mich für einen Spieler. ich bat ihn inbrünstig, mich in des Grafen Gegenwart nicht Kind, nicht Sohn zu nennen, mit dem Versprechen, ihm später Alles zu entdecken. Der Graf ging — ich sollte bekennen, durch ein Wort hätte ich den Argwohn meines Vaters auf ewig zerstreuen können; aber Du gebotest mir Stillschweigen — und ich verstummte. Ich ging zu meinem alten Freunde drüben, ich kann mich nicht zurückziehen; in den Augen eines edlen Menschen, der meinem Vater hilft, wo er kann, mag ich kein Undankbarer scheinen. Toni liebt mich, und ich Elender muß den armen Alten hintergehen, muß tändelnd das Herz dem armen Mädchen brechen. — Da zürnst Du, wenn ich hinübergehe, Deine Qual, die Qualen jenes Mädchens fallen auf mich, nur auf mich. Man erzählte mir drüben von Dir, von dem vermummten Fremden — ich sah Dich am Fenster stehen, mußte aufs Wohl des schwarzen Ritters ein Glas leeren, und eins auf Du und Du mit Toni, wir mußten uns küssen — Gott! Gott! ich ahne die Absicht des Alten. — Sprich, Alvine, wie wird das enden? Keine Hülfe! Keinen Ausweg! Wann wirst Du meine Stirn küssen und sagen: Träumer, die Sonne scheint, erwache! Warum darf ich nicht meinen Eltern sagen, daß ich Dich liebe? Sah die Gräfin die Wirbel voraus, was gewährte es ihr Lust, den Bettler mit hineinzuziehen? Warum darf ich nicht sagen, daß Du mein Weib bist? Warum die heimliche Trauung? Geschehenes können wir nicht ungeschehen machen — warum sind wir nicht offen? was verletzen wir andere, und uns selbst am tiefsten? Es war uns so wohl in diesem romantischen Dunkel, es schwebten uns so viele Bilder vor; aber das rollende Rad der Wirklichkeit donnerte durch diese Nacht und zerrieb zu Sand unsere Träume, die auf dem Wege sorglos lagerten. Hier verstanden, geliebt von Dir, in Herrlichkeit schwelgend, hier lebend und liebend — und draußen, nur über den letzten Pfahl dieses Hauses hinaus, verkannt, schuldlos verdächtigt, ein schlechter Sohn, ein Verräther treuer Herzen, ein Bettler. Sprich, Alvine, wo Hülfe, wenn ich nicht verzweifeln, wenn ich leben soll?“

Während Gustav klagte, sah Alvine starr vor sich hin, als sie seine letzten Worte vernahm, ward es ihr unaussprechlich seelenöde, in ihrem Herzen wurde es Winter, der seine Schneeflocken reichlich über ihre Wangen streute: „Vergib mir, Du Einziger, verdamme mich nicht, Du mußtest bisher schweigen, und mußt es noch weiter, ich will Dir Alles erklären — werde nur ruhig, Gustav! Um Gott! nicht diesen stieren Blick, hast Du keinen mildern, nicht jenen mehr, der mich auf ewig an Dich band? kein einzig tröstendes Wort für Dein Weib, das mit Dir leidet?“ — Er zog sie sanft an seine Brust. Sie entraffte sich seinen Armen und stand ein versöhnender Engel vor ihm da: „ich will Dir Alles entdecken; aber laß uns dann sinnen darauf, einen Blitz der Rettung in die Nacht zu tragen.“

Sie nahm ein Licht vom Tische und führte Gustav durch mehrere Stuben, die Tritte Beider hallten durch die öde, einförmige Stille, vom Thurme scholl es mächtig Mitternacht und die Uhren an den Wänden schlugen nach. Jetzt standen sie vor einem großen Spiegel, der von der Decke des Zimmers bis hinab reichte, ihre Blicke trafen sich darin, und Beide schienen Geister, die der Gruft entstiegen, die Arm in Arm, stumm und leise zu einem Platze wallfahrteten, der ihnen vor allen theuer. Die Spieluhr an der Wand klagte in einem Todtenmarsche, Alvine drückte an einer kleinen, verborgenen Feder, der Spiegel theilte sich und Gustav stand vor einer Nische, in der ein Gemälde hing, von Schleiern umhüllt, nur der goldene Rahmen blinkte durch das Florgewebe. Der Schleier wurde zurückgeschlagen, da lag auf der Bahre ein Mädchen, die Hand auf dem Herzen, den Todtenkranz in den braunen Locken. Auf einem Tische lagen Krone und Purpurmantel, am Schreine stehen die Eltern der Hingeschiedenen, thränenlos, mit kalten, abgeschlossenen Gesichtern, hinter ihnen ein junger Mann: gläubig legt er seine Hand ans Herz, seine Lippe aber scheint ein Lächeln zu verbeißen.

„Die fürstliche Pracht deutet auf eine fürstliche Todte,“ sagte Gustav mit kaum hörbarer Stimme, — „was soll das Bild bei Dir. Ist's eine Freundin, die auf Dein ganzes Leben einen unheilbringenden Einfluß geäußert? Nein, nein! je mehr ich ihre Züge mit den Deinigen vergleiche — es ist Alles ähnlich, nur der Fittig eines ewigen Friedens, den die Erde nicht kennt, schwebt über jenem Angesichte. Ist's Deine Schwester?“

„Ich selbst, ich selbst,“ flüsterte Alvine; „aber Dir leb' ich Einziggeliebter, ich bin nur todt für jene gefühllosen Eltern, die keine Thräne hatten an der Bahre ihres einzigen

Kindes, für Menschen, die in ihrer Erlauchtheit sich der Menschlichkeit schämten, eine Leiche bin ich für meine Heimath — Dir, Dir leb' ich."

Auf einen Sprung der Feder war Alles wieder Spiegel, und Alvine zog den geisterbleichen Jüngling, der lautlos sie umschlang und seine zitternde Hand auf ihr Herz legte, bange prüfend, ob es noch schlage, auf den Sopha hin, ihm Alles zu erklären:

„Die ganze Stadt, Du selbst kennst mich als die achtzehnjährige Witwe des Lords B...; aber der Lord ist nur ein fabelhafter Held, und nur Dir weihte ich meine Hand am Traualtare. Ich bin die Tochter eines Fürsten. Meine Eltern sind bejahrt, es war kein Sohn da, auf den sie einst die glänzenden Herrlichkeiten eines Diadems, die Thränen armer Völker übertragen konnten. So ward ich zum Opferlamme auserschen, wie eine Nonne mußte ich vor dem Bilde der gekreuzigten Freiheit knieen und mit Blutstropfen den künftigen Purpur färben. Herrschen sollt' ich lernen, mein junges, blühendes Blut mit dem Grau der Reife übertünchen, daß es kalt scheine, wenn es auch stürmt und tobt. Die Sprache des Gefühls, sagte meine Mutter, ist für Menschen blos — Fürstinnen gehen nicht in die Schule des Herzens sie zu lernen; sie sprechen eine eigene Sprache, und für Liebe haben sie kein Wort. — Was man so Natur nennt, sagte mein Vater, ist für Menschen blos — Fürsten schaffen sich eine eigene: Machtsprüche sind ihre Donner, finstere Brauen ihre Wolken, der Purpur — Morgen- und Abendroth, die Willkür mit den blitzenden Schwertern — der Himmel mit seinen Sternen, das unerschöpfliche Meer mit seinen Wellen — immer weitere Länder und Wünsche. Diese Lehren predigte man mir täglich vor, und der süßeste Trost des Weibes, sein Gut, sein Himmel, sein Leben: Mittheilung und Thränen, wurden mir untersagt. Das Erstere gelang; ich konnte keiner Freundin die stille Welt meines Herzens anvertrauen, kalte Hofdamen mit fahlen Angesichtern und erstorbenen Herzen umgaben mich. Kann man denen warm die Hand drücken, die sich knechtisch vor einem beugen? aber von meinen Thränen, einem verlorenen Leben nachgeweint, sahen sie nichts, die stillen Monologe meines Herzens hörten sie nicht. Da schien ein Engel der Erlösung in Gestalt eines abgefeimten Teufels mir beizustehen. Mein Cousin lebte an unserm Hofe; vom Volke, dessen Aecker er im tollen Jagdgebraus verwüstete, dessen Töchter er verführt, dessen Söhne er unter der blutigen Zucht einer harten Soldateska bluten ließ, gehaßt, verabscheut, ward er doch von meinen Eltern geschätzt und geachtet. Sein scharfes Auge übersah leicht alle Wirren, sein Arm war stark im Kriege, sein Kopf schmiedete stets neue Plane im Rathe — ein Herz hatte er nicht. Wenn die Großen des Reichs sich vor ihrer künftigen Herrscherin beugten, sah ich, was in ihm vorging, wie gern hätte ich ihm Pracht und Kronen hingeworfen, durfte ich nur unter Menschen menschlich fühlen. Er gab mir geheim Bücher, ich sollte die Liebe daraus kennen lernen, die Herrlichkeit, die Freuden der Welt — alles das, was mir fehlte; den Schmerz der Großen sollt' ich kennen lernen, die da allein stehen auf der weiten Erde, ihre Seufzer, ihre Klagen über ein böswilliges Schicksal, das sie zum Herrschen berufen — alles das, was ich zu viel hatte. Ich ahnte, was er sann, und betete im Stillen für das Gelingen seiner Plane."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Heidelberg. (Beschluß.)

[Volksfeste in Mannheim, das heidelberger Schloß.]

Die Frühjahrsmesse unsrer angenehmen Nachbarstadt Mannheim, so wie die drei Tage des dortigen Volksfestes sind nun auch vorüber. Auf den weithin sich erstreckenden, mit dem frischen, saftigen Grün des Lenzes prangenden Wiesen vor der Stadt waren, wie in den früheren Jahren, eine Menge Zelte aufgeschlagen, aus welchen rauschende Musik ertönte: Bruchstücke aus Meyerbeer's Opern, Potpourris, Quodlibets, Walzer von Strauß dem Großen. Das Festcomitézelt, das Harmoniezelt, das der Casinogesellschaft, das der bürgerlichen Artillerie und noch einige andere waren geschmackvoll decorirt, erfreuten schon aus der Ferne die vielfach beschäftigten Blicke und luden den Heimischen wie den Fremden in ihre gastlichen Räume. Man muß es den Mannheimern rühmend nachsagen, daß sie viel Geschmack und Schönheitssinn bei derartigen festlichen Anordnungen an den Tag legen. In den meisten Zelten war die Conversation sehr belebt und ging zuweilen in fröhlichen Lärm über. Die zwei letzten Tage des Festes waren, was allgemein (mit etwaiger Ausnahme der Lohnkutscher, die bedeutend zu fahren bekamen), bedauert wurde, durch ungünstige, regnerische Witterung getrübt. Zum Beschluß wurde ein Feuerwerk mit Raketen, Leuchtkugeln, Schwärmern und sonstigem Zubehör abgebrannt. Es geschah dies, als es noch ziemlich hell war, allem Herkommen und dem Himmel zum Trotz, der allerdings wieder mit trüben Regenwolken bedeckt war. Viele meinten daher, die Herren Feuerwerker hätten, wie Napoleon bei Dresden, eine tüchtige Kanonade loslassen sollen, um die Wolken in die Höhe zu jagen; dann hätten sie, sagte man, die Dunkelheit abwarten können. Es geschah nicht. Wer kann auch an Alles denken? Man hatte noch Anderes im Kopfe, man ging möglichst beschleunigend zu Werke, man hatte des Guten genug genossen, man wollte in die Stadt zurück. Mit klingendem Spiel, von lieblichen Mädchen umwogt, von manchem Freunde begrüßt, zogen wir in das schöne, comfortable Mannheim ein.

Wenn man an einem schönen Sommerabende die Bergstraße heraufkommt und bei Neuenheim um die Ecke biegt, sieht man malerisch und wunderlich daliegen die alte Musenstadt Heidelberg, zwischen frischgrünenden, dichtbewaldeten Bergen, am Ufer des Neckars. Ueber der Stadt aber glüht im Abendrothe die Zierde dieser Gauen, angestaunt und besucht von Leuten aus allen Theilen Europas, die alte, weitläufige

Burg der Kurfürsten von der Pfalz, schöner vielleicht in ihren Ruinen als in den Tagen ihres Prunkes und Glanzes. Dieses herrliche Heidelberger Schloß mit seinen röthlichen Thürmen und Gewölben, seinen erhaltenen und gesprengten Mauern, seinen steinernen Pfalzgrafen und wundersam verzierten Pforten und Brustungen ist in der That etwas Einziges und für Süddeutschland dasselbe, was die Alhambra für Südspanien. Auf der von alternden Kastanien beschatteten Terrasse eröffnet sich die genußreichste Fernsicht in die mit ihren freundlichen Städten und Dörfern prangende Rheinebene; es lustwandeln da allerlei Menschen herum, man trifft häufig die nobelsten Gesellschaften auf dieser schönen Terrasse und kann zur selben Zeit russisch, neugriechisch, englisch und französisch parliren hören. Man schaut ins weinbekränzte Hardtgebirge hinein und in die langen, blauen Vogesen; man sieht schwäbische Flöße den klaren Neckar herabschwimmen und durch die röthliche Brücke sich winden; man gewahrt auf dem heiligen Berge drüben die Ueberbleibsel eines uralten Castells; graue Burgtrümmer erblickt man auf allen Höhen und Hügeln: die Starkenburg, die Windeck bei Weinheim, die Schauenburg bei Dossenheim, das alte Castell von Schriesheim, wo Konrad der Strahlenberger hauste, der dem Pfalzgrafen Ludwig und dem Podesta von Mainz den rheinischen Städtebund mit stiften half. Noch viele andere Berghöhen tragen Reliquien jener Zeit und alle wohlthuenden und schaurigen Sagen und Geschichten des Rheinlandes kehren in dein Herz ein.

Auf dem Wege nach dem Kaiserstuhl überblickt man am besten die verschiedenen Partieen des Heidelberger Schlosses: den Rupertusbau, den Pallast Otto Heinrich's, die Elisabethenpforte, die Bauwerke vom vierzehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert. Es sind schon viel Beschreibungen erschienen von diesem Schlosse und viel Gedichte auf dasselbe gemacht worden, gute und schlechte; was mich betrifft, so lege ich Ihnen keines bei, denn ich will mich nicht blamiren. Jean Paul und die beiden Schlegel sollen viel Erquickliches auf diesen classischen Höhen componirt haben; Fries, Wagner und Hegel, weiland Professoren in Heidelberg, lustwandelten an schönen Abenden im Schatten dieser Linden; Frau von Stael soll auch oben gewesen sein am Arme August Wilhelm Schlegel's; die selige Helmina von Chezy war gar nicht herunterzubringen und vergaß über dem Jettenbühl ihre Haushaltung. In einer am Fuße des Schlosses gelegenen Wohnung hausten einst zu gleicher Zeit die Chefs und Chorführer der deutschen Romantiker. Görres, Arnim und Brentano, die eifrigen Sammler unsrer Legenden und Volkslieder, und weit ins Neckarthal hinauf und den Rhein herunter ertönte des Knaben Wunderhorn.

Aus Stuttgart. (Fortsetzung.)

[Zusammenhang der Musik mit den darstellenden Künsten.]

Wenn in der Sphäre der Kunst Malerei, Musik und Poesie die drei letzten und höchsten Entwickelungsformen des Geistes bilden, so zwar, daß in diesen dreien zugleich ein Stufengang der Vergeistigung gegeben ist, so ist es nun weiter der Begriff der Handlung, an welchem der Geist von der einen in die andre hinübergeleitet wird. So kommt z. B. in den niedrigeren Arten der Malerei, der Genre- und Landschafts-Malerei rc., die Unangemessenheit des übersinnlichen Inhalts zu der sinnlichen Form noch nicht zum Bewußtsein, weil der dargestellte Gedanke hier selbst seines Eigenthümlichsten, der Bewegung nämlich, sich begibt. Erst die höchste Gattung, die Historienmalerei führt zu jenem unheilbaren Bruche. Sie ist es nämlich eben, in welcher der Begriff der Handlung zum ersten Male sich ankündigt. Denn, wenn es die einzige Aufgabe aller Kunst ist, das Leben des Geistes (sei es nun des selbstbewußten, oder des in der Natur träumerisch gefangenen) in einem idealen Spiegel wiederzugeben, so muß die Idee der Handlung in jeder Kunstform den Gipfelpunkt bilden, weil eben in dem Kampf der menschlichen Verhältnisse und Charaktere die reichste Masse von Geist sich entbindet. Eben deshalb gilt auch die Historienmalerei für die höchste Gattung. Hier aber bricht sich nun gerade der Inhalt an der Form. Indem die Bewegung nur in der Ruhe, eine Reihenfolge bedingender Motive nur in einem einzelnen Momente, das tiefe Innere nur in seiner äußerlichen Erscheinung, in Blick und Geberde, versinnlicht werden kann, erkennt der Geist, daß er sich doch vor Allem seine Innerlichkeit zu retten habe, und flüchtet sich aus der Malerei hinüber in die Musik. Wie nun aber in dieser der entgegengesetzte Mangel hervortritt, und der Geist, um Form und Inhalt zu versöhnen, in das Gebiet der Gedanken und der Sprache emporsteigt, deren allumfassende Kraft alle Naturschranken durchbricht, und wie seine höchste Vollendung in der dramatischen Poesie liegt, das darf hier nur angedeutet werden. Näher aber hierher gehört die Art und Weise, in welcher auch die Musik das dramatische Element in sich aufzunehmen die Fähigkeit erlangt. Für sich allein ist ihr die Möglichkeit hiervon nicht gegeben und eben diese Entbehrung ist es, welche den sich selbst entwickelnden Geist aus ihrem Gebiete zuletzt in das der Poesie hinübertreibt. In der Musik nämlich eben geschieht es, daß der Geist, im Gegensatze gegen die Malerei, sich in seine Innerlichkeit vertieft und sein sinnliches Organ selbst gleichsam in seine geistige Leichtigkeit mit hinübernimmt. Diese Kunst hat es nur mit Empfindungen zu thun, und Empfindungen sind das an und für sich Gestaltlose. Hier überwiegt daher der Inhalt, und die Form ist zwar allerdings eine sinnlich gebundene; allein sie ist es für den geistigsten aller Sinne, das Ohr, und sie hat nur ein flüchtiges Leben, in der Zeit zwar zu reproduciren, aber nie festzuhalten möglich. Troz dieses inadäquaten Verhältnisses zwischen Form und Inhalt, liegt nun aber doch in der Musik wenigstens die Möglichkeit, für eine Handlung und Reihen von Handlungen einen entsprechenden Ausdruck zu leihen. Nur muß sie das, was ihr selbst fehlt, nämlich die feste Begrenzung des Raums, der Gestalten, überhaupt der sinnlichen Verhältnisse, von einer anderen Kunst borgen. Hat sie aber einmal von dieser den Rahmen überkommen, so weiß sie durch die Unmittelbarkeit, womit sie aus der Seele quillt und die Seele ergreift, die geheimnißvollen Quellen menschlicher Handlungen noch näher, noch eigenthümlicher und schlagender aufzuschließen, als selbst die Poesie, die solche immer erst in den Zeichen der Gedanken nachweisen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Theatralisches.]

Greenacre, jener Verbrecher, dessen Hinrichtung der englische Pöbel mit grauenhaftem Jubel feierte, wird in London als Schauspielheld auf das Theater gebracht. Mad. Birch-Pfeiffer bedauert keine Engländerin zu sein. Auch den Schobri, den ungarischen Räuberhauptmann, den pariser Bühnen bereits benutzt haben, hat sie sich entgehen lassen. Wie wär's mit dem preußischen Fähnrich, der seinen Lehrer erschoß und in Frankfurt a. d. O. hingerichtet wurde? Man ist über das Adelsdiplom dieses Fähnrichs in Zweifel. Die deutsche Theatermuse würde hierüber nicht schwanken.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 110. — den 9. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Junker und das Müllermädchen.

Die Mühle klappert, der Müller mahlt,
Des Junkers Lust aus den Augen strahlt.

Die Müllermädchen sind nett und fein,
Beim Müllermädchen der Junker muß sein.

„Lieb Röschen, öffne Dein Fenster schnell,
Es harret Deiner ein schmucker Gesell!“

„„Und wenn ich nun schaue zum Fenster heraus,
Was macht sich ein reicher Junker daraus?““

„Ich will mit Dir plaudern viel' freundliche Wort',
Die Mühle klappert, der Vater ist fort.“

„„Und wenn ich ein Weilchen auch plaudre mit Dir,
Was hast Du denn Schönes zu sagen mir?““

„Ich will Dir nur bieten 'nen Morgengruß
Und Dich dann auch bitten um einen Kuß.“

„„Ich dank' Dir recht herzlich für Deinen Gruß,
Doch darf ich nicht geben Dir einen Kuß.““

„Lieb' Röschen, bin Dir so gut und hold,
D'rum will ich Dir geben ein Ringlein von Gold.“

„„Was soll mir dienen Dein goldener Ring,
Ein adliges Fräulein begehrt solch ein Ding.““

„Ich will Dich erküren zum treuen Weib,
Das Ringlein Dir saget, daß treu ich Dir bleib'.“

„„Und bist Du mir gut und willst Du mich frei'n,
So komm' in die Mühle zum Vater herein.““

Der Junker schwatzt mit dem Müller vertraut,
Die Mühle klappert, das Mädchen wird Braut.

Karl Haltaus.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

„An meinem siebzehnten Geburtstage kündigte der Vater mir an, daß ich Braut sei. Mit wem, fragte ich schüchtern. Das kümmere die Fürstin nicht, lautete die Antwort. Man las mir eine Urkunde vor: der Fürst N. wurde mein Gemahl, beide Reiche werden einverleibt, wir regierten zusammen, doch blieb ich Königin bei meinem Volke, wie er Fürst bei seinem. Die Wahl der Residenz hing von mir ab. Wir kannten uns nicht, man fragte mich nicht, ob ich ihn liebte, er wußte nur, daß ich eine Fürstin, ich, daß er ein Fürst sei. Er kam an, ich träumte von Herzlichkeit und fand Kälte, berechnete Worte statt tändelnden Geschwätzes. Sein tolles Leben, seine unbändige Herrschsucht, seine Ausschweifungen blieben uns kein Geheimniß. Ich wand mich im Staube vor meinen Eltern, ich weinte, ich sprach von Elternliebe und gebrochenem Herzen — man wies mir eine Krone. Da schwindelten mir die Sinne, ich sah keinen Ausweg. Feste und Bälle wechselten mit hundert andern Vergnügungen, ich

folgte überall hin, weil man mich hinzog, noch acht kurze Tage und ich sollte ihm auf ewig angehören."

„Musik klang in mein Ohr, wie das Lied unglücklicher Bräute, ich hatte kein Auge für die Prachtgewänder, die an mir glänzten, die um mich in reicher Fülle lagen. Mein Bräutigam ritt und jagte, meine Eltern blieben sich immer gleich. Die königlichen Kaufleute waren froh, ihre Waare losgeschlagen zu haben, um ihren künftigen Besitzer, um ihr künftiges Schicksal kümmerten sie sich wenig. Es vergingen wieder zwei Tage, die Zeit rückte immer näher heran, da, da faßte ein unnennbares Weh meine Seele, die Rettung sah ich nur in der Flucht, zu der mir Philipp behülflich sein sollte — für diesen kalten, stummen Fisch kannte ich einen sichern Köder."

„Es war Mitternacht, ich schleiche mich hin an seine Thür, er war noch wach und polterte mit wilden Schritten durch die Stube. Alles verloren, Alles hin, sprach er dumpf, Krone, Reich, Ehrgeiz und Gewalt, meine schöngeträumten Pläne zerstoben, meine Hoffnungen begraben. — Ich faltete die Hände und dankte inbrünstig dem Himmel für den günstigen Augenblick, ich trat hinein und stürzte vor ihm nieder: Nimm Alles hin, Krone, Reich und Gewalt — nur rette mich, ich kann, ich will nimmermehr die Gattin jenes Wüstlings werden, Du hast viele Nächte durchwacht und sannst nach, wie Tausenden die letzten Blutstropfen auszupressen — sinne nur eine Stunde nach, ein schwaches, armes Geschöpf glücklich zu machen — nimm hin meine Schätze, mein Erbe, nur hilf mir fliehen."

„Er richtete mich auf und drückte einen Kuß auf meine Stirn. Als ob er die Kraft, einer Krone muthwillig zu entsagen, nicht fassen könnte, starrte er mich einige Augenblicke sprachlos an."

„Wie, Du wolltest? fragte er mit zitternder Stimme, und Ehrgeiz und ein künftiges glänzendes Elend wiegten sich auf seinen Lippen."

„Sterbende scherzen nicht, erwiederte ich, hilf mir fliehen, ich kehre nie wieder zurück, ich mag die Stelle nicht mehr sehen, die ich mit meinen Thränen befeuchtet, beim Anblicke eines Purpurs steigen tausend erlittene Qualen in mir auf, ich will nicht hinter goldenen Gittern mein Leben versenfzen — draußen aber schallt der Jubel von hunderttausend frohen, glücklichen Herzen, und der Kerkermeister erzählt mir, wie schön die Welt, wie herrlich die Freiheit und das Leben. Ich habe keine Eltern mehr, ich hatte nie Vater und Mutter; als ich mich entschloß, die Fürstin abzustreifen, ist der Mensch in mir mündig geworden, er schlummerte lange genug, er wacht auf und fordert seine Rechte — hilf mir fliehen und die Krone fällt Dir zu, das Ziel Deiner Wünsche."

„Laß uns leiser sprechen, Alvine, sagte er und verriegelte die Thür, ja, ich glaub' es wohl, die schwere Krone drückt wund das Haupt eines schwachen Weibes. Flucht, sagst Du? Ganz recht — nein, nein — es geht nicht. Wo denkst Du hin, Alvine? Wem willst Du Dich anvertrauen? Auf einer Spazierfahrt? Da geht Dir Dein Bräutigam nicht von der Seite — jeder Deiner Schritte wird bewacht." —

„Ich saß sprachlos da und weinte bitterlich, er stand auf, ging sinnend auf und nieder und rieb sich die Stirn, er sah mich an mit glotzenden Blicken, sein Auge trat wild aus der Höhle, wie der Löwe, wenn er auf Raub ausgeht, — es war eine lange todtenstille Pause, ich lebte in diesen Minuten ein ganzes Jahrhundert durch — da schien ihn ein Gedanke zu durchzucken, seine Wange röthete sich, ich sprang auf ihn zu: Engel des Himmels, Du kannst mir helfen?"

„Er holte aus dem Bücherschranke ein Buch hervor, drückte es mir stillschweigend in die Hand und wandte sich ab — es war die Weltgeschichte der Liebe: Romeo und Julie."

„Ich habe keinen andern Ausweg, sagte er, Du mußt für todt gelten, Du mußt auf der Bahre liegen, Du mußt zum Scheine begraben werden, um gerettet wieder aufzuleben — ein Schlaftrunk." —

„Ich sank vor ihm nieder und umklammerte krampfhaft seine Kniee: Schlaftrunk sagst Du? Philipp, wenn Du mich nicht wieder erwachen ließest? wenn Du Gift in meine Adern gössest? Ich habe Allem entsagt, ich setzte freiwillig eine Krone auf Dein starkes Haupt, ich kehre nie wieder, was fürchtest Du ein schwaches Weib? Meine Jugend nur laß mich hinaustragen ins blühende Leben — werde mächtig und glücklich, nur tödte mich nicht."

Gustav zitterte hier heftig.

„Meine Bitten," fuhr Alvine fort, „mochten eine leise Rührung hineinwehen in Philipp's öde, todkalte Brust. Fürchte nichts, sagte er, Du schenkst mir eine Krone, ich gebe Dir ein Leben dafür — wir sind quitt. Mit den schönsten, würzigsten Blumen des Gartens laß Dir morgen Deine Zimmer schmücken, in einem Briefe bringt Dir mein Mohr das Pülverchen, — Du trinkst es Abends, neun Nächte und acht Tage wirst Du in einem todtenähnlichen Schlummer daliegen und man trägt Dich in die Gruft. Durch den Duft der Blumen seist Du verschieden, wird es heißen, man wird Hoftrauer anlegen und Dein Bräuti-

gam reist ab. In der neunten Nacht um die zwölfte Stunde wirst Du erwachen, statt Deiner wird eine fremde Leiche in den Sarg gelegt und ich schmücke sie mit Deiner Krone — Dir geb' ich Mantel und Männerkleidung, Maske und Wechsel, und fort, fort, wohin Du willst."

„Ich zog seine Hand an meine Brust, mein Herz schlug gewaltig, es schien eine Seelenmesse auszulauten, wo die Geister aller abgestorbenen Freuden auferstanden und alle Leiden zu Grabe gingen."

„Er holte eine Pergamentsrolle, das fürstliche Siegel war bereits aufgedrückt: Da, unterschreib die Urkunde, Bahre, Tod und Begräbniß wären bloßes Fastnachtsspiel gewesen, einer verhaßten Verbindung zu entgehen, — Du würdest wieder erscheinen, wenn es an der rechten Zeit ist."

„Schwelgend in einer neuentdeckten Welt, fragte ich nicht: Warum — und unterschrieb. Der Morgen graute, wir trennten uns, erschöpft schlummerte ich bald von einem Traume in den andern hinüber."

„Tags darauf lief ich im Garten umher, indeß man meine Zimmer mit Guirlanden schmückte, nahm Abschied von Himmel und Blumen, Wolken und Quellen, der Mohr brachte mir den Brief. Mein Bräutigam nahm mich zärtlich bei der Hand, steckte Ringe an meine Finger, überreichte mir mit einem selbstgefälligen Lächeln ein Kästchen mit Perlen, Diamanten, glänzenden Ohrgehängen, und sein brillantbesäetes Portrait — alles vom unendlichen Werthe im Golde. Ich hätte hingeworfen den Bettel; aber an ein glänzendes Leben gewöhnt, dachte ich der Zukunft — allen Schmuck, alle meine Schätze raffte ich zusammen — aber wie sie in Sicherheit bringen? Ich fuhr aus, auf dem Wege verbarg ich Alles in meinen Wagen. Es dämmerte, es wurde Nacht, es war glänzende Gesellschaft bei Hofe, ich schützte Kopfweh vor, um eher mich losreißen zu können. War es Ahnung, mich nie wieder zu sehen, die, ein Blitz, die Eisenrinde des Elternherzens schmolz — Vater und Mutter sprachen freundlich zu mir. Ich trat in mein Schlafgemach und bereitete den Trank. Wäre es auch Gift, dachte ich gefaßt, ich sterbe lieber schnell, als an der Hand des Verhaßten mich zu Tode stacheln zu lassen — ich warf mich auf die seidenen Pfühle — betete — und das Glas ward geleert. Bald überkam mich Frost, der einer gelinden Hitze wich — meine Gedanken gingen mir aus, und die Fürstin starb für ihre Krone, für ihre Heimath auf immer."

„Es waren acht Tage vergangen, ich erwachte, Philipp stand vor mir und hob mich aus dem Sarge, ich fühlte mehr Lebenslust und war stärker denn je. Statt des Todtenkranzes bedeckte nun ein Hut meine Locken, er warf mir einen Mantel um, ich mußte mich mit der schwarzen Maske, die Du jetzt immer trägst, vermummen, er setzte sich zu mir in den Wagen — die Rosse flogen — meine Seele jauchzte."

„Ich hab' es mir reiflich überlegt, hub Philipp an, Du bist jetzt in meiner Macht und thust Alles, was ich befehle. Du gehst nicht hin, wohin Du willst — die Residenz ... ist Dein künftiger Wohnsitz. Der dortige Minister, mein Freund, weiß um Alles, er wird jeden Deiner Schritte bewachen, dort lebst Du als Witwe des Lord B., um kein Aufsehen, keine Nachforschungen zu erregen. Lieben darfst Du so viel Du willst — Dich aber nie verheirathen? Warum? Wenn Dein Vater heimgegangen, fällt mir die Krone zu, das Volk haßt mich, es wird revoltiren, da zeige ich die Urkunde, die Du unterschriebst, daß ich Dich gerettet, daß Du lebst, daß Dein Tod ein Spiel gewesen, ein verhaßtes Band zu sprengen, dann hole ich Dich hieher, und Du, der Liebling des Volks, meine Gattin, mußt mich schützen — wagst Du es aber dennoch, so rauben Dich meine Helfershelfer aus Deinem Hause, und Du wirst wieder in der Gruft weinen, der Du erst entstiegen. Uebrigens, daß Du nicht fliehst, wird der Minister sorgen — und ich; denn Geld erhältst Du von mir nur in monatlichen Wechseln." — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Fortsetz.)

[Ueber Oper, Spiel und Gesang.]

Selbstständig erscheint mithin die Musik in der Oper nicht, vielmehr ist diese wesentlich ein Drama, auf dem Gebiete der Poesie entsprungen und nur zu musikalischen Motiven accommodirt. Die Musik ist bloße Form des Ausdrucks. Wie im Schauspiel Gedanken, so sind hier Empfindungen die Träger der Handlung. Somit ist das erste Erforderniß der Oper, daß solche dramatisch sei, nicht daß die Musik an und für sich Werth habe. Vielmehr hat die Musik hier wesentlich einem höheren Elemente zu dienen; für dieses hat sie allerdings ihre reichsten Kräfte, ihren seligsten Reiz aufzubieten. Aber sie darf niemals für sich gelten wollen, sie darf nur in Beschränkung frei sein. Die Richtigkeit dieser Grundsätze ist durch Gluck, Mozart und Beethoven so schlagend bewiesen, daß man sich billig verwundert, wie die anmaaßlichen sogenannten Musikkenner noch so elendiglich in der Irre tappen und gerade das größte Verdienst ihrer blindverehrten Lieblinge nicht ausfindig zu machen verstehen. Und — mag man ihnen doch am Claviere, in ihren Abendunterhaltungen und Kränzchen die Freude lassen, dramatische Meisterwerke abzusingen, Alles über Einen Leisten, — es muß ja auch solche Käuze geben! Aber diese Nämlichen setzen sich denn auch in den Opernhäusern breit auf die Bänke und wollen auch hier nichts weiter, als ihre Dudelei in zweiter Potenz hören. Doch auch dies möchte hingehen! Allein die Guten sind hiermit nicht zufrieden. Sie wollen aus ihren Grillen, oder besser gesagt: aus ihrer geistigen Schwäche und ihren nebelhaften Begriffen als

gemeine Grundsätze und Regeln für die Kritik stempeln. Der darstellende Künstler soll ihrem Unverstande zu Willen sein. Er soll vergessen, daß er ein Individuum darzustellen, einen Charakter zu entfalten, eine Handlung in ihren mannichfaltigen Momenten darzulegen, die Skala der Leidenschaften zu durchlaufen hat. Er soll blos ihre subjectiven Ohren kitzeln. Ob er im Uebrigen steif oder gelenk, wahr oder verdreht, natürlich oder hirnverrückt ist, das gilt ihnen gleich. Daß er in außergewöhnlichen Kleidern erscheint, stört sie nicht. Er ist ihnen ein singender Hanswurst, von dem sie nur ihr Trommelfell gestreichelt haben wollen. Hiergegen nun hat sich billig der Freund der Kunst aufzulehnen; und er kann dies um so getroster thun, als auf das große Publikum, möge es sich auch der Gründe nicht deutlich bewußt werden, die Erscheinung des wahrhaft dramatischen Genies ihre elektrisch einschlagende Wirkung niemals verfehlt; wie denn dies auch in dem hier zu besprechenden Falle statfand, wo von den höchstgestellten Personen bis zum ästhetischen Friseur ein allgemeiner ungeheuchelter Enthusiasmus die Schranken aller bisherigen Gewöhnung durchbrach. — Dasselbe Gesetz nun, unter welchem die Oper als darzustellender Stoff steht, gilt natürlich auch für den ausübenden Künstler, der sich in solchen Stoff zu versenken und seine Persönlichkeit zum Organe seiner Darstellung zu machen hat. Auch von ihm ist mithin in erster Linie dramatisches Talent zu fordern, und kunstreicher Gesang nicht in selbstständiger Geltung. Bei dem verfallenen Zustande der Kunst tritt freilich gegenwärtig fast allgemein der umgekehrte Fall ein. Wir haben fast nichts als Concertsänger, die auf der Bühne nachtwandeln. Entweder bleiben sie steif, wie Todtengerippe, oder, wenn das Textbuch Leidenschaft vorschreibt, haben sie sich eine ständige Manier angewöhnt, worin sie das reine dürre Abstractum der Leidenschaft in jeder Rolle, sie mögen so verschieden sein, als sie wollen, nach einem psychologischen Compendium von A bis O durchpeitschen, daß man nicht weiß: ist das, was sich so närrisch geberdet, Fisch oder Fleisch? Auch bleiben solche Verzerrungen und Verkreuzigungen der heiligen Natur nie ganz unbelohnt, da es immer einen gutmüthigen Theil im Publikum gibt, der gewissermaaßen aus Mitleid solche enorme Manipulationen mit seinem wohlfeilen Beifall beehrt. Das Wahre jedoch liegt, wie gesagt, in der entgegengesetzten Richtung. Der darstellende Künstler in der Oper gebe zuvörderst einen Charakter! Er befolge alle Gesetze des Schauspielers, soweit sich diese nicht auf die verschiedene Form der Darstellung beziehen! Sodann verstehe er zu singen! Aber nicht — so zu sagen — in den Tag hinein zu singen, sondern so, daß der Gesang immer nur das Mittel für den höheren dramatischen Zweck bildet! Was hier gesagt ist, hört man wohl auch hier und da so ausdrücken: der Operist müsse gut spielen. Dies ist nicht ganz richtig, so wie man es gewöhnlich versteht, indem man ihn nach dem Maaßstabe des recitirenden Schauspielers zu messen gemeint ist. Im Gegentheil: sein Spiel muß von dem des letzteren wesentlich verschieden sein. Denn dieser hat Gedanken, jener Empfindungen zum Vehikel seiner Charakterentwickelung. Daher muß das Spiel des recitirenden Schauspielers mehr in Momente auseinandergesetzt, in geistreiche Nüancen zerlegt sein, seine Mimik muß einen weiteren Umfang und zugleich einen rascheren Fortschritt haben. Denn der Gedanke, wie die articulirte Sprache, worin er sich ausdrückt, ist trennend, scharf bestimmt, rasch, wechselnd, in mannichfaltigen Farben schillernd. Ganz anders die Empfindung. Sie ist an sich einfach und bedarf nur einfacher Zeichen. Wo daher eine Handlung nur in der Progression von Empfindungen dargestellt werden soll, da hat der Mime zuerst auf die Einheit des Charakters und eine faßliche, in einfachen, aber bedeutsamen Zügen zu gebende Entwickelung seiner Momente zu sehen. Sein Spiel darf und soll weniger mannichfaltig nüancirt, aber es muß wo möglich in den leitenden Grundgedanken noch fester bestimmt, noch intensiver deutlich sein, als bei dem recitirenden Schauspieler. Ueberall, auch in den Recitativen, verlangt die Oper einen klareren, einfacheren, präciseren Styl, als das Schauspiel, da die Sprache der Töne an sich weicher, gedehnter und verschwimmender ist, als die articulirte. Ueberdies aber läßt sich nun in Arien und Ensemblestücken die Empfindung gern gehen, was denn gewöhnlich die Klippe für die Operisten bildet. Gerade hier ist es aber, wo der wahrhafte Künstler seine Fähigkeit am anschaulichsten zeigen kann. Denn hier ist nun auch ihm die Möglichkeit gegeben, geistreiche Besonderheiten einzuflechten, aber freilich ganz andre, als die, worauf der recitirende Schauspieler zu reflectiren hat. Die Nüancen, welche er gibt, müssen lauterer Ausdruck der Empfindung sein. Wo und wie er aber auch thätig sei, so darf sein Spiel ebensowenig, als sein Gesang, sich verselbstständigen wollen. Vielmehr muß Miene und Geberde immer vom Strome des Rhythmus getragen sein, und doch zugleich denselben frei zu beherrschen scheinen. Er muß in der Mitte stehen zwischen den gemessenen Bewegungen im Ballette und der willkürlichen Laune des recitirenden Schauspielers. Wenn er also auch den Inhalt seines Kunstwerks von der Poesie überkommt, so muß doch die Form rein der Musik angehören. Sie muß getragener und mehr nur auf die wesentlichen Peripetieen der Empfindung gebaut sein. Hier ist der Punkt, wo sich oft die geistreiche Ueberfülle der sonst so großen Schröder-Devrient, aus Sucht nach pikanten Momenten, in das fremde Gebiet des eigentlichen Schauspiels hinüber verirrt. Die Erfüllung der genannten Forderungen muß denn freilich wohl durch eine eigenthümliche Naturgabe vorbereitet sein, aber zugleich ist ein unablässiges Studium nöthig, da eben hier die Schönheitslinie so besonders schmal ist.

Bekanntlich gehören nun musikalisch-dramatische Organisationen der bezeichneten Art zu den allerseltensten, wovon der Grund leicht einzusehen ist. Um so höher sind die wenigen Genien zu verehren, welche in dieser Sphäre auftauchen.

Nachdem nunmehr der Gesichtspunkt festgestellt ist, nach welchem die Beurtheilung sich richtet, darf ich die Persönlichkeit selbst auf den Schauplatz führen, von welcher ich zu den obigen Bemerkungen Veranlassung genommen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

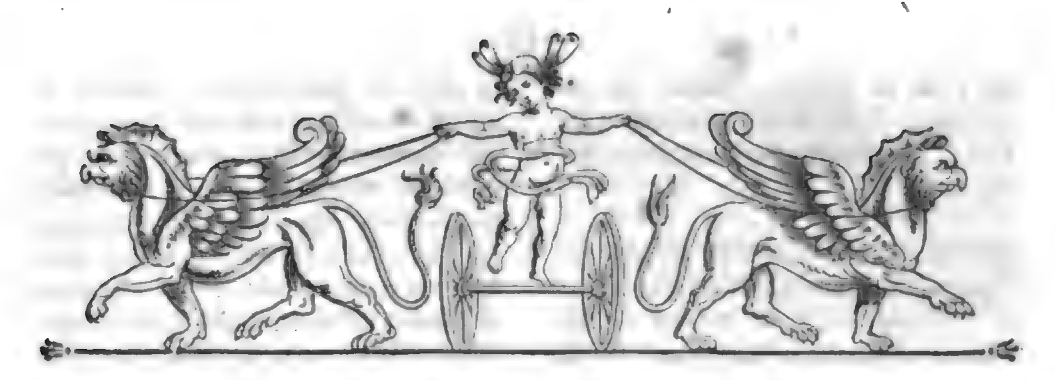
[Mad. Dudevant. Brieflich aus Paris.]

Mad. Dudevant-Sand ist schon seit dem Februar dieses Jahres von Paris abwesend, sie lebt 80 Lieues weit von hier auf ihrem Schlosse in der größten Einsamkeit, mit der Ausarbeitung eines neuen Werkes beschäftigt. Der geniale Clavierspieler Lißt ist vor einigen Tagen von hier abgereist, um ihr mit noch einigen andern Herren und Damen, die zu dem kleinen Kreise der Dudevant gehören, z. B. die Gräfin Dagou, Gesellschaft zu leisten.

[Lafayette.]

In Paris erschienen zu Ende Mai die drei ersten Bände von General Lafayette's Memoiren. Das ganze Werk wird sechs Bände umfassen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 111. — den 10. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eingekauftes auf dem Markt des Lebens.

1.

Wenn allen Eltern, besonders aber allen Vätern, recht deutlich geworden wäre, was es heißt, einen Menschen erziehen, so würden wir keine — Kinderstuben haben.

2.

Die eheliche und bräutliche Liebe ist eine Perle, die nur einem Mädchen geschenkt werden kann, Freundschaft eine Silberplatte, aus der sich mehrere gleiche Plättchen schneiden lassen.

3.

Manche Menschen sind wie Felsen, durch die man sich erst mit Mühe hindurcharbeiten muß, um die reichen Gold- und Silberschätze zu finden. Diese sind besser, als eine andere Menschenart, die der vollgeblühten Gartenerde gleicht; wenn man hineingräbt, was ohne Mühe geschieht, findet man nur Regenwürmer und Maulwurfsgrillen.

4.

Man bekreuzigt sich in feinen Familien, wenn vom Sklavenmarkt in den Seeräuberstaaten gesprochen wird. Zu gewissen Zeiten aber führen diese Familien ihre Töchter auf den Handel — wie sie es nennen in die feine Welt, d. h. auf den Ball.

5.

Jeder Mensch bezieht früher oder später eine Einsiedlerhütte, um sich für eine höhere Welt vorzubereiten — den Sarg.

6.

Hoffnung ist die Taucherglocke, in der wir uns selbst unablässig in das Meer des Lebens hinablassen, um seine Perlen aus der Tiefe zu holen, ja in ihr stiegen wir auch in das unbekannte Meer des Todes hinab, und suchen die Muschel, die Ewigkeit, deren Perle die Glückseligkeit ist, uud wenn wir dort oft getäuscht und leer wieder herauf tauchen müssen, so finden wir hier doch, was wir zu finden glaubten.

7.

Wenn ich in ein Zimmer trete, wo eben ein Mensch gestorben ist, überkommt mich dasselbe Gefühl, als wenn ich kurz nach gehaltenem Gottesdienste, nach beendigtem Orgelspiele und Gesang in die leere Kirche trete.

8.

Alten Taschenmessern wird oft, damit sie nicht zusammenfallen, ein neues Rückgrath eingezogen; wahrscheinlich gab ein ähnliches Mißverhältniß zur unsinnigen Erfindung der Schnürleiber Anlaß.

9.

Warum lieben wir so den erwachenden, aufkeimenden Frühling? Wenn wir zu einem guten Menschen durch die Freundschaft geführt werden, haben wir nicht da auch Frühling, und ewigen? Warum suchen und finden so wenige diesen? —

10.

Der Tod ist das Ankleidezimmer, die Garderobenstube vor dem großen Himmelssaale, wo die ewigen Sphä-

termusiken rauschen und die Engelchöre singen; die Zeit ist nichts als ein schmaler, von wenigen bunten Lämpchen der Freude erhellter, sonst düsterer Gang nach diesem Ankleidezimmer hin.

11.

Die Vergangenheit gleicht einem tiefen Schachte, der Geist steigt oft mit dem Lämpchen der Erinnerung vor der Stirn hinunter, und pflückt von seinen Wänden die Silberblumen und nimmt die Goldfransen hinweg, um die kühle Stirn der Gegenwart mit den erstern zu kränzen, und der Zukunft düstres Kleid mit den letztern zu erhellen.

12.

Wenn der Schmerz zwei blaue, sanfte Augen unter Thränen gesetzt hat, so gleichen sie zwei blauen Blumenglocken, in denen noch die großen Tropfen eines Gewitterregens stehen. M. H.

Der Spieler.
(Fortsetzung.)

„Ich versprach Alles, im nächsten Dorfe harrte sein ein Roß, und er ritt durch die Nacht zurück und mein Wagen rollte immer vorwärts. Im nächsten Städtchen kleidete sich die Witwe des Lord B. vom Mann wieder zum Weibe um — und fort ging es bis hierher. Hier sah ich Dich und liebte Dich. Die Geschichte unseres Herzens, unserer Liebe, vom ersten Kusse, den Dir das Mädchen gab, bis zu dem, den ich Dir jetzt als Dein Weib gebe — weißt nur Du, nur Du allein. Du begreifst, warum Du schweigen mußtest. Wenn Philipp erführe, die Witwe des Lord B. sei die Gattin des Dichters Liebner — todt würde ich in derselben Gruft gelten — vielleicht sein, wie ich es jetzt gelte.“ —

„Nein, nein,“ schrie Gustav auf, „laß mich schweigen.“

„Und doch, Gustav,“ unterbrach ihn Alvine, „so kann, so darf es nimmermehr bleiben, dies ewige Traumleben richtet Dich zu Grunde, Dein Herz verblutet, Dein Geist ergraut in diesen Sorgen. Wie lange hast Du schon nichts gedichtet? So bin ich, so ist dies unselige Traumleben die Eisenschelle an dem stolzen Gange Deiner Begeisterung. — Von den verborgenen Juwelen im Wagen hat Philipp keine Kunde, und dann, glaub' es mir, der Minister hier ist ihm im innersten Herzen feind, ich weiß es aus seinem eigenen Munde; er ist mein Beschützer, nicht mein Wächter, er läßt mich frei umherflattern, er ist mir gut, ja er liebt mich. Aber er ist ein edler Mann, ich werfe mich ihm zu Füßen, ich entdecke ihm Alles, unsere Liebe, unsere Ehe — ich gelobe ihm Schweigen und er läßt mich fliehen. Gewiß, er verräth mich nicht; daß ich von einer Spazierfahrt nicht wiedergekehrt, läßt er Philipp sagen, unser Asyl wird er ihm nie entdecken. Daß Du in Angelegenheiten des hiesigen Hofes nach der Schweiz reisest, spiegelst Du Deinen Eltern vor — für ein Beglaubigungsschreiben aus des Ministers Hand laß mich sorgen. O, sieh nicht so trübe, die Schatten wollen wir hinter uns werfen und einem neuen, blühenden Leben entgegenschreiten. Was Du früher wünschtest — es geschieht, ich küsse Deine Stirn und sage: Träumer, die Sonne scheint, erwache! Komm, komm, in die Schweiz, ins freie Land, Helden haben dort zu ihren Träumen Thaten gesellt, webe Du, der Dichter, zu ihren Thaten — Träume, komm ins Land, wo man die Liebe nicht aus Büchern lernt, ins freie Land, wo mit den Gebirgen die Gedanken in den Himmel greifen, und im Donner des Wasserfalles sich brausend an die Brust der Erde stürzen.“

„Ja wohl, ja wohl,“ sprach Gustav, „ich fühle es tief, ich soll, ich muß fort; aber mein ganzes Thun und Lassen hört denn doch nicht auf, ein Traumleben, ein Irrewerden an mir selbst und Andern, eine unverzeihliche, wenn auch schöne Lüge zu sein. Von hier muß ich fort, das ist klar, ich mag mich nicht auf dem Markte herumtreiben, nicht vor dem Hauptbuche mit gekrümmtem Rücken stehen — mein Buch ist die Natur. Ich sehne mich hinweg aus einer Stadt, wo nur Häuser gebaut und Gemüther zerstört werden, wo man nur an Geister glaubt, die auf Friedhöfen spuken. Ich habe es umsonst versucht, in den dürren Boden meiner Umgebung einen edleren Saamen zu pflanzen, ich sehne mich fort aus einer Steppe, wo kein Gefühl wächst und kein Gedanke keimt. Dichten heißt hier müßig gehen, wahnsinnig sein, betteln. Heimath, was ist Heimath? Nicht die Scholle ist es, die unsere Wiege trug, überall ist derselbe Sternenschimmer, dasselbe Fluthgebraus; aber der Kreis unserer Lieben ist unsere Heimath, und den muß ich verlassen. Werd' ich je in den Augen meines Vaters rein dastehen, wenn ich nicht offen bin? Werden sie Dich je als ihre liebe Tochter grüßen und umarmen dürfen? O, das fährt, ein schneidender Nachtfrost über alle Blüthen!“

„Warum mich dorten nicht Tochter nennen?“ sagte Alvine, „nur hier nicht, hier nicht, Gustav. Vergaßest Du die Drohung Philipp's? Und wenn ich mich auch muthig darüber hinwegsetze, Du weißt, ich bin frei von Vorurtheilen; aber das Vorurtheil ist wie der Staub, wenn er auch einer starken Brust nicht schadet, legt er sich doch aufs Kleid. Ich gelte hier für die Gräfin B. Du bist ein

armer Dichter. Wenn auch der Edlere mehr den Bürger bestaunt, den Baum, der, durch eigene Kraft aufgeschossen, Blüthen und Früchte treibt, als den Adel, den Berg, den die Natur gleich gewaltig als Riesen hingestellt mit Gold und Edelsteinen in seinen Eingeweiden — die Welt urtheilt nicht so. Mich würde man eine Närrin schelten, Dich bedauern, ich von adligen Gesellschaften ausgeschlossen, könnte mich nicht in bürgerliche finden, mit scheelem Blicke vom Bürger angesehen, würde Dich das vornehme Achselzucken der Adligen tief verletzen. Ihr seid kräftig, heimisch auf der Erde, wir leben leicht und froh in unsern Wolkenschlössern, und wo Beide sich verbinden, gibt es nur einen Thränenregen. Nur hier nicht, Gustav; aber Deine Lieben mögen uns in unserer stillen Einsiedelei besuchen, dort bin ich ungekannt, dort bin ich Bürgerin, dort werde ich sie meine lieben Eltern, und sie mich ihre Tochter heißen."

„Und die arme Toni," seufzte Gustav.

Alvine schwieg.

„Nein, nein, Dich nur lieb' ich," sagte begeistert der Jüngling, „ich bedarf eines muntern Wesens für meine ewig arbeitende Seele. Toni aber verschließt stumm eine Welt in sich, unsere Geister mögen sich gern ergehen in den heimischen Reichen, aber unsere Herzen verstehen sich nicht, ihr kühner Geist wirft mich in einen Wirbel von Gedanken, Du aber bist sanft, und wenn ich ein Wort an Dich richte, ist's, als ob der Teufel an Gott eine Bittschrift einreichte. Aber so darf ich nicht von ihr scheiden, nächstens sage ich ihr Alles, sie ist ein edles Mädchen, sie wird uns nicht verrathen, sie wird mir nicht zürnen, ich konnte ja nicht anders. Nein, ich kann es ihr nicht sagen; aber mein Tagebuch, der stille Vertraute meines Herzens, soll es ihr stammelnd bekennen, gewiß, sie wird mir vergeben! Die Sage geht, es entschliefen die wildempörten Wogen des Meeres, es sänke ein lebendes Wesen als Opfer in die Wirbel, und die Schiffer, ihr Leben, ihre reiche Fracht zu retten, scheuten sich nicht, einen Menschen dem Elemente Preis zu geben: nun wird mir die Sage klar, ich muß ein junges sanftes Opferlamm, das so liebend an mir hängt, werfen unter das Fallbeil meines tückischen Schicksals, daß ich es versöhne, daß es mich ruhig ziehen lasse in den rettenden Hafen. — Nächstens soll die Arme Alles erfahren."

„Und ich," sagte Alvine, „gehe Morgen zum Minister. Glaube mir, Gustav, eine innere Stimme sagt es mir, alle Wirren werden sich so lösen, wie wir es kaum zu ahnen gewagt."

Der Morgen graute, sie hielten sich küssend umschlungen, als könnten sie nimmermehr scheiden, er riß sich los, stürmte durch die Tapetenthür die Treppe hinunter, schnell öffnete er die letzte Thür und war auf der Straße. Er sah wehmüthig zu dem Hause des Arztes hin, dort schlief noch Alles, auch Alvinen wiegten bald süße Träume ein. Gustav war zu sehr aufgeregt und die schüchterne Ruhe floh, das blöde Auge des Schlafes konnte nimmer in die Flammen sehen, die in der Brust des Dichters zürnend gegen den Himmel sich bäumten:

Es hämmern rußbedeckte Meister,
Der Nachtgedanken dunkler Schwarm
In meiner Brust, wie böse Geister
Ein glühend Lied, mit starkem Arm.

Daß, abgekühlt durch eine Thräne,
Nun durch des Reimes Hammerschlag
Der finstre Schwarm der Eisenspäne
Zum Schlüssel sich gestalten mag,

Der an den Tag das Lieben bringe,
Das Hassen kerkre in die Nacht,
Der Herzen schließet, Ring' an Ringe,
Und fesselfrei die Geister macht.

Genug gehämmert ihr Gesellen!
Der stille Sonntag ist schon nah,
Ertränkt den Ruß in heitern Quellen,
Und steht mir rein und fröhlich da.

Hinaus zu Tänzen auf die Wiese,
Und hin zum vollen Glase Wein!
Ist's Jene nicht, so ist es Diese,
Ein Liebchen findet wohl sich ein.

Die dunkle Sehnsucht, nächtig Bangen,
Der Freude Sonntag kehret ein,
Die Thräne nehmt von meinen Wangen,
Ertränkt darin den Ruß der Pein!

Zur Dichtung, die den Tag versüßet,
Zum Liebchen Nachts in wilder Lust,
Und wankt ihr dann zum Lager, grüßet
Des Friedens Traum die müde Brust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Fortsetz.)

[Agnese Schebest.]

Schon zu Ende vorigen Jahres erschien Fräulein Agnese Schebest, im Leben ein anspruchsloses, gemüthvolles Mädchen, auf unsrer Bühne, und wußte das hiesige Publikum, welches anerkannt das kälteste, langsamste, aber auch zäheste in Deutschland ist, in einen bisher unerhörten Rausch der Begeisterung zu versetzen. Vordem bestand der Gipfel der Auszeichnung im Vorrufen am Ende des Stücks. Jetzt aber

begnügte man sich nicht mit einmaligem, nicht mit mehrmaligem, nicht mit dem Vorrufen nach gefallenem Vorhang, — sondern mitten im Acte, ja nach der Introduction der Oper schon forderte ein stürmisch ausbrechender Beifall die Künstlerin aus den Coulissen zurück. Solche Ueberschwenglichkeit eines sonst ruhigen Publikums mußte denn freilich den Kunstfreund aufmerksam machen. Und noch mehr der Umstand, daß der außerordentliche Beifall niemals erlahmte, vielmehr von Tag zu Tag sich steigerte. Jedes Mal ein überfülltes Haus, Noth um Eintrittskarten, Einnahmen, wie sie nach authentischen Nachrichten bisher ihres gleichen nicht hatten, glänzender Empfang, Lorbeerkränze, Huldigungen des Orchesters, welches die Sängerin in der Probe mit einem dreimaligen Tusch empfing, Nachtmusiken, Gedichte in den angesehensten öffentlichen Blättern, welche sonst niemals solchem Stoffe ihre Spalten geöffnet hatten, — all das brachte eine ungewöhnliche Bewegung im Publikum hervor. Die Künstlerin ging von hier aus nach Karlsruhe, wo ein lebhafteres Volk sich noch ungebändigter in den mannichfaltigsten Huldigungen erging. Ueberdies hörte man, wie sehr die Gefeierte auch im Privatleben, wie hoch sie namentlich von gebildeten Frauen geschätzt sei; man erfuhr von dem prachtvollen silbernen Lorbeerkranze, der ihr von diesen ihren Verehrerinnen zum Geschenke gemacht worden; von den Ehren, die ihr ein kunstsinniger Hof angethan, — und so war es kein Wunder, wenn ihre Rückkehr auf die hiesige Bühne wirklich einem Triumphzuge glich. Seitdem ist der Beifall von Abend zu Abend wo möglich noch größer geworden. Alle Blätter sind voll von Ruhm und Preis; und zum Ueberflusse ist nun vor wenigen Tagen in Karlsruhe sogar ein eignes Schriftchen über sie erschienen.

Was nun mich betrifft, so würde mich all dieses nicht bestochen und geblendet haben, ob ich gleich den Satz: Volksstimme, Gottesstimme — mit einigen Modificationen auch auf ein Theaterpublikum zu beziehen mich erdreiste. Nicht als glaubte ich, das Volk verstehe seinen Enthusiasmus, sondern weil eine so allgemeine, eine so fortdauernde, ja sich stets neu gebärende Begeisterung nicht ohne einen zureichenden Grund denkbar ist. Allein ich habe endlich einen lange gehegten Ekel am Theater überwunden und diese Erscheinung bis daher mit streng prüfendem Urtheile verfolgt. Ich habe mich überzeugt, daß hier allerdings von einem durchaus Außerordentlichen, mit der gewöhnlichen Theatersippschaft in gar keiner Verwandtschaft Stehenden die Rede sei. Um es kurz zu sagen: ich habe gefunden, daß Fräul. Schebest eine dramatische Sängerin in vollem Sinne des Worts und daß sie eben jene Dritte sei, welche verdient, der Malibran und der Schröder-Devrient an die Seite gesetzt zu werden. Um nun nicht in allgemeinen Redensarten zu bleiben, greife ich einige ihrer Leistungen heraus, um den Beweis für die Richtigkeit meines Urtheils zu liefern.

Im December v. J. erschien sie als Norma, Alice, Romeo (2mal), Tancred und Othello; seit ihrer Rückkehr als Romeo (2mal), Norma, Alice und Fidelio. In Karlsruhe hatte sie inzwischen auch die Emmeline, Rosine, Italienerin in Algier, ja, um die Direction aus einer Verlegenheit zu retten, sogar den Rataplan gegeben. Von den genannten Rollen lasse ich nun den Tancred auf sich beruhen, sofern in dieser Oper die Künstlerin nicht die erwünschte Gelegenheit hatte, den ganzen Reichthum ihrer Kunst zu entfalten. Ueber den genialen Gedanken, den Othello zu spielen, ist von einem Referenten des Morgenblattes im Januarhefte schon so ausführlich gesprochen, daß ich dessen Auseinandersetzung nicht wohl etwas Weiteres beizufügen wüßte. Es bleiben daher zuvörderst nur Fidelio, Norma, Alice und Romeo zu einer näheren Besprechung übrig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Fürst Friedrich von Schwarzenberg.]

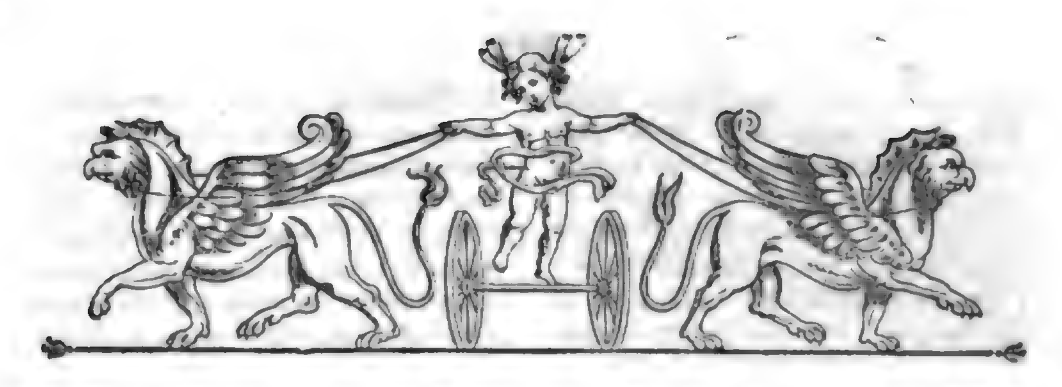
Man nennt den ältesten Sohn des Feldmarschalls, den Fürsten Friedrich von Schwarzenberg, als Verfasser des interessanten Werkes: Rückblicke auf Algier und dessen Eroberung durch die französischen Truppen im J. 1830 (Wien, bei Schaumburg). Der Fürst machte den Feldzug unter Marschall Bourmont mit, er war lange Zeit in Afrika, in Griechenland, Konstantinopel, Syrien; er war im Hoflager Ibrahim Pascha's und lernte die Kurden kennen. Er hat einen tiefen Sinn für die Poesie der Naturvölker, seine Phantasie sympathisirt mit ihren Gefühlen, während sein Scharfblick die gesellschaftlichen und politischen Zustände des Orients und des Occidents zu sondern und neben einander zu beleuchten weiß. Was der Fürst Pückler erst mit dem Verläugnen seiner norddeutschen Natur sich erkünsteln oder erringen muß: die Harmlosigkeit in der Auffassung des orientalischen Lebens, das ist dem süddeutschen Naturell schon von Hause aus eigen und angemessen. Fürst Schwarzenberg verräth bei vorwaltender Phantasie eine sehr genaue Kenntniß jener Naturvölker. Sein Buch über Algier ist für den Geschichtsforscher, den Militär und den Politiker gleich sehr wichtig. Es schildert die Entstehung der Raubstaaten mit besonderer Beziehung auf Algier und gibt ein genaues Bild der Seeräuberei der Barbaresken. Dann folgt die Darstellung der europäischen Kriegszüge nach der Küste Nordafrikas, — Karls V. Zug, die Beschießung Algiers durch die Franzosen unter dem 14. Ludwig, der Zug der Spanier unter Karl III. 1775, die Expedition des nordamerikanischen Commodore Decatur im Juni 1815, die Expedition des Lord Exmouth im J. 1816 und endlich die militärisch detaillirte Eroberung Algiers im J. 1830. Zwei vortreffliche Charten erleichtern das Studium des Werkes.

Fürst Schwarzenberg hat Obristlieutenantsrang in der östreichischen Armee, lebt aber jetzt meistens auf seiner Besitzung in Ungarn. Gegenwärtig ist der Fürst in Leipzig, um seinem erlauchten Vater auf der Stelle des Schlachtfeldes, wo derselbe den alliirten Monarchen die Siegesbotschaft überbrachte, einen Denkstein zu errichten.

[H. Koenig und die russische Literatur.]

Bei Cotta erscheint nächstens ein Werk über die russische Literatur, welchem H. Koenig die Form der Abfassung gab. Der russische Novellendichter Melchonoff verweilte einige Monate lang in Hanau, wo ein Gichtübel ihn niederhielt. Im Umgang mit diesem gelang es dem deutschen Autor sich in den Zuständen der russischen Literatur, über die wir in Deutschland so wenig wissen, heimisch zu machen. Melchonoff, der selbst kein Deutsch, eben so wenig als Koenig Russisch versteht, berichtete englisch oder französisch. Durch die Länge des täglichen Verkehrs erwuchs endlich im Deutschen ein volles Bild von den Personen, Richtungen und Sachlagen der russischen Literatur und wir versprechen uns sehr viel von diesem Buche, das unter dem Titel: Literarische Bilder aus Rußland, erscheinen wird.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags —— 112. —— den 12. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Constantinopel.

Meine liebe Fürstin!

Sie haben mir, als ich in Wien von Ihnen Abschied nahm, gestattet, Ihnen zuweilen Nachricht von mir zu geben. Es ist dies ein Recht, welches ich nicht aus der Hand geben will. Mögen daher diese Blätter Ihnen auch unerwartet erscheinen, mögen dieselben auch Ihre Engelsgeduld auf eine harte Probe stellen, — ich kann mir nun einmal die wohlthuende Empfindung nicht versagen, von den Küsten des Bosporus dahin zurückzublicken, wo die Sonne untergeht, ihr einen Gruß mitzugeben in jene fernen Gegenden, und unter jenen Wesen, die sie dort bescheint, im milden Glanz der Abendröthe die Gestalten aufzusuchen, die mir werth und lieb! —

Und wahrlich, meine liebe Fürstin, — sans phrase, — wie Danton sagte, — sind Sie mir immer eine der liebsten Erscheinungen geblieben, denen ich auf meiner Pilgerfahrt durch das Leben begegnet bin. Es liegt ein ganz eigenthümlicher Zauber in Ihrer Persönlichkeit, die auf Alle, die sich Ihnen nahen, welcher Farbe und welches Zeichens sie auch sein mögen, auf mich aber ganz besonders wirkt! — Und dieser Zauber ist um so unwiderstehlicher, als Sie ihn ganz unbewußt ausüben. Jahre lang hat mich mein Schicksal theils abseits, theils entfernt von der Bahn geführt, welche Sie durchliefen, aber stets fühlte ich einen Klang der Freude in meinem Herzen, wenn mein Weg mich wieder in Ihre Nähe brachte. —

Ich war in Corfu, Griechenland, Smyrna und bereiste den Archipel und einen Theil von Anatolien. In Corfu hörte ich den Bergschottenmarsch, baierische Uhlanen treten den Staub der Aristide und Themistokles, und exerciren auf den Ebenen von Marathon; — an den Mauern der Akropolis und des Theseustempels sind Polizeiverordnungen angeklebt; — Griechenland schien mir ein Torso, dem man eine moderne Husarenjacke angezogen hat. Im Archipel begegnete ich mancher abenteuerlichen Gestalt, und erfreute mich an dem wechselnden, frischen Seeleben. — In Smyrna fand ich die Pest und sah täglich türkische Soldaten exerciren, so daß ich mich endlich hinausflüchtete unter Rosen, Lorbeern, kühle Brunnen, bis zu den Ruinen von Ephesus und dem Grabe des Achilles, wo mich weder der Anblick der Pestspitäler noch der Exercirplätze in meinen Träumereien störte.

Wegen der Pest unterblieb meine Reise nach Syrien. Vielleicht findet sich ein andermal eine günstigere Gelegenheit, dieselbe zu unternehmen. Gleichwohl bedaure ich, das gelobte Land und Jerusalem nicht gesehen zu haben. Indeß mangelt es nicht an Kreuzigungen auch im Abenlande, bei welchen Herrschsucht und Willkür der Großen, Pfaffenneid und Pöbelwahn das Heiligste an das Marterholz heften. — Uebrigens trägt jeder Mensch in der eigenen Brust ein Golgatha, eine Schädelstätte, an der irgend ein schöner Glaube, nach schmerzhafter Geißelung, mit der Dornenkrone des Hohns auf dem sinkenden Haupt, verblutet ist.

Der eigentliche Orient ist mit seinen patriarchalischen

und poetischen Farben in ferne Gegenden gezogen. Europa hört erst bei Aleppo und Damascus auf, — so wie es in Newyork und Washington wieder anfängt. — Ich lebe nunmehr drei Monate zwischen zwei Welttheilen, zwei Meeren, und man kann sagen zwischen zwei Zeitaltern. Es gibt Dinge, welche die Menschen trotz des besten Willens doch nicht ganz zu verderben im Stande sind. Dazu gehört ein schöner Himmel, die blaue See und eine schöne Vegetation; — dazu Erinnerung, die wie Sternenschein auf Meeresspiegel zurückstrahlt, — und Hoffnung mit ihrem Morgenrothschimmer, — und wir haben hier ein Paradies! Alle diese Elemente sind hier vorhanden. Was übel ist — Pest, Prügel, Koth, Hunde, Katzen, Ratzen, Wanzen u. s. w. hat der Mensch hineingepflanzt oder mitgebracht! —

Eine hochtragische Episode unserer Zeitgeschichte ist die Vernichtung der Janitscharen. Ihr Stadtquartier und die Hauptkaserne ist mit Geschütz zerstört, — sie selbst sind erwürgt worden! — So nothwendig und kräftig diese Maßregel an und für sich war, so kann man sich dennoch nicht einer schaudervollen Bewunderung und eines Grausens enthalten, wenn man die Umstände hört, welche dieselbe begleitet haben. Das Blut floß in kleinen Bächen mehrere Gassen abwärts. — Muß denn alles Große mit diesem Safte wie mit Goldtinctur gedüngt werden? — Ob aber die Vernichtung der Janitscharen ganz den Zweck erreichen wird, den sie beabsichtigt hat, ist mir zweifelhaft, denn ich glaube nicht, daß man aus dem gesellschaftlichen Verbande eine mächtige Corporation gewaltsam herausnehmen könne, ohne dadurch eine, das allgemeine Gleichgewicht auf lange Zeit störende Leere hervorzubringen. In der Geschichte fällt übrigens der Bedingte und der Bedingende immer zugleich. Stets glaubt man auf Trümmern neu zu bauen, und bemerkt nicht, daß man nur den Grund zu künftigen Ruinen legt. Janitscharen, Mameluken, Templer und Maltheser, Adel und Klöster mußten fallen, um darauf eine neue Ordnung der Dinge zu gründen; aber in einigen Jahrhunderten wird man nur mühsam in dem Schutte die Spuren der neuen Institutionen suchen, welche ihre Erfinder für Schöpfungen der Ewigkeit ausgeben. Hier in diesen Gegenden, wo die ewige Sonne die petrificirten Schichten so vieler Zeiten, Völker, Religionen und Institutionen mit gleicher Milde und Wärme bescheint, wo das Andenken der indischen, arabischen, ägyptischen, jüdischen, christlichen und muselmännischen Vorwelt in einander verschmilzt, drängt sich uns der Gedanke auf, es gebe endlich doch nur einen Gott, einen Glauben, eine Menschheit, und alles dies seien nur verschiedene Wege zu einem und demselben Ziele!

Ich habe zwei Hauptbedingnisse des hiesigen Comforts mir gegönnt, ein gutes Pferd und eine Schaluppe, mit einem geschickten genuesischen Matrosen. Beides begründet meine Unabhängigkeit, und ich bin Regent und unumschränkter Herrscher zu Wasser und zu Land. Mit meiner Schaluppe befahre ich den Bosporus in allen Richtungen, — und mit meinem Falben und zwei guten Pistolen im Sattel, durchstreife ich im vollen Gefühl meiner Unabhängigkeit das ganze Land. — Es ist ein eigener Reiz, welche diese Fahrten gewähren, denn diese herrliche Gegend hat die Gabe des Kaleidoskops, welches bei jeder Veränderung dieselben Farben stets in einer neuen Zusammenstellung und Mischung darstellt, dergestalt, daß Auge und Gemüth nie ermüdet, sondern immer neu erfrischt werden. Dies beständige Rudern, Schwimmen, Reiten hat mich so gestählt, daß ich mich so zu sagen verjüngt fühle.

Ein besonderer Genuß ward mir noch durch die Jagd in den herrlichen Wäldern zu Theil, welche man hier findet. — Riesengroße Eichen, Platanen und Kastanienbäume, mit üppigem Epheu und Lianen umwachsen, geben einen Begriff von der Vegetation der Vorwelt, ehe der Mensch darin hineingepfuscht hat, und es ist schon eine Freude, einen ganzen Tag in diesem hellen Waldesgrün zu leben, wenn man auch nicht die Hoffnung hätte, manchem Eber zu begegnen, dessen Erlegung reichlich für die Mühe der Jagd lohnt.

Ich war in Asien an dem Orte, welchen die russischen Truppen während ihrer Anwesenheit an der Küste des Bosporus als Lagerplatz gewählt hatten. Er ist an demselben Platze, an welchem die Türken zuerst nach Europa übergingen, als Isaak Paläologus ihre Hülfe gegen die Bulgaren anrief. Ein Denkstein mit einer türkischen Inschrift bezeichnet ihn. Ist er ein Gränzstein, oder nicht vielmehr der erste Meilenzeiger der großen Reiseroute des Nordens nach Süden? Es ist dies der Riesenberg (montagne du géant). Ein bedeutungsvoller Name! — Nicht weit von da ist der Uebergangspunct Gottfried's von Bouillon; — also hier der Wendepunct der Action und Reaction des Abend- und Morgenlandes, an welchem der Pendelschlag der Zeit immer in gewissen Terminen wieder vorüberkommt! —

Oft war ich in Skutari. Dort ziehen die Caravanen vorbei, die in das Innere von Asien gehen, oder von dort kommen. Dort wandelte ich auf dem großen Friedhof, in dem die Osmanen gern ihre Ruhestätte wählen, als fürchteten sie, ihre Asche möge nicht ruhig in Europa, dem Lande der Giauren, ruhen! Werden wir so doch einmal Alle zu Einem Himmel gerufen werden, nur der

Höllen gibt es verschiedene, und zwar schon auf dieser Welt! —

Zuweilen besuche ich, unter Protection einiger türkischer Fashionables, die ich mir zu Freunden gemacht habe, den Sklavenmarkt in Constantinopel; à peu près, wie ich in Wien mit F... W..... oder H....... zu Brennberg ging. Darüber ließe sich viel sagen, allein man würde mich in Europa für einen Obscuranten halten, spräche ich mich darüber aus. Nur dies ist zu bemerken, daß ein solcher Markt sich nur an den Extremen der Civilisation vorfindet, nämlich in Constantinopel und in Washington, nur mit dem Unterschiede, daß im despotischen Orient der Sklave als Hausgenosse und Familienglied, im freien America aber als Hausthier und Fremdling betrachtet wird.

Ich war zwei Mal bei der Audienz des Großherrn, und habe auch die Bekanntschaft der in Constantinopel anwesenden bedeutenderen Menschen gemacht, als: des Großveziers, Seraskiers, Khalil-Pascha, Muschir Achmet-Pascha, Kapudan-Pascha, Namik-Pascha, Reis-Effendi u. s. w. Einer der Interessantesten war mir Fürst Milosch von Serbien, dessen Bärenfaust mit Macht den Säbel führte, der ihn auf den Fürstenthron setzte. Mein Bischen Illyrisch, welches mir die Möglichkeit gab, einige Phrasen mit ihm zu wechseln, setzte mich sehr in Gnaden bei ihm. Wohl ihm, daß er eine Faust besitzt, die stark genug ist, den Kopf zu schützen. Eine Dame, etwas ungehalten über die etwas rauhe Außenseite und die allerdings nicht ganz salonmäßigen Manieren des Fürsten Milosch, sagte mir: „Comment aussi a t'on fait un prince d'un homme comme celà.“ Ich antwortete: „C'est que, Madame, il y a malheuresement peu de princes dont on fait des hommes comme lui.“ —

Der Großherr schenkte dem Fürsten Milosch einen prächtigen Säbel; er hätte sich dafür den seinigen ausbitten sollen, und hätte dann gewiß im Tausche gewonnen! —

Ich begleitete auch Baron St..... zu einer Audienz beim Großvezier der Pforte. Die Civilisation hat es schon so weit gebracht, daß daselbst dieselbe bureaukratische Luft weht, wie in jedem europäischen Dikasterium. In den Vorhallen warten die Leute gerade wie in Wien bei der Regierung, im Polizeihause oder beim Kriegsgebäude. Nur daß sie bei uns ihre Abfertigung stehend erwarten und höchstens Tabak schnupfen, hier aber am Boden sitzen und rauchen dürfen. Es stinkt übrigens in den Gängen gerade so, wie bei der vereinigten Hofkanzlei in der Wipplingergasse, und wird dagegen hier eben so wenig Rosenöl verbraucht, als dort cölner Wasser. Die Ceremonie der Einführung und Einräucherung des Gesandten, früher eine der pomphaftesten des Orients, hat durch die jetzige Travestirung der Sitten und Gebräuche seinen ganzen Glanz verloren, und der Zug durch die Straßen von Constantinopel gleicht jenem der englischen Reiter des Tourniaire oder Guerra. Der arme Großvezier in seiner rothen Mütze, violettem Spenzer und kothfarbenem Mantel glich auf seinem Divan zusammengekauert einem alten Affen, und erinnerte mich an die Madame Patavia in der Hundekomödie. Es ist nichts lächerlicher als diese gewaltsame Umgestaltung von Tracht und Sitte. Könnten Sie sich, im entgegengesetzten Sinne, F... M......... als Janitscharen, G... K....... als Mameluken, G... M......... als Bostangi-Baschi oder Albanesen costumirt, und statt auf einem Stuhle sitzend, mit untergeschlagenen Beinen am Boden kauernd, und mit einer langen Pfeife im Munde die Leute empfangend, denken? — Und doch hat man durch ein Machtwort eine eben so große Veränderung hier herbeigeführt, oder wenigstens herbeiführen wollen, und das stupide Europa hat dieses sinnlose Machtwort, welches mit Schmuzwasser die eigenthümliche Farbe des Orients zu verwischen strebt, bewundert! — Die hier anwesenden Truppen und Militair-Etablissements habe ich in ihrem kleinsten Detail kennen gelernt. Es ist nicht zu läugnen, daß man viel guten Willen zeigte und auch manches bewirkt hat. Aber die fehlerhafte Organisation, — der Mangel an Officieren, die Abwesenheit jeder zusammengreifenden Verwaltung, die mittelmäßige Abrichtung und die höchst mangelhafte Ausrüstung, würden es kaum erlauben, diesen Truppen den Namen eines Heeres zu geben, wenn auch nicht noch ein größerer Uebelstand in dem Geiste derselben, in der Absenz jedes moralischen Hebels läge. Das Gefühl militairischer Ehre, Vaterlandsliebe, Begeisterung für gewisse Meinungen, beleben die andern Armeen; — die Türken aber besaßen die mächtigste aller moralischen Triebfedern, religiöse Begeisterung und unumschränkten Nationalstolz. — Allein beides ist zerstört, ihre ursprünglichen Institutionen und Sitten werden geändert, die Siege der Russen haben sie entmuthigt; sogar die Aegypter zwingen sie, ihre Ueberlegenheit anzuerkennen, und so geht ihnen jeder Funke der Kraft ab, durch die erst eine kriegerische Masse belebt werden muß, wenn sie große Resultate hervorbringen soll. —

Wenn übrigens die Reform der Armee großen Schwierigkeiten unterliegt, so bin ich erst neugierig, welche Maßregeln der Großherr ergreifen wird, wenn einmal die fortschreitende Civilisation der Frauen ihren Schleier abstreifen

sollte! Es blicken unter denselben Augen hervor, in denen ein infernalischer Glanz liegt, und ich wünsche, daß man in Europa Officier-Instructeurs finde, deren Fähigkeiten im Stande wären, die schwere Aufgabe zu lösen, welche ihnen die Bildung der türkischen Damen auflegen würde. Ich fürchte, daß in diesem Falle die hohe Meinung, welche man von der Ueberlegenheit der Franken hegt, bedeutenden Abbruch erleiden würde, wenn man sie auf diese gefährliche Probe stellen sollte. Uebrigens glaube ich, daß jede wahrhafte Reform nur durch Verbesserung der Sitten, nicht aber durch Verordnungen und Gesetze erreicht werden könne. Die erstern müssen die letztern vorbereiten, die Gesetze nur ein Ausdruck der Sanctionirung der Sitte sein; falsch aber ist es, durch Gesetze eine Aenderung in den Sitten eines Volkes herbeiführen zu wollen; und dies heißt mir das Pferd beim Schweife aufzäumen. —

Ein Land, wo die Pest unverhüllt, — und die Frauen verschleiert einherwandeln; — wo man nur verstohlen ein gutes Glas Wein trinken und nur mit einem Ochsenwagen spazieren fahren kann, hat noch immer zwischen sich und Europa eine weite Kluft, man mag den Soldaten nun kurze oder lange, blaue oder grüne Jacken anziehen, und ein Tschauch-Baschi, der die Köpfe abschlägt, bleibt was er ist, man mag ihm auch einen Dreispitz auf den Kopf setzen, einen schwarzen Frack um die Schultern hängen und seine Beine in hechtgraue Strümpfe stecken; und so lange die hiesigen Damen zu Soubretten schwarze Eunuchen haben, ist die Civilisation fern. —

Ueberhaupt machen mir die Frauengestalten, welche ich verhüllt und schweigend die Straße entlang wandeln oder auf den Kirchhöfen sitzen sehe, mit dem dunklen Feuer, welches wie Höllengluth aus ihren Augen sprüht, und mit ihren rothbemalten Fingerspitzen, die aussehen, als habe die Schneehand sich in Blut getaucht, vollkommen den Effect der Nonnen in Robert dem Teufel: — wenn sie einmal den Schleier ablegen, dann wird erst der wahre Hexentanz angehen! —

Ich besah den alten Serail, — auch Ueberbleibsel des alten Palastes der Byzantiner. — Mauern, — auf denen jedes Laster seinen Namen mit blutigem Griffel hingesudelt hat, so daß die Geschichte sie eintragen mußte in das Schandbuch, welches man die Annalen des byzantinischen Kaiserreichs nennt! — Die Osmanen wuschen mit Blut die alten Spuren ab und schrieben ihren eigenen Namenszug hin, der ihnen nunmehr selbst unleserlich geworden ist. — Dies war der zweite Theil der Geschichte dieser Gemächer. Die dritte Abtheilung läßt uns noch allerhand erbauliche Resultate gewärtigen! — Ich betrat die innern Gemächer, in denen so oft die Sultane aus den Armen ihrer Odalisken durch das Aufruhrgeschrei der Janitscharen geschreckt wurden, diese Hallen, in denen das Stöhnen sehnsüchtiger Liebe und das Röcheln zahlloser Todesopfer abwechselte, die Schwelle, auf welcher die Padischahs Soliman, Murad, Mohammed zum Schrecken der Christenheit die heilige Fahne entfalteten; — den äußern Hof, in welchem die empörten Janitscharen-Agas die Köpfe der Minister forderten, welche ihre Unzufriedenheit erregt hatten! -- Nun ist es still, einsam, öde in diesen Gemäuern; einige garstige Eunuchen und Bostangis schleichen darin herum, — die Janitscharen sind erschlagen und bei der Achmet-Moschee steht das Platon, unter welchem sie zu Hunderten erdrosselt wurden, — der Sultan wohnt in Asien am Ufer des Bosporus — die Zeit des Serails ist vorüber, wie jene von Versailles, — die des Dogenpalastes — vielleicht bald des Vatikans! — Die heilige Fahne ist ein alter Fetzen, vor welcher nicht einmal die Kosaken mehr sich fürchten, und es gibt Leute, welche den Sansculottismus so weit treiben, zu behaupten, es sei dieselbe nichts anders que les culottes de Mahomed, selon d'autres celles de Fatmé, sa femme. — Nous avons si souvent marché sous la bannière d'un cotillon, pourquoi les turcs ne prendront-ils pas une culotte pour drapeau? Es gibt Unterröcke, denen man in die Hölle folgen würde! —

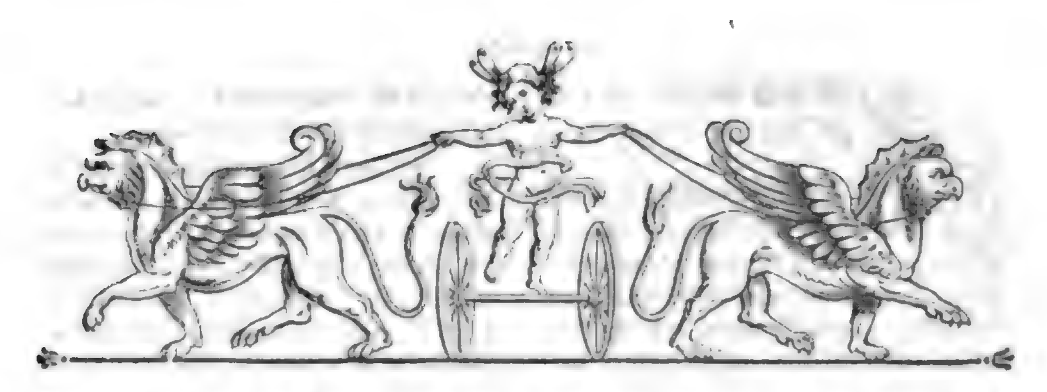
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Miß Harriet Martineau.]

Nachdem sich Mistreß Trollope mit ihrem Werke über Nordamerika weidlich blamirt hat, tritt nun eine ihrer Landsmänninnen Miß Harriet Martineau mit einer Schilderung des geselligen und politischen Lebens der Nordamerikaner auf. Die „Gesellschaftlichen Zustände in Amerika,“ in 3 Bänden, erscheinen vor ihr in einem günstigeren Lichte als vor der torystisch befangenen Trollope, obschon auch sie Alt-England als das Normalland der Civilisation nicht vergessen kann. Jeder bloße Vergleich aber trübt schon das Bild; den Engländern ist es schwer, ihre Zustände zu vergessen, und nur den Deutschen wird es leicht, ohne lästige Sucht zum Parallelisiren fremdes Terrain harmlos und fest aufzufassen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 113. — den 13. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Constantinopel.

(Beschluß.)

Auf den Friedhöfen bemerkte ich, daß viele Janitscharen-Turbans auf den Grabsteinen abgeschlagen sind; man sagte mir, es geschehe dies auf Befehl des Sultans, um deren Andenken zu vernichten. Allein diese verstümmelten Grabsteine schienen mir eine stumme, aber auch die bitterste Klage gegen den, der ein Volk verstümmelt, und zwar bis ans Grab! —

Einen interessanten Anblick gewähren die alten Mauern von Constantinopel. Sie sind in demselben Zustande, wie nach der Einnahme der Stadt durch Mohammed II. Nur sind sie durch üppigen Epheu, der sie allenthalben bedeckt, wie in Trauerschleier gehüllt! — Noch sind die Wallbrüche offen, durch welche die Türken damals eindrangen, und derselbe Weg steht den Schaaren frei, die der Himmel zur Ausübung des Vergeltungsrechtes erwählen wird. Die Türken dachten nie daran, die Stadt zu befestigen; es ist, als sähen sie sich überhaupt in Europa nur als gelagert an, und als hätten sie die dunkle Ahnung, daß ihres Bleibens ein Ende sein wird, und sie einst aus diesem Lager in ihre asiatische Heimath zurückkehren müßten. — Kurz, sie unternehmen in Europa kein für längere Dauer geeignetes Werk. —

St. Sophia!

Heureux ceux-là, qui moururent dans la fête! —
Dieu, mes enfans, vous donne un beau trépas!

Auf ihrer Kuppel stand ich und dachte zurück an jenen Tag, wo das Strafgericht des Himmels Byzanz ereilte und der Würgengel sein Schwert in Türkenhand legte. — Ich dachte mir diese Schaaren von Frauen und Kindern am Boden liegen und auf den Knieen den Gott der Christen um Hülfe anflehen, während die Türken die Thore des Heiligthums erschütterten! — Athen, — Jerusalem, — Byzanz — drei schöne Schwestern, in Schleier und Asche die vergangene Größe in der rohen Umarmung des Barbaren betrauernd! —

Athen, die Stadt der Minerva, hat ihre Schmach in Türkenblut abgewaschen und von der stolzen Akropolis den Halbmond herabgestürzt! — Wie lange noch Sophia diese Zeichen der Knechtschaft tragen wird: ich weiß es nicht. Aber ich hatte, als ich auf ihren Zinnen stand, die Vision, als würden die türkischen Frauen, die ich unten auf dem Estrich erblickte, einmal unter diesen Gewölben eben so Schutz vor den christlichen Bomben suchen, wie früher die Frauen Griechenlands vor den Türkensäbeln! — Die Vergeltung bleibt nicht aus! — Die Stadt der heidnischen Minerva ist frei — warum soll die jüngere Schwester — St. Sophia — die christliche, — nicht auch diesem erhabenen Beispiele folgen?!

Auch ich besitze noch einen alten Säbel, den zwar vielleicht schon einige Rostflecken zernagen, — ich würde ihn einst gern in St. Sophia einweihen lassen; — und so selten ich auch gewöhnlich in die Messe gehe, so will ich gern das Hoch-

amt, welches zuerst wieder dessen Altar einweiht, und sollte ich von Anfang bis zu Ende auf glühenden Kohlen knieen, lobsingend mitbeten! —

Bedenken Sie, daß es noch nicht zwanzig Jahre sind, daß vor St. Sophia, und in allen Straßen Constantinopels, die Frauen, Mädchen und Kinder Chios und Ipsaras öffentlich verkauft, das Kind von der Mutter, die Schwester von der Schwester losgerissen und dem Meistbietenden zugeschlagen wurden, während die Köpfe ihrer Gatten, Väter und Brüder als blutige Trophäen vor den Thoren des Serails und der Pforte aufgestellt waren! — Mag der österreichische Beobachter uns auch weis machen wollen, das Blut, welches die Gewässer des Archipels röthete, sei pures Rosenöl gewesen, — der Blutgeruch ist scharf und durchdringend und duftet durch die Zeit fort, nach Rache schreiend, bis zum Himmel, und wird noch anerkannt werden, wenn schon längst alle Blätter des Beobachters ad usum Delphini werden verwendet worden sein, und die Leute abhalten von absurder Türkenliebe und Strangulirhumanität. — Mögen die Leute auch Protokolle schmieden, daß alle Papiermühlen darüber ermüden, sie sind doch kein Hemmschuh für das Rad der Zeit, welches durch die öffentliche Meinung (alias: vox populi vox dei), diese kolossale intellectuelle Dampfmaschine, getrieben wird! — Et gare les mains, qui viennent saisir les ressorts, man kann sich dabei die Finger, wo nicht gar den Hals, brechen. —

Der neue Dey von Tunis hat dem Sultan allerhand kostbare Geschenke gemacht; neue Besen kehren gut! Pro primo, — viel Geld, in allerhand Beuteln; — pro secundo, — tausend Dutzend rothe Mützen, welche in Tunis in besonderer Vortrefflichkeit fabricirt werden, für die Armee; — pro tertio, — dreißig arabische Pferde von vorzüglicher Güte; — pro quarto, — hundert und zwanzig Sklavinnen, weiße und schwarze, von besonderer Schönheit. — Daß man das Geld, sei es auch noch so viel, immer verwenden kann, weiß ich nur zu gut, und wenn der Großherr in Verlegenheit sein sollte, braucht er es nur mir zu schenken. — Daß man zwölf tausend Kerls finden kann, auf deren Köpfe man zwölf tausend Mützen setzt und ihnen eine Muskete in die Hand und eine Patrontasche mit Accompagnement von Prügeln auf den Buckel applicirt, das hat mich eine achtzehnjährige Praxis gelehrt. — Daß man dreißig Pferde, wenn man alle Tage ein anderes besteigt, auch in einem Monate abreiten kann, ist mir klar; — was aber die Verwendung von hundert und zwanzig Sklavinnen betrifft, so übersteigt dieselbe meine Vorstellungskraft, und es gehört eine türkische Imagination dazu, um dieselbe einigermaßen in ein geregeltes System zu bringen.

Ich bedaure sehr, daß die Kürze der Zeit, welche ich mir zu meiner Reise ausmaß, und die verschiedenen Pestimpedimente mir nicht gestatteten, nach Syrien zu gehen, um die Truppen Ibrahim's sowohl, als die Wunder Aegyptens zu besichtigen. Was die Truppen Mehemet-Ali's anbetrifft, so glaube ich, fürchten sie sich eben so wenig vor den obenberührten culottes de Fatimé, als ihr Herr vor jenen des Sultans — und der Löwe vor dem Tiger. —

Ich war zwei Mal bei dem Großherrn. Er hat ein rothes Gesicht, einen schönen schwarzen Bart, einen violetten Spenser, eine garstige rothe Mütze, wie ein großes pot-aux fleurs, — und einen gänsekothfarbigen (pardon de la traduction littérale de merde d'oie) Carbonari-Mantel. Ich liebe überhaupt die Reformatoren nicht, und ein Mensch, der mich zwänge, stets pâté de foie gras zu essen und Champagner zu trinken, wäre mir eben so verhaßt, als einer, der mich bei Wasser und Brot einsperren würde. Gewaltsames Eindringen in Sitte und Privatleben dünkt mir, es möge von oben oder von unten kommen, Hochverrath gegen den gesellschaftlichen Verband, und der brutale Schiffszimmermeister und Schinder-Dilettant Peter, den man den Großen nennt, oder andere philanthropische gekrönte Volkserzieher, sind mir nicht minder antipodisch, als die Nivellirer von Anno 1793, die die Leute um einen Kopf kürzer machten, wenn man statt toi — vous, statt nivose — janvier, und statt decadi — dimanche sagte, dergestalt, daß die Phrase: je vous porterai une livre de sucre le premier dimanche de janvier prochain, mon cher monsieur — erst übersetzt werden mußte: „Cher citoyen, je t'apporterai le premier decadi du nivose prochain deux Kilogrammes de sucre,“ um nicht lebensgefährlich zu werden, welches zur Annehmlichkeit und Ungezwungenheit des gesellschaftlichen Lebens bedeutend beitragen mußte. — So fatal mir also jedes Einmischen in Volksthümlichkeit und nationelles Leben mit Gewalt dünkt, so kann ich doch noch die Ueberzeugung, die sie hervorbringt, und die Kraft, mit der sie ausgeführt wird — ehren. Hier aber scheint mir die Erste sehr unvollkommen, und nur aus Furcht und Abneigung gegen das frühere gegründet; — die Letztere nur ausgeborgt, unzureichend und ohne Consequenz. — C'est encore une illusion détrompée, et une médiocrité démasquée. — Die Einführung zum Großherrn, früher einer der imposantesten, würdevollsten Gebräuche des Orients, ist durch die Uebersetzung oder vielmehr Travestirung in das

Europäische fast zum Lächerlichen entwürdigt. Es erinnerte mich ganz an „Aline, Königin von Galconda," in der Leopoldstadt, nur das Balletcorps ging ab.

Erst wenn man die europäischen Journale nach einem längern Aufenthalte im Orient liest, bemerkt man, wie weit, wenn auch nicht der Meilenzahl nach, sondern in der Wesenheit des Lebens, man vom Occident entfernt ist! — Man hat so lange in Europa analysirt und abstrahirt, bis man statt auf Menschen und Handlungen, alles auf Principien und Worte reducirt hat, so daß man ganz erstaunt ist, unter den Letztern das Erstere wiederzufinden! Man hat Alles, — Religion, — Politik, — Leben und Liebe, so lange entkörpert, sublimirt, ent- und vergeistert, daß man in dem allgemeinen Nebel seine eigene Nase mit Händen greifen, oder an irgend einem Pflock blutig stoßen muß, um an ihre Existenz zu glauben! Von jeder mathematischen Größe ist nur die Formel übrig geblieben. — Eine der erhabensten Erscheinungen der neuen Zeit bleibt mir daher immer, ohne Bezug auf individuelle Meinung, der ritterliche Zumalacaregny. Ihm ward das große Glück zu Theil, für seine Sache zu leben, zu siegen, und im Siege zu sterben.

Heureux celui, qui mourut dans la fête!

Und ihm klang das schöne Wiegenlied:

Dieu, mes enfans, vous donne un beau trépas!—

als Sterbegesang und Siegesjubel! —

Darin sind die Muselmänner uns überlegen, daß sie noch glauben können, und ihre Religion die Basis ihrer socialen und politischen Existenz ist, während die unsrige mit unsern bürgerlichen und gesetzlichen Einrichtungen, mit unsern Sitten und Gebräuchen in beständigem Widerspruche sich befindet; indem ihre ursprüngliche Reinheit und Einfachheit mit unserer Civilisation oder Corruption unverträglich ist. —

Es gibt hier eine Art Hitzing und Penzing, das ist Therapia und Bujukdere, zwei am Bosporus, drei Meilen oberhalb Constantinopel, liegende Orte. Dort wohnen alle diplomatischen und finanziellen Societäten, und man fährt, wie in Wien im Fiaker, so auf einer schnellen zweirudrigen Caïque hinaus, wenn man die Genüsse eines Salons, und die Zusammenschmelzung europäischer und orientalischer devoirs de societé nicht länger entbehren kann. B.... S......, Hr. v. B......., und ihre Familien und Umgebungen, — Lord Ponsonby, der englische Gesandte, — und mehrere angesehene Kaufleute und Employés bei den Gesandtschaften, vereinigen sich dort und bilden eine recht angenehme europäische Colonie, obwohl sich auch hier zuweilen die Absurditäten beider Welttheile zu einer zuweilen recht possirlichen Mischung verbinden. Bei Herrn v. B....... war vor einigen Tagen ein charmanter Ball, und hätte man nicht auf der Gasse Leute im Turban und vor sich den Bosporus mit seinen Schiffen gesehen, so hätte die elegante und geschmackvolle Anordnung des Ganzen, die Liebenswürdigkeit des Hausherrn und der Frau vom Hause, so wie die Auswahl der Toiletten der vielen anwesenden hübschen Frauen eher die Illusion einer eleganten Reunion zu Paris gegeben, als vermuthen lassen, que l'on se trouvait en vue de la côte d'Asie. —

Auf dem Thurme von Galatha, den ich heute bestieg, nahm ich Abschied von Constantinopel, der Küste Asiens, und dem lebendigen, farbenreichen Bilde, welches dieses Panorama darbietet. Der Bosporus, die Corne d'or, Constantinopel mit seinen Minarets und Moscheen, mit seinen bunten Kiosks und grünen Baumgruppen, Skutari und die farbigen Ufer des Bosporus, die Spitze des Serails und das Vorgebirge von Chalcedon liegen vor mir. Unzählige Schiffe und Gruppen beleben das Bild, in blauen Duft tauchen aus der See die Prinzeninseln hervor, und die schneebedeckten Gebirge Brussas in Asiens und der homerische Olymp begränzen den Horizont. So leb' denn wohl, du geheimnißvoller, heller, warmer Orient, mit deinen Blumen, Blüthen, Schleiern und Mysterien, an dem Mancher, — wie bei deinen verhüllten Frauen, — vorbeigeht, sie zurücklassend, — unverstanden und ungenossen! Alles in dir ist Symbol und Zeichen! im Gegensatz der nüchternen Realität des Abendlandes. — Vielleicht führt mein Stern mich wieder hieher zurück; vielleicht mit Ihnen, meine vielgeliebte Fürstin! Ich dachte wenigstens heute, als ich auf dem Thurme von Galatha stand, an die Realisirung dieses so oft von Ihnen ausgesprochenen Reiseprojectes! — und es ging mir, wie wenn man einen Roman liest, ich konnte mich nicht enthalten, mich selbst zum Helden davon zu machen.

Beinahe weiß ich nicht, ob ich Ihnen dieses Buch, denn ein Brief ist dieser unanständige Papierwust nicht zu nennen, im Ernste zusenden soll? — Aber Sie haben mich mit so vieler Geduld radotiren lassen, und mir mit stoischem Gleichmuth und Geduld zugehört, daß ich Muth fassen und diese Epistel wirklich absenden will. Wenn Sie Kopfweh haben und nicht schlafen können, wird sie Ihnen gute Dienste leisten. — Wo immer Sie auch sind, glauben Sie es mir, folgt Ihnen meine innigste Liebe und Ergebenheit; gönnen Sie mir die Hoffnung, daß auch Sie meiner zuweilen in Huld und Güte gedenken — Morgen gehe ich nach Bu-

juldere; dann will ich mein Reisebündel schnüren, mein Roß satteln, die Beine in große Stiefeln stecken und mit meinem Tataren durch Rumelien und die Walachei nach Buchareſt forttraben, bei der Gelegenheit den Balkan, die Position von Schumla, Varna und die Ufer der Donau sehen, und über Siebenbürgen fortrollen, bis ich endlich auf meinem Posten debarquiren, und Sie, meine theure Fürstin, mit Aufziehung aller Flaggen salutiren werde.

Notizen.

[Die Gesellschaft zur Förderung des Menschenwohles.]

Seit Jahren wirken in den Vereinigten Staaten die Mäßigkeits-Vereine zum Wohle des Landes. Tausende, einst unglücklicher Familien danken ihnen ihr Glück und ihren Wohlstand. Die Sittlichkeit hat sich seitdem gehoben, die Gefängnisse und Irrenhäuser sind leerer geworden, die Anzahl der Verbrecher und Processe ist verringert worden. Aehnliche Erfolge sah man in England und Schweden &c. Auch in Deutschland ist einiges dafür geschehen. Jetzt empfängt diese auf das Wohl Aller so einflußreiche und hochwichtige Angelegenheit eine neue Anregung, indem die deutsche Gesellschaft zur Förderung des Menschenwohles, allgemeiner Volksbildung und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse ihr wohlthätiges Wirken auch hierauf ausgedehnt hat. Ein besonderer Ausschuß widmet diesem Gegenstande seine besondere Sorgfalt. So eben ist von derselben das erste Stück des ersten Deutschen Mäßigkeits-Journales ausgegeben worden und seine Verbreitung in einem Vorworte besonders den Regierungen, den Civil- und Militärbehörden, allen Beamten, Fabrikanten, gemeinnützigen Gesellschaften und Vereinen, den Vorstehern und Lehrern von Sonntags-, Militär- und Handwerksschulen, den Besserungs- und Armenanstalten empfohlen, aber auch jedem ans Herz gelegt, der gegen das Wohl seiner Nebenmenschen nicht gleichgültig ist, Jedem, der einen Freund, einen Bekannten in der Nähe hat, welchen er durch Mittheilung dieses Heftes vielleicht nebst seiner Familie vom Untergange, von Noth und Elend erretten kann. — Derselbe Verein hat bisher, ausgehend von dem Grundsatze, daß nichts so sanft und so tief in die Seele eindringt, als der Einfluß des Beispieles, mehrere Bändchen unter dem Gesammt-Titel: „Ideale für alle Stände" erscheinen lassen, deren erstes: „Lebensbeschreibungen für Gewerbtreibende," höchst interessante Schilderungen des Lebens von Nathusius, der in der Nähe Magdeburgs große Anlagen hinterlassen hat, und als Lehrling eines Krämers dürftig seine Laufbahn begann, John Cockerill's und seiner ans Wunderbare gränzenden Fabrikanlagen in Seraing &c., Jacquard's, den Carnot mit den Worten anredete: Sind sie der, der vorgibt, das machen zu können, was Gott selbst nicht machen könnte, einen Knoten in einer angespannten Schnur? — Fulton's, des Erfinders der Dampfschifffahrt u. a. m. enthält; dann: „Lebensbeschreibungen berühmter Kaufleute und Banquiers" so: das Haus Rothschild und die reichen Fugger (einst Weber, dann reiche Kaufleute in Augsburg, jetzt in den Fürstenstand erhoben) u. a. nicht minder interessante Darstellungen. Ein äußerst billiger Preis (von 8 und 10 Groschen) befördert im Buchhandel die allgemeinste Verbreitung dieser eben so nützlichen, als interessanten Schriften.

[Spleen-Club.]

Wir berichteten unlängst von einigen seltsamen Clubs in Paris, Irland und Nordamerika. Die seltsamste Erscheinung solcher Art, wo sich Leute zu einem grillenhaften Zweck vereinigen, war der Club der Spleenisten in London, der jedoch nicht mehr existirt. Ungefähr vor 50 Jahren fand sich ein Dutzend müßiger Gentlemen zusammen, welche die Lustbarkeiten eines schwelgerischen Lebens bis auf die Hefe durchgeschmeckt hatten und nun sämmtlich, vom Spleen befallen, kein Mittel mehr ausfindig zu machen wußten, um die lähmende Hypochondrie zu verscheuchen. Man setzte für die beste Schrift über die Heilmethoden des radicalen Lebensüberdrusses Preise aus, allein die Kunst der Aerzte scheiterte, das fashionable Ennui war nicht zu vertreiben, aller Versuch, irgendwie noch eine Illusion zu erregen, war vergeblich. Die Spleen-Clubisten beschlossen ihr Leben rascher zu verkürzen, als es sonst durch das Raffinement des Genusses geschieht. Jährlich durften zwei von ihnen durch Selbstmord enden. Eine Jury entschied, wer dieser Ehre am würdigsten befunden werde, d. h. wessen Lebensüberdruß am stärksten motivirt sei. Sir Humphrey D. war der erste, der der Jury die Ueberzeugung verschaffte, er sei unheilbar. Er erzählte sein Leben von Jung auf als eine Reihe von glänzenden Erfolgen im Spiel, bei Frauen, in Unternehmungen und gewagten Speculationen aller Art. Kein Wölkchen trübte den ewig heitern Himmel seines Glücks: das machte Sir Humphrey sehr unglücklich, es behaftete ihn mit jener schleichenden Schwermuth, die oft aus Mangel an kräftigem Unglück entsteht und sich über den stillen See des Gemüths wie eine Schleimhaut zieht. Sir Humphrey war trostlos über sein ununterbrochenes Glück, alle Wagnisse, wobei seine Gesundheit, sein Leben, ja seine Ehre im Spiel war, liefen glücklich ab, und er beschloß, einem Leben zu entfliehen, dessen Monotonie ihm zum Ekel geworden war. Die Jury der Spleenisten erklärte den Todescandidaten für reif. So gingen jährlich zwei von ihnen mit klarem Bewußtsein freiwillig zu Grunde. Auf einer Villa hatten sie allerlei Todesarten nach Belieben vorbereitet, eine Apotheke voller Gifte, eine Rüstkammer voller Pistolen, einen Thurm mit Aussicht — auf spitze Felsen an seinem Fuß. Einem von ihnen genügten aber diese einfachen Schreckensdinge nicht. Er war sehr reich und steckte seine Summen in Papiere. Aus diesen Tresorscheinen, Kassenanweisungen und Schuldquittungen machte er sich auf der Villa ein Ruhebett. Dann speiste er ruhig zu Mittag, zündete sich eine Cigarre an, hielt auf dem Ruhebett sein Schläfchen, zündete mit der Cigarre die Papiere an und verbrannte so auf niederträchtige Weise mit seinen Millionen. Ein Andrer, ein alter Schiffscapitain, den der Schmerz folterte, nicht auf der See im Gefecht gestorben zu sein, ließ die Villa so viel als möglich in ein Schiff verwandeln. Dann tobte er mit Commandobefehlen auf dem platten Dache umher, als sei er auf dem Verdeck und werde von Seeräubern überfallen. Er wehrte sich mit Säbel und Pistole; plötzlich aber, weil er sich verloren glaubte, sprengte er sich auf einem Pulverfaß in die Luft.

[Schobri, ein Vaudeville.]

In Paris wurde ein einactiges Vaudeville Schobri gegeben, allein es ist ein altes Stück: Roch-le-Barbi, dem man nur ein für den Augenblick ziehendes Aushängeschild gab. Nur der Titel ist neu. Eine Scene, welche gar nicht auf den ungarischen Räuberhauptmann paßt, erregte großes Gelächter.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 114. — den 15. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Spieler.

Novelle von Karl Beck.

(Fortsetzung.)

Sonst zerrüttete gewöhnlich Gustav sein Bett, um die Eltern glauben zu machen, er schliefe zu Hause, nun aber, da sie es wußten, da sie es ihm selbst gesagt, daß er Nachts herumschwärme, ließ er es unangetastet. Halb wachend, halb schlafend schwankte er in der Stube herum, als seine Eltern und Sophie eintraten.

„Stark gespielt?“ sagte der Vater.

„Viel gewonnen,“ antwortete der Sohn.

„Wieder nicht geschlafen?“ sagte die Mutter.

„Viel geträumt,“ antwortete der Sohn, und ein wehmüthiges Lächeln schwebte auf seinen Lippen.

„Der Elende lacht zu unsern Leiden,“ sagte der Vater.

Dem Jünglinge rollten die Thränen über die Wangen.

Der Vater wollte die Post nicht versäumen und setzte sich an den Schreibtisch, die Mutter starrte mit feuchten Augen ihren bleichen Sohn an. Aber die beste Mutter bleibt doch immer ein schwaches Weib. In der Maschine sprudelte nämlich der Kaffee und trieb Rauchwolken hoch empor; der Gedanke, daß vielleicht das Glas springen könnte, brechen möchte, verdrängte in ihr den Gedanken eines bereits gebrochenen Herzens, und die emsige, vorsichtige Hausfrau blies die Flamme aus, ordnete die Tassen und kredenzte.

Sophie ging schüchtern auf Gustav zu, schlang um ihn die weichen Arme und sah bange zu ihm auf. Der Jüngling verstand diese stumme Sprache: „Närrchen,“ sagte er leise, „wer hieß Dich auch gestern gleich wie todt zusammensinken, und einen Sturm über mich heraufbeschwören? Isidor ist ja nicht todt, die Wunde am Arme ist nicht gefährlich, seine Herzenswunde magst Du heilen. Vertraue nur mir, Schwester, es wird sich bald Alles zum Guten kehren, Ihr werdet mich dann nicht mehr den verlornen Sohn nennen, wir werden alle glücklicher sein, als Ihr es glaubt und ahnen könnt. — Nur Vertrauen! Ich werde Wahrheit in mein Leben bringen, den Vater kräftig unterstützen, die Mutter wird nicht mehr weinen, und Du wirst an Isidor's Seite —“

Hier schlug ihn das Mädchen erröthend auf den Mund Man verzehrte das Frühstück, da brachte man dem Vater ein Briefchen, er öffnete es schnell und las laut: „Ich habe gestern glücklich gespielt, hier nehmen Sie eine Anweisung auf 30 Dukaten wieder, der Kaufmann P. wird Ihnen die Summe berichtigen, ich werde sie niemals fordern, mein Weg geht nach W... Es gibt dort grüne Wiesen und grüne Spieltische, Sonnengold und blanke Louisd'or, schöne Damen und schöne Karten. — Sagen Sie das dem Baron Wellmar. — Mallek.“

Liebner sah betrübt auf den Brief, er wollte heute zu Mallek gehen, um vielleicht von ihm Auskunft über das Treiben Gustav's zu erhalten — nun war auch er fort. Er

warf die Anweisung seinem Sohne hin: „Willst Du noch läugnen, daß Du ein Spieler bist?"

Sophie wollte sprechen: „Schweig," donnerte der Vater, „schweig," bat Gustav, „sie werden es ja doch nicht glauben — aber bald, bald." Er stand auf und ging.

„Gehst Du wieder?" fragte ihn leise das bekümmerte Mädchen.

„Zu Isidor."

„Wirst Du ihn von mir grüßen?" Gustav bejahte es und eilte fort. Die Mutter saß wie versteinert und benetzte das Schreiben des Spielers mit ihren Zähren, der Vater siegelte seine Briefe, Sophie öffnete das Fenster und sah ihrem armen Bruder nach.

So waren mehrere Tage vergangen — dasselbe Trübsal im Hause des Kaufmanns, dieselbe Sehnsucht in Toni's Brust, dieselbe Liebe bei den jungen Eheleuten. Der Minister war gewonnen, die Pässe lagen bereit, und das scheinbare Beglaubigungsschreiben, daß Gustav in Angelegenheiten des Hofes nach der Schweiz reise, sollte derselbe am Abende vor der Abreise selbst aus den Händen des Staatsmannes erhalten. Für den letzten Abend ward auch Gesellschaft zu Tanz und Spiel ins Haus der jungen Gräfin gebeten. Für Gustav ging in dieser Zeit eine neue Schöpfung an, nur der Gedanke an die fromme Toni hing mit Bleigewichten an dem Phantasiefluge des Dichters; aber einmal mußte es geschehen, und so nahm er eines Abends sein Tagebuch und schwankte hin zum Opferlamme, das so freundlich in die Welt hinausblickte, dem das Leben zu schön, um es nicht heiß zu lieben, das er nun mit einem Schlag, — — — — er zitterte heftig, als er die Wohnung des Arztes betrat, ein Raubvogel zu Tauben, ein Nachtfrost auf Blumen, ein Sünder zum Altare.

Gustav zögerte, die Thür zu öffnen, er hörte Gläser klirren und Würfel fallen, wie konnte, wie durfte er jetzt wo Toni vielleicht so heiter war, ihre Lust vergiften? Dennoch trat er ein, Rauchqualm, erhitzte Gesichter und ein frohes Lachen bedeuteten ihn, daß der Kummer hier ein Fremdling sei. Als er Karten sah, fuhr ein schneidender Schmerz durch seine Seele, sein scheuer Blick flog in einen Winkel der Stube, wo der Arzt mit einem Fremden tief im Schachspiel begriffen war — Toni sah er nicht, auf dem Sopha saß die alte Tante mit der Brille auf der Nase und strickte. Sein Gruß an die Gesellschaft wurde flüchtig erwiedert, nur der Arzt drückte ihm herzlich die Hand, er wollte was reden, aber ein kühner Zug seines Gegners lenkte seine ganze Aufmerksamkeit aufs Spiel. Das Mädchen schien nicht zu Hause zu sein, und der arme Jüngling setzte sich ganz gedankenlos zur grämlichen Katharina und küßte ihr ganz ehrerbietig die Hand. Er wollte nur erfahren, wo Toni wäre: wie aber dem alten Staarmatze die Zunge lösen? Er freute sich über die Gesundheit des bebrillten Mütterchens, lobte die Ordnung in der Stube und der ganzen Hauswirthschaft, bat recht inständig, ihm ja eine rechte Strafpredigt zu halten wegen seiner Nachlässigkeit und seines unordentlichen Wesens, er wolle ja recht gern bei ihr, der allgemein belobten Hausfrau, in die Schule gehen und ihren Lehren wie ein Kind horchen. Der Plan gelang, die Tante legte, ganz außer sich über die fremde Rede im Munde des jungen, hübschen Dichters, den Strickstrumpf bei Seite, der Handkuß war auch nicht vergessen — sie war ganz in ihrem Elemente. Nun war ein Feld offen, worauf sie kämpfen konnte, wo der Stachel ihrer Zunge ein Schwert, ihre kreischende Stimme ein anhaltendes Rottenfeuer, wo das Gähnen des Zuhörers des Feindes Niederlage und Hinsterben bedeutete. Er solle nur erst Ordnung lernen, meinte sie, Ordnung wäre die Seele aller Dinge, und die würde ihn mit dem Gedanken vertraut machen, eine bürgerliche Stellung im Leben zu suchen. „Was haben Sie auch vom Dichten," sagte sie theilnehmend, „das vor sich Hindämmern bringt keinen Menschen auf einen grünen Zweig, ein sicherer Thaler klingt voller als Schiller's Glocke. Sie wollen mit Fürsten und andern hohen Herren bekannt werden, dann schreiben Sie eine Satyre und man läßt Ihnen den Kopf abschneiden oder sperrt Sie in ein Gefängniß — auch der stärkste Gedanke rüttelt ohnmächtig an Gitterstäben. Werden Sie ein gesetzter Mann, die Bibel sagt: Bleibe zu Hause, nähre dich redlich und sieh dich unter den Töchtern des Landes um. Nun das Letzte haben sie freilich nicht unterlassen, ja, was noch schlimmer ist, die Töchter des Landes laufen Ihnen nach, zum Beispiel meine närrische Nichte. Da gab sie vor, Ihre Schwester besuchen zu wollen; aber, gelt, Sie werden roth — der Besuch gilt wohl Ihnen? Nun sind Sie da und Toni ist umsonst hingegangen, es geschieht ihr ganz Recht. Weiß der Himmel, ich liebe das Mädchen fast so sehr wie mein Gebetbuch, ich mag Sie auch gut leiden; aber machen Sie ja keine Verse mehr. Ach, die rohen Männer dorten haben gar keine Manier! Wie sie rauchen! Dampfelephanten, Dampfwallfische. Rauchen Sie ja nicht, junger Mann, sonst geht alle Ordnung verloren, die Asche wird auf den Fußboden geschüttet und täglich müßte man scheuern, der

Rauch legt sich in die kleinsten Falten der schneeweißen Vorhänge, und da sollte man täglich waschen, er macht die Zähne gelb und verdirbt die Brust."

Vor innerer Unruhe und der fürchterlichsten Langeweile rieb sich Gustav die Stirn; das Mütterchen meinte aber, er gehe in sich. Schon wollte er aufstehen und sich empfehlen, als es unter den Schachspielern laut wurde. Neugierde zog die Tante und den Jüngling zum Brete hin.

Die ganze Gesellschaft versammelte sich um die Kämpfenden, als plötzlich der Hagestolz, vom Arzte überwunden, die Steine durcheinander warf. „Nein, rief er, „es ist zum Rasendwerden, da glaub' ich mich so sicher, da hab' ich Bauern und Ritter, auch einen Thurm noch, und jene Königin macht mich matt. So treiben es die Damen, sie besiegen den Bauer so gut als den König, und den phlegmatischen Thurm eben so wie den sanguinischen Springinsfeld. Mich ärgert es nur, daß die Damen überall die Ersten sein wollen. Gottlob, im Leben wissen wir sie im Schach zu halten — aber just im Schache, im Spiele, müssen wir uns beugen. Verdammt! das Weib bleibe beim Strickstrumpfe oder in der Küche, drehe Locken oder den Bratspieß, es wolle nicht herrschen, es wolle sich nicht auszeichnen, es sei unsere Sklavin, und unsere Zuneigung zeichne sie aus."

„Pah, pah," sagte ein Anderer, „wir wissen ja doch, was wir wissen."

„Und dann," sagte ein Witzbold, indem er an den Hagestolz sich wandte, „wenn ich Ihnen auch beistimme, wenn wir auch Herrn der Erde bleiben, so gestehen Sie doch mit mir, daß wir ungeheure Egoisten sind. Wir maßen uns nicht nur die Herrschaft über die Erde, sondern auch über den Himmel an. Wir sagen Gott, warum nicht Göttin? Ich glaube, das ewige Wesen ist eine Göttin.

„Wie wollen Sie das beweisen?" lachte der Arzt.

„Weil der Mann der Herr der Erde, muß er auch der des Himmels und der Schöpfung sein? Das Herz des ewigen Wesens ist wie das eines Weibes, unergründlich, ohne Anfang, ohne Ende. Aus seiner Brust quillt die Milchstraße, das ewige Wesen liebt unendlich wie das Weib, denn es schafft ein All aus Nichts; es haßt unendlich wie das Weib, zerbricht im Sturm den Spiegel des Meeres, weint hunderttausend Thränen, zerrauft den Bäumen die Haare, seine Locken, die Wolken fliegen verworren, und bald darauf singt es wieder als Nachtigall aus allen Büschen, schmeichelt im Abendwinde den zerknickten Blüthen, und schämt sich im Abendrothe. Es putzt sich gern, mit Sonnen, Sternen und Regenbogen, es läßt sich gern anbeten, verstößt oft den Würdigen und liebt nach seiner Laune — aber nein, es ist doch kein Weib, es schweigt schon zu lange. Da sehen Sie, ich opfere dem Witze die Wahrheit auf." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Fortsetz.)

[Frln. Schebest als Fidelio.]

Fidelio ist eine jener wunderbaren Partieen, welche bei der Mittelmäßigkeit ebensowohl, als bei der Genialität in gutem Credit stehen. Jenes, weil sie an und für sich unverwüstlich sind, dieses, weil sie durch ihre innere Vortrefflichkeit die Kunst des Darstellers in ein doppelt helles Licht setzen. Mir ist es nun allerdings viel häufiger begegnet, die Wahrheit der ersten, sehr selten dagegen die der zweiten Behauptung zu erkennen. Und freilich, welch ein Geschöpf müßte auch diejenige sein, welche in den berühmten Gefängnißscenen nicht eine große Wirkung hervorzubringen vermöchte? Gerade hier ist dem eigenthümlichen, bizarren Genie Beethoven's durch das Textbuch trefflich vorgearbeitet. Durch Leonorens bange Angst, durch des Kerkermeisters erschütternde Erzählung, durch das grandiose Duett und vor Allem durch den so unmittelbar ins tiefste Herz sich einwühlenden Gefangenenchor ist man gehörig vorbereitet, nunmehr in Florestan's Kerker das düsterste, grauenvollste Nachtbild zu erwarten. Und in der That, die Erwartung, die wir hegen, steigt durch die Introduction zum zweiten Acte mit ihren tiefen, unheimlichen, sinnbeengenden, herzauflösenden Grabesschauern zu einer furchtbaren Höhe. So ist nun der schwarze Nachthimmel ausgespannt, den der große Meister nöthig zu haben scheint, um die lichten Sternzüge seiner urmenschlichen Melodien hervorführen, um seine allgewaltigen dramatischen Blitzstrahlen schleudern zu können. Wie unnachahmlich schön wird nicht Leonorens Eintritt vorbereitet durch das Geheimnißvollste, was je in Tönen gedichtet worden ist, durch Florestan's Vision! Ebenso meisterhaft ist das darauf folgende Duett, wo der ruhige, handwerksmäßige Todtengräbergesang des Alten zu dem Ungeheuren, das sich in Leonorens Seele umwälzt, die wirkungsvollste Folie gibt. Nunmehr scheint die Vision sich nach und nach verkörpern zu wollen. Der arme Gefangene erkennt zwar noch nicht die Gattin, aber er empfindet doch ihre Wirkung als die eines segenbringenden Engels, — die zarteste musikalische Situation, die sich denken läßt! Und welche unübertrefflichen dramatischen Momente schließt nicht zugleich dieses Terzett ein! Wenn Leonore dem Gatten das Brot reicht, so scheint sich in der That die süße, himmlische Melodie des: Euch werde Lohn in bessern Welten — bereits als Glorien-Kranz um ihre Schläfen zu schlingen. Aber der himmlischen Ahnung folgt noch die gräßlichste Prüfung. Mit dem Mörder tritt die Hölle selbst herein. Das wilde Rollen ihrer Wuthgedanken, das tobende Wühlen ihrer blutdürstigen Geister, Rache, Grimm, geifernder Hohn, — all das breitet sich wie ein Schlangennest auseinander und beengt furchtbar den Busen des Hörers. Soweit mußte der Meister es haben; Nacht, Kerker, Grab und Hölle mußten sich vereinigen. Nun erst bricht aus den schwarzen Wolken das ungeheure Tongewitter hervor. Blitz auf Blitz schlägt ein bis zu den Worten: Tödt' erst sein Weib, deren unsäglicher göttlicher Gewalt der Ruf der Trompete nur wie ein irdisches Echo nachklingt. Hier wäre nun wohl auch ein bedeutendes Talent erlahmt. Allein die Anstrengung, welche andere ermattet, befeuert den Genius erst recht. So macht denn auch das Duett: O namenlose Freude — einen Eindruck, dem wenige andre dramatische Momente an die Seite zu setzen sind. Man hört die Erinnyen die ehr'nen

Thore fernabdonnernd zuschlagen. Die Wolken jagen dem Horizonte zu, durch alle Ritzen und Spalten des Gefängnisses dringt ein wunderbares Licht herein, und doch scheinen die vereinigten Gatten keines äußern Lichtes mehr zu bedürfen. Wo hat man je sonst diese wollüstig schlürfenden Tonfolgen gehört, diesen sich selbst übereilenden Rhythmus, diese Melodieen, die gleich lichtgeblendeten Vögeln flattern und sich wieder in seliger Ruhe in das silberglänzende Gebüsch niedersenken? Und endlich nun steigt Alles an das holde beruhigende sicherklare Tageslicht herauf, damit alle Welt in den Triumphgesang weiblicher Treue einstimme. — Wie gesagt, wer nicht ganz von Gott verlassen ist, der muß hier Eindruck machen. Daher pflegen denn auch die gewöhnlichen Sängerinnen auf diesen zweiten Act eine löbliche Sorgfalt zu verwenden, sie sparen ihre Stimmen auf den berühmten Schrei, sie lernen das Reichen von Brot und Wein in schicklicher Weise ein und wissen mit dem Pistole gut zu manövriren. Dem Genius ist nun all dies, was den andern schwer wird, leicht und versteht sich bei ihm von selbst. Er hat das höhere Interesse, all dieses nicht blos überhaupt, sondern auch charakteristisch zu thun. Hier liegt die Schwierigkeit. Das zarte, liebende Weib muß von Anfang bis zu Ende festgehalten werden. Und dies ist es eben, was unsere Künstlerin in vollkommenem Maaße gelungen ist. Da man sie früher meist in männlicher Kleidung gesehen hatte, so durfte man wohl zweifeln, ob es ihr gelingen würde, diesmal die bloße Verkleidung sicher zu nüanciren. Allein eben dies geschah vom ersten Auftreten an auf die zarteste Weise. Das Weib war unverkennbar, aber doch nur in leisen Andeutungen merklich. Eine edle Schüchternheit, eine Scheu vor zu nahen Berührungen, in der Ruhe ein träumerisches Versinken, in leidenschaftlichen Momenten dagegen eine zufahrende Hast und zuckende Lebendigkeit, ein Hauch von elegischem Schmelz in der Stimme, eine gewisse Unbehülflichkeit der Bewegung — all dies waren treffliche Kriterien. Und von dieser schönen Weiblichkeit entfernte sie sich den ganzen Abend hindurch keinen Augenblick. Namentlich nicht im ersten Finale, wo Andre wohl mit ausgestreckten Armen unter den Gefangenen umherwandeln, um Florestan zu suchen, die Hände an Herz, Stirn, Augen und Gott weiß wohin sonst noch — legen, als sollten die Leute absolut merken, was sie thue. An sich schon ist nichts gemeiner, als ein solcher roh an den Tag gelegter Schmerz, eine solche Entheiligung des Gemüths. Hier war es gerade, wo unsre Künstlerin besondere Rührung hervorbrachte. Sie suchte sich den Schein größter Unbefangenheit zu geben, leise und schüchtern schlich sie durch die Reihen, indem sie irgend ein sonstiges Geschäft vorzuhaben schien, ängstlich musterte sie und nur verstohlen die verschiedenen Gesichtszüge, mit den geistreichsten Abwechselungen, und endlich gelangte sie nach durchlaufener Reihe an die Mauer, an die sie sich nun lehnte in einer Stellung, die nicht schöner gedacht werden kann, gleich der Geduld über einem Grabmonumente, wie Viola bei Shakspeare sagt. Dieselbe zarte Innigkeit und jungfräuliche Würde behielt sie auch den ganzen zweiten Act hindurch bei. Das Annähern an den Gatten, und die Scheu, seinem Blicke zu begegnen, kann nicht lieblicher vorgestellt, die Schmeichelei gegen den Alten nicht zarter gehalten, in die endliche Annäherung an den Geliebten nicht mehr Tiefe des Gemüths, nicht mehr geheimnißvolle Verschmelzung höchster Wonne mit dem bittersten Schmerz gelegt werden. So war denn auch das leidenschaftliche Benehmen gegen Pizarro vom schönsten Maaße übergossen, es geschah gerade nur das Nöthige, aber dies sicher und klar, — der ächteste Beweis wahrhaftigen Genies. Eben dadurch sicherte sich denn auch ihr Kunstverstand für das Duett und das Finale eine überraschende Kraft. Im Duette namentlich entfaltete sie ohne irgend eine scheinbare Anstrengung jene dithyrambische Gluth, womit dasselbe vorgetragen sein will, im Finale riß sie sogar das ganze übrige Personal mit sich fort. — Was nun den Gesang insbesondere betrifft, so liegt zwar die Partie etwas zu hoch für ihre Stimme. Um so mehr war die technische Vollendung, die Klugheit und Sicherheit zu bewundern, mit der jede Schwierigkeit, nicht überwunden zu nennen, sondern gar keine Schwierigkeit zu sein schien. Was aber noch weit mehr ist: Die Sängerin, welche man bisher nur in der neueren italienischen Musik gehört hatte, hätte uns nun gar wohl glauben machen können, daß sie niemals etwas Anderes, als Beethoven's Musik gesungen habe. In der That diese an den genialsten Abwechselungen so reiche, in mannichfaltigen Gedanken unerschöpfliche, bald sehnsüchtig dahinsterbende, bald zuckende und blitzende, diese das Gefühl unmittelbar aus seiner Tiefe zwingende, und seinen leisesten Nüancen immer mit großer Intensität adäquate Musik schien der Künstlerin angeboren, sie schien der nothwendige und unmittelbare Ausdruck ihres Innern zu sein. Stellen, wie die vom „Farbenbogen" vom „Wiederspiegeln alter Zeiten," habe ich niemals Beethoven's so würdig vortragen hören. Die Künstlerin stand hier in sich gekehrt, den Kopf geneigt und sanft aufwärts gebogen, welcher Biegung die linke Hand in zartem Aufstreben folgte, während die rechte auf der Brust ruhte. Man kann sich die Wirkung denken. Einen ähnlichen Zauber legte sie in die Stelle: „Ich bin's nur noch nicht so gewohnt." Solche Momente sind deshalb so schön, weil man den Weg, auf dem sie wirken, nicht erkennt. Sie packen, wie Chamisso sagt. Sie treffen ohne Vermittlung des äußeren Sinnes sogleich den innern. Wir erkennen sie als nothwendig und müssen sie doch zugleich anstaunen. Doch wer wollte die Wirkungsweise des Genies in Worten beschreiben! War der Gesang ganz dem dargestellten Charakter, ganz dem hohen Geiste des Meisters gemäß, so war es der Dialog in gleichem Grade. Höchst sinnig und bedeutsam war Jedes, auch das unbedeutendere, abgewogen, die gleiche Sorgfalt überall hin vertheilt. Aber freilich Stellen, wie die: „O seine Stimme dringt zum tiefsten Herzen," — und die: „Ja, ja! Es gibt noch eine Vorsehung!" — solche Stellen sind von einer Wirkung, nach welcher sich auch die größte recitirende Schauspielerin vergeblich bemühen würde. Hier ist die Schröder-Devrient, hier ist die Schebest unerreichbar. Soll man nun endlich zwischen diesen Zweien eine Vergleichung anstellen, so ist anzuerkennen, daß bei der ersten sich eine größere Fülle pikanter Momente findet; allein ich muß diese Fülle eine Ueberfülle nennen, und glaube, daß Fräulein Schebest in der vorliegenden Rolle den richtigeren Weg getroffen hat, indem sie es versteht, neben der sorgfältigsten und geistreichsten Behandlung der einzelnen Theile, zugleich über das ganze Bild einen rührenden Zauber edler, herzensreiner, gemüthvoller, zarter Weiblichkeit zu gießen; ein Vorzug, den ich allerdings an der Schröder nicht eher vermissen lernte, als bis ich ihn bei unsrer Künstlerin gefunden hatte.

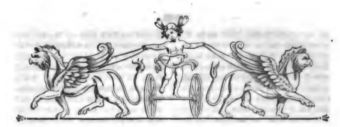
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Ein Vort Halévy.]

In Paris ist auch ein Dichter Halévy aufgetreten und zwar mit einem Drama im Ambigu-comique, betitelt: Leone-Leoni, nach dem bekannten Roman der Düdevant. Das Stück mißfiel.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 115. — den 16. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

„Die Damen werden Ihnen wenig Dank wissen," sagte Gustav zum Weiberfeinde, — „aber was kümmern Sie die Damen? Die Wahrheit wird Ihnen wenig Dank wissen — aber diese muß sie kümmern. Das Weib mag weder eine Göttin, noch ein Engel sein — aber geben Sie zu, was der Mensch dem Menschen schuldig. Was heißt, die Weiber sind unsere Sklavinnen? Dürfen wir sie etwa schlagen, wenn sie uns nicht küssen wollen? züchtigen, wenn wir an der heißen Suppe uns die Zunge verbrannt? Ja, da sagen die Männer, wir allein dürfen den Großglockner des Ruhmes erklimmen, wir allein uns in Schlachten stürzen, wir allein den Lorbeerkranz erringen — und sieh da, hier drücken wir zärtlich eine weiche Hand, küssen dort und liebäugeln am dritten Orte, hier erwartet uns ein Schnürleibsstipendium, dort ziehen wir auf die Fensterparade. Das Weib, sagen wir, verschanze sich hinter Liebesbriefen, kämpfe die Schlachten der Liebe und der Leidenschaften, ziere sich mit dem Myrtenkranze oder bete den Rosenkranz ab. Wenn also das ganze Wesen einer Frau auf Liebe beschränkt ist, warum tödten wir diese Liebe? Wenn der Mann jedem Schnürleib nachrennt, warum zürnt er, wenn sein Weib den freundlichen Gruß, den zärtlichen Händedruck, den glühenden Kuß eines Freundes, freundlich, zärtlich, glühend erwiedert?"

„Meinetwegen," murrte der Hagestolz, „das Weib liebe so viel es will, nur wolle es nicht herrschen?

„Pah," brauste Gustav auf, was heißt nicht herrschen? Was die Faust betrifft, kann das Weib es freilich nicht mit uns aufnehmen, es wäre lächerlich, stünde wieder eine Wlasta auf, die Rechte ihres Geschlechts mit Schwert und Lanze gegen die Männer zu verfechten, nein, nein, — durch den Geist wird sich das Weib emancipiren. Die Zeit ist vorüber, wo Nadel und Thränen die Waffen der Damen waren, wo sie nur in den Staatsangelegenheiten des Herzens, in einem Ringe, in einer abgeschnittenen Locke ihre Welt suchten. Kennen Sie die Dudevant, den O'Connell der Damen? Streckt sie nicht die Fühlhörner Ihres Geistes aus, alles das zu berühren, alles wieder an sich zu reißen, was der Mann bübisch dem Weibe gestohlen? An Eigenschaften des Herzens, an Gemüthlichkeit und Hingebung, steht das Weib hoch über uns, nun wächst auch der Geist immer mehr, und die Männer werden —"

„Ach, gehen Sie doch," sagte der Hagestolz, „Herkules und Achill blieben auch im Weiberrock und am Spinnrade Helden; aber Weib bleibt immer Weib, wenn es auch kurze Haare und Sporen trägt. Wenn Ihre berühmte Madame Dudevant ebenbürtig wäre durch den Geist den Männern, den Dichtern ihres Volkes und aller Völker, brauchte sie dann in Tracht und Geberden, sogar im Namen das Bild eines Mannes zu affectiren? Sagen Sie ehrlich."

„Ha, ha, ha," lachte Gustav, „und merken Sie denn die ungeheure Ironie nicht, die in der Maskerade dieses Fastnachtsspieles liegt. Eben, sie weiß es nur zu gut, die herrliche Frau, daß sie durch ihren Geist mit den Männern auf gleicher Stufe steht, und daß es eine lächerliche Genugthuung Letzterer ist, durch Tracht und Geberden, Angewöhnungen und Ungezogenheiten sich höher zu stellen — auch diesen Sieg will sie ihnen nicht lassen, und so setzt sie den Hut eben so keck zur Seite, wie ein Mann, und ihre Reitgerte pfeift durch die Luft, und sie bläst den Cigarrendampf eben so gut in die Lüfte, wie der erste beste Petit-Maitre. Ja, „es gibt starke Geister in dem Geschlecht" — das hat der deutsche Dichter Luther gesagt, alles regt sich, und die Frauen emancipiren sich selbst. Wer kennt nicht Deutschlands Aspasia, die berühmte Rahel? Wie in den Frühlingstagen Griechenlands schämten sich auch jetzt in sturmbewegten Zeiten die größten Männer nicht, das Knie vor ihr zu beugen. Ja, diese Frau verstand es, die wildesten Geister zu bändigen, und „in jedem Menschen das Kind wieder herauszufinden." Ja, theils war sie größer noch als die Französin, denn sie mußte nicht nur gegen die Selbstsucht der Männer ankämpfen, ihrer himmlischen Sendung stellte sich auch noch das Vorurtheil drohend entgegen — sie war eine Jüdin; aber wenn sie sprach, dachte man gewiß nicht, daß ihre Vorfahren an den Ufern Babels geweint, und wenn sie, ein versöhnender Engel, mitten in die tobenden Elemente trat, dachte man gewiß nicht, daß ihre Vorfahren den Christus ans Kreuz geschlagen."

„Um Gott," sagte der Grämliche, „wie kann nur ein Dichter sich zum Bayard der Frauen aufwerfen? Legen sich nicht die Frauen wie Eisenschellen ums rollende Rad der Begeisterung? Was litt der gute Sokrates? was Byron und Bürger?"

Gustav zuckte hier sichtbar zusammen. „Nur zu wahr," seufzte er, „und doch gab es eine Frau, die eine große Dichterin war, ohne es selbst zu wissen, die ihren Dichter auf Erden mehr liebte als den Gott im Himmel, die ihn anspornte zum Gesange, deren einziger Wunsch es war, ihren Gatten den unsterblichen Meistern beigesellt zu sehen, und als sie freilich im Wahne glaubte, — Sorge um Haus und Hof drückten ihn nieder, — sie wäre die Kette im Rade seiner Schöpfungen, that sie das Höchste für ihn. Sie liebte ihn so innig; aber der Wunsch, den Dichter der Ewigkeit zu erhalten, überflügelte in ihrem Herzen die Liebe zum Gatten; sie sagte oft, man müsse ihm unaussprechlich wehe thun, um ihn in sich selbst zu fördern, so opferte sie sich ihm, sie nahm den Dolch — — — Berichtet die Geschichte etwas Aehnliches von einem Manne? sind wir selbstsüchtige Thoren fähig, uns zu opfern? Kennen Sie denn das herrlichste Weib nicht, das je auf der elenden Erde wandelte, kennen Sie Charlotte Stieglitz nicht? Was ist der Tod der Helden und Märtyrer gegen die Selbstaufopferung dieser Frau? Menschen, stiegen sie zu Göttern auf, für die *Menschheit* sind sie gestorben — sie stieg eine Göttin zur Erde nieder, sie starb für *einen* Menschen, den sie unendlich liebte — und das ist mehr. Ich weiß nicht, ob ich Sie überzeugte; aber fragen Sie mich nicht weiter, ich fühle es tief, daß ich nicht mehr antworten kann."

Hier wandte er sich zufällig um, und fuhr mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Toni stand vor ihm, ein Messer blinkte in ihrer Hand.

„Da hat Dir wieder Deine Phantasie einen tollen Streich gespielt," lachte der Arzt, „es ist ja nicht Charlotte Stieglitz, es ist meine Tochter Toni, und mit dem Messer will der Herr hier Aepfel schälen. In der Hitze des Gespräches merktest Du nicht, wie sie eintrat, und wie sie ganz erbaut war von Deiner salbungsvollen Rede."

Die Tante lispelte ihrem Bruder zu, daß sie den blonden Orgler, der ihr noch versprochen, ordentlich zu werden und ein Amt zu suchen, recht lieb gewonnen. Sie klopfte Gustav ganz gemüthlich auf die Schultern und ging in die Küche, um nachzusehen, ob denn Alles ordentlich zuginge. Die Gäste fingen wieder zu spielen an. Um ungestört mit dem Geliebten sprechen zu können, meinte Toni, Gustav solle ihr vorlesen, und der Jüngling folgte ihr in die Nebenstube.

Er zitterte heftig. „Ist Dir nicht wohl?" fragte das Mädchen.

„Ganz wohl. Aber bist Du auch heiter, Toni?"

„Wie könnt' ich auch," erwiederte sie, „ich traf Dich ja nicht zu Hause."

„Desto besser," sagte Gustav, als ihn Toni befremdet ansah, „wärest Du heiter, möchte ich nicht gern, ein Gespenst, zwischen Deine Träume treten. Toni, ich war nicht offen gegen Dich, Du Heilige, kannst Du mir vergeben, wirst Du den Sünder nicht von Dir stoßen? Du siehst mich fragend an? Du verstehst mich nicht? Es geht Dir wie Allen, die mich lieben, ich habe mich bisher selbst nicht verstanden."

Er zog ein versiegeltes Paquet aus der Tasche und drückte es ihr in die Hand:

„Verfluche mich nicht — ich war nicht offen gegen Dich;

aber ich konnte nicht anders. Ich gehe jetzt fort, suche Dich von der Gesellschaft loszumachen, lies, mein Tagebuch wird sagen, was ich litt und lebte. Deine Thränen werden ewig in meine Seele brennen — aber ich konnte nicht anders."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte ängstlich das Mädchen.

„Toni! noch liegt die Welt so schön vor Dir, und ich soll sie zerstören?"

Er warf den Mantel um, ging einige Male auf und nieder, als kämpfte er mit dem Zweifel, ob er reden solle oder nicht. Das Mädchen folgte zagend mit jedem Blicke jeder seiner Bewegungen, plötzlich blieb er vor ihr stehen, zog blitzschnell aus der Manteltasche eine Maske heraus: „Toni, kennst Du diese Maske?"

Sie zuckte krampfhaft zusammen, Thränen hatte sie nicht — aber der Tod schien an ihrem Herzen zu nagen.

„Toni! keinen einzigen tröstenden Blick? kein Wort der Vergebung?"

Sie winkte ihm, fortzugehen. Er empfahl sich eilig bei den muntern Gästen, und blieb dem Arzte, auf die Frage, warum er schon ginge, die Antwort schuldig.

Man sagte Gustav zu Hause, Toni wäre da gewesen, die Mutter ergoß sich in Lobeserhebungen über das Mädchen, und überließ sich gern dem Gedanken an ein Liebesverhältniß zwischen den beiden jungen Leuten. Sophie dachte wahrscheinlich an Isidor. Der Vater war schon zu Bette. Noch spät in der Nacht guckte die besorgte Mutter durchs Schlüsselloch, ein heiliger Friede mit allen seinen Weihnachtsfreuden zog in ihre Brust, als sie sah, daß Gustav im Bette lag. Der Arme schlief nicht; die geopferte Heilige war sein einziger Gedanke.

Toni schützte Kopfschmerzen vor; sie war wirklich krank, ihr Herz drohte zu zerspringen. Sie nahm die Papiere und schwankte in ihre Kammer. Der böse Vogel ist fort, dachte der Arzt, nun legt sie sich schlafen, daß sie seine Lieder im Traume höre. „Wenn er sich nur erklärte, wenn er nur ein Wort sagte, wenn er nur erst ordnungsliebend geworden und ein Amt erhalten hätte," sprachen der Alte und die Alte zu einander, als die Gesellschaft fort war, „so könnten bald Hochzeitsfackeln angebrannt werden!" — Das Mädchen las die ganze Nacht in ihrem Todesurtheile und weinte, las es wieder — und war gefaßt.

Tags darauf erhielt Gustav einen Brief durch die Post: „Geliebter! ich habe Dir nichts zu vergeben — Du konntest nicht anders. Was ist mein Schmerz gegen die Qualen, die so lange Dein edles Herz zerrissen? Um elf Uhr, wenn Alles schläft, wartet Deiner

Deine Toni."

„Wenn Alles schläft," wiederholte dumpf der Jüngling, — „Engel! mein Leid, das Herz Dir gebrochen zu haben, wird nimmer, nimmer schlafen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Fortsetz.)

[Frln. Schebest als Norma.]

Geschmückt mit dem vorgedachten prachtvollen silbernen Kranze, von tobendem Jubel empfangen, erschien Fräul. Schebest wenige Tage darauf als Norma. Von dieser Vorstellung nun aber ein ins Einzelne ausgeführtes Bild zu entwerfen, darf ich nach blos zweimaliger Vorstellung nicht wagen. Der Reichthum an dramatischen Motiven, wie schon die Rolle sie bietet, ist zu groß, der trefflichen Momente sind zu viele, oder besser: alle diese zahllosen Momente bilden eine so ununterbrochene Perlenschnur und über das Ganze ist eine so vollendete classische Einheit ausgegossen, daß es fast unmöglich scheint, ein solches Kunstwerk kritisch zu zerlegen. Doch kann ich nicht unterlassen, wenigstens auf einige Partieen im Vorübergehen aufmerksam zu machen, die mir vielleicht zufällig eben besonders lebhaft vorschweben. Dahin gehört im ersten Acte die Art und Weise, wie Norma das Bekenntniß Adalgisens anhört. In einem engen Geberdenkreise sich bewegend, weiß hier doch die Künstlerin eine Unendlichkeit psychologischer Motive zur deutlichsten Anschauung zu bringen. In der gegen Sever geschleuderten Anklage liegt eine vernichtende Gewalt. Die edle Gestalt wird hier zum Racheengel. Hier ist besonders folgende Bemerkung zu machen. Eines der sichersten Kennzeichen für den Unterschied zwischen dem bloßen Talente und dem Genie besteht darin, daß ersteres meistens alle seine Karten auf den Tisch legt und den Beschauer bis an seine Grenzen, wenn nicht gar über diese hinausführt, letzteres dagegen auch hinter dem Höchsten, Ergreifendsten, was es gibt, immer noch einen tiefen, geheimnißvollen Hintergrund offen läßt, als wäre ihm dort noch eine ganze unsichtbare Schaar verbündeter Geister zur Hülfe bereit. Seine Wirkungen scheinen daher jedes Mal auf noch größere hinzudeuten, die es nur an dieser Stelle verschmäht. Es gibt mit vollen Händen, und doch vertrauen wir sicher darauf, daß es immer noch ebensoviel übrig behalte. Eben deshalb umgibt die Wirkungen des Genies eine eigenthümliche Atmosphäre, die seine innere Welt gleichsam ins Unendliche wiederspiegelt. Daher kommt z. B. der eigenthümliche Eindruck, den die Lectüre des Macbeth macht. Wir sehen nicht allein beide Gatten, wie sie sich zum Morde vorbereiten, sondern wir sehen zugleich die ganze Natur in furchtbarer Verwirrung, wir hören den Flügelschlag der Furien, wir hören das Hohngeschrei der Hölle und glauben den Blut- und Modergeruch unmittelbar zu empfinden. Diese dämonische Gewalt nun (um Goethe's treffendes Wort zu gebrauchen) manifestirt sich nirgends so sinnlich mächtig, als bei den Kunstwerken, die ein dramatisches Genie vor unsern Augen hervorbringt. Als Zeugnisse hierfür sind das gedachte Finale und die Anfangsscene des zweiten Acts (mit den Kindern) in der Auffassung unserer Künstlerin anzuführen. Aus der Scene,

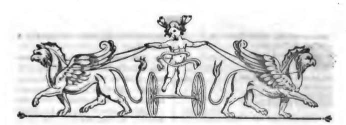
welche die Katastrophe enthält, und welche unbedingt als ein bis auf den kleinsten Punkt hinaus vollendetes dramatisches Meisterstück gepriesen werden darf, hebe ich nur Einiges hervor, weil es zu einer sachdienlichen Bemerkung Anlaß gibt. Einmal nämlich habe ich auf die Art und Weise aufmerksam zu machen, wie Norma ihren Vater bittet, sich der Kinder anzunehmen, sodann auf die Art und Weise, wie sie sich endlich dem elenden Sever wieder zuneigt. Hier nämlich bringt sie den feinen Zug an, daß sie ihm im Anfang zwar an die Brust sinkt, aber ohne die herabhängenden Arme zu bewegen; erst allmälig überwindet sie die heilige innere Scheu vor dem Treulosen und wagt ihn auch zu berühren. Bei der Bitte für die Kinder aber weiß ich kaum zu sagen, worin denn nun eigentlich hier das wunderbar und unwiderstehlich Ergreifende gelegen habe. Solche Rührscenen finden sich in allen Bellini'schen Opern. Die Sängerinnen fallen auf die Kniee, tasten hülflos mit den Händen und fallen aus dem Gesang in das Weinen, Kunstgriffe, die ihre Wirkung nie verfehlen, besonders wenn Alles gehörig übertrieben und verzerrt, wenn recht gestöhnt, gezerrt, geschnappt und geröchelt wird; wie wir dies bald nachher von Frl. van Hasselt als Giulietta sahen. Der Effect nun aber, welchen Fräul. Schebest an dieser Stelle hervorbrachte, war ein ganz eigener. Eine tiefe Todtenstille lagerte sich über das überfüllte Haus, eben jenes Zeichen der Anerkennung, welches Iffland für das köstlichste erklärt. Und worin lag nun wohl die Ursache? Die Künstlerin machte dieselben Geberden, wie auch andere in solchen Fällen sie zu machen gewohnt sind, freilich durchaus nur mit dem sie vor allen ihren Kunstgenossinnen ganz eigenthümlich auszeichnenden edlen Style, mit dem ihrer Natur eingeborenen classischen Maaße. Allein der große Unterschied zwischen ihr und dem gewöhnlichen Volke lag nun in beiden Momenten in Folgendem: die rührenden Geberden, der eigenthümlich modificirte Gesang erschienen bei ihr einmal nicht als etwas Gemachtes und Berechnetes; sodann erschienen sie nicht als die Hauptsache, nicht als der eigentliche Hebel der Rührung, vielmehr als bloße äußere Zeichen und Träger eines viel tieferen, unmittelbar aus der Seele quellenden Gehalts; die äußere Erscheinung sollte nichts an und für sich gelten, sondern nur die viel mächtigere aus dem Innersten kommende Wirkung vermitteln. Auch hier haben wir denn wiederum ein Kriterium des Genies gegenüber dem bloßen Talente. — Wenn es nun aber nicht wohl angeht, den Gang der dramatischen Entwicklung in dieser Darstellung kritisch zu reproduciren, so darf um so eher auf etwas Anderes aufmerksam gemacht werden, was zwar zunächst Nebensache zu sein scheint, in der That aber wichtig genug ist. Ich meine: die Behandlung des antiken Schleiers. Bedenkt man, welche von Minute zu Minute neu sich erzeugenden Schwierigkeiten aus einer solchen Bekleidung in einer so umfangreichen, so leidenschaftlich bewegten Rolle sich ergeben, so darf man billigerweise nicht mehr fordern, als daß die Darstellerin überhaupt sich schicklich und angenehm darin zu bewegen wisse; man darf zufrieden sein, wenn nur Anstöße und Verstöße vermieden werden. Um so dankbarer aber muß man es denn auch anerkennen, wenn das Genie mit dem, was Andern beschwerlich und hinderlich ist, sogar sein heiteres Spiel treibt und gerade dies zur Erreichung seiner schönsten Triumphe benutzt. Und hier ist denn der Ort, zu bemerken, daß unsre Künstlerin von der Natur mit einem höchst intensiven plastischen Talente begabt ist, welches sie durch das sorgfältigste Studium zu einer staunenswerthen Höhe gesteigert hat. In der That darf man behaupten, daß sie in dieser so großen Partie, so lange sie auf den Bretern war, unermüdlich ein köstliches Bild auf das andere folgen ließ, aber freilich keines wieder so, als sollte es an und für sich etwas bedeuten, sondern alle nur als getreuen Ausdruck des jedesmaligen inneren Zustandes. Ja, was noch mehr ist: Die ganze Vorstellung hindurch trat in der Reihenfolge dieser köstlichen Gemälde niemals eine Lücke ein; eins gebar immer wieder das andere. Auch in dieser Beziehung ist wieder auf das Anhören von Adalgisens Beichte zu verweisen; sodann auf die Art, wie sie den zerknirschten Sever mit dem gezückten Schwerte langsam umwandelt, auf die Art, wie sie das Volk herbeiruft, auf das heiligzarte Spiel mit den Kindern, auf den schönen Zug, wie sie einmal die beschämte, knieende Adalgisa so in ihren Schleier hüllt, daß nur noch deren Antlitz sichtbar bleibt, vor Allem aber auf die grandiosen Bilder, welche sie an dem Ruhebette der Kleinen entfaltet. Von dieser seltenen Kunst zieht denn auch das Publikum doppelten Vortheil, indem die Künstlerin in den Ensemblestücken auch ihre Mitspieler nöthigt, in ihre geistvollen Gedanken einzugehen, daher denn diese auch meistens, wenn sie mit ihr zu spielen haben, so ziemlich verwandelt erscheinen. Was ich hier bemerkt habe, ist ein Urtheil, das ich zu meiner Freude oft und viel von den competentesten Richtern, nämlich von den angesehensten unsrer hiesigen Maler und Schauspieler bestätigen hörte. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß ein Carlsruher Künstler aus der Darstellung des Romeo durch Fräul. Schebest gegen zweihundert plastisch bedeutsame Momente auf dem Papiere festzuhalten gewußt hat, so wird man wohl zugeben, daß ich einigen Grund zu dem Urtheile habe: die Künstlerin besitze ein durchaus seltenes, plastisches Talent, welches wiederum das Dasein eines tiefen, die Enden mehrerer Künste zusammenfassenden Genies beurkundet. (D. F. f.)

N o t i z.

[Lettres d'un voyageur par G. Sand.]

Seit langer Zeit ist wohl kein Buch erschienen, das einen solchen Schatz von tiefen und großen Gedanken mit solchem Glanz und Reichthum der Sprache verbindet, als die Lettres d'un voyageur par George Sand. Wie günstig man auch schon von der Verfasserin, der Marquisin Dudevant denken, wie hoch man ihr Genie stellen, wie bezaubert man von ihrem Vortrag sein mochte, — in solcher Größe und Pracht hat man diesen Genius noch nicht gesehen! Die Schilderungen aus Venedig versetzen in die weiche Luft, in die genußreiche Wirklichkeit dieses Wunderbodens. Der Aufsatz über Talleyrand ist ein strömender Unwille, mit Farben und Aufbrausungen, wie sie die Feder eines Junius nicht stärker liefern könnte. Die höchsten Gesellschaftsfragen sind mit einem Tiefsinn behandelt, in welchem man eben so die Schärfe, als die Unschuld und Lieblichkeit bewundern muß. Mad. Dudevant, deren literarisches Ansehen und schriftstellerischer Ruhm sich in der letzten Zeit durch die Anerkennung der verschiedenartigsten Geister, und in gleichem Maaße durch alles, was man von ihrer Person und ihren Schicksalen erfahren konnte, zu dem höchsten Gipfel erhoben hat, zeigt sich in diesen Briefen als eine Frau, in welcher die Dichtung der Sappho und die Weisheit der Diotima sich verbunden haben. Schade, daß diese Musik ihrer Träume, diese Plastik ihrer Gedanken, diese wilde Schönheit ihres Kriegsrufes und diese sanfte Herzensgluth ihrer Menschenliebe, sich schwerlich aus dem französischen Boden, aus dem Zauber der Sprache, in welcher hier jeder Ausdruck wurzelt, in ein fremdes Idiom, in unser Deutsch übertragen lassen! Es müßte Bettina sich entschließen, hier Uebersetzerin sein zu wollen!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 116. —— den 17. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

Elf Uhr war vorüber. Des Mondes Strahlen schauten fragend durch die Fenster, ob kein Menschenauge trauere, und malten die Wände der Häuser wie ernste Leichensteine. Gustav und Toni saßen wie zwei Todte nebeneinander.

„Fluch mir und meinem Leichtsinne," schrie der Jüngling auf, „ein Herz habe ich gebrochen, ein frommes unschuldiges Herz, tändelnd habe ich den Frieden Dir zerstört, ich ahnte nicht, was ich that, und ahnend konnte ich es doch nicht unterlassen."

„Fluche Dir nicht selbst, Geliebter," sagte das Mädchen, „und hättest Du auch nie ein freundliches Wort zu mir gesprochen, ich hätte Dich doch geliebt, heiß, innig, ewig. Als ich Dich zum ersten Male sah, war ich schon Dein; ein Herr, konntest Du über Deine Sklavin gebieten. So ein Gemisch von Mensch, Engel und Teufel hatte ich noch nie gesehen. Nie sagtest Du zu mir: Ich liebe Dich — aber auch nie: Ich liebe Dich nicht! Nie schlugen Deine Lippen diese schmale Brücke, auf der ich in die Arme des Lebens, des Todes eilen sollte. Was fluchst Du Dir? Ich allein klage mich an, meine berauschten Sinne, mein allzuweiches Herz. Sei glücklich mit Alvine. Du bist ein edler, hochherziger Mensch, Du konntest nicht anders. Wenn Du auch verheirathet bist, bin ich doch Dein. Ich fühle es lebhaft in meiner Brust, der Rausch der Sinne macht nicht die Liebe aus, ich bleibe dennoch Dein. Sieh nicht so starr und bleich, es wäre mein Tod, wenn Du diese stille Verzweiflung mit Dir nähmest, sie hinüber trügest in die Brust Deines Weibes, wenn ich mich hemmend legte an die Flügel Deiner Dichtung."

Gustav saß wie ein Steinbild da, sie aber umschlang ihn mit wilder Heftigkeit, der Brand wuchs auf ihren Wangen, ihr Busen wallte, so hing sie hinsterbend mit brennenden Küssen an seinen Lippen. Bald aber rannen ihr Thränen über die abgehärmten Wangen, und mit gebrochener Stimme sang sie ein Lied zur Guitarre:

So düster sitzt im düstern Zimmer
Ein liebewarmes Mägdelein,
Und schaut hinaus, und seufzet immer
In des Gewölkes Nacht hinein:

Jüngst blaute noch so schön der Himmel,
Ich nahm die Perlen, nahm den Kranz,
Im bunten, fröhlichen Gewimmel
Mich zu ergeh'n in Spiel und Tanz.

Da wird es trüb', da strömt es nieder,
Da sitz' ich traurig und allein,
Die schönen Perlen berg' ich wieder,
Und auch den Kranz in meinen Schrein.

Sind das, mein Herz, nicht deine Klagen?
Du stehst in namenloser Pein
Die dunkeln Augen aufgeschlagen
In eine trübe Zeit hinein.

Jüngst schien so mild des Glückes Sonne,
Du wolltest mit der Liebe Kranz
Und mit der Perlenschnur der Wonne
Dich stürzen in des Lebens Tanz.

Da trübt sich plötzlich dein Entzücken,
Es wird dir öd' im engen Haus,
Der Sorge schwere Wolken drücken
Den heißen Quell der Thränen aus.

Laß fahren Lust und Spiel und Tänze!
Laß fahren Traum und Sonnenschein!
Der Liebe Schmuck, des Friedens Kränze,
O, birg sie in den Todtenschrein!

„Das ist Dein Lied, Geliebter! ahntest Du damals, daß Du es auf mich gedichtet, es ist mir das liebste, das theuerste vor allen — ich habe es mit meinem Herzblute bezahlt."

Sie erhob sich und schwankte zum Fenster. Er hörte ihre Seufzer, wie ein Fieberkranker, dem im Hirn die tollsten Phantasien spuken, folgte er ihr. In namenloser Sehnsucht breitete er nach ihr die Arme aus, sie aber stand stark und gefaßt vor ihm da, ihre Blicke strahlten, sie küßte den heiligen, ewigen Scheidekuß der Entsagung auf seine Lippen — sie hatte mit den Freuden der Erde sich auf immer abgefunden.

„Was mir Dein Tagebuch anvertraut, es wird nie über meine Lippen kommen. Ja, ich will selbst an meinem Vater zur Lügnerin werden; aber willst Du auch mir ein Opfer bringen?"

„Sprich, fordere mein Blut, mein Leben."

„Gustav, ich muß mit Dir versprochen werden, muß Deine Braut heißen; aber nur zum Scheine," sagte sie wehmüthig lächelnd, als er sie fragend anblickte. „Du reisest jetzt fort, mein guter Vater wartet nur, bis Du Dich erklärst, bis Du um mich anhältst. Wenn Du fortgingest, ohne Dich zu erklären, wie tief würdest Du ihn kränken, er weiß, daß ich Dich unaussprechlich liebe — wie tief sänkest Du in seinen Augen! Ach, und auch auf mich würdest Du ein drohendes Gewitter heraufbeschwören. Du kennst die Absichten der Tante mit ihrem Neffen — der Vater will mich versorgen — und wenn sie ewig in ihn dringt, und wenn auch Du fort bist. — Zwar mein Herz ist gebrochen, es ist gleichviel, wer die Scherben aufhebt; aber, ach, ich würde jeden andern Gatten namenlos unglücklich machen. So heißt es aber: ich bin Deine Braut, und alle anderen Bewerber werden abgewiesen, so heißt es: Du kehrst bald wieder, um mich heimzuführen. Sprich, o sprich, Dein himmlisches Ja. So, nur so kann ich Dich stets rein und innig lieben."

„Und wenn ich nach einem Jahre wiederkehre — ich kann, ich darf ja Dir nimmer angehören. Werd' ich nicht dann erst in den Augen Deines Vaters ein Verworfener scheinen? Häufe ich dann nicht Schmach und Schande auf Dich? Er hat sie verlassen, wird es heißen."

„Fürchte nichts," erwiederte das Mädchen mit halber Stimme, „in diesem Jahre kann sich noch viel, sehr viel ändern. Ich kann ja meinem Vater dann sagen, daß ich Dich nicht mehr liebe — nein, nein! das könnte ich nimmermehr — aber, ich fühl' es tief, es wird sich vieles ändern."

„Toni," sagte der Jüngling bewegt, „wenn Deine Tante siegen sollte, wenn Du an einen fremden Menschen gekettet, der Dich nicht versteht, Dein Leben verweinen würdest, müßte ich nicht verzweifeln, wäre ich nicht Dein Mörder?"

„Laß uns thun, was wir nicht ändern können, es wurde uns ein trauriges Loos beschieden — nur Alwinen darfst Du angehören — ich werde mit meinem Vater sprechen, am Abende vor Deiner Abreise — werde ich Deine Braut."

Er reichte ihr schweigend die Hand. Es schlug Eins.

„Hörst Du, Geliebter, es ist die Stunde, wo die Todten wieder in ihre Gräber steigen. Laß uns scheiden. Sie umschlangen sich innig, ihre Seelen schliefen auf den Lippen ein. Sie geleitete ihn bis zur Treppe, hielt seine Hand fest in der ihrigen, und sah ihm bebend ins blasse Antlitz. Ein ungeheurer Schmerz malte sich in ihren Blicken — aber sprechen konnten Sie nicht. — Sie schieden.

„Siehst Du, Väterchen," sagte Toni zu ihrem Vater, „als ihr jüngst dem Spiele so eifrig nachhingt, haben wir viel und Vieles mit einander gesprochen."

„Der Schalk las Dir also aus einem Liebesbuche vor," lächelte der Alte.

„Er ist nur zu schüchtern, Dir das zu gestehen, was er mir gestanden. Uebermorgen reist er ab. Du wunderst Dich? Auch seine Eltern werden sich wundern. Ich will es Dir nur sagen, er hat ein Amt erhalten, er reist in geheimen Angelegenheiten des Hofes. In einem Jahre kehrt er wieder — ich allein nur weiß darum — wir," seufzte sie, „haben kein Geheimniß mehr vor einander. Du sollst Alles veranstalten. Uebermorgen Abend lade alle unsere Freunde. Wein, Spiel, Musik, Tanz, die Freude schlage ihre wildesten Schlachten! Ach, Vater, es will mir fast das Herz zerspringen."

„So verwirklicht sich mein schönster Traum, mein einziger Wunsch auf Erden, Dich an seiner Seite glücklich zu sehen. Komm an meine Brust, Du liebes, einziges Kind, verjünge mich durch den süßen, jungen Athem Deiner Seligkeit. Ich achte nicht den gelben Götzen, vor dem die Menschen im Kothe sich wälzen, — sonst wäre nimmer die reiche Erbin des armen Kaufmannssohnes Gattin geworden. Du bist mein einziges Gut und Habe, Dein Glück liegt mir am Herzen, Du liebst ihn — er sei Dein.“

Toni konnte vor heftigem Schluchzen nicht reden, sie eilte in ihre Kammer, an der Tante vorüber, die ihr mit großen Augen nachsah.

„Was thatest Du dem armen Kinde?“ fragte sie ängstlich.

Die Freude trägt ihr das Herz ins Auge, der einzige Wunsch ihres Herzens ist erfüllt. Schwester, der blonde Orgler ist ordnungsliebend geworden, ein einträgliches Amt ist ihm aus den Wolken herabgefallen. Küche und Keller werden aufgethan, hörst Du? Zeige Deine Künste, übermorgen wird Toni Braut, und wenn er von seiner Reise wiederkehrt — ist Hochzeit. Alte, dann werden wir allein im großen Hause sitzen, ich will dann stricken und schwatzen lernen — und Du magst im Hippokrates lesen.

Der letzte Tag nahte heran. Wie mit einer Blutschuld belastet, irrte Gustav in den Straßen umher, nirgends Ruhe und Rast. Erhitzt kam er nach Hause: „Eltern,“ rief er, „ich bin Bräutigam!“

„Wir wissen es schon seit zwei Stunden,“ sagte freudig die Mutter, „hier die Einladungskarte vom Arzte.“

„Isidor wird auch dort sein,“ lispelte ihm die Schwester zu.

„Ja, Du wirst ganz glücklich werden,“ sagte Gustav, „ich halte, was ich versprach, — ganz glücklich.“

„Und Du?“

„Ich,“ seufzte er mit halber Stimme, „träumst Du, Mädchen?“

„Wie kannst Du auch daran zweifeln?“ sprach halbböse die Mutter.

Der Vater war indeß nachdenkend auf und nieder geschritten, und als Mutter und Tochter seelenfroh in die Nebenstube gingen, noch so Manches zu verabreden und die festlichen Gewänder zu ordnen, faßte er ernst die zitternde Hand seines Sohnes: „Gustav, es ist kein Fastnachtsspiel, zu dem Du jetzt Dich vorbereitest, ein unheilschwangeres Dunkel liegt ob Deinem Treiben und Streben, ein Dunkel, das mich schon viele Seufzer gekostet. — Toni ist so sanft, so herzensgut — verdirb sie nicht! Binde kein Geschöpf an Dich, das durch Deine Verschlossenheit unglücklich wird, früher oder später. Bedenke es wohl! Wann wirst Du einmal offen sein, Gustav? Wann wirst Du wieder rein und schuldlos, ein guter Sohn, vor Deinem Vater stehen? Wann werden wir erfahren, was Dich hin und wider treibt?“

„Heute noch, guter Vater, heute noch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Fortsetz.)

[Frln. Schebest als Alice.]

Auf das wildleidenschaftliche, tragische Nachtbild der Norma ließ die Künstlerin das heitere, sonnighelle, anmuthsvolle Bild eines normännischen Landmädchens folgen. Im Grunde ist die Alice nichts als ein Abstractum, der personificirte Schutzengel, das gute Princip im Stücke. So habe ich denn auch die Rolle zu meinem Leidwesen oft genug dargestellt gesehen. In dieser Auffassung nun aber war alles sinnlich-concret, naturwahr, nationellgetreu. Schon durch ein glücklich gewähltes Kostüm scheinbar verkleinert, bewegte sich die Künstlerin durchaus als eine lebhafte, gewandte, zuweilen schalkische Französin; naiv im Ausdrucke der Gefühle, ohne den leisesten Schein von Ziererei oder Derbheit. Neben mädchenhafter Schüchternheit zeigte sie eine angenehme Vertraulichkeit mit den ihr verwandten Naturen und wußte dagegen den inneren unabwendbaren Schauer vor der Nähe des bösen Dämons in den mannichfaltigsten Nüancen auszudrücken. Ja, anfangs war sie so kühn, hiermit sogar einen leisen komischen Anstrich, der vortrefflich wirkte, zu verbinden. In den Annäherungen an Robert und die Prinzessin wechselte immer die Scheu des Landmädchens mit einer gewissen gutmüthigen Zuthulichkeit auf eine reizende Weise ab; zugleich war dem Betragen diesen hohen Personen gegenüber das gegen ihren Bräutigam meisterhaft modificirt. Die Abwechslung von Sonntags- und Werktagslaune, wie sie bei solchen Personen in derlei Verhältnissen so liebenswürdig natürlich ist, wurde vortrefflich ins Licht gesetzt. Durch diese launige Kindlichkeit schien aber schon in den ersten Acten, namentlich in der Nähe von Bertram, das hohe Bewußtsein von dem wichtigen Zwecke ihrer Sendung gerade so weit durch, als nöthig war, um dem anmuthigen Charakter eine sittlich bedeutsame Unterlage zu geben. Der dritte und fünfte Act boten dann aber erst Gelegenheit, was bisher nur angelegt war, zur vollen Reife zu bringen. Sie tritt an dem Kreuze mit heiterster Unbefangenheit auf, an nichts denkend, als an das Stelldichein des Bräutigams. In kindlicher Angewöhnung dreht sie sich, als fiele ihr das Schiller'sche: Dem lieben Gotte weich nicht aus, findst du ihn auf dem Weg — eben ein, eilig gegen das Kreuz um und verrichtet knieend ein Gebet. Sie steigt die Stufen hinan, um nach Raimbaut zu schauen und ihn zu rufen. Sie hat bis jetzt noch keine Ahnung von der tiefen Bedeutung der heiligen Stätte, worauf sie steht. Wie ein leichtschwebender Schmetterling gaukelt sie darum her. Ja sie steigt wieder herab, läuft hin und wieder und zeigt nichts, als Verdrießlichkeit über das Ausbleiben des Erwarteten. Der Vortrag des Liedes ist einer der köstlichsten Momente. Hier ist ein Analogon zu dem, was die Maler doppelte Bewegung nennen und so hoch anschlagen. Denn während Alice in dem Gesange mit ganzer Seele gegenwärtig zu

sein scheint, läßt sie den Ausdruck der getäuschten Erwartung, der immerwiederkehrenden Hoffnung, der Verdrießlichkeit über das Warten, des Unmuths über den Außenbleibenden und der leisen Verspottung ihrer selbst, sie läßt ein gewisses unwillkürliches stetiges Aufhorchen aller Sinne fortwährend nebenhergehen. Sie ironisirt hier den Componisten und gibt seiner Composition eben hierdurch einen neuen Reiz. Die Cadenz namentlich benutzt sie nämlich dazu, rechts und links sich umzuschauen, wobei sie nur unwillkürlich und selbstvergessen fortzusingen, mit der Seele aber ganz wo anders zu sein scheint, und krönt dann sogleich den Schluß der Strophe mit einer der anmuthigsten naiven Wendungen. Wenn nunmehr Bertram erscheint, so vermittelt sie den Uebergang in das Pathos wiederum höchst klug durch eine ans Komische sehr fein streifende mädchenhafte Bangigkeit. Sie weiß sofort den Kampf der hochherzigen, ihrer Pflicht sich bewußten Seele mit den Hindernissen, die in Geschlecht, Stand, Erziehung und Gewohnung liegen, sehr lebendig zu versinnlichen; und ganz allmälig, Schritt für Schritt, mit bewundernswerther Klarheit und Sicherheit läßt sie nach und nach den sittlichen Ernst über die äußere Blödigkeit den Sieg gewinnen. Nun fliegt sie zum Kreuze empor, beseelt von innigem Gottvertrauen, durchglüht von dem edelsten Bewußtsein ihrer Herzenereinigkeit. Sie triumphirt einen Augenblick, ihr Gesang gleicht der weißen Taube, die unter Gewitterwolken im letzten Sonnenstrahle schwebt. Wenn hierauf Bertram seine Drohungen ausstößt, so ist es ein höchst geistreicher Gedanke von ihr, daß sie sich nicht mit physischer Gewalt, wie andere thun, vom Kreuze herabziehen läßt; vielmehr läßt sie den Dämon einige Schritte vom Kreuze entfernt ruhig verharren; sie schaut stier nach ihm hin, läßt nach und nach den Kreuzstamm los, als bräche ihr alle Kraft, steigt Stufe für Stufe herunter, immer matter, immer bebender; und so ist es nun, als hätte der Dämon mit magnetischer Gewalt sie in seinen Bannkreis gezogen. Gewiß eine der glücklichsten Ideen. — In dieser Scene macht sich nun auch wieder, wie leicht zu erwarten, das plastische Talent der Künstlerin in einer Fülle schöner Bilder geltend. Sie hat hier im Kostüm keinen Stoff; ihr Material beruht einzig in einem Holzstamm und zwei steinernen Stufen, — und dennoch zu welchem Reichthum von Stellungen und Bewegungen weiß sie diese so einfachen Mittel zu verwenden! — Im fünften Acte erscheint die Alice gewöhnlich etwas lächerlich, ein Loos, das sie freilich mit Robert und Bertram theilt. Denn wen sollte nicht das viertelstündige Hin- und Herzerren, und wen nicht dieser häßliche, gutmüthige, schwachköpfige, über alle Maaßen rechtschaffene Teufel ergötzen? Dieser Gefahr wußte jedoch unsre Künstlerin gar gut vorzubeugen, dadurch nämlich, daß sie in die sonst so peinliche Scene eine seltene dramatische Lebendigkeit brachte. Sie verstand ihr Ringen mit Robert immer wieder neu zu motiviren. Namentlich aber benutzte sie das Vorzeigen und endliche Vorlesen des Briefes dazu, den einfachen Zustand durch die mannichfaltigsten Abwechslungen zu beleben. Zugleich sparte sie erst auf diese Scene das völlig siegreiche Hervorbrechen des treuherzigen Edelmuths, der sittlichen Erhabenheit ihrer Seele auf, so daß man, hiervon überrascht und hingezogen, leicht das Unpassende der übrigen Handlung vergessen konnte. — Ich habe Fräul. Schebest weder als Emmeline, noch als Rosine gesehen; aber, auch abgesehen von den glänzenden Berichten aus Karlsruhe, glaube ich aus der Darstellung der Alice, worin die Grundelemente jener beiden Rollen liegen, schließen zu dürfen, daß sie dieselben vortrefflich geben werde. (D. F. f.)

Notizen.

[Zingarelli.]

Zingarelli, den die französischen Journale schon mehrmals todt sagten, und der in der musikalischen Welt in der That früher todt war, als er starb, ist nun wirklich gestorben. Er hatte das Unglück, länger als sein Ruhm zu leben, er sah sich von Rossini und Bellini überflügelt, nach seinem „Romeo und Giulietta" fragt niemand mehr. Zingarelli wurde bekanntlich von Napoleon sehr begünstigt, wofür der Componist der Familie Napoleon treu anhing; er schrieb auf Murat's Tod eine Cantate, welche jedoch die neapolitanische Regierung in allen Exemplaren vernichten ließ. Er starb als Director des Conservatoriums zu Neapel. Unter mehreren religiösen Compositionen hat er auch ein Miserere geschrieben.

[Lady Morgan.]

Wir berichteten bereits, daß Lady Morgan, die Schriftstellerin des Whiggismus, erblindet ist. Die englische Regierung hat ihr eine Pension von 300 Pfd. ausgewirkt. Interessant ist, was Varnhagen v. Ense in seinen Denkwürdigkeiten über sie sagt. „Als Miß Owenson — äußert er — zeigte sie früh in ihren Romanen tiefe Gluth des Herzens, hohen Adel der Seele, geistvolle Weltkenntniß, großen Natursinn. Als Lady Morgan reizte sie manche Feindschaft durch die Freiheit ihrer Denkart und die Offenheit ihrer Aeußerungen. Liebe für ihr Volk und Land — sie ist eine Irländerin — heißer Antheil bei dessen Unglück und Bedrückung, beseelt ohne Ausnahme alle ihre Schriften. Ihr darstellendes Talent ragt weit vor dem ihrer Rivalen empor, an Wärme, Raschheit, an Tiefe und Wahrheit des Sinnes."

[Der nordamerikanische „Unbekannte."]

Unter dieser Ueberschrift berichtet die Allgem. Zeitung aus Zürich, daß der Verf. des Legitimen, des Virey, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären 2c. sich mehrere Jahre in Zürich aufgehalten, wo er, obschon ein Amerikaner von Geburt, seine Werke in deutscher Sprache selbst schrieb, und daß er jetzt nach seiner Heimath zurückkehrt, wo er seine Darstellungen gewissermaaßen aus dem Deutschen in seine Muttersprache zurück zu übersetzen gedenkt. Ein seltenes und in solcher Ausdehnung noch nicht vorgekommenes literarisches Phänomen. Seine Muttersprache ist natürlich die englische. Auch ist der Fall selten, daß eine literarische Anonymität sich so lange erhält, denn die Vermuthung, daß Follenius der Verf. jener Schriften sei, wäre bei Annahme jener Nachricht falsch. Dieser Autor begann seine Laufbahn in Deutschland mit einem politischen Werke: Die vereinigten Staaten von Nordamerika, nach ihren politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnissen betrachtet. Er nannte sich C. Sidons, Bürger der V. St. von N.-A.; allein Sidons war ein fingirter Name.

[Beurmann.]

Eduard Beurmann war im Winter in Paris und verkehrte viel mit Börne. Jetzt ist von ihm in Frankfurt ein Buch erschienen: „Börne als Charakter und in der Literatur," das die Resultate seiner Unterhaltungen mit ihm zusammenfaßt. Der frankfurter Telegraph brachte in seinen letzten Nummern, neben mehreren interessanten Artikeln, von Beurmann einen Aufsatz über Eckermann und Goethe. Dieses Journal verdient, seiner ausgezeichneten Haltung wegen, die volle Aufmerksamkeit des Publicums.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 6.)

Intelligenzblatt
der
Zeitung für die elegante Welt.
Sonnabends — 6. — den 17. Juni 1837.

Die
achte Originalauflage
des
Conversations = Lexikons
vollständig in 12 Bänden,
und in einem **neuen Abonnement** in monatlich erscheinenden Bänden.

Es gereicht mir zu großem Vergnügen, den zahlreichen Subscribenten auf die achte Auflage des Conversations-Lexikons anzeigen zu können, daß mit der eben ausgegebenen 24sten und letzten Lieferung das Werk vollständig geworden ist. Wohl hätte ich gewünscht, die achte Auflage schneller zu beendigen, aber im Interesse des Publicums glaubte ich nichts versäumen zu dürfen, was dem Werke zum Vortheile gereichen konnte, und die sorgfältigste Redaction, die ich mir zur Pflicht gemacht, gestattete bei der starken Auflage kein schnelleres Fortschreiten des Drucks.

Seit vielen Jahren zum ersten Mal ist das **Conversations-Lexikon** wieder vollständig in allen Buchhandlungen zu dem Subscriptionspreise von

16 Thlr. für die Ausgabe auf gutem Druckpapier,
24 Thlr. auf feinem Schreibpapier,
36 Thlr. auf extrafeinem Velinpapier

zu erhalten.

Obwohl diese Preise allgemein als äußerst billig anerkannt sind, so dürfte doch für Viele die Anschaffung des Werks auf einmal zu schwer fallen. Um nun den Wünschen solcher Bücherfreunde möglichst zu entsprechen, habe ich mich entschlossen,

ein neues Abonnement

auf die achte Auflage des Conversations-Lexikons eintreten zu lassen, und

monatlich vom 1. Juli dieses Jahres an

einen ganzen Band zu dem Preise von 1 Thlr. 8 Gr. für die Ausgabe auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier, 3 Thlr. auf Velinpapier, zu versenden, wonach sich also die Ausgabe auf ein ganzes Jahr vertheilt. Sollten Jemandem noch längere Termine wünschenswerth sein, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, sie zu gewähren, und da die achte Auflage vollständig erschienen ist, so kann ich in allen Fällen die größte Pünktlichkeit in der Ablieferung zusagen.

Leipzig, im Mai 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben in seiner Blüte.

Oder

Sittlichkeit, Christenthum und Erziehung in ihrer Einheit.

Von

Prof. Dr. F. H. C. Schwarz,

Großherzoglich Badischem geheimen Kirchenrathe ꝛc. ꝛc. ꝛc.

gr. 8. Preis 2½ Rthlr. 3 Fl. 45 Kr. C. M. 4½ Fl. rhn.

Das vorliegende Werk ist der Schwanengesang des wenige Tage nach Beendigung des Druckes verewigten gefeierten Verfassers; es bildet ein schätzbares Vermächtniß für jeden Gebildeten. Denn nicht nur der Lehrer, der Mann vom Fache, besonders aber auch Väter und Mütter finden hier einen Schatz von Erfahrungen über Erziehung niedergelegt, wie solche nur aus der Feder des Nestors unserer Pädagogik fließen konnten.

Polytechnisches Centralblatt,

3. Jahrgang für 1837. No. 18 — 23, mit 23 Abbildungen.

(Der Jahrgang 3 Thlr. 12 Gr.)

Ueber die Art, wie den durch Unschlitt- und Talgschmelzereien verursachten Unannehmlichkeiten abzuhelfen ist, von d'Arcet. — Ueber die Alaunfabrikation in Valmunster (Moselle), von Grouvelle. — Peclet's Emaillirlampe. — Ueber das Härten des Eisens, von Meyer. — Ueber verbesserte Methoden, Kohlen zu brennen. — Ueber die Verkokung des Steinkohlenkleins zu St. Etienne und Rive-de-Giers von Gervy und der magern Steinkohlen im Creusot von Nailly. — Daphyn's Percussionsschloss. — Anwendungen des Caoutchouc, in Nordamerika patentirt. — Maschine zum Wurstmachen. — Gezogene kupferne Röhren ohne Löthung von Mignard Billinge. — Schützung eiserner Klammern gegen den Rost. — Brocchi über Leuchtgasgewinnung aus Pechöl. — Ueber die Concentration des silberhaltigen Bleis durch Krystallisation nach Pattinson's Methode, von Le Play. — Ueber Knallpulver-Fabrikation und die Mittel, sie möglichst unschädlich zu machen, von A. Chevallier. — Dürrenberger Eisenbahn. — Literarische Nachweisungen. — Hick's Dampfkessel zum Brotbacken. — Cox's patentirte Galleuseife. — Perkins' Apparat zu künstlicher Erzeugung von Eis. — Anwendung von Sumach, Birkenrinde, Hopfenstengeln und Torf zum Blaufärben. — Die Befahrung der petersburger Eisenbahn. — Die drei artesischen Brunnen zu Ober-Dischingen. — Hertetendy's Methode, artes. Brunnen zu bohren. — Eiserne Schornsteinröhren. — Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu St. Petersburg. — Piobert, über die Kraft des Schiesspulvers. — Kanäle und Eisenbahnen in den vereinigten Staaten. — Jetzige Preise der Dampfmaschinen. — J. Martin's verbessertes Auflösungsmittel für Caoutchouc. — Cockerell Hogan's Verbesserungen in der Vertertigung von Hüten und Mützen. — Cazal's Regen- und Sonnenschirme. — Neues Schiffssignal. — Rankin's Lampe. — Die Erhaltung des Kupferbeschlags der Schiffe. — Pontifex' Abdampfapparat für Zuckerfabriken. — Gerben mit den Wurzeln, Stämmen und Aesten des Brombeerstrauchs. — Allen's Verbesserungen an Pianofortes mit eisernen Rahmen. — J. Bates' Syrupfilter. — Bradford's Lampe. — Mason's Verbesserung in der Gewehrfabrikation. — Master's patentirte Anchovie-Essenz — Fr. Marquardt, die englische Schlagmaschine (beating-mill) für Leinwandappretur. — James Bullough, Verbesserungen am Handwebestuhle und an dem Maschinenwebstuhle. — West's Düse für Schmiedefeuer. — Die Schlittenbahn des Obersten Bjelosselskij-Bjeloserskij in St. Petersburg. — Sicherheitspfeifen für Dampfkessel von Hoh und Barré. — Trockenapparat für Caoutchouczeuge von Goulding u. Brackett. — Verhütung des Getöses der Ambose beim Hämmern. — Charles Vignoles über den Oberbau der Eisenbahnen. — W. J. Curtis über Eisenbahnen. — Beschreibung der Presse und Fournirschneidemaschine, welche zu Fabrikation der Grabmayer'schen Steinfourniere gehören, von J. H. Bernheim. — Arthur Morin's Versuche an Wasserrädern mit ebenen Schaufeln (Strauberädern) und an Zellenrädern. — Pickel, Bauconducteur zu Wesel, über Senkung verschiedener Dammmaterialien. — Caoutchoukkerzen von Dr. Birkbeck. — Verbesserungen im Giessen messingener Schraubenmuttern. — Die Liverpool-Manchester Eisenbahngesellschaft. — Fafchamp's Wasserhebungsmaschine. — Maschine zum Biegen der Radfelgen, von Reynold's. — De Pambour, über Admission des Dampfes bei Dampfwagen, Krümmungen und schiefe Ebenen bei Eisenbahnen. — Adam Burg, über die Stärke und Festigkeit der Materialien. — Eisenbahn von London nach Birmingham. — Lambel's Bericht über die der Société d'encouragement vorgelegten Dynamometer. — Verbesserungen in der Uebertragung von Kupferstichen, Mustern u. s. w. auf Holz, Metall und andere Materialien, von Potts, Marchin und Bourne. — Neue französische Reissfeder.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die heimliche Ehe.

Roman von Charles White, Verfasser von Herbert Milton ꝛc. ꝛc.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände. Preis geheftet 4 Thaler.

Den geistreichen Verfasser kennt die deutsche Lesewelt bereits aus seinem trefflichen Romane, Herbert Milton. Von seinem neuen Werke sagt eine geschätzte englische Zeitschrift: „Es ist nicht so romantisch, als die Schöpfungen von Walter Scott, noch so poetisch, als die von Bulwer, aber es enthält Eigenthümlichkeiten, Vorzüge und Schönheiten, die bei keinem der beiden Vorgenannten angetroffen werden. Diese Bände enthalten eine treffende Schilderung des englischen Lebens aller Stände und einen großen Reichthum echt britischer Persönlichkeit. Ein besserer Roman dieser Art ward noch nicht geschrieben.

Ein neuer Roman von Penseroso, bei A. Wienbrack in Leipzig verlegt und an alle Buchhandlungen so eben versandt:

Die beiden Alberts oder der Homöopath.

3 Theile. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Auch in diesem Werke des rühmlichst bekannten Verf. zeigt sich wieder ganz die vortreffliche Darstellungsgabe, die lebendige Sprache und der treffende Witz, der das Gemüth zu erheitern, die Zeit zu kürzen und im gebildeten Familienkreise Stoff zur angenehmen Unterhaltung zu geben weiß.

In demselben Verlage erschien auch zugleich von der rühmlichst bekannten Verf. Wilhelmine Lorenz ein höchst interessanter Roman: **Die Reise nach Rom.** 2 Thle. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Zur Uebung
der
Französischen Sprache
für
gebildete Mütter und Töchter,
für
Erziehungs- und Lehr-Anstalten,
ist erschienen:

Conseils
à ma Fille
par
Bouilly.
Bearbeitet
und
mit einem Wörterbuch versehen
von
Professor G. Kißling,
Hauptlehrer an der Real-Anstalt zu Heilbronn und öffentlichem Lehrer der französischen Sprache an dieser Anstalt und an dem Gymnasium daselbst.

2 Bändchen, elegant geheftet 1 Thlr. sächs., 1 Fl. 45 Kr. rhein.; roh 22 Gr. sächs., 1 Fl. 36 Kr. rhein.

Unterricht und Uebung in der französischen Sprache sind für Mütter und Töchter jeder gebildeten Familie, für die Anstalten, welchen die Letzteren anvertraut sind, ein wesentlicher und unerläßlicher Gegenstand, besonders in jetziger Zeit, wo die Sprache durch so bedeutungsvolle Ereignisse und Beziehungen gesteigertes Interesse gewonnen hat und für manche derselben das Binde- und Lösungsmittel geworden ist. Dennoch besitzen wir in Deutschland nur wenige Uebungsbücher, welche für diese Sphäre bearbeitet wären und noch wenigere, welche ihre Bestimmung für dieselbe erfüllen. Es hat sich also der Herr Verfasser, welcher alle Stufengänge im Unterrichte der französischen Sprache in eigener Wirksamkeit und Erfahrung durchgegangen, welcher durch die Herausgabe mehrerer theoretischen Werke: seines Lesebuchs zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische für Unterricht und eigene Uebung, seiner mit unbedingtem Vorzug aufgenommenen Bearbeitungen von **Florian's Guillaume Tell, Numa Pompilé, Voltaire's Charles XII.** u. m. a., seinen Beruf vor dem größern Publicum bewährt hat, ein unverkennbares Verdienst erworben, indem er das vorliegende Werkchen, welches als Rath und Muster von edler Weiblichkeit schon in seinem Mutterlande nach kurzer Zeit neun zahlreiche Auflagen erlebt hat, für das Bedürfniß von deutschen Lehranstalten, von Müttern, die in Unterricht und Belehrung ihrer Töchter Beruf und Genuß finden, von Lehrerinnen, welche sich dazu bestimmt haben, so bearbeitet hat, daß Entwicklung des sittlichen Gefühls, praktische Lebensansichten und der Reichthum von andern Kenntnissen, welchen es einschließt, mit der Erlernung der Sprache gleich laufen; während die Letztere, durch seine eigenthümliche Methode, seinen beispiellosen Fleiß und seltene Faßlichkeit in der Erklärung, auf eine Weise gefördert und befestigt wird, welche bis jetzt noch in keinem Hülfsmittel geboten ist.

Wir machen uns daher zum besonders angenehmen Anliegen, auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen und werden die Anwendung des Werkchens auf jede mögliche Weise zu begünstigen und zu erleichtern suchen.

Heidelberg, April 1837.

August Oßwald's
Universitätsbuchhandlung.

Bei Leopold Voss in Leipzig ist so eben erschienen:
Geometrische Analysis
enthaltend des
Apollonius von Perga
Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern.
Neu bearbeitet von *Dr.* Georg Paucker.
Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lord Byron's works,
complete in one vol. The 3d. edit. considerably augmented.
Mit 1 Kupfert. 51 Bog. Imper. 8. cart.
Preis 8 Fl. 45 Kr. oder 5 Thlr.

Es sind weder Kosten noch Mühe gescheut worden, um diese 3te Frankfurter Ausgabe der Werke Byron's in einem Bande, des Dichters würdig und seinen immer zahlreicher werdenden Verehrern und Lesern erfreulich ins Publicum zu bringen. Alles was seit dem Erscheinen der 2ten Auflage aus seinem Nachlaß bekannt wurde, ist nun hinzu gekommen und an den passenden Orten eingefügt. Durch zweckmäßigste Anordnung, ein etwas größeres Format, vorzüglich schönen Druck

und Papier, wurde, neben durchgängiger Correctheit, bei dieser neuen Auflage die möglichste typographische Eleganz erreicht.

Durch alle Buchhandlungen sind zu den herabgesetzten Preisen zu beziehen:

Biographien deutscher Classiker,

herausgegeben von Dr. H. Döring.

W. von Göthe's Leben. Mit einem Facsimile. Neue ergänzte Ausgabe. 16. 16 Gr. Jetzt 8 Gr. Velinp. 1 Thlr. 8 Gr. Jetzt 16 Gr. Nachtrag dazu für die Besitzer der frühern Ausgabe 4 Gr. Jetzt 2 Gr.

J. G. von Herder's Leben. Mit dessen Portrait und Facsimile. 8. geh. 1 Thlr. 18 Gr. Jetzt 20 Gr.

Dasselbe in 16. 12 Gr. Jetzt 6 Gr. Velinp. 18 Gr. Jetzt 9 Gr.

F. G. Klopstock's Leben. Mit dessen Portrait und Facsimile. 16. 12 Gr. Jetzt 6 Gr.

A. v. Kotzebue's Leben. Mit dessen Portrait und Facsimile. 16. 18 Gr. Jetzt 9 Gr.

Fr. von Schiller's Leben. Mit dessen Portrait und Facsimilie. 8. geh. 1 Thlr. 18 Gr. Jetzt 20 Gr.

Dasselbe in 16. 12 Gr. Jetzt 6 Gr.

Johann Heinrich Voß. Dargestellt nach seinem Leben und Wirken. 8. geh. 21 Gr. Jetzt 10 Gr.

Vorstehende, mit größtem Fleiße gearbeiteten, Biographien sind als Supplemente zu den Werken dieser Classiker zu betrachten, und deshalb auch in der Ausstattung denselben gleich. Gewiß wird jeder diese Werke Besitzende auch die Lebensbeschreibungen der großen Schöpfer derselben zu haben wünschen, und es dem Verleger Dank wissen, daß er nun einen so billigen Weg, um dazu zu gelangen, eröffnet hat.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Böhme.

An alle deutsche Buchhandlungen ist sofort versendet worden:

Der Brief. Minna. Der Barmherzige. Drei Erzählungen von Henriette Hanke, geb. Arndt. geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Liegnitz, den 27. Februar 1837.

J. F. Kuhlmey.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

L. Reichenbach (Hofr. u. Prof.), Deutschlands Fauna oder praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte der Thiere des Inlandes. 1. u. 2. Lief. mit hundert Abbildungen aller Säugthiere, zwei anatomischen Tafeln und einer Platte mit den Fährten der Jagdthiere, colorirt, à Lief. 16 Gr., schwarz 8 Gr.

L. Reichenbach (Hofr. u. Prof.), Kupfersammlung zum praktischen deutschen Botanisirbuche, 1. Lief. enthält: Keimung und Knospung, und zwei hundert und vier und neunzig Gattungen der deutschen Flora mit ihren Analysen auf zwölf netten Kupfertafeln, à 18 Gr.

L. Reichenbach (Hofr. u. Prof.), Der Hund in seinen Haupt- und Neben-Racen durch hundert und fünf und neunzig naturgetreue Abbildungen in Kupfer- und Stahlstich dargestellt, für Forstbeamte, Oekonomen, Thierärzte und Freunde jenes nützlichen Thieres überhaupt, besonders abgedruckt aus der praktisch-gemeinnützigen Naturgeschichte rc. Zweite, durch vollständige Beschreibung und durch sechs und funfzig Abbildungen vermehrte Ausgabe. Lexikon-Format, eleg. broschirt à 2 Thlr. 12 Gr. schwarz, 5 Thlr. illum.

Leipzig, Monat Mai 1837.

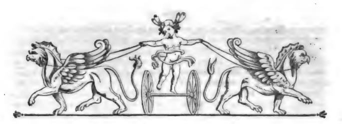
Wagner'sche Buchhandlung.

In der Nicolai'schen Buch- und Papier-Handlung in Stettin (bei C. F. Gutberlet) ist erschienen:

Schmidt, W. L. E. Dr., botanischer Wegweiser, oder praktische Unterweisung, zweckgemäß das Studium der Botanik zu beginnen, die Terminologie und Systemkunde zu studiren, Pflanzen zu bestimmen, zu sammeln, einzulegen, zu trocknen und ein Herbarium anzulegen, nebst einem Anhange, die nähere Erörterung einiger schwierigen Pflanzenfamilien enthaltend. Für junge Botaniker entworfen. 8. geheftet $\frac{1}{3}$ Thlr.

Wanderung und Heimkehr. Eine Dichtung von Teschendorf. 8. geheftet $\frac{1}{2}$ Thlr.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 117. — den 19. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gustav Schlesier, der deutsche Doctrinär.

Gustav Schlesier hat das Schicksal gehabt, für einen ultraliberalen Schriftsteller zu gelten, bevor er noch überhaupt ein Schriftsteller war, d. h. mit dem, was ihn innerlich beschäftigte, drängte, quälte und erleuchtete, vor das Publicum zu treten. Man sprach von seinem „Deutschland und die Weltliteratur" als einem allernächst erscheinenden Buche, in welchem ein lang ersehnter Complex aller literarischen Zeitfragen summarisch zu finden sein würde; auf das bloße Gerücht hin nahm Heine Gelegenheit, den noch ungebornen Autor öffentlich zu denen zu rechnen, welche für ihn Queue machten. Inzwischen ist Gustav Schlesier erst jetzt mit einem ersten Bande „deutscher Studien"*) als Person in die Literatur getreten, und Heine würde gelegentlich wohl thun, einige erbauliche Betrachtungen darüber anzustellen, wie aus einem ultraliberalen Ei ein so höchst solider Vogel hervorkriechen konnte. Es war für Gustav Schlesier ein durchaus unverdientes Schicksal, zu Heine's Queue gezählt zu werden, man sollte ihn feierlich lossprechen von der Anklage, sich irgendwie mit Heine gemein gemacht zu haben und dem Drange der jugendlichen Welt zu huldigen. Spricht ihn sein Gewissen nicht frei, so muß die öffentliche Stimme ihn von jenem Vorwurfe reinwaschen, denn zur Begründung solcher Anklage fehlt es diesem soliden Politikus an allem Uebermuthe des Geistes, an aller Freiheit der Gefühle, an allem Rausch der jugendlichen Lust. Diesen greisenhaften Doctrinär könnte man eher kanonisiren als verdächtigen; man sollte ihn, ein langes Ordensband um den Hals, durch das Land Altwürtemberg führen, in Procession von Gemeinde, zu Gemeinde, man sollte ihn der würtembergischen Stadt- und Dorfjugend als Exempel vorstellen und sagen: seht hier einen deutschen Jüngling, der vor lauter Weisheit entsetzlich alt ist! — Ach, an diesem greisen Jüngling lernt man recht, wie viel werth die Jugend ist, und wie mit ihr der Muth und die Offenheit der Seele, die frische Lust des Herzens und alle Tugenden des Geistes zu Grabe gehen. O, eine Thräne Dir, — o Du, so früh schon Greis, armes Schlachtopfer mittelmäßiger Weisheit!

Gehen wir nun bei diesem weisen Manne in die Schule! es wäre gut, wenn wir bei ihm unsere Jugendgefühle loswürden, denn sie bringen Gefahr. Gustav Schlesier gibt sein Buch über die oberdeutschen Staaten und Stämme als den ersten Band deutscher Studien. Schlesier ist eine gründliche Natur. Wenn er ein Buch kritisirt, macht er zuvor immer seine Studien dazu. Man sieht ihm jedesmal die sorgfältige Bemühung an, sich in dem fremden Inhalt zurechtzusetzen, dann beginnt sein Mäkeln und Zahnstochern, das er für überlegene Kritik hält, das aber im Grunde nur eine dem Buche selbst abgenöthigte Weisheit ist. Es ist der Fluch aller blos kritischen Naturen, daß sie unfrucht-

*) Oberdeutsche Staaten und Stämme. Vom Standpuncte der Politik beleuchtet von Gustav Schlesier. Stuttgart, Scheible.

bar sind an selbsteigenen Gedanken. Wenn er nun das politische Deutschland wie ein Buch vornimmt und kritisirt, so konnte man erwarten, daß seinem traurigen Geschäft ein jahrelanges eifriges Studium vorausging. Ob das Bücherstudium genüge, den Nerv eines in seiner Entwickelung begriffenen Volkes richtig zu fassen, ist eine andere Frage; ein politischer Doctrinär kümmert sich auch nicht um die pulsirende Lebenswärme, er hält sich an das, was vorliegt, an die Acten. Nach den Acten kritisirte Schlesier das constitutionelle Leben Würtembergs; allein nach den Acten läßt sich nur eine abgeschlossene Thatsache der Vergangenheit auffassen, so wie Hegel's Weisheit, alles Wahre sei auch wesentlich ein Wirkliches, nur für das übersichtliche Leben, das hinter uns liegt, seine Geltung hat. Freilich hat in der Weltgeschichte die zeitgemäße Wahrheit überall die Macht gehabt, sich auf dem Boden des realen Daseins Raum zu brechen; aber eine Meinung, die von momentaner Majorität überstimmt wird, auch im unentschiedenen Laufe des gegenwärtigen Zeitstromes zu verdammen, eine Opposition, weil sie vergeblich ankämpft, geradezu als nichtsnutzig und unbrauchbar zu bezeichnen, das heißt durch freches Dreinreden das Werden der Dinge stören, die Wiege der Entwickelung besudeln, die Unmittelbarkeit der frisch waltenden Lebenskräfte durch einen erbärmlichen Calcül der theilnahmlosen Nüchternheit verhunzen. Daß Hegel's Lehre nicht dazu da ist, um verzagten Gemüthern in der Ohnmacht ihrer blutleeren Gefühle einen geistigen Halt zu geben, daß sie nicht dazu in die Welt gekommen ist, um dieser Welt einen kleinmüthigen Quietismus aufzunöthigen, daß sie viel zu dialectisch ist, um die Gegensätze der politischen Bewegung und Staatenentwickelung auf eine farblose Mitte abzuschwächen: das nachzuweisen, mag man mir erlassen; aber unerhört ist die Thorheit, die süddeutsche Opposition mit Hegel'scher Lehre bekämpfen, gegen das Leben der Gegenwart mit dem Satze: was nicht wirklich sei, sei auch nicht wahr! zu Felde ziehen zu wollen. Eine ähnliche Donquixoterie ist noch nicht dagewesen, und insofern sie in Schlesier's Buche da ist, hat sie noch keine Wahrheit. Das Leben im Werden, der gährende Prozeß der Gegenwart treibt Blasen in die Höhe, eine solche wirkliche, aber um deswillen noch nicht wahrheitsvolle Blase ist Schlesier, der Doctrinär. Die Hegel'sche Philosophie hat kein fertiges Bewußtsein über die Gegenwart, der sie nur angehört, inwiefern sie auf der Spitze aller Vergangenheiten steht. Ueber das, was wird, hat keine Philosophie Kunde. Das Leben lebt sich selbst; hinterher kommt erst der Philosoph und sucht das Leben zu begreifen und aus den Resultaten nachzuweisen, daß dem Rechte und der Wahrheit zu keiner Zeit die Kraft zum vollen Durchbruch ins Leben fehlte, daß man aber erst den Endablauf der Epoche abwarten mußte, um die Rechnung abzuschließen. Wie auch inmitten des bewegten Lebens eine Opposition gegen die Mächte des Stillstandes sich verlaufen oder abirren mag aus der Bahn des Heils, niemals kann sie so gehässig und widerwärtig erscheinen, als eine Einschläferungstheorie, die den freien Muth, ohne ihn zu brechen, abdämpft, die frische Zuversicht lähmt, das harmlose Hingeben an die Stoffe des vorhandenen und noch unerledigten Daseins stört.

Ich habe alle Achtung vor dem Justemilieu eines Doctrinärs, der aus dem Drange der Erfahrungen als Charakter heraustritt, sich im Feuer der Bewegung, im Sturm der Zeiten bewährt hat. Mitten im Umsturze der Dinge und vom Toben der Leidenschaften umschwirrt, stand Royer-Collard, jener gediegene Justemilien, und bot den Lebensverwüstern der linken und den Lebensverläugnern der rechten Seite die felsenfeste Stirn. Auch Guizot's Abstractionen und enge Begriffe von Freiheit sind ihm nicht aus der hohlen Hand gewachsen. In Deutschland gab und gibt es Staatsmänner von erprobter Weisheit und Tugend, die sich zu jener Nöthigung des Maß- und Takthaltens bekennen, und Ancillon erhob diese Vermittlung der Extreme zu einer europäischen Doctrin. Aber wenn eine Jugend, die politisiren will, die Opposition zur Mäßigung aufruft, wenn sie aus den traurigen Nöthigungen des augenblicklichen Daseins eine philosophische Lehre abzieht, wenn sie mit eingedrückter Brust einherschleicht und in dieser Engbrüstigkeit eine Theorie hervorhüstelt, so gibt dies ein erbärmliches Schauspiel.

Dies erbärmliche Schauspiel, wo lendenlahme Gefühle und schwachbeinige Gedanken mit einander kämpfen, gibt Gustav Schlesier in seiner Darstellung des constitutionellen Lebens der süddeutschen Staaten. Leider gibt er nicht blos Studien zu seinem Thema, er will vielmehr sein Thema vollständig erfaßt haben, er hat eine fertige Theorie, eine politische Mäßigkeitstheorie aufgestellt, nach welcher den Leuten der Wein untersagt wird, er glaubt dem constitutionellen Deutschland die allein richtige Bahn und den „gemessenen Gang" — Schlesier liebt diesen bekannten Ausdruck — auf das bestimmteste vorzeichnen zu können. Leider ist auch das Buch keineswegs so „ungeglättet", als es sein Verf. ausgibt, es ist vielmehr ein fleißiges Buch, ein sorgfältiges Buch, ein studirtes Buch, ein gutgeschriebenes, ein blankge-

sämmtes Buch, sein Buch ist katzenglatt, und hat nur den Fehler, daß es schielt.

Die große Weisheit Gustav Schlesier's läuft summarisch darauf hinaus, man müsse temporisiren. Diese Weisheit ist nun allbekannt; wer sie predigt, erscheint als überflüssig. In einer langen Einleitung ficht er gegen einen Liberalismus, der, um den Stoff unbekümmert, aus abstracten Ideen von Freiheit und Menschenrechten seine Opposition herleitet. Das ist nun in deutschen Landen bereits bis zur Uebergnüge anerkannt; es ist hinlänglich auf England gewiesen und der Satz belegt, daß die englische Gerechtsame nur um deswillen sich so glücklich festgründete, weil man aus Instinct praktisch genug war, um aus dem vorkommenden Falle die Idee zu gewinnen, nicht umgekehrt in Allgemeinheiten seine Position zu nehmen, um aus der abstracten Idee den Specialfall zu schlichten. Es war unangemessen, daß Paul Pfitzer das Recht der Steuerverwilligung so allgemein ins Vage hin zur Sprache brachte, während die würtembergische Kammer bei dem Ausschlusse List's die Gelegenheit fahren ließ, in dem gefährdeten Rechte des Einzelnen die allgemeine Gerechtsame der Kammer zu wahren. Wer wollte nicht mit Schlesier sagen, die Opposition müsse empirisch verfahren, aber wer will so frech sein, auf verfehlte Operationen, denen man die Einsicht hinterher abgewonnen hat, zu schmähen? Es ist undankbar, das praktische Leben zu verlästern, aus dessen Uebereilungen man hinterher eine Weisheit entnahm. Gegen die verfehlten Ereignisse in der Geschichte sich in Schmähungen ergießen, weil die Klugheit der nachträglichen Berechnung sich ein besseres Auskommen verschaffte, heißt die freie Unmittelbarkeit der Entwickelungen stören, die frischen Quellen des thatenschwangern Lebens verstopfen, die Lust zum Thun gegen die Trägheit des Calcüls herabsetzen. Diese Sünde an der Freiheit des Lebens hat sich der doctrinäre Schlesier zu Schulden kommen lassen. Allerdings kann ich mir einen satyrischen Autor denken, der die Geschichte der deutschen Oppositionen schriebe und an ihren Verkümmerungen die ewige Idee der Opposition erleuchtete; allein dieser satyrische Autor ist Gustav Schlesier nicht, ein Doctrinär ist an Witz unfruchtbar, ein Doctrinär kann sich nur in die Hände pusten, die Achsel zucken nach links und rechts, und zusehen, wie er durchkommt. Wir wünschen dem Doctrinär alles Glück.

Der Verf. schildert Oesterreich und die Interessen des Kaiserstaates als in sich festgefugt und von eigentlich deutschen Angelegenheiten getrennt. Der preußische Zollverband bringt dies allerdings an den Tag, allein laufende Betrachtungen solcher Art lassen sich nicht allzufest abschließen. Welche Perspective sich eröffnet, wenn es sich ergeben sollte, daß Böhmen, ohne dem deutschen Zollverbande anzugehören, materiell zu Grunde geht, — läßt sich nicht vor der Hand wahrnehmen. Auf diesen Punct in Bezug auf Böhmen ist der Verf. gar nicht bedacht, wenn er den Complex der österreichischen Staaten geradezu von den deutschen Interessen ausschließen will. Um über die Aufgaben Oesterreichs weiter zu discutiren, wäre es zweckdienlich, Eichthal's Werk: Les deux mondes*) heranzuziehen. Genauer unterrichtet als über die Mittel, Wege und Zwecke des österreichischen Staatencomplexes zeigt sich der Verf. in dem Abschnitte über Baiern, den er „die baiersche Combination" überschreibt. Die Schilderung der altbaierschen, der fränkischen und sonst neubaierschen Elemente, die sich zu diesem Staate locker zusammenordnen mußten, ist sehr wohlgetroffen; der Doctrinär steht hier ganz auf der Seite der Opposition, hat aber in der Einleitung hinlänglich dafür gesorgt, sich von dem historisch vorhandenen Liberalismus zu sondern. In Bezug auf Würtemberg verräth der Verf. viel Studium in Sachen der Altrechtler und der Constitutionsstreitigkeiten, obwohl seine Darstellung nichts weniger als ein klares Bild der interessanten würtembergischen Verfassungsgeschichte gibt. Schlesier laviert zu sehr hin und her, ohne ein getreuer Pilot zu sein, er mischt wie auch in seinen Recensionen Lob und Tadel auf barocke Art, so daß er dem Leser nur das Gefühl der Confusion übrig läßt. Würtemberg hat selbst über diese seine Zustände zu entscheiden, und man glaube nur nicht, daß es die Aufgabe der Literatur sei, dem Leben in der Gegenwart überall wie ein Spion aufzulauern, oder es zu regeln nach Principien. Wie diese Anmaßung der literarischen Function ausgefallen ist, sieht man wiederholt an Schlesier's Studien. In Bezug auf die würtembergische Kammer muß ich nur so viel sagen, daß ein hohes Gefühl der Achtung mich gegen sie erfüllt. Wenn Menzel, der in der Literatur das Judenthum und seine Leistungen verfolgt, in der Kammer genöthigt war, die bürgerliche Emancipation derselben zu betreiben, wenn derselbe Mann, der sich nicht entblödete, in seinen ihn persönlich bedrohenden literarischen Zwisten die Autoritäten der theologischen und civilen Polizei aufzurufen, in der Kammer um Preßfreiheit einkam, und sich dort nicht anders als mit solchen Motionen den Ruf eines nur leidlich rechtschaffenen Vertreters der Staats- und Volksinteressen zu erhalten wußte, so ist dies für den Sinn, der dort waltet, ein schlagendes Beispiel.

*) S. Nr. 101. unserer Zeitung.

Etwas flüchtiger, aber auch weniger langweilig, ist die Darstellung der badischen Verhältnisse. Rotteck und Welcker werden von dem Doctrinär ignorirt. Entweder kann er sie nicht bewältigen oder er fürchtet ihre Partei. Das Eine ist wie das Andere gleich sehr bezeichnend für die geistigen Zustände dieses Doctrinärs. K.

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Fortsetz.)

[Frln. Schebest als Romeo.]

Bellini's Romeo ist nur ein dürftig kläglicher Schatten des britischen Dichtergebilds. Alle dramatischen Hebel, alle romantischen Scenen sind ihm entzogen. Die Liebe zu Rosalinen paßte allerdings in die Oper nicht. Allein um so unverantwortlicher ist es, daß die erste Begegnung beim Feste, die Balconscene, die Ermordung Tybalt's und die Scene mit dem Pater fehlen. Der Opern-Romeo ist in der That ein ziemlich uninteressanter Bursche. Er kommt verkleidet, bittet um Juliens Hand, droht und sucht die Geliebte zur Flucht zu bereden (gemeinste Opernprosa). Dann fängt er Händel im Hause an und entkommt mit Noth. Sofort duellirt er sich halb und halb mit Tebaldo und schimpft ihn aus, als er Juliens Leiche vorübertragen sieht. Nur die Grabscene erinnert an Shakspeare, obgleich hier die Musik zu weichlich und weinerlich, und die Idee, Julien und den vergifteten Romeo noch einmal zusammenzubringen, gräßlich ist. — Trotz all dem hörte man nun selbst von den eigensinnigsten Bewunderern des großen Dichters, von solchen, die selten einem Schauspieler Gerechtigkeit widerfahren lassen, das einstimmige Urtheil, daß Fräul. Schebest den Shakspeare'schen Romeo gegeben habe. Solche Aussprüche haben trotz ihrer pikanten Einseitigkeit immer etwas Wahres, und so ist dies auch hier der Fall. Unsre Künstlerin nämlich bleibt nicht in den engen Grenzen des dürftigen Textbuchs stehen; sie treibt nicht allein jede einzelne Scene auf eine ideale Höhe, wo sie eine des göttlichen Trauerspiels würdige dramatische Kraft zu entfalten im Stande ist, sondern sie weiß allerdings auch überdies noch über das ganze Bild jene Mischung von jünglinghaftem Trotze, sehnsüchtiger Schwelgerei, Todesverachtung und schrankenloser Liebesgluth auszugießen, worin eben der englische Romeo so höchst eigenthümlich lebt und webt. Ich gestehe gern, daß mir noch kein männlicher Darsteller des Romeo die geheimnißvollen Tiefen einer schwermüthigseligen Jünglingsbrust so naturgetreu aufgeschlossen hat. Daß zugleich die äußere Erscheinung, die durch einen mehrfachen Wechsel der geschmackvollsten Kostüme belebt wird, höchst charakteristisch sei, versteht sich von selbst. So tritt denn Romeo sogleich in der ersten Scene mit einer dringlichen Lebendigkeit, mit edlem Stolze, einem sanften Zug von Schwermuth in Mienen und Geberden herein und singt die Bitte um Versöhnung und Frieden in den rührendsten Tönen. Allein sie wird abgewiesen und nunmehr bricht der kühne Trotz gegen Menschen und Schicksal gewittergleich hervor. Durch die Worte: Wohlan es sei! hindurch, glaubt man das: So thue denn sein Aeußerstes der Liebeswürger Tod — zu vernehmen. Denn die Künstlerin richtet solche mehr an sich selbst, als an die Umgebung. Trefflich wird die Arie: Von Romeo's Rächerarme — vorgetragen, mit einem musikalischen Kunstgriffe, der von schlagender Wirkung ist, da derselbe sich zugleich mit einer höchst geistreichen Nüancirung der Geberde verbindet. — Stürmisch aufgeregt verläßt Romeo den Saal. Wenn wir ihn nun bei Giulietten wiederfinden, so möchte man in gewisser Rücksicht diese Scene die Krone des Ganzen nennen, sofern nämlich hier die Künstlerin, der Geliebten gegenüber, die Gelegenheit erhält, am intensivsten den geheimnißvollen Schatz der Jünglingsseele zu Tage zu fördern. In der That schwelgt sie hier in einem Reichthum von Beredtsamkeit, und zwar nicht mit den Lippen allein, sondern mit Mienen, Geberden, Stellungen, mit der ganzen Gestalt. Erst glüht sie in kühner, alle Gefahr verachtender Hoffnung, die Töne stürmen brausend dahin, die ganze Gestalt steht so frei, so groß, so trotzig, so lebendig und kraftvoll. Wie nun aber Julie widersteht, da bricht der Schmerz bei Romeo in den köstlichsten Abwechselungen hervor; bald zärtlicher Unmuth, bald unbändige Knabenungeduld, nun wieder ein halbschmeichlerisches Schmollen, dann aufs neue unwirsches Aufbrausen; und all' dies mit den einfachsten Mitteln ausgedrückt. Bald läßt er Julien stehen, bald schmiegt er sich wieder an sie, sieht ihr in die Augen, schüttelt die Locken, geht wieder von ihr, klimpert an der Harfe, stößt das Fenster auf, und was dergleichen mehr ist. Nun folgt das schmelzende Andante aus As-dur; hier schreitet Romeo langsam aus dem Hintergrunde auf die sitzende Julie zu, als wollte er ihr die Seele aus den Augen blicken; mit dem Ende des Themas ist er bei ihr angekommen, berührt und umfaßt sie und gleitet so zart an ihr auf die Kniee nieder, daß es kein Kniefall mehr zu nennen ist. Dies bildet denn wieder ein höchst feingedachtes Bild. Das Allegro tritt ein, und Romeo faßt sich wieder; er wird noch ungestümer als zuvor, die Umarmungen heftiger, fortdrängender, die Aeußerungen des Unmuths ungeschminkter. Hier singt die Künstlerin die Worte: „Du liebst mich nicht, wie ich Dich liebe" — so, daß sie das Hauptgewicht auf das: „Du liebst mich nicht," legt, wobei sie in einer einzigen Geberde den ganzen Schmerz eines edlen, in seinen heiligsten Rechten angegriffenen Gemüths offenbart. Gewiß wiederum ein höchst genialer Gedanke. Das Pendant dazu bilden die Worte: „So fühlst Du nichts für mich;" — die ganze Seele liegt hier auf den schwärmerischen, schmerzverzogenen Lippen. Der zweite Act ist dramatisch einfacher als der erste, das Spiel unserer Künstlerin aber läßt dies vergessen. Romeo ist nun voll kecken, kriegerischen Muthes. Mit edler Bitterkeit werden die Worte an den Arzt, mit stürmischer Lebendigkeit die nochmalige Aufforderung zur Flucht gesungen. Musterhaft ist die Klugheit und Mäßigung, womit sie sich über das undramatische Quintett hinüberhilft.

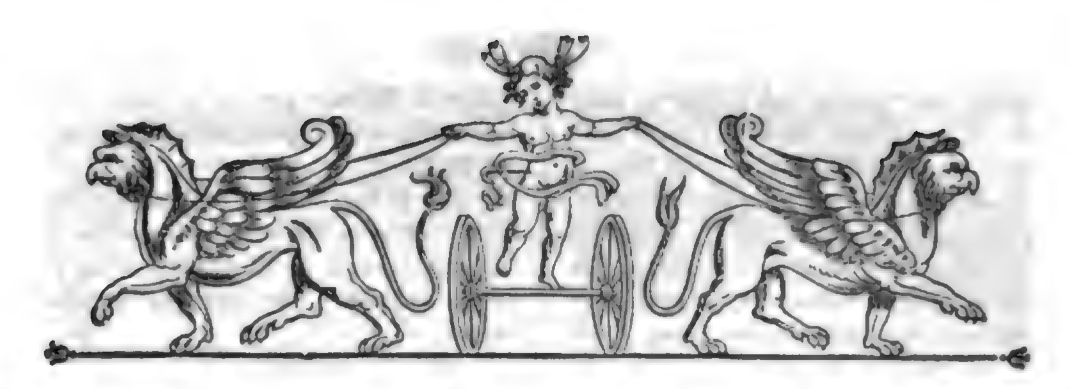
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Der Adjutant der Neumann-Haizinger.]

Madame Neumann-Haizinger, die Vielgefeierte, deren geistvoller Liebreiz so viele entzückte, hat nun auch, wie ein berühmter Feldherr, in einem ihrer Adjutanten ihren Biographen gefunden. Diese „Erinnerungsblätter" aus dem Leben und Künstlerwirken der gefeierten Amalie stellen zugleich alle irgendwo in Journalen oder bei Festivitäten dargebrachten, gereimten und ungereimten Lorbeerblätter zusammen. Amalie Haizinger, geb. Morstadt, wurde, nach dem Berichte des Biographen, am 6. Mai 1800 zu Karlsruhe geboren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 118. — den 20. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Spieler.

Novelle von Karl Beck.

(Fortsetzung.)

Nacht. Die Salons der Gräfin waren festlich erleuchtet, es verbreitete sich darin die Kunde, die junge Witwe des Lords B. werde ihre Güter in England besuchen. Die jungen Herren grämten sich, die jungen Fräulein freuten sich im Stillen darüber. Gustav trat ein, vielen war er schon früher als Baron Wellmar bekannt, den Meisten wurde er jetzt als solcher vorgestellt, und manches fromme Mädchen, das vor dem Heiligenbilde des Erlösers klösterliche Gedanken hegte, wurde durch sein feuriges Auge auf andere, weltliche Gedanken gebracht. Aus der Hast, mit der ihm Alvine entgegeneilte, aus dem Lächeln des Jünglings, aus den entzückentrunkenen Geberden der reizenden Witwe wollte manche alte Jungfrau schließen, daß es zwischen Beiden nicht ganz richtig wäre. Gustav hatte Alvinen noch niemals so reizend gesehen, seine Wangen brannten und sein Herz klopfte mächtig. Klangen ihre Worte wie Himmelsfänge in sein Ohr, warfen ihn die Weisen, die aus der Wohnung des Arztes herüberschlugen, in eine marterVolle Hölle. Alvine ahnte, was in ihm vorging, und beschwor ihn bei ihrer Liebe, sich nicht zu verrathen. Ein Stündchen sollte durchtanzt, die andere Zeit bis Mitternacht bei Spiel und heiteren Gesprächen durchgejubelt werden. Der Minister eröffnete mit Alvinen den Reigen, in den schmeichelnden Wellen der Musik badeten sich die ausgelassenen Nymphen: Freude, Liebe, Seligkeit — in den wilden Wogen des Tanzes ging bald jeder Kummer unter. Baron Wellmar tanzte wenig, er besprach sich mit dem Minister, der ihm unbemerkt das bewußte Beglaubigungsschreiben in die Hand drückte. Zum Spiel, hieß es nun, zum Spiel! Erfrischungen, Tische und Karten wurden gebracht; die Gesellschaft vertheilte sich — Alvine, Gustav und der Minister blieben beisammen. Man hörte bald darauf Goldstücke klingen, die Damen kichern, die Gewinnenden lachen, die Verlierenden seufzen. Das Kleeblatt saß an einem Tischchen nahe am Fenster, die Vorhänge waren aufgezogen, so saßen die Drei, sahen oft sich ängstlich um — und — doch wir werden später alles genauer erfahren.

Aber auch die Zimmer im Hause gegenüber waren glänzend erleuchtet. Tantchen Katharina wußte für Jegliches zu sorgen. Auf dem Antlitze der Gäste malten sich Behaglichkeit und Friede, und die Freude sprang vom Herzen ins Auge, wie ein Vöglein von Ast zu Ast. Der Hausherr stellte den Gästen seine Tochter als Braut des Dichters Gustav Liebner vor. Der Bräutigam wird erst in einer Stunde kommen, plauderte die Tante, er hat jetzt noch vieles zu besorgen, er reist unmittelbar nach dem jetzigen Feste noch in der Nacht auf seinen Posten — in wichtigen Angelegenheiten. Es ist übrigens gut, wenn die jungen Leutchen jetzt getrennt werden, sagte eine schwindsüchtige, mondscheinfarbige Dame, da sehnen sie sich zu einan-

der, wie der Tauber zum Täubchen, und ist denn die ganze Liebe nicht eine ewige, glühende Sehnsucht?" — Toni wollte nicht tanzen, bis nicht Gustav käme. Diese Schwärmerei wird sich auch geben, meinte ein junges Weibchen, hab' ich's doch früher auch so gemacht; aber die Zeiten ändern sich. Die reichen Kaufleute schalten im Stillen den Arzt einen Sonderling, einen Narren, der seine Schätze einem Bettler zuwürfe — wir haben doch auch Söhne, murrten sie. Von den Mädchen aber wurde die Braut des schönen Jünglings wegen beneidet. Musik erscholl, entzückt sprangen die Tanzlustigen hervor, Brust an Brust und Wang' an Wange, hin durch die Räume des Saales.

Es kamen immer mehr Gäste, Toni ward mit Glückwünschen überschüttet, da wollte ihr die Brust zerspringen und sie starrte wie bewußtlos in den Wirbel der Fröhlichen. Ach, dachte sie, wäre nur ein Funke jenes Glückes mein, dessen mich alle habhaft glauben — mehr, inniger könnte ich ihn nicht lieben, als ich ihn liebe, — aber Aug' in Aug', Herz an Herz in seinen Armen, eine Welt in meinen Armen auf den Wogen des Tanzes dahinschwimmen in — das Nichts. Mir tönt nicht diese Musik, mir gilt nicht diese Freude — Schein ist's, Traum, Komödie — ach, es ist Alles, Alles aus!

Die Familie Liebner trat ein, Sophie und Isidor hatten sich sogleich gefunden und mischten sich unter die Fröhlichen. Wie Steinbüsten standen Vater und Mutter da, als die Gesellschaft bedauerte, daß Gustav schon Morgen verreise. Die Mutter lächelte wehmüthig und that, als wüßte sie davon, auf der Brust des Vaters aber lag ein ganzes Jahrtausend. Toni sah, wie er verzweifelt seine Haare durchwühlte, wie er zitterte, wie sein Auge feucht wurde, sie ahnte seinen Seelenkrampf. „Gehen Sie in die zweite Stube," flüsterte sie ihm zu, „ich folge bald, ich kann Ihnen Aufschluß geben."

Der Kaufmann sah hinüber — er erkannte sogleich seinen Sohn. Gustav war bleich und verstört — er dachte an seine Eltern, an die arme, hingeopferte Toni. Der Minister und Alvine redeten ihm Muth ein und trösteten ihn. Der Minister warf lachend Goldstücke auf den Tisch. Die dort spielen hoch, meinten die Spielenden an einem zweiten Tische — Baron Wellmar hat den Kopf verloren, sagten Andere — seht nur, wie bleich er ist.

Der Kaufmann sah noch immer hinüber, als Toni zu ihm trat: „Ich bin der unglückseligste Vater, Du die unglückseligste Braut," sagte er mit gebrochener Stimme — sieh hinüber — mein Sohn, Dein Bräutigam, ist ein elender Spieler!"

„Er ist kein Spieler," beschwichtigte ihn das Mädchen. „Glauben Sie mir, wenn Sie ihm selbst nie glauben wollten — er ist kein Spieler — ich weiß Alles aus seinem Tagebuche, wir haben kein Geheimniß vor einander."

„Aber sieh nur hinüber!"

„Alles Schein und Täuschung. Er spielt in diesem Augenblicke, weil er muß — ich will es Ihnen sagen, Ihre Hand darauf, mein zweiter Vater, daß Sie nie davon reden, daß es selbst Ihrem Weibe ein Geheimniß bleibt — es ist eine geheime Verbindung im Spiele gewesen, hören Sie — eine geheime Verbindung."

Der gute Vater ahnte nicht den wahren Sinn der Worte im Munde des seufzenden Mädchens: „Wie, ist er ein Rebell?"

„Stille! Stille! Ja, es galt nichts weniger, als ein Herz zu brechen, als ein Land zu zerstören, wollt' ich sagen, in dem ein schöner Friede wohnte, sehen Sie, daher sein falscher Name, seine nächtlichen Wanderungen, sein vieles Geld — aber der Fürst hat ihn begnadigt, und seine Reise ist eine — Verbannung."

„Dir also hat er es vertraut. Du hast's in seinem Tagebuche gelesen? Toni, Toni, Engel des Himmels, Du hast mein Kind gerettet, Du hast mich zum Glücklichsten aller Menschen gemacht."

Er stürzte fort in den Saal, seinem Weibe, seiner Tochter zuzuflüstern: Gustav sei kein Spieler.

Toni schaute noch immer hinüber, da sah sie, wie sich der Geliebte empfahl, wie er aus dem Hause kam; sie lief ihm entgegen und führte ihn im Triumph in den Saal, ein donnerndes Lebehoch erscholl den Glücklichen. Ein Lebehoch? Und waren sie glücklich?

„Toni," sagte Gustav, „wir sind nicht glücklich — aber dieses Fest soll zwei Liebende glücklich machen. Ich will ihr Engel sein, — dann aber laß uns fortrasen im wilden Tanzgewühle, laß uns Alles, uns selbst vergessen. Brust an Brust, Wange an Wange, Herz an Herz und Hand in Hand — kein Gott kann uns scheiden — uns ward ein traurig Loos beschieden, ich konnte nicht anders — aber Du hast mir vergeben, Engel. Auch nehme ich heute keinen Abschied von Dir, morgen, wenn der Wagen vor dem Thore hält, eile ich zu Dir — dann segne mich, wenn Du mir nicht fluchen mußt."

„Ich, Dir fluchen,“ seufzte das Mädchen, „meinem Leben? meinem Gotte?“ Gustav trat zu seiner Schwester, die sich mit Isidor leise unterhielt: „Sophie, ich halte, was ich versprochen. Ich werde noch heute mit den Eltern reden, hier“ — er drückte ihr Banknoten in die Hand, „verbirg sie — es sind zehntausend Gulden — Deine Mitgift.“ — Bevor die Liebenden ihm danken konnten, war er schon verschwunden er und Toni vergaßen im Wirbel des Tanzes ihren Kummer und die Erde.

Die Gesellschaft ging auseinander. Auch Liebner's gingen und Gustav versprach, höchstens in einem halben Stündchen zu folgen. Er beurlaubte sich bei der alten Katharina, er nahm Abschied vom Arzte. „Ich gab Dir einst das Leben wieder,“ sagte der Alte, „Du hast jetzt Deine Schuld abgetragen, Du eröffnest meinem Kinde ein neues, ein blühendes Leben. Komm an mein Herz, Junge, komm meine Tochter — jener König in den Mährchen von Tausend und einer Nacht, der ausgegangen, vergebens umhergestrichen, einen Glücklichen zu finden — hier hätte er Drei gefunden.“

Toni weinte bitterlich, auch die alte Tante machte sich viel mit dem Schnupftuche zu schaffen.

„Weint nicht,“ sagte der Arzt mit weinerlicher Stimme, „nach einem Jahre kehrt er ja wieder in unsere Arme, zu seiner Toni. Nicht wahr, Gustav?“

„Gewiß, gewiß!“

„Geh hin, Sohn, geh hin, sei glücklich und zufrieden, dichte nicht zu viel, lebe mehr.“

„Heißt dichten nicht leben?“

„Ich habe Dir so viel, so viel zu sagen,“ seufzte der Jüngling, als ihn Toni bis über den Hausflur begleitete, „was mir jetzt, jetzt erst klar und deutlich wird, daß ich eben so glühend liebe wie mein Weib, daß ich elend, sehr elend bin.“

„Und ich,“ fiel das Mädchen ein, „habe Dir nichts mehr zu sagen. Du bist mein Gott, mein Alles, mein Leben. Mein Leben verläßt mich nun, — und ich sterbe.“ — Sie eilte fort.

Toni legte sich nicht zu Bette, sie sah immer zu Alvinen hinüber. Da wurde Alles eingepackt, das verhängnißvolle Bild aus der Nische genommen und die weinenden Diener wurden verabschiedet. „O, könnt' ich mit, könnt' ich mit ihm,“ stöhnte die Unglückliche!

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Beschluß.)

[Frln. Schebest als Romeo.]

Mit dem Finale aber beginnt wieder eine Reihe der schönsten plastischen und dramatischen Gedanken. Das Zufliegen auf die Geliebte, die kecken seelenvollen Umarmungen, der berauschte Gesang, die Selbstvergessenheit der Liebe, — Alles ist aus Einem Gusse. Die Bemerkung ist hier zu wiederholen, daß Andere zwar vielleicht diese äußern Zeichen nachahmen können, daß aber eben in diesen die große Wirkung nicht liegt, die dramatische Künstlerin hier vielmehr wesentlich als Dichterin erscheint.

Für ihr Erscheinen im dritten Acte kann sich unsere Künstlerin keine bessere Vorbereitung wünschen, als ein übertriebenes, naturwidriges Spiel der Julie, wie es hier in der Scene mit dem alten Capulet der Fall war. Der gepreßte Busen erweitert sich wieder, wenn sie eintritt, der tiefe Frieden echter Kunst zieht wieder erquicklich ein. Mit dem angenehmsten Stolze, durch den zugleich ein tiefer Ernst des Gemüths, eine ahnungsvolle Bangigkeit hindurchscheint, wird der erste Theil des Duetts vorgetragen. Namentlich die Worte: „Ich verachte Dich“ — sind von einer unnachahmlich kecken und geistreichen Geberde begleitet. Das stumme Spiel beim Vorüberziehen des Leichenconducts gibt der Künstlerin Gelegenheit, die aus der Oper verbannte Scene in des Paters Zelle in ihrer ganzen tragischen Fülle hereinzuziehen. Ueber die darauf folgende, gegen Tebaldo geschleuderte, Anklage wäre wieder dieselbe Bemerkung zu machen, wozu mir das erste Finale der Norma Veranlassung gegeben hat. Wenn nun bisher die Künstlerin die doppelte Aufgabe erfüllt hat, nicht allein dem in der Oper vorliegenden Stoff so viel abzugewinnen, als ihm nur abzugewinnen möglich war, sondern auch denselben durch eigne schöpferische Kraft weit über sich selbst hinaufzuheben, so tritt sie im vierten Acte als eine durchaus Ebenbürtige in den Zauberkreis des großen Dichters selbst. Langsam, in sich selbst verloren, steigt sie während des Chors nieder und wagt nicht, das Auge auf den Sarg zu heften. Nach einem schön versinnlichten inneren Kampfe tritt sie endlich herzu und sinkt kraftlos darüber hin in einer höchst schön ausgedachten Stellung. Die zarteste Poesie waltet von nun an in der ganzen Gestalt, in Haltung, Bewegung, Miene, Stimme bis zum leisesten Hauche hinab. So vor Allem in den rührend gesungenen Worten: Oeffnet des Sarges Deckel, daß ich sie sehe, — welche sie völlig hinsterben läßt, indem sie langsam vom Sarge weggeht. Nun wendet sie sich und schreit auf, indem sie das Orchester einen Augenblick pausiren läßt. Sie will auf die Scheintodte zu, sie fleht zu ihren Füßen, und von hier herüber schmilzt sie nun so voll Grazie über dieselbe dahin, daß man sich eine zartere Auffassung dieses Moments gar nicht denken kann. Das Wegweisen der Genossen ist schmerzvoll dringlich, und doch liegt in Stimme und Haltung schon die süße Todesmüdigkeit, die innige Sterbesucht, welche die Grundlage der folgenden Scene bildet. Von dieser ist nun einfach zu sagen, daß sie von Anfang bis zu Ende nichts anderes, als der ewigschöne Monolog Shakspear's ist. So der Ausdruck der Freude, daß der Tod über Juliens Schönheit nichts vermocht habe, die Zartheit der Küsse, die himmlische Beruhigung in der ganzen Gestalt, die weiche, träumerische Bewegung. Vortrefflich wird namentlich die Stelle vorgetragen: „Wie fleh ich einsam und verlassen auf der Erde.“ Sie kehrt sich von Julien, tritt mit dem einen Fuße eine Stufe herab; so, im Niederschreiten, scheint jener Gedanke seine Eiseskälte über sie zu gießen. Sie bleibt im Boden wurzeln und beginnt mit herzzerschneidenden Tönen, auf dem Halte mit einem (musikalisch höchst kühnen) Schrei abbrechend, so als versagten ihr alle Organe, — aber noch bitterlicher klagend nimmt sie den Gedanken wieder auf und läßt endlich die Stimme ganz zerbrechen in die Tiefe hin-

abrollen. Es macht den Eindruck der gräßlichsten, trostlosesten Oede (man denke an die Beethoven'sche Composition des Goethe'schen Liedes: Trocknet nicht, Thränen der ewigen Liebe!) Die Vollendung des dramatischen Gesangs aber liegt in dem Vortrag des nun folgenden Themas aus C dur. Nun besiegelt sie noch mit einem Kuß „den ewigen Vertrag dem Wucherer Tod," trinkt das Gift, wirft das Fläschchen weg, küßt Julien nochmals und schreitet dann langsam auf die andre Seite der Bühne, wo sie sich an einen Grabstein lehnt. Während dessen pausirt wiederum das Orchester. Jetzt hört sie Juliens Stimme. Sie glaubt den Ruf eines seligen Geistes zu vernehmen und macht eine leise Bewegung mit dem Kopfe nach oben. Julie ruft wiederholt. Nun wendet sie sich: langsam, schaudernd, zweifelnd, sehnsuchtsvoll tritt sie auf Julien zu, immer schneller zuletzt, sie betastet sie, fühlt, daß sie kein Geist, kein Hirngespinnst sei, daß sie lebe, und nun erfolgt ein Schrei, in welchem das tiefste Entsetzen mit der höchsten Wonne gepaart erscheint. Von der mächtigsten tragischen Gewalt ist der Vortrag der Worte: „Hier muß ich weilen, ewig hier" — und „Du weißt nun Alles." Den höchsten Zauber aber spart die Künstlerin bis zuletzt auf. Nachdem sie mit größter Naturtreue, und ohne den leisesten Schatten von Uebertreibung das Herannahen des Todes versinnlicht hat, sinkt sie neben Julien in die Kniee und läßt sich von dieser, welche hinter ihr steht, halten. Im Singen nun beugt sie den Kopf gegen dieselbe etwas nach der Seite rückwärts, damit noch Wange an Wange geschmiegt sei; aber auch dies ist ihr noch nicht genug, sie erhebt auch noch beide Arme rückwärts und zieht damit Juliens Haupt zu sich nieder. Welch ein reizendes Bild hieraus entstehe, brauche ich wohl nicht erst auseinanderzusetzen.

Nach dem Bisherigen dürfte sich denn das Urtheil rechtfertigen, daß Fräul. Schebest nicht nur ein ausgezeichnetes dramatisches Genie überhaupt, sondern daß sie namentlich für den dramatischen Gesang geboren sei, wobei an ihr noch ein plastisches Talent von seltener Trefflichkeit und Ausbildung zu bewundern ist. Zugleich darf gerühmt werden, daß sie sich auch im Privatleben allgemeine Achtung und Liebe erworben hat durch eine Anspruchlosigkeit, eine weibliche Würde und edle Einfachheit der Gesinnung, welche in gewissem Betracht eben so selten, als ihre künstlerische Vortreflichkeit, genannt werden können.

Um allen Verdacht der Uebertreibung abzuwenden, habe ich mein Urtheil überall nur an Thatsachen angeknüpft und dasselbe jedes Mal mit Gründen belegt. Da nun der Triumphzug dieser neuen, außerordentlichen Erscheinung erst anfängt, so muß ich es allerdings der Zukunft überlassen, ob das Urtheil des Pesther, Carlsruher und Stuttgarter Publikums anderweitig wird bestätigt werden. Immer aber wird es mich freuen, daß mir Gelegenheit wurde, der trefflichen Künstlerin schon im Anfange ihrer glänzenden Laufbahn mit einer vorurtheilsfreien, gewissenhaften und auf Thatsachen gegründeten Kritik entgegenzukommen. Wenn sie bisher hier und da im Feuer der Begeisterung die außerordentliche Kraft ihrer Stimme wohl etwas zu wenig zu Rathe gehalten und dramatisch die hohen Töne auch da, wo es der dramatische Effect nicht verlangte, zu schneidend eingesetzt hat, so wird sich das bei mehrerer Uebung von selbst verlieren, um so mehr, da wir aus ihrem Vortrag von Concertarien ebensowohl, als von einfachen Liedern die Ueberzeugung erhalten haben, daß sie ihre Stimme, sobald sie selbst nicht zu stürmisch bewegt ist, trefflich in ihrer Gewalt hat. Man bedenke nur immer, daß ihre Stimme ganz zum dramatischen Gesang gebildet, d. h. von seltenem Umfang, äußerst bewegsam, und zur leisesten Nuancirung der Empfindung geschickt ist, wonehen sie nun von demselben Manne, aus dessen Schule die Schröder-Devrient hervorgegangen ist, eine treffliche Ausbildung erhalten hat.

Hiermit sage ich für diesmal Lebewohl und setze, wenn Sie es wünschen, meine Berichte bei Gelegenheit weiter fort.

N o t i z e n.

[G. Schwab's Buch der schönsten Geschichten und Sagen.]

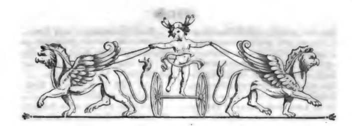
Wir hofften diesem ersten Bande des bei Liesching in Stuttgart erschienenen Sagenbuches von Gustav Schwab einen zweiten Band folgen zu sehen, um den ganzen Schatz zu ermessen. Inzwischen bietet schon der erste Band eine große Reihe vortreflich im alten Sagenstyle und der schlichten Erzählungsweise unserer Altvordern wiedergegebener Volksnovellen dar. Daß der Balladendichter Schwab diese Schätze, die mit dem Stempel der ewigen Jugend: „gedruckt in diesem Jahre" im Volke circuliren, wohl zu würdigen wisse, war schon aus seinen Poesieen klar; daß er sie aber so angemessen in Prosa mit dem ganzen Zauber der ungekünstelten Naivetät wiederzugeben vermag, legte er erst mit dieser Abfassung der Sagenstoffe an den Tag. „In der neuern Zeit," sagt Schwab in der Vorrede, „hat sich die vaterländische Kunstdichtung ihrer bemächtigt, und sie theilweise unter den Händen eines großen Meisters in lyrischen, epischen, dramatischen Umgestaltungen verherrlicht und verklärt. Jene Bearbeitungen benehmen jedoch der frühern, anspruchslosen Form dieser Volksgeschichten von ihrem eigenthümlichen Werthe nichts, und der unverdorbene Geschmack wird von den Ueberdichtungen derselben eben so gern zu der schlichten Darstellung der alten Zeit zurückkehren, als er sich von den genialsten Variationen in der Musik immer wieder mit gleichem Vergnügen einer einfach schönen Urmelodie zuwendet." Görres war Schwab's Führer zu diesen alten Schätzen. Kritischer Sichtung des Textes bedurfte der Herausgeber zu seinem Zwecke nicht, doch erwähnt er, daß von den Bearbeitungen dieses ersten Bandes: Der gehörnte Siegfried, Hirlanda, Genovefa, Magelone, das Schloß in der Höhle Xa Xa, Griseldis nach den im Volke umlaufenden fliegenden Blättern mit verschiedenem Druckorte, die letztere mit Zuziehung des Fragments einer augsburger Ausgabe von 1628; die Schildbürger, nach einem alten Drucke; Robert der Teufel, nach einem französischen Volksbuche von Limoges, mit Vergleich von Spazier's Uebersetzung aus dem Altenglischen, bearbeitet worden sind. Dem armen Heinrich liegt die Grimm'sche Uebersetzung zu Grunde.

Schwab's Buch ist die beste Lectüre für die Jugend, der beste Leidfaden, um jugendliche Gemüther in den Reichthum der vaterländischen Dichtungen einzuführen. In ihnen wird der junge Sinn im Geiste Deutschlands heimisch.

[Das Aachner Musikfest.]

Der Frankfurter Telegraph gibt hierüber einen interessanten Bericht in No. 34. Wir nennen kurz die Pièçen, welche zur Aufführung kamen. Am ersten Tage Cherubini's Ouvertüre zum Wasserträger und Händel's Oratorium Belsazar, nach der Bearbeitung von Mosel. Den zweiten Festtag eröffnete Beethovens C-moll-Symphonie. Dann ein Oratorium von Ries: die Könige von Israel. Ries wurde zum Schlusse mit Gedichten und Blumen überschüttet, ein schönes Mädchen drückte ihm den Lorbeerkranz auf die Stirn.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — **119.** — den 22. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Spieler.

(Beschluß.)

Als Gustav zu seinen Eltern kam, preßte ihn der Vater stürmisch an die Brust: „Sohn, alles vergeben und vergessen — Du stehst rein und schuldlos, ein gutes Kind vor mir da, Du bist kein Spieler, ich habe Dir schweres Unrecht gethan, o, vergib mir! Ich weiß Alles, flüsterte er ihm leise zu — Toni sagte es mir — ein geheime Verbindung. Nun, was siehst Du mich so starr an, ich weiß ja auch, daß der Fürst Dich begnadigt, daß Deine Reise eigentlich eine Verbannung."

„Himmlisches Mädchen," rief Gustav, „und ich, ich kann Dich verlassen?"

Er besprach sich noch mit den Eltern, wegen Sophie und Isidor. Er drang in sie, sich schlafen zu legen, wenn er abreiste, wollte er sie wecken. Sie gingen. Sophie weinte Freudenthränen, Thränen des Dankes an der Brust ihres Bruders.

„Geh doch, Mädchen," sagte Gustav, „und träume von glücklicher Liebe."

Aber Gustav nahm sich vor, seine Lieben nicht zu wecken, wozu ihnen das Herz durch den Abschied schwer machen, dachte er, dann würden sie mich begleiten und Alvinen sehen.

Er nahm brieflich Abschied und legte den Brief aufs Bett seines Vaters. Sprachlos stand er vor ihm und schaute ihm lange ins fromme Antlitz. Vor seiner Mutter kniete er nieder und küßte die Hand und die Stirn der Schlafenden. Er war wie fest gebannt, sollte er denn seine gute Mutter niemals wiedersehen? Noch einen Kuß drückte er auf die rosigen Lippen seiner Schwester, nahm seine Papiere, nahm Abschied von seiner Stube, die ihn mit ihren weißen Armen so oft umfangen, die gezittert, wenn er mit wilden Schritten einhertobte.

Die Wagen standen schon vor Alvinen's Thür. Gustav eilte noch in das Haus des Arztes, seine Toni zum letzten Male zu sehen. Als er die Treppe hinangelaufen war, stand sie vor ihm, sie hatte ihn schon früher durchs Fenster bemerkt. Wie eine Verklärte stand sie vor ihm mit erloschenen Augen. Sie breitete die Arme aus, er sank an ihre Brust. Er drückte einen wilden Kuß auf ihre Lippen, sie erwiederte ihn flüchtig und leise. — Zieh hin, zieh hin, Du Einziggeliebter, denke mein, wenn es Dir seelenöde wird — zieh hin, gewiß, gewiß, Gustav, wir werden uns einst wiedersehen." — Sie ging hinein. Gustav schwankte in den Wagen, wo Alvine seiner wartete. Die Rosse flogen, Toni stand am Fenster mit gefalteten Händen.

Es waren mehrere Monate vergangen, traurig ging es zu im Hause des Arztes. Gustav hielt Wort, er schrieb Toni'n oft, sehr oft Briefe; es war doch der einzige Wunsch des Mädchens, für das Gedankengold des Geliebten sich frohe Stunden zu kaufen. Er lebte unendlich glücklich in

seiner unendlichen Liebe zu Alvine; aber er fühlte tief, was ihm Toni war, und wie er sie mitleidslos hingeschlachtet. Sie wurde blaß und immer blässer und nahm zusehens ab.

„Armes Mädchen," sagte der Arzt, „die Sehnsucht macht Dich bleich, er kommt ja bald wieder, verliebtes Täubchen — aber, höre Toni! Tantchen war so neugierig, zufällig, wie sie sagt, in einen Brief Gustav's zu gucken. Da schreibt er Dir von seinem Weibe, wie es oft eifersüchtig wird und ihn nicht küssen will, wenn er in namenloser Sehnsucht die Arme nach Dir ausbreitet. Ist der Junge aus purer Liebe toll geworden? Er ist ja erst Bräutigam, und Du sollst sein Weib werden. Was faselt er also von Eifersucht seiner Frau?"

„Ach, Vater," sagte Toni resignirend, „er spricht in Bildern, die Muse ist des Dichters Weib, und es wird eifersüchtig, wenn sein Liebling ein Erdenmädchen herzt."

Es waren wieder einige Wochen vergangen. Bleich und athemlos stürzte Gustav in Alvinens Zimmer. Da, da lies diesen Brief:

„Gustav, das Jahr ist bald um, die Zeit bald da, wo „der Priester uns verbinden soll. Ich, nur ich allein weiß, „wie die Sachen stehen; aber kommen mußt Du. In „den Augen meines Vaters darfst Du kein Undankbarer scheinen, kommen mußt Du, daß die Welt nicht „sage, Du hättest mich verlassen. Wie sich diese Wirren „lösen werden, hör' ich Dich fragen? Ach, Geliebter, „wenn ich Dich nur noch ein Mal sehen könnte, Dich pressen könnte an mein junges, tiefgebrochenes Herz, nur noch „einen Kuß auf Deine Lippen drücken könnte und dann „sagen: Leb wohl, leb wohl, bis wir einst uns wiedersehen in einem fremden, unbekannten Lande. Ich werde „nur noch kurze Zeit leben — das fühl' ich tief. Vergebens ist die Kunst der Aerzte, die Pflege guter Menschen „— die Leute nennen es Schwindsucht, ich nenne es „eine abgehärmte Sehnsucht nach einem unerreichbaren „Gute, ein tödtend heißes Verlangen nach Jenseits. „Komm, Geliebter, komm! Leb' wohl, immer recht wohl „und glücklich, dichte Schönes, Großes und denke meiner — „das Zittern meiner Hand, die Eiskälte in meinen Gliedern, das krampfhafte Zucken meines Herzens sagt mir „laut, es muß, ja es muß ein Wiedersehen geben.

Deine Toni."

Alvine weinte heftig.

„Ich reise, Alvine, ich reise gleich," sagte Gustav „ich muß hin, ich will hin, Du hast ja Alles selbst gelesen."

Alvine lag ohnmächtig in seinen Armen.

„Stirb nicht, stirb nicht, Alvine, mein geliebtes Weib! Bin ich verflucht, Alles, was ich liebe, zu verderben?"

Nach einigen Minuten schlug sie die Augen auf. „Reisest Du gleich?" fragte sie schmerzlich.

„Ich befahl schon früher, die Pferde anzuspannen. Muß ich nicht? sag' selbst, Alvine."

Sie drückte ihn wild an ihre Brust. „Gustav, Du bist ein edler, ein hochherziger Mensch, ich möchte zu Deinen Füßen hinsinken und zu Dir beten. Aber wann wirst Du wiederkehren? Erhalte Dich mir, erhalte Dich unserm Kinde."

Der Wagen fuhr vor. Gustav nahm einige Kleidungsstücke, seine Papiere — und — — —

Wer je von einem geliebten, liebenden Wesen schied, wird diese Gedankenstriche verstehen. Ist denn nicht jeder Abschied ein Strich durch die Gedanken, ein Strich vom Schicksale ins Herz geschrieben? Wohl gucken einzelne Buchstaben hervor — als Thränen, Seufzer —; aber mitten durch zieht sich der schwarze, breite Strich — die Nacht in allen Scenen.

Gustav kam an und eilte zum Arzte. „Zu spät, zu spät!" rief dieser mit gebrochener Stimme dem Jünglinge entgegen, als dieser bewußtlos in seine Arme stürzte. „Ach, warum nicht früher, nicht um einige Tage früher, vielleicht hättest Du gerettet mein süßes, mein einziges Kind. Grüß ihn von mir, küsse ihn unzählige Male von mir, waren ihre letzten Worte. Fort, fort von hier, aus dieser Stadt," und sah mit Thränen auf den Jüngling nieder, der im Staube sich verzweifelt krümmte, „hier ist nichts mehr für Dich zu suchen, das Verlorene wirst Du nimmer, nimmer wieder finden. Briefe, die Du ihr noch geschrieben, und ein anderes versiegeltes Packet nahm sie mit sich in die Gruft — es war ihr ausdrücklicher Wille (Gustav ahnte, daß es sein Tagebuch sei). O, daß sie noch unter uns lebte, daß sie noch üppig blühte, wie in jenen glücklichen Tagen, als sie Deine Braut wurde! — Das ist Alles, Alles aus!"

Noch einige Tage blieb Gustav. Der Arzt schloß sich ein, und wollte sich nicht sprechen lassen, er wollte den Jüngling nicht kränken, und durch dessen Anblick mit dem Gedanken an ein unwiederbringlich verlorenes Glück sich nicht tiefer den Pfeil ins Herz bohren. Gustav sagte ihm schriftlich Lebewohl. Er beschloß, seinen Vater mit sich in sein stilles Asyl zu nehmen, und dieser willigte ein. Seine gute Mutter starb bald nach jenem glücklichen Abende, an dem

sie Bräutigam und Braut ans Herz drückte — Gustav trauerte ihr noch immer nach.

Isidor lebte glücklich mit Sophie in einem nahegelegenen Städtchen. Er besuchte seine Schwester, er sagte ihr, daß er den Vater mit sich nähme, um ihn ein sorgenfreies Alter genießen zu lassen — von Zeit zu Zeit versprach er wieder zu kommen. Als sie von Toni zu sprechen begann, schrie er laut auf, eilte in den Wagen, der bald den Blicken der wehklagenden Schwester entschwand.

Es war Nacht, als er an den Thoren der Stadt anlangte, wo er so viel gelitten. Wie verhaßt war ihm Alles, Thürme, Häuser, Gassen und Leute, nur eine kleine Stelle, ein kleiner Hügel versöhnte ihn wieder mit der Gegend, die ihn als Knaben so freudvoll, als Jüngling so leidvoll gesehen — das Grab Toni's. Er hieß den Wagen nach dem Hause seines Vaters fahren, er aber ging mit hastigen Schritten dem Kirchhofe zu. Der Todtengräber grub eben ein frisches Grab. „Freund," sagte er, indem er dem Graukopfe Geld in die Hand drückte, „führt mich zum Grabe Antoniens."

„Meinen Sie des Arztes Töchterlein? Es war ein junges Blut, achtzehn Jahre und eine Braut."

„Laßt mich allein."

Der Todtengräber sah den jungen Mann bedenklich an. „Wenn Sie fort wollen," sagte er, „finden Sie mich bei jener Trauerweide, dort ruht mein Weib."

Gustav warf sich aufs Grab nieder. — Todt, todt, und ich bin Dein Mörder. Du hast mich geliebt, wie kein Weib auf Erden mehr liebt, und ich konnte Dich kalt verlassen? Meine Briefe, mein Tagebuch nahmst Du mit Dir hinab, noch im Tode wolltest Du nicht von mir lassen.

Er weinte heftig und seine Sinne verwirrten sich.

Als die Lebensgeister wieder in ihm erwachten, lag er in den Armen des Arztes. „Unglücklicher," stammelte der Alte, „so mußt' ich Dich auf ihrem Grabe finden, — ach, es zieht auch Dich wie mich zu ihr. Das Leben hat Dir wenig Freuden mehr zu geben, und die wenigen, die vielleicht noch kommen, treffen in Dir nur ein halbes Herz — die andere Hälfte schlummert im Grabe. Das Glück war so nah, ihr habt euch so geliebt, so sehr geliebt — aber nun ist Alles, Alles aus."

Am folgenden Tage reiste Gustav mit seinem Vater ab. Aus den Reden seines Sohnes, aus dem Munde seiner Schwiegertochter erfuhr er nun den wahren Verlauf der Sache. Gustav lebt glücklich, sehr glücklich in den Armen seiner Alvine — das ist sein Erdenglück. Wenn aber der Rausch der Dichterweihe sein Hirn durchlodert, wenn ihm alle Himmel offen stehen, ist Toni, die geopferte Heilige, die Muse, zu der er betet. Bilder und Gedanken, Träume und Thränen kommen von ihr.

Der Arzt überlebte nicht lange seine Tochter. Die alte Tante ließ viele Seelenmessen lesen für die Hingeschiedenen; aber sie lernte immer mehr einsehen, daß der Mensch den Trost im Unglücke nicht aus einem Gebetbuche schöpfen könne, daß er Menschen, Herzen um sich haben müsse, die ihm tragen helfen. Es wurde ihr seelenöde im großen Hause.

Oft, sehr oft gedachte Gustav seiner geopferten Toni und ihres redlichen, unglücklichen Vaters — dann ergriff er wehmüthig die Hand seines Vaters, dann drückte er sein blühendes Weib ans Herz und seufzte tief: „Sieh', Vater, Du hattest Recht, mich stets einen Spieler zu schelten. Ich setzte mein Leben aufs Spiel; aber ich gewann es auch" — hier deutete er auf Alvine. „Aber, ach, Toni ist todt, mein Freund ist todt — mit fremdem Leben spielte ich leichtsinnig und habe es auf ewig verloren."

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Dem. Löwe, Dem. Schlanzowska. — Frühlingsmanoeuvres.]

Ich will zuerst von einem Ereigniß sprechen, welches nicht Statt gefunden hat; dies ist die Aufführung der Alceste. Drei Wochen lag das Billet dazu auf meinem Tisch, und von drei zu drei Tagen wurde Anfangs der Heiserkeitstermin des Fräul. v. Faßmann, späterhin der des Herrn Eichberger verlängert. Endlich ging Alceste auf Reisen, und Admet blieb krank, ohne daß ein Orakel des Apoll oder sonst etwas ihn geheilt hätte. Auch kein Herkules fand sich ein, der unsere schöne Alceste wieder aus dem Reisewagen gehoben und zurückgebracht hätte, so gut wie er sie den Larven des Todes abjagt. Genug, man bezahlte unser Geld wieder und der alte Hohepriester der Kunst, Gluck, kehrte kopfschüttelnd und murrend in seinen unterirdischen Palast zurück.

Wie lustig geht es her, wenn solche alte brummige Gesellen sich endlich davon gemacht haben und leichter geschürzten, fröhlichern Leuten den Tummelplatz überlassen! Wie jubiliren Rossini und Bellini, die um die Wette nachtwandelnd und tagwandelnd eifersüchtig, nämlich in der Somnambula und im Othello, sich auf der Bühne spreizen. Daß aber doch die vertrakten Italiener immer so gute Advocaten zu wählen wissen, welche ihre Sache vor dem Publikum führen. Ein solcher liebenswürdiger Advocat ist Dem. Löwe. Ihre schwarzen muntern Augen, ihr graziöses Spiel, ihre perlenklaren Läufe und Triller sind die Zaubermittel, wodurch sie den finstern Areopagus selbst der grämlichsten Kritikaster besticht, so daß sie die italienischen Landläufer unmöglich ganz

verurtheilen können. Die athenienſiſchen Richter hatten es gut, denn ſie richteten im Finſtern; es hülfe ihnen aber bei uns nichts, wenn ſie ſich nicht auch, wie die Gefährten des Odyſſeus, die Ohren mit Wachs verklebten. Und wer weiß, ob alsdann nicht noch andere Sinne verführeriſch ins Spiel träten ſo gut wie bei uns! Sogar eine Renegatenſache wird gut in ſo lieblichem Munde, und Robert der Teufel kommt uns gar nicht mehr ſchwarz vor, wenn Dem. Löwe ihn freundlich bei der Hand faßt und mit ſilberner mezza voce uns zuflüſtert: Seht doch wie niedlich dieſes Teufelchen iſt! Durchaus nicht ſo abſcheulich, wie verläumderiſche Recenſenten behaupten wollen, ſondern vielmehr recht fromm, ſo daß es alle Tage ein Hugenotte werden könnte. — Damit hat's indeſſen noch einige Zeit; denn wenn wir bedenken, daß Spohr's Fauſt ungefähr funfzehn Jahre ſpäter in Berlin als in Prag gegeben wurde, ſo iſt es, den Abſtand Meyerbeer's von Spohr und den Berlins und Paris dagegen gehalten, wohl nicht zu viel, wenn wir aus der Mandel Jahre ein Schock machen, ſo daß der Componiſt wenig über hundert alt zu werden braucht, um die Aufführung ſeines Werkes bei uns ſelbſt noch zu erleben!

Der Uebergang von dieſem Thema auf die Frühlings-Manöver ſcheint etwas ſchroff, iſt es aber bei Lichte beſehen gar nicht, denn die Officiere, welche hier anweſend ſind, ſieht man eben ſo häufig in der Oper, als auf den Manöver-Plätzen, ja ich möchte beinahe behaupten, daß ſie in der erſtern noch lieber wären, als auf den letztern; zumal wenn man ihnen eine ſo graziöſe und gewandte Tänzerin zum Rendezvous beſtellt wie Dem. Helene Schlanzowski, welche vor wenigen Tagen in dem Ballet, „die Fee und der Ritter,“ aufgetreten iſt und alles bezaubert hat, außer diejenigen, welche noch nicht von Fanny Elsler entzaubert ſind. Ich ſehe voraus, daß dieſe ſchöne Polin aus Wien hier viel Unheil ſtiften wird, wobei ihr Name Helena noch ein ganz beſonders ſchlimmes Omen bildet. Ich kann es nicht läugnen, obwohl ich zum Schäfer auf dem Ida wenig natürliches Genie habe, der Paris und Raubritter einer ſolchen Helena möchte ich ſchon werden. Nur ſteht der unfehlbar darauf folgende zehnjährige Krieg — wenn kein anderer wenigſtens ein häuslicher — gar zu geſpenſterhaft im Hintergrunde.

Alſo auf die Frühlings-Manöver zu kommen, ſo ſind dieſelben glücklich vorüber. Wir haben nichts von Unglücksfällen gehört, und in den Schlachten, die man geliefert hat, iſt die Zahl der Todten nicht übermäßig geweſen. Das Friedensfeſt wurde im Opernhauſe gefeiert, und Dem. Helene Schlanzowski war die Friedensgöttin, welche Alle anlächelte. Ein auf ſolche Art beſiegelter Friede ſtellt alle Theile zufrieden, und pflegt daher länger zu dauern, als die ſogenannten ewigen. Die Garniſonen von Potsdam und Berlin zogen mit klingendem Spiel ins Vaterland zurück, und wurden ſie auch nicht von weißgekleideten Mädchen an den Thoren empfangen, ſo that das wenig zur Sache, da jeder eines ſolchen Empfangs würdige, d. h. junge wohlgewachſene Krieger ſich ſeparatim von ſeiner Schönen empfangen laſſen konnte. Und wer ſieht dabei auf Kleider? Das Manöver hat übrigens eine wichtige Folge gehabt, denn es hat den Eiſenbahnen etliche tauſend Anhänger gewonnen, indem jeder Soldat, der zu Fuß die Chauſſee von Potsdam nach Berlin hinunter marſchirte, im Stillen auf die möglichſt baldige Herſtellung dieſer bequemen Transportmittel hoffte.

Trotz einer Eiſenbahn würde indeſſen das Königſtädter Theater immer ſehr weit von Ihrem Correſpondenten entfernt liegen, und es ihm künftig vielleicht leichter werden, das Theater in Potsdam als das am Königsgraben zu beſuchen. Denn er würde nach dem erſten grade ſo lange zu gehen, als nach dem letztern zu fahren haben. Sie werden es daher nicht ſehr verwunderſam finden, wenn mein Beſuch jenes fernen Kunſttempels zu ſparſam ausgefallen iſt, um mehr als einen generellen Bericht darüber zu erſtatten. Wenn alle Welt aufhört Geſellſchaft zu ſehen, ſo fangen die Gaſtgebote bei den Bühnen erſt recht an, im Frühjahr. Herr Cerf ſah dergleichen in letzterer Zeit ungemein viel. An Sängerinnen iſt zuerſt Mad. Pollert zu nennen, deren ich meines Erachtens ſchon flüchtige Erwähnung gethan. Dieſelbe ſtammt aus dem Norden, aus St. Petersburg, hat aber eine ſüdliche Geſangsbildung. Ihre Stimme iſt gut, ihre Geläufigkeit noch beſſer. Doch was verlangt man nicht heut zu Tage? Einen Erfolg hat dieſe Sängerin allerdings, aber nur einen der Achtung; je dennoch hofft man ſie engagirt zu ſehen. Ihr Gatte iſt ein gewandter Schauſpieler zumal im komiſchen Fach; ob aber eine ſolche Zugabe eine willkommene genannt werden kann, das iſt eine andere Frage. — Eine zweite Sängerin war aus Carlsruhe gekommen. Da ſie es jedoch nicht einmal dahin brachte, in der Aufführung zu ſingen, ſondern mit der Probe ihre Gaſtdarſtellungen endigte, ſo haben wir nicht gar zu viel davon erfahren. — Eine dritte Sängerin Dem. Henkel würde eine ſchwache Stütze des Theaters ſein, obwohl ſie gefallen hat, denn dieſer Henkel hängt mit einem ſo ſchwachen Gefäß zuſammen, daß ein geſunder Tag immer auf drei kranke kommt. — Zu einer weiblichen Acquiſition iſt daher wenig Ausſicht geworden, und wir müſſen uns damit bis auf beſſere Zeiten begnügen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Notizen.

[Graf Bismark über Seydlitz.]

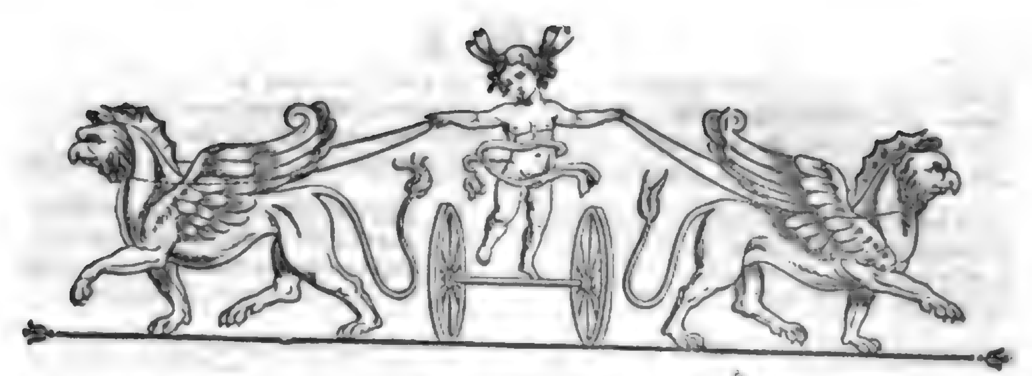
Das jüngſt in Karlsruhe aus der Creuzbauer'ſchen Buchhandlung hervorgegangene Buch: „Die preußiſche Cavalerie unter Friedrich dem Großen, und der General der Cavalerie Freiherr von Seydlitz, vom General-Lieutenant Grafen v. Bismark,“ iſt ein bloßer Wiederabdruck der ſchon im Jahre 1828 in Karlsruhe bei Müller erſchienenen ſogenannten Biographie von Seydlitz, die zugleich den vierten Theil der ſogenannten „Reiter-Bibliothek“ ausmacht. Ueber den Werth der militairiſchen Schriften des Grafen Bismark haben die berliner Militair-Literaturzeitung und das hannoverſche Militair-Journal gewichtig abgeurtheilt. Von dieſer Schrift insbeſondere iſt zu bemerken, daß die eigentlichen Militairſachen darin größtentheils der nicht in den Buchhandel gekommenen „Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, durch die Officiere des preußiſchen Generalſtabes“ entnommen ſind, ohne daß die Quelle genannt wäre; die Capitel aber: „Seydlitz in der Liebe“ und „Seydlitz in der Ehe“, die ſich hier vorfinden, ſind nicht nur ohne alle hiſtoriſche Begründung, ſondern ſogar gegen dieſe, ganz aus der Luft gegriffen, der Name „Cloma“, gleich den angeführten Stellen aus Seydlitzen's Briefen, rein fingirt. Und man wundert ſich, daß ein ſolcher Wiederabdruck ohne Bemerkung und Entſchuldigung dies alles wiederholt auftiſcht!

Auf Varnhagen von Enſe's claſſiſche Darſtellung jenes Charakters (Berlin bei Duncker u. Humblot) iſt als Entſchädigung für jene hiſtoriſche Unbill zu verweiſen.

[Donizetti.]

An die Stelle des verſtorbenen Zingarelli iſt Donizetti zum Director des Conſervatoriums in Neapel ernannt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 120. — den 23. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gepanzerte Lieder von Karl Beck.

1.

Gang um Leipzig.

Die Nebel steigen schläfrig aus den Gründen,
Ein Flüchtling, wird der Staub umhergetrieben,
Man hört des Donners Stimme laut verkünden,
Was ins Gewölk die Blitze hingeschrieben.

Der Sturm ist los, mit mächtigem Gebrause
Will er vom Schlummer auf die Bäume rütteln,
Wie's auserkorne Volk im Gotteshause
Seh' ich die Zweige ihre Häupter schütteln.

Fort, fort, mein Dichterroß! Hinein ins Grauen,
O, nicht dahin, wo frohe Seelen scherzen. —
Verwitterte Gebeine will ich schauen,
Und öde Steppen und gebrochne Herzen.

Vielleicht gelingt's, die Särge zu zerspellen,
Ich schwinge kühn die Streitaxt der Gedanken,
In Wüsteneien trag' ich Thränenquellen,
Wo im verbrannten Sand die Pilger kranken.

Vorbei! Hier werden Küsse dargeboten!
Der Dichter bleibt ein Bettler stets im Leben,
Doch reich und mächtig wird er bei den Todten,
Dort kann er frei den Schatz der Geister heben.

Fort aus der Stadt, auf blühend grüne Wiesen,
Am lauten Markte mag ich nicht verschmachten;
Wohl wird Verdienst, ein Feldherr, hier gepriesen,
In goldner Rüstung schlägt er seine Schlachten.

Und er erwählt zum Kampfplatz sich den Laden,
Und Ellen statt der blitzend hellen Schläger,
Die Thaler klingen — seine Kanonaden,
Und Zahlen sind die schwarzen, wilden Jäger.

Auf meinem Haupte die Studentenmütze,
Und meine Sporen klirren hell, die blanken,
Und meine Pfeife streut im Funkenblitze
Den Weihrauch, den gepanzerten Gedanken.

So stürm' ich fort. Er ist ein toller Bube,
So hör' ich bitter den Philister schmählen,
Was sitzt der Träumer nicht auf seiner Stube,
Und läßt aus Büchern sich die Welt erzählen?

Nein, nein, ich bin, ich bin kein Müßiggänger,
Auf diesen Fluren lern' ich die Geschichte,
Das rauschende Gezweig ist mir ein Sänger,
Und Busch und Gräser sind mir Kraftgedichte.

Hier hieß man Elephanten die Germanen,
Die, wundgepeitscht, sich doch geduldig zeigen;
Es mochten wohl die argen Spötter ahnen,
Daß Elephanten schwer die Kniee neigen.

Ich starre hin, an einen Baum mich lehnend,
Mein Geist gesalbt von der Begeist'rung Oele,
Mein Auge trieft, nach Menschenblut sich sehnend,
Ein Löwe, grollend, aus der dunkeln Höhle.

Zu Kriegern werden plötzlich alle Halme,
Geschütze führt die Wolkencaravane,
Der Nebel wird zum schwarzen Pulverqualme,
Und jeder Baum zu einer grünen Fahne.

Der Sturm befiehlt den dicht geschloss'nen Streitern:
Auf! auf! hinein ins laute Schlachtgewimmel!
Und auf der Dichtung schwanken Sturmesleitern
Erklimmt mein Geist den alten, deutschen Himmel.

Da will er denn den alten Gott befragen:
Ob alle, die des Herzens Blut verspritzen,
Die auf der Erde hier ein Kreuz getragen,
Beseligt einst, zu seiner Rechten sitzen?

Er will ihn fragen: Ob denn Jeder, Jeder,
Der gläubig eine Welt erlösen wollte,
Sei's mit dem Schwerte, sei es mit der Feder,
Dereinst, ein Mensch, zum Gotte werden sollte?

Und wie er nun mit flammendem Gefieder
Zum Himmel kommt, — da tönen Stimmen oben:
„Zurück! zurück! Er schläft — komm morgen wieder —
Er träumt, er hat die Wolken vorgeschoben."

Da war es mir, als läg' ich tief begraben,
Als hört' ich Geisterklänge um mich rauschen:
Vom großen Himmel willst du Antwort haben?
Wird dir die Erde denn, die kleine, lauschen?

Sie höret nicht dein Flehen und Dein Schelten,
Des Reimes Hammer spaltet keine Bande,
Gedankenkugeln treffen matt und — selten,
Und Schranken stürzen nicht im Bilderbrande.

Mich trieb's zur Stadt zurück mit Blitzeseile,
Ich sah — die Stimmen hatten wahr gesprochen —
Philisterthum und Markt und Vorurtheile,
Sie standen fest — mein Herz nur war gebrochen.

2.

Deutsche Buchhändlerbörse.

Viel Pilger seh' ich in die Kirche wallen,
Doch statt der Glocke hör' ich Münzen schallen,
Geweihte Tropfen im marmornen Becken
Sind in gefurchter Stirn des Schweißes Flecken.

Der Hochaltar — die Pulte in der Nische,
Die Bibel — dort das Hauptbuch auf dem Tische,
Es beten Pfaffen drin aus schriller Kehle
Mit weißer Krause und mit schwarzer Seele.

O, Himmel! Wird hier Höllenspuk getrieben?
Doch seht, wie rings die Fratzen schnell zerstieben,
Zum Markte ist der Tempel umgewandelt —
Der Gott wird ausgeboten und verhandelt.

Mein Auge hüllt sich in des Abends Seiden,
Kaum kann es mehr die Waaren unterscheiden —
Hier Bilder, die zum Schmuck der Stube taugen:
Als wunde Herzen, rothgeweinte Augen.

Ist's nicht, ob Jener Sammt zu Markte brächte?
Wohl sind es schwarze, bang durchseufzte Nächte.
Und Jener dort will eine Uhr verkaufen
Des Glückes Uhr — dem Dichter abgelaufen.

Ein Beutel wandert durch die Käuferhorden,
Der stets sich füllt, sobald er leer geworden,
Sie wühlen drin und graben nach den Schätzen,
Bis sie mit rohen Händen ihn zerfetzen.

Du armes, reiches Dichterherz hienieden,
Nie bist du leer, nie lächelt dir der Frieden,
Dich füllt der Schmerz, wenn dich der Schmerz gemieden,
So lang' — bis Du am Gram der Zeit verschieden.

Mir war's, ob ich durch Wüsteneien liefe,
Mir flogen Pfeile in des Herzens Tiefe,
Des Samums Wuth umbrauste meine Wangen
Und meinen Hals umschlossen Riesenschlangen.

Da wacht' ich auf. Denn in der Fensterbrüstung
Entschlief ich früher in des Grames Rüstung.
Was mir sich bot im Wachen und im Leben,
Das mußte mir im Traum vorüberschweben.

Vom Thurme hört' ich früher Glocken schallen
Und Pilger sah ich hin zur Kirche wallen
Und unter mir die wilde Jagd der Messe,
Der Gott des Trödels mit der Schellentresse.

Der Samum — meine sonnenheiße Wange,
Mein stechend Haargelock — die Riesenschlange,
Die Pfeile tief mir in die Brust geschossen —
Ach, meine Hand, im Krampf ans Herz geschlossen.

Die Börse meinem Fensterlein genüber —
Ich sah hinüber trüb' und immer trüber,
Ein Stein zum andern Steine fest sich fugend —
Ein Dichterleben — eine Dichterjugend.

3.

Schiller's Haus in Gohlis.

So stand ich da, das Auge thränenhell,
Von bunten Träumen ward mein Sinn durchzogen,
Da schien es mir, als käme blitzesschnell
Ein Silberschwan aus Weimar her geflogen,

So majestätisch flog er, sah so bleich,
Er sang zu mir so süß, so wundertönig:
Einst war ich Fürst, ich erbte nicht mein Reich,
Ich ward vom Volk erwählt, ein Bürgerkönig.

Und Thränen, Traum und Bild und Phantasie
Umgaben mich als Schätze meiner Krone,
Im Golde meiner Sprache warf ich sie
In meines Volkes Schooß, herab vom Throne.

Ich dachte, herrschte nach des Volks Begehr,
Drum mocht' es mit dem Purpur mich begaben;
Der reiche Mann, das Volk, geht schlicht einher,
Und ziert mit Seide seinen Edelknaben.

Was ist der Ruhm? Was heißt unsterblich sein?
Ist's lange her, daß ich begraben liege?
Mir raubt mein Volk den Scepter aus dem Schrein,
Hin meine Macht, vergessen meine Siege.

„Du hast," so scholl der Ruf in meinen Sarg,
„Der Erde höchstes Gut uns vorenthalten'
„Du gabst uns Ideale kalt und karg
„Statt feuriger, lebendiger Gestalten."

Er sang so bang: Geh' heim, Du junges Blut,
Zu Deiner Braut im Lande der Magyaren,
Ihr Kuß ist heiß, wie eurer Traube Glut,
Ihr Aug' Musik — Musik der Janitscharen.

Dort presse sie im Tanze rasch ans Herz
Bei des Zigeuners wildem Zimbalschlage;
Wohl küßt die Muse auch — ihr Kuß ist Schmerz,
Wohl tanzet sie mit Dir — zum Sarkophage.

Nein, nein, so rief ich glutbegeistert ganz:
Du bist noch Fürst in allen deutschen Gauen,
Die Jugend frage, und den schönsten Kranz,
Den binden Dir entzückt die deutschen Frauen.

Prophet! Du schautest tief in unsre Zeit!
O, lächle nicht, Du Mann im Leichenhemde!
Die Freiheit naht, des Frühlings Herrlichkeit,
Sie ist Dein Zaubermädchen aus der Fremde.

Es liegt der Knechtscha't Winter todt im Schrein!
Hinab ins Grab mit donnerndem Geschwanke!
Zur Herrschaft strebt, ein andrer Wallenstein,
Der groß und frei sich fühlende Gedanke.

Dein Posa ist kein schaumgeborner Wahn:
Ist Börne für die Menschheit nicht gefallen?
Es klomm sein Geist, ein Tell, den Berg hinan,
Und ließ der Freiheit Hüfthorn weit erschallen.

Dort hat er rüstig seinen Pfeil gespitzt,
Entfernt von seiner Lieben treuem Herde,
Er zielte, schoß — und tief im Apfel sitzt
Der Freiheit Pfeil, — tief in der runden Erde.

Da schwand das Bild; denn dicht am Fensterlein
Des Hauses, stand ein Mann im Abenddunkel,
Sein Haar umfloß der Sonne letzter Schein,
Wie eines Diademes Goldgefunkel.

Don Philipp schien's — und vor ihm — auf das Kniee
War ich begeistert, gläubig hingesunken,
Ich seufzte, bat: „O, geben, geben Sie
Gedankenfreiheit!"

„„Herr, sind Sie betrunken?""

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Rott, Staudigl, Ablers Horst, Eisenbahnen.]

Glücklicher ist es dagegen mit dem männlichen Personal gegangen. Hier nennen wir zuerst Herrn Rott, der aus Ungarn zu uns gekommen ist. Er hat als Sänger, wie als Schauspieler im komischen Fach großen Beifall gefunden, und namentlich ist er in der Wiener Zauberposse, „der Verschwender" ein solcher Liebling des Publikums geworden, daß dieses gewissermaßen die Rolle des Künstlers (den Verschwender) selber übernahm, indem es Beifall und Geld verschwenderisch am Königsgraben opferte. — Eines gleichen Glücks erfreute sich der berühmte Bassist Herr Staudigl, der wirklich den Namen eines Bassisten führen kann, indem ihm die, jetzt so seltene Eigenschaft eines schönen Klanges der Stimme auch in der Tiefe eigen ist. In dem Grade theile ich zwar das Entzücken der Berliner nicht, wie es sich bei den Enthusiasten des Königstädter Theaters geäußert hat; dessenungeachtet muß man zugeben, daß dieser Sänger viel gute Eigenschaften, und unter diesen auch ein gutes Spiel besitzt. Da das Königstädter Theater auf seinem Repertoir keine große Anzahl von Opern zählt, in welchen dankbare Baß-Partieen vorkommen, so mußte Herr Staudigl aus der Noth eine Tugend machen, und um sich als Sänger vielfältiger zu zeigen, fast in jeder Buffo-Rolle eine große Opernarie einlegen. Das war freilich ein hors d'oeuvre, aber da die hors d'oeuvres bei Tafel gut behagen, weshalb sollten wir sie im Theater perhorresciren?

Außer diesen mannichfaltigen Gastspielen hat das Theater auch manche Neuigkeiten geliefert, die jedoch nicht eben von Belang waren. Interessanter war etwas ganz Altes, nämlich des Adlers Horst, vom Capellmeister Gläser, zum funfzigsten Male aufgeführt. Eine solche Jubiläumsfeier ist fur eine deutsche Oper allerdings sehr selten. In Frankreich wären die Verfasser dabei reich geworden; bei unsern vortreflichen literarischen Institutionen jedoch haben sie weiter keinen Vortheil als müßig zuzusehen, wie die Theaterbesitzer die Früchte ihrer Arbeit ernten. Ist es da zu verwundern, wenn in Frankreich sich die Talente vielfältiger regen, kräftiger anstrengen, wo sie für ihre Anstrengung einen Lohn zu hoffen haben? Ist es ferner zu verwundern, wenn auch die Theater daselbst besser bestehen, wo eine Anzahl geistreicher Talente immer die Feder in der Hand hat, und wo nur die gelungenen Producte bezahlt werden, während bei uns eine nüchterne Mittelmäßigkeit die andere von der Bühne verdrängt, und wo einmal ein Talent sich zeigt, dasselbe leicht die Spannkraft verliert, wenn es unmuthig die Erfahrung machen muß, daß seine besten Gaben ihm keinen bessern Ertrag gewähren als seine flüchtigsten. Ja, daß es für die besten sich blos einer größern Concurrenz für die Freibeuterei preisgegeben sieht?

Ich muß beinahe lachen, daß ich auf dieses abgedroschene Thema komme, statt wiederum auf Dem. Löwe und Fräul. v. Hagn, die denn doch wahrlich anmuthigere Gegenstände sind. Dazu muß ich aber ein Bedeutendes in der Geschichte zurückgehen, denn die Epochen, welche diese beiden Damen in unserer Theaterwelt machten, fallen mehrere Wochen früher. Unsere beliebte Lustspielerin, wie ich vielleicht zweckmäßiger

sage, als Schauspielerin, da Fräul. v. Hagn im Lustspiel sich ganz besonders auszeichnet, war mehrere Wochen auf Reisen. Eine solche Trennung steigert die Gefühle des Publikums für eine Darstellerin weit über ihr gewöhnliches Niveau; schon deshalb finde ich es zweckmäßig, daß man den Künstlerinnen einen recht langen Urlaub gewährt. Nach einer solchen Trennung ist das Wiedersehen ein Ereigniß; alle Welt spricht davon und das Schauspielhaus füllt sich an bis zum Brechen! Diesmal war es gar das Opernhaus; denn sei es nun, daß Fräul. von Hagn ihrer Mimik mehr zutraute als ihrer Redegabe, oder fühlte sie sich durch die Freude des Wiedersehens die Brust so beengt, daß ihr doch jedenfalls die Sprache versagt haben würde: genug sie erschien uns zuerst als Fenela in der Stummen von Portici. Ein jubelnder Beifall stellte sich als desto schärferer Contrast der Schweigenden gegenüber. — Bald darauf feierten die Theater-Dilettanten ein ähnliches hohes Fest. Es war die oben schon charakterisirte Dem. Löwe, die lange erwartet, bald kommend, bald wegbleibend gesagt, uns so Mondenlang zwischen Hoffnung und Furcht erhaltend, ihren Triumph-Einzug feierte. Wahrlich es gehörte eine so reizende Gesangskunst dazu, um mit einer so schönen Stummen um den Sieg zu wetteifern! Ich aber, da ich doch einmal völlig aus der Rolle eines Recensenten gefallen und, wie ich glaube, sogar galant geworden bin, will mit Dryden's Worten am Schluß des Alexanderfestes, den Streit dahin entscheiden, daß ich ausrufe: „Nein, beide theilt den Preis!"

Es ist verdrießlich, wenn uns ein anderer den Rahm von der Milch abschöpft, vollends aber, wenn man es selber thut. Mir ist es so ergangen, da ich die beiden Angelsterne meiner Correspondenz, um die sich mein ganzer Bericht hätte drehen sollen, wie die Erde um Nord- und Südpol, nicht zu festern Fixsternen machte, sondern sie, zwar leuchtend, aber schnell verschwindend wie Sternschnuppen, vorüberschießen ließ. Wahrlich ich verstand meinen Vortheil wenig, denn nicht nur, daß ich einen hübschen runden Bericht auf diese Art leicht zusammengebracht hätte ohne viel Mühe und Kopfbrechens, sondern ich hätte mir auch vielleicht die Gunst der beiden Damen erworben, und noch mehr die des Publikums, welches mit Recht fragt: „Was soll uns denn ein Bericht interessiren, wenn er nicht eine Primadonna im Schauspiel oder Gesang betrifft? Laufen wir nicht wie wahnsinnig ins Theater, wenn eine solche auftritt? Drängen wir uns nicht, stoßen und reiben wir uns nicht einander, fechten wir nicht um die Billets? Ueberbieten wir einander nicht wie bei einer Auction, spricht nicht die halbe Stadt ein halbes Jahr davon? Spricht man überhaupt viel Anderes?" — Warum soll also ein Correspondent nicht das Wichtige herausheben, statt der Bagatellen, die er etwa bringen könnte von Krieg und Frieden, von freien Staatsverfassungen und absoluter Regierung, von Handel und Industrie, von Eisenbahnen und Runkelrüben und wie alle die Lappalien heißen, von denen der Plebs schon mehr als zuviel faselt!

Ich gestehe, ich gebe dem Publikum im Grunde Recht, und verspreche auch es künftig besser zu machen; diesmal habe ich's aber einmal versehen, und muß nun doch von andern Dingen reden, die an Wichtigkeit weit unter dem Theater, vollends aber unter einer Primadonna des Schauspiels, der Oper und des Ballets stehen. Dies sind die Eisenbahnen, von denen ich nur wünschte, daß bald weniger davon gesprochen würde, aber mehr darauf gefahren. Von vorn herein werden diese Unternehmungen, die so solide und gründlich sein könnten, leider zu den allerschwindlichsten, durch die unselige Actien-Speculation. Wie wird bei uns, wo alles noch so in weitem Felde ist, daß der Staat kaum Expropriationsmaaßregel erlaubt hat, ja daß die Behörden einzeln um ihres speciellen Vortheils willen (z. B. die Post), als Gegner der Eisenbahnen auftreten und von vorn herein diese Unternehmungen mit Abgaben belasten — wie wird da die Anlegung einer Eisenbahn betrieben und beschlossen? Ganz einfach. Man setzt sich hin, sieht sich zwei volkreiche Städte auf der Landkarte an, — macht einen Strich mit dem Lineal zwischen beiden, — gewinnt fünf oder sechs Theilnehmer, die, ohne hundert Groschen zu haben, (wenigstens ohne sie aufzuweisen und zu engagiren) sich als Gesellschaft constituiren, und Actien auf die neue Eisenbahn, zu der ihnen vorläufig noch Alles fehlt (sogar die Erlaubniß) creiren, — erläßt alsdann eine Bekanntmachung ans Publikum, in welcher gesagt wird, daß man z. B. von Lissabon nach Moskau eine Eisenbahn bauen werde, welche die und die Punkte berühren soll, (jetzt hält man sich sehr gewissenhaft an den Strich auf der Landkarte, dem es freilich einerlei ist, ob er über die Alpen oder die Pyrenäen gezogen ist.) u. s. w. u. s. w. — Ein Kostenanschlag ist auch ganz leicht gemacht, denn man sieht ein Posthandbuch nach, wie viel Meilen beide Städte von einander entfernt sind, und dann setzt man in runder Summe für jede Meile 150 bis 200,000 Thaler an, weil zwischen Brüssel und Antwerpen sich diese Kosten so hoch ungefähr belaufen haben, und stipulirt somit ein Actien-Capital von einer hübschen Summe an Millionen. Nichts ist ferner leichter, als in einem schnellen übersichtlichen Artikel darzuthun, daß schon jetzt der Transport an Waaren und Reisenden das Capital zu zehn Procent wenigstens verzinse, und man folglich mehr als ein Esel sei, wenn man seine Pfandbriefe, Staatsschuldscheine und Hypotheken nicht auf die Straße werfe! wollt ich sagen Eisenbahn-Actien dafür kaufe! —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

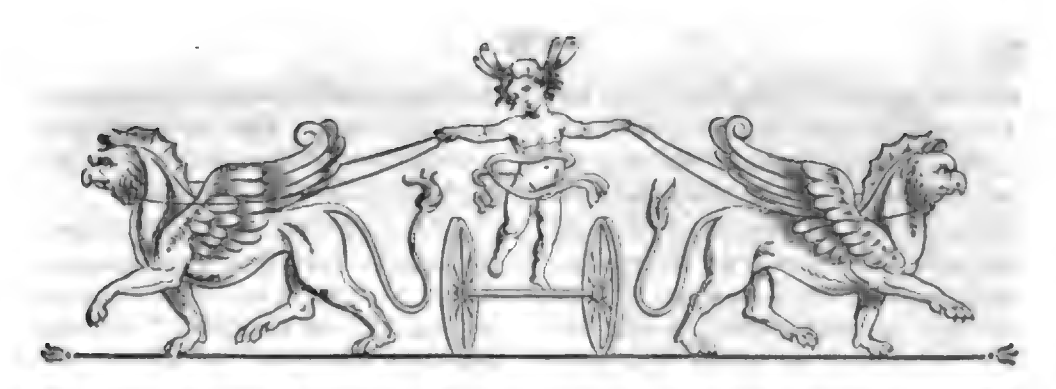
[Dodekaton.]

Von der Uebersetzung des Dodekaton, vom Freih. v. Biedenfeld, Weimar bei Voigt, erschien bereits der zweite Band. Sein Inhalt ist eben so reichhaltig als der des 1. Bandes, auf den wir unsere Leser aufmerksam machten. Wir finden von Prosper Merimée eine Novelle: die Seelen im Fegefeuer, aus dem spanischen Sagenkreise des Don Juan; von Stendhal: der Liebestrank; von Alfred de Vigny: Sie kommt mit blauem Auge davon, eine dramatisirte Salon-Novelle; von Alexander Dumas: die rechte Hand des Sire de Giac, eine historische Skizze; von einem ungenannten Autor: Beata, historische Scene aus dem J. 1780; von du Fongeray: Erinnerungen eines Soldaten, aus dem Feldzuge der Franzosen in Deutschland und Spanien. Diese Auswahl der neusten französischen Novellistik ist sehr empfehlenswerth.

[Bibliothek des Neuesten aus England.]

Das neueste Heft (ersten Bandes 4.) der im Wunderschen Verlag in Leipzig erscheinenden Bibliothek, library of the newest english novels, tales and poems, enthält unter andern eine interessante Anekdote aus dem englischen Justizleben: Rigour of the law in 1657, von Mrs. Gore erzählt, aus dem Forget me not von 1837; von Alexander Campbell: Monsieur Antony Bougainville, eine Humoreske; vom Verf. der scenes in Poland: My little grey landlord u. a.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 121. — den 24. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Beurmann über Börne.

Eduard Beurmann war drei Monate in Paris gewesen, er hatte dort und in Auteuil mit dem Manne viel verkehrt, den die Gegenwart als den wahren Schöpfer einer neuen Literatur zu feiern, die Zukunft als einen Märtyrer zu verehren hat. Beurmann's Schrift: „Ludwig Börne, als Charakter und in der Literatur," gibt den Ertrag der Anschauungen, die ihm in der Nähe jenes glorreichen Charakters erwuchsen, dessen Wahrheitsliebe sich im Feuer seines Hasses gegen die Welt zum Diamanten gehärtet. Börne war das Gewissen der Welt. Darum war seine Rede so einfach und so schreckensvoll, darum hat sich die Welt vor seiner Stimme im Pfuhl der Eitelkeiten betäubt. Es gab eine Zeit, wo auch das Evangelium als eitel Thorheit galt, aber die einfache Weisheit der Bibel durchdrang die Adern der Welt und bezwang ihre Höhen und ihre Tiefen. So war es und ist es immer, wenn der Geist über die Welt kommt; er steht ihr anfangs gegenüber, drohend und schreckvoll, bis er in sie eingeht und Fleisch wird. Mit Börne's Hinscheiden sind die Irrthümlichkeiten seiner Aeußerungen wie Schlacken von dem Kerne gestreift, dieser Kern wird sich als Samenkorn in die Erde nisten, und wenn die kommenden Geschlechter unter einem Friedensbaume lagern, werden sie für Börne's Manen einen Cultus erfinden, wie für einen Heros von seltener Art. Beurmann hat ihn in seiner Persönlichkeit, er hat ihn bis in sein tiefstes Herz hinein belauscht. Wir blättern in der Schrift und geben vorläufig nur Folgendes, was uns entgegenspringt:

„Ich habe ihn gesehen, ganz in der Nähe, in Auteuil und in Paris, ich habe drei Monate an seiner Seite verlebt. Jetzt, da er auf hoher See geschieden, nachdem er die Leitung des Schiffes einer höhern Macht überlassen, will ich ihn schildern. Man hat ihn für einen wilden Freibeuter erklärt, und er war sehr mild und zugänglich. Man hat ihn einen blutigen Jakobiner gescholten, und er war nur der Freund der Armen. Man hat einen unzeitigen Neuerer aus ihm gemacht, und er haßte aus tiefster Seele dieses ewige Ringen und Streben der deutschen Gelehrten nach neuen Ideen. Er lebte und starb für die älteste Idee der Welt: Für die Menschheit. Aber er war kein Patriot, hieß es, kein Deutscher, er liebte sein Vaterland nicht. Darauf antwortete er mit Fénélon: j'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille et l'univers que ma patrie. Börne war in der That ein guter Patriot, aber er zog die Idee des Vaterlandes der Scholle des Vaterlandes vor, er interpretirte die Zukunft nicht aus dem historischen Rechte und den Vorurtheilen der Vergangenheit, sondern aus der Weltgeschichte und aus dem Rechte, das so alt ist, wie die Welt, ich meine das Menschenrecht."

— „Es war im Monat September, als ich nach Paris kam. Börne wohnte, während des Sommers, bei einer ihm befreundeten Familie aus Frankfurt in Auteuil, und man dehnte die Sommersaison so lange als möglich aus;

erst im November zog man in die Hauptstadt, in die rue Lafitte. Ich besuchte Börne zuerst in Auteuil, ein Freund führte mich zu ihm. Conrad, sein ehrlicher Bediente, begrüßte uns leise und schüchtern. Börne schlief, aber wenn er auch wach war, mußte Alles um ihn her ruhig und geordnet sein. Eine große Beweglichkeit in der Unterhaltung, wenn sie innern Grund hatte, war ihm angenehm, sie belebte ihn, aber ein Geschwätz, ein Hintereinanderreden konnte ihn tödten. Er war sehr aufrichtig und verhehlte seine Langeweile nicht; gestattete es die Convenienz nicht, sich zu entfernen, so wurde er in solchen Fällen monoton, versank in Gedanken oder gähnte. Konnte er aber der Unterhaltung auf irgend eine Weise entfliehen, so trat er seinen Rückzug plötzlich an, ohne ihn im geringsten zu cachiren. Ohne ein Wort zu sagen, schlich er sich in sein Arbeitszimmer, sich auf dem Sopha erholend. „Man hat mich häufig für langweilig erklärt," sagte er einst zu mir, „aber ich litt dann blos an übelm Geschmack."

— „Börne erklärte, nicht ohne Paris leben zu können, obwohl er eigentlich außerhalb Paris stand. Genießen konnte er Paris nicht, à la jeune France, aber er genoß es geistig, nicht in contemplativer Ruhe, sondern in steter Aufregung, in fortwährender Discussion. Anscheinend zurückgezogen lebend, nahm er den lebhaftesten Antheil an allen Tagesfragen, seine Blicke waren stets auf das Capitol gerichtet, wo er keine Stelle einnehmen konnte; in seinem einsamen Zimmer, höchstens von einigen Freunden umgeben, verhandelte er alle jene Dinge, die Frankreich bewegten, aber der Grund und Boden dieser Verhandlungen war ein ganz anderer als der in den Kammern; nicht die kleinen Interessen der Parteien, sondern die Humanität im umfassendsten Sinne des Wortes, bildete das Fundament der Discussion. Börne lebte nicht sowohl in, als an Paris: sein großes Herz erstarkte an dem Ruhme, der Thatkraft und der vorangeschrittenen Civilisation, die dort, weniger im Zusammenhange, als in großen Granitbruchstücken, anzutreffen sind. Börne sog neue Lebenskraft aus den unbedeutendsten Einzelnheiten der neuesten französischen Geschichte, er verfolgte die Chronik des Tages in den Zeitschriften mit sorgsamen Augen, ließ sich die alltäglichen Vorfälle der Hauptstadt erzählen — Alles aus dem Grunde, um selbst in seiner Zurückgezogenheit, inmitten jener rastlosen Thätigkeit von Paris zu bleiben, und unter dem großen Schutte des Volksgewühls wenigstens ein Körnchen Volkscharakter und Volkswürde zu finden. Somit verehrte er Frankreich, das ihm zur andern Natur geworden war, aber er liebte Deutschland allein, obwohl er allein an Deutschland starb, er liebte es wie seine Braut. Sein schönes, dunkles Auge erglänzte in sehnsüchtigen Erinnerungen, lenkte sich das Gespräch auf die Rheingegenden und den Taunus."

— „Zerrissenheit, Aerger, Groll und Einseitigkeit, oder utopische Träumereien lagen ihm ganz fern. Er betrachtete die Welt und das neunzehnte Jahrhundert, wie sie sind, und verlor sich weder in den Nebulismus, welcher die Humanität unserer Zeit allenthalben in der Luft erblickt, wie ein Phantom, für welches man keine Beweise führen kann, noch in die Verzweiflung, welche die Menschheit überhaupt aufgibt. Freilich hielt er den Menschen für ein schwaches, an den Verhältnissen einherschwankendes Geschöpf, und in dieser Hinsicht mochte er zu sich selbst kaum großes Vertrauen haben, denn er verbrannte in der That am jenseitigen Ufer den Nachen, der ihn hätte zurückführen können. Börne war nicht einseitig in seinen Ideen, er war so vielseitig wie die Verhältnisse, aber sein Charakter war kein Januskopf, er war nach einem Ziele gerichtet, und dieses Ziel war nicht die Republik, sondern die Humanität im umfassendsten Sinne des Wortes. Die Form war ihm nur die Leiter zu diesem Ziele. Börne hat die constitutionelle Monarchie lange Zeit der republicanischen Verfassung vorgezogen. Börne's Charakter war einseitig. Es gab in der neuesten Zeit viele Fiesko's, aber nur einen Verrina. Börne's Gewissen war einseitig, er erkannte nicht Cicero's Wahlspruch an: in omni causa duas contrarias orationes explicari, der in unserm Jahrhundert, wo man „zwei Arten von Gewissen, das des Herzens und das des Magens, entdeckt hat," den Anwälten der Humanität vorschwebt. Freilich litten seine Kunst und sein Genie an der Einseitigkeit seines Charakters, aber das war ein Opfer, welches er der Menschheit darbringen zu müssen glaubte. Es lag ihm nichts daran, daß es von ihm hieße: vir probus dicendi peritus, sondern: vir probus bene agendi peritus. Börne sah ein, daß eine gute Handlung nicht zwei entgegengesetzte Motive haben könnte. Aber zerrissen, verzweifelnd war er deshalb keinen Augenblick. Von Grabbe konnte man sagen, er verzweifelte an der Menschheit, Grabbe wollte sterben, weil er ohne Hoffnung für das Leben war. Börne mißtraute den Menschen, wie sie sind, aber er glaubte an den Gott in der Menschheit, er wollte leben, recht lange leben, weil er die Hoffnung auf den Himmel und das Vertrauen zu der Menschheit keinen Augenblick verloren hatte. Freilich war er „müde wie ein Jagdhund", aber nicht lebensmüde. Der Kampf überstieg nur seine

Kräfte. Grabbe starb auf der Flucht, Börne fiel wie Epaminondas, das Antlitz dem Feinde zugewendet, er starb auf seinem Schilde."

Gepanzerte Lieder von Karl Beck.

(Beschluß.)

4.

Die Eisenbahn.

Gleich ist's den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen,
In die Ohren muß es schallen,
In die Augen muß es springen.
Ihres Mundes Thor ist offen,
Dort, in bangen Mutterwehen
Schleicht die Neugier, schleicht das Hoffen
Rings umher auf tausend Zehen.

Wie sie rechnen, wie sie sinnen:
Unsre Gelder — in Papieren,
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde, werden wir verlieren?
Fluch den Neuerungen, eifert
Jener mit erhitzter Wange,
Grade meine Flur begeifert,
Meine Saat, die Eisenschlange.

Tobt Ihr nun im gelben Fieber?
Möcht' es Euch danieder raffen!
Kleine Münzen sind Euch lieber
Als des Geistes höchstes Schaffen.
Regen ist Euch eben Regen,
Kiese sind Euch eben Kiese;
Doch im Regen träumt der Segen,
Und im Kies des Feuers Riese.

Nur der Dichter steht im Bunde
Mit den Geistern, kann sie hören,
Kann, ein Faust, aus jedem Hunde
Einen Geist heraufbeschwören.
Und nach neuen Welten tastet
Er mit jedem Herzensschlage;
Baut, zerstört und baut — und rastet
Nicht, wie Gott am letzten Tage.

Die Papiere — feilgeboten —
Steigen — Fallen — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere — Noten,
Ausgestreut auf Deutschlands Einheit.
Diese Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe — blankgegossen,
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.

Eisen! du bist zahm geworden,
Sonst gewohnt mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden —
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst am Leben fest zu hangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitsfest begangen.

Hört Ihr draußen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten brünstig sich umschlossen,
Wie sie kosen! Wie sie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen,
Und die Wolkenpfaffen singen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Eisenbahnen, Mad. Crelinger als Miß Siddons, Henselt, Gousmann.]

Wahrlich, um ein ernstes Wort zu sprechen, selbst dem eifrigsten Freunde der Eisenbahnen muß es leid thun, daß diese so unendlich wichtige Angelegenheit durch solche Manoeuvres früher oder später in den größten Mißcredit kommen muß. Mit wahrem Neide haben wir vor wenigen Wochen das vernünftige Verfahren, welches man in Frankreich beobachtet, gelesen. Wir haben lange darüber nachgedacht, was wohl im Wege stehen könnte, daß man es bei uns nicht gerade eben so macht, ohne einen nur irgend haltbaren Grund dafür finden zu können. Daß eine Eisenbahn, und wäre sie durch die Wüste Sahara angelegt, ein nützliches Ding ist, ist wohl keiner Frage mehr unterworfen. Wenn sich also Leute finden, die irgendwo eine Eisenbahn bauen wollen, so dächten wir, daß man, unter gewissen Garantien, ein solches Unternehmen Seitens des Staats annehmen müsse. Wo sind aber bei unsern Unternehmungen irgend Garantieen gefordert oder gegeben worden? Wer steht dem Publikum dafür, daß, wenn vier, fünf Jahre vergangen sind, während welcher solide Unternehmer eine Bahn vollendet hätten, die schwindelnden Entrepreneurs nicht durch halbe, oder flüchtige Anstalten das ganze Werk verdorben haben? Weshalb will man die Preise der Frachten durch Willen und Bedürfniß einer Actien-Gesellschaft feststellen lassen, statt durch Concurrenz! Wenn die Concession zum Bau einer Eisenbahn einer Gesellschaft große Vortheile gewährt, weshalb soll derjenige sie haben, der zuerst so dreist ist sie zu fordern? Weshalb nicht lieber der, welcher diese Vortheile am freigebigsten mit dem Publikum theilt, d. h. die billigsten Frachtbedingungen im Voraus stellt? Mit einem Wort also, weshalb wird nicht jede Concession der öffentlichen Concurrenz unterworfen? Weshalb muß nicht jede Gesellschaft vor allen Dingen eine bedeutende Caution stellen, so daß wenigstens nicht auf Nichts hingeschwindelt werden könnte! Und weshalb macht der Staat nicht allen kleinlichen Einwendungen einzelner Behörden, die ihren speciellen Nutzen gegen den des Ganzen geltend machen wollen, mit einem Schlag dadurch ein Ende, daß er entweder als Actionär sich selbst betheiligt, oder

was noch besser ist, sich den Ankauf der Bahn vorbehält, wie es Frankreich ebenfalls thut, nachdem, wohl verstanden, die Unternehmer für ihre an die Sache gewagten Capitalien eine hinlänglich angemessene Entschädigung gefunden haben?

Sie werden es gewiß unbegreiflich, unerhört finden, daß ich dergleichen ernsthafte, langweilige perrückenmäßige Phrasen und Fragen im Angesicht der ganzen muntern eleganten Welt thue; allein Ihre elegante Welt, und namentlich die Leipziger, hat doch auch ein Interesse dabei, da sie lieber pfeilschnell auf der Einsenbahn fahren will, als auf einem langsamen Steindamm hin und her rasseln, wie etwa zwischen Hamburg und Lübeck? Oder sollte sich in Leipzig nicht so manche Dame finden, die recht gern einmal zu uns ins Schauspiel oder auf den Ball führe, eben so gut wie wir gar zu gern an schönen Sonntagen nach dem Rosenthal oder dem Linkeschen Bade eine Ausflucht machten? Dazu hatten wir die baldigste Hoffnung durch die Bahn von Berlin nach Riesa. Jetzt aber erheben Winkelspeculanten ein solches Geschrei und Geschnatter gegen diese vernünftigste aller Eisenbahnenspeculationen, daß sie selbst tüchtige Männer fast irre daran gemacht hätten, und es darauf und daran schien, als wollte man die ganze Unternehmung rückgängig machen. Das wird nun freilich nicht möglich sein, denn eine gegebene Concession läßt sich doch so leicht, und ohne die dringendsten Gründe nicht revociren. Aber in die Länge ziehen, und durch allerlei Einwendungen die Sache erschweren, das kann man allerdings, und dabei sind alle elegante Leser und Leserinnen dieser Zeitschrift mit interessirt. Deshalb müssen sie es mir schon vergeben, wenn ich sie hier ein wenig mit langweiligen Geschäftssachen quälte, indem es gar zu ungalant wäre, wenn ich mir das Ansehn gäbe, als machte ich mir gar nichts daraus, ob ich ein Paar Jahre früher oder später in nähere Verbindung mit den angenehmen Leipzigerinnen und Dresdnerinnen gesetzt würde oder nicht!

Nach dieser Eisenbahnfahrt überblicke ich den Weg, den ich in diesem Briefe zurückgelegt, und sehe mich um, ob ich nicht irgend etwas Wichtiges vergessen. Allerdings! Es ist noch so mancherlei nachzuholen. Mit den Theaterneuigkeiten im Schau- und Lustspiel bin ich freilich nicht so recht genau vorwärts gegangen; doch weiß ich so viel, daß keine einzige vorgekommen ist, welche die Aufmerksamkeit des Publikums länger in Anspruch genommen hätte. Die Letzte, deren ich mich entsinne, und die auch ganz beifällig aufgenommen ist, war das Kind einer Tripel-Allianz, nämlich eines englischen Stoffes, einer französischen Dramatisirung und einer deutschen Uebersetzung und Bearbeitung desselben: Miß Siddons. Die berühmte Schauspielerin wurde durch eine berühmte (Mad. Crelinger) dargestellt, welche in der Rolle ihr ganzes Talent entwickeln konnte, ohne jedoch dem Stück Natur oder Wärme geben zu können. Eine Merkwürdigkeit ereignete sich inzwischen dabei. Das Stück sollte in Costüm jener Zeit gespielt werden; da man bei uns in dergleichen Fällen sehr sorgfä tig zu Werke geht, so wurden alle mögliche alte Mode-Journale zu Rathe gezogen; aber siehe, was ergab sich? daß die damaligen weiblichen Moden den heutigen so glichen, daß man in große Verlegenheit gerieth, wie man das Publikum mittelst des Costüms in den Charakter jener Zeit versetzen sollte. Das Geschick der Darstellerinnen (Mad. Crelinger und ihrer ältesten Tochter) hat es endlich durch Stoffe, Farben, und nebensächliche Dinge so weit gebracht, aber es war keine leichte Aufgabe. So bleibt denn das alte Sprichwort wahr, daß der Teufel die Moden in ein Faß schüttet, welches er, wenn sie zu Ende sind, umstülpt und mit den alten wieder von vorn anfängt. —

Die lange kalte Regenzeit, die wir statt des Frühlings gehabt haben, hat uns die Raupen und Maikäfer getödtet, aber die Virtuosen und ihre Concerte lebendig gehalten. Man suche hier keine Beziehungen in dem Vergleich, denn ich will von zwei vortrefflichen Virtuosen sprechen, von denen der eine vielleicht der größte ist, der überhaupt auf seinem Instrument existirt (nämlich Adolph Henselt, dieser ganz erstaunenswürdige Clavierspieler), der andere wenigstens einen sehr ausgezeichneten Rang einnimmt. Es ist Herr Soußmann, erster Flötist aus Petersburg. Dieser letztere hat erst am 29. Mai, sein Concert gegeben, welches trotz des schönsten Frühlingswetters, welches Allen, außer dem Concertgeber, zur Freude, endlich eingetreten war, sich sehr ansehnlich gefüllt hatte. Sollte Herr Soußmann nach Leipzig reisen, so darf ich Ihnen einen sehr ausgebildeten Flötenspieler in ihm empfehlen, welcher eine elegante, höchst saubere Fertigkeit auf seinem Instrument besitzt und damit einen klaren silbernen Ton verbindet, dem nur etwas mehr Fülle, und dem Vortrag der Melodie eine innigere Verschmelzung zu wünschen wäre. Auf einer viel größeren Höhe der Virtuosität steht indessen Henselt, dessen hinreißendes, eben so schönes als großartiges und zartes Fortepianospiel kaum die Möglichkeit denken läßt, daß es noch übertroffen werden könnte. Einer unserer competentesten Richter, Taubert, welcher Thalberg noch jüngst in London viel gehört hat, äußerte, als man ihn fragte, welcher von beiden der größere Spieler sei: „Immer der letzte hat Recht." Indessen hat Henselt den gewissen und großen Vorzug, ein viel vorzüglicherer Componist zu sein, als Thalberg, und fast nur gute Compositionen von Beethoven, Maria Weber, Hummel, Chopin und sich selbst, wobei er nicht die schlechteste Stelle einnimmt, zu spielen. Dies vermissen Musiker bei Thalberg sehr. — —

Ich bin zwar nicht der Teufel (wiewohl in mancher Augen nicht viel besser), aber dennoch wird mein Faß mit Neuigkeiten endlich so gut leer wie das seinige mit Moden. Umkehren kann ich es nicht, aber die Zeit thut es an meiner Stelle, falls ich nur vier Wochen Geduld mit ihr habe.

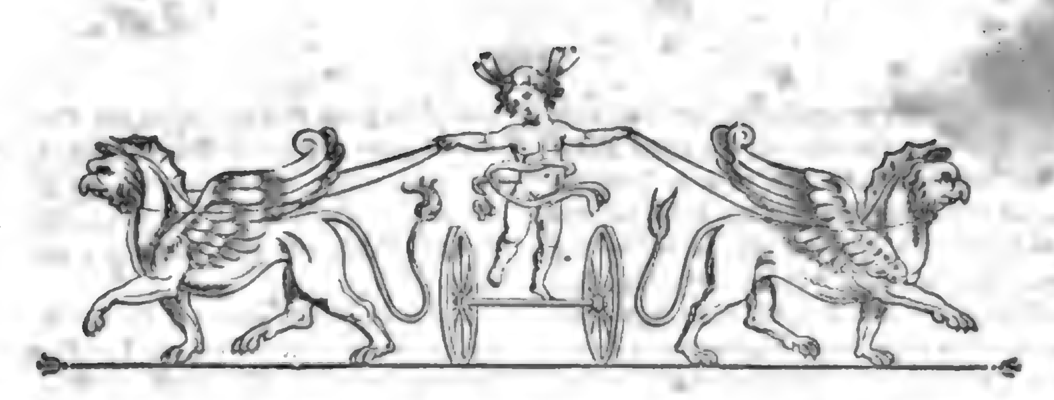
L. Rellstab.

Notiz.

[Schelling — unchristlich?]

Zur Jahresfeier der Akademie für katholischen Glauben in Rom hielt der Cardinal Paolo Polidori eine Rede, in welcher er seine Ansichten über die Reform des philosophischen Unterrichts in den katholischen Schulen entwickelte. Die steigende Unsittlichkeit in der Welt, von welcher die Eminenz sprach, legte er den philosophischen Schulen zur Last, die von England, Frankreich und Deutschland über die civilisirte Welt verbreitet wurden. Er rechnete Kant und Fichte, die protestantischen Denker, aber auch Schelling zu den Philosophen, deren Lehren Gleichgültigkeit und Unglauben erzeugt hätten. Schelling hat mehrere Semester lang in München nur über die Sündfluth docirt, seine Doctrin kommt aus dem biblischen Mythus gar nicht heraus, seine Lehre schwelgt in christlicher Mystik — und doch verdammt ihn ein hochgestellter katholischer Priester! Dieser unerhörte Fall beweist die gränzenlose Unwissenheit Sr. Eminenz und zeigt wiederholt, welche schlechte Correspondenten der römische Hof in Deutschland hat. Wenn Schelling unchristlich ist, so müssen die Priester der Kirche so voller Heidenthum sein, daß sie gar nicht mehr wissen, was christlich ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 122. — den 26. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vier Wochen in Ems.

Die Aerzte sagten: „Sie ist gerettet!"

Die Menschen nennen ja gerettet, wenn man nicht begraben zu werden braucht; wie viel man aber in sich begraben hat, und wie viel noch zu betrauern, darnach fragt Niemand!

Ich war gerettet. Eine schwere Krankheit lag hinter mir, aber auch ein schwerer Abschied. Das Lebewohl, der letzte Händedruck, der letzte Blick! dann der verhallende Schritt, die zugeworfene Thür — und Stille — lange — lange Stille! — Dann ein Brief mit schwarzem Siegel! Todt! — todt! Alles war todt für mich, mir blieb nur ein fernes Grab.

Ich hatte geliebt; Jahre lang gehofft, und mein Glück war zertrümmert! Das Schicksal, die Hand Gottes hatte mir die Wunde geschlagen, — keine Menschenhand, und ohne Bitterkeit trug ich das Unvermeidliche.

Ich lebte das Leben durch, wie man eine schwere Aufgabe löst. Ein Tag verging wie der andere ohne Hoffnung, ohne Freude. Ich hatte keine Zukunft, nur die Monotonie der Gegenwart. Wohl hatte ich eine Vergangenheit, eine reiche, schöne, die aber war mir zum Schmerz geworden. Ich hatte auch eine Liebe und eine Sehnsucht, deren inneres, verzweiflungsvolles Händeringen mein äußeres Genesen hemmte.

Der hoffnungslose Liebesschmerz kann mit Würde getragen werden; er kann uns besser machen — zum Himmel führen — wir treten Gott näher; — wir gehen in die Hütten der Armen und thun wohl, den Hungrigen geben wir Speise, dem Frierenden Kleidung, und unsere Lippen haben nur milde Worte. Aber wir hemmen die Freude in unserer Nähe. Die frohe Jugend weisen wir hinweg, ihr Jauchzen gibt einen Mißklang in unserm Innern, den zwitschernden Kanarienvogel verhängen wir mit dunklen Tüchern; wir haben kein Lächeln für den Vater, keinen frohen Blick für die Mutter, kein Tischgespräch, kein Freundinnengeplauder, und für die fernen Bekannten nur hohle Wangen und bleiche Lippen! — O, nein, es ist nicht gut, daß man unglücklich sei.

Die Aerzte schickten mich nach Ems. Man hoffte vom Einflusse des Wassers, von der Veränderung der Umgebung. Ich machte die Rheinreise. Ich setzte mich an den Ufern des großen Stromes und meine Thränen flossen hinein. Daß er sie so gleichgültig mit sich fortnimmt, daß der ungeheure Schmerz in der Menschenbrust nicht einen Augenblick vermag, den Lauf der Natur zu hemmen, darüber wundert sich der Weinende. Fließt doch das eigene Herzblut die vorgeschriebene Bahn, wenn auch das Herz gebrochen ist. —

In solcher Stimmung kam ich nach Coblenz. — Mein Kammermädchen war daher — sie hatte ihre Verwandten dort. Gern stieg ich bei diesen ab, um die mir so ergebene Dienerin dadurch zu erfreuen. Eine schöne Schwester hüpfte ihr entgegen, sie trug ganz den Stempel der Unschuld und der

Freude. Ihre Haare waren gescheitelt, und zwei lange Ringellocken fielen hinter dem Ohre auf den weißen Nacken herab und flatterten beständig ihr nach, wenn sie Trepp' auf oder Trepp' ab eilte, denn ihr Schritt war stets beschleunigt durch Geschäftigkeit und Frohsinn, und ein heiteres Lied tönte immer von ihren Lippen. Liebend weilte mein Blick auf dieser Gestalt, nicht nur die Heiterkeit der Jugend und der Laune las ich in ihren Zügen, ein beseligendes Gefühl hatte den Segen über sie gehaucht, sie war glücklich und das Glück kam aus ihrem Herzen.

Die Familienzimmer waren nicht dem Rhein zugewendet, und das Mädchen wunderte sich, daß ich den Rhein gern sehen wollte. „Wir haben Zimmer," sprach sie, „die eine gar schöne Aussicht haben, — doch die sind vermiethet. Indessen ist der Miethsmann nicht zu Hause, kommt auch wohl so bald nicht. Er ist auch gut und gefällig, und hat gewiß nichts dagegen." — Zögernd betrat ich das Gemach; durch die geöffneten Fenster schaute der Ehrenbreitstein, und ich vernahm das Rauschen des Rheins.

Das Mädchen aber sah nur das Zimmer. „Es gehört dem Herrn Schulrath," sagte sie. Vierundzwanzig Tassen standen aufgereiht, jede trug einen Buchstaben des Alphabets, es waren die Geschenke einer dankbaren Schuljugend; „denn der Herr Schulrath," plauderte sie weiter, „ist ein herrlicher Mann, der die Jugend liebt, der auch mir viel Gutes gelehrt, denn er ist auch mir sehr gut!" — „Du bist aber auch sehr hübsch," sagte ich. — „O, es ist nicht das," erwiederte sie, „er meint aber, meine Seele sei wie die Weinrebe, sie strebe nach oben, nach der Sonne, aber sie müsse unterstützt werden, durch Rath und Lehre, wie jene durch das Spalier, sonst bleibe sie am Boden und ihre schönen Früchte reifen nicht und werden bestäubt. — „Ist der Herr Schulrath noch jung?" fragte ich. — „Dreißig Jahr," war die Antwort. — „Verheirathet?" — „O nein," sagte sie lächelnd, „er ist ja ein geistlicher Herr und katholisch." — „Da hast Du es ja recht bequem mit dem Beichten!" meinte ich. — „O!" rief sie und hielt beide Hände vor das Gesicht, „dem könnte ich um alles in der Welt nicht beichten." — Da hörten wir Schritte. „Er ist's — er ist's!" rief sie; — eine hohe Röthe überströmte ihre Züge, freudig eilte sie ihm entgegen, und ich verließ das Gemach.

Ich sah auch den Schulrath. Ein großer schöner Mann. Er empfing kalt die Begrüßung des Mädchens. Es war aber jene erkünstelte Kälte, in welche das tiefste Gefühl sich zu kleiden pflegt. Sein Blick vermied den des Mädchens und suchte den Boden. Mein Herz errieth die innern Kämpfe des Mannes, wie es das Gefühl des Mädchens errathen hatte. Die Männer sind sich früher ihrer Liebe bewußt, als die Frauen, die so lange hoffen können ohne Hoffnung, sich freuen ohne Freude, glücklich sein ohne Glück, und leben können ohne Pläne in die Zukunft. —

Der Unglückliche ahnet das Unglück bei Andern, ich sah die Gewitterwolke am Horizont des schönen Mädchens, und Niemand sah sie außer mir. — Sollte ich warnen? — Nein! — Der Mondsüchtige wandelt lange sicher am Abgrunde hin, bis man ihn beim Namen ruft, — ich schwieg und schied mit schwerem Herzen, aber der Gedanke an das Liebesweh Anderer begleitete mich bis Ems. — Ich war schon einmal in Ems gewesen. Damals drohte meine schwache Constitution der Freude zu erliegen; denn ich war Braut — und glücklich. — Zehn Jahre waren seitdem verstrichen — verloren! Ich war 29 Jahr alt, das ist noch jung, wenn man froh ist. Wie alt ist aber die 29jährige mit einem Kummer! —

Als ich das enge Thal wieder vor mir sah, da stockte mein Herz. Wie ganz anders war hier alles als sonst, und wie doch dasselbe. Die Bäume, die ich damals pflanzen sah, waren herangewachsen, und man wandelte in ihrem Schatten, aber andere Leute wandelten da, die doch wahrscheinlich dieselben Regungen und Empfindungen hatten, wie ihre Vorgänger. —

Die Lustwandelnden alle waren mir fremd, aber meine Phantasie zauberte eine Gestalt herauf, sie war mir so bekannt, und so lieb, sie wurde blaß und immer blässer, sie streckte die Arme nach mir aus, ich fühlte den letzten Händedruck wieder, ich sah den letzten Blick, ich hörte die verhallenden Tritte, schwarze Siegel schlossen mir die Augen, ich ward ohnmächtig, und der herbeigerufene Arzt meinte: es sei von der Ermüdung der Reise.

Ich war allein nach Ems gereist, das heißt, nur von meiner Dienerschaft begleitet. Freundinnen, Verwandtinnen, Gesellschafterinnen waren mir vorgeschlagen worden, — ich wollte aber allein sein. Ich fand keine Bekannte, ich wünschte keine, ich suchte Einsamkeit. Die Einsamkeit ist aber nur dem Glücklichen hold. Nur derjenige, auf dessen Vergangenheit kein Schatten sich lagert, und dem ein Licht in die Zukunft leuchtet, nur der kann allein sein. —

Ich war aber auch einsam unter den Menschen. Gleichgültig gingen wir an einander vorüber, selbst das Gepräge körperlichen Leidens galt nicht als Eintrittskarte, um interessant zu heißen. Ich machte auch keine Ansprüche, die

Neugierde zu erregen, denn ich war weder schön noch jung. —

Das 16jährige frohe Mädchen putzt sich gern, des Putzes wegen, die Schleife, die Blume erfreut sie, später will sie auch gefallen, allen Männern und auch den Frauen. Mit 29 Jahren schmückt man sich nur für einen Mann, und fehlt dieser, schmückt man sich gar nicht mehr.

Den weißen Capothut tief ins Gesicht gesetzt, mit halb verhüllendem Schleier, im grauen Ueberrock, schwarzen Shawl, so erschien ich früh am Brunnen, und den Nachmittag erschien ich gar nicht, da eilte ich in die Wälder und Klüfte, denn ich floh die Menschen, floh aber auch die Musik, die unaufhörlich ertönte zu allen Stunden und auf allen Plätzen. Das gab solche Mißtöne in meinem durchschmerzten Innern.

In einem freundlichen Thale am andern Ufer der Lahn hatte ich meine Residenz aufgeschlagen. Da breitete zwischen Wäldern und Bergen ein weicher Rasen sich aus und diente mir als Sopha, in der benachbarten Hütte fand ich Schutz bei schlechtem Wetter. Meine Dienerin folgte mir dorthin mit meinen Büchern; aber ich las wenig, ich lebte meinen Erinnerungen. So verstrich die erste Woche, aber ich war nicht gesünder geworden, meine Wangen wurden hohler, meine Lippen blässer, mein Schritt langsamer.

Ich hatte oft einen jungen Mann gesehen. Er war aus Boppard am Rhein; er mußte mir ähnlich sein, denn er war auch hohlwangig und blaß; doch war er nur 20 Jahre alt und hatte ein frohes Herz, denn er lächelte oft, und wenn er weniger litt, meinte er, er sei genesen; und er hatte noch ganz andere Erwartungen, als den Tod: er erwartete ein Glück! Die Welt schien ihm so schön, so vollkommen schön; er bedauerte nur, daß er die Berge nicht alle besteigen könne, denn hinter den Bergen, meinte er, müsse es noch immer schöner sein. Er hoffte auch noch auf eine beglückende Liebe; er war ja immer krank gewesen und hatte noch keine Liebe gehabt. Er meinte, das Gefühl müsse herrlich sein, wie die Sonne, daß es aber, wie diese, untergehen könne, daran dachte er nicht. Oft wurde er ohnmächtig; aber selbst dann, wenn alle Sinne ihm schwanden und verworrene Töne ihm vor den Ohren rauschten, dann meinte er, nur die Sphären-Musik zu vernehmen, und mit einem Lächeln kehrte er zum Bewußtsein zurück.

So sah ich ihn einmal sinken. Obgleich ich ihn nicht kannte, kam ich zu Hülfe. Ich hielt ihn, ließ ihn auf eine Bank nieder, rieb ihm die Schläfe und stützte sein Haupt mit meiner Schulter. Viele standen herum, gaben flüchtige Blicke und gingen weiter. Doch einer trat herzu, es war ein großer, schöner Mann. „Darf ich Ihnen behülflich sein, Ihren Kranken auf seine Stube zu bringen?" fragte er mich mit den weichsten Tönen eines schönen männlichen Organs. — Der Kranke lächelte, nickte, und wir führten ihn in sein Zimmer.

Der Zufall wollte, daß dieses dem meinigen gegenüber lag. Doch während ich die Lahn und das herrliche Thal vor mir sah, drückten dort die Felsen beinahe an die Fensterscheiben, und kein Sonnenstrahl konnte hineindringen. Die Stube war das Bild der Armuth; ein kärglicher Sparpfennig mochte wohl an diese Badereise gewandt sein; der Kranke war allein in Ems, selbst ohne Bedienung; er sollte allein sterben! Dieser Gedanke erhob sich in mir, eben so kalt und schroff, wie der Fels vor dem Fenster.

Wir legten den Kranken auf das Ruhebett. „Es gibt so viel Luft in der Welt," sagte er, „und ich habe deren so wenig;" und er lächelte, „wie unangenehm, daß der Schwindel mich heute so plötzlich befiel. Ich habe dadurch Ihre Cur, Ihre Freude, Ihre Ruhe gestört, und finde nicht Worte zu danken und nicht Luft." Ich war tief ergriffen, der Fremde auch; er sah meine Thränen. „Ihr Bruder bedarf der Ruhe," sagte er. — „Mein Bruder?" Ich begriff das Mißverständniß. Ich fühlte auch das Unpassende meiner Lage. In des fremden Mannes Stube mit einem eben so Fremden, ich, die unverheirathete, ohne Frauentitel ohne äußere Sauvegarde, nur den tiefen Schmerz in mir.

Vertrauend wandte ich mich an den Unbekannten, nannte ihm meinen Namen, bat ihn, nicht übel von mir zu denken, weil ich des Leidenden mich so thätig angenommen; bat ihn um Schutz für diesen und um Rath, wie ich behülflich sein könne. Dann zog ich mich zurück in mein Zimmer, aber oft verließ ich dasselbe und lauschte an der Thür des Kranken, freute mich seiner ruhigen Athemzüge, oder beklagte ihn wegen des dröhnenden Hustens.

Erwartungsvoll sah ich dem nächsten Morgen entgegen. Unter den Hunderten von Badegästen gab es nun zwei Menschen für mich, den Kranken und den, der ihn pflegte.

Der letztere war Herr von Hellfeld; er brauchte die Cur wegen eines Sturzes mit dem Pferde. Er schien auch mit großer Gewissenhaftigkeit die Becherzahl zu trinken, und dabei die vorgeschriebene Bewegung zu nehmen. Immer ging er allein, sah etwas verächtlich herab auf das Treiben der Menschen um ihn herum, belächelte oft die Fragmente von Gesprächen, die sein Ohr erhaschte und eilte in die Ein-

samkeit. Da war ich ihm oft begegnet, ohne ihn zu bemerken. Die Menschen alle waren mir wie Bäume, ich ging ohne Neugierde an ihnen vorüber, sie bedurften mein nicht, sie waren ja alle so froh! —

Herr von Hellfeld hatte den Kranken besucht, er war kränker, konnte sich nicht mehr hinabwagen zu den Badegästen, war eingesperrt in die dunkle Stube; das war ja schon begraben. Ich ließ ihn einladen, mein Zimmer zu benutzen, während ich abwesend war. Da sah er doch etwas mehr von der Welt, die er liebte, — und von der Sonne. Er hatte auch mehr Bequemlichkeit, ein Sopha und Bücher und Blumen. Ich blieb beinahe den ganzen Tag im Freien, um dem Sterbenden diese Genüsse zu gewähren, und erst, wenn er auf sein Zimmer zurückgegangen, kam ich nach Hause. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M., den 10. Junius.

[Museum, Theater, Cäcilienverein.]

Endlich hat der Winter uns verlassen, nachdem er fast den ganzen Frühling hier zugebracht, und zuletzt sogar fürchten ließ, er werde gar nicht mehr von uns weichen. Jetzt darf man doch wieder das Fenster öffnen und sich von der lebendigen freien Luft anwehen lassen. Da schweifen die Gedanken hinaus über die blauen Berge, und begrüßen, dahinschwärmend, die fernen Freunde. Und wie die schwirrenden Schwalben gar manche heitere Botschaft bringen aus blühenden Gefilden, so möchte auch ich Ihnen recht viel Schönes und Erquickliches mitzutheilen haben. Aber „nicht jedes Land trägt alle Früchte," und wo Handel und Gewerbe den Zettel des Daseins bilden, da webt sich meistens vorliebig das Wohlleben als Einschlag hinein. Mit dem einen Pol des eifrigen, angestrengten Erwerbens pflegt auch der andere eines lässigen, behaglichen Genießens gesetzt zu sein, und in dem Boden der berechnenden Betriebsamkeit gedeihen wohl prächtig blühende Fettpflanzen und wohlschmeckende Gemüse und Früchte; aber selten die duftende Rose der Kunst und geistreicher Geselligkeit, selten die königliche Lilie der Wissenschaft und des höhern kosmopolitischen Lebens. Darüber zu klagen ist lächerlich, weil es unvernünftig, weil es fruchtlos ist. Man freue sich der kräftigen, eigenthümlichen Erzeugnisse jedes Bodens, und zürne frankfurter Kaufleuten nicht, wenn der Eine zu einem Monumente für Goethe aus Sparsamkeit — nichts, dagegen ein Anderer aus Prachtliebe, und einem reichen Rivalen zum Trotz, eine große Summe unterschreibt.

Bevor ich jedoch Ihnen über dieses Unternehmen berichte, habe ich aus früheren Monaten noch Mancherlei nachzuholen.

Das Museum hat seinen Wintercyklus in herkömmlicher Weise vollendet, nur daß der Musik, und namentlich den Theaterprinzessinnen und -Prinzen, noch ein entschiedeneres Uebergewicht gegeben worden ist. Nebenbei sind einige kurz- und etwelche langweilige Gedichte vorgetragen worden. Zuweilen gab auch der bekannte Journalist Prof. Durand seine oratorischen Improvisationen zu bewundern. Immer aber war der große Saal fast zum Erdrücken voll; dabei Alles in schönster Eintracht, — Genf, Wittenberg, Rom und Israel; Alles unter der Leitung des ebenfalls sehr bekannten Journalisten Hofrath Berly, der sich dem Museum fast eben so unentbehrlich und irresponsabel zu machen gewußt hat, wie das dreigekrönte Haupt der katholischen Kirche. Ein hier seit nicht lange wohnender Literat hat zwar in einem fast abgestorbenen hiesigen Blättchen, neben einigen schnöden Sottisen, auch einige a priori wohlbegründete Thesen gegen die Museumsdirection losgelassen; namentlich forderte er, daß distinguirte Literaten für Vorträge im Museum honorirt würden. Der junge Mann kannte aber das hiesige Publicum nicht, dessen überwiegende und dominirende Majorität Abends nach abspannendem Zeitvertreib dürstet, und von Fremden, und wären sie auch noch weit gewitzter, als jener Literat, sich nicht gern etwas sagen läßt.

Weit besser speculirte Herr Prof. Durand, der auch in diesem Winter einen Cours de Littérature der sogenannten schönen und schöngeistigen Welt zum Besten gab. Er würzte, wie gewöhnlich, seine mitunter geistreichen Bemerkungen mit Anekdoten und seichten Witzeleien, und Jedermann kehrte vergnügt nach Hause.

Ueber das Theater beobachte ich ein das Unglück ehrendes Schweigen. Obgleich es, seiner ortgemäßen Unterhaltungs-Tendenz getreu, sich wohl hütet, sein Publicum mit Gluck, mit Shakspeare, mit Goethe's Iphigenie und Tasso u. d. m. zu molestiren, so hat sich doch bei der letzten Abrechnung für die Actionärs ein Deficit von 25,000 Gulden im 24 Fl. F. ergeben!

Auch der Cäcilienverein, von dem so manches Oratorium auf das herrlichste aufgeführt worden, und auf den Frankfurt in frühern Jahren stolz zu sein das Recht gehabt hätte, ist jetzt in leidendem Zustande, seit der treffliche Schelble, der ihn in so hohen Flor gebracht, durch anhaltende Kränklichkeit abgehalten wird, der Leitung desselben vorzustehen. Der talentvolle Clavierspieler Hiller, dem dieselbe vorläufig übertragen worden, wird nicht als zureichender Ersatz angesehen, und findet, leider! auch darin noch ein großes Hinderniß für seine Wirksamkeit, daß nicht Wenige an ihm mehr den Israeliten, als den Künstler in Berücksichtigung nehmen. Allen schwebt überdies noch die ausgezeichnete Kunstsinnigkeit und Feinfühligkeit in Erinnerung, mit welcher Schelble sein schwieriges Amt verwaltet und die zahlreichen Mitglieder des Vereins heranzubilden verstanden.

In voller Blüthe dagegen steht der Liederkranz, der sich wöchentlich einmal zu seinen fröhlichen Uebungen versammelt, um monatlich einmal ein großes mit Gesängen durchwebtes Festmahl zu halten. Rossini, der im vorigen Jahre bei seiner Durchreise diesen Verein singen gehört, fand sich durch dessen Leistungen auf das höchste überrascht.

Diesen Vereinen schließen sich noch einige andere für Gesang und für Instrumentalmusik an, die theils dem allgemein deutschen Sinne für die Tonkunst, theils der hiesigen Vergnügungslust ihr Entstehen verdanken.

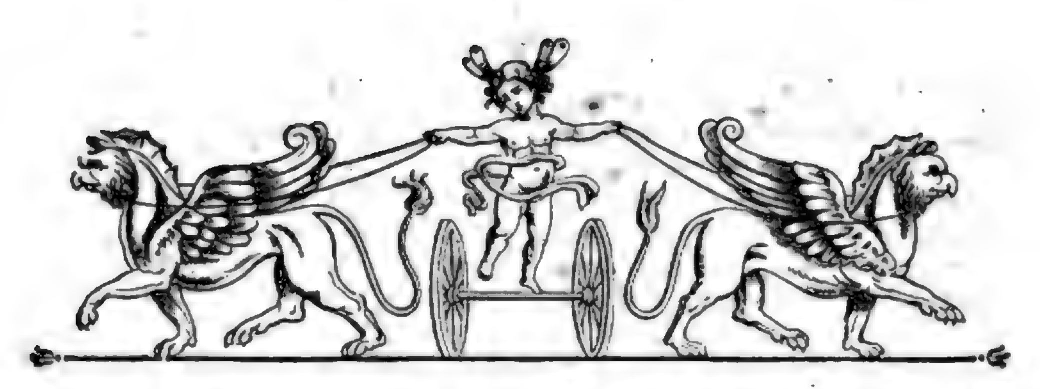
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Fruchtbarkeit des pariser Theaters.]

Im Monat Mai wurden auf den pariser Theatern an Neuigkeiten 2 Komödien, 8 Dramen und 15 Vaudevilles, zusammen 25 neue Pièces von 40 Autoren gegeben. Wo der Autor von jeder Vorstellung sein Honorar zieht, bleiben die besten Talente für die Bühne thätig, und es ist die Möglichkeit zu einer dramatischen Literatur da. In Deutschland fehlt die Möglichkeit.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 123. — den 27. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vier Wochen in Ems.

(Fortsetzung.)

Ein Mal begegnete ich ihm, von Hellfeld geführt; er sah noch blässer aus und schien schwächer. „Auch ich war im Heiligthum," sagte Hellfeld, „Sie sind mir nicht mehr fremd, aus Ihrer leblosen Umgebung erkannte ich Ihre lebendige Seele! Zum wohlwollenden Herzen gesellt sich auch ein gebildeter Geist, ich fand ein menschliches Wesen! —

Ich mußte lächeln über diese Anrede und erwiederte: „Diogenes suchte einen Menschen und fand diesen in den Bettlerlumpen! Auch ich bin eine Bettlerin," setzte ich ernst hinzu, „und ich rathe Ihnen, bleiben Sie mir fremd."

Auf meinem Schreibtische fand ich ein beschriebenes Blatt. „Dank! o, holde Fee, daß Du die Sonne mir „scheinen läßt, und auch die geistige Sonne — durch Deine „Bücher! Morgen werde ich wohler sein, Ihnen mündlich „danken können, meine Wohlthäterin. Schon fühle ich „mich besser, es fehlt mir nur noch an Energie, ich glaube, „ich könnte gesund sein, es ist die Geisteskraft, an der es „mir gebricht. Sie haben wohl viel dieser Geisteskraft? — „Oft meine ich, ich bilde es mir nur ein, krank zu sein, ich „brauchte nur zu leben, wie andere junge Leute, da würde „ich nicht so blaß sein; die Tänze, die ich spielen höre, „möchte ich tanzen, und in das Jauchzen, das zu mir dringt, „möchte ich einstimmen. Thue ich es aber, so vergehen „mir die Sinne. Ich habe eine Mutter, die konnte die „kranke Tochter aber nicht verlassen, die seit Jahren die „Auszehrung hat; sie steht immer am offenen Grabe. Die „Schwester wird im Jenseits für Sie beten, die Mutter „hienieden — und ich? — ich bin ganz Dank."

Am andern Morgen stand Hellfeld unbeweglich in der Mitte der Halle. Als ich erschien, trat er auf mich zu und schloß sich an meinen Spaziergang an. Der Kranke hatte wieder schlecht geschlafen, doch meinte er, er befinde sich viel besser.

„Sie lesen sehr ernste Bücher," sagte Herr von Hellfeld, „keine Romane?" — „Die Romane machen mich nicht glücklicher, nicht besser," versetzte ich.

„Doch auch nicht das Gegentheil?" fragte Hellfeld.

Ich erwiederte: „Ich lese eigentlich nur, um mich selbst zu vergessen; — der Roman addressirt sich aber immer wieder an das eigene Herz; unsere Phantasie nascht von den Gefühlen der Zukunft und von denen der Vergangenheit, und wir kommen nie zur Ruhe."

„Glauben Sie denn je zur Ruhe zu kommen?"

„Ich strebe wenigstens danach," erwiederte ich.

„Streben Sie denn nicht nach dem Glück?" fragte er weiter.

Ich mußte sehr bleich geworden sein. Hellfeld meinte, ich sei krank. Ich hatte aber von jeher eine eigene Scheu, mit Männern die Angelegenheiten meines Gemüths zu besprechen, das ich mit all seinem Glauben, Lieben und Hoffen einzuhüllen pflegte in undurchdringliche Schleier, und der

fremde Mann suchte diesen Schleier zu lüften, mich zu fragen nach dem Glück! — „Sie reißen da ein Grab auf und wühlen nach etwas Todtem," sagte ich ihm und verließ ihn.

Als ich den Abend etwas früher als gewöhnlich in meine Stube trat, fand ich den Kranken und Hellfeld darin. Der erstere war eingeschlummert und die scheidende Sonne beleuchtete seine schönen, geisterbleichen Züge. Wir wollen den Schlummernden nicht stören. Der Diener brachte den Thee und Hellfeld leistete mir Gesellschaft. Wir sprachen über Bücher, er hatte viel gelesen, und ich vielleicht zu viel. Sein Urtheil war so bestimmt, sein Geschmack so gebildet, seine Ansichten so richtig. Er hatte nicht viel in der großen Welt gelebt, sein Studirzimmer war seine Welt gewesen, der Schreibtisch sein Reich, Bücher sein Umgang. Er war früh verwaist, hatte keine Schwester, keine weibliche Verwandte. Er schien verwundert, daß eine Frauenseele bildungsfähig sei, daß ein Austausch der Gedanken Statt finden könne, zwischen ihr und dem Mann. Mir war es eine dankbare Beschäftigung, mich mit ihm zu unterhalten, denn er fand mich liebenswürdig, das ahnen wir Frauen so leicht und werden noch liebenswürdiger dadurch. —

Der Kranke hatte einige Male tief gestöhnt. Die Sonne war gesunken, und das helle Abendroth warf einen rothen Schein auf seine Züge, wie einen leisen Anflug von Gesundheit. — Sein Athem hielt inne, er hatte die Augen geöffnet, sein scheidender Blick fiel auf mich, ein Lächeln umspielte seine Lippen, ein Seufzer entfloh seiner Brust; er war nicht mehr!

Ueber mich kam ein unendlicher Schmerz. Der Tod so mild, wenn das Leben so hart sein kann! Der Tod so schön und doch so schauerlich! so räthselhaft, so unbegreiflich! Wir sehen so viele um uns herum sterben, und doch stehen wir vor einem jeden Todten, wie der erste Mensch vor der ersten Leiche! Wir wundern uns noch immer, daß das Paradies verscherzt ist, und hätten uns doch seit Jahrtausenden daran gewöhnen können. Wir glauben noch immer Rechte zu haben auf Ewigkeit. Ein ewiges Glück, eine ewige Liebe und ein ewiges Leben betrachten wir als unser Erbtheil, und staunen, wenn es uns entrissen wird. —

Ich weinte neben der fremden Leiche, als sei die ganze Welt mir gestorben, und es that mir wohl, wieder einmal recht weinen zu können.

Hellfeld nahm den Todten in seine Arme, wie ein schlafendes Kind, und trug ihn in das Zimmer, das er vor wenigen Stunden mit froher Erwartung verlassen — und ich blieb allein.

Ein Sterbefall öffnet für die Zurückgebliebenen alle Gräber. Auch für mich that sich eine ferne Gruft auf und meine Seele stieg hinab zu dem geliebten Todten. So bleich war er auch, und so kalt, wie der so eben Entschlafene. Die Augen waren geschlossen, um sich nie wieder aufzuthun. — Nie! — Dieses kleine, armselige Wörtchen, es enthält eine Verzweiflung in sich und bringt den Tod ins Herz.

Ich dachte aber auch der fernen Mutter des Gestorbenen; sie stand am Sterbebette der Schwester; bald wird sie zwei Gräber nur besitzen — und wie viel senkt eine Mutter nicht da hinein. Die lallende Kindheit, die spielende Jugend; dann die lernende, strebende, sich entwickelnde, die ihr befreundete, und auch die Hoffnungen alle für die Zukunft. Ich schrieb der armen Mutter; nur wenige Worte flossen aus meiner Feder, viele Thränen aber aus meinen Augen.

Zwei Tage darauf war die Beerdigung. Hellfeld und ich, wir waren die einzigen, die ihm die letzte Ehre erwiesen und den Sarg begleiteten. Schmerzlich war mir der Gedanke, daß der Begrabene so fern von der Heimath hier schlummern müsse; daß keines der Lieben den dahin Geschiedenen besuche, daß das Grab nicht im Frühjahre geschmückt und bepflanzt wird, daß da nur die Natur es ausputzt nach ihrer genialen, ungeordneten Weise, der Himmel in Regengüssen darüber weint, und Niemand betet. „O, ihr armen verlassenen Todten!" sagte ich leise, als ich vom einsamen Gottesacker schied. — Hellfeld hatte mich verstanden.

„Das sind Nebel des Gemüths, mein Fräulein," sagte er, „die man durch den denkenden Verstand zerstreuen muß. Was ist denn der todte Körper? Die lebendige Seele können wir ja frei und fessellos glauben, sie kann ja hineilen, da wo man sie beweint. Sollte aber die schmerzensfreie Seele wohl das Bild des Schmerzes wünschen, sich daran weiden, sollte sie nicht diesen irdischen Egoismus abstreifen?"

Ich schüttelte mit dem Kopfe, legte den Finger auf den Mund und schwieg.

„Sie haben Recht," nahm Hellfeld wieder das Wort, „daß Sie solche Gegenstände nicht im leichten Gespräch berühren wollen; man hat ja nur Vermuthungen über die Zukunft, nicht Gewißheit; mag jeder also vermuthen, was ihm beliebt; mögen die Menschen sich wenigstens das Jenseits gestalten, wie sie es wünschen, da sie über das Diesseits so wenig vermögen."

„Ich spreche über nichts gern," erwiederte ich, „worüber das Christenthum spricht. In jetziger Zeit, wo Gefühl und Vernunft sich um die Religion streiten, weiß man

nicht, ob man einen Denkenden oder Glaubenden vor sich hat, ja man weiß kaum, was man selbst ist. Man könnte leicht dem Glaubenden einen Trost nehmen, eine Freude hinwegvernünfteln, ohne ihm etwas dafür bieten zu können, oder man könnte sich etwas abstreiten lassen, wofür kein Ersatz kann gegeben werden. Man muß sein Glauben und Hoffen fest in sich verschließen, aber auch das Glauben und Hoffen anderer achten." —

Hellfeld schien unruhig. „Sie gehören wohl zu den Aufgeklärten," sagte er, und ein höhnisches Lächeln war zu bemerken.

„Ich weiß nicht, wohin ich gehöre," versetzte ich. „Ich sehe mich um in der Welt und finde alles gut und weise, was ich sehe: warum sollte es nicht auch gut und weise sein, da wo ich nicht hinsehen kann! Gewiß ist Alles zum Besten eingerichtet!" — „O ja," sagte Hellfeld, „zum Besten des großen Ganzen, aber ob auch zum Besten des Einzelnen? Unbarmherzig ist das Schicksal oft für den Menschen, und berücksichtigt nur das Wohl des Menschengeschlechts."

Ich antwortete: „Da soll eben der Mensch sich ins Unvermeidliche mit Würde ergeben. Wie die Indier sich unter die Räder des göttlichen Triumphwagens werfen, damit ihre Gottheit um so schöner triumphire; wie der Krieger fürs Vaterland fällt, so soll jeder einzelne Mensch willig unter den Gesetzen leiden, die das allgemeine Wohl befördern. Und wie gütig sorgt die Gottheit dafür, daß er das könne. Gab sie ihm nicht eine Seele, die aus dem Schmerzlichsten Vortheil ziehen kann, wie die Biene den Honig aus der Giftblume? Können wir nicht das uns auferlegte Leiden zur Strafe stempeln, wenn die Strafe verdient ist, zur Prüfung, wenn wir unschuldig sind? Können wir uns nicht am Trübsal hinaufranken, hoch und höher bis zur Gottheit? O, es ist etwas Schönes um die Menschenseele!"

„Ja!" sagte Hellfeld lächelnd, „wir haben alle Ursache den Menschen zu bewundern. Wie er denkt und fühlt und handelt; wie der Schädel nicht zerspringt von den verworrenen Gedanken; wie der Magen die Speisen alle verdaut, die der Gourmand ihm bietet! Daß aber das arme Menschenherz das Leben verdauen kann mit seinem Bitter und seinem Süß, das ist das Wunderbarste, und glauben Sie mir, mein Fräulein, es gibt manche Herzensindigestionen, die Sie nicht ahnen."

„Es ist keine unheilbar," erwiederte ich, „wenn man sich nur an den rechten Arzt wendet."

„Ja," sagte Hellfeld, „man müßte auch die rechte Pflegerin finden."

So kam ich nach Hause.

Es war die zweite Woche meines Aufenthalts in Ems verstrichen. Ich war wohler, hatte mehr Kräfte. Das tiefe Weh in meinem Herzen war zwar noch da, die Wunde blutete, wenn irgend etwas sie berührte, und sie war oft berührt worden, doch hatte ich momentan meinen Schmerz vergessen können.

Ich konnte auch wieder mit ungetheilter Aufmerksamkeit lesen und fühlte nicht mehr die Pein, daß durch alle Beschäftigungen hindurch ein schmerzlicher Gedanke vibrirt, der wie ein düsteres Thema sich in tausend Variationen wiederholt.

In dieser Stimmung war mein Mißmuth nicht so bedeutend, als ich ein Billet erhielt, welches mir die Ankunft einer verwandten Familie ankündigte. Man rechnete auf mich, die Honneurs von Ems zu machen und Bekanntschaften mit andern Badegästen einzuleiten. Auf mich rechnete man, und ich kannte Niemanden. Sollte ich die Leute auf das Grab führen, oder in das stille Thal zu meinem Moossitze? Herr von Hellfeld war der Einzige von den Badegästen, den ich nennen konnte, und konnte ich auf ihn rechnen, auf ihn, den menschenfeindlichen, schüchternen, ernsten? —

Mein Onkel war ein braver, gescheidter, vornehmer, reicher Mann. Er sprach viel von der Politik, machte gern seinen Scherz, den er auch gern belachte. Gleich bei seiner Ankunft hatte er sich eine Beschreibung von Ems gekauft und von dessen Umgebungen, die alle gesehen werden sollten.

Meine Tante war eine gute, vortreffliche Frau, die sich vor der Cholera fürchtete, die alle Menschen liebte, welche mit ihr verwandt waren, die fremden aber nach ihren Kleidern schätzte. Eine geschmacklose Toilette war in ihren Augen Charakterfehler. — Sie selbst zog sich auch sehr gut an, mit echt aristokratischer Einfachheit. Ihre Hand war auch aristokratisch weiß. Sie war auch noch eine schöne Frau, trotz der 18jährigen Tochter, an der ich meine besondere Freude hatte. In den zwei Jahren, in denen ich diese nicht gesehen, war sie schön herangeblüht. Sie hatte auf dem Lande gelebt, und Alles, was sie sah, war ihr neu. Schüchtern schmiegte sie sich an meine Seite, wenn wir unter Menschen uns bewegten, und die mir zugeflüsterten Bemerkungen zeugten von einem gesunden Kinderherzen. In den Bergen und Wäldern aber jauchzte sie laut auf, sie

fiel mir oft gerührt um den Hals und rief: „Wie ist die Welt doch so schön!“

Als ich den ersten Morgen mit meinen Verwandten in die Halle trat, stand Hellfeld wieder unbeweglich an gewohnter Stelle. Sein Herz war wohl noch voll von der gestrigen Beerdigung. Daß ich heute so ganz andere Interessen aufgefaßt, mochte ihn wohl wundern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Fortsetzung.)

[Institute.]

Eine neue heitere Liebhaberei ist nun auch seit einigen Jahren in Aufnahme gekommen. Die Blumenausstellung, die zum ersten Male vor zwei Jahren durch den Verein zur Beförderung der Künste und Wissenschaften veranstaltet worden, hat so allgemeinen Beifall gefunden, daß der Verein dadurch veranlaßt worden, dieses Blumenfest im vorigen und in diesem Jahre zu erneuen. Besonders reichliche Beiträge lieferten die Herren Stern, v. Bethmann, Andreä, Rinz und v. Rothschild, und zur letzten Ausstellung kam auch eine reiche Sendung aus dem Haag.

Durch diese Veranstaltung hat der genannte Verein sich einen neuen Anspruch auf den Dank der Bewohner Frankfurts erworben, wie er nun schon seit einer Reihe von Jahren sich auf mannichfaltige Weise um sie verdient gemacht hat. So hat derselbe, um nur des Neuesten zu gedenken, auch im vorigen Winter wieder eine Gewerbausstellung veranstaltet, durch welche einestheils lebhafte Nacheiferung unter den Gewerbebeflissenen erweckt, anderntheils manchen derselben erfreuliche Unterstützung zu Theil worden ist. Dann hat der Verein auch vor wenig Monaten veranlaßt, daß mit dem hier bestehenden trefflichen Taubstummeninstitut des Herrn Kosel eine Anstalt verknüpft wurde, in welcher blinde Kinder hiesiger Einwohner Unterricht und Pflege erhalten werden. Eine schöne Ergänzung findet übrigens diese preiswürdige Gesellschaft einerseits durch die fortwährende Thätigkeit des hiesigen Kunstvereins, dem wir im vorigen Jahre wieder eine große, und seitdem gelegenheitlich manche kleine Ausstellung von Kunstwerken verdanken; andererseits durch den seit vielen Jahren bestehenden Frauenverein, der vielen Bedürftigen theils durch Zuweisung von Arbeiten, theils unmittelbar durch milde Gaben zu Hülfe kommt. Auch schließt sich hier noch eine Gesellschaft von wackern Männern und Frauen an, welche sich die Errichtung und Förderung von Kinderbewahranstalten angelegen sein läßt, und kürzlich den ersten Stein zu einem eigenen Gebäude für solche Anstalt in Sachsenhausen gelegt. — Daß auch die hiesigen Israeliten in dieser seelenschönen Kunst nicht zurückbleiben, und namentlich durch mehrere Vereine für ihre Arme und deren Kinder, so wie für Heranbildung von israelitischen Handwerkern mit regem Eifer Sorge tragen, haben Sie wohl schon in andern Blättern gelesen.

Allen diesen und mehreren andern Vereinen, dem mannichfaltigsten Gewerbs- und Handelsverkehr, dem Institut der Sparcasse und der Behutsamkeit der Behörden bei Ertheilung der Aufenthaltserlaubniß für Fremde, ist es denn wohl zuzuschreiben, daß eigentliche Armuth und Hülfsbedürftigkeit sich hier fast gar nicht bemerken läßt, und an Sonn- und Feiertagen man durchaus nur wohlgekleidete Leute auf den Straßen sieht.

Von wissenschaftlichen Instituten ist wenig zu berichten. Die naturforschende Senkenbergische Gesellschaft hat ihr Fortbestehen durch ihre am 7. Mai gehaltene Jahresfeier kund gethan; von Resultaten ihrer Arbeiten im abgelaufenen Jahre ist indeß nichts laut geworden; selbst ihre reiche Insektensammlung harrt nun schon seit vielen Jahren vergebens eines Ordners, der dieselbe dem Publicum genießbar machte. Indessen hat dem, mit dieser Gesellschaft verknüpften physikalischen Verein sich nun auch ein geographischer angeschlossen, und hiermit eine neue Gelegenheit zu belehrender Unterhaltung geboten. — An einem gesellschaftlichen Versammlungsorte für Gelehrte, Literaten, Künstler und die sonstigen höher Gebildeten fehlt es jedoch noch immer. Wer nicht auch als Diplomat, Banquier, Senator u. s. w. dem Kreise seiner Pairs einverleibt ist, verliert sich in Unscheinbarkeit. Wer hier nicht vermögend ist oder etwas vermag, der wird für sehr wenig oder für gar nichts geachtet. Wer aber wird darüber klagen? Nur ein Dümmling oder ein Selbstling, der von Andern fordert, was er selbst den Andern nicht gewährt. Man ehre jeden in seinem Kreise, den er nach seinen Kräften beschreibt; nur wer das eine Talent vergräbt, das ihm anvertraut worden, verdient Tadel, wie derjenige, der mit fünf Talenten eben so Großes zu unternehmen sich vermißt, als Jener, dem deren zehn zugetheilt worden. Frankfurt ist eine Handels-, aber keine Musenstadt. Wer dies stets bedenken will, wird sein Auge mit ungetrübter Freude an ihrer Blüthe weiden. Es wird ihn ergetzen, bald hier, bald dort einen alten Kramladen in eine zierliche, reichgeschmückte Bude sich verwandeln zu sehen; er wird mit Wohlgefallen neue Straßen entstehen, an die Stelle mehrerer alten überhängenden kleinen Häuser große, lichte Wohnungen sich erheben, er wird mit Wohlbehagen an Sonn- und Feiertagen die ganze Umgegend von wohlgekleideten, lustwandelnden Familien bevölkert sehen, besonders wenn er weiß, wie reichlich für Waisen, Arme und Kranke gesorgt ist. Er wird es dann aber auch eben so natürlich finden, daß jener poetische Aar, der hier das Licht der Welt erblickt hat, als er flügge geworden, auf und davon geflogen, wie daß, nachdem er, selbst ein Stern erster Größe, seinen Flug in den Aether genommen, die Bewohner seines Geburtsortes, die, ihren Geschäften obliegend, nur wenig Zeit haben, nach den Sternen zu sehen, keinerlei Eifer gezeigt haben, ihrem fremdgewordenen und fremdgebliebenen ehemaligen Mitbürger ein Denkmal zu setzen.

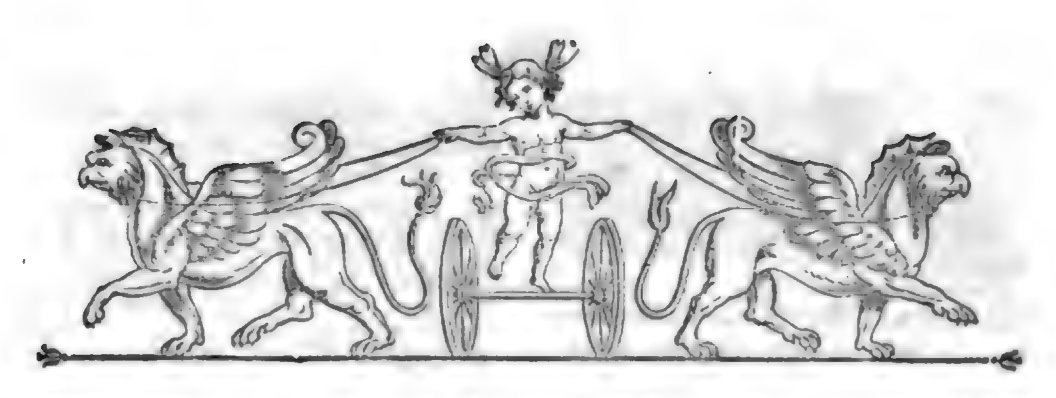
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[H. Koenig und Melgunoff.]

Wir berichteten vor kurzem über ein interessantes Buch über die russische Literatur, zu dem sich H. Koenig als Herausgeber nennt. Ihm gehört die Abfassung der Mittheilungen, die ihm von einem feingebildeten Russen, der selbst Novellendichter ist, in Hanau zu Theil wurden. Wir gaben damals den Namen desselben falsch an; Melgunoff heißt der Mann, der auch in deutscher Sprache sehr wohl bewandert ist. Je weniger man über russische Culturzustände vernimmt, desto willkommener wird das Buch sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 124. — den 29. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vier Wochen in Ems.

(Fortsetzung.)

Ich lud Hellfeld ein, sich unserm Kreise anzuschließen; zögernd nahm er das Anerbieten an, nicht ohne vorher meine Freunde flüchtig zu überblicken. Louisens Rosenwangen schienen mir überredender als meine Worte.

Ich besuchte nun zum ersten Mal den Kursal; heitere Gesellschaften saßen davor; Scherz und Ernst wechselte in ihren Gesprächen, neugierig forschten sie nach jedem neuen Ankömmlinge, riethen auf dessen Stand und Charakter, und witzelten über ihre eigenen Vermuthungen. Im Bad ist diese Art von Kleinstädterei erlaubt; die Badegäste leben alle wie Eintagsfliegen für den Moment, und was ihnen den Moment verschönert, ist ihnen willkommen. Es kommt auch eine Art von Freiheit über die Leute, sie dürfen hier ganz andere Menschen sein, als in ihrer Heimath, weil Niemand ihnen nachweisen kann, was sie bisher für Menschen gewesen. Die Hausfrau reißt sich aus ihrem Wirkungskreise, und was sie Jahre lang mühsam ersparte, gibt sie unberechnet hin, das einfachste Leben gestaltet sich in ein luxuriöses, die Coquette kann hier zur Prüden werden und die Augen niederschlagen; die Ernste zur lustig Scherzenden und der mit heitern Einfällen glänzende Roué — zum Philosophen. Man nimmt treuherzig hier die Leute für das, wofür sie sich geben, und gibt Maske für Maske.

Je länger man überhaupt in der Welt lebt, je mehr findet man, daß nicht allein auf dem Maskenballe die täuschende Larve vorgehalten wird. Wie viele Sorgen hüllen sich in Scherz, wie viel Kummer hat ein Lächeln, wie viele Betrübte sprudeln von Witz und Einfällen! O, nehmt die Leute, wie sie sich geben! Sie halten sich ja selbst die Maske vor, und vergessen am Ende wohl selbst, daß sie nicht glücklich sind.

Auf des Onkels Wunsch unternahmen wir mehrere Partieen, um die Umgebungen von Ems kennen zu lernen. Da merkten wir aber, was für eine gemischte Gesellschaft wir waren. Wenn wir an das Ziel unserer Fahrt gelangten, benutzte die Tante den nächsten Spiegel zum Ordnen ihrer Toilette, dann bereitete sie den Kaffee, Louise freute sich an Himmel und Aussicht, an Blumen und Kieselsteinen, fütterte die Esel, sprach mit den Eseltreibern. In mir erweckte aber eine schöne Gegend leicht das schlummernde Weh, und je weiter die Räume sich vor mir ausdehnten, je größer ward meine Sehnsucht. Thränen füllten dann oft mein Auge. Hellfeld lehnte gewöhnlich stumm an einem Baume, ein satyrisches Lächeln umspielte seine Lippen, wenn mein Onkel das Reisebuch hervorholte und uns Alles mit Namen nannte, was wir vor uns liegen sahen; das Namenlose in uns lag außer seinem Gesichtskreise. Wenn er seinen Vortrag geendet, da nahm Hellfeld gewöhnlich das Wort, er suchte geschichtliche Erinnerungen vor, welche sich an die Gegend knüpften, oder erzählte Sagen von liebenden Rittern und Fräulein. Er erzählte sehr schön, kurz und doch mit Gefühl;

dem Schmerz gab er nur wenig Worte, nur einzelne Accorde gab er an, und jeder fühlte nach. Ueber die Freude sprach er mehr. Louise lauschte mit glühenden Wangen und auch ich folgte gern der Erzählung. Der Onkel aber leitete bald das Gespräch auf Politik, und die Tante erkundigte sich nach den Fortschritten der Cholera.

Einst ritten wir nach der Martinsburg; der Weg dahin war sehr schön. Wir kamen durch die herrlichsten Wälder. In Braubach bestiegen wir einen Nachen und segelten ans entgegengesetzte Ufer, und dann auf dem Rheine hin und her, um den malerischen Effect der Martinsburg zu sehen. Es war das schönste Wetter; da schwammen wir einher und blickten hinauf zu Himmel und Bergen und dann wieder hinunter, wo sich Himmel und Berge im Spiegelbild zeigten.

Es war alles so ruhig um und neben uns, und auch in uns. Wie ein Sonnenstrahl wohl ein Mal durch den Laden und dicht zugezogenen Vorhang in eine dunkele Stube dringt, so durchdrang auch ein Strahl von Glück mein Herz. „Es scheint, als liege in der wogenden Bewegung etwas Beruhigendes," sagte ich, „das kleine Kind wird durch das Schwanken der Wiege in den Schlaf gebracht, und wir großen Kinder werden beschwichtigt durch das Schwanken des Kahnes." —

„Ja," sagte Hellfeld, „und die Verzweiflung findet im tobenden Galopp des Pferdes eine Erleichterung. Ich sah einmal einen Wahnsinnigen, der an tiefer Schwermuth litt. Er saß den ganzen Tag und bewegte schwankend den Kopf hin und her; diese Bewegung schien ihm ein Bedürfniß zu sein. Und wissen Sie, wie ich das erkläre?" fuhr Hellfeld nach einer Pause fort. „Es ist nichts Peinlicheres, als wenn die Außenwelt mit unserer inneren Stimmung in Widerspruch steht. Das stürmische Pochen des Herzens droht die Brust zu zersprengen, wenn alles ruhig um uns ist. In der Nacht ist der Kummer immer am größten. Wenn die Sterne so ruhig blinken, der Mond so ruhig scheint und alles um uns her so ruhig schläft, da meint man, unter Larven die einzige fühlende Brust zu sein! Gesellen wir aber zu unserer innern Bewegung eine äußere, schwanken wir im Kahn, die Gegenstände um uns her schwanken dann auch, die Freunde schwanken, Wasser, Himmel, Berge, Alles bewegt sich mit uns, und es ist, als wären die Ruderschläge nur Schläge des eigenen Herzens. Alles scheint mit uns zu fühlen, der Mensch bietet uns ein Herz, an dem wir uns ausweinen können, und die Natur bietet uns auch eins — und Mensch und Natur scheinen unsere Thränen zu verstehen." Hellfeld schwieg, und wir alle auch, denn Jeder prüfte und bedachte das Gesagte.

Wir erstiegen die Martinsburg mühsam. Den Bewohnern der Ebene wird das Bergsteigen schwer. Greise von 80 und 90 Jahren holten uns ein. Es ist ein Invalidenhaus auf dieser Burg, und die alten Krieger rühmten sich ihrer Jahre und ihrer weißen Haare; sie liebten ihre hohe Residenz, die Gesundheit verlieh und langes Leben. Gefangene wohnen da — Staatsgefangene. Eine weite Aussicht eröffnet sich vor ihnen. Aus ihrem kleinen Gitterfenster können sie viel Himmel sehen, und viel Erde, und vom schönsten Theil der Erde; mit dem kleinen Menschenauge können sie so viel Raum umfassen, und mit dem kleinen Menschenherzen die große Freiheit, jetzt gerade, wo sie keine Freiheit mehr haben. —

Die Gefangenen hatten das Leben verscherzt, sagte man uns, und Milde war es, die sie hierher bannte. Segnen sie wohl diese Milde, die als eine Art von Almosen ihnen den Rhein gab, und dessen Ufer und die Berge und Städte alle, die vor ihnen ausgebreitet sind? Freut sich ihre Seele wohl dieser schönen Natur? Sollten nicht die freien Schiffe zu ihren Füßen und die freien Schiffer ihre Bitterkeit erregen und ihren Neid? Und wenn der Sturm wüthet, das Gewitter braust, der Eisgang tobt, wenn die Schiffe zerschellen, die Schiffer ertrinken, und ihnen von den Wellen eine noch größere Freiheit gereicht wird, die größte, die man sich denken kann — der Tod? Was mag der arme Gefangene da empfinden? Er, dem man zwei Kerker gab, das Gefängniß als Strafe und das Leben als Geschenk!

Die Gefangenen selbst, denen meine Phantasie so traurige Gefühle gab, sah ich nicht, aber ihr Gitterfenster sah ich, das war mit Blumen geschmückt und ein Zeisig zwitscherte froh im Käfig. —

Alle Menschen waren zufrieden auf der Martinsburg, die Invaliden mit ihrem rüstigen Alter, der Commandant mit seinem Weine. Selbst ein Mädchen versicherte mir, sie sei glücklich — und sie war nicht eine der 16jährigen, die sich an Hoffnungen freuen, nicht eine der 60jährigen, die eine behagliche Existenz schon beglücken kann. Nein, sie war dreißig Jahre alt, hatte den größten Theil ihres Lebens hier zugebracht, um das Ende auch noch hier zu verbringen; und sie versicherte: sie sei glücklich. Sie habe zwar keine Gesellschaft, aber sie sah das rege Leben auf dem Rhein. Ihre Mutter war gestorben, doch sie hatte noch ihren Vater. Ihre Schwester war verheirathet, doch nur wenige Stunden weit von hier, und der Bruder war in Batavia, aber er

schrieb oft! — Ihr Schicksal bot Wehmuthsstoff genug für ein halbes Dutzend 30jähriger deutscher Mädchen; doch sie war glücklich! —

Ob nun die freie Bergesluft so beglückend ist, indem sie die Nerven stärkt, die ja doch die eigentlichen Rebellen sind gegen das Schicksal; ob die alten Männer auf der Martinsburg den Mädchen das Leben weniger trüben, als die jungen in der übrigen Welt? ich weiß es nicht. Wir besprachen noch lange das Glück der Martinsburg, und von diesem heitern Thema kamen wir auf das so viel ernstere, das Glück der Welt. —

Wir ritten zu Esel nach Ems zurück. Der Mond war aufgegangen, der Abend war herrlich, die Gegend schön beleuchtet, und eine sanfte freundliche Wehmuth lagerte sich auf uns alle, so daß der Onkel selbst ganz weich wurde und von seiner Jugend erzählte und von der Liebe zu seiner Frau, die ein armes Fräulein war, und so dankbar, daß er sie gewählt. Zuletzt verstummten wir alle, theils aus Ermüdung, theils weil der Abend auch gar so schön war!

Hellfeld ritt mir zur Seite. „Wie ist Ihnen?" fragte er mit gedämpfter Stimme; denn hätte man laut gesprochen, man hätte fürchten müssen, die heilige nächtliche Stille zu entweihen.

„In mir ist es friedlich," war meine Antwort. „Und in mir" sagte Hellfeld „tobt es. Wie die wilde Jagd ziehen vor meiner Seele die Bilder vergangener Zeiten vorüber, ich balle rebellisch die Faust und fordere das Schicksal heraus."

„Gegen die höllischen Heerschaaren" entgegnete ich, „hat der gläubige Katholik das Kreuzeszeichen. Sollte es denn für den vernünftigen, tugendhaften Menschen kein Zeichen geben — um die störenden Bilder seiner Phantasie zu bannen?"

„Für den tugendhaften Menschen? Ja! aber der Mensch hat gewöhnlich nur Tugenden, nicht die Tugend."

„Der gewöhnliche Mensch wohl — sollte man aber nicht streben, ein ungewöhnlicher zu seyn?"

„Nach wie viel habe ich nicht schon gestrebt, und wie wenig errungen!"

„Vielleicht weil sie nicht nach dem strebten, was Sie erreichen konnten. Sie wollten vielleicht sich auszeichnen vor der Welt, die Auszeichnung der Tugendhaften ist unsichtbar. Sie wollten Verhältnisse überwinden, nicht sich selbst. Sie kämpften gegen Vorurtheile der Menschen, nicht gegen Ihre Leidenschaften. Sie wollten das Schicksal bezwingen, anstatt sich zu fügen, zu ergeben. Der Türke kreuzt die Hände über die Brust, beugt das Haupt und sagt: bisch milla — Gottes Wille geschehe — Kann das der gute Christ nicht auch?"

„Ja, wenn man noch ein guter Christ wär, wenn man nicht Glauben, Liebe und Hoffnung so von allen Seiten besehen, beleuchtet und bezweifelt hätte, daß nicht viel mehr daran ist. Wenn man noch so beten könnte, wie ein Kind, das Gott für den Christbaum dankt und seine Hülfe zur Erlernung des ABC anfleht."

„Wir brauchen ja nicht mehr Kinder zu sein, um Freud und Leid hinzunehmen, wie Gaben einer höhern Macht. Es mag beim starken Mann ein Beweis von Kraft sein, wenn er sich auflehnt gegen sein Schicksal — eine höhere Stufe von Kraft ist es gewiß, wenn er sich darein ergibt!" —

„Sie mögen Recht haben" sagte Hellfeld nach einer Pause, „Ihre Stimme ist sanft überzeugend, sie kommt aus einem geprüften Herzen; ich müßte mich sehr irren oder Sie wissen, was es heißt, unglücklich zu sein."

Ich hob meine Augen gen Himmel, und im hellen Mondenschein, der mir gerade ins Gesicht leuchtete, mochte Hellfeld wohl die Thräne sehen, die ihm als einzige Antwort dienen sollte.

Die dritte Woche meines Aufenthaltes in Ems war vorüber. Ich stand vor dem Spiegel, sorgfältig kräuselte ich meine Locken, eine rosa Schleife brachte ich an dem weißen Hut an, ein rosa Tuch fügte ich zum grünen Kleid, und auf meinen bleichen Wangen bemerkte ich auch einen Anflug von Röthe. War das die zurückkehrende Gesundheit allein? oder war es auch der zurückkehrende Frohsinn! — O nein! ich war nicht froh, ich konnte nur das Leben wieder ertragen, ich hatte gelernt den eignen Schmerz zu vergessen für Anderer Schmerzen, und für Anderer Freude. Ich hatte auch gelernt mich mit zu freuen, aber glücklich konnte ich doch nicht wieder sein.

Ich konnte die Menschen alle lieben, aber keinen Mann wieder (so meinte ich nämlich), und wenn Hellfeld auch groß und schön vor meinem geistigen Auge stand; wenn er mich auch anzog durch sein ganzes Wesen, wenn ich mir auch sagte, daß ich ihn hätte lieben können, wenn ich ihm vor Jahren begegnet wäre: — jetzt konnte ich es nicht mehr. Daß er eine Neigung zu mir gefaßt, das sah ich wohl und das betrübte mich; ich nahm mir vor, ihn zu vermeiden. Das war aber schwer. Noch immer fand ich ihn an derselben Stelle des Morgens beim Brunnen-

trinken, noch immer bewegte er sich erst, wenn ich eintrat und schloß sich meinem Spaziergang an; und Tante und Onkel waren eifrig bemüht, uns allein zu lassen, um diese Neigung zu befördern. Dabei war ich befangen geworden, und mit einem schmerzlichen Gefühl bemerkte ich, daß alles, was ich that, seine Neigung zu verhindern, dieselbe nur noch mehr beförderte.

Deshalb vermied ich so viel als möglich, Theil an den Partien zu nehmen, welche die Gesellschaft vorschlug. Doch man klagte mich der Wunderlichkeit an, der Laune, und ich ließ mich zu einem Ritt nach der Bilistirche bereden. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)

[Das Goethe-Denkmal.]

Wenn jetzt es dennoch mit einem Monument für Goethe Ernst werden zu wollen scheint, so möchte die Ehre, einen nachhaltigen Anstoß dazu gegeben zu haben, nur dem für den Ruhm seiner Vaterstadt begeisterten, berühmten Reisenden, dem Doktor Rüppel zuzuerkennen sein. Er war es nämlich, der vor zwei Jahren einen hiesigen Krösus dahin bewog, gemeinschaftlich mit ihm eine Statue Goethe's bei Marchesi in Mailand zu bestellen. Dieses Unternehmen, dessen Kosten sich auf 6 bis 7 tausend Gulden belaufen, weckte einige Mitglieder des hiesigen Kunstvereins zur Nacheiferung, und in Folge dessen gestaltete sich ein kleines Comité für Errichtung eines frankfurter Denkmals für Goethe. Als dann ein fremder, jetzt hier ansässiger Literat in einem hiesigen Blatte darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn die Frankfurter zu einem Denkmal Geldbeiträge liefern sollten, es auch schicklich sei, ihre Meinung über dasselbe und den dafür passendsten Ort einzuholen, — entschloß sich jenes kleine Comité, ein größeres zusammen zu berufen, und dieses, aus ungefähr 30 Personen, zum übergrößten Theil aus Geld-Notabilitäten bestehend, hat nun eine Subscription eröffnet, deren Ertrag in ein paar Monaten auf etwas über 20,000 Gulden gestiegen sein soll. Da man indeß die Kosten des Monumentes, welches in einer sitzenden Statue von Bronze bestehen soll, auf ungefähr 40,000 Gulden anschlägt, und es noch zweifelhaft ist, ob die noch fehlenden 20,000 Gulden sich hier zusammenfinden werden, so wäre es wohl möglich, daß das große Comité sich entschließen müßte, ein noch größeres aus dem übrigen deutschen Lande zu berufen, um, statt eines blos frankfurtischen, ein nationaldeutsches Denkmal zu Stande zu bringen. Manche dürften wohl solche nothgedrungene Erweiterung des Planes als ein erfreuliches Unglück ansehen, da die Geburtsstadt des Dichters, die zugleich die ehemalige Krönungsstadt für die deutschen Kaiser ist, sich allerdings auch zur nationalen Krönung eines deutschen Dichterkaisers eignen möchte.

Sollte auf diese Weise die deutsche Nation veranlaßt werden, durch Errichtung eines Denkmales für ihren größten Dichter, der zugleich einer ihrer größten Naturforscher und Sprachbildner ist, zu beweisen, daß sie ihre Celebritäten mehr als blos theoretisch zu ehren weiß, dann möchte vielleicht auch der Vorschlag eines Mitgliedes des großen Goethe-Comité's Anklang finden, welches auf Erbauung eines Goethe'schen Museums angetragen, als des allein geeigneten Ortes zur Aufnahme einer thronenden Statue des weltberühmten und welthistorischen, aber keineswegs der populären Oeffentlichkeit angehörigen Günstlings der Musen. Zur Ausschmückung der Museumssäle könnte dann die Mitwirkung aller ausgezeichneten Künstler Deutschlands in Anspruch genommen werden, um durch Frescomalereien, Basreliefs, Inschriften u. s. w. den großen Schöpfungskreis anschaulich zu machen, in welchem der Gefeierte sich selbst unvergängliche Denkmale gestiftet. Ich theile Ihnen diesen Vorschlag in der Hoffnung mit, daß er zur Veranlassung werde für baldige Bildung von Goethe-Vereinen in allen größeren Städten Deutschlands, welche Unterschriften zu Beiträgen für den Fall einsammeln, als das hiesige große Goethe-Comité sich bereit erklären sollte, seinem Plan eine volksthümliche Erweiterung zu geben.

Manches Andere, was ich noch über hiesiges Leben und Treiben zu berichten hätte, bleibe künftiger Mittheilung vorbehalten. — ***

Notizen.

[Theodor Mundt.]

Mundt war den März, April und Mai hindurch in Paris, den Juni hindurch in London und wird sich nun eine Zeit lang in Hamburg aufhalten. Er schreibt über die Season, die er in London mitmachte. Es wird eine Reihe von Skizzen, auf die wir unsre Leser aufmerksam machen.

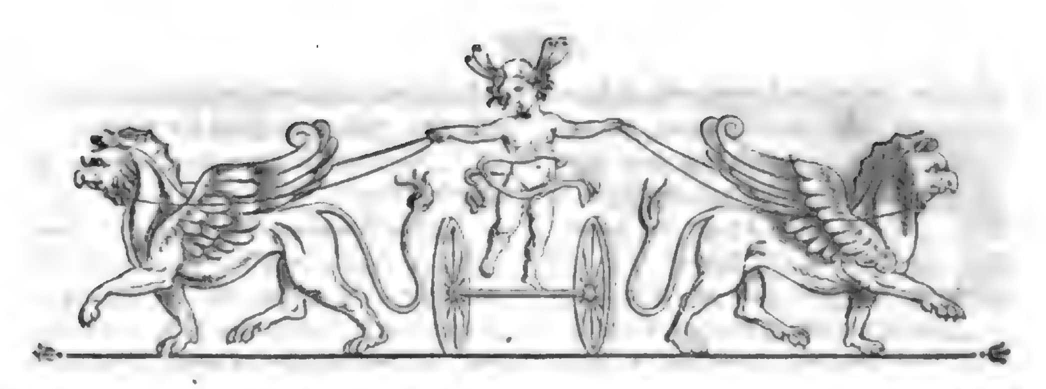
[Staats-Lexikon.]

Von dem unter königl. sächs. Censur erscheinenden Rotteck-Welckerschen Staats-Lexikon sind des vierten Bandes Lieferungen 1. 2. 3. ausgegeben, eine große Reihe ausgezeichneter Abhandlungen über naheliegende Fragen enthaltend. Besonders aufmerksam machen wir auf die glänzende publicistische Feder, welcher der Aufsatz über Demagogie angehört; er ist S. chiffrirt. Klarheit, Wärme, Tiefe der Erkenntniß sind hier vereinigt, um den Gegenstand zu erfassen. Auch über Demokratie findet sich von derselben ausgezeichneten Feder ein Aufsatz. Welcker spricht in den neuen Heften über deutsche Staatsgeschichte, deutsches Reich, deutsche Landstände; Rotteck über Doctrinairs, Diplomatie; Mittermaier über deutsches Recht; Bülau über Continentalsystem rc. Von dem verstorbenen Weitzel erhalten wir noch einiges Biographische, Dalberg, Dohm rc.

[Ein Künstlerfest in München.]

Am 12. Junius vereinigte sich eine große Anzahl von Künstlern und Kunstfreunden, um in der eine Stunde von München gelegenen Menderschweig dem verdienten Martin von Wagner aus Rom ein ländliches Fest zu veranstalten. Der Künstler war seit 20 Jahren nicht in seiner Heimath gewesen. Er geleitete sein in Rom gearbeitetes Werk nach München, ein großes Relief, welches die ganze Celle der Walhalla umgeben soll, und die Geschichte der Deutschen von ihrer Einwanderung bis zur Ausbreitung des Christenthums in einer Reihe friedlicher und kriegerischer Scenen darstellt. Das Werk ging indeß nach Regensburg ab, ohne den münchner Kunstfreunden zur Schau gestellt zu werden, da die Auspackung mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft war. Mehr als 200 Gäste waren zu dem Feste vereinigt, unter ihnen der König. Heinrich Stieglitz, der schon seit einiger Zeit Berlin mit München vertauscht hat, hatte ein großes Festgedicht gemacht, das bei Tafel gesungen wurde.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 125. — den 30. Junius 1837.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Vier Wochen in Ems.

(Beschluß.)

Es ist auch eine Freude, das Nassauer Land zu durchstreifen. Ueberall sieht man Spuren von Thätigkeit. Unter der Erde reifen Metalle, heiße Quellen sprudeln hervor, über der Erde erheben sich Berge mit den schönsten Wäldern, grüne Fluren, wogende Felder und mit Früchten beladene Bäume erfreuen das Auge. Und der Mensch läßt sich nicht beschämen durch seine Bundesgenossin, die Natur. In den Bergen öffnet er Schachte, in den Wäldern treiben Köhler ihr Handwerk, überall sieht man rauchende Schornsteine, die Eisenhammer pochen. Auch in der Silberschmelze ist man thätig, und an manchen Tagen zieht eine geputzte Menge die Straße entlang, um den Silberblick zu sehen, und zwar einen wirklichen Silberblick, den man erreichen kann, wenn man nicht zu spät kommt, während in der ganzen Welt das thörichte Menschenherz ewig vergebens wallfahrten wird nach dem, was es für den Silberblick seines Schicksals erkannt. Zu den Mineralwassern werden unzählige Krüge verfertigt, und das beschäftigt Alt und Jung in den benachbarten Dörfern von Ems. Selbst in der Nacht ruht die menschliche Thätigkeit nicht. Da werden Krüge gefüllt am heilbringenden Brunnen, und in die Ferne sendet man Genesung. Und sprudelt wirklich in Ems Genesung? Ist es das Wasser allein, das meine Glieder erkräftigt, meine Wangen gerundet, meine Lippen geröthet? Vermag das Wasser auch die Leiden des Herzens zu heilen?

Wir hatten das Ziel unsers Rittes erreicht. Die Bibliskirche, die uns lange freundlich entgegengewinkt, hatten wir in der Nähe begrüßt. Sie liegt auf einem Bergabsatze, und man meint, sie müsse von da aus das ganze Thal segnen. Der Wanderer wurde zum Gottesdienst durch ihren Anblick eingeladen, lange ehe ihr anspruchsloses Glöckchen sein Ohr erreichen konnte, und mancher Fromme mag wohl Erbauung da gefunden haben und noch finden, denn wenn auch des Predigers Lippen verstummten, so wird doch die schöne Natur stets zum Herzen sprechen und das Gemüth erheben. Wir stiegen noch eine Strecke weiter den Berg hinauf, lagerten uns auf den Rasen vor der Mooshütte, und sahen die belebte Welt vor uns. „Jeder," sagte Hellfeld, „sieht durch sein eigenes Fernglas und kleidet das Gesehene in die Farben seines Charakters. Mir geschieht es oft so, daß wenn ich auf einem hohen Berge stehe, es mir ist, als läge mein ganzes Leben vor mir."

„O, erzählen Sie uns aus Ihrem Leben!" rief Louise neugierig. —

„Es gab da auch viele rauchende Schornsteine darin, mein Fräulein," war seine Antwort, „doch wenn es Ihnen Vergnügen macht, so will ich Ihnen von meiner ersten Liebe erzählen. Diese ereignete sich in Mailand. Ich war allein dahin gereist, der Sprache unkundig, dadurch in der Gesell-

schaft isolirt, und wenn ich in den berauschenden Nächten allein herumwandelte, so viele Interessen außer mir sah, keines in mir fühlte, da sehnte ich mich nach einer Liebe. Kurz ich war in einer Stimmung, wo man empfänglich ist für jeden Eindruck. So ging ich ins Theater und sah eine Frau; wie wenn eine Madonna von Raphael aus dem Rahmen herausgetreten wäre und durch die Liebe belebt, so stand sie da. Ohne Heiligenschein zwar und ohne Christuskind, aber ein Joseph war dabei, das war ihr Mann, den ich auch von ganzem Herzen haßte, denn sie schien ihn zu lieben; das sah ich, denn bei den schönen Stellen der Musik suchte ihr Auge das seinige, und sie winkte ihm zu. Es war eine von den Ehen, in denen man nicht nur die Freuden des Lebens theilt, sondern auch die Freudchen! Ich zog Erkundigungen über sie ein. Selbst die leichten italienischen Sitten hatten sie nicht mit fortreißen können; alle Menschen sprachen von ihrer Tugend, und das fügte zu meiner Madonna den Heiligenschein. Ich ging aber nun immer ins Theater, berauschte mich mit dem Anblicke ihrer Schönheit, beneidete und haßte ihren Mann um ihre Liebe und ihre Blicke, deren einer mich selig gemacht hätte. Ich war nun nicht mehr ohne Interesse in Mailand. Ich liebte und irrte seufzend und schmachtend durch die Straßen, stand Stunden lang unter ihrem Fenster in Anbetung vor dem Schatten ihrer schlanken Gestalt. Sie selbst suchte ich aber nicht auf; ihr Glück war mir heilig, ich wollte es nicht stören, selbst nicht durch den Anblick meines Unglücks. So verließ ich Mailand. Diese Liebe nährte ich ein ganzes Jahr, meine Phantasie hatte dieselbe zur Leidenschaft angefacht, und in Florenz, wo ich das Jahr blieb, erregte ich die Aufmerksamkeit mancher Schönen durch meine tiefe Schwermuth. Endlich trieb mich die Sehnsucht nach Mailand zurück und unter ihre Fenster. Da saß meine Madonna auf dem Balcon, sie hatte das Christuskind auf dem Schooße und spielte mit demselben, sie war sehr schön, aber der Heiligenschein fehlte ihr, die Tugend, denn hinter ihr stand verehrend ein Anderer als ihr Joseph, und die Gerüchte der Stadt nannten diesen als ihren Cicisbeo. Ich war wüthend, aber keinesweges geheilt von meiner Liebe. Ich reiste ab, aber lange trug ich noch das Bild mit mir herum. Zur Leidenschaft hatte sich nun auch die Reue gesellt, daß ich nicht wenigstens einen Versuch gemacht, um auch glücklich zu sein. Seitdem sind zehn Jahre vorüber, Liebe und Reue sind verschwunden. Die Zeit ist doch zuweilen auch dem Menschen hold.“ —

Bei dem Nachhauseritt näherte sich Hellfeld mir. „Als ich meine Jugendliebe erzählte,“ sagte er, „wiegten Sie einige Male mißbilligend das Haupt.“

„Ich wunderte mich, erstens über die Liebe und dann über die Reue.“

„Beides waren auch Verirrungen,“ erwiederte Hellfeld, „aber ich erzählte auch nur wie der Genesene von seiner Krankheit. Eine Liebe, die nur von den Zügen erweckt werden konnte, war ein Wahnsinn, und ich belächele sie jetzt wie die Thorheit eines Kindes. Nur wo die Seele uns entgegentritt mit dem Heiligenschein, wo sie uns heranzieht zu sich, besser macht, veredelt, heiligt, das Streben nach dem Höhern in uns erweckt, uns des Himmels würdig macht, und doch alle Eigenschaften hat, um die Erde zu verschönern, nur da sollte man lieben, und da kann die Liebe ewig sein.“

„Sie haben Recht,“ sagte ich, „da kann sie ewig sein, aber nur, wenn sie Gegenliebe gefunden hat. Ich war einst sehr glücklich — und beglückte! Das Glück hat zwar aufgehört, aber die Liebe ist ewig, das fühle ich, sie kann nicht mit begraben werden.“

Hellfeld erblaßte, ich glaubte ihm so viel sagen zu müssen, um ihn nicht länger hoffen zu lassen.

Am andern Morgen ließ er sich melden. Ich ahnete, was ihn zu mir führte. „Können Sie mir Auskunft geben über die letzten Worte, die Sie gestern aussprachen?“ sagte er.

Ich erzählte ihm meine Lebensgeschichte. Er hörte ernst zu, ohne zu unterbrechen, kaum wagte er es, zu athmen. „Sie haben also keine Liebe mehr zu geben?“ fragte er leise.

„Ich sagte Ihnen ja in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft, daß ich eine Bettlerin sei,“ erwiederte ich, „ich habe nichts mehr zu geben.“

„Auch keine Achtung, keine Freundschaft, kein Wohlwollen?“ fragte Hellfeld weiter. „Spricht denn keine Stimme für mich in Ihrem Innern, daß Sie es wagen können, mir als Lebensgefährtin zur Seite zu stehen, und mich durch Ihr Vertrauen glücklich zu machen?“

„Wohl fühle ich Achtung, Freundschaft, Wohlwollen für Sie, ich habe aber den Muth nicht, das Glück eines Andern zu unternehmen, denn ich fühle, daß alle Fähigkeit zum Glück in mir erstorben ist. Sie würden nicht froh sein an meiner Seite, wenn Sie sähen, wie wenig froh ich bin, und ich war zu unglücklich, um je mich wieder erheben zu können!“

Hellfeld sagte leise: „Und nach Jahren, wenn der Schmerz stiller, darf ich da nicht wieder anfragen?“

Ich antwortete: „Aus dem Grabe können zwar noch Blumen sprossen, aber kein Menschenherz mehr. Knüpfen Sie keine Hoffnungen an die Hoffnungslose, ich bitte!"

„So kehre ich denn zurück zu meinen alten düstern Gewohnheiten," sagte Hellfeld mit dumpfer Stimme, „das arme Leben ist mir noch ärmer geworden."

„Die ganze Welt steht dem jungen Manne offen," erwiederte ich, „Sie können wirken, handeln, streben, Sie mit Ihrer reichen Seele. Sie sind nicht arm, Sie können nicht verarmen."

„Und was wird Ihre Zukunft sein?" fragte er theilnehmend.

Da trat der Bediente herein und brachte einen Brief, den ich erwartet hatte, und dessen Inhalt ich schon kannte. Ich öffnete denselben. Er enthielt die Ernennung als Ehrendame in einem angesehenen Stift, von hoher Hand mir verliehen. Diese Ernennung gab mir einen Rang in der Welt, und fern von der Welt einen Zufluchtsort, wie auch die Mittel, für Andere zu wirken. Das war meine Zukunft. Schweigend reichte ich den Brief an Hellfeld. —

Als er ihn gelesen, faltete er ihn langsam, eine halbzerdrückte Thräne glänzte in seinem Auge! „Habe ich Ihnen Schmerz bereitet," sagte er, „so vergeben Sie. Hassen Sie mich nicht, weil Sie mich nicht lieben können; achten Sie mich, vergessen Sie mich nicht! Fragen Sie zuweilen nach mir, und ich werde dafür sorgen, daß Sie nur Gutes von mir hören. Lesen Sie auch die Bücher, die ich schreibe. Wenn ich befördert werde in meiner militärischen Laufbahn, lesen Sie freudig meinen Namen in der Zeitung, und wenn Krieg ausbrechen und ich fallen sollte in der Schlacht, dann freuen Sie sich auch, und nicht wahr, dann schenken Sie mir eine Thräne?" —

Er verließ mich. Ich saß noch lange wie festgebannt in derselben Stellung, mein Herz war so schwer, heiße Thränen erleichterten es. —

Am andern Morgen, als ich zum Brunnen kam, stand Hellfeld nicht mehr an gewohnter Stelle; er war abgereist. Die Quelle rieselte noch wie sonst, die Musik spielte noch dieselben Melodien, die Badegäste wandelten noch denselben Weg, der Onkel sprach noch immer über Politik, die Tante noch immer von der Cholera, doch für mich war eine Leere eingetreten — eine Oede. Ich machte mißbilligende Betrachtungen über das weibliche Herz. Woher kam diese Leere? — ich hatte ihn ja nicht geliebt. Ich hatte für ihn viel Theilnahme gezeigt, viel Interesse — und keine Liebe empfunden! Ich hatte seine ganze Neigung erworben, sein ganzes Herz eingenommen — und keine Liebe empfunden! War das Coquetterie? Mit dieser Frage an mich selbst bestieg ich den Reisewagen, die vierte Woche meiner Badecur war vollendet und ich verließ Ems.

In Coblenz suchte ich meine vorige Wohnung auf, ich sehnte mich, das blühende, frohe Mädchen wieder zu sehen. Die kam aber langsam und ernst mir entgegen, die Ringellocken flatterten nicht mehr ihr nach, sie hingen so sehnsüchtig matt auf den Nacken herab und die Wangen waren so bleich. Sie führte mich gleich in des Schulraths Zimmer — die waren leer — denn er war ausgezogen mit seinen 24 Tassen, und ich hätte den Ehrenbreitstein recht mit Muße ansehen können mit seinen Festungswerken und den Rhein zu seinen Füßen und zu den meinen. Aber ich sah nur die Thränen meiner Begleiterin. Der Schulrath hatte seinen Lehnstuhl zurückgelassen, der empfing das arme Mädchen in seine kalten Arme. „Und er wollte nicht einmal mein Beichtvater werden!" schluchzte sie laut.

Die Mutter erzählte: die Tochter leide an den Nerven; und ich rieth ihr, sie noch in diesem Sommer nach Ems zu bringen, das habe mir so gut gethan. Ich gab ihr auch dazu das noch übrige Reisegeld, denn ich war nun nicht mehr fern von der Heimath.

Ich bestieg das Dampfschiff. Viele Passagiere umschwirrten mich. Engländer lehnten in den bequemsten Stellungen auf den Bänken herum, lesend und gähnend, wie es ihnen beliebte; Kaufleute besprachen ihre Geschäfte, Rheinländer die Rheinernte. Liebende Pärchen trugen ihre legitimen oder illegitimen Gefühle hier zur Schau, denn es ist Mode am Rhein, die Flitterwoche mit einer Dampfschifffahrt zu beginnen, und auch manches verstohlene Rendezvous wird hier eingeleitet. Von allen meinen Umgebungen kannte ich Niemanden, außer den Rhein. Was brauchte ich noch mehr, ich grüßte seine Fluthen, seine Ufer, seine Berge, ich grüßte auch seine Burgen und vor allen freundlich die Markusburg. Und war ich recht entzückt, da sehnte ich mich wohl nach einer mich verstehenden Seele. Wäre Hellfeld doch da gewesen! Wie? ich fühle Sehnsucht nach ihm, und keine Liebe? —

Bei Boppart dachte ich des Emser Todten, es war ja sein Geburtsort; den Gottesacker sieht man vom Rhein aus, die Todten in Boppart haben schöne Gräber. Ein Leichenzug bewegte sich den Berg hinan, ist es vielleicht die Schwester, die man begräbt? oder die Mutter, die die beiden Kinder nicht überleben konnte? Dem blassen

Jüngling, der so sanft entschlief, weinte ich eine Thräne, und dachte dabei an den, der ihn mit begraben.

Da tönte die Glocke des Dampfschiffes zum Ufer hinüber, und vom Ufer stieß ein Boot ab, neue Passagiere bringend. Unter ihnen glaubte ich eine bekannte Gestalt zu sehen — es war Hellfeld!!

Als meine Eltern mich in die Arme schlossen, freuten sie sich von Herzen über meine Rückkehr, und auch über die Rückkehr meiner Gesundheit.

Ich hatte ihnen viel zu erzählen, von Ems, von Onkel und Tante — und von meinem Herzen — das letztere kam aber auch ganz zuletzt, zögernd und erröthend gestand ich, daß ich Braut sei, wenn sie den Segen gäben, und Hellfeld trat herein.

Das war eine große Freude, aber in der Freude selbst durchzuckte mich ein Weh, es war die Narbe meiner tiefen Wunde, denn ein großer Schmerz vergißt sich nie!

Amalie Winter.

Notizen.

[Philosophie für Frauen.]

„Brief an eine Dame über die Hegel'sche Philosophie." Dies ist der Titel einer kleinen Schrift von Dr. Karl W. E. Mager (Berlin bei Morin), welche den Zweck hat, dem Sinne der Frauen die Kreise des philosophischen Denkens, zumal der Hegelschen Lehre, zu erschließen; — ein Zweck, den die geist- und gemüthvolle Schrift gar wohl zu erreichen im Stande ist. Wenn eine philosophische Doctrin unter den Erscheinungen des wissenschaftlichen Lebens wirklich eine Nothwendigkeit der Zeit ist, so muß sie mit den Radien ihrer Wirkung auch bis in den Schooß der Familien, bis in das Gemüth der Frauen hineinreichen können. So war es mit der Kant'schen, der weitgreifendsten, zu ihrer Zeit einflußreichsten Philosophie in Deutschland. Nach ihr und in ihrem Sinne dachte man über Staat und Kirche, predigte man und erzog Kinder, liebte und haßte man, schloß Freundschaften und Ehebündnisse, sei's mit oder ohne Bewußtsein. Hier kommt nun ein Hegel'scher Philosoph, ein Mann, der in literarischen Studien sich mit Geist und Herz bisher bewegte, — Dr. Mager schreibt eine Geschichte der modernen französischen Literatur; unsere Leser kennen von ihm den Aufsatz über Thiers und Mignet — um den Frauen die Sphäre des philosophischen Denkens unserer Zeit zu eröffnen. Was sich gegen die Theilnahme von weiblicher Seite sagen ließe, hat Hegel selbst geäußert. „Frauen — sagte der große Philosoph — können wohl gebildet sein, aber für die höhern Wissenschaften, die Philosophie und für gewisse Productionen der Kunst, die ein Allgemeines fordern, sind sie nicht gemacht. Frauen können Einfälle, Geschmack, Zierlichkeit haben, aber das Ideale haben sie nicht. Die Bildung der Frauen geschieht, man weiß nicht wie, gleichsam durch die Atmosphäre der Vorstellung, mehr durch das Leben als durch das Erwerben von Kenntnissen, während der Mann seine Stellung nur durch die Errungenschaft des Gedankens und durch viele technische Bemühungen erlangt." Hiergegen ist zu erwidern, daß in der „Atmosphäre der Vorstellung" das ganze gesammte praktische Leben schwebt. Aus dem Bereich der Vorstellungen tritt weder die praktische Wissenschaft, noch das Staats- und Völkerleben, noch das Dasein des Individuums für sich und in der Familie heraus. Die Philosophie hat betrachtend dies alles zu begleiten, um das Wesen in der Erscheinung zu finden. Den Frauen eine Brücke des Verständnisses der Philosophie bauen ist also nur in eben dem Maaße schwer, als es schwer aber nothwendig ist, die Gedankenresultate des Systems dem Leben des Tages überhaupt zu vindiciren und nutzbringend in die Kreise des praktischen Daseins einzuführen. Dieser Versuch, die Hegel'sche Lehre zu popularisiren, ist von Mager mit Geist, Gemüth und Lebendigkeit der Darstellung geschehen. Die Schrift ist nicht blos Frauen, sie ist jedem zu empfehlen, der sich den Kreisen dieser Philosophie nicht unmittelbar genähert hat.

[Gutenbergs-Münze.]

In der Berliner Medaillen-Münze des Herrn G. Loos wird eine Denkmünze auf die Errichtung des Gutenberg'schen Denkmals in Mainz gearbeitet. Sie ist, unter Thorwaldsen's eigner Leitung und Aufsicht, von H. Lorenz in Rom ausgeführt. Sie wird von ziemlichem Umfange sein, in engl. Bronze geprägt kostet sie $1\frac{1}{3}$ Thlr., in Silber 5 Thlr. Sie zeigt auf der Hauptseite die Abbildung der von Thorwaldsen modellirten Statue Gutenberg's, auf der Kehrseite eines der von demselben erfundenen und modellirten Basreliefs, mit welchen das Postament der Statue geziert wird. Man erblickt auf demselben Gutenberg, das Setzbret vor sich, mit dem Satze einer Schrift beschäftigt, wie er dem aufhorchenden Faust die Vortheile der neuen Erfindung zeigt. Faust hat eine zum Holzschnitt bestimmte Drucktafel in Händen.

[Eine galante Episode im engl. Unterhause.]

Im Unterhause machte neulich der Antrag des Hrn. Berkeley wegen Zulassung der Damen zu den Galerien des Unterhauses eine ergötzliche Episode, welche jedoch mit großem Gelächter und ohne sonstigen Erfolg geschlossen wurde. Man würdigte den Vertreter der weiblichen Rechte kaum einer Gegenrede. Ein galanter Capitain, Hr. Chetwynd, brach ebenfalls eine Lanze für die Damen. Er äußerte, die Anwesenheit der Damen würde die Decenz befördern, Unsinn und Grobheit aus den Discussionen entfernen. „Wenn wir, äußerte der Antragsteller, „einen Blumenstrauß in unser Zimmer stellen, finden wir nicht, daß die Luft dadurch aromatischer und süßer wird?" (Man antwortete mit lautem Gelächter; jemand sagte: ja, aber auch schläfriger!) „Will sich das Haus der Gemeinen vom Hause der Lords in ritterlicher Courtoisie beschämen lassen?" Auch dies erweckte Gelächter unter den materiellen Beefsteaksnaturen des Unterhauses. Die Motion fiel natürlich durch; das Haus hat mehr zu thun, als solche süße Motionen zu berathen.

[Das Kaiserbuch von Georg Harrys.]

Diese bei Voigt in Weimar erschienenen Erinnerungen an Napoleon und die große Armee, von Georg Harrys zusammengestellt, sind meistens aus französischen Memoiren und Flugschriften geschöpft. Man hat hier so ziemlich alles beisammen, was in kleinem Umfang zur Feier Napoleon's geschrieben ist. Die interessantesten Piecen sind: die Cocarde des Kaisers, von Soulié, und: Capitain Arnaud, von Alfred de Vigny. Sehr reichhaltig ist der Anekdotenschatz des Buches.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, I. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Petersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Petersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 8 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieler, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micromètriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Frauenhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. G. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, I. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.


Princeton University Library
32101 064167891

